ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE

# Rechtsextremismus nach 1945

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

# Rechtsextremismus nach 1945

Archiv für Sozialgeschichte | 63. Band | 2023

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von
Claudia Gatzka, Kirsten Heinsohn, Thomas Kroll, Anja Kruke,
Philipp Kufferath, Friedrich Lenger, Ute Planert,
Dietmar Süß, Meik Woyke

Schriftleitung: Wenzel Seibold

Mitherausgeber dieser Ausgabe: Knud Andresen, Thomas Großbölting

DIETZ

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Claudia Gatzka, Kirsten Heinsohn, Thomas Kroll, Anja Kruke, Philipp Kufferath, Friedrich Lenger, Ute Planert, Dietmar Süß, Meik Woyke

Schriftleitung: Wenzel Seibold

Mitherausgeber dieser Ausgabe: Knud Andresen, Thomas Großbölting

Redaktionsanschrift:
Friedrich-Ebert-Stiftung
Archiv für Sozialgeschichte
Dr. Philipp Kufferath
Godesberger Allee 149, 53175 Bonn
Tel. 02 28 / 8 83 80 57
E-Mail: afs@fes.de

Herausgeberin und Verlag danken Herrn Martin Brost für die finanzielle Förderung von Bearbeitung und Druck dieses Bandes.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Informationen in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Informationen sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-8012-4295-4
ISSN 0066-6505

Copyright © 2023 by
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH,
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlaggestaltung: Jens Vogelsang, Aachen
Umschlagfoto: Parkwächter beim Versuch, Hakenkreuz-Schmierereien vom Kriegerdenkmal im Berliner Lietzenseepark zu entfernen, Januar 1960
Rechte: Archiv der sozialen Demokratie/Friedrich-Ebert-Stiftung
Satz: SMASHDOCs mit SRZ
Druck und Verarbeitung: Westermann Druck Zwickau GmbH

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2023

# Inhalt

## RAHMENTHEMA: RECHTSEXTREMISMUS NACH 1945

**Gesellschaftsgeschichte der extremen Rechten**
***Konturen eines Forschungsfeldes***
Knud Andresen/Thomas Großbölting/Kirsten Heinsohn | 9

**Umkämpfte Zahlen**
***Aktivisten, Demoskopen, Politiker und die Transformation des »Rechtsextremismus« um 1980***
Janosch Steuwer | 27

**Die extreme Rechte in Italien**
***Von den 1970er-Jahren bis heute***
Massimiliano Livi | 61

**»Kein Volk, kein Reich, kein Schönhuber!«**
***Das lange Echo des bundesdeutschen Umgangs mit den Republikanern***
Moritz Fischer | 93

**Hans-Michael Fiedler und seine »Nationale Bildungsarbeit«**
***Ein akteurszentrierter Zugriff auf Kaderschulungsprozesse der radikalen Rechten***
Katharina Trittel | 119

**Der »Reichstag zu Flensburg« am 23. Mai 1975**
***Wendepunkt der extremen Rechten und selbst ernannter »Reichsbürger« zur Delegitimierung der Bundesrepublik***
Sebastian Lotto-Kusche | 143

**Rassistische Gewalt in der späten DDR**
***Ereignisketten und soziale Kontexte an einem Beispiel aus Sachsen***
Johannes Schütz | 173

**»Die Stellung zum Sex wird immer mehr zu einer klaren politischen Trennungslinie«**
***Der Kampf der bundesdeutschen Rechten gegen die »Pornowelle« um 1969***
Sebastian Bischoff | 193

**Schönhubers Fanpost**
***NS-Vergangenheit, populistische Wut und antisemitisches Ressentiment vor den Republikanern***
Maik Tändler | 223

**»Antifaschistische Erziehung« im Westen**
***Pädagogische Antworten auf die Konjunktur des Rechtsextremismus in den späten 1970er-Jahren***
Ulrike Löffler | 255

**»Graue Wölfe« in der Bundesrepublik Deutschland**
***Gemeinsame Reaktionen linker türkeistämmiger Migrant*innenorganisationen und deutscher Gewerkschaften bis 1980***
Caner Tekin | 287

**Teilhabe, Sicherheit – Rechtsextremismus?**
***Motive, Akteur*innen und Kontroversen der bundesdeutschen Initiativen »Ausländer in die Polizei« (1979–2013)***
Stefan Zeppenfeld | 311

**Der Anti-Nazi**
***Kurt Hirsch, die »Demokratische Aktion«/»Pressedienst Demokratische Initiative« und ihr Kampf gegen die extreme Rechte, 1968–1983***
Yves Müller | 337

DOKUMENTATION – ANALYSE – KRITIK

**Rassistisches Wissen 1978–1983**
***Der vergessene migrantische Beitrag zur frühen Rechtsextremismusforschung***
Vojin Saša Vukadinović | 365

**Santiago Carrillo's First Coup?**
***The Formation of the »Juventudes Socialistas Unificadas« in Spain and Its International Context, 1933–1936***
Frank Schauff | 387

**Massenbewegungen der Arbeiterschaft im Ersten Weltkrieg**
***Der Aprilstreik 1917***
Benjamin Ziemann | 435

**Verfassungen als Revolutionsgeschichten**
***Zur Legitimation konstitutioneller Herrschaft in Frankreich, 1814–1851***
Fabian Rausch | 463

FORSCHUNGSBERICHTE UND SAMMELREZENSIONEN

**Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten**
***Teil 2: Handlungen und Wirkungen***
Dominik Rigoll / Laura Haßler | 491

**Historizing Race or Racializing History?**
***Notes on a Problematic Tendency in the Analysis of Racism, Being Simultaneously a Review of a Six-Volume ›Cultural History of Race‹***
Wulf D. Hund | 547

**Wasserressourcen als umkämpftes Gut**
***Forschungen zu Wassersicherheit im 19. und 20. Jahrhundert***
Anna Corsten | 589

**Summaries** | 623

**Résumés** | 631

**Rezensierte Bücher** | 641

**Die Autorinnen und Autoren des Bandes** | 645

RAHMENTHEMA:

# Rechtsextremismus nach 1945

KNUD ANDRESEN / THOMAS GROSSBÖLTING / KIRSTEN HEINSOHN

# Gesellschaftsgeschichte der extremen Rechten

Konturen eines Forschungsfeldes

Wer zur Jahresmitte 2023 die Entwicklung von politischem Denken und parteipolitischen Strukturen extremer Rechter in Deutschland beobachtete, hatte Anlass zur Sorge: Im Sommer 2023 gewannen erstmals Vertreter der »Alternative für Deutschland« (AfD) kommunale Spitzenämter. Im thüringischen Landkreis Sonneberg stellten die Rechtspopulisten den Landrat, im sachsen-anhaltischen Raguhn-Jeßnitz den hauptamtlichen Bürgermeister. Sowohl strukturell wie auch inhaltlich radikalisierte sich die AfD immer stärker, was sich unter anderem darin zeigte, dass die verschiedenen Sicherheitsbehörden zunehmend aktiv wurden: In Thüringen wird die AfD vom Landesverfassungsschutzamt beobachtet und als rechtsextreme Gruppe eingeschätzt, in Sachsen-Anhalt gilt die Partei als Verdachtsfall. Das Bundesamt für Verfassungsschutz hat die gesamte Partei bereits 2022 als rechtsextremistischen Verdachtsfall eingestuft. Wahlumfragen hingegen zeigten die Partei im Aufwind: »Wen würden Sie wählen, wenn am Sonntag Bundestagswahl wäre?« – in den Umfragen verschiedener Meinungsforschungsinstitute reichten die Ergebnisse bis an die Zustimmungswerte der ehemaligen Volksparteien heran. Zugleich aber lehnte laut Zahlen der Demoskopen eine Mehrheit der Bundesbürger:innen eine Regierungsbeteiligung der AfD ab.[1] Wie lassen sich diese gegensätzlichen Positionen erklären? Oder sind es womöglich gar keine Gegensätze, sondern Abbildungen von unterschiedlichen Interessen – angekündigtes Protestwahlverhalten von »Wutbürgern« einerseits, Interesse der Mehrheit an stabilen Regierungen andererseits?

Erneut entbrannte die Debatte um den Umgang mit AfD-Vertreter:innen in Parlamenten und ihren Wähler:innen.[2] Dabei wurden und werden durchaus widersprüchliche Forderungen in Politik und Medienöffentlichkeit verhandelt: Ist eine »Brandmauer«, sprich: eine möglichst rigorose Abgrenzung gegen AfD-Politiker:innen der Erfolg versprechende Weg? Wenn ja, wie lässt sich dieses Konzept auf den verschiedenen Ebenen des politischen Geschäfts praktizieren? Und: Wie umgehen mit den kleinen, aber nicht unerheblichen Teilen der Gesellschaft, die die AfD wählen oder sich ihren Positionen verbunden fühlen? »Die Menschen« sollten mehr »mitgenommen werden« von »der Politik«, fordern die einen, »klare Kante gegen rechts« – auch hinsichtlich der von Rechtsextremen gepflegten Aufregerthemen wie Migration, Gendern, Klimaschutz – die anderen. Rechtsextreme Äußerungen nicht einfach zu akzeptieren, sondern sprachlich und politisch dagegenzuhalten, ist hierbei eine Forderung, die nicht allein an die politischen Repräsentant:innen gestellt, sondern als zivilgesellschaftliche Aufgabe definiert wird.

Wie diese Beobachtungen zu deuten sind, ist sowohl in den Feuilletons wie auch in den wissenschaftlichen Debatten umstritten: Politisch wurden die jüngs-

1 Vgl. »Mehrheit lehnt künftige Regierungsbeteiligung der AfD ab«, in: Die ZEIT online, 4.8.2023, URL: <https://www.zeit.de/news/2023-08/04/mehrheit-lehnt-kuenftige-regierungsbeteiligung-der-afd-ab> [8.8.2023].

2 Ist die »Brandmauer gegen rechts« gescheitert?, Tagesschau, 26.6.2023.

ten Entwicklungen und insbesondere das Einrücken von AfD-Politiker:innen in kommunale Spitzenämter sogar als »Dammbruch« mit schwer steuerbaren Folgen eingeordnet, die an die politische Polarisierung in den USA erinnerten.[3] Aus soziologischer Perspektive wurde diese Metapher zurückgewiesen: Es seien mittel- und langfristig wirkende soziale Verschiebungen und vor allem Erfahrungen mangelnder Anerkennung und Abwertung, so der Soziologe Klaus Dörre. Insbesondere in den östlichen Bundesländern »fühlen sich viele gleich dreifach abgewertet: als Arbeiter, als Ossi, als Mann«.[4] Einschneidende Veränderungen in der politischen Kultur seien bereits früher erfolgt, als nämlich die AfD die »kulturelle Hegemonie in weiten Teilen des ländlichen Ostens errungen« habe. Dabei seien extrem rechte Ansichten kein »Alleinstellungsmerkmal des Ostens«, sondern in der ganzen Bundesrepublik zu finden. Nur der gesellschaftliche Resonanzraum für diese Ansichten sei offener, nicht zuletzt, weil Wirtschafts- und Energiepreisentwicklungen in bestimmten Regionen weitreichende Transformationen mit sich bringen, aus denen Ängste vor dem Verlust von Arbeitsplätzen und Lebensqualität entstehen. Auch sei die strukturelle Lohnungleichheit zwischen Regionen ein wichtiger Faktor, um rechtspopulistische Einstellungen erklären zu können. Zwar sei in den Betrieben, den Gewerkschaften und auch den Unternehmensführungen noch klar eine Abwehr extrem rechter Meinungen zu erkennen, doch sei dies keine Garantie, dass Rechtspopulismus im Privaten und in der Gesellschaft nicht weiter anwachse.

Vergleicht man das Agieren der extremen Rechten in der Bundesrepublik mit entsprechenden Entwicklungen in den europäischen Nachbarländern, dann gewinnen viele der oben beschriebenen Phänomene auf erschreckende Weise Normalität: In zahlreichen europäischen Nationalstaaten haben die extreme Rechte und ihr rechtspopulistisches Umfeld in den vergangenen Jahren Erfolge für sich verbuchen können: Schweden, Finnland, Slowakei, Griechenland, Österreich, auch in Spanien und Frankreich sind rechte Parteien und ihr Umfeld auf dem Vormarsch. Nicht nur in Ungarn regieren Viktor Orbán und seine rechtsnationale Fidesz-Partei seit 2014 mit dem Konzept der »illiberalen Demokratie«, sondern auch in Italien ist seit 2022 mit Giorgia Meloni eine Ministerpräsidentin in der Verantwortung, deren Partei »Fratelli d'Italia« im Faschismus Mussolinis verwurzelt ist. Diskussionen um mögliche »Brandmauern« sind in den europäischen Nachbarstaaten unter anderen Begrifflichkeiten geführt und mit unterschiedlichen Ergebnissen politisch praktiziert worden – von einer seit 1992 betriebenen und bislang durchgehaltenen strikten Abgrenzung gegen den »Vlaams Blok« im flämischen Teil Belgiens bis hin zu wahltaktisch motivierten Koalitionssondierungen der spanischen konservativen Volkspartei »Partido Popular« gegenüber den Rechtspopulisten der Vox-Partei.[5]

Die verschiedenen Erklärungsansätze für den Erfolg der AfD in Deutschland, aber auch für den Aufstieg und die Etablierung rechtspopulistischer Parteien in Europa argumentieren oftmals eindimensional, vor allem aktualistisch, und wir-

3 Kretschmer über das AfD-Hoch: »In diesem Land gerät etwas ins Rutschen«, in: Der Tagesspiegel, 3.7.2023.

4 Interview von Florian Diekmann mit Klaus Dörre, in: Der SPIEGEL, 4.7.2023. Ähnlich argumentiert Wilhelm Heitmeyer: »Verkürzt und naiv, das einfach als Protestwahl zu verharmlosen«, in: Süddeutsche Zeitung, 9.7.2023.

5 Quo vadis, Europa? Tanz um ein Tabu, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.8.2023, S. 3.

ken daher eigentümlich kurzatmig. Gerade deswegen verweisen sie aber auf das Potenzial einer gesellschaftshistorischen Analyse. Monokausale Erklärungen sind offensichtlich nicht geeignet, die rechtspopulistischen und/oder rechtsextremen Tendenzen in der bundesdeutschen Gesellschaft verstehen zu können. Auch ist es historisch nicht neu, dass es diese Tendenzen gibt – vielmehr haben sich die politischen Ausdrucksformen des Rechtsextremismus sowie die Regeln des Diskurses in den Jahrzehnten seit 1945 gewandelt, wie Untersuchungen zu den »neuen Rechten« belegen.[6] An diesem Punkt setzt der aktuelle Band des Archivs für Sozialgeschichte an: Wir plädieren für eine Gesellschaftsgeschichte des Rechtsextremismus, weil mit dieser sozial-, politik- und kulturwissenschaftlich unterfütterten Perspektive die vielfältigen Faktoren, die zum Aufkommen und zum Abflauen rechtsextremer Tendenzen und Phänomene führen, sichtbar werden. Eine Gesellschaftsgeschichte der extremen Rechten sollte die historisch differenten Erscheinungsformen dieses politischen Feldes ebenso analysieren wie den Wandel seiner sozialen Basis. Eine Gesellschaftsgeschichte berücksichtigt die soziokulturelle Einbettung der extremen Rechten ebenso wie Begriffs- und Diskursverschiebungen im Wandel der Zeit und sie untersucht ökonomische Transformationen und Strukturbrüche ebenso als Ursache für Aufschwünge und Niedergänge des Rechtspopulismus wie damit verbundene Erfahrungen von Ausgrenzungen und Abwertungen.

Im Sinne einer pluralen Geschichtswissenschaft erscheint es zudem notwendig, die Geschichte der extremen Rechten nicht allein wissenschaftlichen Expert:innen zu überlassen, sondern die Perspektive derjenigen einzubeziehen, die von Rechtsextremen bedroht und angegriffen werden, sowie derjenigen, die sich für den Schutz dieser Menschen einsetzen. Gerade dieses Wissen hat in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen: Es waren die von rechter Gewalt Betroffenen und ihre Unterstützer:innen, die zentrale Informationen und Erkenntnisse über rechte Netzwerke und deren Gewaltbereitschaft gesammelt haben und die erst nach zu vielen Gewalt- und Tötungsdelikten Gehör fanden.[7] Vojin Saša Vukadinović stellt im vorliegenden Band dazu Analysen des Rassismus sowie rechtsextremer Einstellungen vor, die schon zu Beginn der 1980er-Jahre erschienen sind und die aus der Feder von Wissenschaftlern stammten, die nicht in Deutschland geboren worden waren. Haris Katsoulis, Badi Panahi und Georgios Tsiakolos untersuchten Alltagsrassismus in Deutschland und stellten damit – so Vukadinović – bereits früh weiterführende Erkenntnisse zum »rassistischen Wissen« in der bundesdeutschen Gesellschaft zur Verfügung, die allerdings nicht rezipiert worden seien. Aus einer gesellschaftshistorischen Sicht sind diese Bücher und ihre nicht erfolgte Rezeption unter anderem (aber nicht nur) als Indikatoren für die mangelnde Anerkennung

6 *Volker Weiß*, Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes, Stuttgart 2017; *Gideon Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland. 1949 bis heute, Darmstadt 2012; *Fabian Virchow/Martin Langebach/Alexander Häusler* (Hrsg.), Handbuch Rechtsextremismus, Wiesbaden 2017.

7 Auf der Autor:innentagung des AfS im Herbst 2022 haben Ulli Jentsch vom »Antifaschistischen Pressearchiv und Bildungszentrum Berlin e. V.« und Judith Porath für die Gruppe »Opferperspektive e. V.« diese Perspektiven und die aktuellen Herausforderungen, vor denen diese Initiativen stehen, eingebracht. Vgl. auch Opferperspektive e. V. (Hrsg.), Rassistische Diskriminierung und rechte Gewalt. An der Seite der Betroffenen beraten, informieren, intervenieren, Münster 2015 (zuerst 2013).

der Perspektive von »Betroffenen« von Interesse.[8] Hier wiederholt sich offenbar der lange Kampf um Anerkennung von Wissen und Erfahrungen, den auch schon Wissenschaftler:innen ausgefochten haben, die aus jüdischer Perspektive auf die Zeit des Nationalsozialismus und die Shoah blickten.[9] Inzwischen, mit dem nachhaltigen Wandel der Erinnerungskultur in Deutschland seit den 1980er-Jahren, gilt die Berücksichtigung der Erfahrungen von Opfern von Verfolgung als unabdingbar für eine angemessene zivilgesellschaftliche Auseinandersetzung mit deutscher Geschichte und auch in der Geschichtswissenschaft sind die Werke von Raul Hilberg oder Saul Friedländer mittlerweile Standard. Aber noch vor wenigen Jahren mussten Forscherinnen wie Maria Alexopoulou daran erinnern, dass die wissenschaftliche Zeitgeschichte die Entwicklung des Rassismus in Deutschland nach 1945 nicht im Blick hatte: Wo Minderheiten kontinuierlich Erfahrungen von rassistischer Diskriminierung und Gewalt machten, da gab es dennoch deutliche Zäsuren in der Wahrnehmung dieser Erfahrungen in der bundesdeutschen »Mehrheitsgesellschaft«.[10]

Die Gesellschaftsgeschichte der extremen Rechten in Deutschland seit 1945 zu erforschen, beinhaltet allerdings mehr als eine notwendige Rassismusforschung. Ebenso unabdingbar sind sozial- und politikhistorische Analysen der sozialen Basis extrem rechter Gruppen, kulturhistorische Untersuchungen von Praktiken rechtsextremer Gewalt oder sozialwissenschaftliche Daten zu ökonomischen Trends und ihren Folgen – eine Gesellschaftsgeschichte muss bewusst multiperspektivisch arbeiten und dabei eine Vielfalt von gesellschaftlichen Prozessen und Erscheinungen in den Vordergrund stellen. Soziologische und politikwissenschaftliche Untersuchungen des Phänomens extreme Rechte aus den vergangenen Jahrzehnten sind dabei eher Quellen als Forschungsgrundlage, insofern diese das jeweils zeitgenössisch vorhandene gesellschaftliche Wissen (oder auch: Nicht-Wissen) und entsprechende Deutungen präsentieren.

Die extreme Rechte in der Bundesrepublik und im vereinigten Deutschland wurde aus geschichtswissenschaftlicher Sicht lange Zeit nur wenig beleuchtet. Eingängige Erzählungen über die Erfolgsgeschichte einer »geglückten Demokratie«[11] legten nahe, dass das rechtsextreme Milieu eher eine vernachlässigbare Erscheinung war, eher ein Andauern nazistischer Restbestände in einem politisch und gesellschaftlich isolierten Milieu als eine ernsthafte Bedrohung der bundesrepublikanischen politischen Kultur. Insbesondere bei der Frage nach Kontinuitäten von Führungsgruppen galt die Integration ehemaliger Nationalsozialisten als »Belas-

8 Vgl. den Beitrag von Vojin Saša Vukadinović in diesem Band.

9 Ein »Höhepunkt« dieser Anerkennungsdebatte war sicherlich: *Martin Broszat/Saul Friedländer*, Um die »Historisierung des Nationalsozialismus«. Ein Briefwechsel, in: VfZ 36, 1988, S. 339–372.

10 *Maria Alexopoulou*, Blinde Flecken innerhalb der zeithistorischen Forschung in Deutschland. Eine Antwort auf Martin Sabrows Kommentar »Höcke und Wir«, in: Zeitgeschichte-online, Februar 2017, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/kommentar/blinde-flecken-innerhalb-der-zeithistorischen-forschung-deutschland> [11.7.2023]; *dies.*, Vom Nationalen zum Lokalen und zurück? Zur Geschichtsschreibung in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland, in: AfS 56, 2016, S. 463–484. Allein in den Jahren 1990 bis 2017 wurden 183 Menschen durch rechte Gewalt in Deutschland getötet, Angabe nach URL: <https://opfer-rechter-gewalt.de/home/> [11.7.2023].

11 *Edgar Wolfrum*, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Bonn 2007.

tungsgeschichte«[12] (Axel Schildt) mit schlechtem Beigeschmack und wurde gleichwohl als Erfolg gewertet – das rechtsextreme Milieu wurde zunehmend an den gesellschaftlichen Rand gedrängt, eine zu große Nähe war für eine berufliche, gesellschaftliche oder politische Karriere zunehmend hinderlich. Gideon Botsch hat 2012 jedoch darauf hingewiesen, dass die Isolierung der »nationalen Opposition«, wie er die Gruppen nannte, häufig anlassbezogen und diskontinuierlich verlief. Er forderte für zukünftige Forschungen, die extreme Rechte zeitgeschichtlich nicht als Ausnahmeerscheinung, sondern als Teil der »politischen Kultur« zu analysieren.[13]

Bisher waren allerdings eher die Politik- und die Sozialwissenschaft Hochburgen der Forschungen zur extremen Rechten, während sich die Geschichtswissenschaft zurückhielt.[14] In den vergangenen Jahren ist hier eine deutliche Umkehr zu beobachten, die sicherlich befeuert wurde durch die Aufdeckung der Mordserie des NSU, den Aufstieg der AfD und einen weltweiten Trend zu autoritären und rechtspopulistischen Politiken. Hierbei ist aus zeitgeschichtlicher Sicht wichtig zu fragen, ob sich hier Neues zeigt oder Altes wiederbelebt wird: Der Historikertag 2018 in Münster markierte für die historische Zunft diesen Wechsel anschaulich. In Panels und Keynotes wurde die lange Abstinenz der deutschen Zeitgeschichtsforschung zu Fragen nach Rassismus und Rechtsextremismus festgestellt und beklagt. Kurz darauf erschien mit »Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus«[15] eine erste geschichtswissenschaftliche Bestandsaufnahme. Mit dem Kooperationsprojekt »Die Radikale Rechte in Deutschland, 1945–2000« des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien und des Leibniz-Zentrums für Zeithistorische Forschung wie auch dem an der Hamburger Forschungsstelle für Zeitgeschichte (FZH) gestarteten Vorhaben »Hamburg rechtsaußen. Rechtsextreme Gewalt- und Aktionsformen in, mit und gegen städtische Gesellschaft 1945 bis Anfang der 2000er Jahre« ist ein größerer Forschungsschub zu erwarten.[16]

Noch ist das Feld jedoch geschichtswissenschaftlich offen und wenig vermessen; eine Vielzahl unterschiedlicher Fragen ist zu berücksichtigen: Ist eine Auseinandersetzung mit rechtsextremen Einstellungen auch eine Nachgeschichte des Nationalsozialismus, wie die vielen Behörden- und Parlamentsforschungen zu ehemaligen NSDAP-Mitgliedern zumindest nahelegen? Oder verstellt die obsessive Besessenheit der extremen Rechten mit der NS-Geschichte der Forschung eher Erkenntniszugän-

12 *Axel Schildt*, Fünf Möglichkeiten, die Geschichte der Bundesrepublik zu erzählen, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 44, 1999, S. 1234–1244, wiederabgedr. in: *Frank Bajohr/Anselm Doering-Manteuffel/Claudia Kemper* u. a. (Hrsg.), Mehr als eine Erzählung. Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die Bundesrepublik, Göttingen 2016, S. 15–26.

13 *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland, S. 140.

14 Frühe Arbeiten dazu stammen von *Lutz Niethammer*, Angepaßter Faschismus. Politische Praxis der NPD, Frankfurt am Main 1969, und *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Rechtsradikalismus. Randerscheinung oder Renaissance?, Frankfurt am Main 1980 (akt. Neuausgabe unter dem Titel: Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Voraussetzungen, Zusammenhänge, Wirkungen, Frankfurt am Main 1989 und 1992).

15 *Norbert Frei/Franka Maubach/Christina Morina/Maik Tändler*, Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Berlin 2019.

16 Vgl. URL: <https://projekt.radikale-rechte.de/> [19.7.2023], sowie URL: <https://zeitgeschichte-hamburg.de/hamrea-hamburg-rechtsaussen-rechtsextreme-gewalt-und-aktionsformen-in-mit-und-gegen-staedtische-gesellschaft-1945-bis-anfang-der-2000er-jahre.html> [3.8.2023].

ge, die sich vor allem an aktuellen gesellschaftlichen Spannungen orientieren? Geht es eher um eine Geschichte des Politischen im engeren Sinn oder versprechen kultur- und mentalitätshistorische Ansätze mehr Gewinn? Ist es sinnvoll, sich auf die Organisationen zu konzentrieren oder doch mehr auf rechtsextreme, rassistische und autoritäre Einstellungen, die auch in Parteien, Gewerkschaften und Kirchen wirken?[17] Bereits aus diesen wenigen Spannungsfeldern wird deutlich, dass für eine Gesellschaftsgeschichte die Konzentration auf Organisationen und das rechte Milieu ebenso wenig ausreichend wäre wie eine ins scheinbar Unendliche reichende Untersuchung von Einstellungen, Äußerungen oder erinnerungspolitischen Einstellungen in der gesamten Gesellschaft.

Einen neueren Versuch zur Strukturierung beziehungsweise Historisierung des Phänomens unternehmen Laura Haßler und Dominik Rigoll in ihrem Forschungsbericht.[18] In ihrem ersten Teil aus dem Jahr 2021 präsentierten sie »Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten« mit einem Fokus auf Ansätze zur Erforschung des Feldes sowie Studien zu Akteur:innen und Praktiken von der Weimarer Republik bis etwa 1990. Ihr strukturierender Zugriff geht von einer Relektüre und Neubelebung der kritischen Nationalismusforschung aus, da im Bezug auf die Nation als Letztbegründung des politischen Handelns das gemeinsame Element aller rechten, rechtspopulistischen und auch rechtsextremen Bewegungen gesehen wird. Damit wäre zugleich die Frage eröffnet, wie sich Nationalismus, nationale Bewegungen und nationalistische Politik nach 1945 in Deutschland entwickelt haben – offensichtlich waren diese nicht mit der Kapitulation 1945 verschwunden. Aber wo und wie tauchten diese wieder auf, gründeten sich neu oder passten sich an veränderte Zeitumstände an?

Im zweiten Teil ihres Überblicksartikels im vorliegenden Band steht am Anfang die Frage nach dem Zusammenhang von Rassismus und rechten Bewegungen, bevor Studien vorgestellt werden, die die Historisierung des deutschen Nationalismus seit 1945 in den Blick nehmen, darunter Untersuchungen zur National-Demokratischen Partei in der DDR und zur NPD in der Bundesrepublik, zu einzelnen Personen aus der rechten Szene oder zur internationalen Vernetzung der Rechten, außerdem zur Gewaltgeschichte. Abschließend werden gegenwartsnahe Analysen aus den Sozial- und Politikwissenschaften auf ihre Erkenntnisse für eine Historisierung rechtsextremer Bewegungen befragt. Einen zentralen Vorteil ihres nationalismushistorischen Zugriffs sehen die beiden Autor:innen vor allem darin, inter- und transnationale Vergleiche ähnlicher Phänomene zu ermöglichen, auch über Epochenbrüche hinweg. Dies ist allerdings noch eine große Forschungslücke. Dennoch zeigt der Forschungsbericht eindrücklich, dass es schon wichtige Bausteine zur Geschichte der extremen Rechten in Deutschland nach 1945 gibt, diese Studien aber vor allem dann ertragreich sind, wenn sie mit einer aktualisierten Frage nach Anpassung und Nutzung des Nationalismus als gemeinsamer Integrationsformel der extremen Rechten konfrontiert werden.[19]

---

17 *Wolfgang Schroeder/Samuel Greef/Jennifer Ten Elsen* u. a., Einfallstor für rechts? Zivilgesellschaft und Rechtspopulismus in Deutschland, Frankfurt am Main/New York 2022.

18 *Dominik Rigoll/Laura Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten. Teil 1: Ansätze und Akteur*innen, in: AfS 61, 2021, S. 569–611.

19 Vgl. den Beitrag von Dominik Rigoll und Laura Haßler in diesem Band.

## I. Worüber zu sprechen ist – Begrifflichkeiten

Janosch Steuwer beschreibt in diesem Band, wie eine demoskopische Studie aus dem Jahr 1981 unter dem Label »Rechtsextremismus-Studie« für öffentliche Aufmerksamkeit sorgte und lange Zeit den gesellschaftlichen Diskurs prägte. Er verdeutlicht die sozialwissenschaftliche Methodik, Kriterien für einen Fragenkatalog unter anderem aus explorativen Tiefeninterviews mit Angehörigen der extremen Rechten selbst zu gewinnen und diese dann anschließend – in enger Absprache mit den Auftraggebern aus dem Kanzleramt – zu »Statementgruppen« zu verdichten, die rund 7.000 erwachsenen Westdeutschen zur Beantwortung vorgelegt wurden. Damit war ein Raster vorgegeben, das helfen sollte, ein »rechtsextremes Weltbild« nachzuweisen und dessen Verteilung in der Bevölkerung statistisch zu errechnen. Die Studie, ihre Methodik und die Debatte um die Bewertung ihrer Ergebnisse stehen damit an einem wichtigen Wendepunkt in der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus in Westdeutschland: Es galt, rechtsextreme Meinungen und Weltbilder in allen gesellschaftlichen Bereichen zu untersuchen, hatte sich doch der Blick allein auf Wahlerfolge von rechtsextremen Parteien wie der NPD als zu verkürzt, ja oftmals als am eigentlichen Problem vorbeisehend erwiesen. Diese Neuausrichtung in Wissenschaft und Politik hatte viel mit den Transformationen des rechtsextremen Milieus seit den 1970er-Jahren selbst zu tun, war aber auch eine Reaktion auf die schlichte Feststellung, dass rechtsextremes Denken in weiten Teilen der bundesdeutschen Gesellschaft verankert war – ausdrücklich kein neues Phänomen, wie auch Janosch Steuwer meint, sondern eher eine neue Aufmerksamkeit für diese oft versteckt ausgedrückten Meinungen. Zugleich prägte die Studie die wissenschaftliche Debatte nachhaltig, indem sie den unscharfen Terminus »rechtsextremes Weltbild« einführte.[20]

Nach wie vor sind aber die Begriffe für das Phänomen vielfältig. Rechtsextremismus, Neofaschismus, Rechtsradikalismus, Neo-Nazismus, Neue Rechte und Radikalnationalismus tauchen in vielen Variationen auf, und es ist nicht immer einfach, auf den ersten Blick trennscharf die Unterschiede zu erkennen. In fast allen (wissenschaftlichen) Arbeiten wird versucht, den Gegenstand zu definieren und abzugrenzen. Seit den 1970er-Jahren hat sich in der (bundes-)deutschen Forschung »Rechtsextremismus« als Sammelbegriff etabliert, mit dem die vielen verschiedenen Gruppierungen und Szenen beschrieben werden, häufig auch als ›rechtsextremes Milieu‹ mit lebensweltlichen Zusammenhängen. Dieses Milieu ist fluide, mit Verbindungen zu konservativen und anderen nationalen Strömungen und häufiger auch an Lebensalter und Herkunftsorte gebunden.[21] Eine rein an programmatischen (Selbst-)Aussagen gebildete Definition scheint angesichts des

20 Vgl. den Beitrag von Janosch Steuwer in diesem Band.

21 Das zeigen die biografisch gefärbten Rückblicke auf die Jugend in den 1990er-Jahren in den neuen Bundesländern. *Daniel Schulz*, Wir waren wie Brüder, Berlin 2022; *Manja Präkels*, Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß, Berlin 2017, sowie Debatten um »akzeptierende Jugendarbeit« als Reaktion auf rechte Gewalt in den 1990er-Jahren. Vgl. *Lucia Bruns*, Jung, männlich, ostdeutsch, gewalttätig? Die Debatte um Jugendarbeit und rechte Gewalt seit den 1990er Jahren, in: APuZ 72, 2022, H. 49–50, S. 39–45; *Martin Langebach*, Rechtsextremismus und Jugend, in: *Virchow/Langebach/Häusler*, Handbuch Rechtsextremismus, S. 375–439.

häufig unbestimmten Zusammenhanges, unorganisierten Einzeltätern und der dynamischen Entwicklung schwierig, auch weil sich einzelne Gruppen untereinander scharf bekämpften. Der Aufstieg des Rechtspopulismus seit den 1990er-Jahren erfordert zudem neue Erklärungsansätze. Massimiliano Livi zeigt in diesem Band das Verwachsen rechtskonservativer und nationalistischer Politiken anhand der italienischen Entwicklung, als mit Silvio Berlusconi ein Erbe des kollabierenden alten Parteispektrums antrat, der mit einer vermeintlichen Anti-Politik die extreme Rechte aus ihrer politischen Isolation holte und bis in die Regierungsverantwortung führte.[22] In Deutschland markiert, neben lokalen Besonderheiten wie dem Erfolg der Schill-Partei in Hamburg 2001, besonders der Aufstieg der AfD seit 2013 die Sogwirkung, die ein Rechtspopulismus gerade auch für extrem rechte Organisationen und Strömungen hat.

Seit den 1970er-Jahren setzte sich »Rechtsextremismus« als Begriff vor allem von staatlichen und offiziellen Stellen als politischer Differenzbegriff durch und verdrängte sukzessive den vorher verbreiteten Begriff »Rechtsradikalismus«.[23] Staatliche Einrichtungen zielten damit auf Strömungen, die das repräsentativ-parlamentarische System ablehnen und nach autoritärer Ordnung in einer ethnisch homogenen Nation streben, daher im Sinne des Urteils des Bundesverfassungsgerichtes zum Verbot der »Sozialistischen Reichspartei« (SRP) 1952 verfassungsfeindlich sind.

In den Sozialwissenschaften etablierte sich in den Folgejahren »Rechtsextremismus« als zentraler forschungsleitender Begriff, wenn auch mit analytischen Nuancierungen, häufig als Rechtsextremismus-Forschung verstanden und nicht im Sinne einer Extremismus-Theorie. Richard Stöss definierte Ende der 1980er-Jahre den Begriff als »Demokratiefeindschaft« im Wesenskern und setzte ihn vom eher als Kampfbegriff verwendeten »Faschismus« ab, aber auch von einer Gleichsetzung mit linken Theorien, da die Ziele grundsätzlich unterschiedlich seien.[24] Der Politologe Hans-Gerd Jaschke charakterisierte Rechtsextremismus als

> »die Gesamtheit von Einstellungen, Verhaltensweisen und Aktionen, organisiert oder nicht, die von der rassisch oder ethnisch bedingten sozialen Ungleichheit der Menschen ausgehen, nach ethnischer Homogenität von Völkern verlangen und das Gleichheitsgebot der Menschenrechts-Deklarationen ablehnen, die den Vorrang der Gemeinschaft vor dem Individuum betonen, von der Unterordnung des Bürgers unter die Staatsräson ausgehen und die den Wertepluralismus einer liberalen Demokratie ablehnen«.[25]

Der Begriff konkurriert weiterhin mit einer Vielzahl von anderen, in der politischen Auseinandersetzung wie der sozialwissenschaftlichen Forschungsdebatte genutzten Bezeichnungen.[26] Als sozialwissenschaftlicher Analysebegriff hat er sich

22 Vgl. den Beitrag von Massimiliano Livi in diesem Band.

23 *Fabian Virchow*, Begriffe – Forschungsfelder – Kontroversen, in: *ders./Langebach/Häusler*, Handbuch Rechtsextremismus, S. 5–41, hier: S. 14.

24 *Richard Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik. Entwicklung – Ursachen – Gegenmaßnahmen, Opladen 1989, S. 18.

25 *Hans-Gerd Jaschke* (Hrsg.), Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Begriffe, Positionen, Praxisfelder, Wiesbaden 2001, S. 30.

26 *Markus Birzer*, Rechtsextremismus – Definitionsmerkmale und Erklärungsansätze, in: *Jens Mecklenburg* (Hrsg.), Handbuch deutscher Rechtsextremismus, Berlin 1996; *Alexander Häus-*

in der Forschung etabliert, wenn auch eher aus pragmatischen denn inhaltlichen Gründen: Einzelne Elemente, wie rassistische, antisemitische oder antiziganistische Einstellungen finden sich gewiss nicht nur im extrem rechten Milieu, sondern weit darüber hinaus. Der Politologe Samuel Salzborn unterscheidet im Rückgriff auf den Politikwissenschaftler Richard Stöss zwischen rechtsextremem Weltbild und rechtsextremen Einstellungen und nennt eine Vielzahl von Merkmalen, die auf rechtsextreme Einstellungen verweisen können.[27] Da die sozialwissenschaftliche Rechtsextremismusforschung seit den 1980er-Jahren verstärkt den Blick auf Einstellungen in der Gesellschaft richtete, die über das extrem rechte Milieu hinausgingen, waren es auch Erklärungsansätze für zeitweilige Wahlerfolge.

Aber allzu normative Definitionen erschweren das historiografische Arbeiten. Die Unterscheidung zwischen Weltbild und Einstellungen nützt möglicherweise wenig, wenn die Vergangenheitspolitik der 1950er-Jahre pauschal als rechtsextrem charakterisiert werden würde, trotz der erschütternd breiten Unterstützung für die angeblich »Kriegsverurteilten« und die Integration der NS-Belasteten.[28] Vielmehr sollte genauer auf Sagbarkeitsregeln und Wertvorstellungen, die beide dem gesellschaftlichen Wandel unterliegen, geschaut werden. Um bei dem Beispiel der 1950er-Jahre zu bleiben: Organisierte extrem rechte Parteien gerieten zunehmend in politische Isolation, während viele ihrer Themen weiterhin Zuspruch in der Bevölkerung und Politik fanden.[29] Extrem rechte Einstellungen waren also im gesellschaftlichen Raum vorhanden, unterlagen aber parteipolitisch immer stärker dem Verdikt des Unsagbaren. Aus einer gesellschaftshistorischen Perspektive wird zudem immer gefragt werden müssen, wie die analytischen Begriffe der Sozial- und Geisteswissenschaften aus dem jeweiligen zeithistorischen Kontext heraus zu erklären sind.

In der Forschung hat ein normativ verwendeter Begriff des Rechtsextremismus daher zu Recht Widerspruch hervorgerufen, insbesondere wenn damit Vorstellungen von extremen Rändern gegenüber einer demokratisch verfassten Mitte gemeint waren.[30] Gideon Botsch hat darauf hingewiesen, dass in der internationalen politikwissenschaftlichen Forschung eher von einer extremen Rechten beziehungsweise von »radical rights« gesprochen wird.[31] Dies erklärt er mit der Verschiebung

---

*ler/Michael Fehrenschild*, Faschismus in Geschichte und Gegenwart. Ein vergleichender Überblick zur Tauglichkeit eines umstrittenen Begriffs, Berlin 2020.

27 Dazu zählt er: Völkisches Denken, Biologismus/Kulturalismus, Rassismus, Autoritarismus, Homogenitätsdenken, Elitismus, Sexismus, Antisemitismus, Antiamerikanismus, Geschichtsrevisionismus, Militarismus, Antirationalismus. *Samuel Salzborn*, Rechtsextremismus. Erscheinungsformen und Erklärungsansätze, Baden-Baden 2020 (zuerst 2014), S. 20–28. *Richard Stöss*, Rechtsextremismus im Wandel, Berlin 2010 (zuerst 2005).

28 *Norbert Frei*, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 2012.

29 So das Werben um die Veteranenverbände der Waffen-SS durch SPD- und CDU-Politiker. Vgl. *Karsten Wilke*, Die »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit« (HIAG) 1950–1990. Veteranen der Waffen-SS in der Bundesrepublik, Paderborn/München etc. 2011, insb. S. 328–349.

30 Als Überblick zur Forschungsgeschichte und der Kritik *Virchow*, Begriffe – Forschungsfelder – Kontroversen, insb. S. 13–18.

31 *Jens Rydgren* (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Radical Right, Oxford 2018. Hier wird zwischen extremer Rechte und radikaler Rechte unterschieden, indem zu den Extremen alle Gruppen und Personen gerechnet werden, die eine Systemtransformation, also in der Regel die

des Forschungsinteresses von der »Nachfrageseite« mit ihrem Fokus auf Wahlverhalten und politischen Gelegenheitsstrukturen hin zur »Angebotsseite« mit einem akteurszentrierten Ansatz. Die extreme Rechte wird von ihm als ein kollektiver politischer Akteur verstanden, der mit dem Eigenbegriff »nationale Opposition« oder »nationales Lager« erfasst wird. Dieser Begriff beruht also auf dem Selbstverständnis der extremen Rechten, mit ihrem Nationalismus eine autoritäre und ethnisch homogene Gesellschaft zu erreichen, mit räumlichen Ordnungsvorstellungen in der Regel weit über die Grenzen des bestehenden Deutschlands hinaus.[32] Einen systematischen, für lange historische Kontinuitätslinien nutzbaren Vorschlag haben, wie schon erwähnt, auch Laura Haßler und Dominik Rigoll in ihrem zweiteiligen Forschungsbericht 2021 und in diesem Band entwickelt.[33] Sie plädieren dafür, Nationalismus als analytischen Oberbegriff zu nutzen, und sprechen von der »deutschen Rechten« als übergeordnetem Klammerbegriff.[34] Für sie ist Nationalismus methodisch äquivalent zu Liberalismus, Konservatismus und Sozialismus und als analytische Kategorie auch bis ins 19. Jahrhundert zurück zu verlängern. Daher ihr eindringliches Plädoyer, den Fokus für die Jahrzehnte nach 1945 auch auf den Nationalismus als politische Strömung zu richten, um »die Rechte« historisch und zeitgeschichtlich in ihrer Tiefe erfassen zu können. Sie unterscheiden partialen, integrierten und organisierten Nationalismus, um inhaltliche, personelle und institutionelle Verbindungen auch in konservative und nationalliberale Kreise aufzeigen zu können. Nationalismus als Analysekategorie zu nutzen, ermögliche zudem, die Verbreitung von Vorurteilsstrukturen wie Rassismus oder Antisemitismus weit über das rechte Milieu hinaus präziser einzugrenzen. Für historische Kontinuitätsdebatten ist dieser Vorschlag überaus anregend. Ob aber die Begriffe »integral-, plural- und/oder partialnationalistisch« Zuschreibungen wie rechtsextrem oder rechtspopulistisch ersetzen, hängt wahrscheinlich vor allem von der spezifischen Fragestellung ab.

Wir plädieren daher zunächst für eine Historisierung der jeweiligen Begriffe. Ulrike Löffler etwa kann in ihrem Beitrag zeigen, wie sich Ende der 1970er-Jahre für bildungspolitische Interventionen der Begriff »antifaschistische Bildungsarbeit« in pädagogischen Kreisen verbreitete, ohne dass damit ein Bezug auf den DDR-Antifaschismus im Vordergrund stand.[35] Es war eher ein Reflex auf die verbreitete Bezeichnung von Neofaschismus über die extrem rechten Gruppen und ihre Zunahme in den 1970er-Jahren. Daher halten wir gesellschaftshistorische Kontextualisierungen von Begrifflichkeiten für notwendig, und zwar sowohl die von rechten Akteur:innen genutzten als auch die ihrer Gegner:innen. Dass das antisemitische Ressentiment in den 1950er-Jahren auf mehr gesellschaftliche Resonanz

Abschaffung der Demokratie, befürworten, während demgegenüber die radikale Rechte durch die Idee gekennzeichnet sei, die Vertretung der »wahren Demokratie« zu sein. *Ders.*, The Radical Right: An Introduction, in: ebd., S. 1–14, hier: S. 2.

32 *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland, S. 2 f.

33 *Rigoll/Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten, Teil 1, sowie *dies.*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten. Teil 2: Handlungen und Wirkungen, in diesem Band.

34 Sie schließen damit an die Überlegungen von Gideon Botsch und Tamir Bar-On an: *Tamir Bar-On*, The Radical Right and Nationalism, in: *Rydgren*, The Oxford Handbook of the Radical Right, S. 17–41.

35 Vgl. den Beitrag von Ulrike Löffler in diesem Band.

stieß als in den 1990er-Jahren, ist grundsätzlich nicht überraschend. Auch halten wir eine politische Differenzkategorie, die in dem Begriff der extremen Rechten gesetzt wird, für sinnvoll. Dabei geht es nicht vorrangig um die juristische Frage der Verfassungsfeindschaft oder einer Extremismustheorie, die vor allem von einer negativen Definition über die Verfassungsfeindlichkeit ausgeht und eine demokratische Mitte als gegeben annimmt.[36] Vielmehr sind es die grundlegenden Differenzen zu den politischen Begründungen und Zielen. Die extreme Rechte zielt auf eine homogen und völkisch verstandene Nation, die den Ausschluss von als Nichtzugehörige bezeichneten Personen und Gruppen fordert. In modernen Einwanderungsgesellschaften ist dieses Ziel nur gewaltsam zu erreichen. Diese Bewegung versteht sich transnational nur im Sinne einer vermeintlich weißen Rasse. Der in den USA verbreitete Begriff der »White Supremacy« findet im europäischen Kontext bisher aber eher selten Verwendung, auch wenn gegenseitige Beeinflussungen unverkennbar sind.[37] Wesentliches Merkmal der extrem rechten Gruppen ist zudem die Ablehnung der allgemeinen Menschenrechte und des Grundrechtekatalogs des Grundgesetzes. Diese Ablehnung ergibt sich zwangsläufig aus dem Ziel der ethnischen Homogenität, ebenso die häufig befürwortete und ausgeübte Gewalt gegen die als einer imaginären Gemeinschaft nicht zugehörig definierten Personengruppen. Damit sind politische Differenzen umrissen, mit denen ein Akteursfeld von Organisationen, Netzwerken und Einzelpersonen erfasst werden kann, welches die existierenden politischen Institutionen entschieden ablehnt, für illegitim erachtet oder antidemokratisch transformieren will trotz vieler Verflechtungen auch in etablierte Parteien und Organisationen hinein.

## II. Die extreme Rechte in gesellschaftshistorischer Perspektive – erste Einblicke

Die Beiträge des vorliegenden Bandes stellen aus verschiedenen Richtungen erste Einblicke in das Feld der Gesellschaftsgeschichte der extremen Rechten in Deutschland dar. Dabei wird beispielsweise der Gewinn eines akteurszentrierten Ansatzes deutlich. Katharina Trittel stellt mit Hans-Michael Fiedler einen NPD-Multifunktionär der deutschen extremen Rechten seit den 1960er-Jahren vor, der mit seinen Netzwerken wie mit seiner systematischen »Nationalen Bildungsarbeit« vor allem die Gewinnung und Schulung von jungen Menschen betrieb. Auf der Grundlage von Nachlassstücken aus dem offenbar völlig vermüllten Haus des 2019 Verstorbenen rekonstruiert die Autorin nicht nur den politischen Lebensweg Fiedlers als Publizist und Aktivist der extremen Rechten, sondern auch seine Ideen zur Rekrutierungs- und Bildungsarbeit. Damit liegen außergewöhnliche Quellen für eine Gesellschaftsgeschichte des Rechtsextremismus vor, denn bisher gibt es nur wenig (auto-)biografisches Material, das eine dichte Beschreibung rechtsextremer Rekrutierungsabsichten ermöglichen würde. Katharina Trittel verortet das Wirken

36 Die unterschiedlichen Positionen darstellend: *Armin Pfahl-Traughber*, Kritik der Kritik der Extremismustheorie. Eine Auseinandersetzung mit einschlägigen Vorwürfen, in: *ders.* (Hrsg.), Jahrbuch für Extremismus- und Terrorismusforschung, Brühl 2013, S. 31–55.

37 *Jeffrey Kaplan/Leonard Weinberg*, The Emergence of a Euro-American Radical Right, New Brunswick 1998.

Fiedlers aber zugleich in den »Transformationsphasen« der deutschen Rechten von den 1950er-Jahren bis in das erste Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, als Fiedler und seine Mitstreiter zumindest in Niedersachen eine »Brückenfunktion zwischen der radikalen Rechten, dem Rechtskonservatismus und der sogenannten Neuen Rechten« einnahmen. Die Reichweite und Tiefenwirkung von Fiedlers Aktivitäten können zurzeit noch nicht abschließend bewertet werden, doch lässt sich etwa am Beispiel Holger Apfels, Bundesvorsitzender der NPD von 2011 bis 2013 und eng mit Fiedler verbunden, vermuten, dass sie nicht folgenlos geblieben sind.[38] Der akteurszentrierte Zugang ermöglicht hier Einblicke in konkrete Arbeitsfelder und Netzwerke; zugleich könnte in einer weiteren Perspektive der Wandel von politischen Einstellungen und Erwartungen rekonstruiert werden und im Vergleich mit anderen biografischen Beispielen eingeordnet werden.

Sebastian Lotto-Kusche wendet sich ausgehend von einem skurril anmutenden Ereignis, dem »Reichstag zu Flensburg« am 23. Mai 1975, Akteuren und Organisationen zu, die sich einem integralen Nationalismus zurechnen lassen: den Reichsbürgern. Sein historischer Blick auf den rechtsextremen Diskurs über das »Vierte Reich« seit dem Kriegsende 1945 offenbart eine lange Kontinuität des Denkens in nationalsozialistischen Begriffen wie »Volksgemeinschaft« und »Reichsbürger« in verschiedenen sozial und inhaltlich durchaus diversen Organisationen der extremen Rechten bis heute. Einzelne Personen, wie der Jurist Manfred Roeder oder der Landwirt Thies Christophersen, übernahmen innerhalb des Milieus Vermittlungs- und Sammlungsaufgaben, die in der Idee mündeten, im Mai 1975 eine Versammlung von »freien deutschen Reichsbürgern« in Flensburg einzuberufen, um eine »legitime« Regierung zu wählen. Auch hier zeigt sich wieder der Gewinn einer akteursorientierten Perspektive: Sebastian Lotto-Kusche weist auf die spezifischen Faktoren in Schleswig-Holstein beziehungsweise Flensburg hin, die erklären, warum die Sammlung rechtsextremer Personen und Gruppen dort eine besonders gute Basis fand. Der »Reichstag« wurde seitens der deutschen Behörden verboten und hat politisch keine Relevanz gezeigt, das Ereignis selbst war für die rechtsextreme Szene aber ein wichtiges Element der eigenen Sammlung und öffentlichen Darstellung. Reichsbürger sind somit Teil der langen Geschichte rechtsextremer Parteien und Milieus und keineswegs nur ein aktuelles Phänomen.[39]

Ein weiterer Zugang zur Gesellschaftsgeschichte ergibt sich aus der hohen Gewaltaffinität, die das extrem rechte Milieu kennzeichnet und die schon in der Weimarer Republik ein wesentlicher Bestandteil ihrer politischen Praxis war.[40] Das politische Ziel des Ausschlusses der vermeintlich Nichtzugehörigen zum deutschen Volk war und ist Teil einer häufig gewaltsamen und abwertenden Sprache und Argumentation.[41] Extrem rechte Gewaltpraxis war direkt nach dem Krieg zu

38 Vgl. den Beitrag von Katharina Trittel in diesem Band.

39 Vgl. den Beitrag von Sebastian Lotto-Kusche in diesem Band.

40 *Stefan Dierbach*, Befunde und aktuelle Kontroversen im Problembereich der Kriminalität und Gewalt von rechts, in: *Virchow/Häusler/Langebach*, Handbuch Rechtsextremismus, S. 471–510.

41 So bereits das Nieland-Urteil von 1959, vgl. *Rainer Hering*, Der Fall ›Nieland‹ und sein Richter. Zur Kontinuität in der Hamburger Justiz zwischen ›Drittem Reich‹ und der Bundesrepublik, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 81, 1995, S. 207–222. Die Debatte um »Hate-Speech« hat vor allem mit der Verbreitung von sozialen Medien an Aktualität zugenommen.

beobachten und schwächte sich in den späten 1950er-Jahren aus politischen Überlegungen nur geringfügig ab. Eine Ausstellung in Nürnberg dokumentiert diese frühen Gewalttaten der Nachkriegszeit, in aktuellen Forschungsprojekten wird dieser Zeitraum ebenfalls untersucht.[42] Aber vor allem der Anstieg von Angriffen auf Migrant:innen und politische Gegner:innen seit den 1970er-Jahren unterstreicht die große Bedeutung von Gewaltpraktiken für das extrem rechte Milieu. Der lange von der Politik – und auch der Geschichtswissenschaft zur Bundesrepublik – eher nachlässig behandelte Rechtsterrorismus vor und nach der Wiedervereinigung ist in jüngerer Forschung nachgezeichnet worden, auch wenn in antifaschistischen Kreisen schon lange auf die vielen Fälle von Gewalt und Tötungen hingewiesen wurde.[43] Uffa Jensen hat in seinem Buch zum »antisemitischen Doppelmord« 1980 in Erlangen herausgearbeitet, dass weniger ein gezieltes Verheimlichen als vor allem »Ignoranz, […] Desinteresse und […] Empathielosigkeit« die Ermittlungen und gesellschaftlichen Reaktionen auf die Ermordung von Shlomo Lewin und Frida Poeschke im Dezember 1980 kennzeichneten, und dies viele Jahrzehnte lang und gegen eher vereinzelte Stimmen, die den rechtsterroristischen Hintergrund hervorhoben.[44]

Es ist vielfach gezeigt worden, dass es auch in der DDR rassistische Gewalt gab. Zwar konnte sich keine extrem rechte Organisation in der DDR etablieren; die »National-Demokratische Partei Deutschlands« war zuerst ein Angebot an nationale Kreise wie ehemalige Wehrmachtsangehörige. Vollständig von der SED kontrolliert, standen sie als einheitssozialistischer Transmissionsriemen für nationale Positionen in der DDR.[45] Die extrem rechte Szene zeigte sich vor allem in Angriffen auf Vertragsarbeiter:innen, die seit den 1970er-Jahren vermehrt in der DDR lebten. Johannes Schütz zeichnet detailliert Gewaltereignisse im sächsischen Niesky in den Jahren 1987 und 1988 nach. Anhand von Akten der Überwachungsorgane kann er nicht nur die Ereignisabläufe rekonstruieren, sondern auch belegen, dass schon vor 1990 die Behörden rechtsextreme Gewalt vor allem als Reaktion auf Handlungen von Migrant:innen ansahen, die deshalb auch nach mehreren Auseinandersetzungen aus der Stadt gebracht wurden. Für die rechtsextrem eingestellten Gewaltakteure bedeuteten diese staatlichen Maßnahmen eine Anerkennung und Stärkung, und zwar noch Jahre vor den Ereignissen in Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen. Schütz arbeitet die spezifischen DDR-Dimensionen der Ereignisse heraus.

42 *Imanuel Baumann* (Hrsg.), Rechtsterrorismus. Verschwörung und Selbstermächtigung. Far-right Terrorism. Conspiracy and Radicalization. 1945 until Today, Petersberg 2022. Im Forschungsprojekt »Hamburg Rechtsaußen. Rechtsextreme Gewalt- und Aktionsformen in, mit und gegen städtische Gesellschaft 1945 bis Anfang der 2000er Jahre« an der FZH werden Gewaltpraktiken ebenfalls in einem langen Zeitraum untersucht.

43 So die vielen Publikationen von antifaschistischen Journalist:innen, unter anderem *Andrea Röpke/Andreas Speit* (Hrsg.), Blut und Ehre. Geschichte und Gegenwart rechter Gewalt in Deutschland, Berlin 2013. Als neuere zeitgeschichtliche Forschung *Janosch Steuwer/Till Kössler*, Brandspuren. Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er Jahre, Bonn 2023. *Barbara Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren. Die Kühnen-Schulte-Wegener-Gruppe und der Bückeburger Prozess 1979, in: VfZ 68, 2020, S. 63–93.

44 *Uffa Jensen*, Ein antisemitischer Doppelmord. Die vergessene Geschichte des Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik, Berlin 2022, S. 19.

45 Vgl. dazu *Rigoll/Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten, Teil 2, in diesem Band.

Zugleich analysiert er aber auch spezifisch soziale und situative Gewaltdynamiken sowie rassistische Deutungsmuster der Akteure, die nicht nur mit DDR-Spezifika zu erklären sind.[46] Es werden Handlungs- und Deutungsmuster rechtsextremer Akteure sichtbar, die nach der Wiedervereinigung weiter ihre Wirkungen gegenüber jenen Menschen zeigten, die als Nichtzugehörige definiert wurden.

Einige Texte in diesem Band befassen sich mit der Verschränkung von allgemeinen sozialen oder politischen Wandlungsprozessen und rechtsextremen Diskursen und Praktiken. Sebastian Bischoff zeichnet beispielsweise die argumentativen Strategien rechtsextremer und rechtskonservativer Kreise nach, mit denen auf die sogenannte Sexwelle um 1970 reagiert wurde – von einer amerikanischen Verschwörung, einem satanischen Vorgehen oder einer kommunistischen Zersetzungsstrategie wurde in den Kreisen gesprochen. Bischoff unterstreicht mit seiner Studie, dass die in der bundesdeutschen Geschichtsschreibung als Teil der gesellschaftlichen Liberalisierung erzählten Entwicklungen eben auch entschiedene Abwehr und neue Bündnisse auf der rechten politischen Seite hervorbrachten, die Sexualitäten in ihrem Sinne zu politisieren versuchten.[47] Auch Sebastian Lotto-Kusche verweist auf Gegendiskurse von Rechtsextremen, im Falle der Reichsbürger auf den Widerstand gegen die Ostpolitik von Willy Brandt, da diese die »Reichseinheit« gefährde. Diese Eingebundenheit rechtsextremer Interventionen in allgemeine gesellschaftliche Diskurse zeigt auch Maik Tändler in seinem Beitrag über Franz Schönhuber. Dessen 1981 erschienene Autobiografie über seine Vergangenheit in der Waffen-SS führte zu einer großen Anzahl von Briefen an Schönhuber, in denen viele Verfasser:innen dem damals noch stellvertretenden Chefredakteur des Fernsehens des Bayerischen Rundfunks ihre Unterstützung versicherten. Schönhubers Angriffe auf eine angebliche Selbstkasteiung der bundesdeutschen Gesellschaft angesichts der NS-Verbrechen war für einige Verfasser:innen Anlass, über ihr eigenes Erleben oder das ihrer Angehörigen zu schreiben. Noch vor Gründung der Partei »Die Republikaner« bot die Schrift Schönhuber so bereits einen Resonanzraum an, um Emotionen über die Demütigung der eigenen Biografie ausdrücken zu können.[48] Hier lässt sich erkennen, dass in Teilen der bundesdeutschen Gesellschaft eine Kränkung vorhanden war, die nach einem politischen Ventil suchte. Dieses Phänomen analysiert auch Massimiliano Livi im größeren Kontext des politischen Wandels in Italien. Hier zeigte sich Mitte der 1990er-Jahre ein Wahrnehmungswandel in der Öffentlichkeit, als erstmals mit der Regierungsbeteiligung der »Alleanza Nazionale« (AN) eine deutliche extrem rechte Einstellung in weiten Kreisen der italienischen Gesellschaft politisch wirkmächtig wurde. Der Legitimationsverlust der demokratischen Parteien lag – so Livi – schon länger im Trend, da sich bereits Jahre zuvor Teile der italienischen Gesellschaft von den Gründungsparadigmen der ersten Republik gelöst hatten. Sie fühlten sich nicht länger dem Antifaschismus verpflichtet und sahen auch keine Veranlassung, die Geschichte des italienischen Faschismus kritisch aufzuarbeiten. War eine entsprechende rechte, eher untergründige Stimmung lange Zeit von der konservativen »Democrazia Cristiana« (DC) aufgefangen worden, so

46 Vgl. den Beitrag von Johannes Schütz in diesem Band.
47 Vgl. den Beitrag von Sebastian Bischoff in diesem Band.
48 Vgl. den Beitrag von Maik Tändler in diesem Band.

lösten sich deren Trägerinnen und Träger in ökonomischen wie politischen Krisen von dieser Partei und radikalisierten sich seit den 1980er-Jahren immer stärker. Die systemische Revolution in Italien ließ das seit 1945 etablierte Parteiensystem nachhaltig erodieren und förderte die Bildung und die Wahlerfolge von populistischen und extrem rechten Parteien, die nun von der »schweigenden Mehrheit« in die Regierungsverantwortung gewählt wurden.[49]

Schließlich gehören zu einer gesellschaftshistorischen Perspektive auch die Reaktionen auf Rechtsextreme, deren Bandbreite vom direkten Widerstand gegen ihr Agieren über politisch-juristische Interventionen bis hin zu wissenschaftlichen Analysen reicht. So nimmt Moritz Fischer noch einmal die Republikaner als Untersuchungsgegenstand auf, um dann aber nach den Gegenstrategien der demokratischen Parteien und der Zivilgesellschaft zu fragen. Ausgehend vom Wahlerfolg in Berlin 1989 fragt Fischer, ob sich dabei paradigmatische Umgangsweisen mit rechten Parteien erkennen lassen. Diese sieht er zum einen in sozialwissenschaftlichen Analysen, die stärker auf sozialpsychologische Erklärungen zielen und eher Pädagogik als Lösung betrachten. Innerhalb der politischen Parteien seien stärker die Sorgen der vermeintlichen Modernisierungsverlierer:innen im Vordergrund gestanden, wie sich insbesondere bei der bald restriktiven Asylpolitik zeigte. Zivilgesellschaftlich gehörten teils auch militante Gegendemonstrationen zum Reaktionsrepertoire. Insgesamt sieht Fischer daher ein »Othering«, bei dem die extrem rechten Parteien als das undemokratische »Andere« verstanden wurden, was zugleich das demokratische Selbstbild markierte.[50]

Ein bisher wenig untersuchtes Feld sind auch die diversen politischen Konflikte innerhalb einer Einwanderungsgesellschaft und welche Rolle diese für rechtsextreme Politik spielten. Die aus den Herkunftsländern stammenden Konflikte wurden auch in der Bundesrepublik ausgetragen, wie Fabian Virchow für die Bombenanschläge der kroatischen nationalistischen Gruppen in den 1960er- und 1970er-Jahren gezeigt hat.[51] Caner Tekin greift in diesem Band die Konflikte um die türkische Organisation der »Grauen Wölfe« in den 1970er-Jahren auf, die von der türkischen »Partei der Nationalistischen Bewegung« (MHP) im Ausland gegründet wurde. Die »Grauen Wölfe« etablierten, auch mithilfe konservativer CDU-Mitglieder, in den 1970er-Jahren ein verzweigtes Netz von Organisationen. Linke türkische Gruppen mobilisierten regelmäßig gegen Treffen und Veranstaltungen der türkischen Nationalisten und suchten die Unterstützung vor allem durch die Gewerkschaften. Sie versuchten, auf Verbindungen zwischen NPD und »Grauen Wölfen« hinzuweisen, um Kampagnen gegen rechtsextreme Gruppen auch um die türkische Dimension zu erweitern. Tekin verdeutlicht so, dass eine Gesellschaftsgeschichte der extremen Rechten auch eine migrantische Seite hat.[52] Hier kann zukünftige Forschung anknüpfen, zum Beispiel in den Blick nehmen, wie die deutsche und migrantische

49 Vgl. den Beitrag von Massimiliano Livi in diesem Band.
50 Vgl. den Beitrag von Moritz Fischer in diesem Band.
51 *Fabian Virchow*, Exilkroatische Gewalt in der Bundesrepublik Deutschland als transnationaler Rechtsterrorismus, in: *Hendrik Puls/Fabian Virchow* (Hrsg.), Rechtsterrorismus in der alten Bundesrepublik. Historische und sozialwissenschaftliche Perspektiven, Wiesbaden 2023, S. 181–206.
52 Vgl. den Beitrag von Caner Tekin in diesem Band.

extreme Rechte zusammenarbeiteten und welche Auswirkungen die politischen Polarisierungen in den migrantischen Communities hatten.

Am Beispiel der Reaktionen beziehungsweise der aktiven Bekämpfung des Rechtsextremismus können auch Praktiken in den Blick genommen werden, die die Sagbarkeitsregeln verändern. Dabei geht es nicht allein um antifaschistische Gruppen, für deren Wirken bisher nur historiografisch unbefriedigende Darstellungen vorliegen.[53] Ulrike Löffler ermöglicht mit ihrem Beitrag einen Einblick in Praktiken und Begründungen der Bildungsarbeit um 1980, die auf das Erstarken rechtsextremer Gruppierungen und der sogenannten Hitler-Welle reagierten.[54] Yves Müller untersucht in einer biografischen Skizze das Wirken des jüdischen KZ-Überlebenden Kurt Hirsch, der seit den 1960er-Jahren aus München mit einem Verlag publizistisch gegen die extreme Rechte arbeitete. Vor allem ging es ihm um die Schaffung von Öffentlichkeit: Mit dem »Pressedienst Demokratische Initiative« versuchte er, Publizist:innen und Intellektuelle für eine Zusammenarbeit zu gewinnen, mit dem »blick nach rechts« gab er in den 1980er-Jahren eine der wichtigen Publikationen im antifaschistischen Umfeld heraus. Dabei arbeitete er vor allem mit der SPD zusammen. Zugleich erfuhr er Rückschläge, weil Finanzierungen wegfielen oder der Unterstützerkreis schrumpfte.[55] Die Wirkungen dieser Widerstands- und Aufklärungsaktivitäten zu ermessen, ist nicht leicht. Sie bestanden und bestehen vielleicht immer noch vor allem darin, empirisches Wissen so aufzubereiten, dass es in öffentlichen Medien verbreitet werden kann, um gesellschaftliche Lernprozesse anzuregen.

Eine institutionelle Reaktion untersucht Stefan Zeppenfeld mit den Diskussionen innerhalb der Polizei und der Innenministerien über die Aufnahme von Nicht-Deutschen in den Polizeidienst. Diese war 1979 mit einem ersten Pilotprojekt in Westberlin begonnen worden, aber erst in den 1990er-Jahren wurde es vermehrt ausprobiert. Die »Diversifizierung« der Sicherheitsorgane ist sogar erst 2013 von den Innenministerien zur Leitlinie erhoben worden. Daher zeigt laut Zeppenfeld diese Fallstudie eher die »Gegenperspektive« einer Gesellschaftsgeschichte des Rechtsextremismus, »die einer Trägheit von staatlich-institutionellen und politischen Akteur*innen sowie ungehörter Partizipationsansprüche marginalisierter Betroffenengruppen«.[56]

## III. Andere Perspektiven und offene Fragen

Die Beiträge dieses Bandes verdeutlichen, dass eine Gesellschaftsgeschichte des Rechtsextremismus erst im Entstehen begriffen ist. Rechtsextreme Milieus, ihre Einstellungen und Vorurteilsstrukturen sind zwar durch die politik- und sozialwissenschaftliche Literatur wie auch von antifaschistischen Rechercheuren gut ausgeleuchtet und werden durch Beiträge dieses Bandes vertieft analysiert. Dennoch sind

53 *Richard Rohrmoser*, Antifa. Porträt einer linksradikalen Bewegung. Von den 1920er Jahren bis heute, München 2022.

54 Vgl. den Beitrag von Ulrike Löffler in diesem Band.

55 Vgl. den Beitrag von Yves Müller in diesem Band.

56 Vgl. den Beitrag von Stefan Zeppenfeld in diesem Band.

viele Aspekte allenfalls angerissen oder angedeutet, sodass auch weiterhin nach neuen Quellen zu suchen ist. Es wäre für die historische Forschung von größter Bedeutung, verstärkt mit internen Materialien rechtsextremer Akteure arbeiten zu können, über bisher publizierte Quellen hinaus. Katharina Trittel konnte den Nutzen eines solchen Vorgehens anhand des Nachlasses eines NPD-Funktionärs aufzeigen. Eine Tagung der »International Association of Labour History Institutions« (IALHI) hat zum Teil spannende Hinweise auf Eigenbestände rechtsextremer Akteure geliefert[57], etwa auf den Bestand Bela Althans', eines Aussteigers aus der deutschen rechtsextremen Szene, im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam. Ein weiteres Beispiel bietet der rechte Populist James Schwarzenbach, dessen Unterlagen im Schweizerischen Sozialarchiv Aufschlüsse über die Organisation der rechten Szene der Schweiz und darüber hinaus bieten könnten. Diese und andere private Unterlagen könnten ermöglichen, die Selbstverständigungen der Rechtsextremen und ihre Anpassungen präziser zu erfassen. Ebenso sind Unterlagen von investigativ arbeitenden Journalist:innen ertragreich. Das Material des Journalisten Anton Maegerle bildet bezeichnenderweise den Basisbestand für das im Aufbau befindliche digitale Archiv, das an der Dokumentationsstelle Rechtsextremismus im Generallandesarchiv Baden-Württemberg angesiedelt ist.[58]

Wichtig wäre zudem, die zivilgesellschaftlichen Reaktionen noch mehr in ihrer Breite systematisch in den Blick zu nehmen. Gerade in diesem Zusammenhang wären auch mehr Studien über Organisierung und Praktiken notwendig. Dabei bleibt »die Antifa« ein wichtiger Akteur, gerade in ihrer eher fluiden Struktur und hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Wahrnehmung, die sich nicht auf die bislang meist in den Vordergrund gestellte Militanz beschränkt. Offen bleibt damit zum Beispiel, ob gewaltsame Auseinandersetzungen einen Teil der Einhegung rechtsextremer Gewalt bildeten oder sie eher befeuerten.

Darüber hinaus ist die gesellschaftliche Breite von kirchlichen, gewerkschaftlichen, migrantischen und parteigebundenen Gruppen, die Kampagnen gegen rechts aufbauten und mittrugen, noch so gut wie gar nicht erkundet. Daraus ergeben sich große Leerstellen für eine Gesellschaftsgeschichte des Rechtsextremismus, die das gesellschaftliche Gegen- und Miteinander von politischen Bewegungen analysieren will. Ein Anfang dazu liegt vor mit den vorhandenen Studien zu einzelnen Organisationen oder Personen des rechtsextremen Feldes. Weitere Forschungen sollten ausdrücklich gesellschaftliche Aktivitäten gegen Rechtsextremismus mit historischen Erscheinungsformen und Wandlungen dieses Feldes in Beziehung setzen. Dazu wäre es außerdem wünschenswert, mehr über die soziale Basis von rechtsextremen Bewegungen und die ihrer Widersacher:innen zu wissen, wie es Massimiliano Livi in seinem Beitrag über Italien mit Blick auf den Rechtspopulismus

57 Die 52. Konferenz der IALHI widmete sich unter dem Titel »The struggle against right-wing populist/radical and extreme right-wing movements« der Frage nach Archivalien zum Rechtsradikalismus und -extremismus in den Archiven der Arbeiterbewegung. Vgl. den Tagungsbericht von *Andreas Marquet*, in: H-Soz-Kult, 9.12.2022, URL: <www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-131797> [8.8.2023].

58 Informativ dazu: Warum der Bund ein Archiv zum Rechtsterrorismus plant, in: Deutschlandfunk, 22.5.2023, URL: <https://www.deutschlandfunk.de/rechter-terror-onlinearchiv-100.html> [8.8.2023].

entwickelt. Zur Begriffs- und Diskursgeschichte liegen Studien vor, ohne dass aber bereits genügend über Wandlungen und Brüche in diesem Bereich nachgedacht wird, nach wie vor ist die Forschung noch stark an eindeutigen Definitionen und Zuordnungen orientiert. Hinsichtlich einer Sozial- und Kulturgeschichte des Rechtsextremismus fehlen historisch fundierte Überlegungen zur Rolle von Geschlecht, Alter und anderen Differenzkategorien für und im rechtsextremen Milieu.

Schließlich ist auch festzuhalten, dass wichtige Aspekte oder Perspektiven in den vorliegenden Beiträgen angedeutet und entwickelt werden, aber nach wie vor nicht bearbeitet sind. Dazu gehören etwa ganz zentral die transnationalen Verbindungen rechtsextremer Organisationen, wobei der Europa-Gedanke dabei auch über den aktuell im Vordergrund stehenden »Euroskeptizismus«[59] eine wichtige Rolle spielt. Aber auch die Einflüsse und Wechselwirkungen zwischen den autokratischen Regimen in Griechenland, der Türkei oder Spanien und den in Deutschland agierenden Exilgruppen aus diesen Ländern sind ein lohnendes Thema.[60] Der vorliegende Band spiegelt die alles in allem noch stark nationalgeschichtlich ausgerichtete Perspektive in der Rechtsextremismusforschung auch insofern wider, als sich das Gros der Beiträge auf die deutsche Geschichte konzentriert und ein international vergleichender Blick hier nicht vorgenommen wird.

Auf dem Hintergrund der vielen offenen Fragen in diesem Feld stechen die Erkenntnisse zu einer Gesellschaftsgeschichte der deutschen extremen Rechten umso mehr hervor: Gezeigt werden nicht nur die Aktivitäten des Widerstands gegen rechts und die vielfältigen Formen der gesellschaftlichen Gegenrede. Aufgezeigt werden auch die langen Linien des politischen Kampfes gegen Demokratie und Gleichheit, die tiefe gesellschaftliche Verankerung rassistischen Denkens sowie die historisch wandelbaren Organisations- und Praxisformen der extremen Rechten. In ihrer Wirkung reichen die dabei in Augenschein genommenen historischen Prozesse und Dynamiken bis in die Gegenwart von Rechtspopulismus und Rechtsextremismus heran – und helfen nicht zuletzt dabei, die Wahlerfolge der AfD im Jahr 2023 zu erklären.

59 Vgl. *Sofia Vasilopoulou*, The Radical Right and Euroskepticism, in: *Rydgren*, The Oxford Handbook of the Radical Right, S. 122–140, und *Manuela Caiani*, Radical Right Cross-National Links and International Cooperation, in: ebd., S. 394–411. Aus dem journalistischen Bereich: *Marlene Gürgen/Patricia Hecht/Nina Horaczek* u. a. (Hrsg.), Angriff auf Europa. Die Internationale des Rechtspopulismus, Berlin 2019.

60 *Thomas Rammerstorfer*, Graue Wölfe. Türkische Rechtsextreme und ihr Einfluss in Deutschland und Europa, Wien 2018.

JANOSCH STEUWER

# Umkämpfte Zahlen

Aktivisten, Demoskopen, Politiker und die Transformation des »Rechtsextremismus« um 1980

Im März 1981 setzte der SPIEGEL eine Zahl in die Welt, die im In- und Ausland ein gewaltiges Echo auslöste.[1] Dem Nachrichtenmagazin war der Abschlussbericht eines Forschungsprojekts zugespielt worden, das das Referat für politische Analysen des Kanzleramts zwei Jahre zuvor in Auftrag gegeben hatte. Es hatte, so erläuterte der SPIEGEL, »die Anfälligkeit der Bundesbürger für rechtsradikale Parolen« erkunden und damit bestimmen sollen, wie groß der »Rechtsdrall in der Bundesrepublik« sei. Das »alarmierende Fazit« der beauftragten Meinungsforscher hielten »die Beamten des Kanzlers« aber nun »seit Monaten […] unter Verschluss«.[2] 13 % der deutschen Wahlbevölkerung, so zitierte der SPIEGEL wörtlich aus dem Abschlussbericht, »haben ein ideologisch geschlossenes rechtsextremes Weltbild, dessen Hauptstützen ein nationalsozialistisches Geschichtsbild, Haß auf Fremdgruppen, Demokratie und Pluralismus sowie eine übersteigerte Verehrung von Volk, Vaterland und Familie sind«. Zudem billige »fast die Hälfte dieser Rechtsextremisten, nämlich etwa sechs Prozent der Wahlbevölkerung, […] politisch motivierte Gewalt bis hin zum Terror gegen Menschen«.

Der Artikel referierte noch detaillierter aus den Ergebnissen der Untersuchung, mit der das Kanzleramt das zu diesem Zeitpunkt noch weitgehend unbekannte »Sozialwissenschaftliche Institut Nowak und Sörgel« (Sinus) beauftragt hatte. Doch es war vor allem die Zahl von 13 % Rechtsextremisten, die in den folgenden Tagen für Furore sorgte. Nicht nur in der Bundesrepublik griffen sie Zeitungen – von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung über die Süddeutsche Zeitung bis hin zur Regionalpresse in Nord-, West- und Süddeutschland – auf und verbreiteten die Nachricht von den 5,5 Millionen rechtsextremen Bundesbürgern.[3] Gleiches taten die in der Bundeshauptstadt ansässigen Korrespondent:innen der Auslandspresse, die die Zahl rasch international bekannt machten. Nur einen Tag nach Erscheinen des SPIEGEL-Artikels berichtete etwa »die gesamte kanadische Presse in teilweise großer Aufmachung mit Hitler-Fotos über eine im ›Spiegel‹ veröffentlichte oder besprochene Meinungsumfrage«, wie die überraschte Botschaft aus Ottawa nach

1 Dieser Artikel entstand im Rahmen des von der Gerda Henkel Stiftung finanzierten Forschungsprojekts »Verborgene Stimmen der Demokratie. Politische Repräsentationen des ›Volkes‹ in der Bundesrepublik, 1945–2000«, der ich für die Finanzierung meiner Forschungen zur Sinus-Studie danke. Für hilfreiche Kritik und Anregungen danke ich den Herausgeber:innen des Bandes und Hanne Leßau.

2 Dieses Zitat und folgende: »Haß auf Fremde und Demokratie«, in: Der SPIEGEL, 16.3.1981, S. 51–60, hier: S. 51.

3 Vgl. die Pressezusammenstellung des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung, Recherche zum Thema: »›Spiegel‹-Umfrage: Rechtsextremismus (Sinus-Institut)«, 6.4.1981, Bundesarchiv Koblenz (BArch), B 136/13322, Bd. 3.

Bonn meldete.[4] Ähnlich sah es laut den Berichten weiterer Botschaften in anderen Ländern aus.[5]

Alarmierende Medienberichte über die extreme Rechte der Bundesrepublik, insbesondere zur Gewalt von Wehrsportgruppen und anderen rechtsterroristischen Organisationen beschäftigten die deutsche und internationale Öffentlichkeit zu dieser Zeit bereits seit einigen Jahren. Nicht zuletzt das verheerende Sprengstoffattentat auf das Münchener Oktoberfest mit 13 Toten und über 200 Verletzten hatte im September 1980 im In- und Ausland zu intensiven Diskussionen geführt, die beim Bekanntwerden der Studienergebnisse erst wenige Monate zurücklagen. Die Studie aus dem Kanzleramt erschien also in einer Situation, in der nach der weitgehenden Stille, die sich mit dem Scheitern der NPD bei der Bundestagswahl 1969 um die extreme Rechte öffentlich eingestellt hatte, wieder intensiv und kontrovers über die Bedrohung der bundesrepublikanischen Demokratie von rechts diskutiert wurde. Insofern zogen die Zahlen von 13 % und 6 % ihre Brisanz gerade daraus, als sie sich nahtlos in eine laufende Debatte einfügen ließen.[6] Mit den Studienergebnissen, so unterstrich schon der SPIEGEL, werde erstmals »das Ausmaß des rechten ›Gewaltpotentials‹« sichtbar, zu dem, im Unterschied zur »Sympathisanten-Szene linker Terroristen«, ausgesprochen unterschiedliche Einschätzungen bestanden.[7] Die »Annahme, der Terror von rechts sei lediglich eine Sache von Einzelgängern oder Wirrköpfen«, die in der Diskussion um das Oktoberfestattentat etwa von der bayrischen Staatsregierung stark gemacht worden war, ließe sich mit den Untersuchungsergebnissen nicht mehr halten. Entsprechend kontrovers wurde in den folgenden Wochen über sie gestritten.

Die vom Kanzleramt in Auftrag gegebene Studie wurde damit zunächst in der Tagespresse, bald aber auch in der Fachöffentlichkeit zum Gegenstand eines heftigen Streits, der die öffentliche Auseinandersetzung mit der extremen Rechten in der Bundesrepublik langfristig veränderte. Er machte die rasch unter dem Namen ihrer Macher als »Sinus-Studie« allgemein bekannte Untersuchung nicht nur zu einem frühen Klassiker der Rechtsextremismusforschung, deren Ergebnisse noch heute zitiert werden.[8] Mit ihm wurde die Studie zugleich zum Ausgangspunkt einer sich in der Folge ausbildenden »Einstellungsforschung«, die in den 1980er- und vor allem 1990er-Jahren zu einem wichtigen Feld der Rechtsextremismusforschung und einem ihrer »öffentlich am stärksten wahrgenommenen Forschungsbereiche« aufstieg.[9] Bis heute prägen Meinungsumfragen die öffentliche und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der extremen Rechten tiefgreifend.

---

4 Pressefernschreiben der Botschaft Ottawa, 17.3.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 2.

5 Vgl. die weiteren Pressefernschreiben deutscher Botschaften in ebd.

6 Zur Diskussion um das Oktoberfestattentat vgl. *Clemens Gussone*, Reden über Rechtsradikalismus. Nicht-staatliche Perspektiven zwischen Sicherheit und Freiheit (1951–1989), Göttingen 2020, S. 319–329.

7 Dieses und folgendes Zitat: »Haß auf Fremde und Demokratie«, in: Der SPIEGEL, 16.3.1981, S. 51–60, hier: S. 51.

8 Vgl. etwa *Christoph Schulze*, Rechtsextremismus. Gestalt und Geschichte, Wiesbaden 2021, S. 192 f.

9 *Fabian Virchow*, ›Rechtsextremismus‹. Begriffe, Forschungsfelder, Kontroversen, in: *ders./Martin Langebach/Alexander Häusler* (Hrsg.), Handbuch Rechtsextremismus, Wiesbaden 2016, S. 5–41, hier: S. 6.

Wie kam es dazu? Wie entstand um 1980 die Idee, das Ausmaß »rechtsextremer Einstellungen« innerhalb der Bevölkerung mithilfe der Demoskopie zu quantifizieren? Wie gingen die Macher der Studie dabei vor? Welche Vorstellung von der extremen Rechten legten sie zugrunde? Welche Rolle kam den politischen Auftraggebern und ihren Interventionen in das Forschungsprojekt zu? Wie entstanden dabei im Zusammenspiel von Wissenschaft und Politik die Zahlen von 13 % und 6 %? Und wie veränderte die demoskopische Perspektive langfristig die öffentliche und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der extremen Rechten in der Bundesrepublik? Diesen Fragen gehe ich im Folgenden nach.

In der genauen Auseinandersetzung mit der Sinus-Studie geht es mir also nicht um eine Überprüfung ihrer Ergebnisse, deren Gültigkeit innerhalb der Rechtsextremismusforschung durchaus umstritten ist.[10] Einer solchen Sekundäruntersuchung wären auch ausgesprochen enge Grenzen gesetzt, da die Forschungsdaten der Sinus-Studie nur noch unvollständig greifbar sind. Teile wurden noch während der Projektlaufzeit vernichtet.[11] Eine Übernahme der Umfragedaten in das Zentralarchiv für empirische Sozialforschung in Köln scheiterte mehrfach am Einspruch der Bundesregierung.[12] Und auch im Unternehmensarchiv des Sinus-Instituts finden sich heute zu diesem Forschungsprojekt keine Dokumente mehr.[13] Greifbar sind nur noch die für ihre Unvollständigkeit wiederholt kritisierte Veröffentlichung der Sinus-Studie, die im Sommer 1981 in der populären Sachbuchreihe »rororo-aktuell« erschien, sowie die Projektakten des Bundeskanzleramts, die im Bundesarchiv Koblenz einsehbar sind.[14] Sie enthalten neben dem Schriftverkehr zur Beauftragung, Begleitung und politischen Bewertung des Projekts verschiedene Zwischenberichte des Sinus-Instituts, die zumindest eine genauere Rekonstruktion des Ablaufs der Studie und ihres methodischen Vorgehens erlauben, als es bisherigen Auseinandersetzungen mit der Sinus-Studie möglich war.[15] Auf dieser Grundlage lässt sich die Sinus-Studie als wichtiges Moment in der Auseinandersetzung mit der extremen Rechten lesen, der sie um 1980 einen neuen Dreh verlieh. Presse- und Fachveröffentlichungen ergänzen die Überlieferung des Kanzleramts.

---

10 Vgl. etwa *Alexander Klärner/Michael Kohlstruck*, Rechtsextremismus – Thema der Öffentlichkeit und Gegenstand der Forschung, in: *dies.* (Hrsg.), Moderner Rechtsextremismus in Deutschland, Hamburg 2006, S. 7–41, hier: S. 18 f.

11 So etwa die Aufzeichnungen der Tiefeninterviews mit 45 Rechtsextremisten, vgl. *Kurt Reumann*, Studie über Rechtsextremismus: Fallen statt Fragen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.4.1981.

12 Vgl. Vermerk betr. Bitte von Prof. E. K. Scheuch (Uni Köln) um Überlassung des Datenmaterials der Rechtsextremismus-Studie, 23.6.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 3; Vermerk betr. Sinus-Studie über Rechtsextremismus, 3.3.1986, ebd., Bd. 4.

13 Auskunft von Berthold Bodo Flaig, Sinus Markt- und Sozialforschung GmbH, vom 22.6.2023.

14 SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«. Die SINUS-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen, Reinbek 1981.

15 Vgl. vor allem *Marc Grimm*, Rechtsextremismus. Zur Genese und Durchsetzung eines Konzepts, Weinheim 2018, S. 217–234; *Klärner/Kohlstruck*, Rechtsextremismus – Thema der Öffentlichkeit und Gegenstand der Forschung, S. 17–20; *Viola Neu/Sabine Pokorny*, Extremistische Einstellungen und empirische Befunde, in: *Eckhard Jesse/Tom Mannewitz* (Hrsg.), Extremismusforschung. Handbuch für Wissenschaft und Praxis, Baden-Baden 2018, S. 161–203.

## I. Aktivismus, Wissenschaft und Politik: Rechtsextremismus und Demoskopie um 1980

Anders als es in vielen sozialwissenschaftlichen Texten zur Sinus-Studie erscheint, entstand die Idee, das Ausmaß rechtsextremer Einstellungen mit den Mitteln der Meinungsforschung zu quantifizieren, nicht aus dem Nichts. Sie war vielmehr das Ergebnis sowohl politischer als auch wissenschaftlicher Entwicklungen, die in der Vergabe des Forschungsauftrags durch das Bundeskanzleramt im Frühjahr 1979 zusammenkamen. Den unmittelbaren Anstoß gab eine neue Aufmerksamkeit, mit der sich am Ende der 1970er-Jahre insbesondere politische Aktivist:innen aus dem Umfeld der SPD und der Gewerkschaften sowie kritische Journalist:innen und Wissenschaftler:innen der extremen Rechten zuwandten. Ihre Sorgen vor einer »Renaissance neonazistischer Gruppen und Aktivitäten« waren im Sommer 1977 durch einen Brief des SPD-Vorsitzenden Willy Brandt öffentlich geworden, der an Bundeskanzler Helmut Schmidt geschrieben hatte. Brandt berichtete von beim Parteivorstand der SPD eingehenden »Klagen über Treffen von sogenannten Kameradschaftsbünden, rechtsextremen Kampfbünden« und anderen »politischen Gruppen«, die »öffentlich nazistische Symbole« zeigen würden.[16] Der Brief, der auch international hohe Wellen schlug, stieß in der Bundesrepublik auf breite Ablehnung. CDU-Politiker:innen schimpften, dass Brandt »einen ›Neonazismus‹ beschwör[e], auch wenn es weit und breit keinen zu sehen gibt!«.[17] Es gebe »keinen ernstzunehmenden Beleg – und schon gar keinen Hinweis aus irgendeinem Wahlergebnis – dafür, dass sich hierzulande eine politische Bewegung vom Schlage der NSDAP formieren könnte«. Und auch die Bundesregierung hielt Brandts »Vorwurf für nicht gerechtfertigt, die für die Verfolgung rechtsradikaler Aktivitäten zuständigen Behörden würden […] nicht genug tun«.[18] In ihrem ebenfalls im Sommer 1977 veröffentlichten Verfassungsschutzbericht für das vorangegangene Jahr hatte sie den »Rechtsextremismus« gerade als »seit langem politisch nahezu bedeutungslos« beschrieben.[19]

Um die Dimension des Problems gegen solche Einwände sichtbar zu machen, machten sich Aktivist:innen in und außerhalb der SPD, Journalist:innen und andere kritische Beobachter:innen an eine eigene Dokumentation des neuen »Neonazismus«, die sich zunächst noch stark auf die auch von Brandt angesprochenen Aktivitäten extrem rechter Organisationen konzentrierte. Doch bald fielen auch zahlreiche Erscheinungen auf, die sich nicht jenem organisatorischen Feld am rechten Rand des politischen Spektrums zurechnen ließen, auf das sich die Auseinandersetzung mit der extremen Rechten in der Bundesrepublik seit den 1950er-Jahren konzentrierte.[20] Hierzu gehörten rassistische Parolen, Flugschriften und Hakenkreuz-

16 *Willy Brandt/Helmut Schmidt*, Partner und Rivalen. Der Briefwechsel (1958–1992), hrsg. v. *Meik Woyke*, Bonn 2015, S. 733 f.

17 Hier und folgendes Zitat: Pressedienst der CDU/CSU-Fraktion, 22.8.1977: Beitrag des Bundestagsabgeordneten Willi Weiskirch zur Warnung des SPD-Vorsitzenden Willy Brandt, Pressedokumentation des Deutschen Bundestags, 075–20–0, Bd. 4 (1.1.1970–6.2.1980).

18 Brandts Sorgen über Neonazis werden in Bonn nicht geteilt, in: Die Welt, 20.8.1977.

19 Der Bundesminister des Innern (Hrsg.), betrifft: Verfassungsschutz ’76, Bonn 1977, S. 4.

20 Dies gilt gleichermaßen für die bundesrepublikanischen Sicherheitsbehörden wie für die öffentliche Debatte, vgl. hierzu *Friedrich Kiessling/Christoph Safferling*, Staatsschutz im Kalten Krieg. Die Bundesanwaltschaft zwischen NS-Vergangenheit, Spiegel-Affäre und RAF, München

Schmierereien, Türken- und Judenwitze sowie antisemitische Bemerkungen, die in verschiedenen Zusammenhängen beobachtet wurden, oder der publizistische Absatz, den geschichtsrevisionistische und andere extrem rechte Schriften im Zuge der öffentlich bereits diskutierten »Hitler-Welle« erreichten.[21] Bei manchen der neu entstehenden grünen Bürgerinitiativen beobachtete man völkische und rassistische Äußerungen wie auch in der Rockmusik. Und besondere Aufmerksamkeit erregte, dass sich »Nazi-Begeisterung« und »Ausländerfeindlichkeit« auch unter Kindern und Jugendlichen ausmachen ließen.[22] Jugendsekten wurden dabei ebenso als mögliche Formen des Rechtsextremismus diskutiert wie Formen popkulturellen Fantums. Hinzu kamen die selbst mit Nachdruck in die Öffentlichkeit drängenden »Neonazis«, deren offenes Auftreten in der Tradition des Nationalsozialismus, deren sich bis hin zu Terrorismus steigernde Gewalttätigkeit und deren jugendliches Alter Beobachter:innen gleichermaßen schockierte.[23]

Diese Beobachtungen unterliefen die Verweise auf Wahlergebnisse und die offiziellen Bewertungen des Verfassungsschutzes, mit denen nicht nur in der Erwiderung auf den Brandt-Brief die Bedrohung durch die extreme Rechte als gering eingeschätzt wurde. Entsprechend umstritten war ihre politische Bewertung: Handelte es sich bei diesen Erscheinungen überhaupt um »Rechtsextremismus«? Und wenn ja, waren sie nur unbedeutende »Randerscheinungen« oder Anzeichen einer rechtsextremen »Renaissance«, die gerade deshalb bedrohlich sei, weil sie sich nicht am Rand des politischen Spektrums, sondern »in der Mitte der Gesellschaft« ereigne?[24] Das Problem, vor dem die Bundesrepublik stehe, fasste es Anfang 1979 ein einflussreicher Bericht über die »neonazistischen Aktivitäten« des Vorjahres, läge gegenwärtig »nicht in der Existenz und Agitation […] antidemokratischer Kräf-

2021, S. 341–387; *Constantin Goschler/Michael Wala*, »Keine neue Gestapo«. Das Bundesamt für Verfassungsschutz und die NS-Vergangenheit, Reinbek 2015, S. 275–298; *Gussone*, Reden über Rechtsradikalismus, S. 49–238. Zur Perspektiverweiterung in der Beobachtung des Rechtsextremismus vgl. die Unterschiede in den einflussreichen Berichten des »Pressedienstes Demokratische Initiative« (PDI) zu den Jahren 1977 (Bericht über neonazistische Aktivitäten 1977. Eine Dokumentation [PDI-Sonderheft, Nr. 2], München 1978) und 1978 (Bericht über neonazistische Aktivitäten 1978. Eine Dokumentation [PDI-Taschenbuch, Nr. 1], München 1979). Zum PDI vgl. den Aufsatz von Yves Müller in diesem Band.

21 *Tobias Becker*, Er war nie weg. »Hitler-Welle« und »Nazi-Nostalgie« in der Bundesrepublik der 1970er-Jahre, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 18, 2021, H. 1, S. 44–72.

22 Nazi-Begeisterung bei Jugendlichen schockiert Pädagogen und Politiker, in: Frankfurter Neue Presse, 15.4.1978. Ausführlich hierzu *Till Kössler*, Antifaschistisches Klassenzimmer? Schule, Rechtsextremismus und Demokratie nach »Achtundsechzig«, in: *Tim Schanetzky/Tobias Freimüller/Kristina Meyer* u. a. (Hrsg.), Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projekts, Göttingen 2020, S. 206–219.

23 Ausführlich hierzu *Hendrik Puls/Fabian Virchow* (Hrsg.), Rechtsextremismus in der alten Bundesrepublik. Historische und sozialwissenschaftliche Perspektiven, Wiesbaden 2023.

24 Auf diesen Gegensatz brachte 1980 der Titel eines Sammelbandes den gegenwärtigen Diskussionsstand: *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Rechtsradikalismus: Randerscheinung oder Renaissance?, Frankfurt am Main 1980. Zitat »in der Mitte der Gesellschaft«: *Alwin Meyer/Karl-Klaus Rabe*, Unsere Stunde wird kommen. Rechtsextremismus unter Jugendlichen, Bornheim-Merten 1980, S. 135.

te«. Die Frage sei, »wie immun sich weite Kreise der Bevölkerung gegen rechtsradikale Agitation erweisen« würden.[25]

Belastbare Hinweise dafür, wie es um diese Immunität bestellt sei, suchten Aktivist:innen, Journalist:innen und Wissenschaftler:innen in besonderer Weise in den »Ergebnisse[n] der Demoskopie«.[26] »Meßbare Anhaltspunkte« für Vermutungen zur gesellschaftlichen Akzeptanz des Rechtsextremismus, so erklärte etwa der Historiker Wolfgang Benz ein Jahr vor dem Bekanntwerden der Sinus-Studie, ließen sich »am ehesten« hier finden. Das Vertrauen, das er, aber auch viele politische Aktivist:innen dabei in die Meinungsforschung setzten, war Ausdruck der »Institutionalisierung der demoskopischen Dauerberichterstattung […] am Ende der siebziger Jahre«, mit der sich die Meinungsforschung in der Bundesrepublik im Verlauf des Jahrzehnts aus ihren Ursprüngen in der Wahl- und Wählerforschung emanzipiert hatte.[27] Umfragen waren nicht mehr nur bei Wahlen »zu einem alles usurpierenden Mechanismus« gesellschaftlicher Selbstbeobachtung geworden, mit dem »demoskopisches Wissen zur Grundlage politischer Kommunikation« aufgestiegen war. Entsprechend begannen kritische Wissenschaftler:innen, Journalist:innen und Aktivist:innen damit, sie auch für die Beschäftigung mit der extremen Rechten zu mobilisieren. Meinungsumfragen fanden damit schon deutlich vor der Sinus-Studie einen Platz in der öffentlichen Auseinandersetzung mit der extremen Rechten. Der Schriftsteller Bernt Engelmann etwa, der die Einleitung zu dem zitierten Bericht über die Aktivitäten des Jahres 1978 verfasste, nutzte gleich eine ganze Reihe von »Repräsentativumfragen«, um auf die »Verzahnung zwischen Neonazismus und angeblich ›demokratischer Mitte‹« aufmerksam zu machen, die er als eigentliche Gefahr des Neonazismus kennzeichnete.[28]

In den demoskopischen Veröffentlichungen der vorangegangenen Jahre waren allerdings nur indirekte Aufschlüsse zum gesellschaftlichen Rückhalt der extremen Rechten zu finden. Anführen ließen sich vor allem Befragungen, die eine positive Einschätzung des Nationalsozialismus in Teilen der Bevölkerung zeigten. Wolfgang Benz etwa verwies auf die Zustimmungsraten, die die zwischen 1962 und 1975 immer wieder gestellte Frage gefunden hatte, ob »Hitler ohne den Krieg einer der größten Staatsmänner gewesen wäre«.[29] Besonders viel Aufmerksamkeit fand ebenso die gemessene Zustimmung zu der sich auf einen noch deutlich längeren Zeitraum beziehenden Frage, ob der Nationalsozialismus eine nur schlecht ausgeführte Idee gewesen sei.[30] Auch Meinungsumfragen, die nach antisemitischen oder »aus-

25 Bericht über neonazistische Aktivitäten 1978, S. 5.

26 Hier und folgendes Zitat: *Wolfgang Benz*, Die Opfer und die Täter. Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, in: *ders.*, Rechtsradikalismus: Randerscheinung oder Renaissance?, S. 9–40, hier: S. 18.

27 Hier und folgendes Zitat: *Anja Kruke*, Demoskopie in der Bundesrepublik Deutschland. Meinungsforschung, Parteien und Medien 1949–1990, Düsseldorf 2012, S. 505 und 433.

28 *Bernt Engelmann*, Neonazismus – Keine Gefahr?, in: Bericht über neonazistische Aktivitäten 1978, S. 9–11, hier: S. 11.

29 *Benz*, Die Opfer und die Täter, S. 18.

30 Vgl. etwa *Bernd Weber*, Zur Aufklärung über Neonazismus und ›Hitlerwelle‹ – Materialien, in: *Anneliese Mannzmann* (Hrsg.), Hitlerwelle und historische Fakten. Mit einer Literaturübersicht und einer Materialsammlung zum Neonazismus, Königstein im Taunus 1979, S. 105–179, hier: S. 162 f.

länderfeindlichen« Einstellungen fragten, dokumentierten deren durchaus weitgehende gesellschaftliche Verbreitung.[31]

Doch der Hinweis, dass »antipluralistisch[e] und antidemokratisch[e] Grundüberzeugungen« unter den Westdeutschen verbreitet waren, war am Ende der 1970er-Jahre keine überraschende Erkenntnis.[32] Die Vermutung, dass unter den Deutschen »rechtsradikale Neigungen schlummern könnten, die keinen Niederschlag in den Mitgliederzahlen rechtsextremer Gruppen oder dem Stimmanteil nationalistischer Parteien bei Wahlen« fanden, hatte die Bundesrepublik vielmehr seit ihrer Gründung begleitet.[33] Mit der Wahl- und Wählerforschung zur NPD, deren Aufstieg in der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre auch die Sozialwissenschaften mobilisierte, fand sie auch empirische Bestätigung. Ihre Wähler:innenbefragungen hatten vor allem gezeigt, dass »the general spread of anti-liberal attitudes was by no means restricted to NPD sympathisers«.[34] Weder konnte eine »einfache Beziehung zwischen einer bestimmten sozialen Lage und der Tendenz zum extremistischen Wählen« festgestellt noch gesellschaftliche »Großgruppen« identifiziert werden, »die generell immun gegen Extremismus« waren.[35] Für Einschätzungen zur Bedrohung der bundesrepublikanischen Demokratie galt der Verweis auf die allgemeine Verbreitung antidemokratischer Einstellungen deshalb als wenig aussagekräftig. »Zweckmäßiger« hierfür schien die Frage, »unter welchen Bedingungen […] das Potential für politischen Extremismus in einer Bevölkerung relevant für die Machtfrage in einem politischen System« war, also eine Bestimmung der konkreten »Wahlchancen« der NPD und ihres »Wählerpotentials«.[36]

An dessen Vermessung hatten sich erste Studien noch versucht, bevor dieser Forschung dann mit den nach 1969 rasch wieder marginalen Ergebnissen der Partei bei Bundes- und Landtagswahlen sowohl ihr Gegenstand wie ihre Datengrundlage abhandenkam.[37] Auch deshalb ließ sich auf ihren Ergebnissen am Ende des Jahrzehnts kaum mehr aufbauen, zumal politische und wissenschaftliche Beobachter:innen um 1980 auch vor einem ganz anderen Problem standen. Während die frühere »Rechtsradikalismusforschung«, so erklärten es 1978 die drei Politikwissenschaftler Wolfgang Gessenharter, Helmut Fröchling und Burkhard Krupp, von »mehr oder weniger einfach und eindeutig beschreibbaren Phänomenen […], nämlich die Anzahl der für eine als rechtsextrem geltenden Partei bei einer Wahl abgegebenen Stimmen« ausgegangen sei, um dann »triftige Erklärungen für ihr

31 Vgl. etwa *Badi Panahi*, Vorurteile. Rassismus, Antisemitismus, Nationalismus in der Bundesrepublik heute. Eine empirische Untersuchung, Frankfurt am Main 1980.

32 *Erwin K. Scheuch*, Politischer Extremismus in der Bundesrepublik, in: *Richard Löwenthal/Hans-Peter Schwarz* (Hrsg.), Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland – eine Bilanz, Stuttgart 1974, S. 431–469, hier: S. 435.

33 Erfahrungen aus der Beobachtung und Abwehr rechtsradikaler und antisemitischer Tendenzen im Jahr 1962, in: APuZ 13, 1963, H. 14, S. 3–21, hier: S. 3.

34 *Hans-Dieter Klingemann*, Research into Right-Wing Radicalism, in: Patterns of Prejudice 2, 1968, Nr. 3, S. 3–10, hier: S. 3.

35 *Scheuch*, Politischer Extremismus in der Bundesrepublik, S. 450.

36 Ebd., S. 434.

37 Vgl. vor allem *Hans-Dieter Klingemann/Franz U. Pappi*, Politischer Radikalismus. Theoretische und methodische Probleme der Radikalismusforschung, dargestellt am Beispiel einer Studie anläßlich der Landtagswahl 1970 in Hessen, München/Wien 1972.

Vorhandensein [zu] finden«, sei man heute in einer grundsätzlich anderen Lage. Angesichts der sich gerade nicht in Wahlstimmen ausdrückenden rechtsextremen Konjunktur müsse man auf »sehr viel ›indirektere‹ Verfahren zur Erfassung von Rechtsextremismus zurückgreifen«. Meinungsforscher könnten nicht mehr von einem »als bekannt vorausgesetzten Explanandum ausgehen«, sondern seien gezwungen, den eigenen »Analysegegenstand erst eigentlich durch einen wissenschaftlichen Forschungsprozeß beschreibbar« zu machen.[38]

Den drei Politikwissenschaftlern standen dabei die Schwierigkeiten eines konkreten Falls vor Augen, der sich an der Hochschule der Bundeswehr ereignet hatte, wo Gessenharter und Fröchling lehrten. Die Hochschule war, wie es die Wissenschaftler um Nüchternheit bemüht schrieben, Ende 1977 »in die Pressespalten und Nachrichtensendungen [geraten], weil sich unter einigen studierenden Offizieren Vorfälle ereignet hatten, die als antisemitistisch interpretiert worden sind«.[39] In der Öffentlichkeit waren die Vorfälle entweder als »Dummejungenstreiche« oder als »Spitze eines Eisbergs« interpretiert worden – Erklärungen, die Gessenharter und seinen Kollegen gleichermaßen nicht einleuchteten. Mithilfe von bereits 1976 zu anderen Zwecken erhobenen Umfragedaten wollten sie deshalb jene »Subkultur« unter den studierenden Offizieren identifizieren, die »›rechtsextremem‹ Gedankengut gegenüber aufgeschlossen sein könnte«. Sie standen dabei aber vor dem Problem, zur Ausmessung dieses »Rechtsextremismus-Potential[s] unter der zukünftigen Bundeswehrführungsschicht« klären zu müssen, was mit dem Ausdruck rechtsextrem eigentlich gemeint war und wie sich dies in den Umfragedaten auffinden ließ.[40]

Mit dem gleichen Problem rangen am Ende der 1970er-Jahre auch andere Sozialwissenschaftler, die die Sorge vor einer Renaissance der extremen Rechten ebenfalls zum Anlass für empirische Untersuchungen nahmen. An der Universität Bielefeld machte sich etwa der Soziologe Werner Habermehl daran, »das Potential der Befürworter rechter und rechtester Politik etwas sorgfältiger auszuloten, als dies durch das Auszählen von Wählerstimmen geschehen kann«.[41] Seine Ergebnisse zur »Verbreitung rechter und rechtsextremer Ideologie in der Bundesrepublik« legte er 1979 unter dem zugkräftigen Titel »Sind die Deutschen faschistoid?« in der Sachbuchreihe des »Hoffmann und Campe Verlags« einem breiten Publikum vor. Dem Problem einer exakten Quantifizierung wich Habermehl dabei aus, stellte die in der Befragung überwiegend frei formulierten Antworten vielmehr detailliert vor und überließ es bewusst »dem Leser […], das Bild, das sich aus den ihm angebotenen Mosaiksteinen ergibt, zu deuten«.[42] Nur wenige Wochen vor dem Erscheinen dieser Studie, die durchaus einige Beachtung in der Presse fand, hatte in Bonn das

38 *Wolfgang Gessenharter/Helmut Fröchling/Burkhard Krupp*, Rechtsextremismus als normativ-praktisches Forschungsproblem. Eine empirische Analyse der Einstellungen von studierenden Offizieren der Hochschule der Bundeswehr Hamburg sowie von militärischen und zivilen Vergleichsgruppen, Weinheim/Basel 1978, S. 15 und 19.

39 Hier und folgende Zitate: ebd., S. 9.

40 Ebd., S. 8.

41 *Werner Habermehl*, Sind die Deutschen faschistoid? Ergebnisse einer empirischen Untersuchung über die Verbreitung rechter und rechtsextremer Ideologien in der Bundesrepublik Deutschland, Hamburg 1979, S. 8.

42 Ebd., S. 33.

Bundeskanzleramt das Sinus-Institut beauftragt, abseits der Öffentlichkeit den »Ursachen des Rechtsextremismus und möglichen Gegenstrategien« mit den Mitteln der Demoskopie nachzugehen.

## II. Entstehung und Planung der Sinus-Studie

Auch in der Überlieferung des Kanzleramts zeigt sich dabei, wie unmittelbar die Sinus-Studie trotz der offiziellen Zurückweisung des Brandt-Briefs 1977 in der neuen, aktivistischen Aufmerksamkeit für die extreme Rechte gründete. Die ersten Überlegungen, die das in der Planungsabteilung des Kanzleramts angesiedelte Referat 512 (»Politische Analysen«) im Januar 1979 für ein Gutachten zum »Rechtsextremismus« zu Papier brachte, begründeten dessen Notwendigkeit explizit mit den »in der letzten Zeit vermehrt [zu registrierenden] Anzeichen […], die auf bedeutsame Veränderungen am äußersten rechten Rand des politischen Spektrums hindeuten«. Neben der »zunehmende[n] Kriminalität rechtsextremistischer Organisation« und einer »steigende[n] Auflage nationalsozialistischer Propagandaliteratur« zählte auch das Kanzleramt hierzu insbesondere »ein offenbar anwachsendes Bedürfnis nach autoritär fixierten Identifikationsmustern« unter jungen Menschen, das etwa in »Jugendsekten zum Ausdruck kommt« oder in der »›Hitlerwelle‹ an Schulen und Jugendheimen«.[43] In gleicher Weise stellte auch die wenige Tage später beim Kanzleramt eingereichte Projektskizze des Sinus-Instituts in besonderem Maße die »*neuen* Formen von Rechtsextremismus« heraus, die derzeit in der öffentlichen Diskussion seien und mit denen sich die grundsätzliche Frage stelle, was »Rechtsextremismus« gegenwärtig sei. War nicht vielleicht, so fragte das Institut, »die Hinwendung zum ›Punk-Rock‹ […] viel eher Indikator für ›Rechtsextremismus‹ (in neuen, rudimentären Formen) […] als Hakenkreuze an der Schultafel«?[44] Der »›klassische‹, an den Erscheinungsformen des 3. Reiches orientierte Rechtsextremismus« sei zwar keineswegs »obsolet«. »Wir haben aber allen Grund«, unterstrich die Skizze die Notwendigkeit des eigenen Forschungsvorhabens mit Nachdruck,

> »auch diese Formen ernst zu nehmen und sie wissenschaftlich zu beobachten. Unser Petitum ist, mögliche *neue* Formen des Rechtsextremismus in die Forschung einzubeziehen. Nur auf diese Weise scheint uns sozialwissenschaftliche Prognostik als Teil von Politikberatung überhaupt sinnvoll zu sein.«[45]

Die durch Aktivist:innen, Journalist:innen und Wissenschaftler:innen aufgeworfene Frage nach dem gesellschaftlichen Rückhalt des Rechtsextremismus hatte damit ihren Weg in die höchsten Regierungskreise gefunden. Gleich mehrfach verwies etwa das Sinus-Institut in seinem Projektantrag auf die zitierte Dokumentation für

43 Referat 512, Erste Überlegungen zur Anlage des Gutachtens, 31.1.1979, BArch, B 163/163322, Bd. 1. Zur Rolle des Referats 512 vgl. die Hinweise in *Thomas Knoll*, Das Bonner Bundeskanzleramt. Organisation und Funktionen von 1949–1999, Wiesbaden 2004, S. 236–239 und 259.

44 Sinus-Institut, Projektskizze »Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland«, Februar 1979, S. 5, BArch, B 163/163322, Bd. 1.

45 Ebd., S. 6.

das Jahr 1978.[46] Mit der Vergabe des Projektauftrags im Frühjahr 1979 lenkten die Beamten des Kanzleramts diese Frage dann allerdings in Bahnen, die in den zurückliegenden Jahren mit Blick auf eine andere Bedrohung der Demokratie entstanden waren: auf den Linksterrorismus und sein gesellschaftliches Umfeld. Auf ihn hatte sich im Angesicht des vielfältigen Protestgeschehens von 1968 bereits in den frühen 1970er-Jahren das Interesse der empirischen Sozialforschung verschoben und sich mit dem bewusst außerparlamentarischen Agieren der »neuen Linken« dabei früh jenes Problem gestellt, vor dem nun auch Untersuchungen zum Rechtsextremismus standen: die Frage nach der Erfassung und Prognostik »unkonventionellen politischen Verhaltens« abseits der Wahlurne.[47] Konzepte hierzu hatte die Sozialforschung vor allem im Ausland, insbesondere in den USA gefunden, die Mitte der 1970er-Jahre über eine internationale Arbeitsgruppe in die deutschsprachige Diskussion eingebracht wurden.[48] Mit der zu dieser Zeit einsetzenden Förderung empirischer Untersuchungen zu Protest und Gewalt von links durch Bundesministerien und Kanzleramt gewannen Forschungen zum Zusammenhang von politischen Einstellungen, Protest und Gewalt in den 1970er-Jahren an Konjunktur. Nach dem »Deutschen Herbst« 1977 gipfelte sie in dem umfassenden, vom Bundesinnenministerium finanzierten Projekt »Analysen des Terrorismus«.[49]

Forschungen zur linken Bedrohung der Demokratie brachten dabei nicht nur Konzepte und Forschungsstrategien hervor, die sich Ende des Jahrzehnts auch für die andere Seite des politischen Spektrums produktiv machen ließen; ein Transfer, den die Durchsetzung des Extremismus-Begriffs in der sozialwissenschaftlichen Debatte seit Mitte der 1970er-Jahre umso selbstverständlicher machte.[50] Im Kontext dieser politisch angestoßenen Forschungen hatten sich in dieser Zeit auch jene Akteure kennengelernt, die 1979 für die Sinus-Studie erneut zusammenfanden. Der Psychologe Horst Nowak, einer der beiden Leiter des Sinus-Instituts, hatte Mitte der 1970er-Jahre noch für das Meinungsforschungsunternehmen »Infratest Wirtschaftsforschung« an einem Forschungsprojekt über »Politischen Protest in der Bundesrepublik« gearbeitet, das mit einer »sozialempirische[n] Untersuchung des Extremismus« für das Bundesinnenministerium das linke »Protestpotential« in der Bundesrepublik numerisch ausgemessen hatte. Der akademische Begriff beschrieb, was politisch als Sympathisantenmilieu des Terrorismus gebrandmarkt wurde.

Auch nachdem Nowak 1978 zusammen mit dem bis dahin ebenfalls bei Infratest arbeitenden Demoskopen Werner Sörgel das gemeinsame Institut gegründet hatte,

46 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Entwurf eines sozialwissenschaftlichen Forschungsprogramms, März 1979, S. 7 und 9, BArch, B 136/163322, Bd. 1.

47 *Scheuch*, Politischer Extremismus in der Bundesrepublik, S. 452–457.

48 Vgl. etwa *Max Kaase*, Bedingungen unkonventionellen politischen Verhaltens in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Peter Graf Kielmansegg* (Hrsg.), Legitimationsprobleme politischer Systeme, Opladen 1976, S. 179–216.

49 Vgl. hierzu *Freia Anders/Alexander Sedlmaier*, Legitimationsdiskurse und Gewaltbegriffe: Die Gewaltkommissionen der BRD, 1977–1990, in: *Martin Löhnig* (Hrsg.), Gegenwärtige Vergangenheit. Rechtsgeschichten aus den 1980er Jahren, Göttingen 2021, S. 63–91.

50 Ausführlich hierzu *Grimm*, Rechtsextremismus, S. 186–234.

blieben die Kontakte in die Bundesregierung eng.[51] Zu den ersten Forschungsaufträgen, die das Institut erhielt, gehörte eine Untersuchung über den Zusammenhang von »universitärer Öffentlichkeit und Ursachen des Terrorismus«, die für das Kanzleramt die Sympathien von Studierenden für die »Rote Armee Fraktion« demoskopisch beschrieb. Die Idee zu einer weiteren Untersuchung über das gesellschaftliche Unterstützerumfeld des Rechtsextremismus entstand am Jahreswechsel 1978/79 am Rande dieses Forschungsprojekts und wurde dann auch ohne weitere Ausschreibung an das Sinus-Institut vergeben.[52] Passend hierzu hatten sich die Beamten des Kanzleramts und Horst Nowak zur Besprechung der ersten Überlegungen für die spätere Sinus-Studie Anfang Februar 1979 »in Anschluss an die Präsentation des Gutachtens zur ›Universitären Öffentlichkeit‹« zusammengesetzt.[53]

Auch die Ideen für das neue Forschungsvorhaben waren nachhaltig von den Erfahrungen aus der bisherigen Politikberatung geprägt. Auf der einen Seite entwarf Horst Nowak das neue Forschungsprojekt in scharfer Abgrenzung zu jenem Projekt über »politischen Protest«, an dem er noch wenige Jahre zuvor für Infratest selbst mitgewirkt hatte. Es hatte das »Protestpotential« der Bundesrepublik, zumal sein gewalttätiges, ganz überwiegend auf der linken Seite des politischen Spektrums verortet; nur »1,7 % der Befragten mit hohen Werten auf der Protestpotential-Skala« waren »auf dem Links-Rechts-Kontinuum [als] extrem rechts« identifiziert worden.[54] Nun sah Nowak in diesem Befund aber vor allem das Ergebnis einer in dem Projekt betriebenen »Suche nach *allgemeinen* Merkmalen extremen politischen Verhaltens«, die dessen »ideologisch[e] Konturen« nur unzureichend bedacht habe.[55] Tatsächlich hatte sich die in dem Projekt genutzte, aus der angloamerikanischen Forschung übernommenen Protestpotenzial-Skala mit Fragen nach der »Beteiligung an Unterschriftenlisten«, »Teilnahme an Bürgerinitiative«, »Beteiligung an einem wilden Streik« oder »Besetzung von Fabriken, Ämtern und Gebäuden« eng an den politischen Aktivitätsformen der neuen Linken orientiert.[56] In einer »bewußte[n] Abwendung von der Suche nach *universell* messenden Instrumenten (Protest-Potential-Skala etc.)« sollte »das Projekt ›rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland‹« deshalb nun »*spezifische* Instrumente zur Erforschung verschiedener Ausformungen des Rechtsextremismus entwickeln«, mit denen sich über diesen Bereich genauere Aussagen machen ließen.[57]

51 Gleiches galt für die SPD, deren Wahlkampfstrategie die beiden Wissenschaftler mit ihren Gutachten in den 1970er-Jahren maßgeblich geprägt hatten, vgl. hierzu *Kruke*, Demoskopie in der Bundesrepublik Deutschland, S. 290–311.

52 Aktenvermerk für die Nichtausschreibung eines Projektes zur Erforschung der Ursachen des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, 17.4.1979, BArch, B 136/163322, Bd. 1.

53 Vermerk betr. »Gutachten zu ›Rechtsextremismus‹«, 6.2.1979, BArch, B 136/163322, Bd. 1.

54 Infratest Wirtschaftsforschung, Politischer Protest in der Bundesrepublik Deutschland. Beiträge zur sozialempirischen Untersuchung des Extremismus, Stuttgart/Berlin etc. 1980, S. 51.

55 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Entwurf eines sozialwissenschaftlichen Forschungsprogramms, März 1979, S. 4, BArch, B 136/163322, Bd. 1.

56 Vgl. *Alan Marsh*, Explorations in Unorthodox Political Behaviour. A Scale to Measure »Protest Potential«, in: European Journal of Political Research 2, 1974, S. 107–129.

57 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Entwurf eines sozialwissenschaftlichen Forschungsprogramms, März 1979, S. 4, BArch, B 136/163322, Bd. 1.

Dabei orientierten sich Sinus-Institut und Kanzleramt auf der anderen Seite bei aller Kritik im Detail im grundsätzlichen Vorgehen weiterhin ausgesprochen eng an dem in den vergangenen Jahren erprobten Verfahren. Schon die Beamten des Kanzleramts schlugen in ihren eigenen Überlegungen einen mehrstufigen Forschungsprozess vor, der große Ähnlichkeiten etwa mit der Protest-Studie aufwies. Zunächst sollte in einer »Definitionsphase« eine »rechtsspezifische Protest-Potential-Skala« entwickelt werden, die dann in einer Repräsentativuntersuchung angewandt werden sollte.[58] Anschließend sollten ihre Ergebnisse in einer dritten Phase genauer analysiert werden. Im schließlich vereinbarten Projektablauf wurde dann noch ein weiterer Untersuchungsschritt eingefügt: Die in der ersten Phase entwickelte »Rechtsextremismus-Skala« sollte vor ihrer Anwendung zunächst noch selbst durch einen Pretest empirisch geprüft werden. Skalenentwicklung und Auswertung der Umfragedaten aus der Repräsentativbefragung sollte das Sinus-Institut leisten. Für die Durchführung der Befragungen wurde Infratest gewonnen, dem das Sinus-Institut weiterhin eng verbunden war.

## III. Zahlen und Bedeutungen: Begriffsarbeit qualitativ und quantitativ

Die Arbeiten an dem Forschungsprojekt begannen im Sommer 1979 mit dem gleichen Problem, vor dem auch die Politikwissenschaftler der Bundeswehr-Hochschule gestanden hatten: wie sich das unklare, offenbar in Veränderung begriffene Phänomen »Rechtsextremismus« definitorisch fassen und in konkrete Statements kleiden ließ, zu denen Zustimmung und Ablehnung gemessen werden konnten. Das Sinus-Institut konnte hierzu allerdings weit mehr Aufwand betreiben, als es Wolfgang Gessenharter und seinen Kollegen möglich gewesen war, die mit bereits erhobenen Umfragedaten hatten arbeiten müssen.[59] Die Mitarbeiter des Sinus-Projekts, zu denen neben Horst Nowak vor allem die beiden Sozialwissenschaftler Berthold Bodo Flaig und Jörg Ueltzhöffer gehörten, konnten sich hingegen von solchen Einschränkungen befreit an die Begriffsarbeit machen.

Das Institut ging dabei mehrere Wege. Es arbeitete *erstens* die bestehenden wissenschaftlichen Definitionen und Erklärungen zur extremen Rechten in einem Forschungsbericht auf, mit dem es das eigene Forschungsprojekt gegen aktuelle ähnliche Untersuchungen positionierte, insbesondere aber auch gegen die auf Theodor W. Adornos Forschungen zur »autoritären Persönlichkeit« zurückgehende Tradition der Autoritarismusforschung.[60] *Zweitens* erstellte es eine inhaltsanalytische Auswertung und Dokumentation rechtsextremer Schriften.[61] Beides diente den Projektmitarbeitern auch zur Einarbeitung in ein ihnen weitgehend unbekanntes For-

58 Referat 512, Erste Überlegungen zur Anlage des Gutachtens, 31.1.1979, BArch, B 163/163322, Bd. 1.

59 *Gessenharter/Fröchling/Krupp*, Rechtsextremismus als normativ-praktisches Forschungsproblem, S. 87–100.

60 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland: Literaturbericht, Mai 1979, BArch, B 136/13323.

61 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland: Inhaltsanalyse und Dokumentation rechtsextremer Schriften, Juni 1979, BArch, B 136/13323.

schungsfeld, was sich etwa in der Zufriedenheit zeigte, mit der Berthold Flaig dem Kanzleramt von dem »Glück« berichtete, »teilweise äußerst interessantes Material« auch des »militantesten Rechtsextremismus« für die Schriftenauswertung »in die Hände« bekommen zu haben.[62]

Am wichtigsten für die Ausformulierung des beabsichtigten Testinstruments waren dann jedoch *drittens* Interviews, die das Institut im Sommer 1979 mit 45 mehr oder weniger eindeutig rechtsextrem eingestellten Personen führte. Um dabei das gesamte Spektrum des gegenwärtigen Rechtsextremismus abzudecken, hatte Horst Nowak schon im Projektantrag eine Systematik des rechtsextremen Feldes der späten 1970er-Jahre entworfen, die fünf Teilgruppen unterschied: Neben den »rechtsextremen Organisationen mit Vorfeld-Charakter« und den »rechtsextremen Jugendgruppen«, die das »breite Feld ›klassische[r] rechtsextreme[r] Organisationen« beschrieben, gehörten hierzu als Ausdruck eines »›neuen‹ Rechtsextremismus« »rechtsextreme Ökogruppen«, »militante und rechtsterroristische Gruppen« sowie eine mit dem offenen Titel »neue rechtsextreme Formationen« benannte Kategorie, zu der etwa »Rocker«, aber auch die Mitglieder von Jugendsekten gezählt wurden.[63] Die Rekrutierung von Interviewpartner:innen aus diesen fünf Gruppen erwies sich im Frühsommer 1979 dann als »ausgesprochen schwierig«, insbesondere »bei den organisierten rechtsextremen Zielgruppen (NPD und rechts davon)«.[64] Doch es gelang schließlich, Gesprächsteilnehmer:innen aus dem gesamten »breiten Spektrum der rechtsextremen und rechtsextremismus-verdächtigen Gruppierungen« zu gewinnen und dabei bis »in rechtsterroristische Kreise vorzudringen«.

Im Konkreten sprachen die Mitarbeiter des Instituts mit Mitgliedern der NPD und eines soldatischen Traditionsverbands (8 Personen) sowie mit Angehörigen der »Jungen Nationaldemokraten«, der »Wiking-Jugend«, mit Burschenschaftlern und unorganisierten rechten Schülern (13 Personen). Den Bereich der rechtsextremen Öko-Gruppen deckten sie mit Interviews mit Mitgliedern des neugermanisch orientierten »Bundes für Deutsche Gotterkenntnis« (Ludendorffer) und der »Grünen Liste Umweltschutz« (5 Personen) ab, das Feld des militanten und terroristischen Rechtsextremismus mit Gesprächen mit Angehörigen der terroristischen »Aktionsfront Nationaler Sozialisten« sowie mit »Nationalrevolutionären« aus der intellektuell orientierten »Neuen Rechten« (4 Personen). Hinzu kamen Gespräche mit Rockern, Punkern, einem NS-Devotionalien-Sammler sowie Mitgliedern der Mun-Sekte und der sogenannten Kinder Gottes, die in der öffentlichen Diskussion der 1970er-Jahre Aufmerksamkeit gefunden hatten (15 Personen).[65]

Dabei handelte es sich bei den einzelnen Gesprächspartner:innen durchaus um prominente Personen. Der Zwischenbericht über die Interviews nannte zwar keine Namen, fügte der zusammenführenden Gesprächsauswertung aber einen exempla-

62 Schreiben von Sinus an das Bundeskanzleramt, 22.6.1979, BArch, B 136/13322, Bd. 1.

63 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Entwurf eines sozialwissenschaftlichen Forschungsprogramms, März 1979, S. 10, BArch, B 136/163322, Bd. 1.

64 Hier und folgendes Zitat: Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Untersuchungsstufe I: Psychologische Vorstudie, September 1979, S. 4, BArch, B 136/13327.

65 Zur Zusammensetzung der Interviewgruppe vgl. ebd., S. 23.

rischen Interviewbericht über das Gespräch mit einem NPD-Funktionär an, der sich als Günter Deckert identifizieren lässt. Deckert war Ende der 1970er-Jahre Landesvorsitzender der Partei in Baden-Württemberg und als stellvertretender Bundesvorsitzender für Öffentlichkeitsarbeit und Propaganda der Partei verantwortlich. Der Gesprächsbericht nannte ihn den »Chef-Ideologen der Partei«.[66] Auch im Bereich des militanten Neonazismus hatte das Institut Gesprächspartner aus dem Umfeld des »zur Zeit wohl bekanntesten Rechts-Terroristen Michael Kuehnen« gewinnen können.[67] Darunter war auch eine »Mitkämpferin und Ex-Freundin« von Kühnen, die zum Zeitpunkt des Interviews mit einem der anderen Gesprächspartner verlobt war. Sie war eine von nur zwei Frauen, mit denen das Institut sprach.

Mit diesen Personen führte das Sinus-Institut drei- bis fünfstündige Interviews, die als »explorative anamnetische Fallstudien« angelegt waren.[68] Eine unstrukturierte Gesprächsführung, die die »konkrete Lebenssituation der befragten Person« zum Ausgangspunkt nehmen sollte, galt dabei als Garant für die »Gewinnung authentischen Materials«. Ergänzend wurde den Befragten ein »standardisierte[s] Wertese[t] von 29 Einzelbegriffen« sowie eine Liste mit verschiedenen politischen Organisationen (Parteien, aber auch »Amnesty International«, »Bund der Vertriebenen«, »Wehrsportgruppe Hoffmann«, »Rote Armee Fraktion«) vorgelegt, mit denen das Institut ihre politische Selbstverortung maß.[69] Die Gespräche umrissen ein ausgesprochen breites Feld an politischen Themen, das sich an der Auswertung des bestehenden Forschungsstands und dem in der Schriftenauswertung gewonnenen Eindruck orientierte. Als schwierig erwies sich vor allem die Erhebung von Angaben zur individuellen Lebenssituation und zu Persönlichkeitsmerkmalen. Insgesamt sammelte das Sinus-Institut im Juni und Juli 1979 so rund 160 Stunden Tonbandaufnahmen – aus seiner Sicht ein »umfassendes und vor allem *unverfälschtes* Inventar rechtsextremer Einstellungen«.[70]

Dieses Material wurde anschließend systematisiert. Die befragten Schüler und auch »die Mehrheit der Burschenschaftler [erwiesen] sich dabei in mehrfacher Hinsicht als ›konservative Kontrastgruppe‹«, die zwar etwa »durch die Betonung von Begriffen wie ›Volk und Vaterland‹ Affinitäten zum Rechtsextremismus« besäßen, jedoch im Gegensatz zu den anderen Befragten sowohl deutliche Distanz zum Nationalsozialismus gezeigt als sich auch mit der Bundesrepublik und ihrer »freiheitlich-demokratischen Grundordnung« identifiziert hätten.[71] Auch bei den »Persönlichkeitswerten« würden sich diese »Konservativen positiv von den anderen Gruppen ab[heben] (Personen ohne Selbstwertprobleme, intakte Beziehungen zur

66 Ebd., S. 73–97, hier: S. 73. Von 1991 bis 1996 war Deckert dann Bundesparteivorsitzender der NPD.

67 Hier und folgendes Zitat: Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Untersuchungsstufe I: Psychologische Vorstudie, September 1979, S. 24 und 65, BArch, B 136/13327.

68 Ebd., S. 21.

69 Ebd., S. 29 und 13.

70 SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«, S. 34.

71 Hier und folgendes Zitat: Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Untersuchungsstufe I: Psychologische Vorstudie, September 1979, S. 12, BArch, B 136/13327.

primären und sekundären Umwelt etc.)«. In den Antworten der übrigen Personen identifizierte das Sinus-Institut im Bemühen um »eine umfassende Klassifikation des rechtsextremen Einstellungsraums« anschließend rund 30 thematische Bereiche. Denen ordnete es dabei rund 140 Statements zu, die die Studienmacher aus den Interviews herausdestillierten.[72] Sie waren als Aussagesätze formuliert und bewahrten bewusst den »Originalton« der Interviewpartner. Schon in ihrer Form unterstrichen die Statements damit den Anspruch des Instituts, mit dem aufwendigen Vorgehen eine Einstellungsskala entwickelt zu haben, die nicht »aus mehr oder weniger theoretisch abgeleiteten Statements« bestand, sondern ebenso aus einer empirischen Beschreibung des »rechtsextremen Einstellungsraums« gewonnen war, wie ein empirisch anwendbares Messinstrument für diesen bilden sollte.[73]

## IV. Die Konstruktion eines »rechtsextremen Weltbildes« im Pretest

Diese Liste von Statements legte das Sinus-Institut im August und September 1979 dann 200 Personen vor, die sich aus einer »annähernd bevölkerungsrepräsentativen« Teilgruppe von 150 Personen sowie aus 50 »Rechtsextremisten« zusammensetzte.[74] Sie sollten auf einer viergliedrigen Antwortskala (Likert-Skala) die einzelnen Statements bewerten. Anschließend berechnete das Sinus-Institut für die beiden Teilgruppen den Durchschnittswert der gegebenen Antworten und identifizierte anschließend jene Fragen, bei denen die Differenz zwischen den beiden Gruppen besonders hoch war. In dieser Weise sollten jene »Statements ausgefiltert« werden, die »mit der höchsten Trennschärfe« die »rechtsextreme Vorstellungswelt« repräsentierten.[75]

Übrig blieb dabei eine Liste an Statements, die »für eine Repräsentativerhebung jedoch noch immer viel zu umfangreich war«.[76] Um sie handhabbar zu machen, unterzog das Institut die Statements noch einer Faktorenanalyse; ein, wie es in seinem Abschlussbericht betonte, »mathematisch außerordentlich kompliziert[es] Verfahren«, das Muster im Antwortverhalten der Befragten identifiziert und damit Zusammenhänge zwischen verschiedenen Fragen aufdeckt.[77] Die Faktorenanalyse war in der Demoskopie in den frühen 1960er-Jahren eingeführt worden und hatte entscheidend dazu beigetragen, sie von der sozialstatistischen Beschreibung be-

72 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, S. 79, BArch, B 136/13327. Eine Übersicht über die Themenbereiche und die getesteten Statements gibt die Tabelle »Pretest und Faktorenanalyse der Sinus-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen (1981)«, URL: <http://library.fes.de/pdf-files/afs/bd63/afs63_steuwer_tabelle.pdf> [26.9.2023].

73 SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«, S. 63.

74 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, S. 80, BArch, B 136/13327.

75 Ebd., S. 80.

76 SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«, S. 65.

77 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, S. 81, BArch, B 136/13327.

reits bekannter Personengruppen (vor allem Wähler:innen einer Partei) hin zur demoskopischen Identifikation von Menschen mit geteilten Wertvorstellungen zu verschieben – eine Entwicklung, die wenige Jahre nach der Studie für das Kanzleramt in der Formulierung der sogenannten Sinus-Milieus mündete.

In der Sinus-Studie ließen sich in dieser Weise innerhalb der Statementliste Gruppen von Aussagen identifizieren, bei denen die Antworten der Befragten statistisch in so engen Beziehungen standen, dass sie als Ausdruck eines gemeinsamen »Faktors« begriffen werden konnten. Insgesamt gelangte das Institut zu fünf solcher Statementgruppen, denen es mit Blick auf den »typische[n] Charakter der jeweiligen Gruppenstatements« die Namen »Reaktionäres Menschenbild« (Faktor 1), »Bedrohung« (Faktor 2), »Harmoniestreben/Antipluralismus« (Faktor 3), »Volk, Vaterland und Familie« (Faktor 4) und »›Siegfried-Komplex‹« (Faktor 5) gab.[78] Diese Faktoren, so die Argumentation des Instituts, würden die in den 27 Themenbereichen gefassten »Inhalte des rechtsextremen Weltbildes auf […] themenübergreifende Kategorien« reduzieren, die sowohl »Aufschluß über die innere Logik dieser Inhalte« geben würden wie »Hinweise auf die psychologische Struktur des rechtsextremen Weltbildes«.[79] Zugleich half die Faktorenanalyse dabei, für die einzelnen Faktoren »die typischsten [Statements] auszuwählen« und deren Anzahl damit »ohne erheblichen Informationsverlust« deutlich zu reduzieren. Im Abschlussbericht waren von den rund 140 aus den Gesprächen gewonnenen Statements so noch 31 übrig geblieben, die das Institut unter den Namen auflistete, die es den fünf Faktoren gegeben hatte.[80]

In der späteren Veröffentlichung der Sinus-Studie kennzeichnete das Institut die Gruppierung und Auswahl der Statements als einen mathematisch-technischen Prozess, an dessen Ende ein »gültiges, empirisch abgeleitetes und mehrfach überprüftes Instrument« stand, gab aber zugleich nur ausgesprochen spärliche Informationen hierzu preis.[81] Der Blick in die Überlieferung des Kanzleramts lässt hingegen Auswahl und Gruppierung ebenso als einen interpretatorischen und politischen Vorgang erkennen. Sie waren es schon deshalb notwendigerweise, weil sich die im Pretest erhobenen Antworten keineswegs als so »trennscharf« und geordnet erwiesen, wie es in der Veröffentlichung der Studie schließlich schien.

Akzeptiert man die vom Sinus-Institut berechneten Differenzen zwischen den durchschnittlichen Zustimmungen der beiden Teilgruppen »Gesellschaft« und »Rechtsextremisten« als Maßstab für die »Trennschärfe« der einzelnen Aussagen[82], lässt sich bei 73 % der getesteten Statements ein Unterschied von nahezu einer Antwortstufe beobachten (0,9 und höher).[83] Allerdings galt dies keineswegs für

78 SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«, S. 65–69.

79 Hier und folgendes Zitat: ebd., S. 65.

80 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, S. 81–84, BArch, B 136/13327.

81 SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«, S. 65.

82 Statistisch sind durchaus Zweifel an dem Vorgehen angebracht, weil aus den ordinal skalierten Variablen einer Likert-Skala sinnvollerweise kein arithmetisches Mittel gebildet werden kann.

83 Alle Angaben im Folgenden nach den Anlagen zum Vermerk betr. Ergebnis der Besprechung im Bundeskanzleramt zum Rechtsextremismusgutachten am 26. September 1979, 22.10.1979,

alle vom Sinus-Institut den einzelnen Faktoren zugeordneten Statements, die teils deutlich geringere Differenzwerte aufwiesen. Ebenso konnten nicht alle Statements mit hoher »Trennschärfe« einem der fünf Faktoren zugeordnet werden. Von den 87 Statements mit einem Differenzwert von 0,9 oder höher waren es ausweislich der Unterlagen, die das Sinus-Institut dem Kanzleramt zugänglich machte, nur 38 Aussagen, bei denen sich überhaupt ein Zusammenhang mit einem der fünf identifizierten Faktoren mathematisch zeigen ließ.[84] Mehr als die Hälfte der besonders trennscharfen Statements fielen bei der Faktorenidentifikation damit einfach unter den Tisch.

Bei den Aussagen, die den fünf errechneten Faktoren zugerechnet werden konnten, ließ sich dieser Zusammenhang zudem nur in durchaus unterschiedlicher Stärke identifizieren. Die mathematisch als sogenannte Faktorladung mit einer Zahl zwischen 0 (kein Zusammenhang) und 1 (perfekter Zusammenhang) ausgedrückte Stärke der Beziehung einer Aussage mit einem Faktor, lag in mehr als der Hälfte der Statements nur knapp über der Schwelle, ab der sich überhaupt von einem statistischen Zusammenhang sprechen ließ (0,5 oder 0,6). Und diese Statements verteilten sich keineswegs gleichmäßig über die fünf identifizierten Faktoren: Während sich mit der Faktorenanalyse dem Faktor 1 (»Reaktionäres Menschenbild«) dreizehn Statements zuordnen ließen, waren es im Fall des »Siegfried-Komplex« genannten Faktors 5 nur sieben. Dessen Statements besaßen zudem so schwache Ladungen, dass in diesem Fall durchaus Zweifel an der statistischen Gültigkeit der Identifikation dieses Faktors angebracht sind.[85] Dass die verschiedenen Faktoren tatsächlich nicht gleichwertig waren, zeigte schließlich auch die vom Sinus-Institut errechnete Varianzaufklärung; ein statistischer Wert, mit dem sich das Ausmaß bestimmen lässt, in dem eine empirisch gemachte Beobachtung (Streuung einer abhängigen Variable) durch bestimmte Faktoren (unabhängige Variablen) mathematisch erklärt werden kann. Im Pretest ließ sich das unterschiedliche Antwortverhalten der beiden Teilgruppen zu 65,7 % durch die fünf identifizierten Faktoren statistisch erklären. Dies war kein schlechter Wert. Aber er ging zu weit mehr als zwei Drittel auf die Statements des Faktors 1 (»Reaktionäres Menschenbild«) zurück (46,5 %), während die anderen vier Faktoren statistisch nur noch jeweils weitere 7 bis 3 % mathematisch erklären konnten.[86]

---

BArch, B 136/13322, Bd. 1. Die Ergebnisse des Pretests dokumentiert auch die Tabelle »Pretest und Faktorenanalyse der Sinus-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen«.

84 Zwei Statements ließen sich zudem gleich plausibel unterschiedlichen Faktoren zuordnen.

85 Da die Umfragedaten des Pretests nicht überliefert sind, ist eine statistische Überprüfung nicht möglich. Die dem Kanzleramt übermittelte Aufstellung zählt für den Faktor 5 (»Siegfried-Komplex«) allerdings nur sieben Statements auf, von denen nur eines eine Faktorladung von größer 0,6 aufweist. Sie unterschritten damit die von Edward Guadagnoli und Wayne F. Velicer entwickelte Faustformel, nach der Faktoren in einer Stichprobe von weniger als 300 Personen nur dann nicht als zufällig interpretiert werden können, wenn sich zehn Aussagen mit einer Faktorladung von größer 0,4 oder vier Aussagen mit einer Faktorladung von größer 0,6 nachweisen lassen. Vgl. *Edward Guagdagnoli/Wayne F. Velicer*, Relation of Sample Size to the Stability of Component Patterns, in: Psychological Bulletin, 1988, Nr. 103, S. 265–275, sowie *Jürgen Bortz*, Statistik für Sozialwissenschaftler, Berlin 1999, S. 507.

86 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, S. 87, BArch, B 136/13327. Im Detail gliederte sich die insgesamt

Der schließlich veröffentlichten Fassung der Sinus-Studie ließ sich all dies nicht entnehmen. Die Zahlen zur Höhe der Faktorladung waren ebenso wenig enthalten wie jene der Varianzaufklärung oder ein Hinweis darauf, wie viele »trennscharfe« Statements die identifizierten Faktoren nicht erfassten. Zudem glich die Veröffentlichung bei der Beschreibung der Faktoren die Zahl der ihnen jeweils zugeordneten Statements an (fünf bis sieben) und stützte damit den im Text vermittelten Eindruck von gleichgewichtigen Teilelementen des »rechtsextremen Einstellungsraums«. Einen Beleg dafür, dass das Sinus-Institut bewusst »Rechtsextremisten herbeigerechnet« habe, sollte man hierin dennoch nicht sehen.[87] Was es in der Veröffentlichung verdeckte, waren vielmehr die Spannungen, die sich aus seinem doppelten, inhaltsanalytischen und empirisch-quantifizierenden Herangehen ergeben hatten und die bei der Übersetzung der mathematisch identifizierten Faktoren in eine semantische Beschreibung des »rechtsextremen Weltbildes« besonders deutlich hervortraten: Die Auswahl der empirisch getesteten Statements sollte vor dem Hintergrund der unternommenen Anstrengungen auch die Erkenntnisse abbilden, die das Institut in der Auswertung der bestehenden Forschungsliteratur, des rechtsextremen Schriftenmaterials und der geführten Interviews gewonnen hatte. Dies bedeutete, die in der Faktorenanalyse identifizierten statistischen Muster im Antwortverhalten als Beschreibungen eines »rechtsextremen Weltbildes« zu präsentieren – eine durchaus große Herausforderung, wie nicht nur die merkwürdig ungelenke Benennung vor allem des letzten Faktors zeigt, für dessen Statements sich nur mithilfe einer Metapher (»Siegfried-Komplex«) eine gemeinsame Überschrift finden ließ. Auch dass die den Faktoren verliehenen Namen die ihnen zugeordneten Statements teils kaum treffend beschrieben, verweist hierauf.[88] Zudem war grundsätzlich die »Berücksichtigung aller […] Bereiche« des in der Schriften- und Interviewauswertung identifizierten »rechtsextremen Einstellungsraumes« nur dadurch möglich gewesen, dass auch Statements gewählt worden waren, für die der Pretest nur relativ geringe »Trennschärfe« festgestellt hatte.[89]

Über diese methodischen Schwierigkeiten hinaus war die Auswahl und Zusammenfassung der Statements aber auch insofern nicht nur ein technischer Vorgang, als ihn das Institut gemeinsam mit den Beamten des Kanzleramts vornahm. Ihnen hatte das Institut nach dem Pretest einen ausführlichen Bericht über die geführten Interviews sowie eine Zusammenstellung der in dem Test erprobten Aussagen zukommen lassen.[90] Die Statementlisten enthielten dabei die Angaben für die durchschnittliche Zustimmung der beiden Teilgruppen sowie einen Vorschlag für

errechnete Varianzaufklärung von 65,7 % in Teilgruppen von 46,5 % (Faktor 1), 7,2 % (Faktor 2), 5,2 % (Faktor 3), 3,8 % (Faktor 4) sowie 3,0 % (Faktor 5).

87 So ein Vorwurf, gegen den sich Horst Nowak nach der Veröffentlichung der Studie rechtfertigte, *Kurt Reumann*, Studie über Rechtsextremismus – Fallen statt Fragen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.4.1981.

88 Vgl. etwa die Einordnung des Statements »Das Mitspracherecht der Gewerkschaften in der Wirtschaft sollte ausgebaut werden (negative Polung)« als Ausdruck eines »Reaktionären Menschenbilds« (Faktor 1).

89 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, S. 89, BArch, B 136/13327.

90 Vermerk betr. Ergebnis der Besprechung im Bundeskanzleramt zum Rechtsextremismusgutachten am 26. September 1979, 22.10.1979, Anlagen, BArch, B 136/13322, Bd. 1.

die Bestimmung der fünf Faktoren mit den ihnen zuordenbaren Statements. Für Letztere waren auch die jeweiligen Faktorladungen angegeben, auf die sich die gemeinsame Besprechung der Unterlagen am 26. September 1979 im Kanzleramt bezog. Insgesamt zeigten sich die Kanzleramtsbeamten im gesamten Schriftverkehr mit dem Sinus-Institut als ausgesprochen geschult in den methodischen Konzepten der Demoskopie.[91] Doch auch wenn sich die Statementauswahl, wie der knappe Aktenvermerk zu der Besprechung festhielt, an der »Faktorladung eines Items, d. h. der Stärke des Zusammenhangs zwischen einer Aussage und dem ihr zugehörigen Faktor«, orientierte[92], lassen die Unterlagen zu der Besprechung zumindest ansatzweise erkennen, dass in der Besprechung auch nicht empirisch gewonnene Vorstellungen in die Ausformulierung der Faktoren eingingen.

Leider ist kein genaues Protokoll der Besprechung überliefert. Dem Vermerk nach hielt die Runde als Ergebnis fest, ein Statement leicht umzuformulieren, eines auszutauschen und zwei neue Aussagen hinzuzufügen. Zugleich beschloss die Runde die Auswahl der den einzelnen Faktoren zugeordneten Statements, wobei vor allem interessant ist, welche möglichen Aussagen dabei fallen gelassen wurden. Dies betraf vor allem den Faktor 1 (»Rechtsextremes Menschenbild«), wo sieben Statements keine Aufnahme fanden. Vier von ihnen enthielten dabei Aussagen zu traditionellen Geschlechtervorstellungen. Auch beim Faktor 4 (»Volk, Vaterland und Familie«) wurde ein Statement zu diesem Thema nicht aufgenommen, obwohl es eine höhere Faktorladung aufwies als manche der ausgewählten Aussagen. Gleiches galt für zwei der nicht berücksichtigten Aussagen beim Faktor 1. Auch in der Besprechung wurden damit, anders als es Abschlussbericht und Veröffentlichung der Sinus-Studie darstellten, nicht einfach die nach mathematischen Gesichtspunkten »typischsten« Statements ausgewählt[93], sondern es wurde ebenso auf die thematische Breite der Statements geachtet. Aussagen zu Geschlechtervorstellungen fanden sich damit unter den in der Veröffentlichung aufgeführten Statements wieder. Dass sie aber statistisch stärker als andere in der Inhaltsanalyse identifizierte Themen den mathematisch identifizierten Faktoren zurechenbar waren, überging die von Sinus-Institut und Kanzleramt aus den Statements schlussendlich zusammengesetzte Beschreibung des »rechtsextremen Weltbildes«.

## V. Zahlenwerte: Vom »rechtsextremen Weltbild« zum demoskopischen Messinstrument

Ähnliches lässt sich auch für die Konstruktion des demoskopischen Messinstruments zeigen, das ebenfalls bei der Besprechung im Kanzleramt festgelegt wurde. Für die demoskopische Messung eines »geschlossenen rechtsextremen Weltbildes« ließ das Sinus-Institut nämlich Infratest in der späteren Repräsentativuntersuchung

91 Dies ist insofern erstaunlich, als die demoskopische Kompetenz im Kanzleramt 1976 im Referat 53 für »Trendanalysen des gesellschaftlichen Wandels« gebündelt worden war. Vgl. *Knoll*, Das Bonner Bundeskanzleramt, S. 237.

92 Vermerk betr. Ergebnis der Besprechung im Bundeskanzleramt zum Rechtsextremismusgutachten am 26. September 1979, 22.10.1979, BArch, B 136/13322, Bd. 1.

93 SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«, S. 65.

nicht einfach die den fünf Faktoren zugeordneten 31 Statements abfragen. Es nutze sie nur als »Ausgangsbasis für die Zusammenstellung des endgültigen Messinstruments der ›Rechtsextremen Einstellungsskala‹ (RES)«, die 23 Statements umfasste.[94] Auch für sie zeigen die Besprechungsunterlagen, dass, anders als das Institut die Auswahl später erklärte, nicht einfach »jene Statements aus den fünf Faktoren ausgenommen [wurden], die die höchste Ladungszahlen aufwiesen, das heißt den Faktor, auf dem sie laden, inhaltlich am prägnantesten beschrieben«.[95] Vielmehr integrierte die »Rechtsextreme Einstellungsskala« fünf Statements, die weder in der Veröffentlichung noch in den Besprechungsunterlagen einem Faktor zugeordnet sind. Ob sie überhaupt in einer nachweisbaren Beziehung zu einem der fünf Faktoren standen und, wenn ja, in welcher Stärke, lässt sich damit nicht rekonstruieren. Zugleich machen die Besprechungsunterlagen mit Blick darauf, dass die Auswahl eine »höchstmögliche Trennschärfe der Items« anstrebte[96], sichtbar, dass zwar die fünf Aussagen mit der größten gemessenen Differenz zwischen den beiden Teilgruppen des Pretests in die Skala eingebunden wurden. Es fanden zugleich aber auch Statements Aufnahme, die sich bei einer Ordnung aller getesteten Aussagen nach der Stärke ihrer »Trennschärfe« erst auf den Plätzen 61 bis 63 sowie 87 finden.[97] Auch bei der Skalen-Konstruktion mussten das Sinus-Institut und die Kanzleramtsbeamten einen Kompromiss zwischen den sich selbst auferlegten mathematischen Kriterien und den in der Inhaltsanalyse gewonnenen Konturen des »rechtsextremen Einstellungsraumes« finden.

Die Auswertung des Pretests verkomplizierte jedoch nicht nur die Begriffsarbeit des Instituts. Sie eröffnete auch überraschende Einsichten, die in der Formulierung von zwei weiteren Skalen mündeten, die der ursprüngliche Projektantrag nicht vorgesehen hatte. *Erstens* zeigten die errechneten Zustimmungsdifferenzen zwischen den Teilgruppen »Gesellschaft« und »Rechtsextreme« des Pretests nicht nur Statements auf, bei denen sich das Antwortverhalten unterschied, sondern auch solche, wo es sich stark ähnelte. Diese Statements begriff das Sinus-Institut als »›Meinungsbrücken‹ zwischen Rechtsextremismus und ›Bevölkerungsdurchschnitt‹«. Sie würden »Einstellungsbereiche« anzeigen, »in denen rechtsextreme Propaganda mit Aussicht auf Erfolg operieren« könne.[98] Auch zu diesen »Umfeldvariablen« hatte das Institut den Beamten des Kanzleramts eine Liste mit Aussagen vorgelegt, an denen sich die Schwierigkeit einer demoskopischen Abgrenzung des »rechtsextremen Weltbildes« besonders deutlich zeigte.[99] Denn zumindest zwei der hier vorgeschlagenen Aussagen hatten mit einer Differenz von 1,1 und 1 im Pretest eine ähnlich hohe »Trennschärfe« zwischen Bevölkerung und Rechtsextremismus aufgewiesen, wie der Großteil der schließlich in die »Rechtsextreme Einstellungsskala« aufge-

94 Ebd., S. 69.
95 Ebd.
96 Ebd., S. 71.
97 Vgl. zur Rangfolge der Statements die Tabelle »Pretest und Faktorenanalyse der Sinus-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen«.
98 Ebd., S. 75.
99 Hier und im Folgenden: Vermerk betr. Ergebnis der Besprechung im Bundeskanzleramt zum Rechtsextremismusgutachten am 26. September 1979, 22.10.1979, Anlagen, BArch, B 136/13322, Bd. 1.

nommenen Statements. Sie wurden dann in die letztlich acht Aussagen umfassende »Autoritäre Einstellungsskala (AES)« nicht aufgenommen. Stattdessen wurden zwei Statements integriert, die die Beamten des Kanzleramts auf die Liste setzten und zu denen keine Testdaten vorlagen.[100] Zudem verschob die Besprechungsrunde eine vom Sinus-Institut den »Umfeldvariablen« zugeordnete Aussage trotz ihrer sehr niedrigen Trennschärfe (0,6 Mittelwertdifferenz) in die Statementliste des Faktors 4 (»Volk, Vaterland und Familie«) und machte sie damit zum Teil des »rechtsextremen Einstellungsraumes«.

Darüber hinaus dokumentierten die Umfragedaten des Pretests *zweitens*, dass es, wie am Beginn der Untersuchung vermutet, durchaus einen messbaren Rückhalt für neue »rechtsextreme Ökogruppen« gab, sich dieser aber nicht mit jenem Antwortverhalten überschnitt, das die »Rechtsextreme Einstellungsskala« erfasste. Er wurde in den Daten des Pretests vielmehr als eine »vom übrigen rechtsextremen Feld abgrenzbar[e,] […] sehr kleine, aber eigenständige Gruppe« erkennbar.[101] Dem trug das Institut mit einer eigenen »Skala ›Regressive Öko-Leitbilder‹ (SRÖL)« Rechnung, die aus vier Statements bestand, von denen eines auch Teil der »Rechtsextremen Einstellungsskala« war. Und schließlich legte das Institut *drittens* noch eine vierte Skala fest, die die Gewaltbereitschaft von Personen mit rechtsextremen Einstellungen messen sollte. Für ihre Konstruktion hatte das Institut beiden Teilgruppen sowohl die Statements der im vorangegangenen Infratest-Projekt genutzten allgemeinen »Protestpotential-Skala« vorgelegt als auch elf Aussagen einer neu entworfenen »Rechte[n] Protestpotential-Skala«. Bei ihnen handelte es sich um »konkrete, politische inhaltlich definierte Handlungen, wie sie von rechtsextremen bis rechtsterroristischen Gruppierungen bekannt waren«, und deren Zustimmungswerte, im Unterschied zur allgemeinen Protestpotenzial-Skala, auch tatsächlich mehr als marginale Unterschiede zwischen »Rechtsextremen« und »Bevölkerung« zeigten.[102] Für die Bildung der »Protestpotentialskala Rechtsextremismus (PPSR)« wurden diese Statements, wie es der Abschlussbericht formulierte, »auf Basis ihrer Pretest-Trennschärfe-Werte bereinigt und für die Repräsentativerhebung auf 8 Statements reduziert«. Tatsächlich wurden jedoch auch hier nicht einfach die drei Aussagen mit der geringsten Differenz zwischen »Rechtsextremen« und »Bevölkerung« fallen gelassen.[103] Vor allem lassen die Pretestergebnisse aber daran zweifeln, dass die Statements dieser Skala eine aufsteigende Liste bildeten, die mit einer Frage nach einer noch vergleichsweise verbreiteten Bereitschaft, sich an »Kundgebungen zum ›Tag der deutschen Einheit‹ (17. Juni) an der Grenze der DDR« zu beteiligen, begann und sich bis zur extremsten Frage nach »gezielten Aktionen

100 Es handelt sich um die Statements »Heute ändert sich alles so schnell, daß man oft nicht weiß, woran man sich halten soll« und »Ob ich mich zur Politik äußere oder nicht ändert doch nicht viel an den Tatsachen«.

101 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, S. 110, BArch, B 136/13327. In der Repräsentativbefragung ergab die Skala schließlich einen Wert von 2 %.

102 Hier und folgendes Zitat: ebd., S. 90.

103 Vgl. hierzu die Tabelle »Pretest und Faktorenanalyse der Sinus-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen«.

gegen Einrichtungen und Personal der alliierten Besatzungsmächte« steigerte.[104] Weder die Reihenfolge, in der das Institut die ursprünglichen elf Statements für die Besprechung im Kanzleramt geordnet hatte, noch die veränderte Reihung der schließlich ausgewählten Aussagen folgte den gemessenen Zustimmungswerten.[105]

Die in den vier Skalen zusammengefassten Statements legte zwischen Oktober 1979 und Februar 1980 Infratest in vier Befragungswellen rund 7.000 erwachsenen Westdeutschen vor. Der außerordentliche Umfang der Stichprobe war auf Basis des Pretests festgelegt worden, um eine »angemessene Repräsentation der Zielgruppe«, also der Deutschen mit rechtsextremen Einstellungen, in den Stichprobendaten sicherzustellen.[106] Die Befragungen wurden dabei im Rahmen der kontinuierlich laufenden Untersuchungsreihe »Infratest Sozialdaten« durchgeführt und waren damit repräsentativ für die »deutsche Wahlbevölkerung ab 18 Jahren (ohne West-Berlin)«. Am Ende der Befragungen standen dann jene Zahlen, die nach der SPIEGEL-Veröffentlichung für so viel Aufmerksamkeit sorgten.

## VI. Studienergebnisse und ihre internen Deutungen im Kanzleramt

Bevor diese Zahlen mit ihrem Bekanntwerden im März 1981 öffentlich für Aufsehen sorgten, schlugen sie im Kanzleramt Wellen. Dabei hatte sich dies keineswegs abgezeichnet, als Horst Nowak und seine Mitarbeiter in einer Besprechung im Kanzleramt den Beamten des Referats 512 für politische Analysen die Ergebnisse der Repräsentativbefragung vorstellten. Neben der Präsentation der mit den entwickelten Skalen gemessenen Werte gehörte hierzu vor allem eine »soziodemografische Beschreibung des rechtsextremen Potentials in der Bundesrepublik«, an der das Sinus-Institut in den zurückliegenden Wochen mit einer detaillierten Auswertung der Umfragedaten gearbeitet hatte.[107] Dafür hatte es den Einfluss einer breiten Anzahl von Variablen auf die mit der »Rechtsextremen Einstellungsskala« gemessene Gruppe überprüft, die von Alter, Geschlecht, Familienstand und Schulabschluss über Konfession, Haushaltseinkommen, Berufstätigkeit bis zu Parteipräferenzen, Beurteilungen der allgemeinen und persönlichen Wirtschaftslage sowie der eigenen Lebenszufriedenheit reichte. Im Hintergrund standen dabei die zu Beginn der Untersuchung aufgearbeiteten Theorien zur Entstehung von »Rechtsextremismus« oder »Autoritarismus«, die aus Sicht des Instituts mit den erhobenen Daten erstmals verlässlich empirisch geprüft werden konnten.

Doch besonders viel gaben die Umfrageergebnisse hierzu nicht her. Entweder bestätigten sie Bekanntes (Überrepräsentation von Personen ohne Berufsausbildung im »rechtsextremen Protestpotential«), zeigten keine Unterschiede zwischen

104 Zitat: SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«, S. 72.

105 Vgl. hierzu die Tabelle »Pretest und Faktorenanalyse der Sinus-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen«.

106 Hier und folgendes Zitat: SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«, S. 77.

107 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, S. 96, BArch, B 136/13327.

»Gesellschaft« und »Rechtsextremen« (Geschlecht, Konfession) oder wiesen Unterschiede auf, die sich kaum sinnvoll deuten ließen.[108] Was es etwa bedeutete, dass die Daten »überdurchschnittliche Anteile an Rechtsextremen« in »großen Dörfer[n] (2.000 bis unter 5.000 Einwohner)« und in Kleinstädten zeigten, ließ das Sinus-Institut ebenso offen wie eine Interpretation anderer soziodemografischer Befunde.[109] Entsprechend ernüchternd zeigten sich die Kanzleramtsbeamten bei ihrer späteren Durchsicht des Abschlussberichts mit Blick auf das »dürftig[e] Gesamtergebnis« hinsichtlich der »Bedingungen rechtsextremer politischer Einstellungen«.[110] Angesichts dessen, dass die Aufklärung der »Ursachen rechtsextremer Einstellungen« zu Beginn als wichtiges Untersuchungsziel formuliert worden war, erschienen ihnen die Ergebnisse hierzu nun »recht dünn«.

Politisch deutbar waren vor allem zwei Beobachtungen, die Horst Nowak und seine Mitarbeiter auch schon während der Besprechung im Juni 1980 herausstellten. Zum einen zeigten die Umfragedaten, dass entgegen der aus der öffentlichen Diskussion gewonnenen Erwartung, Rechtsextremismus »überwiegend unter der *älteren Generation*« gemessen werden konnte.[111] Dies galt insbesondere für die »Protestpotentialskala Rechtsextremismus«, die »eine erstaunlich hohe Gewaltbereitschaft unter älteren Rechtsextremisten« identifiziert hatte. Insofern »müsste es möglich sein«, so deutete Nowak in der Besprechung den Befund optimistisch, »junge Bürger mit autoritären Valenzen zu immunisieren, wenn man rechtsradikale Ansichten als das Gestrige disqualifiziert«.[112]

Zum anderen dokumentierten die Umfragedaten eine »deutliche Akzentuierung rechtsextremistischer Ideologien bei der CSU«, die von den als »Rechtsextremisten« identifizierten Personen überproportional häufig als präferierte Partei genannt worden war.[113] Dieser Befund war vor allem mit Blick auf den weiteren Umgang mit der Studie relevant, weil er insbesondere im Kontext des laufenden Bundeswahlkampfs 1980 die Gefahr einer politischen Skandalisierung durch die Union barg. Auch deshalb bestand während der Besprechung »Einvernehmen«, die Studie nicht vor dem Wahltag am 5. Oktober 1980 zu veröffentlichen, »da davon auszugehen ist, daß die CSU die Studie in den Wahlkampf ziehen« würde. Zudem wurde vor diesem Hintergrund »die Klassifizierung des ›nichtextremen, autoritären Potentials‹ (37 %)« durch die Kanzleramtsbeamten als politisch »problematisch« eingeschätzt und angeregt, dass »der Eindruck aller herausragenden Anfälligkeit für rechtsextreme Einstellungen in dieser Gruppe […] bei Vorlage des Schlußberichtes vorsichtig korrigiert werden« sollte.[114] Im Übrigen wünschten sich die Beamten des Kanzleramtsreferats 512 aber nur eine dem Bericht vorangestellte Ergebniszusam-

108 Ebd., S. 102–106.
109 Ebd., S. 101.
110 Hier und folgendes Zitat: Vermerk »Zum Schlußbericht Rechtsextremismus«, 1.10.1980, BArch, B 136/13322, Bd. 1.
111 Hier und folgendes Zitat: Protokoll der Besprechung mit Sinus am 25.6.1980, 9.7.1980, BArch, B 136/13322, Bd. 1.
112 Notizen aus Diskussion Rechtsextremismus mit Sinus, 25.6.1980, BArch, B 136/13322, Bd. 1.
113 Protokoll der Besprechung mit Sinus am 25.6.1980, 9.7.1980, BArch, B 136/13322, Bd. 1.
114 Notizen aus Diskussion Rechtsextremismus mit Sinus, 25.6.1980, BArch, B 136/13322, Bd. 1.

menfassung und eine im Anhang ergänzte »Fehlertoleranztabelle«.[115] Einer »Verwendung der Studie« stand aus ihrer Sicht nichts Grundlegendes im Wege, sodass die Runde bereits Möglichkeiten ihrer Veröffentlichung als »Handbuch für Öffentlichkeitsarbeit gegen den Rechtsextremismus« durch das Bundesinnenministerium und als Beitrag in einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift durch das Sinus-Institut erwog.

An dieser Einschätzung änderte sich wenig, als einige Wochen später der Abschlussbericht vorlag. Die Änderungswünsche, die die Kanzleramtsbeamten an das Sinus-Institut übermittelten, betrafen vor allem redaktionelle Fragen und zielten darauf, die Verständlichkeit für »Außenstehende« zu erhöhen, auf »unnötig[e] sozialwissenschaftliche Terminologie« zu verzichten und die »politisch relevanten Ergebnisse« in der vorangestellten Zusammenfassung »unmißverständlich […] aufzuzeigen«.[116] Der einzige inhaltlich strittige Punkt blieb die erkannte »Nähe zu den Unionsparteien«, über die »noch einmal nachgedacht werden« müsse. Möglich war hier aus Sicht der Kanzleramtsbeamten etwa eine »Darstellungsform […], in der die Aussagen für die einzelnen Parteien ungewertet nebeneinander stehen«. Ähnlich sahen sie auch die Beschreibung der »für rechtsextreme typischen Wert-Muster ›Volk, Vaterland, Heimat, Familie‹« in der bestehenden Form kritisch, weil sie »ohne weitere Erklärung als normalbürgerliche Werte verstanden« und deshalb »gewichtet werden [müssten], damit die Darstellung glaubwürdig ist«. Insgesamt, so hielt es ein internes Papier zum »Schlußbericht Rechtsextremismus« fest, müsse

> »Angelpunkt der Darstellung […] die Aussage werden, die Ablehnung zentraler Verfassungsnormen durch den Rechtsextremismus sei eine deutliche Trennlinie zum Rechtskonservatismus. Wenn das so ist, kann hier doch die Grenze zwischen den 13 % und den 37 % dem betroffenen Leser vermittelt werden.«

Jenseits dieser Frage waren die Beamten des Referats 512 mit der Studie aber ebenso zufrieden, wie sie keine Zweifel an den erzielten Ergebnissen hatten. Die »mühsame, aber erfolgreiche Arbeit des Instituts zur Eingrenzung rechtsextremer Ideologien« habe sich gelohnt. Es sei eine »Leistung von Institut und Studie« über den »bisherigen Forschungsstand« hinaus »eine klare Begrifflichkeit [dessen] hergestellt zu haben«, was »heute Rechtsextremismus ist«, die »auch politisch einsatzfähig« sei.

Um den Jahreswechsel 1980/81 wurden die Studienergebnisse dann erstmals einem weiteren Personenkreis bekannt. Im Dezember hatte der Leiter des Referats 512 eine ausführliche Zusammenfassung des aktuellen Stands des Projekts erstellt, die den Verlauf und die wichtigsten Studienergebnisse bilanzierte und Vorschläge für eine Veröffentlichung der Studie machte. Inzwischen war an eine Publikation in Buchform durch das Sinus-Institut gedacht sowie an eine Präsentation vor einer

115 Hier und folgendes Zitat: Protokoll der Besprechung mit Sinus am 25.6.1980, 9.7.1980, BArch, B 136/13322, Bd. 1.

116 Hier und folgende Zitate: Vermerk »Zum Schlußbericht Rechtsextremismus«, 1.10.1980, BArch, B 136/13322, Bd. 1.

»ausgewählten Gruppe von Journalisten im Kanzleramt«.[117] Die Gefahr, dass »Teile der Öffentlichkeit und der Opposition […] versuchen« könnten, »einzelne Ergebnisse der Studie als Diffamierung hinzustellen und daraus einen Vorwurf gegen die Bundesregierung abzuleiten«, sprach das Schreiben offen an, argumentierte aber, auch wenn sie »eine Diskussion hervorrufen werde«, für eine Veröffentlichung der Untersuchung. Die »positiven Aspekte einer öffentlichen Diskussion« würden überwiegen. Das Schreiben wurde dann über die zuständige Abteilungsleitung und den Kanzleramtschef an den Bundeskanzler gesandt, den es allerdings nicht erreichte. Stattdessen wurden am 13. Januar 1981 hektisch die bereits begonnenen »Sondierungen, das Gutachten bei ›Ro-Ro-Ro-Aktuell‹ zu veröffentlichen, […] sofort eingestellt«.[118] Der nach der Bundestagswahl 1980 neu ernannte und sich im Januar 1981 erst wenige Wochen im Amt befindende Kanzleramtschef Manfred Lahnstein hatte am Tag zuvor mit einer knappen Notiz in die Vorbereitungen interveniert. Er halte »eine Reihe von Wertungen und Definitionen ihrerseits für extrem, zuweilen auch für oberflächlich. Bitte holen Sie dazu Urteile aus BMI und BPA ein. So muß ich einer Veröffentlichung deutlich widerraten«.[119]

Anders als es der SPIEGEL bei der Veröffentlichung der Zahlen darstellte, war die Sinus-Studie aus wahltaktischen Überlegungen zunächst zurückgehalten worden, nicht, weil ihre Ergebnisse grundsätzlich als »zu brisant« erschienen. Tatsächlich hatte das zuständige Referat beständig auf deren Veröffentlichung nach der Bundestagswahl 1980 hingearbeitet. Und gestoppt wurden diese Vorbereitungen nicht aus politischen Sorgen um die Höhe der Zahlen, sondern weil sie neue, nicht an der Studienerstellung beteiligte Akteure zu Gesicht bekamen, die inhaltliche Zweifel an ihnen hatten. Das zeigte sich auch, als Anfang März die vom Kanzleramtschef gewünschten Stellungnahmen vorlagen. Wegen eines Versehens hatte das Referat 512 dabei neben dem Innenministerium nicht das Bundespresseamt, sondern das Justizministerium um eine Einschätzung gebeten; ein Fehler, für dessen Korrektur dann durch die SPIEGEL-Veröffentlichung keine Zeit mehr blieb. Die so angefragten Ministerien lobten die Studie als »wertvolle[n] Beitrag zur geistigen, politischen und moralischen Auseinandersetzung mit rechtsextremen Bestrebungen«.[120] Zugleich verwiesen sie aber auf die »Gefahr von Mißdeutungen«[121], die sie anders als die Mitarbeiter des Referats 512 nicht mit den erwartbaren politischen Absichten der Opposition begründeten, sondern mit methodischen Einwänden. Das Vorgehen der Studie, vermerkte die Einschätzung des Innenministeriums, entspräche dem

> »mittlerweile routiniert gehandhabten Sinus-Infratest-Ansatz, aus qualitativ erfaßten Einstellungen mittels komplizierter mathematischer Modelle (i.d.R. Faktorenanalysen) zu Ein-

117 Hier und folgende Zitate: Schreiben Referat 512 an Bundeskanzler betr. Gutachten zu rechtsextremistischen politischen Einstellungen, Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse, 18.12.1980, BArch, B 136/13322, Bd. 2.

118 Aktenvermerk betr. »Gutachten zu rechtsextremistischen politischen Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland«, 13.1.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 2.

119 Handschriftliche Notiz des Chefs des Bundeskanzleramts an Referat 512, 12.1.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 2.

120 Schreiben des Justizministeriums an Bundeskanzleramt, 6.3.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 2.

121 Hier und folgende Zitate: Schreiben des Innenministeriums an Bundeskanzleramt, 10.2.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 2.

stellungsmustern zu gelangen, die dann als tatsächlich vorhanden und unterscheidbar dargestellt werden, obwohl sie doch nur auf bestimmten (änderbaren) mathematischen Modellannahmen beruhen«.

Vor allem die »Untergrenze«, ab der Antworten als Zustimmung zu den verschiedenen Skalen gewertet wurden, schien dem Innenministerium dabei allerdings als »zu tief angesetzt«. Gleiches betonte auch die Einschätzung aus dem Justizministerium, die hier »strengere Kriterien« einforderte, weil in der vorliegenden Weise die Verbreitung der gemessenen »Tendenzen in der Bundesrepublik als zu hoch angesetzt« erschien.[122] Zudem äußerte sie Einwände gegen die Formulierung einzelner Statements. Solche Kritik hatte wohl auch hinter der Intervention des Kanzleramtschefs gestanden. Hierauf verweisen die Randnotizen in dem im Bundesarchiv überlieferten Exemplar des Abschlussberichts, in dem sich zahlreiche mit Fragezeichen oder zweifelnden Kommentaren (»Ist das schon rechtsextrem?«, »Was ist daran ›autoritär‹?«) gekennzeichnete Statements finden, die vermutlich von Manfred Lahnstein stammen.[123]

## VII. Die Sinus-Studie in der öffentlichen Kritik

Die dem Sinus-Institut am 9. März 1981 übermittelten Einschätzungen von Innen- und Justizministerium nahmen in dieser Weise zentrale Argumente des öffentlichen Streits vorweg, der nach der SPIEGEL-Veröffentlichung eine Woche später einsetzte. Den sensationsheischenden Zeitungsmeldungen folgten dabei in der Tat die im Kanzleramt prophezeiten Kommentare von Oppositionspolitikern und konservativen Medien, die die Debatte um die Sinus-Studie schnell in die Bahnen eines stark politisierten und parteipolitisch strukturierten Konflikts zwischen sozial-liberaler Regierung und konservativer Opposition lenkten. In ihm stand dann allerdings nicht die von den Mitarbeitern des Referats 512 als besonders problematisch erachtete Zahl von 37 % im Mittelpunkt, die mehr als einem Drittel der Deutschen hohe Anfälligkeit für rechtsextreme Propaganda attestierte, sondern die Nachricht von 13 % »Rechtsextremisten« in der Bundesrepublik. Der schleswig-holsteinische Innenminister Uwe Barschel meldete sich als einer der ersten Unions-Politiker zu Wort und nannte es in einer dann viel zitierten Stellungnahme gegenüber dem Bundesinnenministerium eine »Beleidigung unseres Volkes, pauschal von 13 Prozent Rechtsextremisten zu sprechen«.[124] Er setzte damit den Ton einer ebenso anhaltenden wie scharfen Kritik, die die Sinus-Studie als Höhepunkt jener fortschreitenden Entwertung bürgerlicher und konservativer Wertehaltungen begriff, gegen die sich konservative Politiker, Journalisten und Wissenschaftler seit Beginn der

122 Schreiben des Justizministeriums an Bundeskanzleramt, 6.3.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 2.
123 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, BArch, B 136/13327.
124 Barschel nennt Bonner Studie eine »Beleidigung des deutschen Volkes«, in: Flensburger Tageblatt, 3.8.1981.

1970er-Jahre stemmten.[125] Mit der Zahl von 13 % »Rechtsextremisten« sahen sie sich nun nicht nur mit einem schleichenden Prozess des »Wertewandels« konfrontiert, den die Politik der sozial-liberalen Koalition stützte, sondern erkannten einen aktiven Versuch, »traditionelle« und »bürgerliche Werte« kurzerhand zum Teil des »rechtsextremen Einstellungsraumes« zu machen und damit endgültig zu entwerten.

Welche Bedeutung die Sinus-Studie damit aus konservativer Sicht erhielt, dokumentieren nicht nur ähnlich scharfe Einlassungen von konservativen Journalisten und Bundestagsabgeordneten.[126] Es zeigt sich vor allem daran, dass mehr als zwei Jahre nach dem Bekanntwerden der Sinus-Studie das inzwischen CSU-geführte Bundesinnenministerium der Regierung Kohl eine neue demoskopische Ausmessung des »Extremismus-Potentials« in Auftrag gab, die die Sinus-Studie korrigieren sollte. Elisabeth Noelle-Neumann, die mit ihrem »Institut für Demoskopie« prägend für das politische Agieren der Unionsparteien in den 1970er-Jahren und deren Wahrnehmung einer Werteerosion geworden war, präsentierte ihre Ergebnisse zum »extremistischen Einstellungspotential junger Menschen« dann 1984 auch als direkte Entgegnung zur Sinus-Studie, die deren »Kardinalfehler« und die daraus folgenden »unvertretbaren Ergebniss[e] und Schlußfolgerungen« wieder aus der Welt schaffe.[127]

Die Gegenstudie der Kohl-Regierung war auch insofern ein passendes Schlussstück der konservativen Kritik an der Sinus-Studie, als diese Kritik von Beginn an eine methodische gewesen war. Schon Barschel hatte sein scharfes Urteil damit begründet, dass offen sei, was die Autoren der Studie »unter einem rechtsextremistischen Weltbild verstehen, […] welche Fragen sie gestellt und auf welchen Methoden sie diese ausgewertet haben«, und dass die 13 %-Zahl daher nur eine nicht nachzuvollziehende Behauptung darstelle. Auch die ersten Reaktionen in der konservativen Presse machten schnell Zweifel an der wissenschaftlichen Gültigkeit der erhobenen Daten geltend, wobei sie vor dem Problem standen, dass durch die Vorabveröffentlichung der Ergebnisse im SPIEGEL kaum Informationen zum methodischen Vorgehen des Sinus-Instituts vorlagen. Und gerade mit Blick auf die besonders im Fokus stehende Skalenkonstruktion änderte daran auch die dann im August 1981 tatsächlich in der Reihe »rororo-aktuell« erfolgte Veröffentlichung der Studie nur wenig.

Wie bereits in den Einschätzungen von Justiz- und Innenministerium richtete sich die Kritik auch deshalb auf die methodischen Details der festgelegten Skalen: nämlich auf die Frage, inwieweit die abgefragten Statements tatsächlich gemessen hatten, was sie messen sollten, und auf die Frage, ab welchem Skalenwert

125 Ausführlich hierzu *Martina Steber*, Die Hüter der Begriffe. Politische Sprachen des Konservativen in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland, 1945–1980, Berlin/Boston 2017, S. 208–365.

126 Vgl. exemplarisch nur Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll, 9. Wahlperiode, 51. Sitzung, 16.9.1981, S. 2842–2844.

127 *Elisabeth Noelle-Neumann/Erp Ring*, Das Extremismus-Potential unter jungen Leuten in der Bundesrepublik Deutschland 1984, Allensbach 1984, S. 5. Ausführlich zur Rolle von Noelle-Neumann in den 1970er-Jahren vgl. *Janosch Steuwer*, Öffentliche Meinung. Elisabeth Noelle-Neumann: Die Schweigespirale (1974), in: *Monika Wulz/Max Stadler/Nils Güttler* u. a. (Hrsg.), Deregulation und Restauration. Eine politische Wissensgeschichte, Berlin 2021, S. 104–125.

man sinnvollerweise von einer Zustimmung sprechen konnte. Hatte nicht auch Willy Brandt den Deutschen zugerufen, »›stolz‹ auf ihr Land« sein zu können?[128] Sprach nicht auch Bundeskanzler Helmut Schmidt gerne von der Bundesrepublik als »Zahlmeister Europas«? Und was war »rechtsextrem« daran, wenn man »Geborgenheit in der Familie sucht[e]«?[129] Die schärfste Fassung dieser Kritik, die in der Presse laut wurde und von Unionspolitiker:innen dann weitergetragen wurde, formulierte der als Mitarbeiter von Elisabeth Noelle-Neumann in demoskopischen Fragen besonders geschulte Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Kurt Reumann. Er sprach von »Fallen statt Fragen«, die das Sinus-Institut den Befragten für möglichst hohe Ergebniswerte gezielt gestellt habe.[130] Daneben fand vor allem die Entscheidung des Sinus-Instituts scharfe Kritik, den Schwellenwert der »Rechtsextremen Einstellungsskala« in der Mitte der vierstufigen Antwortskalen bei 2,5 zu legen und damit auch solche Antworten als »rechtsextrem« zu werten, bei denen Befragte nur partielle Zustimmung bekundet hatten. Auf diesen Punkt konzentrierte sich auch die wissenschaftliche Diskussion um die Studie, die nach deren Veröffentlichung einsetzte und von den politischen Kritikern nur allzu gerne aufgegriffen wurde.[131]

Aus historischer Perspektive lässt sich zu diesem Streit nicht mehr viel beitragen. Zwar litt die Auseinandersetzung um die Gültigkeit der Einzelstatements daran, dass das Sinus-Institut auch in der Buchveröffentlichung keine Zahlen des Pretests zugänglich machte und sie damit nicht auf der Basis jener Daten geführt werden konnte, die ihre Auswahl tatsächlich begründet hatten. Doch es ist heute müßig, sie zu den am Beginn der 1980er-Jahre besonders debattierten Statements nachzutragen. Auf der einen Seite handelte es sich etwa bei dem immer wieder von Unionspolitiker:innen angeführten Statement »Nichts geht über die Geborgenheit im Schoße einer geordneten Familie« eben um jene Aussage, die das Sinus-Institut aufgrund der geringen »Trennschärfe« im Pretest (0,6 Mittelwertdifferenz) ursprünglich zu den »Umfeldvariablen« gezählt hatte und die dann in der gemeinsamen Besprechung im Kanzleramt im September 1979 in den »rechtsextremen Einstellungsraum« verschoben worden war.[132] Auf der anderen Seite gehörten aber andere Statements, die etwa Kurt Reumann als Beispiel für die »Fallen« des Sinus-Instituts anführte (»Unser Volk wird durch die linken Journalisten in Rundfunk und Fernsehen systematisch irregeführt«), weil sie auch für viele »Anhänger der Union« zustimmungsfähig seien, zu den »trennschärfsten« Statements überhaupt.[133] Dass es sich bei den finalen Ergebnissen des Sinus-Instituts um Zahlenwerte handelte,

128 »Personen ohne Berufsausbildung für den Rechtsextremismus besonders anfällig«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.3.1981. Ebenso auch Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll, 9. Wahlperiode, 51. Sitzung, 16.9.1981, S. 2844.

129 Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll, 9. Wahlperiode, 46. Sitzung, 25.6.1981, S. 2632.

130 *Reumann*, Studie über Rechtsextremismus: Fallen statt Fragen.

131 Vgl. vor allem die Rezension von *Friedhelm Neidhardt*, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 33, 1981, S. 794–796, und *Uwe Backes*, Der neue Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, in: Neue Politische Literatur 27, 1982, H. 2, S. 147–201, hier: S. 167–170.

132 Vermerk betr. Ergebnis der Besprechung im Bundeskanzleramt zum Rechtsextremismusgutachten am 26. September 1979, 22.10.1979, Anlagen, BArch, B 136/13322, Bd. 1.

133 *Reumann*, Studie über Rechtsextremismus: Fallen statt Fragen. Tatsächlich weist dieses Statement die zweithöchste Mittelwertdifferenz überhaupt auf.

die ebenso von methodischen wie interpretatorischen Entscheidungen abhingen, hat die Rekonstruktion der Skalen-Konstruktion bereits gezeigt.

Insofern bestätigt die historische Analyse, was die sozialwissenschaftliche Forschung in ihrer Diskussion über die Skalenschwellenwerte in den 1980er-Jahren auch herausarbeitete. »Selbst wenn man die inhaltliche Gültigkeit und formale Qualität der Skala als zweifelsfrei gegeben unterstellt«, resümierte etwa 1994 der Politikwissenschaftler Jürgen Falter als Ergebnis der methodischen Debatte um die Sinus-Studie, »sind konkrete Prozentzahlen über den Anteil Rechtsextremer in einer bestimmten Gruppe immer auch eine Sache der Entscheidung, ab wann man von einem geschlossenen rechtsextremen Weltbild überhaupt reden will«.[134] Als einfacher Ausdruck der Anzahl von »Rechtsextremisten« in einer Gesellschaft lassen sie sich nicht lesen.

Im Rückblick lässt sich in den Ergebnissen der Sinus-Studie aber noch etwas anderes erkennen, was den zeitgenössischen Diskussionen verborgen bleiben musste: ihr Scheitern am eigenen Anspruch, zutreffende Aussagen über die weitere Entwicklung des »Rechtsextremismus« zu machen. Ironischerweise waren es damit gerade die in der kontroversen Diskussion der 1980er-Jahre weitgehend unstrittigen Schlussfolgerungen des Instituts zur generationellen Prägung des Rechtsextremismus, die sich mit der weiteren historischen Entwicklung als falsch erwiesen. Wenn konservative Kritiker etwas an der Sinus-Studie lobten, war es ihr Befund, dass »rechtsextremistische Tendenzen in der älteren Generation stärker erkennbar sind als in der jungen« und sich der Rechtsextremismus in der Bundesrepublik damit »auf dem absteigenden Ast« befände. »Hier scheint die Sinus-Studie wenigstens einen Trend wiederzugeben, der auch auf Grund anderer Erkenntnisse einleuchtet.«[135] Dass mit den Ergebnissen der Studie »Punker, Rocker und Jugendsekten« nicht als »Vorboten einer neuen rechtsextremen Jugendbewegung gesehen werden« dürften, sie vielmehr eher als »unpolitische Spielart eines modernen Jugendeskapismus« zu verstehen seien, teilten viele Rezipienten der Studie.[136]

Mit dem Wissen der Historiker:innen, dass es eben die am Ende der 1970er-Jahre einsetzende Verjüngung des rechtsextremen Feldes war, die die weitere Entwicklung der extremen Rechten und ihrer Gewalt durch die Herausbildung rechter Jugendkulturen nach 1980 langfristig prägte[137], zeigt sich hingegen eben an dieser Einschätzung, wie sehr es der Sinus-Studie nicht gelang, die tatsächlichen Neuerungen am rechten Rand zu erfassen. Sichtbar wird in dieser Fehleinschätzung ein Konstruktionsproblem der Studie, das mit deren induktiver Vorgehensweise verknüpft war und in den Diskussionen der 1980er-Jahre keine Beachtung fand. Das Vorgehen ermöglichte es dem Sinus-Institut zwar, Skalen und Statements als Ergebnisse eines empirischen Verfahrens gegen die konservative Kritik zu verteidigen.

134 *Jürgen Falter*, Wer wählt rechts? Die Wähler und Anhänger rechtsextremistischer Parteien im vereinten Deutschland, München 1994, S. 151.

135 *Gottfried Capell*, Was der Sinus-Bogen erfaßt, in: Die Welt, 30.3.1981.

136 »Haß auf Fremde und Demokratie«, in: Der SPIEGEL, 16.3.1981, S. 51–60, hier: S. 54.

137 Vgl. hierzu *Michael Kohlstruck*, Maskuline Jugendkulturen und fremdenfeindliche Gewalt in den 1980er und frühen 1990er Jahren in Ost und West, in: *Till Kössler/Janosch Steuwer* (Hrsg.), Brandspuren. Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er Jahre, Bonn 2023, S. 80–100.

Indem die Auswahl der Statements aber an den Ergebnissen des Pretests orientiert wurde, hatte Sinus die Entscheidung darüber, welche Statements zum Teil des »rechtsextremen Einstellungsraumes« gehörten, weitgehend jener Gruppe von 50 Personen überantwortet, die im Pretest die »Rechtsextremen« repräsentierten. Wer diese Personen waren, lassen nicht nur Abschlussbericht und Buchveröffentlichung der Sinus-Studie fast gänzlich offen, sondern auch der weitere Schriftverkehr in der Aktenüberlieferung des Kanzleramts. Sie werden an unterschiedlichen Stellen als »Angehörige rechtsextremer Organisationen« oder als »identifizierte Rechtsextreme« benannt, zu denen in der konkretesten Bemerkung dann »Wiking-Jugend, NPD-Mitglieder usw.« gezählt werden.[138] Insofern muss ihr soziodemografisches Profil, insbesondere ihre in diesem Zusammenhang interessierende Altersstruktur, offenbleiben. Waren im Pretest womöglich vor allem alte »Rechtsextremisten« gefragt worden? Offensichtlich ist jedenfalls, dass es sich bei diesen Personen um ideologisch besonders überzeugte Personen handelte. Für die tatsächliche Transformation des rechtsextremen Feldes, die am Beginn der 1980er-Jahre gerade durch einen Bedeutungsverlust »geschlossener rechtsextremer Weltbilder« und ihre Diffusion in unterschiedliche Gesellschaftsbereiche und vor allem jugendliche Subkulturen gekennzeichnet war, ließ sich mit einem so gestalteten Pretest kein passendes Testinstrument entwickeln.

## VIII. Das »rechtsextreme Einstellungspotential« und die Transformation des Rechtsextremismus um 1980

Es war insofern die grundlegende Prämisse der Sinus-Studie, die es der so aufwendigen Untersuchung verunmöglichte, dem eigenen prognostischen Anspruch gerecht zu werden. Mit ihr wurde die Sinus-Studie am Beginn der 1980er-Jahre vielmehr selbst zu einem Element jener Transformation des Rechtsextremismus, die sie empirisch hatte erfassen wollen. Dies dokumentiert besonders die im Projektverlauf beiläufig neugeschöpfte Wendung vom »rechtsextremen Einstellungspotential«, mit der das Sinus-Institut beschrieb, was es zu messen beanspruchte. Dieser Begriff fügte sich nur ungenau in das methodische Programm der Studie, die das Institut und ihre Verteidiger gegenüber Kritik immer wieder mit dem Verweis in Schutz nahmen, dass sie »Einstellungen gemessen« habe und »keine Aussagen über das Verhalten der Befragten« machen würde.[139] Doch zugleich gründete das ganze Ansinnen des Projekts, mittels »sozialwissenschaftlicher Prognostik« praktische »Politikberatung« zu betreiben, notwendigerweise auf der Annahme, dass politisches Verhalten auf Einstellungen beruhe.

Dass die Sinus-Studie, wie Andreas Kärner und Michael Kohlstruck angemerkt haben, »eine inhaltlich befriedigende Begründung für die Behauptung eines ›Po-

138 »Angehörige rechtsextremer Organisationen«: Uetzhöffer, Zur quantitativen Bestimmung rechtsextremer Potentiale, S. 3, BArch, B 136/13322, Bd. 4; »identifizierte Rechtsextreme«, »Wiking-Jugend, NPD-Mitglieder«: Schreiben von Sinus an Kanzleramt betr. »Antwort auf die Argumente von BMI und BMJ«, 18.3.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 2.

139 Vgl. etwa Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll, 9. Wahlperiode, 46. Sitzung, 25.6.1981, S. 2723.

tentials‹ […] schuldig« blieb[140], lässt sich als Ergebnis jener Forschungstradition lesen, in der das Projekt stand und in der der Begriff des »Potentials« um 1980 zu einer selbstverständlichen Vokabel geworden war. Ein Jahrzehnt zuvor, als am Beginn der 1970er-Jahre erste Untersuchungen versucht hatten, von der allgemeinen Identifikation autoritärer Einstellungen zu konkreten Prognosen der Wahlchancen rechtsextremer Parteien zu gelangen, war dies noch anders gewesen. Die prägende Studie von Hans-Dieter Klingemann und Franz Pappi etwa hatte 1972 die Vorstellung, »daß der tatsächlichen Wahlentscheidung für eine radikale Partei eine Wahlbereitschaft vorausgeht«, noch explizit als Vorannahme gekennzeichnet, mit der sie »Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit zu einem radikalen Wählerpotential« als »wichtigste abhängige Variable« zur Erklärung und Prognose des Wahlverhaltens betrachte.[141] Diese Annahme war dann mit den Forschungen zum vor allem linken »Protestpotential« aus dem engen Feld der Wahlforschung gelöst worden, aber immer noch an ein bestimmtes Set politischer Verhaltensweisen geknüpft geblieben, das mithilfe der quantitativen Bestimmung von Einstellungen prognostiziert werden sollte.[142] Die Sinus-Studie hingegen entgrenzte den Begriff des Potenzials, indem sie ihren Zentralbefund eines 13 % umfassenden »rechtsextremen Einstellungspotentials« im Abschlussbericht ebenso deutlich von der Identifikation allgemeiner antidemokratischer Einstellungen abgrenzte wie von der Abschätzung eines bestimmten politischen Verhaltens.

»Um es noch einmal zu betonen«, stellte der Abschlussbericht der Sinus-Studie selbstbewusst heraus: »Dieses mittels der RES-Skala identifizierte rechtsextreme Potential von 13 % ist kein ›autoritäres‹ Potential im Sinne herkömmlicher Rechtsextremismusforschung.« Identifiziert worden seien vielmehr »Personen, deren politisch-ideologische Wahrnehmung und Wertorientierung von rechtsextremen Grundauffassungen geprägt ist. Die Bezeichnung ›Einstellungspotential‹ kennzeichnet diesen Sachverhalt.«[143] Was die Sinus-Studie mit dem im Pretest vollzogenen Abgleich zwischen den Denkweisen überzeugter »Rechtsextremisten« und »Gesellschaft« gemessen hatte, war in den Augen ihrer Autoren insofern nicht mehr ein Vorfeld bestimmter Verhaltensweisen. Es war der Rechtsextremismus selbst. In dieser Weise führte die Sinus-Studie die Perspektive weiter, die die neuen Aktivist:innen am Ende der 1970er-Jahre in die Auseinandersetzung mit der extremen Rechten eingeführt hatten, sie fand mit der Konstruktion der Skalen und an sie geknüpften Zahlenwerte aber eine neue Ausdrucksform für diese Betrachtungsweise und verlieh ihr als vom Kanzleramt beauftragtes Forschungsprojekt ebenso politische wie wissenschaftliche Legitimation. Die Sinus-Studie lässt sich damit zu Recht als herausragender Beitrag in der Entstehung der »entdifferenzierten Rede vom ›Rechtsextremismus‹« begreifen, mit dem sich um 1980 ein »substantialistisches Modell von Rechtsextremismus« im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs etablierte, das Einstellungen, politisches Handeln und Gewalt als »verschiedene

140 *Kärner/Kohlstruck*, Rechtsextremismus – Thema der Öffentlichkeit und Gegenstand der Forschung, S. 18.
141 *Klingemann/Pappi*, Politischer Radikalismus, S. 11.
142 Infratest Wirtschaftsforschung, Politischer Protest in der Bundesrepublik Deutschland.
143 Sinus-Institut, Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht, Oktober 1980, S. 97, BArch, B 136/13327.

Formen« einer gemeinsamen »Essenz« begriff, deren gesellschaftliches Ausmaß die Studie zu quantifizieren beanspruchte.[144]

Welche Folgen dies für die öffentliche Diskussion und Auseinandersetzung mit diesem Problem hatte, zeigte sich gerade an den positiven Reaktionen auf die Sinus-Studie, die sich 1981 vor allem bei der SPD und im Umfeld der Gewerkschaften fanden. Wie auch die meisten Berichte in der linksliberalen Presse waren sie davon geprägt, dass sie im Gegensatz zur konservativen Kritik die methodische Gültigkeit der Studie nicht hinterfragten, sondern ihre Wissenschaftlichkeit gerade betonten. Dies war auch ein Ergebnis der hektischen Öffentlichkeitsstrategie, mit der das Kanzleramt nach dem überraschenden Bekanntwerden der Studie versuchte, »die öffentliche Diskussion auf den ›intellektuellen Urheber‹ des Gutachtens« zu lenken.[145] Das Sinus-Institut sollte »seine Verantwortung für das Gutachten klar« übernehmen und damit das Kanzleramt aus der Schusslinie nehmen. Öffentlich hielt die Bundesregierung so durchaus Distanz zur Sinus-Studie und betonte in Reaktionen immer wieder ihren wissenschaftlichen und autonomen Charakter. Hinter den Kulissen nahm das Kanzleramt allerdings weiter Einfluss auf deren öffentliche Darstellung. Dass etwa die nach der SPIEGEL-Veröffentlichung unumgängliche Buchveröffentlichung der Studie im Sommer 1981 mit dem Untertitel »Die Sinus-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen« erschien, war Teil der Strategie, dem Institut die alleinige Urheberschaft für die Studie zuzuschreiben. Den Titel hatten die Beamten des Kanzleramts selbst vorgeschlagen.[146]

Zugleich und vor allem eröffnete der Verweis auf die Wissenschaftlichkeit der Sinus-Studie aber auch neue Möglichkeiten in der öffentlichen Diskussion um die extreme Rechte, in der sich die erhobenen Zahlen nutzen ließen, um Politik zu machen. Während sich die Bundesregierung vonseiten der Opposition mit wüsten Vorwürfen zu mangelnder Sorgfaltspflicht bei der Studienerstellung konfrontiert sah, begannen sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete die Bundesregierung nach ihren »Folgerungen […] aus der von ihr in Auftrag gegebenen Sinus-Studie« und ihren »konkreten Schritten« zu fragen, »um dem wachsenden Rechtsextremismus begegnen zu können«.[147] Im Gewand demoskopischer Zahlen waren die Sorgen um eine »Renaissance des Rechtsextremismus« politisch satisfaktionsfähig geworden. Mit ihnen ließ sich nun »die Feststellung im Verfassungsschutzbericht 1979«, dass »der Rechtsextremismus […] keine Gefahr für die freiheitliche demokratische Grundordnung« darstelle, mit bislang ungekannter Überzeugungskraft in Zweifel ziehen und selbstbewusst dafür eintreten, »die Bekämpfung rechtsextremer Bestrebungen nicht allein dem Verfassungsschutz [zu] überlassen«.[148] Hierfür gelte es, »nach anderen Möglichkeiten und Wegen [zu] suchen«, die dann in den 1980er-Jah-

144 *Kärner/Kohlstruck*, Rechtsextremismus – Thema der Öffentlichkeit und Gegenstand der Forschung, S. 19.

145 Hier und folgendes Zitat: Vermerk »Gutachten zu ›rechtsextremistischen politischen Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland‹«, 17.3.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 2.

146 Vermerk betr. Veröffentlichung der Rechtsextremismus-Studie, 14.4.1981, BArch, B 136/13322, Bd. 3.

147 Deutscher Bundestag, Drucksache 9/461, 9. Wahlperiode, 22.5.1981, S. 11 f.

148 Hier und folgendes Zitat: Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll, 9. Wahlperiode, 46. Sitzung, 25.6.1981, S. 2631 f.

ren rasch vor allem in öffentlicher Aufklärung und einer »Pädagogik gegen rechts« erkannt wurden.[149] Schon in seinem Vorwort zur Veröffentlichung der Sinus-Studie hatte der Politikwissenschaftler Martin Greiffenhagen in diesem Sinne besonders gelobt, dass »die Untersuchung […] reiches Material zur argumentativen Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus« liefere, das »von jedem Lehrer, jedem Studienleiter unmittelbar verwandt werden« könne.[150] Denn mit dem in ihr entwickelten Rechtsextremismusbegriff müssten keine »tiefenpsychologischen Verletzungen, nicht schwierig zu fassende Projektionen, nicht ›Syndrome‹ […] studier[t] und theoretisch diskutier[t]« werden, sondern »verständliche Aussagen, sprachlich einfach gefaßte Sätze […] auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft und besprochen werden«. Der politischen Bildung, so schlussfolgerte Greiffenhagen, liefere »die Sinus-Untersuchung […] für Jahre Stoff«.

In dieser Weise trug die Sinus-Studie einen gewichtigen Teil dazu bei, einen neuen, bis heute gültigen Modus der Auseinandersetzung mit der extremen Rechten durchzusetzen, mit dem dann in den 1980er-Jahren Rechtsextremismus in verschiedenen Gesellschaftsbereichen identifiziert und diskutiert wurde. Im Vergleich zu der früheren Vorstellung, die von verbreiteten »autoritären« oder antidemokratischen Einstellungen in der Gesellschaft und einem sich in politischen Handlungen oder Organisationen manifestierenden »Rechtsextremismus« ausging, machte ihre substanzielle Vorstellung den Rechtsextremismus dabei in einer paradoxen Wendung sowohl zum Teil der Gesellschaft, wie sie ihn ihr zugleich gegenüberstellte. »Rechtsextremismus« ist empirisch seit der Studie nicht mehr nur am äußersten »rechten Rand« des politischen Spektrums zu finden, was die Entstehung anderer Bedrohungsbewertungen und Mittel zu seiner Bekämpfung beförderte, die Kennzeichnung von Phänomenen als rechtsextrem aber zugleich umso kontroverser machte und normativ auflud: Einerseits gewann die Identifikation rechtsextremer Einstellungen durch ihre Verortung in der »Mitte der Gesellschaft« an politischer Brisanz und erhob umso deutlicheren Anspruch auf ihre gesellschaftliche Ächtung. Andererseits traf die Markierung von Einstellungen als »rechtsextrem« nun Personen, die sich selbst nicht als Rechtsextremisten verstanden und entsprechende Zuschreibungen zurückwiesen.

So sehr es der Anspruch der Sinus-Studie gewesen war, mit den Mitteln der Demoskopie eine empirische Bestimmung dessen zu leisten, was »rechtsextrem« sei, so sehr hinterließ sie einen anhaltenden Streit um eben diese Frage, mit dem die öffentliche Auseinandersetzung mit der extremen Rechten eine neue, reflexive Ebene gewann: Es konkurrieren nun nicht mehr vornehmlich unterschiedliche Bedrohungseinschätzungen, sondern ebenso konträre Vorstellungen über das zur Debatte stehende Phänomen selbst. An der demoskopischen Beobachtung der extremen Rechten, die in den 1990er-Jahren deutlich intensiviert und verstetigt wurde[151], ist dies bis heute in besonderer Weise sichtbar, weil der politische Wert ihrer

149 Vgl. ausführlich hierzu *Till Kössler/Janosch Steuwer*, »Pädagogik gegen rechts«. Bildungs- und jugendpolitische Reaktionen auf die rechte Gewalt der frühen 1990er Jahre, in: *dies.*, Brandspuren, S. 230–250.

150 Hier und folgende Zitate: *Martin Greiffenhagen*, Vorwort, in: SINUS Markt- und Sozialforschung, 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«, S. 7–13, hier: S. 11 f.

151 Vgl. als Überblick hierzu *Neu/Pokorny*, Extremistische Einstellungen und empirische Befunde.

Zahlen zur gesellschaftlichen Verbreitung des Rechtsextremismus von deren wissenschaftlichen Gültigkeit abhängt. Entsprechend verläuft ihre Diskussion bis heute im Konflikt zwischen einer politisierten Methodenkritik und dem Beharren auf der Wissenschaftlichkeit der erhobenen Anteilswerte. Dass dabei noch immer viele jener Argumente ausgetauscht werden, die 1981 den Streit um die Sinus-Studie prägten[152], zeigt, dass sich innerhalb des durch die Sinus-Studie vorgezeichneten Modus zwar unterschiedliche Einschätzungen zur Verbreitung rechtsextremer Einstellungen gewinnen lassen[153], sich aus den Spannungen der methodischen und politischen Notwendigkeiten, der qualitativen und quantitativen Fassung des Rechtsextremismus aber nicht grundsätzlich heraustreten lässt.

Dies hatte sich auch schon 1984 bei der von der Kohl-Regierung beauftragten Gegenstudie von Elisabeth Noelle-Neumann gezeigt. Der konservative Philosoph Hermann Lübbe lobte sie noch am Ende der 1980er-Jahre großspurig dafür, mit der »Aufklärung über den eklatantesten Fall manipulativer Meinungsbildverzerrung mit den Mitteln der Demoskopie« die Sinus-Studie zumindest ein Stück weit aus der Welt geschafft zu haben.[154] Doch Lübbe überging dabei nicht nur, dass auch gegen die Allensbacher Untersuchung »theoretisch[e] Mängel und methodisch[e] Unzulänglichkeiten« geltend gemacht worden waren, hinter denen nun linke Kritiker:innen »institutsspezifische Ideologien und Überzeugungen« vermutet hatten.[155] Vor allem übersah er, dass Noelle-Neumann in ihrer Studie mit anderen Fragen und methodischen Entscheidungen zwar zu deutlich geringeren Zahlenwerten gelangt war, damit die von der Sinus-Studie entwickelte Perspektive aber nur bestätigt hatte: dass es, wie Noelle-Neumann es formulierte, innerhalb der Gesellschaft »passive Rechtsextremisten« gebe, die unsichtbar seien, aber ein extremistisches »Potential« bilden würden, das sich mit Meinungsumfragen beobachten und ausmessen ließe.[156]

---

152 Vgl. ausführlich hierzu *Joachim Kreis*, Zur Messung von rechtsextremer Einstellung: Probleme und Kontroversen am Beispiel zweier Studien (Arbeitshefte aus dem Otto-Stammer-Zentrum, Nr. 12), Berlin 2007, sowie die regelmäßige Kritik an den sogenannten Mitte-Studien, etwa *Viola Neu/Sabine Pokorny*, Ist »die Mitte« (rechts)extremistisch?, in: APuZ 65, 2015, H. 40, S. 3–8; *Eckhard Jesse*, Wer nicht rechtsextremistisch ist, muss keineswegs demokratisch eingestellt sein, in: Neue Zürcher Zeitung, 18.1.2019.

153 Dass Studien dabei regelmäßig zu Anteilswerten gelangen, die denen der Sinus-Studie ähneln, sollte dabei nicht als Beleg einer tatsächlich vorhandenen Essenz verstanden werden, sondern als Ausdruck einer Orientierung an früheren Umfragen. Vgl. hierzu *Falter*, Wer wählt rechts?, S. 151, der die Ergebnisse unterschiedlicher methodischer Entscheidungen diskutiert: »Falls man sich mit mindestens acht positiv beantworteten Aussagen zufrieden gibt, steigt der Prozentsatz der Rechtsextremisten in der Bevölkerung auf rund zehn Prozent; und wenn man noch ein weicheres Kriterium zugrundelegt […] sogar auf 17 Prozent. Diese […] entsprächen in etwa den Zahlen, die man andernorts gelegentlich zu diesem Thema zu lesen bekommt, so recht plakativ in der seinerzeit außerordentlich einflußreichen Sinus-Studie.«

154 *Hermann Lübbe*, Demoskopie als Aufklärung, in: Institut für Demoskopie Allensbach (Hrsg.), Demoskopie und Aufklärung. Ein Symposium, Marburg/Tübingen 1988, S. 32–44, hier: S. 44.

155 Wissen schaffen, in: Die ZEIT, 21.9.1984.

156 *Noelle-Neumann/Ring*, Das Extremismus-Potential unter jungen Leuten in der Bundesrepublik Deutschland 1984, S. 38–43.

MASSIMILIANO LIVI

# Die extreme Rechte in Italien

## Von den 1970er-Jahren bis heute

Im politischen System Italiens der Nachkriegszeit, in dem sich die kommunistische Linke und die christdemokratische Mitte gegenüberstanden, wurden bis in die 1990er-Jahre die Argumentationsmuster der extremen Rechten entweder ausgeblendet oder als bedeutungslos abgetan.[1] Tatsächlich »entdeckte« Mitte der 1990er-Jahre die demokratische Öffentlichkeit Italiens, mit der ersten Regierungsbeteiligung der neofaschistischen Partei »Alleanza Nazionale« (AN) von Gianfranco Fini, »urplötzlich und nicht ohne Traumata das Sich-Materialisieren der Rechten in der Regierungssphäre«.[2] Dennoch waren Konservative und Rechte schon zuvor im italienischen politischen Spektrum in unterschiedlichen Facetten (als »Movimento Sociale Italiano« [MSI], als christdemokratische Rechte, als Liberale und Monarchisten) über 50 Jahre durchaus präsent.[3] Der neofaschistische MSI selbst war während der gesamten Ersten Republik (1946–1993) kontinuierlich mit mehr als 5 % im Parlament vertreten und erzielte in seinen Hochburgen in Süd- und Mittelitalien sogar deutlich höhere Ergebnisse.[4] Im Europäischen Parlament bildete er zudem seit den 1980er-Jahren eine feste Referenzgröße für die internationale Rechte. Trotzdem markierte Mitte der 1990er-Jahre die Einbeziehung der zu diesem Zeitpunkt noch neofaschistischen Partei AN in die erste Regierung Silvio Berlusconis einen entscheidenden Wendepunkt für die italienische extreme Rechte und den Anfang ihrer Regierungsfähigkeit, die bis heute anhält.

Was durch die Wahlergebnisse des Frühjahrs 1994 und den Einzug der Neofaschisten von AN mit fünf Ministern in die erste Berlusconi-Regierung plötzlich offenbar wurde, war vor allem das endgültige, gleichzeitige Scheitern beider republikanischen Gründungsparadigmen der sogenannten Ersten Republik: die antifaschistische Narration aller an Regierungen beteiligten Parteien (»Partito Repubblicano Italiano«, »Partito Liberale Italiano«, »Partito Socialista Italiano«) und der größten Oppositionspartei, der »Partito Comunista Italiano« (PCI). Zusammen bildeten diese Parteien den sogenannten *Arco Costituzionale* (Demokratischen Verfassungsbogen), also die Gruppe jener Parteien, die im Widerstand gegen den Faschismus gekämpft hatten und die Verfassung von 1948 mittrugen. Ähnlich wie die DDR gründete die Italienische Republik ihre Existenz auf einer starren Definition des Antifaschismus, die auf der lediglich ideologisch und nicht in bildungspolitischer

1 *Pietro Scoppola*, La repubblica dei partiti. Evoluzione e crisi di un sistema politico 1945–1996, Bologna 1997, S. 157 f.

2 *Norberto Bobbio*, Destra e sinistra. Ragioni e significati di una distinzione politica, Rom 2004, S. XII.

3 Für einen Überblick vgl. *Giovanni Orsina* (Hrsg.), Storia delle destre nell'Italia repubblicana, Soveria Mannelli 2008.

4 Die repräsentativen Prozentsätze der Wahlergebnisse zwischen 1948 und 1992 betrugen im Durchschnitt 35–40 % für die »Democrazia Cristiana«, 25–30 % für die »Partito Comunista Italiano« und 10–15 % für die »Partito Socialista Italiano«.

Hinsicht entwickelten Vorstellung basierte, Italien sei aufgrund der Widerstandserfahrung antifaschistisch. Diese starre Formel bedingte bereits ab 1946[5] sowohl die Verdrängung einer Aufarbeitung des Faschismus als auch die Kristallisierung der bereits während des Regimes entstandenen Gleichung »Rechte = Konservatismus = Faschismus«. Demnach wurde die neofaschistische und nostalgische Rechte bis in die 1990er-Jahre stets als etwas »fundamental Anderes« zur italienischen republikanischen Kultur und als etwas außerhalb des Gros der Gesellschaft Stehendes betrachtet. Denn die damit verbundene Unterbindung der Entwicklung einer liberalen beziehungsweise konservativen politischen Kultur rechts der »Democrazia Cristiana« (DC) beziehungsweise die unzureichende Wahrnehmung einer rechten politischen Kultur führten zur Bildung einer sich selbst so nennenden »schweigenden Mehrheit« in der Gesellschaft, die aufgrund des fehlenden Diskurses und der geringen politischen Aufmerksamkeit größtenteils verborgen blieb. Diese »schweigende Mehrheit« setzte sich aus Menschen zusammen, die einer rechten Ideologie nahestanden oder diese unterstützten, jedoch nicht aktiv politisch handelten oder öffentlich sichtbar waren. Alessandro Campi, ein AN-naher Politikwissenschaftler, beschreibt sie als eine »ideologisch gemäßigte und antikommunistische Rechte, die sozial von Angestellten und Stadtbewohnern geprägt war, mäßig protestierend, unzufrieden mit der offiziellen Politik und von einer gewissen unpolitischen Haltung geprägt«. Die Inspiration durch den Faschismus diente als Vorwand für »Selbstbehauptung und Identität, reine persönliche und politische Überlebensstrategie, symbolische und identitäre Ressource«.[6]

Die DC, die in der Ersten Republik dominant war, integrierte nicht nur ein moderates, katholisches Milieu, das verschiedene soziale Schichten umfasste – von Gewerkschaftern bis Bauern und Unternehmern –, sondern auch eine breite bürgerlich-konservative Schicht, die sich als antikommunistisch verstand und einer autoritär-traditionellen Ausprägung des Katholizismus treu anhing. Sie hatte in den Jahren des Konsenses (1929–1936)[7] die Grundlage für die Hegemonie des faschistischen Regimes, vor allem in der Mittelschicht, gelegt. Diese bestand in den Jahren der Ersten Republik als »untergründige« kaum politisch sichtbare konservative Strömung in der italienischen Gesellschaft fort und wurde in den 1990er-Jahren durch Silvio Berlusconi mobilisiert, wodurch sie dann zur wichtigen Basis des »Centro-Destra« (Mitte-rechts-Bündnis) und dadurch regierungsfähig wurde.

---

5 Am 22. Juni 1946 trat der »Präsidentenerlass zur Amnestie und Begnadigung« in Kraft, der während der Nazi-Faschistenbesatzung begangene Verbrechen umfasste. Das Gesetz wurde vom Justizminister und Generalsekretär der Kommunistischen Partei Italiens (PCI) Palmiro Togliatti vorgeschlagen und verabschiedet. Es hatte das Ziel, eine nationale Versöhnung zu fördern und den materiellen Wiederaufbau des Landes nicht weiter zu verzögern. Die Togliatti-Amnestie wurde durch weitere Bestimmungen erweitert, und 1953 wurde die Amnestie zusammen mit einer Begnadigung auf alle politischen Straftaten angewendet, die bis Juni 1948 begangen worden waren. Die Freilassung Tausender Faschisten führte zu Unmut und Spannungen, insbesondere in Norditalien, wo der Befreiungskampf intensiver gewesen war. Vgl. *Mimmo Franzinelli*, L'amnistia Togliatti, 22 giugno 1946: colpo di spugna sui crimini fascisti, Mailand 2007.

6 *Alessandro Campi*, Che cosa è Alleanza Nazionale?, in: Trasgressioni. Rivista quadrimestrale di cultura politica 11, 1996, Nr. 21, S. 31–56.

7 *Renzo De Felice*, Mussolini il duce. Bd. 1: Gli anni del consenso, 1929–1936, Turin 1996.

Der Schreck vor dem »Rechtsruck« war daher relativ, denn für viele realisierte sich mit dem Einzug Berlusconis in die politische Arena (und der Regierungsbeteiligung der AN im Kabinett Berlusconi I) die Möglichkeit, nach all den Jahren der gefühlten Marginalisierung und der Selbstausgrenzung nicht nur die *res publica* von rechts erobern zu können, sondern auch Themen wie die nationale Identität jenseits der republikanischen Gründungsmythen, die Legitimität eines »Anti-Antifaschismus«, die Religion als identitäres Element oder die innere Sicherheit auf die politische Agenda zu setzen. Auch eine auf Daten der »European Values Study«[8] seit 1981 basierende empirische Studie aus dem Jahr 2020 zeigt, dass eine rechte Gesinnung und eine demokratiefeindliche »Nostalgie« schon immer in der italienischen Gesellschaft vorhanden waren. Diese Tendenzen waren oft verborgen, haben sich jedoch in Momenten der Krise gezeigt und im Laufe der Jahrzehnte weiter radikalisiert.[9] Ein wesentlicher Grund dafür und für den Aufstieg der Rechten 1994 war sicherlich der Legitimationsverlust der demokratischen Parteien des *Arco Costituzionale*, der spätestens seit den 1970er-Jahren ein konstantes Problem der italienischen Politik darstellte.[10] In dieser Zeit haben sich die italienische Gesellschaft und das politische System allmählich, aber stetig voneinander entfremdet, sodass Erste die Parteien des *Arco Costituzionale* immer mehr als ineffizient und korrupt betrachteten und bei Wahlen abstraften.[11] Dadurch kam es in den Jahren 1992/93 zu einer systemischen »Revolution«, indem sich nach und nach alle »alten« Parteien der Nachkriegszeit auflösten oder politisch bedeutungslos wurden.[12]

Dabei verbreiteten sich spätestens seit den frühen 2000er-Jahren vermehrt rechte Überzeugungen wie Ethnonationalismus, antiliberaler Katholizismus und Ressentiments gegenüber Politik und Demokratie. Diese wurden (und werden) dann gern mit Antiglobalisierung, einem gewissen Antikapitalismus und dem Glauben an präsidialen Zentralismus kombiniert.

Mit dem Ende der politischen Mitte ließ auch die (eher schwache) *damnatio memoriae* des Faschismus nach und es verschwanden daraufhin auch zwei fundamentale Tugenden dieses politischen Lagers: sozialer Anstand und politische Scham.[13] Dies bedingte nicht nur eine Welle des politischen Revisionismus[14], sondern auch

8 European Values Study, Previous Surveys 1981–2008, URL: <https://europeanvaluesstudy.eu/methodology-data-documentation/previous-surveys-1981-2008/> [12.7.2023].

9 *Ferruccio Biolcati/Giancarlo Rovati/Paolo Segatti*, Come cambiano gli italiani. Valori e atteggiamenti dagli anni Ottanta a oggi, Bologna 2020.

10 *Massimiliano Livi*, Das politische System Italiens seit den 1970er Jahren: Legitimationskrise oder Formwandel der Demokratie?, in: *Stefano Cavazza/Thomas Großbölting/Christian Jansen* (Hrsg.), Massenparteien im 20. Jahrhundert. Christ- und Sozialdemokraten, Kommunisten und Faschisten in Deutschland und Italien, Stuttgart 2018, S. 229–256.

11 *Daniela Saresella*, Tra politica a antipolitica. La nuova »società civile« e il movimento della Rete (1985–1994), Florenz/Mailand 2016.

12 *Marco Almagisti/Luca Lanzalaco/Luca Verzichelli*, La transizione politica italiana. Da tangentopoli a oggi, Rom 2014.

13 *Marco Belpoliti*, Senza vergogna, Parma 2010, S. 27.

14 Unter anderem durch die Polemik über die Schulbücher, die nach der rechten Lesart nur die linke Narration des Widerstands wiedergeben und somit die Legitimität der anderen Seite im Bürgerkrieg 1943–1945 verkennen. Vgl. *Luca Baldissara*, Di come espellere la storia dai manuali di storia. Cronache di una polemica autunnale, in: Il mestiere di storico, 2001, H. 2, S. 62–86.

eine schrittweise »Normalisierung« der faschistischen Vergangenheit und eine Enttabuisierung sowohl in der medialen Öffentlichkeit als auch im Alltagsgespräch zum Beispiel Sympathien für den Faschismus zu bekennen oder xenophoben Argumentationen öffentlich zuzustimmen.

Die Radikalisierung und gleichzeitig die »Normalisierung«[15] der rechten Themen geschah aber vor allem ab 2010 mit dem Beginn der schweren Phase der globalen Wirtschafts- und Finanzkrise und verschärfte sich 2015 mit der sogenannten Migrationskrise. Während in den ersten zehn Jahren der Zweiten Republik noch etwa 20 % der Italiener:innen Vertrauen in die Parteien hatten, sank dieser Wert im Jahr 2013 auf nur noch 11 %. Die Volatilität der Wählerschaft, ein zentrales Merkmal der Zweiten Republik, war seit 2013 nahezu genauso hoch wie im Jahr 1994. Interessanterweise erhielten in einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Eurisko zum Vertrauen der Bürger:innen in die Institutionen im Jahr 2014 die Polizei und die Armee mit 66 % den ersten Platz, gefolgt von der Katholischen Kirche mit 54 %.[16] In der Zweiten Republik übernahmen die neuen Parteien letztlich wieder die Funktionen ihrer Vorgänger. Sie verteilten Ressourcen, integrierten Interessengruppen und verbanden die peripheren Eliten mit dem Machtzentrum. Die neuen Parteien erfüllten jedoch nicht mehr die soziale Funktion, die einst der PCI oder die DC als große Integrationsparteien hatten. Dies führte dazu, dass mit dem Verschwinden der großen politischen Kulturen (vor allem der katholischen und der marxistischen) viele Wähler:innen die neuen populistischen, antipolitischen und antielitären Bewegungen wie die »Lega Nord«, »Fratelli d'Italia« (FdI) und schließlich das »Movimento 5 Stelle« unterstützten. Denn spätestens in den Wahlkämpfen der Jahre 2013 bis 2015 wurden die Themen der extremen Rechten (wie FdI, »CasaPound Italia«, aber auch die rechtspopulistische »Lega«) für die Wählerschaft zu einer realen und greifbaren Option. Der Erfolg der »Lega« und des »Centro-Destra« bei den Wahlen 2018 (jeweils 17 % beziehungsweise 37 %) bestätigte diese Tendenz. Der politische Diskurs verschob sich hin zu antisystemischen und populistischen Argumenten, was sich auch im Erfolg von Giorgia Meloni im September 2022 (26 %) widerspiegelte. Ihr Wahlsieg stellt deshalb keine »historische Zäsur«, keinen Bruch im Sinne einer konservativ-nationalistischen Neupositionierung der italienischen Wählerschaft, sondern eine weitere Etappe der lang anhaltenden Entwicklung der Rechten im italienischen politischen System dar.[17]

Bereits diese kurze Einführung zeigt, dass das Thema »Rechte und extreme Rechte in Italien« eine komplexe, facettenreiche und teilweise widersprüchliche Dimension aufweist, denn auf der einen Seite wird sie bis in die 1990er-Jahren hinein ignoriert, war ein strukturelles Element in der instabilen zeitgenössischen Gesellschaft der Republik und ist daher stets als fester Bestandteil der italienischen

15 Vgl. zu diesem Thema *Cas Mudde*, Rechtsaußen. Extreme und radikale Rechte in der heutigen Politik weltweit, Bonn 2021 (zuerst engl. 2019), S. 13–17.

16 *Fabio Bordignon/Luigi Ceccarini/Ilvo Diamanti*, Le divergenze parallele. L'Italia: dal voto devoto al voto liquido, Bari/Rom 2018. Die Wahlbeteiligung ist in Italien seit 1979 ebenfalls rückläufig, wenn auch langsamer als im Rest Europas. Vor 1979 lag sie noch bei über 90 % und sank bis 2022 auf 63,9 %.

17 Vgl. dazu *Massimiliano Livi/Christian Jansen*, Giorgia Meloni und der Rechtsruck in Italien: Eine Analyse fünf Monate nach der Wahl, in: Leviathan 51, 2023, S. 169–185.

politischen Kultur zu betrachten. Ihr Erfolg ist sicherlich auf der anderen Seite das Resultat der vielen Umwälzungen und Krisen des italienischen politischen Systems. Insgesamt aber beweist ihre lang anhaltende Präsenz im System und später auch auf Regierungsebene eine oft nicht thematisierte Stabilität der italienischen Demokratie, die trotz der postpolitischen und postdemokratischen Fragmentierung der Gesellschaft bisher in der Lage gewesen ist, solche Extreme einzubinden.

Was ist dann die (extreme) Rechte in Italien? Wie viele Formen gibt es? Wie lassen sie sich definieren? Welche kulturellen, politischen und strukturellen Entwicklungen lassen sich seit der Gründung der Republik rekonstruieren? Welchen Einfluss nahm sie auf politische und gesellschaftliche Diskurse?

In diesem Aufsatz wird der Versuch unternommen, Antworten auf diese Fragen zu geben. Zu Beginn werden neben dem Stand der Forschung auch die unterschiedlichen Begriffsdefinitionen thematisiert, um eine Differenzierung insbesondere zwischen Neofaschismus sowie extremen und radikalen Rechten vorzunehmen. Anschließend wird durch drei Fallbeispiele ein besonderer Fokus auf die kulturelle, politische und strukturelle Entwicklung der extremen Rechten gelegt, wobei sowohl die parlamentarische (der MSI und AN) als auch außerparlamentarische Strömungen (unter anderem *Nuova Destra*, die *destra eversiva* und das sogenannte Ludwig) betrachtet werden. Abschließend werden die Ergebnisse zusammengefasst und ein Fazit gezogen.

## I. Eine Frage der Forschung …

Die Einleitung zu diesem Aufsatz hat bereits umrissen, dass die heutige politische Relevanz der extremen Rechten mit einer bemerkenswerten Kontinuität ihrer Geschichte während der gesamten Zeit der Republik zusammenhängt. Zugleich ist die Entwicklung der extremen Rechten aber auch stark durch Fragmentierung und ständige ideologische Neuausrichtungen charakterisiert, mit wechselnden Positionierungen, die von einem Anti-Parteien-Ressentiment über Populismus bis hin zu einem katholisch geprägten Antiliberalismus und Ethnopluralismus reichen. Gerade diese Vielfalt an ideologischen Strömungen macht es schwer, die italienische extreme Rechte zu definieren.

Bereits 1996 hat Cas Mudde darauf hingewiesen, dass es sich im Fall der Definition der Rechten meist um einen »Wortkrieg« zwischen verschiedenen Adjektiven (radikal, extrem, neu et cetera) handelt.[18] Diese wollen oft ein an sich transnationales Phänomen (und Problem) mit Kategorien und Elementen beleuchten, die weniger transnational, sondern vielmehr im jeweiligen politischen System am relevantesten sind.[19] Hinzu kommt die Tendenz, mit Gegenüberstellungen wie Rechtsextremisten und Rassismus, Antisemitismus, Fremdenfeindlichkeit, Frauenfeindlichkeit,

18 *Cas Mudde*, The War of Words Defining the Extreme Right Party Family, in: West European Politics 19, 1996, H. 2, S. 225–248.

19 *Pierre Milza*, L'Europe en chemise noire. Les extrêmes droites en Europe de 1945 à aujourd'hui, Paris 2002; *Emmanuel Godin/Brian Jenkins/Andrea Mammone* (Hrsg.), Varieties of Right-Wing Extremism in Europe, London/New York 2013; *Jean-Yves Camus/Nicolas Lebourg*, Far-Right Politics in Europe, Cambridge 2017 (zuerst frz. 2015); *Matteo Albanese/Pablo Del Hierro*, Trans-

Homophobie, Islamophobie zu operieren.[20] Eine Variante besteht darin, den Begriff der extremen Rechten in Bezug auf weitere ideologische Elemente wie Autoritarismus, Nationalismus, Extremismus und in den letzten Jahren auch Populismus sowie in Bezug auf Faschismus und Nationalsozialismus zu untersuchen.

Dieser Ansatz lässt sich besonders in der englischsprachigen Forschung finden, die somit die extreme Rechte als Teil weiterer strukturierter beziehungsweise spontaner Organisationsformen des Sozialen und des Politischen betrachtet.[21] So werden beispielsweise die Jugendbewegungen in diesem Sinne thematisiert, die dann häufig mit Subkulturen, der Anwendung von Gewalt, der Rolle der Medien, der Analyse der politischen Führung oder Normalisierungsprozessen (wie die Rechtsradikalen in das politische System gelangten und dort akzeptiert wurden) in Verbindung gebracht werden.[22] Auch in Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten eine Tendenz zur Erforschung der Kultur der deutschen extremen Rechten herausgebildet, die deren Musik, Kleidung, Symbolik und esoterisch-mythologische Aspekte untersucht.[23] Neuere Entwicklungen haben zu einer eingehenden Untersuchung des Verhältnisses der extremen Rechten zum Populismus und zu religiösen Fundamentalismen geführt[24], einschließlich der Suche nach einem Religionsbegriff in der extremen Rechten.

In den politikwissenschaftlichen und soziologischen Untersuchungen der letzten drei Jahrzehnte in Deutschland wird häufig versucht, durch die Analyse spezifischer Phänomene und Themen im Zusammenhang mit dem Rechtsextremismus eine phänomenologische Definition zu liefern.[25] Dabei werden auch bildungspolitische Ziele verfolgt. Rechtsextremismus wird demnach als ein heterogenes Phänomen beschrieben, das aus verschiedenen ideologischen Strömungen besteht. Es existiert keine einheitliche Ideologie, sondern eine Vielzahl von Weltanschauungen und politischen Zielsetzungen, die sich in unterschiedlichen Erscheinungsformen

---

national Fascism in the Twentieth Century. Spain, Italy and the Global Neo-Fascist Network, London 2016.

20 *Jens Rydgren* (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Radical Right, New York 2018.

21 *Bert Klandermans/Nonna Mayer* (Hrsg.), Extreme Right Activists in Europe. Through the Magnifying Glass, London 2006; *Max Taylor/P. M. Currie/Donald Holbrook*, Extreme Right Wing Political Violence and Terrorism, London/New York 2013; *Gabriella Lazaridis/Giovanna Campani/Annie Benveniste* (Hrsg.), The Rise of the Far Right in Europe. Populist Shifts and ›Othering‹, London 2016; *Katherine Kondor/Mark Littler* (Hrsg.), The Routledge Handbook of Far-Right Extremism in Europe, New York 2023; *Nigel Copsey*, Historians and the Contemporary Far Right. To Bring (or Not to Bring) the Past into the Present?, in: *Stephen D. Ashe* (Hrsg.), Researching the Far Right. Theory, Method and Practice, London/New York 2021, S. 32–44.

22 *Cas Mudde*, Populist Radical Right Parties in Europe, Cambridge/New York 2007; *ders.*, The Far Right Today, Cambridge 2019.

23 Dies folgt einer internationalen Tendenz, vgl. unter anderem *Cynthia Miller-Idriss*, The Extreme Gone Mainstream. Commercialization and Far Right Youth Culture in Germany, Princeton 2017; *dies.*, What Makes a Symbol Far Right? Co-opted and Missed Meanings in Far-Right Iconography, in: *Maik Fielitz/Nick Thurston* (Hrsg.), Post-Digital Cultures of the Far Right, Bielefeld 2018, S. 123–136.

24 *Anna-Sophie Heinze*, Strategien gegen Rechtspopulismus? Der Umgang mit der AfD in Landesparlamenten, Baden-Baden 2020.

25 Für einen Überblick vgl. *Michaela Glaser*, ›Rechtsextremismus‹ – eine Begriffsdiskussion, URL: <https://www.vielfalt-mediathek.de/wp-content/uploads/2020/12/glaser_begriff_rex.pdf> [23.3.2023].

im politischen Alltag zeigen. Das Idealbild des Rechtsextremismus strebt eine homogene Gesellschaft an und lehnt eine heterogene und vielfältige Gesellschaft ab. Rechtsextremismus wird mit rassistischen Einstellungen, Nationalismus, Sozialdarwinismus, der Ablehnung der Demokratie, der Verharmlosung des Nationalsozialismus und Antisemitismus in Verbindung gebracht. So wird es zum Beispiel vom Bundesamt für Verfassungsschutz artikuliert.[26] Die Erscheinungsformen des Rechtsextremismus sind vielfältig, doch ihr ideologischer Kern ist einheitlich: Menschen werden als nicht gleichwertig betrachtet, was zur Folge hat, dass »minderwertige« Menschen schlechter behandelt, ausgeschlossen und diskriminiert werden. Während die Sozialwissenschaften versuchen, solche Einstellungsmuster wie rassistisch oder ethnisch bedingte soziale Ungleichheit, Affinität zu diktatorischen Regierungsformen und Chauvinismus in der Gesellschaft zu bemessen[27], betrachtet ein dritter Ansatz jene Handlungen, die eine ethnisch homogene Gemeinschaft in einem starken Nationalstaat fordern. Diese beschreiben Rechtsextremismus als antidemokratische Protestform, die auf soziale Verwerfungen industriegesellschaftlicher Entwicklungen reagiert und sich zu einer sozialen Bewegung formiert.[28]

Solche Definitionen erklären oft weder die Entstehungshintergründe noch die Gesellschaft, die sie tragen. Sie versuchen vielmehr, das Phänomen Rechtsextremismus zu verallgemeinern und ihm eine ideologische und rassistische Dimension zu geben, wie im Fall des Definitionsangebots von Richard Stöss. Dabei wird übersehen, dass Rechtsextremismus sowohl ein Produkt der Gesellschaft selbst sein kann als auch ein Element, welches ihre Integrität gefährdet.[29]

Ähnliches geschah in Italien zwischen den 1970er- und den frühen 1990er-Jahren, als das gesamte Phänomen der »Rechten« größtenteils nur im Rahmen des antifaschistischen Paradigmas als marginales, wenn auch gefährliches Überbleibsel des Regimes betrachtet wurde.

Das wissenschaftliche Interesse an der extremen Rechten entstand in Italien erst in den späten 1970er-Jahren und wurde hauptsächlich durch die Ängste der etablierten Linken, insbesondere der PCI, beeinflusst.[30] Diese befürchtete nach dem Putsch in Chile auch in Italien eine autoritäre Entwicklung. Bereits die Wahlen von 1972 zeigten erste Anzeichen einer rechtsgerichteten Wendung in der italienischen Gesellschaft, nach den Spannungen der Jahre nach 1968. Dies äußerte sich sowohl in der darauffolgenden christdemokratischen Koalition mit Giulio Andreotti als Ministerpräsidenten, als auch im Wahlerfolg des MSI unter der Führung von Giorgio Almirante. Die neofaschistische Partei konnte ihr Ergebnis von den Wahlen

26 Bundesamt für Verfassungsschutz (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 2011, Berlin 2012, S. 52, zit. in: *Glaser*, ›Rechtsextremismus‹ – eine Begriffsdiskussion.

27 *Oliver Decker/Elmar Brähler*, Vom Rand zur Mitte. Rechtsextreme Einstellung und ihre Einflussfaktoren in Deutschland, Berlin 2006.

28 *Hans-Gerd Jaschke*, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Begriffe, Positionen, Praxisfelder, Wiesbaden 2001 (zuerst 1994).

29 *Richard Stöss*, Rechtsextremismus im Wandel, Berlin 2010 (zuerst 2005).

30 Die ersten Versuche wurden unternommen in: *Vincenzo Galetti*, Dossier sul neofascismo, Rom 1972; *Enzo Santarelli*, Fascismo e neofascismo. Studi e problemi di ricerca, Rom 1974; *Petra Rosenbaum*, Il nuovo fascismo. Da Salò ad Almirante: storia del MSI, Mailand 1975; *Giovanni de Luna*, Neofascismo, in: *Fabio Levi/Umberto Levra/Nicola Tranfaglia* (Hrsg.), Il mondo contemporaneo. Storia d'Italia, Florenz 1978, S. 779–791.

1968 verdoppeln und erhielt 8,7 % der Stimmen. Ein Teil dieser frühen Studien zur italienischen Rechten wurde aber auch durch die Forschungen von Renzo De Felice und seinen Schüler:innen vorangetrieben, die eine erste Auseinandersetzung mit dem Faschismus und seinem Erbe jenseits des antifaschistischen Paradigmas anregten.[31] Dies führte jedoch dazu, dass das Interesse der Wissenschaftler:innen vor allem auf die Faschismen des frühen 20. Jahrhunderts gelenkt und jegliche konzeptuelle Reflexion über die Erfahrung des italienischen Neofaschismus marginalisiert wurde.[32] Dennoch bestand nach wie vor die Tendenz, den bereits im Dezember 1946 gegründeten MSI eher als historisches Überbleibsel und rückwärtsgewandte Randerscheinung des faschistischen Regimes denn als eigenständigen politischen Akteur, wenn auch in geringer Zahl, zu betrachten.

Insgesamt wurde die neofaschistische Rechte als eine Art Abweichung dargestellt, die es nicht wert war, untersucht, sondern nur denunziert zu werden. Sie besaß, so die Lesart bis in die 1970er-Jahre, keine strukturelle Gefährlichkeit. Erst mit der Zunahme von Gewalt und neofaschistischem Terrorismus begannen die Politik- und Sozialwissenschaften, sich für das Phänomen zu interessieren und es zu analysieren. 1982 fand eine erste wichtige Tagung in Cuneo statt, die sich eingehend mit der italienischen Rechten, insbesondere mit dem Rechtsterrorismus und der rechten Gewalt befasste. Obwohl hochkarätige Persönlichkeiten wie Norberto Bobbio, Nicola Tranfaglia und Franco Ferraresi teilnahmen, konnte die Analyse nicht über den institutionalisierten Antifaschismus hinausgehen und war stark durch die Involvierung der Wissenschaftler:innen als Zeitzeugen geprägt.[33]

Neben einem früheren Versuch von Giorgio Galli (1974) war der linke Katholik Giovanni Tassani einer der Ersten, der eine Vielzahl von journalistischen Artikeln über die Welt der politischen und kulturellen Rechten sammelte und somit versuchte, die »Anderen« jenseits von Vorurteilen und Paradigmen besser zu verstehen.[34] Ebenso beschäftigte sich 1984 Franco Ferraresi mit den rechtsradikalen Gruppierungen, ihren Wortführern und kulturellen Bezügen, wie etwa zu Julius Evola. Ihr Anliegen bestand darin, über die moralisierenden und anklagenden Absichten der bisherigen (meist politisch engagierten) Forschung hinauszugehen.[35]

Erst in den 1990er-Jahren fing die italienische Forschung an, sich auf die organisatorische Differenzierung zwischen extremistischen, radikalen, neofaschistischen und terroristischen Rechten beziehungsweise auf die Beschreibung und kritische Betrachtung der Rechten als eigenständige politische Kultur in Italien zu konzen-

31 *Fiamma Lussana*, Politica e cultura negli anni Settanta: L'Istituto Gramsci, la Fondazione Basso, l'Istituto Sturzo, in: Studi Storici 42, 2001, S. 885–928, hier: S. 899–901.

32 *Enzo Collotti*, Alcune considerazioni generali attraverso l'esame del caso tedesco, in: *Michele Calandri* (Hrsg.), Fascismo oggi. Nuova destra e cultura reazionaria negli anni Ottanta, Cuneo 1983.

33 Gemeint ist die Tagung »Fascismo oggi«, die im November 1982 in Cuneo abgehalten wurde, vgl. *Calandri*, Fascismo oggi.

34 *Giorgio Galli*, La crisi italiana e la destra internazionale, Mailand 1974; unter anderem *Giovanni Tassani*, Vista da sinistra: ricognizioni sulla »nuova destra«, Florenz 1986, S. 12.

35 *Franco Ferraresi*, La destra radicale, Mailand 1984, S. 7.

trieren.[36] Dabei nahmen zunächst die Beschreibung und die Geschichte von Parteien und Gruppierungen eine zentrale Bedeutung an.[37]

Der eigentliche Beginn der neuen Forschung zur extremen Rechten in Italien kann mit der Veröffentlichung der ersten Monografie zur Geschichte des MSI im Jahre 1989 von Piero Ignazi markiert werden. In seinem Werk versucht Ignazi, die Geschichte der neofaschistischen Partei von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zum XV. Parteikongress in Sorrento im Jahr 1987 nachzuzeichnen. Dieser Kongress markiert das Ende der Ära von Almirante und den Beginn der Führung seines Nachfolgers Gianfranco Fini.[38]

Die Analyse von Piero Ignazi zeichnet sich besonders durch die Berücksichtigung verschiedener Strömungen innerhalb der Partei aus. Erstmals wird versucht, die vielfältigen Ansätze zur Auseinandersetzung mit der faschistischen Vergangenheit darzustellen, die von den einzelnen Gruppierungen verfolgt wurden. Dadurch entsteht ein komplexes und facettenreiches Bild der Partei. Ignazi legt außerdem auch besonderen Wert auf das Thema der Identität der neofaschistischen Kader in Italien während der gesamten Nachkriegszeit. Ignazis Arbeit war wegweisend, da sie als erste die innerparteiliche Komplexität und die damit einhergehende ideologische Vielfalt des MSI erkannte, was die »Entdeckung der Rechten« Mitte der 1990er-Jahre antizipierte. 1994 hat Ignazi weitere Überlegungen zum Thema vorgelegt und den Begriff des Postfaschismus eingeführt.[39] Das Werk von Ignazi ist heute noch relevant, da es dem bisherigen politisch engagierten und moralisierenden Ansatz ein Ende gesetzt und neue Interpretationsparadigmen für die neofaschistische Rechte gelegt hat, die heute noch gültig sind.

Seit den 1990er-Jahren befasst sich der größte Teil der Forschung, wie wir gesehen haben, mit den Parteien und Organisationen sowie mit den Entwicklungen und den jüngsten Ereignissen rund um den MSI und seine Hauptfiguren.[40] In dieser Hinsicht beschäftigte sich Marco Tarchi, einer der größten Experten für das Thema und selbst Protagonist der Veränderungen der extremen Rechten und des MSI in den 1970er-Jahren, als Erster mit dem Übergang des »Movimento Sociale Italiano« zur »Alleanza Nazionale«.[41] Tarchi versucht dabei, eine weitere Differenzierung der neofaschistischen Rechten in Italien zu betreiben. Dazu nutzt er eine Schilderung der internen Debatten rund um den ideologischen Wandel, den Zusammenhängen

36 *Francesco Germinario*, Da Salò al governo. Immaginario e cultura politica della destra italiana, Turin 2005.

37 In Deutschland wird diese in einen allgemeineren Diskurs eingebettet, einschließlich der Frage nach der Legitimität rechtsextremer Organisationen im bundesrepublikanischen System und deren Beziehung zu den Institutionen; *Fabian Virchow*, ›Rechtsextremismus‹: Begriffe – Forschungsfelder – Kontroversen, in: *Fabian Virchow/Martin Langebach/Alexander Häusler* (Hrsg.), Handbuch Rechtsextremismus, Wiesbaden 2016, S. 5–41.

38 *Piero Ignazi*, Il polo escluso. Profilo storico del Movimento sociale italiano, Bologna 1989.

39 *Ders.*, L'estrema destra in Europa, Bologna 2000; *ders.*, Postfascisti? Dal Movimento sociale italiano ad Alleanza nazionale, Bologna 1994. Mit Postfaschismus ist eine neokonservative politische Ausrichtung gemeint, die den Prozess einer ideologischen Revision vollzogen und die antidemokratische und totalitäre Perspektive des Faschismus verlassen hat; allerdings ohne diese Wurzel zu verkennen.

40 *Roberto Chiarini*, Destra italiana. Dall'Unità d'Italia a Alleanza nazionale, Venedig 1995; *Paolo Nello*, Il partito della fiamma. La destra in Italia dal MSI ad AN, Pisa/Rom 1998.

41 *Marco Tarchi*, Dal Msi ad An. Organizzazione e strategie, Bologna 1997.

zwischen diesen und dem Wandel des politischen Klimas in Italien in der Zeit einer moralischen Erneuerung des öffentlichen Diskurses, des Tangentopoli-Skandals (1992–1994), des Aufstiegs von Berlusconi und der Debatte über die Wahlrechtsreform. Eine zentrale These von Tarchi ist, dass der MSI gezwungen war (unter anderem durch die Einführung des Mehrheitswahlsystems), sein neofaschistisches Erbe abzulegen und sich anzupassen, um politisch relevant zu bleiben.[42] Daher erscheint es aus Sicht des Autors »offensichtlich, dass der stattfindende Wandel alles andere als beabsichtigt war und einem sporadischen Verlauf folgte, der durch die Notwendigkeit diktiert wurde, auf sich entwickelnde Situationen zu reagieren und nicht durch den Wunsch, ihnen vorauszueilen«.[43]

Nach dieser Anfangsphase in den 1990er-Jahren vergingen jedoch mehr als zehn Jahre, bis die Forschung sich verstärkt den Ursprüngen der und den Kontinuitäten mit der »Sozialrepublik von Salò« (»Repubblica Sociale Italiana«, RSI) zuwandte.[44] Dies geschah vor allem während der Ära des triumphierenden Berlusconismus von 2001 bis 2009. In dieser Zeit erlebte die Forschung eine neue Aufbruchsstimmung, die dazu führte, dass verstärkt Fragen nach den historischen Zusammenhängen und ideologischen Kontinuitäten gestellt wurden. Dabei rückten die politischen Ereignisse und Entwicklungen im Zusammenhang mit dem MSI in den Fokus, insbesondere im Kontext der politischen Landschaft Italiens.[45] Es blieben und bleiben aber einige Punkte offen. So fehlt zum Beispiel heute noch eine detaillierte und nicht apologetische Rekonstruktion der politischen Biografien der wichtigsten Figuren des MSI wie Arturo Michelini und Giorgio Almirante oder der wichtigsten politischen Aktivitäten ab den 1950er-Jahren, wie zum Beispiel die Präsenz im Europäischen Parlament seit 1979.

Ein zweiter Strang in der Forschung dieser Zeit beschäftigt sich mit der gewaltsamen und terroristischen Dimension der extremen Rechten[46], teilweise in Bezug auf einzelne Vorkommnisse, deren Dokumentation in den Archiven allmählich zugänglich wurde. Neben einer Reihe eher journalistischer Untersuchungen und Rekonstruktionen[47] beschäftigt sich zum Beispiel Guido Panvini seit 2008 mit den

42 Ebd., S. 121–157.

43 Ebd., S. 408.

44 *Giuseppe Parlato*, Il Movimento Sociale Italiano, in: *Gerardo Nicolosi* (Hrsg.), I partiti politici nell'Italia repubblicana, Soveria Mannelli 2006, S. 365–379; *Giuseppe Parlato*, Fascisti senza Mussolini. Le origini del neofascismo in Italia, 1943–1948, Bologna 2006; *Antonio Carioti*, Gli orfani di Salò. Il Sessantotto nero dei giovani neofascisti nel dopoguerra, 1945–1951, Mailand 2008; *Davide Conti*, L'anima nera della Repubblica. Storia del MSI, Rom/Bari 2013.

45 *Giovanni Orsina*, Il Cavaliere, la destra e il popolo. Per una comprensione storica del berlusconismo, in: *ders.*, Storia delle destre nell'Italia repubblicana, o. S.; *Bobbio*, Destra e sinistra; *Roberto Chiarini/Marco Maraffi* (Hrsg.), La destra allo specchio. La cultura politica di Alleanza nazionale, Venedig 2001; *Arianna Streccioni*, A destra della destra. Dentro e fuori l'Msi, dai Far a Terza posizione, Rom 2000.

46 *Giorgio Cingolani*, La destra in armi. Neofascisti italiani tra ribellismo ed eversione, Rom 1996.

47 *Mario Caprara/Gianluca Semprini*, Neri! La storia mai raccontata della destra radicale, eversiva e terroristica, Rom 2009; *dies.*, Destra estrema e criminale. Da Stefano Delle Chiaie a Paolo Signorelli, da Mario Tuti ai fratelli Fioravanti: storia, avvenimenti e protagonisti della destra eversiva italiana, Rom 2007; *Adalberto Baldoni*, Anni di piombo. Sinistra e destra: estremismi lotta armata e menzogne di Stato dal Sessantotto a oggi, Mailand 2009; *Piero Corsini*, I terroristi della porta accanto. Storie del terrorismo nero: Valerio Fioravanti, Francesca Mambro e la

Formationen der extremen und subversiven Rechten in einem breiten politischen und sozialen Kontext und wie sich diese dort eingefügt hat. Dabei konzentriert er sich auch auf die Konnivenz der Geheimdienste und des Militärs gegenüber der extremen Rechten sowie auf deren Strategien zur Unterwanderung des Systems.[48] Die Aufmerksamkeit für das Thema »extreme Rechte« wurde sicherlich nicht nur durch das Aufsehenerregende solcher Publikationen beziehungsweise durch die Gedenktage für die vielen Terrorakte der 1970er- und 1980er-Jahre geweckt[49], sondern auch durch den Erfolgskurs der AN in den Jahren 2001 bis 2009 bestimmt. Dies hat – als dritter Strang – insbesondere die Analyse der politischen Kultur und der kulturellen Produktionen der extremen Rechten vorangetrieben. In diesem Kontext werden nicht nur die politischen Aktivitäten und ideologischen Positionen der extremen Rechten unter die Lupe genommen, sondern auch die kulturellen Manifestationen wie zum Beispiel Literatur, Kunst, Musik und Medien.[50] Francesco Germinario bot als einer der Ersten bereits 2005 eine Systematisierung der politischen Kultur des Rechtsradikalismus, seiner ideologischen »Väter« und der in diesem Bereich geförderten Umdeutungen. Neben der unverzichtbaren Figur des Julius Evola nimmt er auch Franco Freda, Adriano Romualdi und Giorgio Locchi sowie andere oft übersehene Autoren in den Blick.[51]

Nicht zu vergessen ist, dass sich in denselben Jahren auch eine ganze Reihe Anhänger der sogenannten Area um eine Reflexion über sich selbst und die eigene Identität bemühte, teilweise als expliziter Versuch, die Deutungshoheit über die »Destra« zu beanspruchen.[52] Dies war der neuen Relevanz der einst marginalisierten extremen Rechten geschuldet. Diese hat sich, nicht zuletzt durch die neuen (linken) historiografischen Diskurse über die Erfahrung des Widerstands als Bür-

militanza nei NAR, Rom 2007; *Mirco Dondi* (Hrsg.), I neri e i rossi. Terrorismo, violenza e informazione negli anni Settanta, Nardò 2008; *Giovanni Mario Ceci*, Interpretazioni del terrorismo: il primo dibattito scientifico italiano (1977–1984), in: Mondo Contemporaneo, 2009, H. 3, S. 49–106.

48 *Guido Panvini*, La destra eversiva, in: *Orsina*, Storia delle destre nell'Italia repubblicana, S. 207–238; *Guido Panvini*, Ordine nero, guerriglia rossa. La violenza politica nell'Italia degli anni Sessanta e Settanta (1966–1975), Turin 2009; *Guido Panvini*, La destra eversiva: un passato che non passa, in: il Mulino, 2021, H. 3, S. 106–115.

49 *Angelo Ventrone* (Hrsg.), L'Italia delle stragi. Le trame eversive nella ricostruzione dei magistrati protagonisti delle inchieste: (1969–1980), Rom 2019; *ders.*, La strategia della paura. Eversione e stragismo nell'Italia del Novecento, Mailand 2019; *Paolo Bolognesi/Roberto Scardova* (Hrsg.), Italicus. 1974, l'anno delle quattro stragi, o. O. 2014.

50 *Mauro Lenci*, A destra, oltre la destra. La cultura politica del neofascismo italiano, 1945–1995, Pisa 2012.

51 *Germinario*, Da Salò al governo; *Francesco Germinario*, Tradizione mito storia. La cultura politica della destra radicale e i suoi teorici, Rom 2014.

52 *Luciano Lanna/Filippo Rossi/Filippo Ceccarelli*, Fascisti immaginari. Tutto quello che c'è da sapere sulla destra, Florenz 2003; *Adalberto Baldoni/Luciano Lanna*, Storia della destra. Dal postfascismo al Popolo della libertà, Florenz 2009; *Alessandro Campi*, Il nero e il grigio. Fascismo, destra e dintorni, Rom 2004. In Italien bezeichnet der Begriff »Area« die Vielfalt von Gruppen, Organisationen, Publikationen, Sympathisanten und anderen Akteuren, die dem neofaschistischen und rechten Spektrum zugeordnet werden können. Oft wird er von diesen Akteuren als Selbstbezeichnung verwendet.

gerkrieg[53] sowie durch die Versuche (ebenfalls von links), »alle Seiten der nationalen Geschichte zu lesen«, bemüht, den besiegten »Jungs von Salò« einen Platz in der italienischen republikanischen Geschichte zu geben.[54]

## II. … und der Definition

In der italienischen wissenschaftlichen Wahrnehmung und Rezeption der extremen Rechten fehlt, ähnlich wie in Deutschland, immer noch eine geschlossene Definition, die die wesentlichen Merkmale des Rechtsextremismus und der extremen Rechten erschöpfend erfasst. Dies liegt auch daran, dass bis in die 1990er-Jahre sowohl die italienische Politologie als auch die Politik selbst Rechtsextremismus, Rechtsradikalismus und Rechtsterrorismus wenig differenziert und teilweise oberflächlich in einer einzigen neofaschistischen Gesamtheit zusammengeführt haben.[55]

Das geschah vor allem aus drei Gründen. Einer davon ist die Tatsache, dass der italienische Rechtsextremismus fast fünf Jahrzehnte lang in einem rechten politischen Raum strukturiert wurde, der vollständig vom MSI besetzt war und somit im Großen und Ganzen mit diesem als überlappend angesehen wurde. Das geschah nicht nur, weil – Grund Nummer zwei – der MSI über fast fünf Jahrzehnte hinweg die größte neofaschistische Partei in ganz Europa mit einer stabilen Präsenz im Parlament sowie in lokalen Gremien und in zahlreichen Verwaltungsstrukturen war. Es geschah vor allem auch – so der dritte Grund –, weil sich der MSI bereits nach seiner Gründung 1946 als eine Form des inkludierenden Widerstands gegen die offizielle (antifaschistische) Legitimation der jungen republikanischen Demokratie bildete. Als Bollwerk des Antikommunismus (zugleich zusammen und in Konkurrenz mit der DC) fungierte er jedoch als ebenso wichtiger Katalysator der Stimmung und des vorpolitischen Gefühls eines Großteils der italienischen Wählerschaft.[56]

Erst mit den Ergebnissen der Forschung der 1990er-Jahre haben sich die ersten Versuche etabliert, den Nexus *extreme Rechte* und *Neofaschismus* zu differenzieren.[57] Auch in diesem Fall sind die Studien von Franco Ferraresi (1996) und

53 Vgl. *Claudio Pavone*, Una guerra civile. Saggio storico sulla moralità nella Resistenza, Turin 1991; *ders.*, L'eredità della guerra civile e il nuovo quadro istituzionale, in: *Piero Bevilacqua* (Hrsg.), Lezioni sull'Italia repubblicana, Rom 1994, S. 3–20.

54 Für das Zitat aus der Amtseinsetzung von Luciano Violante als Vorsitzender der Abgeordnetenkammer am 9. Mai 1996 vgl. *Luciano Violante*, Insediamento e discorso del Presidente della Camera. Seduta n. 1 del 9/5/1996, URL: <http://legislature.camera.it/chiosco.asp?content=/_dati/leg13/lavori/stenografici/sed001/s100r.htm> [11.6.2023]; *Filippo Focardi*, La guerra della memoria. La Resistenza nel dibattito politico italiano dal 1945 a oggi, Rom 2005, S. 77.

55 Zur Definition und Natur des Neofaschismus vgl. *Matteo Albanese*, Il neofascismo, la natura e la norma, in: il Mulino, 2023, H. 1, S. 202–211.

56 *Danilo Breschi*, La cultura politica delle destre in Italia, in: Babel. Civilisations et Sociétés 16, 2018, S. 255–281, hier: S. 266.

57 *Cas Mudde*, The Ideology of the Extreme Right, Manchester 2000; *Pasquale Serra*, Uno schema teorico per l'analisi della destra postfascista, in: Cosmopolis | rivista di filosofia e teoria politica 6, 2011, H. 1, URL: <https://www.cosmopolisonline.it/articolo.php?numero=VI12011&id=16> [11.6.2023].

Piero Ignazi (2003) noch heute wegweisend.[58] Im Allgemeinen ordnen beide im Kontext der republikanischen Geschichte Italiens Parteien und Bewegungen in die Kategorie »extreme Rechte« ein, wenn diese grundlegende Elemente der faschistischen Ideologie aufweisen. Dazu gehören das Hervorrufen nostalgischer Gefühle für die Zwischenkriegszeit, die Verwendung entsprechender Symbole und Phrasen sowie die Vorstellung einer »dritten Alternative« jenseits von Kapitalismus und Kommunismus. Es ist jedoch wichtig, zu beachten, dass die Verwendung von Mythen, Symbolen und Parolen aus dem *Ventennio*[59] sowie explizite Verweise auf die faschistische Ideologie nicht das einzige Kriterium sind, um die extreme Rechte zu definieren. Andernfalls – so Piero Ignazi – würde sich der Begriff weitgehend mit dem des Neofaschismus überschneiden.[60]

»Extreme Rechte« soll also eher als ein Sammelbegriff verstanden und benutzt werden, um verschiedene Formen der italienischen Rechten zu definieren. Die Neofaschisten machen zwar einen überwiegenden Teil davon aus, das Fehlen offensichtlicher Merkmale des Faschismus schließt aber eine Partei oder Gruppierung nicht automatisch von der Zugehörigkeit zur extremen Rechten aus. Einige rechtsextreme Gruppierungen oder Parteien, wie die *Nuova Destra* in den späten 1970er-Jahren, die AN in den 2000er-Jahren sowie aktuell die FdI, konnten und können eine Strategie verfolgen, ihre offene Bezugnahme auf den Faschismus zu minimieren, um einer Stigmatisierung durch die öffentliche Meinung entgegenzuwirken. Bei manch anderen, wie der »Lega« von Matteo Salvini in den Jahren von 2013 bis 2022, lässt sich sogar gar kein direkter Bezug zu Faschismus oder Neofaschismus herstellen.

Während der gesamten republikanischen Geschichte existierten parallel zueinander sowohl eine parlamentarische als auch eine außerparlamentarische (radikale) Rechte. Bis Anfang der Zweiten Republik positionierte sich die erste (im Großen und Ganzen der MSI) zwar antisystemisch, lehnte aber offiziell illegale politische Methoden ab. In einem Kontext, in dem die Kommunisten als extreme linke Partei die Verfassung und das politische System akzeptierten, während die Neofaschisten dies ablehnten, lässt sich jedoch die »antisystemische« Kategorie nicht immer eindeutig anwenden.[61] Diese beschreibt jene Parteien, die die Legitimität des Systems, in dem sie operieren, ablehnen und dabei eine externe Ideologie vertreten. Selbst innerhalb des MSI vermischten sich teilweise die Positionen im Verlauf seiner Geschichte und wurden vielmehr zur antipolitischen Haltung. Die radikale extreme Rechte akzeptiert hingegen Gewalt und illegale Mittel als legitime Instrumente des politischen Kampfes (»Ordine Nuovo«, »Avanguardia Nazionale«, »Nuclei Armati Rivoluzionari« et cetera).[62] Die Ablehnung des demokratischen politischen Systems, werden wir sehen, ging bei den radikalen Gruppen wiederum so

58 *Franco Ferraresi*, Threats to Democracy. The Radical Right in Italy after the War, Princeton 1996; *Piero Ignazi*, Extreme Right Parties in Western Europe, Oxford/New York 2003.
59 So nennt man im italienischen Sprachgebrauch die Zeit zwischen 1922 und 1943.
60 *Ignazi*, Extreme Right Parties in Western Europe, S. 31.
61 *Ferraresi*, Threats to Democracy, S. 3.
62 *Cingolani*, La destra in armi.

weit, dass sie die Grundlagen der Demokratie und der Freiheit durch Terrorakte und umstürzlerische Aktionen in Gefahr brachten.[63]

Diese Differenzierung verblasst etwas, wenn die italienische Extreme Rechte der ersten Republik aus dem Blickwinkel ihrer internationalen Ausstrahlung und ihrer Funktion als Vorbild und Netzwerk für andere Bewegungen und Organisationen in Europa und Amerika betrachtet wird. Aufgrund der vielen personellen Kontinuitäten zwischen Extremisten und Rechtsradikalen im Ausland und in Italien, die nicht zuletzt im Rahmen der atlantischen Militärstrukturen des Kalten Kriegs entstanden sind, beeinflusste die (diesmal nicht differenzierte) italienische Rechte Bewegungen und Vertreter autoritärer Regime in Ländern wie Spanien, Portugal und dem peronistischen Argentinien. Dabei verliefen die Grenzen zwischen legalen und illegalen Kontakten sehr fließend. Inländisch bildeten diese Kontakte ab den späten 1960er-Jahren wiederum den personellen und teilweise strukturellen Kern der Strategie der Spannung *(strategia della tensione)*.[64]

Alles in allem zeigen die bisherige Differenzierung und die nachfolgende Rekonstruktion, dass es nützlich wäre, innerhalb der italienischen Rechten (am besten im Plural, da die Rechte unter anderem auch *Repubblicani*, *Liberali* und *Monarchici* und davor *Qualunquisti*[65] beinhaltete)[66] zwischen einer *extremen* Rechten als adjektivierter Sammelbegriff (neofaschistisch, radikal, terroristisch, umstürzlerisch et cetera) und einer *Extremen* Rechten als situative Kategorie im politisch-ideologischen Rechts-links-Kontinuum des italienischen politischen Systems (unter anderem MSI, AN, FdI, »Casa Pound« et cetera) zu unterscheiden.

---

63 *Mario Battaglini*, Eversione di destra, terrorismo, stragi. I fatti e l'intervento giudiziario, Mailand 1986; *Giovanni Bianconi*, A mano armata. Vita violenta di Giusva Fioravanti, terrorista neo-fascista quasi per caso, Mailand 2007; *Leonard Weinberg/William L. Eubank*, Neo-Fascist and Far Left Terrorists in Italy: Some Biographical Observations, in: British Journal of Political Science 18, 1988, S. 531–549; *Rosario Minna*, Il terrorismo di destra, in: *Donatella Della Porta* (Hrsg.), Terrorismi in Italia, Bologna 1984, S. 21–72.

64 *Matteo Albanese*, Neofascismo, un viaggio lungo (quasi) un secolo, in: il Mulino, 2021, H. 3, S. 96–105, hier: S. 100; vgl. auch *Matteo Albanese*, Neofascism in Europe (1945–1989), A Long Cultural Journey, New York 2023; *Mirco Dondi*, L'eco del boato. Storia della strategia della tensione, 1965–1974, Rom 2015. Vgl. weiter in dem Aufsatz die Behandlung der *destra eversiva*. Die »Strategie der Spannung« *(strategia della tensione)* bezeichnet eine lange Serie von Anschlägen zwischen 1969 und 1984, die im Allgemeinen neofaschistisch motiviert waren. Die Täter und Auftraggeber dieser Anschläge blieben jedoch größtenteils im Dunkeln. Die rechtliche Aufarbeitung in den 1990er-Jahren bestätigte eine Konnivenz zwischen der radikalen Rechten und den Geheimdiensten. Solche Anschläge hatten für sie das Ziel, das gesellschaftliche Gefüge zu destabilisieren und die Linke zu diskreditieren.

65 Der *Qualunquismo* war eine kurzlebige technokratische bürgerliche politische Bewegung (»L'Uomo Qualunque«), die unter der Führung von Guglielmo Giannini 1944–1948 operierte. Der *Qualunquismo* gilt als Ursprung des italienischen Populismus. Vgl. *Sandro Setta/Ennio Badolati*, Italiani contro gli uomini politici. Il qualunquismo, Napoli 2005; *Sandro Setta*, Uomo qualunque, 1944–1948, Rom 2005.

66 Für einen Überblick der unterschiedlichen konservativen sowie rechten Parteien und Kulturen in Italien vgl. *Orsina*, Storia delle destre nell'Italia repubblicana.

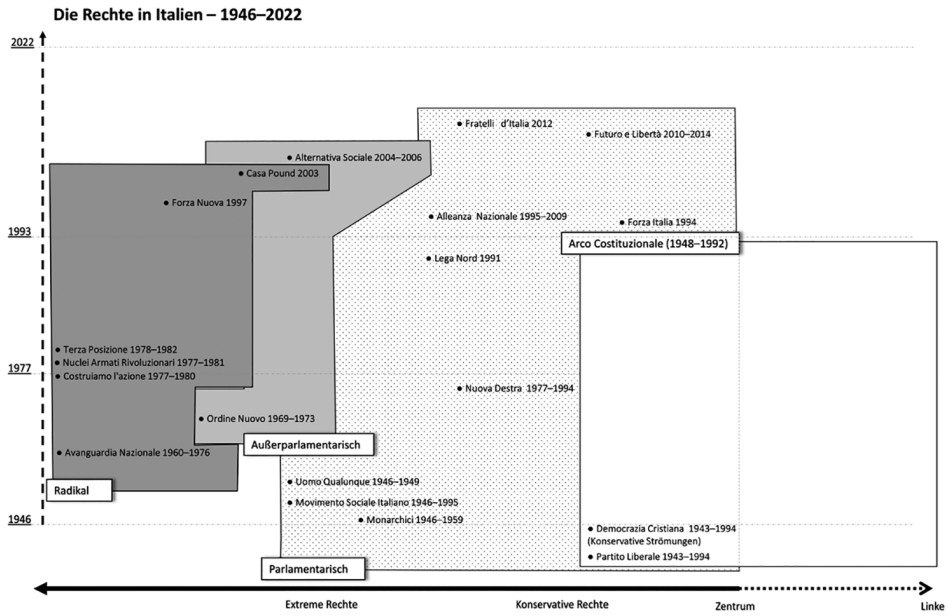


Abbildung 1: Die Rechte in Italien seit 1946 (Quelle: eigene Ausarbeitung).

## III. Drei Phasen – drei Fallstudien

Eine weitere Möglichkeit und gleichzeitig der Hauptvorschlag dieses Aufsatzes, die facettenreiche und vielschichtige Welt der italienischen extremen Rechten abzubilden, besteht darin, die bisherigen Kategorisierungen anhand von Fallstudien zu verdeutlichen. Ohne einen Anspruch auf quantitative und qualitative Vollständigkeit zu erheben, werden hier innerhalb einer in drei Phasen geteilten Chronologie nur jene Elemente in den Vordergrund gebracht, die zu dem Zeitpunkt jeweils die größte Relevanz erlebten und somit am besten einen der unterschiedlichen Charaktere der italienischen extremen Rechten verdeutlichen können.

Die Geschichte der italienischen extremen Rechten lässt sich in drei wesentliche Phasen unterteilen: Die erste Phase (1946–1976) zeichnet sich durch die Marginalisierung und Restriktion aus. Das antifaschistische Paradigma dominiert das politische System und definiert den sogenannten Demokratischen Verfassungsbogen, die extreme Rechte zieht sich reflexartig in einer antisystemischen Selbstausgrenzung zurück. Die zweite Phase (1977–1993) ist hingegen von einer noch nicht vollständig ausgereiften Reflexion in der Gesellschaft und in der Politik über das Vorhandensein der Rechten, den Neofaschismus und den Konservatismus geprägt, die jenseits der antifaschistischen Denunziation in ihrer Existenz wahrgenommen werden. Dabei wird erstmals auch ein Teil der extremen Rechten (die antisystemische Rechte

von Pino Rauti und die Jugendbewegung *Nuova Destra*) selbst sichtbar, indem sie den Versuch einer Neudefinition ihrer eigenen Rolle und Funktion in der italienischen Kulturdebatte starteten. In dieser Zeit erfährt die extreme Rechte ebenso eine gewaltsame und terroristische Radikalisierung, die im Kontext der »bleiernen Jahre« und der dramatischen Veränderungen des Kalten Kriegs stattfindet. Seit 1994 ist eine dritte Phase im Gange, welche von der systemischen Integration der extremen Rechten geprägt ist. Dabei finden neue Parteien und Gruppierungen nicht nur im politischen System der Zweiten Republik eine Legitimation, sondern auch in der nationalen Regierung ihren Platz.

### *1946–1976 – Der MSI zwischen Nostalgismus und Marginalisierung*

Die erste Phase wird sicherlich von den Angelegenheiten des MSI und damit von seiner nostalgischen Beziehung zum Faschismus als Hauptbestandteil der italienischen extremen Rechten und in gewisser Weise einverleibendes Element der Rechten *tout court* dominiert. Dies, zusammen mit der freiwilligen Positionierung des MSI außerhalb der republikanischen Kultur, führte zu seiner endgültigen Marginalisierung.

Denn am Ende des Zweiten Weltkriegs stand der italienische Neofaschismus vor einer bedeutenden Entscheidung: entweder im Verborgenen zu bleiben oder in irgendeiner Form am demokratischen Spiel teilzunehmen. Tatsächlich sah der italienische Neofaschismus im Gegensatz zu anderen Ländern, dank der Amnestie, die Möglichkeit, eine legal anerkannte Partei zu gründen. Die Entscheidung war aber für die Anhänger keineswegs selbstverständlich, da viele Veteranen der RSI, darunter Giorgio Almirante, die Akzeptanz der neuen Republik als Verrat am ›Geist von Salò‹ sahen. Dagegen waren andere für eine pragmatischere, nationalkonservative, proatlantisch orientierte Lösung. Darunter auch der spätere Sekretär Arturo Michelini, der den Einflussbereich der Partei im antikommunistischen Sinne erweitern wollte und damit den Neofaschismus in ein akzeptiertes Phänomen überführen wollte.[67] Für die erste Phase setzte sich allerdings die »linke« Seele der Partei um Giorgio Almirante (1947–1950 und 1969–1987) durch. Laut Matteo Albanese, der in seinen neuesten Studien den italienischen Neofaschismus untersucht, zielte dieser nicht so sehr darauf ab, »die Macht« im revolutionär-leninistischen Sinne zu ergreifen, sondern vielmehr darauf, den Bereich des radikalen Konservatismus allmählich und stetig in immer radikalere Positionen zu verschieben.[68] Bei den Wahlen am 18. April 1948 für die erste Parlamentsperiode präsentierte sich dementsprechend der MSI mit einer kritischen Haltung gegenüber der Verfassung und einem »sozialen« und dennoch antikommunistischen Programm. Dieses brachte aber nur 2 % der Stimmen beziehungsweise sechs Abgeordnete und einen Senator ein. Almirante wurde daraufhin dann als Parteisekretär bereits 1950 durch Augusto De Marsanich (1950–1954) beziehungsweise Arturo Michelini (1954–1969) ersetzt. Letztere versuchten, die Partei in das politische System Italiens durch die Pflege

67 *Parlato*, Fascisti senza Mussolini, S. 250.
68 *Albanese*, Neofascism in Europe (1945–1989), S. 99 f.

von Beziehungen einzubetten, die sie bereits vor der Gründung der Partei aufgenommen hatten. Es bestanden Verbindungen zu anderen politischen Kräften, die eine führende Rolle sowohl in der nationalen (der DC) als auch in der internationalen Politik (USA, Spanien, Portugal und einige Personen aus dem Vatikan)[69] hatten. Dies zeigt, dass die Vorstellung einer politischen Formation mit totalitärer Ideologie seitens der Kontakte letztlich nicht nur toleriert, sondern im Kontext des Kalten Kriegs auch als nützliches Instrument betrachtet werden konnte.

Albanese betont zu diesem Punkt, dass die breite antikommunistische Meinung im Land zwar nicht mit dem Neofaschismus gleichzusetzen war, aber dennoch bestimmte Ziele mit ihm teilte, insbesondere die Schwächung der politischen und sozialen Linken. Somit wurde der MSI fest in die demokratischen Strukturen des Landes eingebettet, wenngleich er auch (ebenso wie die Kommunisten)[70] am Rande gehalten werden konnte.[71] Dies bedingte wiederum eine lang andauernde Ambivalenz des italienischen Neofaschismus gegenüber dem demokratischen System, die sich auch darin zeigt, dass für die Neofaschisten ihre »Fremdheit« gegenüber der nationalen Kultur über einen Zeitraum von 40 Jahren ein entscheidendes, verbindendes identitätsstiftendes Element bleiben konnte.

Für sie waren die italienischen Intellektuellen meist als Verräter zu betrachten, da diese ihre politischen Überzeugungen geopfert hätten, um vorübergehende Vorteile zu erlangen. Nicht wenige, so kommentiert Nino Tripodi (Journalist, Parlamentarier und Mitbegründer des MSI), wechselten nach dem Krieg aus den Reihen der politischen Strukturen des Regimes (Partei, Gewerkschaften et cetera), der Zeitschriftenredaktionen, der Verlage und der Universitäten in das Gegenlager der Kommunistischen Partei.[72] Aus diesem Grund lehnte die italienische extreme Rechte nach dem Krieg stets alle national kulturellen Bezugspunkte ab (mit Ausnahme von Julius Evola) und suchte bewusst nach Inspiration bei ausländischen Autoren, selbst aus der jüngsten Vergangenheit. Zu letzteren gehörten insbesondere die Autoren der Konservativen Revolution oder diejenigen, die mit den verschiedenen Regimen kollaboriert hatten. Vor allem wollten sie eine ideelle Affinität zu anderen, von der Geschichte besiegten Rechten zeigen. Diese Haltung der aggressiven Distanzierung vom kulturellen Mainstream der Republik spiegelt sich auch in der Ablehnung der italienischen bildenden Künste, des Kinos und der Philosophie wider. Damit wurde die Behauptung genährt, die italienische Rechte besitze keine Kultur und habe auch nie eine hervorgebracht.[73] Gewiss hat die italienische Rechte, und insbesondere der MSI, auf diese Weise nicht die Fähigkeiten ihrer Intellektuellen gewürdigt. Zumindest hatte sie bis in die 1970er-Jahre hinein nie das Bedürfnis,

69 *Albanese/Del Hierro*, Transnational Fascism in the Twentieth Century.

70 Als Effekt der sogenannten *Conventio ad excludendum*, das heißt der ungeschriebenen Regel, dass in Italien der »Ersten Republik« ein Koalitionswechsel aufgrund der Präsenz der stärksten kommunistischen Partei des Westens de facto unmöglich war.

71 *Albanese*, Neofascism in Europe (1945–1989), S. 105.

72 *Nino Tripodi*, Intellettuali sotto due bandiere, Rom 1981.

73 Zum Thema und zur Debatte, ob eine Kultur der Rechten in Italien existiert, vgl. *Gabriele Turi*, La cultura delle destre. Alla ricerca dell'egemonia culturale in Italia, Turin 2013.

sich aktiv um deren Unterstützung zu bemühen oder ihre Intellektuellen zu Protagonisten der Politik zu machen.[74]

Dabei spielte die komplexe und nostalgische Beziehung der extremen Rechten zum historischen Faschismus eine zentrale Rolle. Der sogenannte *Nostalgismo* der italienischen Rechten wurde bis in die 1980er-Jahre im Gründungsmotto der MSI »Weder verleugnen noch wiederherstellen« zusammengefasst und interpretiert. Wenn dabei eine »Wiederherstellung« (des Regimes) selbstverständlich unmöglich war, wurde aber das »Nichtverleugnen« (der faschistischen Vergangenheit) zu einem zentralen Element der Identitätsbildung.[75] Viel mehr als durch die Erfahrungen der 20-jährigen Mussolini-Herrschaft fand der *Nostalgismo* des italienischen Neofaschismus seine Wurzel in der Erinnerung an die faschistischen Ursprünge der frühen 1920er-Jahre und insbesondere in den Ereignissen der kurzlebigen italienischen RSI (1943–1948).[76]

Die Extreme Rechte insgesamt sah in diesem Konzept eine Verkörperung dessen, was der ideale Faschismus hätte sein sollen: ein existenzialistischer Subversivismus, der der praktischen Erfahrung am nächsten kam. In diesem Zusammenhang wurde die militärische Niederlage der RSI als eine politische Ressource betrachtet, ein Instrument, um eine starke, auf ethischen Werten basierende Identität aufzubauen, die in der Lage war, Zerrüttung und Marginalisierung zu überwinden und fortzubestehen.[77]

Die Kombination aus »Nostalgismus« und »Resignation« prägte die Mentalität derjenigen, die sich als »Geschlagene der Geschichte« betrachteten und eine skeptische, wenn nicht gar pessimistische Perspektive auf die Zukunft hatten. Ein zentraler Bestandteil der »Metafisica del Ghetto«[78] war die Obsession mit dem Tod, begleitet von einer überwältigenden Symbolik der Bestattung. Ein solcher Mythos war der Legionärsmythos, der die Vorstellung einer Legion tapferer Individuen umfasste, die im Namen von Ehre und Loyalität für eine verlorene Sache kämpften und sich weigerten, das Urteil der Geschichte anzuerkennen. Sie strebten danach, den Kampf auch nach dem materiellen Verlust fortzusetzen.[79]

Dadurch brachen der Neofaschismus und die italienische extreme Rechte im Allgemeinen jede Verbindung zu dem Konzept des Fortschritts in Bezug auf wirtschaftliche und industrielle Entwicklung ab, das sowohl den Nationalismus als auch den historischen Faschismus geprägt hatte. Pessimismus, Skepsis gegenüber der Zukunft und Selbstausgrenzung festigten sich schnell zu einer Abneigung gegen

74 *Germinario*, Da Salò al governo, S. 28–44.

75 *Giuseppe Parlato*, Il Movimento sociale italiano, in: *Orsina*, Storia delle destre nell'Italia repubblicana, S. 85-122, hier: S. 104.

76 *Amedeo Osti Guerrazzi*, La repubblica sociale italiana, Mailand 2008; *Roberto Chiarini*, L'eredità della Repubblica sociale italiana nell'Italia repubblicana, in: *Giovanni Bernardini/Maurizio Cau/Gabriele D'Ottavi* u. a. (Hrsg.), L'età costituente. Italia 1945–1948, Bologna 2017, S. 73–94.

77 *Ferraresi*, Threats to Democracy, S. 36.

78 Dieser Ausdruck wurde von Marco Tarchi geprägt und wird in seinem Buch aus dem Jahr 1995 ausführlich beschrieben: *Marco Tarchi*, Esuli in patria. I fascisti nell'Italia repubblicana, Parma 1995, S. 54–62.

79 *Ferraresi*, Threats to Democracy, S. 36. Vgl. auch *Roberto Chiarini/Paolo Corsini*, Da Salò à piazza della Loggia: blocco d'ordine, neofascismo, radicalismo di destra a Brescia, 1945–1974, Mailand 1983; *Carioti*, Gli orfani di Salò.

die Moderne, gegen zeitgenössische Werte, Bräuche und Institutionen, was zu einer weiteren Zusammenfügung der verschiedenen kulturellen Strömungen der extremen Rechten führte.[80]

Die Metaphysik des unermüdlichen Legionärs zum Beispiel knüpfte nicht nur an die Freikorps der sogenannten Deutschen Legion an, die sich weigerten, die Niederlage hinzunehmen, sondern auch an die männerbündischen Vorstellungen der mittelalterlichen Ritterorden. Besonders der Deutsche Orden und die Tempelritter dienten als Referenzmodelle für die italienische extreme Rechte dieser Phase. Sicherlich kamen solche Vorstellungen und Symbole in die Kultur der italienischen extremen Rechten auch über ihre Rezeption der spanischen »Falange« von José Antonio Primo de Rivera und der rumänischen »Eisernen Garde« von Corneliu Zelea Codreanu. Meistens beziehen sich die Verweise auf andere Faschismen auf das, was Ferraresi als »atypische Faschismen« definiert, das heißt auf solche, die nie an die Macht kamen und aus diesem Grund »ihren Verlockungen nicht erlegen [waren, ML] und sogar von vermeintlich befreundeten Regimen verfolgt oder verraten [wurden, ML]«.[81] Daher war es, obwohl die Verwendung von Runensymbolen weit verbreitet war, bis in die späten 1970er-Jahre auch in den radikalen Kreisen ungewöhnlich und keineswegs selbstverständlich, sich offen zum Nationalsozialismus zu bekennen. Dies änderte sich allmählich, aber offensichtlich mit einer Öffnung zu anderen »Traditionen« der extremen Rechten, deren Anfänge bereits ab Ende der 1960er-Jahre feststellbar sind.

### *1977–1993 – Die Nuova Destra und die Gruppe Ludwig: Reflexion und Radikalisierung*

Diese Veränderung hatte auch damit zu tun, dass ein Teil der Rechten in Italien, darunter auch die junge extreme Rechte, angefangen hatte, durch rechte kulturelle beziehungsweise verlegerische Initiativen über sich selbst zu reflektieren, um eine eigene rechte Kultur aufzubauen und um aus dem *»Reservat«* herauszukommen. Antrieb für dieses neue Klima waren die Wahlerfolge des MSI ab 1970, insbesondere in Süditalien, und die im Land verbreitete Unzufriedenheit vieler Konservativer über die weitere Öffnung der DC nach links im Rahmen des sogenannten historischen Kompromisses.

Ein wichtiger Bezugspunkt für die rechtsgerichteten Intellektuellen dieser Zeit war der Verleger Giovanni Volpe, Sohn des faschistischen Historikers Gioacchino Volpe. Giovanni Volpe war sicherlich der größte Kulturunternehmer der italienischen extremen Rechten nach dem Zweiten Weltkrieg. 1962 gründete er den gleichnamigen Volpe Verlag, der bis zu seinem Tod im Jahr 1984 ein unverzichtbarer Bezugspunkt für alle Rechtsintellektuellen blieb. Volpe veröffentlichte vor allem ein buntes Spektrum an internationalen traditionalistischen, nationalistischen, monarchistischen und liberalen Autoren. Darunter waren alle »Klassiker« des rechten Denkens des 20. Jahrhunderts wie Pierre Drieu la Rochelle, Charles Maurras, Oswald Spengler, Ernst Jünger, Abel Bonnard oder Thomas Molnar. Somit betonte

80 *Breschi*, La cultura politica delle destre in Italia, S. 270–277.
81 *Ferraresi*, Threats to Democracy, S. 42 f.

Volpe sicherlich nochmals die Distanz des Neofaschismus von der nationalen Kultur. Trotzdem bot er auch Nachdrucke italienischer Autoren wie Giovanni Papini und Giuseppe Prezzolini, Alberto de' Stefani und Maffeo Pantaleoni, Julius Evola und Attilio Tamaro an.[82] Ab 1971 veröffentlichte der Verlag von Giovanni Volpe auch eine Reihe mit dem Namen »Architrave«, welche von der jungen Rechten für die junge Rechte gedacht war. Unter der Leitung von Gianfranco de Turris fanden sich damals neue Namen wie Marco Tarchi, Marcello Veneziani, Stenio Solinas und Adriano Romualdi zusammen, die später den Kreis der *Nuova Destra* bildeten.

In den 1970er-Jahren war Volpe jedoch in erster Linie Herausgeber zweier wegweisender Zeitschriften der italienischen Rechten: »La Torre« (1970–1984) und vor allem »Intervento« (1972–1984), die schon in ihrem Namen »den einzigen würdigen Versuch darstellte[n], den Kreis der rechten Selbstreferenzialität zu durchbrechen«.[83] »Intervento« wurde 1972 mit dem erklärten Ziel gegründet, eine stärkere kulturelle Präsenz der italienischen Rechten zu fördern und sich in die nationale Debatte einzuschalten, die nolens volens von der Linken dominiert wurde. Die Zeitschrift wollte eine Plattform für alle italienischen Rechten sein, die von den gemäßigten Nicht-Neofaschisten über die Katholiken bis hin zur extremen Rechten reichten. Die Themen waren die »Klassiker« der rechtsintellektuellen Kreise, das heißt ›der Stimme der Rechten Gehör zu verschaffen‹, der Präsenz des Kommunismus in den Institutionen und in der Kultur entgegenzutreten, die Lücke im konservativen Raum zu füllen. Zu diesen Zwecken gelang es der Zeitschrift, viele wichtige Namen der nicht neofaschistischen Rechten zu gewinnen, wie Augusto Del Noce, Sergio Ricossa, Franco Valsecchi, Ettore Paratore und Domenico Fisichella. Auch Übersetzungen und Originalartikel ausländischer konservativer Autoren wie Julien Freund, Eugen Weber oder Friedrich August von Hayek fanden in der Zeitschrift Platz.

Dieses Experiment dauerte bis 1976, als die politische Rechte eine Wahlniederlage erlitt und Giovanni Volpe eine neue Linie durchsetzte, die stärker an den Faschismus anknüpfte, antimodern und autoritär war. Auf diese Weise brach Volpe im Einklang mit dem MSI den Dialog mit der liberalen Rechten und ihren Intellektuellen ab, darunter auch der spätere Inspirator der AN, Domenico Fisichella. Dies führte »Intervento« zurück in jene Selbstreferenzialität, die die italienische extreme Rechte insgesamt charakterisierte.

Die Kritik an der Selbstreferenzialität des MSI, seit 1969 wieder unter der Führung von Giorgio Almirante, wurde in den 1970er-Jahren für die jüngere Generation italienischer Neofaschisten zentral, die ihrem Zustand als »Verbannte im eigenen Land«[84] ein Ende setzen wollten und damit auch den Unterschied zwischen ihnen und der (deutlich älteren) Hierarchie des MSI zum Ausdruck bringen wollten.

Inmitten einer zunehmenden wirtschaftlichen Krise in den 1970er-Jahren, die zu einer Radikalisierung des politischen Diskurses in der jüngeren Generation führte, schlossen sich ungewöhnlich viele Studenten und junge Menschen dem MSI an. Diese jungen Menschen drückten ihren klaren Wunsch aus, der neofaschistischen

82 *Germinario*, Da Salò al governo, S. 69.

83 Ebd., S. 70.

84 Dieser Ausdruck wurde von Marco Tarchi zur Beschreibung dieses Zustands geprägt: *Tarchi*, Esuli in patria; *Marco Tarchi/Antonio Carioti*, Cinquant'anni di nostalgia, Mailand 1995.

Ausgrenzung zu entkommen und, von rechts, in der italienischen Gesellschaft als »Faschisten der Gegenwart«[85] teilzuhaben. Dies sollte unter anderem auch einen Bruch mit der düsteren und militaristischen Atmosphäre der Partei sowie ihrer Verstrickung in Straßengewalt[86] und sogar terroristische Gruppen beinhalten.

Die meisten Vertreter der jungen Rechten der 1970er-Jahre waren in den 1950er-Jahren geboren worden und hatten daher andere politische und existenzielle Bedürfnisse als ihre Vorgängergeneration. Diese hatte sich wegen der tiefen Ablehnung des MSI für die 1968er-Bewegung von der Infragestellung der Schule und der Universität, der Arbeit in den Fabriken sowie von der Beanspruchung einer freien Freizeitgestaltung ferngehalten. Solche Themen betrafen aber in jenen Jahren eine ganze Generation. Diese machte nun all diese Bereiche zum Gegenstand und gleichzeitig zum Austragungsort parteiübergreifender, ausufernder politischer und ideologischer Auseinandersetzungen.

Ähnlich wie ihre linksgerichteten Altersgenossen bildeten in diesem Kontext auch die jungen Menschen des rechten Lagers »Gemeinschaften«, die metapolitisch ausgerichtet und »entnostalgisiert« waren. Sie entwickelten einen organischen und partizipativen Rahmen, in dem die Kritik nicht den Grundlagen der Demokratie, sondern ihren aufklärerisch-bürgerlichen Einschränkungen galt.[87] Sie zeigten Interesse an den Erfahrungen und Experimenten der Linken in Bologna, vor allem im kommunikativen Bereich. Zeitschriften wie »A/Traverso« und die ersten freien Radios wie »Radio Alice« dienten als Vorbild für Radiosender wie »Radio University«, »Radio Alternativa«, »Radio Inn« und Zeitschriften wie »Elementi«, »Dissenso« (Organ des »Fronte della Gioventù«), »La voce della fogna« und »Diorama Letterario«. Darüber hinaus gab es Verlage wie »Le.De.«, »Akropolisi«, »Editrice Il Falco«, »Edizioni Mediterranee« und »Edizioni del Settimo Sigillo«, die zur Szene gehörten.

Dieses Programm wurde insbesondere von der Jugendorganisation *Nuova Destra* getragen, die sich auch an den Erfahrungen der französischen *Nouvelle Droite*, mit Verweisen auf Jean-François Thiriart und Alain de Benoist orientierte.[88] Sie importierte in den 1970er-Jahren unter anderem eine Reihe für den Neofaschismus »atypischer« Begriffe (»neue Kultur«, »Alternative«, »Neuheidentum«), Bezüge (unter anderem Mao, Antonio Gramsci und J. J. R. Tolkien) und Symbole aus anderen »Kulturkreisen«.[89] Unter diesen Symbolen war zum Beispiel das Keltenkreuz der

85 *Loredana Guerrieri*, »Faschisten der Gegenwart«: Rechte Jugend und die 1968er Protestbewegung in Italien, in: *Massimiliano Livi/Daniel Schmidt/Michael Sturm* (Hrsg.), Die 1970er Jahre als schwarzes Jahrzehnt. Politisierung und Mobilisierung zwischen christlicher Demokratie und extremer Rechter, Frankfurt am Main/New York 2010, S. 191–208.

86 Laut Simone Neri Serneri betrug die Zahl der Opfer politischer Gewalt im Zeitraum 1969–1982 1.119, davon 351 Tote. *Simone Neri Serneri*, Contesti e strategie della violenza e della militarizzazione nella sinistra radicale, in: *ders.* (Hrsg.), Verso la lotta armata. La politica della violenza nella sinistra radicale degli anni Settanta, Bologna 2012, S. 11–61, hier: S. 11 f.

87 *Adriano Romualdi*, Contestazione controluce, in: Ordine Nuovo, 1970, H. 1, S. 22–24.

88 *Bernhard Schmid*, Zwischen Metapolitik und Marsch durch die Institutionen: Die Nouvelle Droite in Frankreich, in: *Livi/Schmidt/Sturm*, Die 1970er Jahre als schwarzes Jahrzehnt, S. 131–146.

89 Vgl. *Massimiliano Livi*, Die Stämme der Sehnsucht: Individualisierung und politische Krise im Italien der 1970er Jahre, in: *Thomas Großbölting/Massimiliano Livi/Carlo Spagnolo* (Hrsg.), Jenseits der Moderne? Die Siebziger Jahre als Gegenstand der deutschen und der italienischen Geschichtswissenschaft, Berlin 2014, S. 215–248, hier: S. 229 f. Zu der Rezeption von Tolkien in

»Jeune Europe« von Thiriart besonders präsent, sodass dieses bald zum am weitesten verbreiteten rechtsextremen Symbol in Italien wurde. Dadurch brachte das Milieu der jungen extremen Rechten das weitverbreitete und spürbare Bedürfnis zum Ausdruck, die Tradition des historischen Faschismus, insbesondere jene des *Ventennio*, das heißt des »regierenden Faschismus«, zu kritisieren und zu überwinden. Die Parteileitung war ihrerseits noch eng mit den alten littorischen Symbolen aus der Vergangenheit verbunden und reagierte daher sehr kritisch und restriktiv gegenüber der Masse roter Fahnen, auf denen während der öffentlichen Veranstaltungen der jungen Neofaschisten das Keltenkreuz abgebildet war. Später im Jahr 1980 erklärte Umberto Croppi (einer der Inspiratoren der *Nuova Destra*) in einem Fernsehinterview, dass sie (die rechte Jugend) auch durch solche Formen der Erneuerung versuchte, »verständlicher« zu werden, und damit schließlich auch Erfolg hatte.[90] Für sie bedeutete diese Entwicklung eine offene Kritik am MSI, da sie der Meinung waren, dass die Partei die Veränderungen auf gesellschaftlicher Ebene, die sich aus der neuen politischen Situation ergaben, und ihr antisystemisches Potenzial nicht erkannte. Im Gegensatz dazu hatte die Partei für sie nicht einmal »ein Motto […], das der Jugend gegeben werden könnte. In einem Zeitalter der zunehmenden Aufregung sagte sie den jungen Menschen: *bleib ruhig.*«[91] 1977 kommentierte Stenio Solinas, ein prominenter Vertreter der *Nuova Destra*, dies programmatisch: »Die Welt der Jugend ist ein Pulverfass, und das Bombenkommando kann von überall her kommen.«[92]

30 Jahre später erinnerte Gianni Alemanno, damals Mitglied der Jugendorganisation des MSI »Fronte della Gioventù« und später Bürgermeister von Rom, an diese Erfahrung als »den Punkt maximaler Intensität« seiner Generation und der Bewegung, der aber zugleich auch der Beginn ihres Auseinanderbrechens war.[93] Jede Option einer dialektischen Gesellschaftskritik wurde bald von der Idee verdrängt, dass der kriegerische politische Kampf der einzige effektive Weg der Auseinandersetzung mit dem System sein konnte.[94] Die Verschärfung der allgemeinen italienischen politischen Lage sowie der internationalen Wirtschaftskrise Mitte bis Ende der 1970er-Jahre bewirkten am linken und rechten Rand des italienischen politischen Spektrums eine extreme Radikalisierung des politischen Diskurses. Vor allem nach dem Jahr 1977, in dem sich die negative Konjunktur besonders drastisch manifestierte, reagierte die junge Generation Italiener:innen auf die Unsicherheit und das weitverbreitete Klima der Repression in unterschiedlicher Form, unter anderem mit einer neuen Legitimation der Gewalt. Denn es war für sie offensichtlich unmöglich, eine Alternative zur Gewalt zu formulieren, um die als undurchdringlich empfundenen normativen Strukturen von Politik und Gesellschaft zu

der italienischen extremen Rechten vgl. *Massimiliano Livi*, Tolkien war kein Faschist, aber…. Zur Rezeption und Kommodifizierung Tolkiens in der italienischen Rechte. Eine Präzisierung, URL: <https://tribes.hypotheses.org/2712> [2.7.2023].

90 *Nicola Rao*, La fiamma e la celtica, Mailand 2006, S. 251.

91 *AA. VV.*, A Valle Giulia, Rom 1990, S. 8 f.

92 *Stenio Solinas*, Dove va la giovane destra, in: Roma, 21.6.1977.

93 Zitiert aus einem Interview der Zeitung Giornale d'Italia, und jetzt zu finden auf dem rechtsextremen Blog, URL: <http://www.fascinazione.info/2017/06/a-40-anni-dai-campi-hobbit.html> (13.6.2023).

94 *Nicola Cospito*, Non vogliamo giacobini con noi!, in: Candido, 1978, H. 8, o. S.

durchbrechen.[95] Nach all den Jahren der allgegenwärtigen politischen Aufladung des Alltags trieb dies viele junge Menschen aus dem rechten und vor allem aus dem linken Lager in eine zerstörerische Desillusion, die neben dem Sog der Drogensucht auch eine oft solipsistische Wendung zur Gewalt beinhaltete.[96] Diese begann im rechten Lager mit teilweise völlig isolierten Aktionen von Schlägertrupps gegen die Polizei und fand ihren Höhepunkt unter anderem im neofaschistischen bewaffneten Spontanismus der »Nuclei Armati Rivoluzionari« (NAR).[97]

Wie bereits erwähnt, ist die Affinität zur Gewalt beziehungsweise die Akzeptanz auch von illegalen Mitteln als legitime Instrumente des politischen Kampfes sicherlich noch ein weiteres Kriterium, um innerhalb der extremen Rechten zu differenzieren. Guido Panvini, einer der führenden Experten für politisch motivierte Gewalt in Italien, weist darauf hin, dass Gewalt als Mythos und als Mittel des politischen Kampfes ein Element der politischen Kultur des MSI und anderer verwandter Bewegungen seit dem Zweiten Weltkrieg war. Dabei spielten verschiedene paramilitärische Untergrundorganisationen eine Rolle, die den Schnittpunkt zwischen der parlamentarischen extremen Rechten und der gewalttätigen Rechten bildeten.[98] Trotz unterschiedlicher ideologischer Nuancen hatten die verschiedenen gewalt- und umsturzbereiten radikalen rechtsextremen Gruppen (ab jetzt *destra eversiva*) gemeinsame Ziele. Sie waren stark antikommunistisch und befürworteten einen totalen Kampf, der auch Gewalt und illegale Mittel einschloss.[99] Ihr Ziel war es, spätestens seit den frühen 1960er-Jahren, das politische Kräfteverhältnis in Italien umzukehren, indem sie auf das Militär setzten, um die Demütigungen durch die antikommunistischen Regierungsparteien, insbesondere die DC auszugleichen. Sie strebten eine Revolution an, um die Vorherrschaft der Mehrheitspartei zu beenden, die gemäßigte Fraktion der MSI zu marginalisieren und die Militärs dazu zu bringen, aktiv in das öffentliche Leben des Landes einzugreifen.

Eine wichtige politische Plattform für die *destra eversiva* war sicherlich der Thinktank »Centro Studi Ordine Nuovo«, der sich 1956 nach der Abspaltung von der MSI unter der Führung von Pino Rauti gründete. Daraus entstand 1969 die gleichnamige neofaschistische Terrororganisation »Ordine Nuovo«, die einen evolutionären, esoterischen, aristokratischen und neopaganen Ansatz verfolgte, der sich eher auf den nationalsozialistischen Rassismus als auf den italienischen Faschis-

95 *Michele Brambilla*, Dieci anni di illusioni, Mailand 1994, S. 221; *Claudio Venturoli*, Stragi fra memoria e storia, Bologna 2007, S. 52.

96 Vgl. unter anderem *Barbara Armani*, Italia anni settanta. Movimenti, violenza politica e lotta armata tra memoria e rappresentazione storiografica, in: Storica 11, 2005, Nr. 32, S. 41–82; *Giovanni Mario Ceci*, Interpretazioni del terrorismo: il primo dibattito scientifico italiano (1977–1984), in: Mondo Contemporaneo, 2009, Nr. 3, S. 49–106; *Neri Serneri*, Verso la lotta armata.

97 Von 1977 bis 1981 gingen 33 Morde und der Anschlag von Bologna auf das Konto der Mitglieder der NAR.

98 *Panvini*, La destra eversiva: un passato che non passa, S. 111. Dieser ganze Absatz über rechtsextreme Gewalt basiert auf den Studien von Guido Panvini, darunter: *Panvini*, La destra eversiva; *Panvini*, Ordine nero, guerriglia rossa; *Guido Panvini*, Cattolici e violenza politica. L'altro album di famiglia del terrorismo italiano, Venedig 2014.

99 *Loredana Guerrieri*, Un'autonoma via rivoluzionaria nei gruppi dell'estrema destra italiana: dalla strategia della tensione allo spontaneismo armato, in: Storia e problemi contemporanei 23, 2010, Nr. 55, S. 55–78.

mus bezog. Die Gruppierung lehnte die Kompromisse mit der bürgerlichen Macht ab und auch das demokratische Parteimodell, auf das sich die MSI teilweise bezog. Sie sah sich als Alternative zum bestehenden System und bewegte sich manchmal an der Grenze zwischen revolutionären Aktivitäten und der Tätigkeit der Geheimdienste.

In den 1960er-Jahren befand sich die umsturzbereite Rechte insgesamt in einem Spannungsfeld. Einerseits sah sie Möglichkeiten, eine eigenständige Rolle abseits der Logik des Kalten Kriegs in der Entspannungspolitik zwischen den USA und der Sowjetunion zu spielen. Andererseits radikalisierte sie ihren Antikommunismus und trieb diese Dynamik, von der sie sich distanzieren wollte, auf die Spitze. Diese Widersprüche wurden besonders deutlich, als Mitte der 1960er-Jahre das politische System Italiens deutlicher nach links tendierte, zum Beispiel während der Bildung von Mitte-links-Regierungen oder während der Regierungskrisen, die die sogenannte kommunistische Frage verschärften und einen historischen Kompromiss zwischen PCI und DC herbeiführten. Für die Rechte waren die Sozialisten in der neuen Mitte-links-Koalition nichts anderes als ein Trojanisches Pferd der Kommunistischen Partei. Sie betrachtete außerdem die DC nicht länger als Barriere gegen diese Entwicklung.[100]

Diese Ansichten wurden von den Anhängern der *destra eversiva* bis hin zu der Position zugespitzt, dass jedes Mittel gerechtfertigt sei, um diese vermeintliche Bedrohung abzuwenden. Dadurch sprachen sie die Ängste der Mittelschicht und eines Teils der gemäßigten Wählerschaft an. Vor allem sprachen sie jene Wählerschaft an, die durch die wirtschaftlichen Folgen der Maßnahmen der Mitte-links-Regierung verunsichert waren und sich für radikale politische Optionen öffneten, wie es teilweise nach den Studentenprotesten von 1968 und der Arbeitermobilisierung von 1969 noch deutlicher wurde. In den Jahren von 1969 bis 1974 trat somit die *destra eversiva* als *Avantgarde* einer breiteren Koalition von Kräften auf die politische Bühne, die entschlossen war, sich dem Kommunismus mit allen Mitteln und um jeden Preis entgegenzustellen. Dabei entwickelte sie eine politische Strategie, die darauf abzielte, die Bedingungen für einen Staatsstreich zu schaffen, der zwei Ziele verfolgte: die kommunistische Frage militärisch zu lösen und ein Kräftegleichgewicht zu schaffen, das die Voraussetzungen für die Entstehung einer autoritären, präsidentiellen Republik schaffen würde. Eine Welle von Anschlägen und Gewalttaten, die das Land bis 1984 prägten *(strategia della tensione)*, sollte zur Vorbereitung dieses Kontextes dienen.[101]

Während die Sicherheitsbehörden zwischen 1974 und 1976 die wichtigsten Organisationen wie die politischen Bewegungen »Ordine Nuovo« und »Avanguardia Nazionale« verboten, kam es ab der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre zu einer bemerkenswerten Ausbreitung von neuen Gruppen und Formationen (darunter die »Nuclei Armati Rivoluzionari«, »Terza Posizione«, »Costruiamo l'azione« et cetera), die entschlossen waren, den Kampf gegen die Republik zu übernehmen.[102] Der subversive Plan, die Demokratie zu stürzen, scheiterte in den 1980er-Jahren, als die

100 *Panvini*, La destra eversiva, S. 213.

101 Vgl. Anm. 64.

102 Vgl. *Minna*, Il terrorismo di destra; *Chiarini*, Destra italiana; *Baldoni*, Anni di piombo; *Giorgia Bulli*, L'estrema destra in Italia fra tradizione e innovazione, in: il Mulino, 2021, H. 3, S. 65–74;

terroristische Aktivität sowohl von rechts als auch von links abflaute. Die rechtsextremen Protagonisten dieser Zeit stellten ihre Fähigkeiten und Kenntnisse, die sie zuvor erworben hatten, der organisierten Kriminalität zur Verfügung, mit der sie schon lange in Verbindung standen.[103]

Ein interessantes Beispiel der Vermischung von politisch motivierter und krimineller Gewalt, das Italien und Deutschland tragischerweise verbindet, sind die Mordfälle der sogenannten Gruppe Ludwig.[104] »Ludwig« tauchte als Name zum ersten Mal im November 1980 auf der »Gazzettino« in Venedig auf. Mit einer Fülle von Details schrieb sich Ludwig in einem handschriftlich, in Pseudorunen geschriebenen Bekennerschreiben drei Morde zu, die in den Jahren zuvor begangen und für die noch keine Täter ermittelt worden waren: 1977 ein Nomade aus Verona, der bei lebendigem Leib in seinem Wohnwagen verbrannt wurde; 1978 ein homosexueller Sommelier aus Padua, der mit einem Stock und einem Messer getötet wurde; 1979 ein Drogenabhängiger aus Venedig, der ebenfalls mit Knüppeln und Dutzenden von Messerstichen traktiert wurde.

Obwohl in dem Flugblatt kein Motiv angegeben wurde, stellten der sorgfältig gezeichnete Nazi-Adler und die Aufschrift »Gott mit uns« die Morde unmittelbar in eine ideologische Dimension. Schon bevor die Forderung gestellt wurde, war der »exemplarische« Zweck dieser Morde klar. Es handelte sich um Ausgestoßene oder auf jeden Fall um Menschen, die divers waren, also zu den Kategorien gehörten, die der extremen Rechten am meisten missfielen. Die Morde wurden mit einer solchen Brutalität und einem solchen Sadismus ausgeführt, dass sie den Eindruck erweckten, man wolle »eine Lektion erteilen«, die im Gedächtnis bleiben würde. Der inhaltliche Kern der Morde verschob sich einige Jahre später expliziter auf die Bestrafung vermeintlicher Sittenwidrigkeiten, insbesondere der Pornografie. Dabei erweiterte sich auch der Aktionsradius von Ludwig über die Grenzen der Region Venetien hinaus. Am 14. Mai 1983 zündete Ludwig in Mailand ein Feuer in einem Rotlichtkino an, dem »Eros sexy centre«. Im Januar 1984 steckten sie in München die Diskothek »Liverpool« in Brand. Eine junge Kellnerin, Corinna Tartarotti, erlitt schwere Verbrennungen und starb einige Monate später.

Im selben Jahr wurden die Täter verhaftet, als sie als Pierrot verkleidet und mit Benzinkanistern in der Hand versuchten, die Diskothek »Melamara« in Castiglione delle Stiviere anzuzünden. Bis zu diesem Moment wurde allgemein angenommen, dass Ludwig der Name einer geheimen rechtsextremen Organisation sei, die seit einem Jahrzehnt mörderische Aktionen durchgeführt hatte. Im Gegenteil handelte es sich um die zwei mittzwanzigjährigen Wolfgang Abel und Marco Furlan aus Verona, die sich seit der Schulzeit kannten und für ihre rechte Gesinnung bereits bekannt waren. In dieser Zeit gehörte die Region Veneto zu den Gebieten in Italien,

---

*Caprara/Semprini*, Destra estrema e criminale; *Cingolani*, La destra in armi; *Giuseppe Scaliati*, Trame nere. I movimenti di destra in Italia dal dopoguerra ad oggi, Genua 2005.

103 *Panvini*, La destra eversiva: un passato che non passa, S. 114 f.

104 Eigentlich handelte es sich nur um zwei Täter; die Existenz einer Gruppe ist nie nachgewiesen worden. In der journalistischen Beschreibung hat sich jedoch die Narration verfestigt, dass es sich um eine Gruppe handelte, was die Entstehung von mehreren Verschwörungstheorien mit sich gebracht hat, vgl. zum Beispiel *Monica Zornetta*, Ludwig. Storie di fuoco, sangue, follia, Mailand 2013.

in denen rechtsextreme und neofaschistische Gruppen wie »Ordine Nuovo« und andere Netzwerke am stärksten verwurzelt waren. Diese verbanden sich oft mit den Kreisen der gewöhnlichen Kriminalität und fischten unter der desillusionierten Jugend der Zeit ihre Unterstützer, die oft als Einzelgänger agierten.[105] Für Abel und Furlan, wie für viele andere junge Menschen ihrer Generation, war das Leben in der norditalienischen Provinz der späten 1970er-Jahre durch eine allgemeine Generationsfrustration geprägt, in der sich Gewalt, Nihilismus und harte Drogen mit vermeintlichen politischen Motiven jener Zeit vermengten (und abwechselten).

Diese Perspektivlosigkeit verband Ludwig zum Teil mit anderen zeitgenössischen neofaschistischen und neonazistischen Gruppen, die den politischen Kampf und die Gewalt im Wesentlichen als ästhetische Geste und existenzielle Erfahrung (bewaffneter Spontanismus) verherrlichten. Es gab für sie keine Planung für politische, soziale oder andere Veränderungen. Gewalttätige Praktiken dienten also lediglich der Bestrafung von Verhalten, das in ihren Augen als unangemessen und unrein galt und aus der Gesellschaft entfernt werden musste.[106]

### *1994–2022 – Neue Wege des Postfaschismus?*

Der Anfang der dritten Phase in der Geschichte der italienischen extremen Rechten machte in den früheren 1990er-Jahren der ehemalige Jugendführer des MSI Gianfranco Fini. Nach dem Tod des MSI-Chefs Giorgio Almirante im Jahr 1988 übernahm er 1991 die Führung der extremen Rechten im Parlament und ebnete somit den Weg für sein Projekt, aus dem MSI eine regierungsfähige Partei zu machen. Daraufhin kandidierte der MSI zu den Wahlen im März 1994 unter dem Namen »Alleanza Nazionale« in einem Bündnis mit der neu gegründeten rechtsliberalen Partei von Silvio Berlusconi, »Forza Italia«. Die Allianz mit Berlusconi und einigen kleineren christdemokratischen Parteien fand vor allem in Süditalien statt, wo die extreme Rechte immer die besten Ergebnisse erzielt hatte. Im Norden jedoch verband sich »Forza Italia« mit der damals noch antifaschistischen »Lega Nord« und daraufhin kandidierte die AN allein. Durch eine neue politische Strategie und das Ende des *Arco Costituzionale* im Jahr 1992 gelang es der AN, einen beeindruckenden Erfolg zu erzielen. Mit 13,5 % der Stimmen und 110 Sitzen im Parlament, mehr als das Dreifache im Vergleich zu 1992, konnte die Rechte einen bedeutenden Durchbruch verzeichnen. Dadurch gelang es der extremen Rechten erstmals seit 1945, in die Regierung einzuziehen. Dieser Erfolg markierte sicherlich einen Wendepunkt in der politischen Landschaft und ermöglichte der Rechten eine starke Präsenz in den

105 Vgl. *Paolo Berizzi*, È gradita la camicia nera. Verona, la città laboratorio dell'estrema destra tra l'Italia e l'Europa, Mailand 2021.

106 Für diesen Teil vgl. *Jacopo Brunoro/Giacomo Pezzan*, Ludwig. Follia neonazista a Nordest, Los Angeles 2021; *Augusto Caneva*, Il caso Ludwig, Trient 1986; *Nicola Guerra*, Ludwig: A Revolt against the Modern World. The Language and Ideology of an Italian Neo-Nazi Group in the Years of Lead, in: Behavioral Sciences of Terrorism and Political Aggression, 2022, S. 1–22; *Eike Sanders/Thomas Porena*, Fuori da ogni schema – Il terrore di destra del »Gruppo Ludwig«, URL: <https://www.nsu-watch.info/2021/03/fuori-da-ogni-schema-il-terrore-di-destra-del-gruppo-ludwig/> [29.11.2022]; *Zornetta*, Ludwig.

politischen Entscheidungsprozessen des Landes.[107] Die Öffentlichkeit reagierte positiv auf Gianfranco Finis konservatives Projekt, nicht zuletzt aufgrund seiner klaren atlantischen Positionierung in der Außenpolitik und seiner neogaullistischen Ausrichtung in der europäischen politischen Landschaft. Zudem legte er großen Wert auf eine demokratische und moderne Rechte, die sich vom Korporatismus distanziert und nicht mehr dem liberalen Kapitalismus entgegensteht. Stattdessen setzte er sich kontinuierlich für den Erhalt der italienischen Identität sowie ihrer kulturellen und religiösen Traditionen ein. Diese *Wende*[108] beinhaltete aber noch nicht eine Überwindung des Mythos des Faschismus, sondern lediglich den Versuch, eine Verbindung mit einem nationalkonservativen Wertesystem herzustellen.[109]

In diesem Sinne hatte der Professor für Politikwissenschaft an der Universität Florenz Domenico Fisichella bereits 1992 die Rechte zu einem nationalen Bündnis aufgerufen, um aus der neofaschistischen Marginalisierung herauszukommen.[110] Angesichts der verschiedenen externen Einflüsse, die das Land in den unmittelbaren Folgejahren erfassten und das politische Klima nachhaltig veränderten, erwies sich für Fini der Pfad der nostalgischen ideologischen Kontinuität mit dem MSI als undurchführbar. Es standen daher zwei weitere Optionen zur Debatte: eine Radikalisierung oder eine Modernisierung des MSI. Die Unzufriedenheit eines Teils der Anhängerschaft mit der Annäherung der Partei an aufstrebende rechtsextreme, rassistische Rechte in Nordeuropa verdeutlichte die Kluft zwischen dem tendenziell konservativen Traditionalismus des italienischen Neofaschismus und der Strategie des radikalen Fremdenhasses, wie sie beispielsweise von der französischen Rechten von Jean-Marie Le Pen verfolgt wurde.[111] Zugleich stellte auf der anderen Seite auch der Weg der Modernisierung ein echtes Dilemma dar. Während die Führungsspitze in der Lage war, sich in die demokratische Debatte des Landes einzufügen und dabei ein stärker institutionalisiertes Bild der Partei zu präsentieren, hielt die Basis, wie bereits erwähnt, an den nostalgischen Schemata des MSI fest. Innerhalb der Partei zeichnete sich so eine allmähliche Trennung zwischen Basis und Führung ab, was es äußerst schwierig machte, die neue Positionierung der Partei in Bezug auf ihre faschistische Tradition zu entschlüsseln. Für eine Partei, bei der die Zugehörigkeit zum faschistischen Mythos schon immer als Identitätsmerkmal und Grund zur Abgrenzung von anderen politischen Kräften galt, bestand jedoch die Gefahr, dass die zunehmende Historisierung des Regimes zu einer Abschwächung der ideologischen Verbindung führen könnte. 1994 kamen 85 % der Parlamentarier:innen von AN aus den Reihen des MSI und noch 1998 meinten in einer Umfrage 61 % der AN-Lokalpolitiker, dass der Faschismus »insgesamt ein gutes Regime war«. Trotz aller Veränderungen beim Übergang vom MSI zur AN blieb Mussolini die wichtigste

107 Zum ersten Mal in der Geschichte der Republik wurden Vertreter des MSI zu Ministern ernannt: Giuseppe Tatarella für Telekommunikation, Altero Matteoli für Umwelt, Adriana Poli Bortone für Landwirtschaft, Publio Fiori für Verkehr und Domenico Fisichella für Kulturerbe. Tatarella wurde außerdem zum Vizepräsidenten des Ministerrats ernannt.

108 Die sogenannte Wende von Fiuggi fand im Januar 1995 mit der offiziellen Gründung von »Alleanza Nazionale« beim ersten Kongress der Partei im Thermalort südlich von Rom statt.

109 *Ignazi*, Postfascisti?, S. 118 f.

110 *Domenico Fisichella*, La Destra in cammino. Quale ordine dal caos, in: Il Tempo, 19.9.1992.

111 *Ignazi*, Il polo escluso, S. 414.

Referenz für lokale Parteikader und einen großen Teil der nationalen Führung.[112] Die Positionierung der AN im Mitte-rechts-Spektrum seit 1995 (vgl. Abbildung 1) wurde daher weniger durch eine Neubewertung der eigenen Beziehung zum historischen Faschismus bestimmt, sondern vor allem durch die formelle Abgrenzung von der rechtsextremen Splittergruppe »Movimento Sociale – Fiamma Tricolore«. Diese wurde von faschistischen Traditionalisten nach dem Gründungskongress der AN ins Leben gerufen.[113]

Spätestens nach dem ersten programmatischen Parteitag 1998 in Verona war aber der Erfolg der AN konsolidiert[114], und während Kultur, Medien und Politik über die Fehlentwicklung der republikanischen Demokratie diskutierten, ohne jedoch die historische Dimension des Phänomens »Destra« zu vertiefen, wurden die AN und ihr Programm politisch einflussreicher. Dies war auf die erneute Beteiligung vieler AN-Politiker:innen an Regierungen (2001–2006 und 2008–2011) sowie ihre Präsenz in Talkshows, insbesondere im italienischen Fernsehen, zurückzuführen. Dadurch erlangten nicht nur konservative Intellektuelle eine bisher undenkbare Sichtbarkeit, sondern es wurde auch neuen und alten Akteuren der extremen Rechten wie Francesco Storace, Gianni Alemanno und anderen eine Legitimation im öffentlichen Diskurs gewährt. Hinzu kamen auch die Mitglieder der »Lega Nord« wie Umberto Bossi, Roberto Calderoli und Mario Borghezio, die sich immer mehr der extremen Rechten zuwandten.[115]

Während der Hauptjahre des *berlusconismo* (2001–2011) wuchsen nicht nur der Konsens und die Wahlergebnisse für die AN, sondern auch der bereits erwähnte Riss zwischen der nationalkonservativen Führung der Partei unter Gianfranco Fini und ihrer neofaschistischen Basis, die weiterhin eine xenophobe, kommunitaristische und nationalistische Ausrichtung hatte. In diesem Zusammenhang spricht man von einer Form der »passiven Integration«, die jedoch auf politischer Theorieebene kaum oder gar nicht anhand der Basis der Partei ausgearbeitet wurde. Obwohl es bis dahin keine explizite Verurteilung des Faschismus innerhalb der AN gab, kam es im November 2003 symbolisch dazu, als Fini während einer Reise nach Israel den Antisemitismus und die antijüdischen Verfolgungen des faschistischen Regimes als »schändlich« bezeichnete.[116] Dies führte einerseits zu einer Abspaltung am rechten Rand unter Alessandra Mussolini[117], andererseits unterstrich es erneut das hoch ambivalente Verhältnis der Partei zum Faschismus. Während in den frühen Jahren das Thema mit dem Slogan abgetan wurde, dass der Faschismus 1945 zusammengebrochen sei und die Geschichte ihr Urteil fällen werde, nutzte die

112 *Ignazi*, Extreme Right Parties in Western Europe, S. 46 f.

113 *Pino Rauti*, »Viva il Movimento Sociale Italiano« (Fiuggi 1995), URL: <https://www.youtube.com/watch?v=zt_JNaN7HVw> [12.7.2023].

114 Während sie 1994 13 % erreichte, wuchs ihr Stimmenanteil bei den Regionalwahlen 1995 auf 15 % und bei der erneuten Parlamentswahl 1996 auf 16 %.

115 *Roberto Biorcio*, La Lega nord e la transizione italiana, in: Rivista Italiana di Scienza Politica 29, 1999, H. 1, S. 56–87; *ders.*, Trasformazioni della democrazia e declino delle forme tradizionali di legittimazione politica, in: *Loredana Sciolla* (Hrsg.), Processi e trasformazioni sociali. La società europea dagli anni Sessanta a oggi, Rom/Bari 2009, S. 161–187.

116 Le leggi razziali sono infami, in: Corriere della Sera, 24.11.2003.

117 Sie gründete »Alternativa Sociale«, ein Bündnis rechtsextremer Gruppierungen, welches von 2004 bis 2006 aktiv war.

Partei nun Finis umstrittenen Vorstoß, um diesem Slogan eine neue Bedeutung zu geben. Nachdem für viele endlich Rechenschaft abgelegt worden war, forderten sie als nächstes eine Differenzierung zwischen den »Verbrechen« und den »Verdiensten« des Regimes, was einer weiteren Verharmlosung des historischen Faschismus gleichkam. Eine umfassendere Auseinandersetzung mit der Vergangenheit blieb aus.

Die postfaschistische und konservative Erfahrung der AN endete im März 2009, als sich die Partei auflöste und mit Berlusconis »Forza Italia« zusammen die »Popolo della Libertà« gründete. Schon ein Jahr später brach Gianfranco Fini mit Berlusconi und gründete eine erfolglose neue Partei (»Futuro e Libertà«). Die Partei und ihr Gründer wurden zerrieben zwischen der Übermacht von Silvio Berlusconi als Leader seines Regierungsbündnisses und der Neupositionierung der »Lega« durch Matteo Salvini, der das separatistische Programm weitgehend aufgab (im Parteinamen entfiel »Nord«) und sie zu einer xenophoben, in ganz Italien kandidierenden rechtspopulistischen Partei machte.

Salvini nutzte die zunehmende Radikalisierung der Mittelschicht während der schweren wirtschaftlichen Krise in Italien seit 2008 zusammen mit den FdI, die von Giorgia Meloni und anderen Nationalkonservativen Ende 2012 gegründet wurden, um zwischen 2013 und 2019 eine »Re-Faschisierung« des politischen Diskurses ›von unten‹ zu bewirken. Dies führte dazu, dass das Thema »Faschismus« den gesamten Wahlkampf stark prägte und zu Polarisierung führte. Dabei wurden die vermeintlich positiven Aspekte von Mussolini und seinem Regime wieder zu zentralen Elementen eines angeblich konservativen Denkens gemacht.[118] Im Wahlkampf 2022 versuchte Giorgia Meloni jedoch, ihre Partei als die dritte Generation der Nationalkonservativen in Italien zu positionieren und ihre Positionen eher im Bereich des »Afaschismus«[119] als des Neofaschismus zu verorten. Bereits im Vorfeld betonte Meloni in mehreren Interviews, dass ihre Partei keine nostalgischen Anhänger des Faschismus toleriere. Sie habe den Faschismus »der Geschichte überlassen« und sei offen für eine Diskussion über die Geschichte des Landes, einschließlich der Fehler und Leistungen des Faschismus. Kritiker werfen ihr jedoch vor, sich nicht klar genug von der faschistischen Ideologie abzugrenzen, und dass ihre Partei immer noch Verbindungen zu rechtsextremen Gruppen habe.[120]

## Fazit

Dieser Beitrag hat einen zusammenfassenden Exkurs in die Geschichte der extremen Rechten in Italien unternommen und einige Facetten der komplexen Dimensi-

118 Diese Narration wurde analysiert und demontiert in: *Francesco Filippi*, Mussolini ha fatto anche cose buone. Le idiozie che continuano a circolare sul fascismo, Turin 2019.

119 »Afaschistisch« (italienisch: *afascista*) in Analogie zu »ahistorisch« oder »atypisch« als nichtfaschistisch. Vgl. zum Beispiel *Pierfrancesco* de *Robertis*, Meloni e i suoi fratelli. La generazione afascista, in: Quotidiano Nazionale, 7.3.2023.

120 *Giampiero Casoni*, Ignazio La Russa contro Michele Emiliano: »Siamo tutti eredi del Duce«, URL: <https://www.notizie.it/ignazio-la-russa-contro-michele-emiliano-siamo-tutti-eredi-del-duce/> [12.7.2023].

on der italienischen Rechten beleuchtet. Es sind vor allem drei eng miteinander verbundene Aspekte hervorgetreten, die die Ausgangsbeobachtungen bestätigen.

Zunächst einmal zeigt sich die Kontinuität und Permanenz der extremen Rechten sowohl in der politischen Landschaft Italiens als auch innerhalb der demokratischen Institutionen. Die extreme Rechte ist ein strukturelles Element der politischen Kultur in Italien und hat seit dem Widerstand gegen den Faschismus und trotz des Aufbaus einer westlich orientierten und funktionierenden Demokratie fortbestanden.

Des Weiteren manifestiert sich die extreme Rechte in Italien in verschiedenen Ausprägungen, angefangen von neofaschistischen Gruppen bis hin zu populistischen Bewegungen. Die Suche nach einer einheitlichen Definition für dieses vielfältige und oft widersprüchliche politische Phänomen bleibt eine Herausforderung, der sich Geschichts- und Politikwissenschaften sowie der Journalismus gleichermaßen stellen müssen.

Ein dritter wichtiger Aspekt, der im Rahmen dieser Untersuchung herausgestellt wurde, ist die »Entdeckung« der extremen Rechten in den 1990er-Jahren. Obwohl das politische System, das aus dem Widerstand gegen den Faschismus hervorgegangen ist, den Italienerinnen und Italienern ermöglicht hat, sich über 50 Jahre hinweg zur Demokratie zu erziehen, haben sie es teilweise nicht geschafft, ihre innere Verbindung zum historischen Faschismus aufzuarbeiten und sich von faschistischen Ideologien zu distanzieren. Diese ungelösten Konflikte und eine gewisse Nostalgie für die Vergangenheit bieten Raum für das Fortbestehen der extremen Rechten und ihre Verbindung zu nationalistischen und autoritären Ideen.

Ein entscheidender Faktor für die Entwicklung und Tolerierung der extremen Rechten im politischen System Italiens ist die tiefe Verwurzelung einer rechtsgerichteten Mentalität, die unabhängig von der faschistischen Ära existiert. Diese Mentalität, geprägt von einem Konservatismus und Traditionalismus, betrachtet Innovationen stets als Verlust der heiligsten Werte der Vergangenheit. Diese Haltung bildet einen Nährboden für rechte Ideologien und nationalistische Positionen.

Ein weiterer Faktor, der die Aufarbeitung der faschistischen Vergangenheit in Italien erschwert hat, sind die Kontinuitäten nach dem Zweiten Weltkrieg. Insbesondere in den Verbänden der Kriegsveteranen wie der »Federazione dei Reduci di Salò« haben die Ideen der »Ordine Nuovo« und der »Avanguardia Nazionale« eine Heimat gefunden. Hier wurden Erinnerungen an eine vorherige Generation weitergegeben, die bis zum letzten Moment für das faschistische Regime gekämpft hatte und den Glauben an die verratenen Ideale der Nation bewahrte. Es wurde die Notwendigkeit eines »Riscatto«, einer Wiedergutmachung propagiert, nicht nur im Namen der Ehre, sondern auch, um das Land vor der drohenden Demokratie und dem sowjetischen Sozialismus zu retten. Diese Erzählungen haben dazu beigetragen, die Schuld am Versagen des Faschismus auf andere, insbesondere auf die Demokratie, zu verlagern.

Die fehlende Auseinandersetzung mit den Kriegsverbrechen Italiens während des Zweiten Weltkriegs wurde durch geopolitische Machtkämpfe des Kalten Kriegs

begünstigt, die die italienischen Kriegsverbrechen weitgehend ungesühnt ließen.[121] Im Laufe der Jahrzehnte hat dies immer wieder Raum für eine Verbindung zwischen den vermeintlich »guten Aspekten« der faschistischen Ideologie und der Kritik am modernen Individualismus geschaffen, der von der Demokratie eingeführt wurde und seitens der Rechten als Bedrohung für das gemeinschaftliche Gefühl und die nationale Identität angesehen wird.

121 *Filippo Focardi/Lutz Klinkhammer*, La questione dei »criminali di guerra« italiani e una Commissione di inchiesta dimenticata, in: Contemporanea 4, 2001, S. 497–528; *Filippo Focardi*, Il cattivo tedesco e il bravo italiano. La rimozione delle colpe della seconda guerra mondiale, Rom/Bari 2013.

MORITZ FISCHER

# »Kein Volk, kein Reich, kein Schönhuber!«

## Das lange Echo des bundesdeutschen Umgangs mit den Republikanern

Am 29. Januar 1989 waren die Bürger Westberlins dazu aufgerufen, zur Wahl des Abgeordnetenhauses an die Urnen zu treten. Noch wenige Wochen zuvor hatten die meisten Beobachter fest mit einem erneuten Sieg der CDU gerechnet. Als dann um 18 Uhr die ersten Prognosen auf den Fernsehbildschirmen erschienen, herrschte bei vielen Zuschauern blankes Entsetzen. Die Christdemokraten hatten bei der geringsten Wahlbeteiligung seit Kriegsende im Vergleich zur Wahl 1985 8,7 % an Wählerstimmen verloren und konnten mit den verbliebenen 37,7 % keine Koalition mehr mit der FDP bilden. Die SPD und die »Alternative Liste für Demokratie und Umweltschutz« (AL) konnten hingegen Zugewinne verbuchen, sodass rechnerisch neben einer Großen Koalition nur ein Bündnis dieser beiden Parteien infrage kam. Noch gravierender war aber, dass mit 7,5 % der Stimmen die bis kurz vor der Wahl in Berlin nahezu unbekannten Republikaner aus dem Stand in das Abgeordnetenhaus einzogen.

1983 gleichermaßen als konservative Alternative zur Union wie als neue Rechtspartei gegründet, hatten sich die Republikaner rasch radikalisiert und nun erstmals den Sprung über die Fünf-Prozent-Hürde geschafft. Es war der erste Wahlerfolg einer rechtsextremen Partei seit den Erfolgen der NPD in den 1960er-Jahren, für den mehrere Faktoren verantwortlich waren. Dazu zählten in einem größeren Kontext enttäuschte Hoffnungen nach dem Ausbleiben einer »geistig-moralischen Wende«, die Sehnsucht nach einer »vierten Partei« und Ambitionen zur parteipolitischen Sammlung der nationalen Opposition.[1] Hinzu kamen seit Mitte der 1980er-Jahre verstärkt geführte Debatten um die steigende Zahl von Asylbewerbern, die von nicht wenigen Westberlinern zusammen mit zahlreichen Aus- und Übersiedlern als Bedrohung empfunden wurden – zumal der dortige Arbeits- und Wohnungsmarkt stark angespannt war.[2] Während CDU und SPD über diese Probleme gerne hinwegsahen und mit Skandalen zu kämpfen hatten[3], knüpften die Republikaner an die schlechte Stimmungslage der Bevölkerung an und befeuerten diese gezielt. In einem Wahlwerbespot hetzten sie unter anderem gegen Migranten, was sie schlagartig bekannt machte.[4]

Politiker und Journalisten waren nach dem Wahlerfolg der Republikaner in Berlin zunächst ratlos. Der Deutschlandfunk hatte zur Wahlanalyse daher einen

1 Vgl. *Moritz Fischer*, Die »Parteienkrise« und die Identität des Konservativen. Die Gründung der Republikaner 1983–1985, in: *Felix Lieb/Thorsten Holzhauser* (Hrsg.), Parteien in der »Krise«. Wandel der Parteiendemokratie in den 1980er- und 1990er-Jahren, Berlin 2021, S. 70–83.

2 Vgl. *Ulrich Herbert*, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München 2017, S. 263 ff.

3 Am gravierendsten war der Korruptionsskandal um den CDU-Baustadtrat Wolfgang Antes. Vgl. dazu *Wilfried Rott*, Die Insel. Eine Geschichte West-Berlins 1948–1990, München 2009, S. 377–384.

4 Ein Transkript des Wahlspots findet sich bei *Claus Leggewie*, Die Republikaner. Phantombild der neuen Rechten, Berlin 1989, S. 13.

bekannten Experten eingeladen: den Politikwissenschaftler und Historiker Karl Dietrich Bracher, einen Doyen der Totalitarismusforschung, der sich mit Studien zur »Auflösung der Weimarer Republik« schon früh einen Namen gemacht hatte.[5] Kein Wunder, dass Bracher umgehend gefragt wurde, ob man es angesichts der Stärke linker und rechter Flügelparteien mit »Weimarer Verhältnisse[n]« zu tun habe. Bracher meinte, zumindest einen »Hauch von Weimar« zu spüren, denn die »Ziele« von AL und Republikanern lägen »haarscharf an der Grenze dessen, was eine parlamentarische Demokratie noch ertragen« könne. Was die Republikaner angehe, so trete »hier der Nationalismus wieder in Erscheinung, den wir glaubten wirklich überwunden zu haben«.[6]

Die Republikaner waren damit zwar Teil eines europaweit zu beobachtenden Aufstiegs nationalistischer Parteien[7], doch insbesondere in der Bundesrepublik löste diese Entwicklung Erinnerungen an den Aufstieg der NSDAP in der Weimarer Republik aus. Eine Wiederholung der Geschichte, ein »zweites Weimar« zu verhindern, gehörte zur DNA der westdeutschen Republik.[8] Die Rechtspartei forderte diese Grundüberzeugung heraus und provozierte infolgedessen intensive politische Diskussionen. Diese Reaktionen stehen im Mittelpunkt dieses Beitrags, der der These folgt, dass die Auseinandersetzung mit den Republikanern den heutigen Umgang mit Rechtsparteien vorgeprägt hat. Um den Ausgangspunkt dieses langen Echos auszumachen, setzt die Analyse auf drei Ebenen an. Zunächst stehen sozialwissenschaftliche Vermessungen der Partei und ihrer Wähler im Mittelpunkt, deren Deutungen recht bald zu dominanten Narrativen führten. Diese wirkten sich wiederum auf den politischen Umgang mit der Partei wie auch auf deren eigenes Agieren aus, was in einem weiteren Schritt untersucht wird. Zuletzt soll der Blick geweitet und auf zivilgesellschaftliche Reaktionen gelenkt werden, die zu einer zunehmenden Stigmatisierung und damit zu einem »Othering« der Republikaner führten.[9] Die deutsche Mehrheitsgesellschaft aktualisierte also in bewusster Abgrenzung zur Partei ihr demokratisches Selbstbild.

5 Vgl. *Karl Dietrich Bracher*, Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie, Stuttgart/Düsseldorf 1955.

6 Deutschlandfunk, Informationen am Morgen, 1.2.1989, 6.45 Uhr.

7 Vgl. *Andreas Wirsching*, Der Preis der Freiheit. Geschichte Europas in unserer Zeit, Bonn 2012, S. 328–339; *Hans-Georg Betz*, Radical Right-Wing Populism in Western Europe, Houndmills/London 1994.

8 Vgl. *Andreas Wirsching*, »Weimar«! Theorie und Praxis eines politischen Arguments, in: *Hanno Hochmuth/Martin Sabrow/Tilmann Siebeneichner* (Hrsg.), Weimars Wirkung. Das Nachleben der ersten deutschen Republik, Göttingen 2020, S. 212–229.

9 Der Begriff des »Othering« ist vor allem in feministischen und postkolonialen Diskursen präsent. Vgl. zum Überblick *Oscar Thomas-Olalde/Astride Velho*, Othering and Its Effects – Exploring the Concept, in: *Heike Niedrig/Christian Ydesen* (Hrsg.), Writing Postcolonial Histories of Intercultural Education, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2011, S. 27–50.

## I. Die Konstruktion des Republikaner-Wählers: Sozialwissenschaftliche Vermessungen der Partei

Wer ist ein Republikaner-Wähler? Woran erkennt man ihn? Mit diesen an Sebastian Haffner angelehnten Fragen über den Wesenskern eines Nationalsozialisten beschäftigten sich 1989 viele Deutsche.[10] Unerklärlich schien vielen Menschen schlicht, wie die Republikaner es in diesem Jahr geschafft haben konnten, zuerst in das Berliner Abgeordnetenhaus und später noch in das Europäische Parlament einzuziehen. Medien wie der SPIEGEL versuchten, Antworten zu geben, und entwarfen dafür ein Bild, das bis heute nachwirkt. Dem zufolge trank der Republikaner-Wähler gerne Bier und jubelte im Bierzelt den dumpfen Parolen des Parteivorsitzenden Franz Schönhuber zu. Die Republikaner als weiß-blaue Bierzelt-Partei also, deren meist männliche Anhänger sich vom Alkohol ermutigt ganz den Worten eines chauvinistischen Agitators hingaben. Der Republikaner-Wähler gehörte hier zu einer verpixelten Masse, die sich leicht verführen lasse – ganz so, wie es 1933 schon einmal passiert sei (Abbildung 1). Die Sendung »Panorama« bestritt ihren 1989 gesendeten Bericht über das Programm der Republikaner beinahe vollständig mit Bierzelt-Szenen, die ein Sprecher aus dem Off mit den Worten einleitete, es handle sich um »Wahlkampf um Prozente, mit Promilleparolen und Patriotismus«.[11] Einmal in die Welt gesetzt, machte dieses Image eine einmalige Karriere: Claus Leggewie nannte Schönhuber 1989 in Anschluss an den Historikerstreit den »Ernst Nolte des Bierzelts«[12]; und Axel Schildt beschrieb zehn Jahre später ganz im Bann dieser Deutung die Republikaner als Partei, die »[f]ernab intellektueller Diskussionen« das Licht der Welt erblickt hätte.[13]

Diese Vorstellungen waren allzu simpel. Sie boten aber eine einfache Erklärung für eine Realität, die weder schwarz noch weiß war. Sozialwissenschaftlern war bewusst, dass dieses insbesondere von den Medien gezeichnete Bild nur *eine* Realität der Republikaner abbildete. Sie nahmen sich nun der Aufgabe an, der deutschen Wissensgesellschaft Erklärungen für die Erfolge der Republikaner zu liefern und damit den Weg zu Gegenmaßnahmen zu weisen. Es ging dabei weniger um die Frage, welche Menschen mit welchen sozialen Merkmalen die Republikaner wählten, sondern um deren Motive. Hier erwiesen sich die Republikaner als harter Brocken: Vergleicht man die Wählergruppen der Partei seit ihrem ersten kleinen Wahlerfolg 1986 in Bayern, so fällt auf, dass sich diese von Wahl zu Wahl stärker unterschieden. Die Republikaner-Wähler kamen – so zeigt es der sozialhistorische Rückblick –

10 Vgl. *Sebastian Haffner*, Germany. Jekyll & Hyde 1939: Deutschland von innen betrachtet, Berlin 1996, S. 68. Vgl. dazu ausführlich *Janosch Steuwer/Hanne Leßau*, »Wer ist ein Nazi? Und woran erkennt man ihn?« Zur Unterscheidung von Nationalsozialisten und anderen Deutschen, in: Mittelweg 36 23, 2014, H. 1, S. 30–51.

11 Stramm rechts: Schönhuber und sein Programm, Das Erste, Panorama, Sendung vom 16.5.1989, URL: <https://www.ardmediathek.de/video/panorama/stramm-rechts-schoenhuber-und-sein-programm/das-erste/Y3JpZDovL25kci5kZS8zMjYwODQ3MS0yYzUzLTQ1OGMtYjkyMC1jMjY5YjQ0ODU4NTg> [9.1.2023].

12 *Leggewie*, Die Republikaner, S. 96.

13 *Axel Schildt*, Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1998, S. 250.

aus der viel beschworenen Mitte der Gesellschaft. Waren bei der Wahl in Berlin im Januar 1989 noch Menschen aus Wahlkreisen mit hohem Arbeiter- und niedrigem Ausländeranteil überrepräsentiert[14], war das wenige Monate später bei der Europawahl nicht mehr zu beobachten: Hier waren nur noch zwei relevante Auffälligkeiten festzustellen: ein Nord-Süd-Gefälle mit einem Schwerpunkt der Republikaner in Bayern und Baden-Württemberg sowie ein Unterschied zwischen Frauen und Männern. Letztere wählten deutlich öfter die Republikaner.[15] Angesichts der sich stets ausweitenden Wählergruppe der Republikaner war jedoch auch nicht sicher, wie lange diese Merkmale noch signifikant bleiben würden. Das Bierzelt als Erklärung war sicherlich nicht hinreichend.

Abbildung 1: Der »Verführer« und seine Masse. Cover Der SPIEGEL 22/1989, 29.5.1989.

Es waren also Theorien zu der Frage nötig, wieso plötzlich vor allem frühere Unions-, SPD- und Nichtwähler ihr Kreuz bei der Schönhuber-Partei machten. Ihre Schlussfolgerungen zogen die Wissenschaftler dabei teilweise ohne Rückgriff auf demoskopische Erhebungen oder wählten diese selektiv, passend zu ihrer Grundthese aus.[16] Vier Theoriestränge lassen sich aus der intensiv geführten Debatte

14 Vgl. Forschungsgruppe Wahlen e. V., Wahl in Berlin. Eine Analyse der Wahl zum Abgeordnetenhaus vom 29. Januar 1989, Mannheim 1989, S. 24 f.

15 Vgl. Forschungsgruppe Wahlen e. V., Europawahl. Eine Analyse der 3. Direktwahl zum Europaparlament. 15. bis 18. Juni 1989, Mannheim 1989, S. 18–30; *Joachim Hofmann-Göttig*, Die Neue Rechte: Die Männerparteien, in: APuZ 39, 1989, H. 41–42, S. 21–31.

16 So etwa *Arno Klönne*, Aufstand der Modernisierungsopfer, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 34, 1989, H. 5, S. 545–548, oder auch *Hans-Gerd Jaschke*, Die »Republikaner«. Profile einer Rechtsaußen-Partei, Bonn 1993 (zuerst 1990), S. 61–73.

entwirren, wenngleich es häufig Überschneidungen[17] gab: *erstens* eine rein politische Argumentation, die das politische Geschehen mehr oder weniger anhand eines Marktmodells bewertete. Die Republikaner machten in diesem Sinne ein politisches Angebot, das aufgrund einer Repräsentationslücke offensichtlich nachgefragt war. Claus Leggewie war einer der prominentesten Vertreter dieser These. Der Gießener Professor für Politikwissenschaften konstatierte: Die Republikaner »sind eher die Reaktion auf eine säkulare Linksentwicklung der deutschen Gesellschaft seit dem Krieg und das Scheitern des von der CDU/CSU gegebenen Versprechens der geistig-moralischen Wende«.[18] Zwar stimmte es, dass sich die Republikaner auch aus enttäuschten Anhängern einer wie auch immer gearteten »geistig-moralischen Wende« rekrutierten, doch hatte es dieses Versprechen ausformuliert auch nie gegeben.[19] Ironischerweise stimmte Leggewie damit implizit den Thesen der Neuen Rechten zu, dass die Union – insbesondere die CDU – ihr konservatives Element verloren habe.[20] Einen Beleg dafür, dass die Republikaner als explizit konservative Alternative zur Union gewählt wurden, gab es indes nicht. Ein *zweiter* Diskussionsstrang nahm demgegenüber die soziale Ungleichheit ins Visier und sah in den Wählern der Republikaner nicht selten »Modernisierungsverlierer«. Schließlich hatte in den 1980er-Jahren die Arbeitslosigkeit rapide zugenommen, was unter anderem zu einer breiten Diskussion über den Sozialstaat führte.[21] Der Begriff der »Zwei-Drittel-Gesellschaft« war in diesem Kontext rasch in aller Munde. Der SPD-Politiker und -Vordenker Peter Glotz hatte damit eine Gesellschaft bezeichnet, in der zwei Drittel der Bürger von der wirtschaftlichen Entwicklung profitierten, während ein Drittel den Anschluss verloren habe und abgehängt worden sei. Der Begriff der Modernisierung blieb dabei amorph. Ihm lag nicht immer eine eindeutige Theorie zugrunde, sondern er sollte ganz unterschiedliche wirtschaftliche, soziale und zunehmend auch kulturelle Prozesse beschreiben, die nur schwierig auf einen Nenner zu bringen waren.[22] Nicht Modernisierung als teleologischer, positiv konnotierter und normativ aufgeladener Basisprozess war gemeint, adressiert wurden vielmehr bestimmte *Varianten der Modernisierung* seit Ende der 1960er-Jahre. In einer rein negativen Bewertung des Begriffs bedeutete Modernisierung die totale Durchsetzung der kapitalistischen Ökonomie, die immer mehr Opfer forderte. Folgerichtig waren für den Paderborner Soziologen Arno Klönne die Wähler der

17 *Norbert Lepszy*, Die Republikaner. Ideologie – Programm – Organisation, in: APuZ 39, 1989, H. 41–42, S. 3–9, hier: S. 8 f., sah gerade in der Kombination der im Folgenden genannten Faktoren die Ursache des Aufstiegs der Republikaner.

18 *Claus Leggewie*, REPs, Antifa und Republikaner, in: *Martina Kirfel/Walter Oswalt* (Hrsg.), Die Rückkehr der Führer. Modernisierter Rechtsradikalismus in Westeuropa, Wien 1989, S. 65–68, hier: S. 66.

19 Vgl. *Peter Hoeres*, Von der »Tendenzwende« zur »geistig-moralischen Wende«. Konstruktion und Kritik konservativer Signaturen in den 1970er und 1980er Jahren, in: VfZ 61, 2013, S. 93–119; *Andreas Wirsching*, Die mediale »Konstruktion« der Politik und die »Wende« von 1982/83, in: HPM 9, 2002, S. 127–139.

20 Vgl. *Fischer*, Die »Parteienkrise« und die Identität des Konservativen, S. 78 f.

21 Vgl. *Andreas Wirsching*, Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990, München 2006, S. 236–242 und 334–340.

22 Zur Geschichte der Modernisierungstheorie vgl. *Thomas Mergel*, Modernisierung, 27.4.2011, in: Europäische Geschichte Online (EGO), URL: <http://www.ieg-ego.eu/mergelt-2011-de> [9.1.2023].

Republikaner keine »Modernisierungsverlierer«, sondern »Modernisierungsopfer«, also Statisten auf der Bühne der sozioökonomischen Entwicklung.[23] Ähnlich argumentierte der Marburger Politologe und Faschismusexperte Reinhard Kühnl, der einer reinen Negativerzählung des Spätkapitalismus Raum gab.[24] Er argumentierte noch ganz im Zeichen der Industriemoderne, was auch auf seine generationelle Prägung zurückzuführen sein dürfte. Das »Scheitern von Weimar« war in diesem Denken noch sehr viel stärker präsent als bei jüngeren Generationen.

Richard Stöss, Hajo Funke und Hans-Gerd Jaschke waren Teil einer solchen jüngeren Generation von Politikwissenschaftlern, die diesem Ansatz widersprach.[25] So wenig wie es *die* Modernisierung gab, gab es somit *den* Modernisierungsverlierer.[26] Er war ein Konstrukt, das mit ganz unterschiedlichen Prämissen funktionierte. In den Augen von Stöss und anderen war es gerade nicht das Arbeitermilieu, das als Wählerbasis der Republikaner diente – ja es konnte gar kein Faktor sein. Modernisierung, wie sie den Begriff verstanden, bedeutete nämlich gerade die Auflösung traditioneller sozialer Milieus und sozialer Strukturen im Zuge der Deindustrialisierung. Im Mittelpunkt dieses *dritten* Diskursstrangs stand der Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft, die für viele – vor allem ältere, männliche – Arbeiter nur prekäre Beschäftigungsverhältnisse biete, den Konkurrenzdruck erhöhe und lebenslanges Lernen erfordere.[27] Der Republikaner-Wähler war also nicht von Armut betroffen, sondern von relativer, *gefühlter* Benachteiligung in einer sich rasant wandelnden Gesellschaft.[28] Tatsächlich waren die Republikaner unter anderem ein Produkt der seit den 1970er-Jahren zu beobachtenden Deindustrialisierung sowie der damit einhergehenden Auflösung der traditionellen Wählermilieus, die eine zunehmende Individualisierung zur Folge hatte.[29] Doch machte das die Wähler

23 *Klönne*, Aufstand der Modernisierungsopfer.

24 Vgl. *Reinhard Kühnl*, Der (aufhaltsame) Aufstieg rechtsextremer Parteien, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 34, 1989, H. 3, S. 280–293; *ders.*, Gefahr von rechts? Vergangenheit und Gegenwart der extremen Rechten, Heilbronn 1990, S. 134–138.

25 Vgl. hier und im Folgenden *Richard Stöss*, Die »Republikaner«. Woher sie kommen; was sie wollen; wer sie wählt; was zu tun ist, Köln 1990, S. 105–108; *Hajo Funke*, Republikaner. Rassismus, Judenfeindschaft, nationaler Größenwahn, Berlin 1989, S. 13 f., 101 f. und 106–110; *Jaschke*, Die »Republikaner«, S. 61–73.

26 Vgl. zur Modernisierungsverlierer-These auch *Peter Guggemos*, Politische Einstellungen von Republikaner-WählerInnen: Das Angebot der Partei und die politische Nachfrage, Würzburg 2000, S. 338–365.

27 Vgl. etwa *Dieter Roth*, Sind die Republikaner die fünfte Partei?, in: APuZ 39, 1989, H. 41–42, S. 10–20, hier: S. 20.

28 Ähnlich argumentiert auch *Gerhard Paul*, Der Schatten Hitlers verblaßt. Die Normalisierung des Rechtsextremismus in den achtziger Jahren, in: *ders.* (Hrsg.), Hitlers Schatten verblaßt. Die Normalisierung des Rechtsextremismus, Bonn 1989, S. 11–48, hier: S. 44–46. Noch expliziter wurde Paul in *ders.*, Republik und »Republikaner«. Vergangenheit, die nicht vergehen will?, in: ebd., S. 134–163, hier: S. 161.

29 Zum Begriff der Deindustrialisierung vgl. die klassische Studie von *Barry Bluestone/Bennett Harrison*, The Deindustrialization of America: Plant Closings, Community Abandonment, and the Dismantling of Basic Industry, New York 1982; sowie *Steven High*, »The Wounds of Class«: A Historiographical Reflection on the Study of Deindustrialization, 1973–2013, in: History Compass 11, 2013, S. 994–1007, und *Tim Strangleman*, Deindustrialisation and the Historical Sociological Imagination: Making Sense of Work and Industrial Change, in: Sociology 51, 2017, H. 2, S. 466–482.

der Partei nicht automatisch zu Verlierern der Modernisierung. Selbst wenn man der Modernisierungsverlierer-These in Teilen folgt, erklärt sie doch nicht, weshalb junge und alte oder auch reiche und arme Menschen die Republikaner wählten.

Eine weitere einflussreiche soziologische Theorie schien diese These jedoch zu stützen: Ulrich Becks »Risikogesellschaft«.[30] Weniger die Risikogesellschaft selbst, sondern insbesondere die Ausführungen zu den Folgen der Individualisierung ließen sich nahtlos in das Konzept des »Modernisierungsverlierers« einfügen.[31] Gleiches galt für das von Jürgen Habermas geprägte Diktum der »Neue[n] Unübersichtlichkeit«, das der Komplexität der Situation Ausdruck verlieh.[32] Auch der von Beck konstatierte Verlust der Wahrheit im Zeitalter der »reflexiven Modernisierung« ließ sich mit der scheinbaren Irrationalität der Republikaner und ihrer Wähler in Verbindung bringen. Waren sie nicht das beste Beispiel für eine »andere ›Wirklichkeit‹«, alternative Fakten, wie man seit Donald Trump sagen würde?[33] Widersprüche zwischen Becks und Habermas' Theorien und der »Modernisierungsverlierer«-These, wie etwa die unterschiedliche Bewertung der Bedeutungen von Ökonomie und des Kapitalismus, blieben dabei außen vor.

Gerade wegen der ebenso möglichen nicht ökonomischen Argumentation waren die Schlagworte Komplexität, Unübersichtlichkeit, Individualisierung und Moderne auch im konservativen Diskurs stark präsent.[34] In einer Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung hieß es lapidar, dass rechtsradikale und rechtsextreme Parteien »den Protest von rechts gegen den gesellschaftlichen Wandel, gegen die Modernität, Komplexität und Pluralität unserer heutigen Gesellschaft« mobilisierten.[35] CDU-Politiker wie Kohl, Heiner Geißler, Kurt Biedenkopf und Volker Rühe reduzierten all das auf ein Wort: Angst.[36] Wovor genau die Republikaner-Wähler Angst hatten – vor sozialem Abstieg, vor zu vielen Ausländern oder vor Umweltproblemen –, darüber ließ sich streiten. Angst und Komplexität waren Container-Begriffe, die sich daher zu einem wichtigen Diskurselement in der CDU entwickelten, über das verschiede-

30 Vgl. *Ulrich Beck*, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main 1986. Zur Geschichte und Bedeutung des Buchs vgl. *Gabriele Metzler*, Demokratisierung des Risikos? Ulrich Becks »Risikogesellschaft«, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 7, 2010, S. 323–327; *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2012 (zuerst 2008), S. 85–90. *Jaschke*, Die »Republikaner«, S. 69 f., bezog sich beispielsweise explizit auf Becks Forschung.

31 Vgl. *Beck*, Risikogesellschaft, S. 115.

32 *Jürgen Habermas*, Die Neue Unübersichtlichkeit. Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien, in: Merkur 39, 1985, H. 431, S. 1–14. Vgl. dazu *Cord Arendes*, Auf der Suche nach dem roten Faden. Jürgen Habermas' Lesarten der europäischen Moderne in unübersichtlichen Zeiten, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 7, 2010, S. 152–157. *Jaschke*, Die »Republikaner«, S. 69, bezog sich auch auf Habermas.

33 *Beck*, Risikogesellschaft, S. 271.

34 Vgl. dazu auch *Wirsching*, Abschied vom Provisorium, S. 208–212; *ders.*, Eine »Ära Kohl«? Die widersprüchliche Signatur deutscher Regierungspolitik 1982–1998, in: AfS 52, 2012, S. 667–684, hier: S. 683.

35 Die REP. Analyse und politische Bewertung einer rechtsradikalen Partei, hrsg. v. der CDU-Bundesgeschäftsstelle, Bonn 1989, S. 2. Vgl. dazu auch das Pressestatement von Heiner Geißler bei der Vorstellung der Studie am 18.5.1989, Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP), 07-001-12398.

36 Vgl. dazu beispielsweise die Diskussion im Ergebnisprotokoll der Sitzung des erweiterten Bundesvorstandes der CDU, 30.1.1989, ACDP, 07-001-1101.

ne Positionen verhandelt werden konnten. Der Topos Angst machte aber auch aufseiten der Liberalen und der Linken Karriere. So wurde in einer Analyse der FDP geschlussfolgert, dass es »im wesentlichen Stimmungen und Ängste seien«, von denen die Republikaner profitierten.[37] Auch Jaschke nannte unter Rückgriff auf Erich Fromm Angst als Triebfeder, die zu »autoritär-nationalistischen Einstellungen« führen könne.[38] Dabei rekurrierte er auf neuere Untersuchungen von jugendlichem Rechtsextremismus des Sozialforschers Wilhelm Heitmeyer, der konstatiert hatte: »Angst ist ohnehin das zentrale Motiv für Rechtsextremismus.«[39] Bei sich durch Modernisierung und Individualisierung bedroht fühlenden Mitgliedern der »Zwei-Drittel-Gesellschaft« werde ein »psychologische[r] Verteidigungsmechanismus« aktiviert, der zu rechtem Protest führe, so Jaschke.[40]

Konservative und linke Debattenteilnehmer standen sich damit in ihrer Argumentation näher, als mancher zugeben wollte. Unbeantwortet blieb bei einer solch allgemeinen Argumentation aber die Frage, weshalb ausgerechnet die Republikaner Nutznießer der Unzulänglichkeiten *der* Moderne waren. Klönne fiel die Antwort darauf leicht: Die Linke, insbesondere die SPD, setze eben nicht mehr bei den »Produktionsbedingungen« des Rechtsfundamentalismus an, weshalb sie keine authentische politische Alternative für sozial Benachteiligte darstelle.[41] Glotz widersprach dem. Eine solche Entpolitisierung des Diskurses wollte er nicht gelten lassen. Man müsse in Politik und Weltanschauung den eigentlichen Grund für den neuen »Rechtspopulismus« suchen. Ökonomie und soziale Ungleichheit seien lediglich das »Düngemittel«, das die Saat des Populismus wachsen lasse.[42] Noch schärfer wurde Kurt Hirsch, der forderte, »mit der Verniedlichung der Wähler« der Republikaner aufzuhören. Man müsse sie als das bezeichnen, was sie sind: Gesinnungstäter, die wüssten, was sie tun.[43]

Die Grünen taten sich mit all diesen unterschiedlichen ökonomischen und sozialpsychologischen Ansätzen schwer, einen gemeinsamen Nenner der Debatte auszumachen. Aufgrund ihrer ideologischen Breite waren sie in dieser Frage besonders zerstritten und gingen daher den Weg des geringsten Widerstands, indem sie eine Schrift veröffentlichten, in der unterschiedliche Stimmen zu Wort kamen.[44] Dort waren dann etwa Texte von Hajo Funke, Wolfgang Gessenharter, Claus Leggewie oder auch Wilhelm Heitmeyer in einer Art Dokumentation zu finden, die unterschiedliche Deutungsangebote machten. Grünen-Politikerinnen und -Politiker wie

37 Argumente zur Auseinandersetzung mit den Republikanern im Europa-Wahlkampf, o. D. [1989], Archiv des Liberalismus, N74-536, Bl. 29.

38 Vgl. *Jaschke*, Die »Republikaner«, S. 61–73, Zitat: S. 64.

39 »Angst kann man nicht wegdemonstrieren«, in: Der SPIEGEL, 25.6.1989. Vgl. dazu allgemein *Till Kössler*, Antifaschistische Klassenzimmer? Schule, Rechtsextremismus und Demokratie nach »Achtundsechzig«, in: *Tim Schanetzky/Tobias Freimüller/Kristina Meyer* u. a. (Hrsg.), Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projekts, Göttingen 2020, S. 206–219, hier: S. 213–215.

40 *Jaschke*, Die »Republikaner, S. 62.

41 *Klönne*, Aufstand der Modernisierungsopfer, S. 548.

42 *Peter Glotz*, Die deutsche Rechte. Eine Streitschrift, Stuttgart 1989, S. 50 f.

43 Vgl. *Kurt Hirsch*, Rechts, REPs, Rechts. Aktuelles Handbuch zur rechtsextremen Szene, Berlin 1990, S. 87.

44 Vgl. Argumente gegen REPs & Co., hrsg. v. Bundesvorstand der Grünen, Bonn o. J. [1989].

Claudia Roth, Winfried Kretschmann, Bernd Ulrich und Antje Vollmer diskutierten darin unterschiedliche Strategien, die die Disparität des Diskurses widerspiegelten. Antje Vollmer sah das Aufkommen der Republikaner etwa als »Normalfall der Demokratie«, dem ebenso gut mit demokratischen Mitteln begegnet werden könne, was die Landesarbeitsgemeinschaft Antifaschismus der Grünen in NRW völlig anders sah und als Scheinargument wertete.[45]

Einen anderen Weg ging die SPD, die wie die CDU eine eigene Studie in Auftrag gegeben hatte. Zu den Mitgliedern der »Beratergruppe ›Projekt R‹«, wie sich die einberufene Arbeitsgruppe der Sozialdemokraten nannte, gehörten neben Mitgliedern des SPD-Parteivorstands sowie Wissenschaftlern der Forschungsinstitute Infas, Infratest und Sinus auch Wilhelm Heitmeyer, Eike Hennig, Konrad Schacht und Richard Stöss.[46] Dementsprechend breit angelegt war die Studie, die einen Bogen von den von Glotz und Leggewie konstatierten Fehlern der CDU über die »Zwei-Drittel-Gesellschaft« und verschiedene Varianten der Modernisierungsverlierer-These bis hin zu sozialpsychologischen Erklärungsmustern spannte.[47] In der Studie konnten sich alle in ihrer Meinung in irgendeiner Weise bestätigt sehen, auch weil das Motiv des Protests einen sinnstiftenden roten Faden spann.

Im Laufe der Debatte geriet damit die empirische Basis immer mehr ins Hintertreffen. Während Hajo Funke noch vor der Europawahl eher auf der Linie Jaschkes und Heitmeyers argumentierte, sah er sich durch neue Datenerhebungen danach dazu gezwungen, seine Aussagen und Schlussfolgerungen zu differenzieren.[48] Damit war er aber eine Ausnahme. Nicht mehr das zu erklärende Phänomen, nämlich dass ganz unterschiedliche Menschen mit wenigen sozialstrukturellen Gemeinsamkeiten die Republikaner wählten, stand im Vordergrund, sondern sozialwissenschaftliche Theorien, die man anhand der Republikaner exemplifizierte. Explanans und Explanandum kehrten sich also um.

Was in der Debatte größtenteils fehlte, waren kulturwissenschaftliche Argumentationen. Diese erlebten erst mit dem endgültigen Siegeszug der Kulturwissenschaften in den 1990er-Jahren ihren Durchbruch. Eine Ausnahme war Leggewie, der schon 1990 die These der »kulturellen Modernisierungsverlierer« aufgestellt hatte.[49] Nach Leggewie handelte es sich dabei in erster Linie um Männer, die – ob jung oder alt – mit den kulturellen Wandlungsprozessen der Gegenwart haderten, insbesondere der wachsenden Bedeutung der Gleichberechtigung. Aktualisierung fand diese These später in Paul Taggarts »Heartland«-Theorie sowie der seit den

45 *Aloisius Tritz*, Auf dem richtigen Weg, in: Saarbrücker Zeitung, 18.7.1989; Von Kopf bis Fuß auf Deutschland eingestellt. Der moderne Faschismus der »Republikaner«, hrsg. v. der Landesarbeitsgemeinschaft Antifaschismus der Grünen NRW, Bielefeld 1990, S. 86.

46 SPD-Parteivorstand/SPD-Bundestagsfraktion (Hrsg.), »Weder verharmlosen noch dämonisieren«. Sozialwissenschaftliche Befunde über die Wählerschaft rechtsextremer Gruppierungen und die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen des parlamentarischen Aufkommens der Partei »Die Republikaner«, Bonn 1989, S. 8.

47 Vgl. ebd., S. 11–19.

48 Vgl. *Funke*, »Republikaner«, S. 117–140.

49 *Claus Leggewie*, Die Republikaner. Ein Phantom nimmt Gestalt an, Berlin 1990, S. 17. Vgl. auch *ders.*, Rechtsextremismus – eine soziale Bewegung?, in: *Wolfgang Kowalsky/Wolfgang Schroeder* (Hrsg.), Rechtsextremismus. Einführung und Forschungsbilanz, Opladen 1994, S. 325–338, hier: S. 332.

2010er-Jahren laufenden Debatte um *cleavages* zwischen Kosmopolitismus und Kommunitarismus oder den *Anywheres* und *Somewheres*.[50] Mag diese kulturwissenschaftlich aktualisierte Modernisierungsverlierer-These auch angreifbar sein, so weist sie zumindest in eine wichtige Richtung, die »Wurzeln von Antipluralismus und Rechtsextremismus […] in kulturellen Deutungsmustern« sucht.[51]

## II. »Jede neue Wohnung ist eine Stimme weniger für die Republikaner.« Politische Reaktionen auf die Republikaner zwischen Partei- und Sozialpolitik

Die These, wer die Republikaner wähle, gehöre zu den »Modernisierungsverlierern«, hatte in ihren unterschiedlichen Facetten und Schattierungen einigen Charme. Zum einen reduzierte sie die Komplexität eines Phänomens, das gleichwohl mit einer komplexen, theoretisch untermauerten Antwort begründet wurde. Sie diente als »middle range concept« zwischen Sozialwissenschaften und Politik.[52] Die CDU nutzte den Rekurs auf die Komplexität daher als eine Rechtfertigung für Nichthandeln beziehungsweise eine Politik der »kleinen Schritte«.[53] Denn wie sollte man komplexe gesellschaftliche Prozesse steuern? Konnte Regierungshandeln überhaupt noch Veränderungen herbeiführen? Insofern spiegelte sich in der Debatte um die Republikaner ein Signum der 1980er-Jahre wider: zum einen in der Wahrnehmung einer in allen Bereichen »gesteigerte[n] Komplexität«[54], zum anderen in einer ganz bestimmten Art von Komplexitätspolitik, die es noch weiter zu erforschen gilt.[55]

Die These von den »Modernisierungsverlierern« taugte auch als Ressource zur Politikgestaltung. Für die Republikaner bedeutete das, ihren Wahlkampf auf die

50 Vgl. dazu *Paul A. Taggart*, Populism, Buckingham/Philadelphia 2000, S. 4 f. und 21; *Wolfgang Merkel*, Kosmopolitismus versus Kommunitarismus. Ein neuer Konflikt in der Demokratie, in: *Philipp Harfst/Ina Kubbe/Thomas Poguntke* (Hrsg.), Parties, Government and Elites. The Comparative Study of Democracy, Wiesbaden 2017; *David Goodhart*, The Road to Somewhere. The Populist Revolt and the Future of Politics, London 2017. Alle Theorien haben gemein, dass sie von neuen Spaltungs- oder Konfliktlinien entlang kultureller Grenzen ausgehen, die zu Populismus führen würden.

51 *Andreas Wirsching*, Antipluralismus und Rechtsextremismus in der Weimarer Republik, in: *Wolfgang Zimmermann* (Hrsg.), Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Kontinuität – Wandel – Herausforderungen, Stuttgart 2022, S. 10–18, hier: S. 11 f.

52 *Christian Ulbricht*, Forschungsnotiz: Modernisierungsverlierer – eine Begriffsgeschichte, in: Zeitschrift für Soziologie 49, 2020, S. 265–272, hier: S. 266.

53 Zit. nach: *Günter Buchstab/Hans-Otto Kleinmann*, Einleitung, in: *dies.* (Bearb.), Helmut Kohl: Berichte zur Lage 1982–1989. Der Kanzler und Parteivorsitzende im Bundesvorstand der CDU Deutschlands, Düsseldorf 2014, S. VII–LXI, hier: S. XI.

54 *Dietmar Süß/Meik Woyke*, Schimanskis Jahrzehnt? Die 1980er Jahre in historischer Perspektive, in: AfS 52, 2012, S. 3–20, hier: S. 19.

55 Zur Geschichte der »Komplexität« in den USA der 1970er-Jahre vgl. *Ariane Leendertz*, Amerikanische Policy-Forschung, Komplexität und die Krise des Regierens: Zur gesellschaftlichen Einbettung sozialwissenschaftlicher Begriffsbildung, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 42, 2019, S. 43–63, sowie *dies.*, Das Komplexitätssyndrom: Gesellschaftliche »Komplexität« als intellektuelle und politische Herausforderung, in: *dies./Wencke Meteling* (Hrsg.), Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er Jahren, Frankfurt am Main 2016, S. 89–127. Die hier präsentierte deutsche Debatte ist hingegen völlig unerforscht.

sogenannten Problemviertel einer Stadt zu konzentrieren. Schönhuber hatte die Studien über seine Partei nachweislich rezipiert[56], weshalb er bei der bayerischen Landtagswahl 1994 im Münchner Stadtteil Hasenbergl antreten wollte, einem sozialen Brennpunkt der Stadt.[57] Ein Großteil der Politiker der anderen Parteien schlussfolgerte daher, dass es insbesondere sozialpolitischer Anstrengungen bedürfe, um die (ökonomischen) »Modernisierungsverlierer« zurück in den Kreis der demokratischen Parteien zu holen. Man konnte den Wählern der Republikaner schließlich schlecht erklären, dass sie die Komplexität der Moderne mitsamt ihren Schattenseiten schlicht zu akzeptieren hätten. Letztlich blieb als Option nur der Versuch, negative Auswirkungen durch den Wohlfahrtsstaat einzuhegen. Mit sozioökonomischen Eingriffen, so war sich eine Mehrheit der Politiker in CDU und SPD einig, könne man den Erfolg der Republikaner zumindest dämpfen. Die Bundesregierung machte sich daher daran, Langzeitarbeitslosigkeit und Wohnungsnot zu bekämpfen. Dadurch, so die Idee, würde es keine Konkurrenz auf dem Wohnungsmarkt zwischen den Einheimischen, Aussiedlern, Übersiedlern und Asylbewerbern mehr geben. Schon am 30. Januar 1989 machte Kohl den Wohnungsbau daher zu einem der Hauptthemen der Partei.[58] Nach der Europawahl wiederholte er diesen Punkt und sah zusätzlich bei der Langzeitarbeitslosigkeit Handlungsbedarf.[59] Auch die SPD hatte im Februar 1989 konstatiert:

> »Wir fordern die Unionsparteien auf, ihre falsche Wirtschafts-, Sozial-, Wohnungsbaupolitik aufzugeben und stattdessen mit uns gemeinsam wirklich moderne, den Problemen angemessene Reformen anzupacken, damit der soziale Zündstoff – und damit ein Grund des Aufstiegs der neuen Rechten – entfällt.«[60]

Walter Momper wurde sogar mit den Worten zitiert: »Jede neue Wohnung ist eine Stimme weniger für die Republikaner.«[61]

Zum einen forcierte die Bundesregierung daher seit März 1989 den Bau neuer Wohnungen.[62] Im April beschloss sie zum anderen die »Aktion Beschäftigungshilfen für Langzeitarbeitslose«, ein 1,5 Milliarden DM schweres Programm, das Langzeitarbeitslose unter anderem durch Lohnkostenzuschüsse wieder in Arbeit bringen sollte. Mehrere Hundert Millionen DM stellte Bonn zudem für ein Maßnahmenpa-

56 Schönhuber an Schönbohm, 9.5.1989, Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA), NL Schönhuber 171.

57 Schönhuber tritt am Hasenbergl an, in: Süddeutsche Zeitung, 21.10.1993.

58 Lagebericht v. 30. Januar 1989, in: *Buchstab/Kleinmann*, Helmut Kohl: Berichte zur Lage 1982–1989, S. 684–690, hier: S. 687 f.

59 Lagebericht v. 19. Juni 1989, in: ebd., S. 737–749, hier: S. 738 f.

60 Karl-Heinz Klär: Der Kampf gegen Rechts (die »neue Rechte«) und die Verantwortung von CDU und CSU, 21.2.1989, Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung (AdsD), 2-PVDE000028.

61 *Adolf Wagner*, Armut als Erziehung, in: Vorgänge 28, 1989, H. 4, S. 27–37, hier: S. 27.

62 Vgl. *Tilman Harlander*, Wohnungspolitik, in: *Manfred G. Schmidt* (Hrsg.), Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 7: Bundesrepublik Deutschland 1982–1989. Finanzielle Konsolidierung und institutionelle Reform, Baden-Baden 2005, S. 683–712, hier: S. 709 f.

ket zur Projektförderung von Langzeitarbeitslosen zur Verfügung.[63] »Auch wenn man annehmen« dürfe, so die Süddeutsche Zeitung, »daß in erster Linie das Schielen nach Wählerstimmen und nicht die tiefe Sorge um die am Rande der Wohlstandsgesellschaft Lebenden das Motiv« für das Programm war, so sei doch zu konstatieren, »daß die Maßnahme an der richtigen Stelle« ansetze.[64]

Das parteipolitische Gefecht wurde indes mit anderen Waffen geführt. Union und SPD, die von der Abwanderung von Wählern zu den Republikanern in erster Linie betroffen waren, verfolgten dabei im Grunde die gleiche Strategie: *Erstens* praktizierten beide Parteien eine Strategie der »Stigmatisierung«; sie brandmarkten die Republikaner als rechtsradikal oder rechtsextrem. Die CDU schreckte dabei davor zurück, auch die Wähler der Partei als solche zu bezeichnen, während in der SPD auch die Position kursierte, diese nicht nur mit Samthandschuhen anzufassen, »sondern die von ihnen vertretenen rechten Positionen auch hart« anzugreifen.[65] *Zweitens* wollten Union und SPD die Republikaner in erster Linie politisch und nicht mit staatlichen Mitteln bekämpfen.[66] Das schlug sich bei der CDU auch in den Begriffen nieder: Sie bezeichneten die Republikaner nicht wie die SPD als rechtsextrem, womit sie ein Fall für den Verfassungsschutz geworden wären, sondern als rechtsradikal.[67] Intern hieß es dazu: »Die REP sind eine populistische, rechtsradikale Partei, aber keine verfassungswidrige rechtsextreme Partei.«[68] Damit konnte die Union ihre antitotalitäre Strategie aufrechterhalten und sich als Gegnerin von Republikanern und Grünen in Szene setzen.[69] Nur Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble und sein bayerischer Kollege Edmund Stoiber kündigten bei der Vorstellung der jeweiligen Verfassungsschutzberichte an, die Partei genauer in den Blick zu nehmen, auch wenn es im Moment keine konkreten Anhaltspunkte für verfassungsfeindliche Zielsetzungen gebe.[70]

Ziel von Union und SPD war es *drittens*, die anderen politischen Parteien unter Druck zu setzen und nicht direkt in den Schlagabtausch mit den Republikanern

63 Vgl. *Günther Schmid/Frank Oschmiansky*, Arbeitsmarktpolitik und Arbeitslosenversicherung, in: ebd., S. 237–287, hier: S. 262.

64 *H. M.*, Ein richtiger Ansatz, in: Süddeutsche Zeitung, 28.4.1989.

65 Vgl. etwa Lagebericht v. 30. Januar 1989, in: *Buchstab/Kleinmann*, Helmut Kohl: Berichte zur Lage 1982–1989, S. 684–690, hier: S. 689; Martin Stadelmaier: Rechtsextreme Parteien und ihre Anhängerschaft. Vorlage für die Präsidiumssitzung am 5. Juni 1989, o. D., AdsD, NL Putzrath 22; Karl-Heinz Klär: Einige Vorschläge zum sprachlichen und politischen Umgang mit der rechten Szene im bundesrepublikanischen Parteienspektrum, 2.3.1989, AdsD, 2-PVDE000028.

66 Zur SPD vgl. Karl-Heinz Klär: Einige Vorschläge zum sprachlichen und politischen Umgang mit der rechten Szene im bundesrepublikanischen Parteienspektrum, 2.3.1989, AdsD, 2-PVDE000028.

67 Vgl. *Ralf Grünke*, Geheiligte Mittel? Der Umgang von CDU/CSU und SPD mit den Republikanern, Baden-Baden 2006, S. 320 f.

68 Überlegungen zur Strategie der CDU gegenüber den REP, 14.4.1989, ACDP, 07-001-17110.

69 In einem Strategiepapier dazu hieß es, dass »klarer als bisher herausgearbeitet« werden müsse, »warum die Grünen eine linksradikale Partei sind, um die Gleichsetzung von Rechts- und Linksradikalen fortsetzen zu können«. Vgl. hierfür Grundsatz- und Planungsabteilung (Schönbohm/Frick): Erste Überlegungen zur Bundestagswahl 1990, 29.6.1989, ACDP, 07-001-1486.

70 Vgl. *Roswin Finkenzeller*, Stoiber: Republikaner genauer beobachten, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.6.1989; *ders.*, Die Angst der CSU vor einem Luftikus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.6.1989; *Günter Bannas*, Innenminister Schäuble nennt die Republikaner rechtsradikal, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.7.1989.

einzutreten und damit aufzuwerten. Für die Union bedeutete das, den Koalitionspartner FDP sowie auch die SPD unter Druck zu setzen, während die Sozialdemokraten umgekehrt die Republikaner instrumentalisierten, um CDU und CSU vor sich herzutreiben. Beide Parteien folgten dem Konzept der politischen Mitte, die es möglichst breit zu besetzen gelte. Die Union nutzte dafür, neben dem Engagement in der Sozialpolitik, das Thema Asyl, um nach außen hin klar zu zeigen, dass bei ihr alle Wählerschichten gut aufgehoben seien. Der Ton in der Asyldebatte wurde damit abermals rauer. Kohl ließ sich im alltäglichen Regierungshandeln nicht von den Republikanern unter Druck setzen, gab aber die Parole aus, dass alle Themen, die die »nationalen Fragen« beträfen, »anzugehen« und die Wähler der Republikaner »zurückzuholen« seien.[71] Ins Hintertreffen gerieten damit diejenigen, die wie Rita Süssmuth forderten, die Republikaner-Wähler »auf neue Themen zu leiten« – welche auch immer das sein mochten.[72] Die CSU und Teile der CDU forderten demgegenüber wie auch die Republikaner eine Einschränkung des im Grundgesetz verbrieften Asylrechts und schoben den schwarzen Peter dann der FDP und der SPD zu, die die geforderte Grundgesetzänderung verunmöglichen würden.[73] Stoiber wollte die Republikaner eben nicht zum politischen Hauptgegner küren und sagte daher in einem Interview:

> »Wenn Herr Schönhuber eine entsprechende Grundgesetzänderung fordert, dann wird es deswegen nicht falsch, weil es Herr Schönhuber fordert. Nur muß man klarmachen, daß es überhaupt nichts nutzt, wegen dieser Frage jetzt rechtsradikal zu wählen – damit erreicht man noch weniger.«[74]

Für die SPD wandelte die Union damit auf den Spuren Schönhubers. Horst Ehmke zufolge säßen die Republikaner schon »unsichtbar am Kabinettstisch in Bonn«.[75] Sie tat alles, um in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, dass CDU und CSU im tiefsten Inneren eine Koalition mit den Republikanern herbeisehnten. In einer Vorlage für die Präsidiumssitzung der SPD am 5. Juni 1989 schlug Martin Stadelmaier vor, dass die »Nähe von Teilen der CDU/CSU zu den REPS […] immer wieder thematisiert« werden müsse.[76] Dabei konnten sie auch auf konkrete Beispiele verweisen, etwa auf Heinrich Lummer, seines Zeichens stellvertretender Vorsitzender der Berliner CDU und von 1981 bis 1986 Innensenator der Stadt. Unmittelbar nach der Wahl hatte er zugegeben, im Vorfeld zweimal mit Franz Schönhuber gesprochen zu haben – angeblich, weil er die Republikaner von einer Kandidatur in Berlin

71 Lagebericht v. 19. Juni 1989, in: *Buchstab/Kleinmann*, Helmut Kohl: Berichte zur Lage 1982–1989, S. 737–749, hier: S. 743.

72 Ergebnisprotokoll der Sitzung des erweiterten Bundesvorstandes der CDU, 19.6.1989, ACDP, 07-001-1107.

73 So forderte auch Lothar Späth, das »Ausländerthema als Streitthema« zu nutzen, um »unterschiede zur SPD« aufzuzeigen (Ergebnisprotokoll der Sitzung des erweiterten Bundesvorstandes der CDU, 19.6.1989, ACDP, 07-001-1107). Vgl. dazu auch *Herbert*, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 281.

74 Ähnlichkeit mit der Nazi-Demagogie nicht übersehen, in: Süddeutsche Zeitung, 30.6.1989.

75 Späth sieht Stabilität gefährdet, in: Süddeutsche Zeitung, 18.8.1989.

76 Martin Stadelmaier: Rechtsextreme Parteien und ihre Anhängerschaft. Vorlage für die Präsidiumssitzung am 5. Juni 1989, o. D., AdsD, NL Putzrath 22.

abbringen wollte, nachdem beide Parteien »im selben Wählerreservoir gefischt« hätten. Wie der Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion Alred Dregger – Wortführer der sogenannten Stahlhelm-Fraktion der CDU – hielt er das Programm der Partei über weite Strecken für eine Kopie der CDU und konnte sich eine Koalition mit ihr vorstellen.[77] Das CDU-Präsidium kam daher nicht umhin, einen klaren Abgrenzungsbeschluss gegenüber »links- und rechtsradikalen Parteien« zu fassen.[78] Die CSU ging diesen Schritt nicht, denn hier gab es durchaus prominente Stimmen, die für mehr Nähe zu den Republikanern plädierten. Fritz Zimmermann wollte es wie einst bei der Bayernpartei machen: »umarmen und aufsaugen« lautete sein »Rezept«.[79] Auch Max Streibl, der die Republikaner für eine schlechte Kopie der CSU hielt, hing dieser Umarmungsstrategie an und konnte sich sogar eine Koalition mit Schönhuber vorstellen. Durchgesetzt haben sich aber schließlich Theo Waigel, Edmund Stoiber und Alois Glück, die unisono für eine strikte Abgrenzung plädierten.[80] Ihrem Selbstverständnis nach durfte es im Sinne von Franz Josef Strauß ohnehin keine demokratisch legitimierte Konkurrenz von rechts geben. Alois Glück warnte in einem internen Positionspapier dementsprechend davor, über eine Koalition mit den Republikanern in Bayern auch nur nachzudenken.[81]

Das Problem am Begriff der Abgrenzung war, dass er zwei Bedeutungsebenen hatte. Einerseits beschrieb er eine formale Distanz zu den Republikanern, die nach längeren Debatten alle Parteien für nötig hielten, auch wenn es dabei zu Problemen auf kommunaler Ebene kommen konnte – etwa bei übereinstimmenden Positionen zu Sachanträgen.[82] Nicht beantwortet war damit aber die Frage, ob man auch von Themen der Republikaner Abstand halten musste. SPD, FDP und Grüne hielten das für absolut notwendig, während CDU und CSU eine Strategie aus Stigmatisierung, formaler Abgrenzung und Themenanpassung für Erfolg versprechend hielten.

Zu einer von Geißler vorgeschlagenen »Gemeinsamkeit der Demokraten gegen Radikale« kam es hingegen nie.[83] Nicht nur die Vorstellungen davon, wer oder was unter Radikalen oder Extremisten zu verstehen sei, gingen in den Volksparteien zu weit auseinander. So war die Union nicht bereit, sich zu einer differenzierteren Sicht auf die Grünen durchzuringen. Die SPD wollte sich umgekehrt aus wahlstrategischen Gründen ihren »Bewegungsspielraum« nicht einengen lassen, wie es ein internes SPD-Papier formulierte.[84] Das hieß, sich Koalitionsoptionen mit den Grünen nicht zu verbauen und zugleich die Möglichkeit zu erhalten, der Union ihre angebliche Nähe zu den Republikanern vorzuwerfen. In dem im SPD-Parteivorstand kursierenden Papier war klar festgehalten: »Wir sollten keine überparteilichen

77 Lummer sprach zweimal mit Schönhuber, in: Süddeutsche Zeitung, 1.2.1989. Vgl. dazu ausführlich *Grünke*, Geheiligte Mittel?, S. 161–164.

78 Keine politische Zusammenarbeit mit radikalen Parteien, in: UiD, 13.7.1989.

79 Zit. nach: *Grünke*, Geheiligte Mittel?, S. 171 f.

80 Vgl. *Andreas Kießling*, Die CSU. Machterhalt und Machterneuerung, Wiesbaden 2004, S. 166 und 195.

81 *Hans Holzhaider*, CSU hält Distanz zu den Republikanern, in: Süddeutsche Zeitung, 3.8.1989.

82 Vgl. dazu etwa Wulf Schönbohm: Erste Überlegungen zur Bundestagswahl 1990, 29.6.1989, ACDP, 07-001-1486.

83 So ein Zitat in Martin Stadelmaier: Rechtsextreme Parteien und ihre Anhängerschaft. Vorlage für die Präsidiumssitzung am 5. Juni 1989, o. D., AdsD, NL Putzrath 22.

84 Ebd.

Bündnisse gegen rechts mitmachen – vielmehr sollten wir Veranstaltungen mit den Gewerkschaften und – wenn es geht – mit Vertretern kirchlicher Organisationen organisieren.«[85] Für Oskar Lafontaine überwogen denn auch die Chancen, die eine »Destabilisierung am rechten Rand« böte.[86] Er knüpfte damit an Überlegungen eines Strategiepapiers der Partei aus dem vorherigen Jahr an. Darin hieß es:

> »Je besser es der SPD gelingt, den Linienkampf in der Union zu thematisieren, den Rechtsruck zu kritisieren, die liberalen Kräfte ob ihrer Ohnmacht zu bedauern, desto schwerer wird es CDU und CSU fallen, sich aus der o. a. Zwickmühle zu befreien oder gar in taktischer Absicht beide Linien zu fahren. Wir vermuten, daß eine solche dauerhafte Intervention unsererseits die Chancen der Rechtsextremen bei der Europawahl steigern wird (ohne daß wir im Augenblick ein Überschreiten der 5 %-Marke absehen). Zugleich gewinnt die Sozialdemokratie Relief als Garantiemacht des demokratischen Konsenses und der demokratischen Kultur in der Bundesrepublik. In der Wahrnehmung des liberalen Publikums wird uns das in die Mitte rücken.«[87]

Bis in den Sommer 1989 hinein dauerte die politische Debatte über den richtigen Umgang mit den Republikanern. Ab September spielten die Republikaner dann langsam, aber sicher keine große Rolle mehr in den Medien. Das lag zum einen daran, dass in nächster Zeit keine neuen Wahlen stattfanden, zum anderen aber vor allem daran, was in der DDR geschah. Der Fall der Mauer brachte die paradoxe Situation mit sich, dass die Wiedervereinigungspartei Republikaner völlig ins Abseits geriet. Es war zum einen die Stunde der Exekutive, was Helmut Kohl sofort erkannte und damit den Republikanern im Handumdrehen Aufmerksamkeit, Themen und Wähler streitig machte. Die unerbittlichen und nicht selten giftigen Auseinandersetzungen in und zwischen den Parteien traten unter dem Eindruck der Ereignisse völlig in den Hintergrund. Zum anderen grub ausgerechnet die Nation den Nationalisten das Wasser ab. Die Republikaner waren eine Partei der alten Bundesrepublik, die mit ihrem irredentistischen Nationalismus keinen politischen Platz im neuen, wiedervereinigten Deutschland fand: »Einer nationalen Identität unter neurechten Auspizien, welche die Republikaner schon 1985 zum Kern ihres politischen Programms erhoben hatten, verhalf die Wiedervereinigung eben gerade nicht zum Durchbruch.«[88] Verzweifelt versuchten sie nun, insbesondere auch im Hinblick auf die anstehende Bundestagswahl die Aufgabe der ehemaligen Ostgebiete als »Zementierung Kleinstdeutschlands« zu geißeln, stießen damit aber auf wenig Interesse der Bevölkerung.[89] Die große Mehrheit der deutschen Bevölkerung

85 Ebd.

86 Protokoll der Sitzung des SPD-Präsidiums, 13.3.1989, AdsD, 2-PVDE000028.

87 Überlegungen zur Strategie der SPD im Licht der neueren Entwicklung auf der Rechten und bei den Grünen, 8.12.1988, AdsD, 2-PVDE000027. Das Papier sorgte für einen kleinen Skandal, als die Süddeutsche Zeitung auf ihrer Seite Drei ein halbes Jahr später darüber berichtete, vgl. dazu *Michael Birnbaum/Michael Stiller*, Taktieren mit beängstigenden Zwergen, in: Süddeutsche Zeitung, 14.7.1989.

88 *Moritz Fischer*, Die Neue Rechte im letzten Jahrzehnt der Bonner Republik. Armin Mohler, Franz Schönhuber, Hellmut Diwald und die Gründung des »Deutschlandrats« 1983, in: VfZ 71, 2023, S. 111–153, hier: S. 153.

89 *Rolf Schlierer*, Die Zementierung Kleinstdeutschlands, in: Der Republikaner, Oktober 1990. Vgl. auch *Bernd Siegler*, Mit zitternden Knien vor der 5-Prozent-Hürde, in: taz, 10.10.1990, sowie

folgte dem katholischen, liberalen und romantischen Nationalismus ihres Kanzlers, der die Bundesrepublik fest im Westen verankert halten wollte, und keinem neurechten, illiberalen und antiwestlichen Nationalismus Schönhubers.[90]

Festzuhalten bleibt, dass sich in den Reaktionen der im Bundestag vertretenen Parteien auf die Republikaner eine spezifische Form des Umgangs mit rechtsextremen Parteien widerspiegelte. Dieser bestand aus einer sozialpolitischen Komponente, die die vermeintliche Ursache für die Wahl von Parteien wie den Republikanern beseitigen sollte, nämlich soziale Probleme. Zum anderen prägt das Mantra der politischen Bekämpfung rechtsextremer Parteien die Bundesrepublik bis heute.[91] Dabei blieb völlig unklar, was damit konkret gemeint war – abgesehen von der Tatsache, dass Politiker und Experten sich Mittel der wehrhaften Demokratie vorerst nicht bedienen wollten. Diese wollte man allerdings in der Hinterhand behalten, falls die sanfte Extremismusbekämpfung nicht ausreichen sollte. Gegenüber den Republikanern zog man das scharfe Schwert des Verfassungsschutzes erst 1992, als sich die rechtsextreme Terrorwelle mit einer Welle rechtsextremer Wahlerfolge verband, die die Bundesrepublik zu überrollen drohten.

## III. Der Aufstieg der Zivilgesellschaft: Die deutsche Mehrheitsgesellschaft und die Republikaner

Eine für den Sozialforscher Christoph Butterwegge »schlüssige Konsequenz« der Modernisierungsverlierer-Theorie war die sogenannte akzeptierende Jugendarbeit.[92] Die Theorie entsprang einem allgemeinen Trend der Psychologisierung des Rechtsextremismus, die seit Ende der 1970er-Jahre infolge des »therapeutischen Jahrzehnts« zu beobachten war.[93] Die staatspolitische Bildung war hingegen gegenüber der »Glatzenpflege auf Staatskosten« – wie die ZEIT den Ansatz polemisch nannte – stark ins Hintertreffen geraten, womit eine Entpolitisierung des Rechtsex-

zur Grenzfrage allgemein *Andreas Rödder*, Deutschland einig Vaterland. Die Geschichte der Wiedervereinigung, 2., durchges. Aufl., München 2009, S. 236–244.

90 Vgl. *Christian Wicke*, The Personal Nationalism of Helmut Kohl: A Paragon of Germany's New Normality?, in: Humanities Research 19, 2013, S. 61–80, sowie *ders.*, Helmut Kohl's Quest for Normality. His Representation of the German Nation and Himself, New York/Oxford 2015.

91 Vgl. etwa *Hagen Strauß*, »Die AfD ist politisch zu bekämpfen«, in: Saarbrücker Zeitung (Online), 3.9.2018, URL: <https://www.saarbruecker-zeitung.de/nachrichten/politik/topthemen/michael-grosse-broemer-cdu-empfiehlt-die-afd-politisch-zu-bekaempfen_aid-32513237> [10.1.2023].

92 *Christoph Butterwegge*, Strategien gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt, in: *ders./Birgit Griese/Coerw Krüger* u. a. (Hrsg.), Rechtsextremisten in Parlamenten. Forschungsstand, Fallstudien, Gegenstrategien, Opladen 1997, S. 267–318, hier: S. 281. Zur Geschichte der »akzeptierenden Jugendarbeit« vgl. *Lucia Bruns*, Jung, männlich, ostdeutsch, gewalttätig? Die Debatte um Jugendarbeit und rechte Gewalt seit den 1990er Jahren, in: APuZ 72, 2022, H. 49–50, S. 39–45, sowie *dies.*, Der NSU-Komplex und die akzeptierende Jugendarbeit. Perspektiven aus der Sozialen Arbeit, Oldenburg 2019.

93 Vgl. *Maik Tändler*, Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren, Göttingen 2016.

tremismus einherging.[94] Das stieß Ende der 1980er-Jahre auf immer stärkere Kritik. Klaus Dörre etwa warnte: »Im Zentrum der Gesellschaft erzeugter Rechtsextremismus läßt sich nicht einfach wegerziehen. Daraus folgt: Die Bekämpfung nationalistischer, antidemokratischer Einstellungen ist zuerst eine politische Aufgabe.«[95] Um 1990 entspann sich infolgedessen eine breite Debatte, wie die Zivilgesellschaft im Gegensatz zu Politik und Staat mit dem erstarkenden Rechtsextremismus umzugehen habe.[96] Vor allem Wissenschaftler des linken Spektrums wie Butterwegge und Dörre beteiligten sich an dieser Diskussion, durch die neue Strategien im Kampf gegen den Rechtsextremismus entwickelt wurden. Basis sollte dabei traditionelle linke »Gesellschaftskritik und Reformpolitik« sein, um den Rechtsextremismus zu schwächen. Rechtsextremismus sei nach Butterwegge eben »nicht von seinen politisch-ökonomischen und gesellschaftlichen Hintergründen abzulösen«. Um den Rechtsextremismus zu bekämpfen, müsse man daher die gesellschaftlichen Machtverhältnisse ändern.[97]

Diese neue Debatte über den gesellschaftlichen Umgang mit dem Rechtsextremismus zeitigte auf zwei Themenfeldern schon bald konkrete Auswirkungen. So wurde *erstens* die politische Bildung revitalisiert. In deren Zentrum sollte nach Butterwegge nun »kritisches Denken, Konfliktfähigkeit und -bereitschaft, solidarisches Verhalten, Möglichkeiten demokratischer Partizipation, Perspektiven gesellschaftlicher Emanzipation und Maßnahmen zur Integration von (ethnischen) Minoritäten« stehen.[98] Explizit wandte sich Butterwegge mit dieser aufklärerischen Position gegen Heitmeyer, der »Belehrungen« als kontraproduktiv einschätzte.[99] Tatsächlich wurde im Laufe der 1990er-Jahre »das Thema der antiextremistischen (politischen) Bildung dann mit Macht auf die Agenda gesetzt und politisch besonders gefördert«.[100] In der von der Bundeszentrale für politische Bildung mitherausgegebenen Arbeitshilfe »Argumente gegen den Hass«, die Lehrenden der politischen Bildung »Bausteine« zum pädagogischen Umgang mit »Vorurteile[n], Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus« liefern sollte, war eine Lehreinheit ganz den Republika-

94 *Frank Drieschner*, Glatzenpflege auf Staatskosten, in: Die ZEIT, 13.8.1993. Vgl. dazu ausführlich *Kössler*, Antifaschistische Klassenzimmer?, sowie *Richard Rohrmoser*, Antifa. Porträt einer linksradikalen Bewegung. Von den 1920er Jahren bis heute, München 2022, S. 122 f.

95 *Klaus Dörre*, Die imaginäre Revolte. Jugendliche und Rechtsextremismus, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 34, 1989, H. 10, S. 1220–1235, hier: S. 1233.

96 Vgl. zum Überblick und als erste Bilanz *Ludger Klein*, Maßnahmen gegen Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Eine kritische Bestandsaufnahme, in: *Konrad Schacht/Thomas Leif/Hannelore Janssen* (Hrsg.), Hilflos gegen Rechtsextremismus? Ursachen – Handlungsfelder – Projekterfahrungen, Köln 1995, S. 95–128.

97 *Butterwegge*, Strategien gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt, S. 297.

98 Ebd., S. 292. Vgl. auch *Benno Hafeneger*, Pädagogik gegen rechts. Eine kritische Bestandsaufnahme, in: *Schacht/Leif/Janssen*, Hilflos gegen Rechtsextremismus?, S. 206–229; *Albert Scherr*, Jugendbildungsarbeit gegen Fremdenfeindlichkeit und Gewalt, in: ebd., S. 230–256.

99 *Wilhelm Heitmeyer*, Wenn Belehrung gegen Erfahrung nicht ankommt, in: Frankfurter Rundschau, 22.10.1992.

100 *Benedikt Widmaier*, Extremismusprävention Demokratieförderung. Eine kritische Intervention, Frankfurt am Main 2022, S. 26.

nern gewidmet.[101] Sie folgte der Devise, dass »Argumente gegen den Haß […] immer auch Argumente für die Demokratie« seien.[102] Mehrere Projekte wie dieses versuchten nun, neue Konzepte der politischen Bildungsarbeit zu entwickeln, die explizit als »Erziehung zur Demokratie« verstanden wurde.[103] Anfang der 2000er-Jahre entstand daraus das von Bund und Ländern getragene Programm »Demokratie lernen und leben«.[104] *Zweitens* und eng damit zusammenhängend war die Forderung nach mehr Zivilcourage und multikultureller beziehungsweise interkultureller Bildung.[105] Ein Effekt davon war die Etablierung des Projekts »Schule ohne Rassismus«, das wie kein zweites für die schulische Adaption dieser Postulate stand und steht. Es entstand ursprünglich als Antwort auf den Aufstieg des »Vlaams Blok« in Belgien, einer kurzzeitigen Schwesterpartei der Republikaner.[106]

Waren die Forderungen nach mehr politischer und interkultureller Bildung weitestgehend unumstritten, traf das auf die praktische Auseinandersetzung mit den Republikanern, die sich um den Begriff des Antifaschismus drehte, nicht zu. Butterwegge etwa übte scharfe Kritik am seiner Meinung nach »traditionellen Antifaschismus«.[107] Der Wissenschaftler identifizierte diesen vor allem in den antifaschistischen Organisationen der Bundesrepublik wie der »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes« (VVN), der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) oder sozialistischen beziehungsweise gewerkschaftlichen Jugendorganisationen.[108] Deren zumeist ältere Akteure kämen nicht nur oft »oberlehrerhaft, besserwisserisch und molarisierend« daher, sondern neigten zur »Repression« und Militanz. Sie versuchten, Parteien wie die Republikaner und deren Anhänger geradezu dogmatisch als Neonazis abzustempeln, wodurch sie einen »hilflosen Antifaschismus« betrieben, der die historischen Wandlungen des Rechtsextremismus nicht ernst nehme.[109]

---

101 Vgl. *Klaus Ahlheim/Bruno Heger/Thomas Kuchinke*, Argumente gegen den Hass. Über Vorurteile, Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus, Bd. 1: Bausteine für Lehrende in der politischen Bildung, Bonn 1993, S. 101–129.

102 Ebd., S. 6.

103 *Axel Görisch*, Erziehung zur Demokratie. Probleme und Chancen der Schule beim Umgang mit rechtsextremistischen Jugendlichen, in: *Schacht/Leif/Janssen*, Hilflos gegen Rechtsextremismus?, S. 283–307. Vgl. auch *Cornelius Erf*, Mündigkeit gegen Rechtsextremismus – Schulische Prävention durch politische und historische Bildung, in: *Wilfried Schubarth/Wolfgang Melzer* (Hrsg.), Schule, Gewalt und Rechtsextremismus. Analyse und Prävention, Opladen 1993, S. 212–231.

104 Vgl. *Markus Gloe*, Demokratielernen als politische Bildung, in: *Wolfgang Sander/Kerstin Pohl* (Hrsg.), Handbuch politische Bildung, 5., vollst. überarb. Aufl., Frankfurt am Main 2022, S. 320–328, hier: S. 323.

105 Vgl. *Butterwegge*, Strategien gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt, S. 271 und 280–289; *Leggewie*, REPs, Antifa und Republikaner, S. 67 f.; *Erika Richter*, Interkulturelle Bildung als Aufgabe der Schule, in: *Schubarth/Melzer*, Schule, Gewalt und Rechtsextremismus, S. 249–274.

106 Vgl. *Kössler*, Antifaschistische Klassenzimmer?, S. 217 f.; *Markus Kiel*, »Die Zukunft beginnt jetzt!«. Jugendliche in den 90er Jahren – Ursachen politisch extremistischen Verhaltens, Marburg 2000, S. 121.

107 *Butterwegge*, Strategien gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt, S. 293. Vgl. auch *Wolfgang Kowalsky*, Rechtsaußen … und die verfehlten Strategien der deutschen Linken, Frankfurt am Main/Berlin 1992.

108 Vgl. zu diesen Organisationen *Rohrmoser*, Antifa, S. 60–68 und 77.

109 *Butterwegge*, Strategien gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt, S. 273 f. Zum Begriffsursprung vgl. *Wolfgang Fritz Haug*, Der hilflose Antifaschismus. Zur Kritik der Vorlesungs-

Bestes Beispiel für eine solche Form des Antifaschismus war eine erstmals 1988 erschienene Broschüre der Westberliner »Volksfront gegen Reaktion, Faschismus und Krieg«, der dortigen VVN und dem Asta der FU Berlin über die Republikaner. Deren Titelbild zeigte Franz Schönhuber mit seinem Buch »Ich war dabei« – flankiert von Adolf Hitler und Francisco Franco. Die Republikaner wurden dementsprechend ganz als faschistische Partei in Nachfolge der NSDAP gewertet. Sie stellten »[m]it ihrem biederen Auftreten […] eine sich eher seriös und konservativ gebende Variante im faschistischen Formierungsprozeß dar«.[110] Das Problem an solchen Publikationen war, dass der zugrunde gelegte Begriff des Faschismus ungeeignet zur Analyse der Republikaner war, reflektierte er doch nicht die sich seit den 1970er-Jahren rasant gewandelten ökonomischen Rahmenbedingungen. Schlimmer aber war nach Meinung von Butterwegge, dass die Antifaschisten damit den Republikanern mehr nutzen als schaden würden.[111] Die Herausgeber der erwähnten Broschüre brüsteten sich etwa damit, Infostände und Veranstaltungen der Republikaner verhindert und mit Demonstrationen gegen die Partei Widerstand geleistet zu haben.[112] Im Vorwort des Astas der FU, die aufgrund von Meinungsverschiedenheiten die zweite Auflage der Broschüre nicht mehr mittrug, hieß es: »Kein Fußbreit dem Sexismus, Rassismus und Faschismus! Hau weg den Scheiß! Zerschlagt die Republikaner!«[113] Bei Veranstaltungen der Republikaner gehörten Gegenproteste selbst in kleineren Ortschaften schon seit Mitte der 1980er-Jahre zum gewohnten Bild. Ab 1989 radikalisierten sich diese und wurden zunehmend gewaltsam. Bestes Beispiel waren die Demonstrationen vor dem Internationalen Congress Centrum (ICC) Berlin im Januar 1989, bei denen es zu heftigen Ausschreitungen seitens der Demonstrierenden gekommen war.[114] Republikaner-Politiker, allen voran Schönhuber, gerieten immer stärker ins Schussfeld linker bis linksextremer Gruppierungen. Ein Grund für die Konzentration des Protests auf die Republikaner war, dass sich der Gegenstand des Protests im Republikaner-Vorsitzenden Franz Schönhuber personifizieren ließ. »Kein Volk, kein Reich, kein Schönhuber« war fortan der Schlachtruf vor allem linker Gruppen, die jede Veranstaltung der Republikaner mit ihren Gegenprotesten flankieren wollten.[115] Eine Schattenseite dieser Personifizierungen waren die Morddrohungen, die der Parteivorsitzende erhielt und für die unter anderem eine »Antifaschistische Aktion« verantwortlich zeichnete.[116] Seit 1989 standen Schönhuber

reihen über Wissenschaft und NS an deutschen Universitäten, Frankfurt am Main 1967, sowie *ders.*, Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt, Hamburg/Berlin 1987.

110 Volksfront gegen Reaktion, Faschismus und Krieg/ASTA-FU/VVN Westberlin (Hrsg.), Vorsicht Republikaner, Berlin o. J. [1988], S. 3.

111 Vgl. *Butterwegge*, Strategien gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt, S. 274 f.

112 Vgl. Volksfront gegen Reaktion, Faschismus und Krieg/VVN Westberlin (Hrsg.), Vorsicht Republikaner, 2. Aufl., Berlin o. J. [1989], S. 27 f.

113 Volksfront gegen Reaktion, Faschismus und Krieg/ASTA-FU/VVN Westberlin, Vorsicht Republikaner, [1988], S. 6.

114 Vgl. *Ralf Georg Reuth*, Pflastersteine krachen gegen das Blech der Polizeifahrzeuge, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.1.1989; *Dietmar Bartz*, Ein Schönhuber für 600 Berliner, in: taz, 20.1.1989.

115 So Demonstranten 1989 in Berlin, zit. nach: *Herbert Riehl-Heyse*, Die Woche der Ratlosigkeit, in: Süddeutsche Zeitung, 4./5.2.1989.

116 Anonymer Brief an Schönhuber, eingegangen am 7.5.1993, BayHStA, NL Schönhuber 108. Weitere Schreiben finden sich ebenda.

und seine Familie daher unter polizeilichen Personenschutzmaßnahmen, die in den folgenden Jahren intensiviert wurden.[117]

Für Butterwegge waren solche gewalttätigen Aktivitäten kontraproduktiv: Nicht nur erhielten rechtsextreme Organisationen dadurch mehr Medienresonanz, sondern solche militanten Aktionen seien geradezu Wasser auf die Mühlen von Parteien wie den Republikanern, die sich einem Law-and-Order-Programm verschrieben hatten.[118] Claus Leggewie hielt polemisch fest: »Antifa ist politische Selbstbeschäftigung linker Sekten.«[119] Ähnlich argumentierten Udo Knapp und Winfried Kretschmann 1989:

> »Der ganze aufgeregte Antifaschismus der Linken bei den GRÜNEN ruht auf der überheblichen Selbsteinschätzung als die besseren Menschen, die dem Rest zeigen müssen, wie gefährlich die Neofaschisten und das System, das sie stützt schon wieder oder immer noch ist.«[120]

Wie ihre Grünen-Kollegen Antje Vollmer und Bernd Ulrich, die ähnliche Kritik am »traditionellen Antifaschismus« übten, rieten sie zu mehr Gelassenheit und weniger rabiatem sowie überheblichem Auftritt.[121]

So traditionell wie Butterwegge, Knapp, Kretschmann, Vollmer und Ulrich dachten, war dieses kritisierte Vorgehen der Antifaschisten indes nicht. Erst seit Mitte der 1970er-Jahre protestierten autonome antifaschistische Organisationen verstärkt gegen Kundgebungen der NPD. Gewalttätige und militante Aktionen gegen rechtsextreme Parteien durch autonome Gruppierungen waren erst seit den 1980er-Jahren eine dominante Strömung im antifaschistischen Milieu.[122] Die eigentlich traditionellen Organisationen wie die VVN distanzierten sich hingegen in der Gewaltfrage von der »autonomen Antifa«, grenzten sich aber nicht scharf ab, wie das Beispiel ICC zeigt.[123] Wie Ulrich Schneider, einer der bedeutendsten Akteure im bundesre-

---

117 Polizeipräsidium München an Bundesgeschäftsstelle der REP, 11.9.1989, BayHStA, NL Schönhuber 107; Beckstein an Schönhuber, 28.12.1989, BayHStA, NL Schönhuber 108; Scheurl (BStMI) an Saniewski, 30.12.1992, ebd.; BKA an Schönhuber, 24.9.1990, BayHStA, NL Schönhuber 136. 1991 beantragte Schönhuber zudem einen Waffenschein für einen persönlichen und privaten Personenschützer. Ob dem Antrag stattgegeben wurde, ist unklar (Schönhuber an den Landkreis Hannover, 18.6.1991, BayHStA, NL Schönhuber 109).

118 Vgl. *Butterwegge*, Strategien gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt, S. 274 f. Butterwegge bezog sich dabei auf *Barbara Blattert/Thomas Ohlemacher*, Zum Verhältnis von Republikanern und antifaschistischen Gruppen in West-Berlin. Dynamik, wechselseitige Wahrnehmungen und Medienresonanz, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 4, 1991, H. 2, S. 63–74.

119 *Leggewie*, REPs, Antifa und Republikaner, S. 68. Leggewie und Heitmeyer waren daraufhin starker Kritik linker Gruppierungen ausgesetzt, die in einer Streitschrift vor »Leggewiesierung und Heitmeyerei im Antifaschismus« warnten. Vgl. dazu *Ursel Döhmann/Andres Garcia/Peter Kratz*, Gegen Leggewiesierung und Heitmeyerei im Antifaschismus, Bonn 1989.

120 *Udo Knapp/Winfried Kretschmann*, Die Republikaner rechts liegen lassen – Für die ökologische Polis streiten!, in: Argumente gegen REPs & Co., S. 196–201, hier: S. 201.

121 *Bernd Ulrich/Antje Vollmer*, Für Demokratie – gegen Sicherheit und Sauberkeit, in: ebd., S. 186–189, hier: S. 189.

122 *Rohrmoser*, Antifa, S. 77–82; *Ullrich Schneider*, Antifaschismus, Köln 2014, S. 78–80 und 93 f.

123 Vgl. *Rohrmoser*, Antifa, S. 91 f.

publikanischen Antifaschismus, schrieb, entwickelte sich im Laufe der 1980er-Jahre »ein ideologischer Streit um antifaschistische Strategie und die Gewaltfrage«: »Ist das Ziel eines antifaschistischen Protests die Verhinderung eines Naziaufmarsches mit allen Mitteln oder geht es um die Beeinflussung des gesellschaftlichen Klimas?«[124] Eine Klärung dieser Frage steht bis heute aus.

Vertieft wurde dieser ideologische Grabenkampf einerseits durch den Zusammenbruch der DDR und ihren staatlich verordneten Antifaschismus sowie andererseits durch das Erstarken rechtsextremer Gewalt und Parteien Anfang der 1990er-Jahre.[125] In der historischen Umbruchsituation war umstritten wie lange nicht mehr, was unter Antifaschismus zu verstehen sei und welchen Strategien wie Prinzipien er folgen sollte. Auf der in Frankfurt am Main abgehaltenen »Aktionskonferenz gegen Neofaschismus und Rassismus« im Februar 1990 kam es daher zum nach außen hin sichtbaren Bruch innerhalb des antifaschistischen Milieus. Vor allem die Frage, ob man sich dem »bürgerlichen Lager« annähern sollte, hatte das Potenzial zur Spaltung.[126] Die Jusos hatten in diesem Sinne gefordert, die DKP und die »Sozialistische Deutsche Arbeiterjugend« aus dem im Jahr zuvor ins Leben gerufenen Bündnis »Leben und Lieben – dem Haß keine Chance«[127] auszuschließen. Grund dafür waren unter anderem Diskussionen um die deutsche Einheit, den Stalinismus und die Rolle des Antikapitalismus in der antifaschistischen Arbeit.[128] Das »Antifaschistische Infoblatt« wertete das als ultimativen Angriff auf »linke und autonome Positionen«.[129] Weder gab es am Ende der Konferenz daher eine Abschlusserklärung noch ein Aktionsprogramm oder auch nur eine gemeinsame Pressekonferenz.[130] Letztlich standen die Jusos, die IG-Metall-Jugend und die Aktion Sühnezeichen der DKP, der VVN und Teilen der Grünen gegenüber.[131]

So sehr der organisierte Antifaschismus durch diesen Streit gelähmt wurde, so darf dieser doch nicht über neue Dynamiken hinwegtäuschen. Die erwähnte Westberliner Broschüre über die Republikaner zeigte dies beispielhaft: Seit etwa 1990 gehörte das Sammeln und Publizieren von Informationen über rechtsextreme Strukturen zum festen Bestandteil antifaschistischer Arbeit. Zwar gab es schon zuvor regelmäßig erscheinende Publikationen, die darüber aufklärten, etwa durch die Initiative Kurt Hirschs[132], Ende der 1980er-Jahre entwickelte sich auf diesem

124 *Schneider*, Antifaschismus, S. 95. Vgl. dazu auch *Rohrmoser*, Antifa, S. 100 f.

125 Vgl. *Christoph Classen*, Abschied vom Antifaschismus. Aufstieg und Ende einer geschichtspolitischen Debatte in den 1990er-Jahren, in: *Ursula Bitzegeio/Anja Kruke/Meik Woyke* (Hrsg.), Solidargemeinschaft und Erinnerungskultur im 20. Jahrhundert. Beiträge zu Gewerkschaften, Nationalsozialismus und Geschichtspolitik, Bonn 2009, S. 429–442.

126 Zur bundesweiten Konferenz »Dem Haß keine Chance«, in: Antifaschistisches Infoblatt (AIB), 18.7.1990.

127 Vgl. dazu *o. V.*, Bundesweite Aktionskonferenz gegen Neofaschismus und Rassismus am 28./29. Januar 1989 in Bremen, in: *Matthias von Hellfeld* (Hrsg.), Dem Haß keine Chance. Der neue rechte Fundamentalismus, Köln 1989, S. 103–106, sowie *o. V.*, Leben und Lieben. Dem Haß keine Chance. Gemeinsam gegen Neofaschismus und Rassismus, in: Argumente gegen REPs & Co., S. 203–204.

128 Vgl. *Reinhard Mohr*, Konferenz gegen Neofaschismus geplatzt, in: taz, 12.2.1990.

129 Zur bundesweiten Konferenz »Dem Haß keine Chance«, in: AIB, 18.7.1990.

130 Vgl. *Reinhard Mohr*, Konferenz gegen Neofaschismus geplatzt, in: taz, 12.2.1990.

131 Vgl. *Jaschke*, Die »Republikaner«, S. 138.

132 Vgl. dazu den Beitrag von Yves Müller in diesem Band.

Feld jedoch eine neue Dynamik, die nicht nur zu Gründungen von Zeitschriften wie »Der rechte Rand« oder dem »Antifaschistischen Infoblatt« führten: Mit der »Antifaschistischen Informations-, Dokumentations- und Archivstelle München« (a.i.d.a.) und dem »Antifaschistischen Pressearchiv und Bildungszentrum Berlin« (apabiz) gab es nun eigene Einrichtungen, die Informationen zur extremen Rechten sammelten und archivierten, womit sie einen Grundstein für die heutige historische Erforschung des Rechtsextremismus legten.[133]

Die erwähnten Initiativen richteten sich explizit an ein breiteres Publikum, das über den Rechtsextremismus aufgeklärt und damit immunisiert werden sollte. Wie weit (partei-)politische Bündnisse reichen sollten, war dabei aber nicht minder umstritten.[134] In Berlin sah das »Bündnis gegen Faschismus, Rassismus und Sexismus« seine Aufgabe nicht nur darin, die Republikaner zu bekämpfen, sondern »auch gerade gegen CDU-Politik« gezielt vorzugehen.[135] In Aachen wollte die dortige CDU umgekehrt nicht an einer parteiübergreifenden Kundgebung gegen die Republikaner teilnehmen, weil das gewählte Motto der Veranstaltung – »Aus der Geschichte lernen – gemeinsam gegen rechts« – zu einseitig sei. Stattdessen solle man »auf die Ablehnung jedweder Form des Radikalismus« abzielen.[136] Diese Forderung war symptomatisch für den Umgang großer Teile der christlichen Parteien mit Protesten gegen Rechtsextremismus. Sie stellten einen häufig plumpen Antiextremismus über die Option einer gemeinsamen Bekämpfung des Rechtsextremismus. Doch gab es auch in der CDU Stimmen, die sich für überparteiliche Bündnisse gegen Rechtsextremismus und »Ausländerfeindlichkeit« starkmachten. CDU-Generalsekretär Peter Hintze rief etwa am 31. Oktober 1992 die Mitglieder seiner Partei dazu auf, sich an einer unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten stehenden Demonstration gegen »Ausländerfeindlichkeit« in Berlin zu beteiligen. In der CSU war man anderer Meinung: Der bayerische Ministerpräsident Max Streibl und andere CSU-Politiker sagten ihre Teilnahme an der Veranstaltung ab, da – so Streibl – der Appell zur Teilnahme »völlig an der Forderung der Bevölkerung nach einer schnellen Lösung der Asylprobleme« vorbeigehe.[137]

Parteiübergreifend Erfolg hatten nur Veranstaltungen, die dezidiert unparteiisch waren. Bestes Beispiel hierfür waren die Lichterketten, die im Winter 1992/93 die Straßen vor allem westdeutscher Städte erhellten. Es waren mitunter die größten Demonstrationen in der Geschichte der Bundesrepublik. 400.000 Menschen hatten sich am 6. Dezember 1992 allein in München versammelt, um ein Zeichen gegen »Ausländerhaß und Rechtsradikalismus« zu setzen.[138] Verortet wurden diese nicht nur bei den gewalttätigen Ausschreitungen und Anschlägen gegen Asylbewerber, sondern in einem weiteren Sinne auch in deren parteipolitischem Arm, den man

133 Vgl. *Rohrmoser*, Antifa, S. 145 f.; *Schneider*, Antifaschismus, S. 118.

134 Vgl. *Rohrmoser*, Antifa, S. 100.

135 Protokoll des Bündnistreffens des Bündnisses gegen Faschismus, Rassismus und Sexismus, 7.2.1989, Archiv Grünes Gedächtnis, C Berlin I.1, 93.

136 Kreisvorsitzender der CDU Aachen an den DGB Aachen, 5.4.1990, Archiv Grünes Gedächtnis, C NRW III, KV Aachen 59.

137 Weiter Kritik an Streibls Absage, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 1.11.1992.

138 Lichterkette gegen Fremdenhaß, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.12.1992. Vgl. dazu *Norbert Frei/Franka Maubach/Christina Morina* u. a., Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Berlin 2019, S. 176 f.

mit den Republikanern und der DVU identifizierte. Initiiert wurde die Münchner Lichterkette hauptsächlich durch den Journalisten Giovanni di Lorenzo, der damit Menschen auf die Straße bringen wollte, »die sonst nicht auf Demonstrationen gehen«.[139] Von links wie rechts gab es zuweilen harsche Kritik an den Lichterketten. Von rechter Seite wurden sie in die Nähe der NS-Fackelzüge von 1933 gerückt[140]; von linker Seite wurde insbesondere das Fehlen politischer Forderungen kritisiert, wodurch die Lichterketten nicht mehr als »Riten der gesellschaftlichen Selbstinszenierung« der deutschen Mittelschicht und eine »Selbstmystifikation der liberalen Teile der Gesellschaft« gewesen seien, wie Wolfgang Kraushaar schrieb.[141] Autonome konnten dieser Protestform folglich nichts Positives abgewinnen.[142] Ihr Ziel war die »unmittelbare Unterbindung von Naziaktionen« – was auch immer sie darunter subsumierten – und kein Bündnis mit Kräften des demokratischen Verfassungsstaats.[143]

In der Rückschau überwiegen die positiven Effekte der Lichterketten. Kurz- und mittelfristig sensibilisierten sie die Gesellschaft *erstens* für den Rassismus im eigenen Land. *Zweitens* solidarisierten sich deren Teilnehmende mit den Opfern und Betroffenen rechter Gewalt und setzten damit *drittens* den Bilderfluten rechter Gewalt ein eigenes, friedliches Narrativ entgegen. Sie waren damit auch ein offener Protest gegen die Politik der Republikaner, deren Vorsitzender Schönhuber die Lichterketten als Zeichen der »babylonischen Gefangenschaft« und der »permanenten Nestbeschmutzung« der Deutschen verunglimpfte.[144] Langfristig sorgten Aktionen wie Lichterketten zudem für einen Schulterschluss von Menschen unterschiedlicher politischer Orientierung im Kampf gegen den Rechtsextremismus. Infolgedessen gründeten sich in zahlreichen Städten Initiativen wie »Bunt statt braun« oder »Unsere Stadt stellt sich quer«, die sich in den folgenden Jahrzehnten zu wichtigen zivilgesellschaftlichen Stützen in der Auseinandersetzung mit der extremen Rechten entwickelten.[145] Sie agierten insbesondere auf kultureller Ebene, die sich weit besser zur Vernetzung und zum Schulterschluss eignete als politische Demonstrationen. Konzerte wurden infolgedessen zu einem wichtigen Medium des Protests. In Bayern widmeten die Gruppe »Biermösl Blosn« und der linksalternative Liedermacher Hans Söllner den Republikanern und ihren Wählern mehrere

139 Vgl. *Aleksandra Bakmaz*, Als 400.000 Münchner gegen Ausländerhass auf die Straße gingen, in: Welt.de, 5.12.2017, URL: <https://www.welt.de/regionales/bayern/article171294720/Als-400–000-Muenchner-gegen-Auslaenderhass-auf-die-Strasse-gingen.html> [10.1.2023].

140 Vgl. *Herbert*, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 317; *Butterwegge*, Strategien gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt, S. 27.

141 *Wolfgang Kraushaar*, Radikalisierung der Mitte. Auf dem Weg zur Berliner Republik, in: *Richard Faber/Hajo Funke/Gerhard Schoenberner* (Hrsg.), Rechtsextremismus. Ideologie und Gewalt, Berlin 1995, S. 52–69, hier: S. 59–61.

142 Vgl. *Rohrmoser*, Antifa, S. 173 f.

143 *Schneider*, Antifaschismus, S. 116.

144 Rede des Bundesvorsitzenden Franz Schönhuber zum Bundesparteitag in Augsburg am 26./27. Juni 1993, o. O. o. J. [1993], S. 16.

145 Vgl. *Schneider*, Antifaschismus, S. 117. Vgl. dazu auch *Renate Rohde*, Zivilgesellschaftliches Engagement gegen Rechtsextremismus. Eine ethnographische Studie zu Initiativen in Rostock und Mölln, Opladen/Berlin etc. 2019.

Lieder.[146] Auch in der Massenkultur waren die Republikaner präsent. Am 13. Dezember 1992 fand in Frankfurt am Main unter dem Motto »Heute die! Morgen Du!« ein Konzert unter Beteiligung diverser Bands statt, das über 100.000 Menschen besuchten und vom ZDF übertragen wurde.[147] Eines der Highlights der Veranstaltung waren die Toten Hosen, deren Lied »Sascha … ein aufrechter Deutscher« 1993 22 Wochen lang in den deutschen Charts rangierte, teilweise auf Platz 4. Die Band reihte darin in humorvoller Weise Klischees über einen Neonazi namens Sascha aneinander, der »kein Depp«, sondern »ein deutscher REP« sei.[148] Der Düsseldorfer Kreisvorsitzende der Republikaner, Richard Staginus, erstattete wegen dieser Liedzeile Anzeige wegen Beleidigung und Volksverhetzung, was dem Song nur noch mehr Aufmerksamkeit verschaffte.[149] Zur gleichen Zeit landeten die Ärzte mit ihrem Song »Schrei nach Liebe« zum ersten Mal in den Top Ten der Charts.[150] Pikanterweise führten die Punkrocker die Ursachen des Rechtsextremismus darin auch auf Defizite wie einem Mangel an Liebe und Zuwendung in der Kindheit zurück, was einmal mehr die Breitenwirkung psychologischer Deutungsmuster illustriert.

Es war ein konfliktreiches und damit letztlich produktives Zusammenspiel politischer, staatlicher, zivilgesellschaftlicher und kultureller Akteure, das in seiner Breitenwirkung dafür sorgte, dass die Republikaner ab 1992 auf allen gesellschaftlichen Ebenen vermehrt stigmatisiert und aus dem Diskurs ausgeschlossen wurden. Die zunehmende Bedeutung der Zivilgesellschaft – ein Begriff, der Ende der 1980er-Jahre seinen Take-off-Moment erlebte – symbolisierte einen Übergang der Bundesrepublik in eine neue Form der Demokratie.[151] Das sich wandelnde Selbstverständnis der einzelnen Bürger führte dazu, dass die deutsche Mehrheitsgesellschaft und nicht etwa der Staat oder die große Politik die Republikaner als das undemokratische »Andere« brandmarkte. Dieser Weg hin zu einer »partizipatorischen Demokratie«[152] kann damit als wesentlicher Teil des »Wandels des Politischen«[153] bezeichnet werden.

146 So die Biermösl Blosn in ihrem Lied »Jodelhorrormonstershow« und Hans Söllner in »Mir san nu so richtige Bayern« und »Der Huaba«. Zu letzterem vgl. *Barbara Wittmann*, »Der Huaba (Hans Söllner)«, publiziert im 10/2012 [revised 10/2013], in: *Michael Fischer/Fernand Hörner/Christofer Jost* (Hrsg.), Songlexikon. Encyclopedia of Songs, URL: <http://www.songlexikon.de/songs/derhuaba> [30.12.2022].

147 Vgl. *Heide Platen*, »Heute die – morgen du!«, in: taz, 14.12.1992. Das gesamte Konzert ist auf YouTube unter der URL <https://www.youtube.com/watch?v=8WNDadQrtpY> [30.12.2022] zu finden. Zu den Ursprüngen des Konzepts »Rock gegen Rechts« vgl. *Daniel Laqua*, Rocking against the Right: Political Activism and Popular Music in West Germany, 1979–1980, in: History Workshop Journal 86, 2018, S. 160–183.

148 Die Toten Hosen, Diskographie, URL: <https://www.dietotenhosen.de/diskographie/songs/sascha-ein-aufrechter-deutscher> [30.12.2022].

149 Vgl. Die Toten Hosen und die Republikaner, in: taz, 11.1.1993.

150 Vgl. *Stephan Rehm Rozanes*, Die Ärzte. 100 Seiten, Ditzingen 2021, S. 39; *Sebastian Bredthauer*, Schrei nach Liebe (Die Ärzte), publiziert im 03/2018, in: *Fischer/Hörner/Jost* (Hrsg.), Songlexikon, URL: <http://www.songlexikon.de/songs/schreinachliebe> [13.1.2023].

151 Vgl. hier und im Folgenden *Paul Nolte*, Was ist Demokratie? Geschichte und Gegenwart, München 2012, S. 369–378. Plastisch wird die zunehmende Bedeutung des Begriffs auch im Google Books Ngram Viewer, Korpus German (2019).

152 *Nolte*, Was ist Demokratie?, S. 372.

153 Vgl. zum Begriff *Meik Woyke* (Hrsg.), Wandel des Politischen. Die Bundesrepublik Deutschland während der 1980er Jahre, Bonn 2013. Vgl. auch *Frank Bösch/Jan Gieseke*, Der Wandel des Poli-

## IV. Fazit: Die Republikaner und der bundesdeutsche Umgang mit Rechtsparteien

Nach den für viele Beobachter überraschenden Wahlerfolgen der Republikaner im Jahr 1989 machte sich die deutsche Mehrheitsgesellschaft nach einem ersten Moment des Schocks dazu auf, das Phänomen zu erklären, zu verstehen und zu bekämpfen. Die Wahlerfolge der Partei waren immerhin die größten einer rechtsextremen Gruppierung seit den 1960er-Jahren, weshalb die Bundesrepublik nicht auf eingeübte Rituale als Antwort auf den Nationalismus zurückgreifen konnte, den diese nach Bracher glaubte »wirklich überwunden zu haben«.[154] Vielmehr war es ein etwa drei Jahre andauernder Prozess, in dem das nunmehr vereinigte Deutschland lernen musste, mit einer rechtsextremen Partei umzugehen und zu leben. Die Strategien und die Mechanismen, die aus den geführten Debatten erwuchsen, haben ein langes Echo hervorgerufen. Wie der Beitrag gezeigt hat, prägen diese die Bundesrepublik in dreifacher Weise bis heute. *Erstens* in der Einschätzung der Gründe für die Wahlerfolge: Schon damals dominierte das Narrativ, dass es sich bei den Republikaner-Wählern um »Modernisierungsverlierer« handelte – ein Konstrukt und eine Einschätzung, die auch heute noch viele Journalisten und Experten bei den Erfolgen sogenannter rechtspopulistischer Parteien teilen. Andere Erklärungsansätze gingen durch die Dominanz dieses Argumentationspfads unter, was die Sicht auf alternative Ansätze versperrte. Das hing auch mit der Attraktivität der Theorie für politische Entscheidungsträger zusammen. Ökonomische Modernisierungsverlierer lassen und ließen sich demnach durch sozialpolitische Maßnahmen wieder »einfangen« – wie effektiv dieses Vorgehen war und ist, bleibt indes bis heute eine offene Frage. Wichtig wäre es, stärker kulturelle Deutungsmuster in den Blick zu nehmen.

Die politische Antwort auf die Republikaner weist daher *zweitens* große Ähnlichkeiten mit dem jüngsten Umgang von Union, SPD, Grünen und FDP mit der AfD auf. Das gilt auch für das Feld der Parteipolitik: Zum einen grenzten sich alle genannten Parteien organisatorisch scharf von den Republikanern ab, was aber nicht bedeutet, dass Gleiches für Inhalte und Themen galt. Insbesondere die Ausländer- und Asylpolitik entwickelte sich in Deutschland dadurch zu einem Mittel, das die nach rechts abgewanderten Wähler wieder in den Kreis der »demokratischen Parteien« integrieren sollte. Hier für »Lösungen« zu sorgen, hieß die rechte Konkurrenz »politisch« zu bekämpfen. Vor den Mitteln der »wehrhaften Demokratie« schreckte man dagegen seit den 1980er-Jahren so lange zurück, bis die nicht selten erhoffte Radikalisierung der Partei so weit fortgeschritten war, dass niemand mehr am Urteil von Verfassungsschutzbehörden zweifeln konnte. *Drittens* sahen es seit Ende der 1980er-Jahre zunehmend Akteure der Zivilgesellschaft als ihre Aufgabe an, den Republikanern Paroli zu bieten. Auf Demonstrationen, Kundgebungen und bald auch auf Konzerten formierte sich ein Protest gegen die Partei, der ihr ihre politische Daseinsberechtigung absprach. Damit einher ging eine immer stärker werdende Polarisierung zwischen Anhängern und Gegnern der Republikaner, was

tischen in Ost und West, in: *Frank Bösch* (Hrsg.), Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000, Bonn 2015, S. 39–78.

154 Deutschlandfunk, Informationen am Morgen, 1.2.1989, 6.45 Uhr.

immer öfter auch zu Gewalt führte, die Teile des antifaschistischen Milieus als legitim ansahen.

Das geschilderte, nicht selten konfliktbehaftete Zusammenspiel von Politik, Zivilgesellschaft und Staat führte zu einem Othering der Republikaner. Die Partei war das undemokratische »Andere«, diente also als Gegenfolie zum eigenen demokratischen Selbstverständnis der Bundesrepublik, das in bewusster Abgrenzung zu den Republikanern immer selbstbewusster behauptet wurde. Dieser Mechanismus erfüllte jedoch auch eine entlastende Funktion: Dadurch, dass die Republikaner als »das Andere« wahrgenommen wurden, konnte man davon ablenken, dass diese aus der Mitte der Gesellschaft hervorgegangen und damit alles andere als fremd waren. Einerseits stabilisierte all das die Demokratie, die trotz alarmistischer Warnungen von Weimarer Verhältnissen weit entfernt war. Andererseits überdeckten die immer uniformer werdenden Reaktionen auf die Republikaner gesellschaftliche Probleme und Konflikte, die eine Ursache für den Aufstieg der Partei gewesen waren.

KATHARINA TRITTEL

# Hans-Michael Fiedler und seine »Nationale Bildungsarbeit«

Ein akteurszentrierter Zugriff auf Kaderschulungsprozesse der radikalen Rechten

Hans-Michael Fiedler (geboren 1943 in Jena, gestorben 2019 in Adelebsen bei Göttingen) war über Jahrzehnte ein bundesweit agierender Akteur der radikalen Rechten, dessen aktivistischer Mittelpunkt in Göttingen und Südniedersachsen lag. Von der »taz« im Jahr 1987 als einer »der bedeutendsten Multi-Funktionäre der bundesweiten Nazi-Szene mit nachweislichen Verbindungen in den rechtsterroristischen Untergrund«[1] betitelt, investierte Fiedler Zeit, Ressourcen und (selten vorhandenes) Geld, um durch »Nationale Bildungsarbeit«[2] eine junge Generation zu formen, die für die in den 1970er-Jahren lager- und zeittypischen Ziele kämpfen sollte. Dazu zählten unter anderem die Wiederherstellung eines »Großdeutschen Reiches«, die Wiedervereinigung (unter der Prämisse, dass die ehemaligen Ostgebiete eingeschlossen würden) sowie die Mobilisierung gegen politisch Andersdenkende im Rahmen einer »Tendenzwende«.[3] Da Fiedler diesem Herzensanliegen alles bedingungslos unterordnete, blieb er – der zwischenzeitlich als Lektor und Publizist tätig war und als Referent etliche Vorträge hielt und Seminare durchführte – allerdings Zeit seines Lebens auf Zuwendungen Dritter angewiesen.

Zeitgenössische Zuschreibungen legen es nahe, Hans-Michael Fiedler als Schlüsselfigur[4] für Vernetzungsprozesse innerhalb der radikalen Rechten seit den 1960er-Jahren zu interpretieren. Schließlich wurde er von antifaschistischen Szenebeobachtern als »zentrale Figur des westdeutschen Neonazismus«[5] bezeichnet und der

1 *Reimar Paul*, Die Legende vom Tod eines Einzeltäters, in: taz. Die Tageszeitung, 19.3.1987, S. 8, URL: <https://taz.de/!1869001/> [10.8.2023].

2 Da es sich um einen Quellenbegriff handelt, wird er im Folgenden in Anführungszeichen gesetzt. Ich danke meinen ehemaligen Kollegen Sören Isele und Florian Finkbeiner für die gemeinsame Arbeit zu Hans-Michael Fiedler, deren Ergebnisse maßgeblich in diesen Beitrag eingeflossen sind. Außerdem bin ich der AfS-Redaktion für die wertvollen Hinweise und die redaktionelle Betreuung dankbar.

3 Zu diesem Begriff als Quellenbegriff vgl. Fiedlers Schüler *Christian Heck*, Tendenzwende: Bericht von der Basis, in: Nation Europa 24, 1974, H. 9, S. 19–21. Zur Einordnung als periodisierender Begriff vgl. *Florian Finkbeiner*, Schicksalsjahre des Konservatismus. Konservative Intellektuelle und die Tendenzwende in den 1970er Jahren, Stuttgart 2017.

4 Vgl. *Fabian Virchow*, Führer und Schlüsselfiguren in extrem rechten Bewegungen, in: Forschungsjournal soziale Bewegungen 26, 2013, H. 4, S. 52–58. *Florian Finkbeiner/Katharina Trittel*, Traditionslinien des Rechtsradikalismus in der politischen Kultur Niedersachsens. Ein historischer Problemaufriss, Göttingen 2019, S. 57, werfen die Frage auf, inwiefern für Niedersachsen bestimmte Personen als Milieu- oder Lageragenten beschrieben werden können und sich diese Frage in Konzepte einer lokalen politischen Kulturforschung integrieren lässt, wenn man die Akteure als Motoren nicht nur von Artikulationsformen, sondern auch als Träger und Reproduzenten ihres jeweiligen Milieus begreift.

5 Autorenkollektiv Antifaschistische Aktion (Hrsg.), Nazi-Zentrale Burgstraße. Eine Dokumentation über die bundesweiten Aktivitäten der Nazi-Zentrale. Mit Infos zu NPD, ODS/GDS, SBS, USB, Fiedler, Göttinger Runde, FAP…, Göttingen 1988, S. 9.

Verfassungsschutz führte jahrelang den »Sympathisantenkreis Fiedler«[6] als wichtige Struktur der radikalen Rechten.

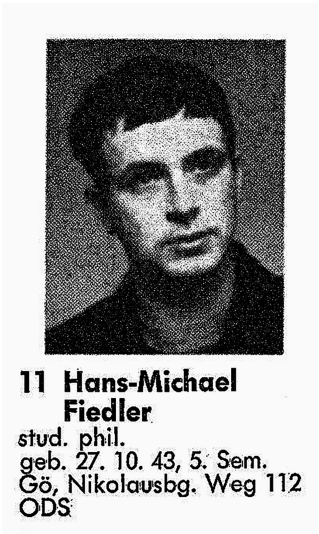


Abbildung 1: Hans-Michael Fiedler im Jahr 1968. O. V., Liste 5 UNS (Unabhängige Studenten), in: Göttinger Nachrichten 1, 1968, H. 10, o. S.

Inwiefern Fiedler tatsächlich Wirkungsmacht[7] entfalten konnte, soll hier am Beispiel seiner »Nationalen Bildungsarbeit« diskutiert werden. Das liegt auch deswegen nahe, da die erwähnten Einschätzungen bezüglich seines Einflusses insbesondere auf Fiedlers Rekrutierungsbemühungen junger Kader als zentrales Wirkungs- beziehungsweise Zielfeld seiner politisch-strategischen Bemühungen und auch ganz konkret auf das von ihm etablierte Format der »Göttinger Runde« abstellen.[8] Diese Runde – ein halbjährlich stattfindender Seminarworkshop für junge Menschen – war in dem von Fiedler schon als Student (Abbildung 1) und später als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Georg-August-Universität aufgebauten rechtsradikalen Zentrum in der Göttinger Burgstraße beheimatet, welches seinen politischen Gruppen einen Ort bot, an dem sich zentrale Akteure vernetzen konnten.

Doch obwohl Fiedler in diesem Sinne möglicherweise als Schlüsselfigur gedeutet werden kann und als Aktivist beispielhaft für Veränderungen des rechtsradikalen Lagers seit den 1960er-Jahren stehen mag (vgl. Kapitel II), lag über ihn und über

6 Niedersächsisches Ministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1983/1984, Hannover 1985, S. 98.

7 Vgl. zu diesem Begriff etwa *Dominik Rigoll/Laura Hassler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten. Teil 1: Ansätze und Akteur*innen, in: AfS 61, 2021, S. 569–611.

8 Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1976, Bonn 1977, S. 42 und 44.

seine Rolle innerhalb der radikalen Rechten als Schulungsleiter »nationaler Kader« bislang nahezu keine valide Forschung vor.[9] Die vorhandene Literatur war spärlich und disparat:[10] Vereinzelte Informationen waren überwiegend in antifaschistischer grauer Literatur, in Überblicksartikeln[11] sowie in Berichten der Verfassungsschutzbehörden zu finden, die sich allerdings größtenteils in der Aufzählung der Gruppen, denen Fiedler angehörte, und punktueller Kontakte zu Szenegrößen sowie seiner Rolle in der NPD und als Publizist erschöpfen.

## I. Quellenkorpus und akteurszentrierter Zugang

Will man eine Gesellschaftsgeschichte des Rechtsextremismus als »Problemgeschichte der Gegenwart« (Thomas Großbölting/Knud Andresen) schreiben, sind Forschende auf den Zugang zu Quellen und im Falle des hier gewählten Zugriffs auf Zeugnisse der Akteure selbst angewiesen. In diesem Sinne ist es ein Glücksfall, dass Teile von Fiedlers umfangreichem Nachlass, der seit 2020 von der »Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen in Niedersachsen« (FoDEx) an der Universität Göttingen verwaltet wird, nun erstmals (eingeschränkt) für die Forschung zugänglich sind. Sie bilden die empirische Basis für den vorliegenden Artikel.

2019 erhielten Forschende von FoDEx die Erlaubnis, nach Fiedlers Tod Teile des Schriftgutes aus dessen Wohnhaus zu bergen. Haus und Materialien waren beziehungsweise sind noch immer in einem desolaten Zustand (vgl. Abbildung 2). Die Bergung erfolgte im Schutzanzug und mit FFP3-Maske.

Da etliches auf losen Zetteln notiert und stark verschmutzt oder von Schimmel befallen war, konnte nur ein Bruchteil – gleichwohl zwei Kleintransporter-Ladungen – sichergestellt und an FoDEx überführt werden. Weitere im Haus verbliebene Unterlagen wurden durch Dritte entsorgt. Der vorliegende Bestand umfasst –

9 Eine Ausnahme bildet *Eric Angermann*, Hans-Michael Fiedler (1943–2019). Bildungsarbeit für die extreme Rechte. Beiheft der Hingeschaut 2, 2021, hrsg. v. Antifaschistisches Bildungszentrum & Archiv Göttingen e. V. Zudem liegen mittlerweile erste Forschungen, auf denen der vorliegende Beitrag beruht, auf Grundlage des FoDEx-Bestands vor: *Katharina Trittel/Sören Isele/Florian Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«. Der Multifunktionär Hans-Michael Fiedler und die Transformation der radikalen Rechten in Südniedersachsen, FoDEx-Studie, Göttingen 2021, DOI: 10.17875/gup2021-1819.

10 Ein ausführlicherer Literaturbericht liegt vor in ebd., S. 7.

11 Vgl. beispielsweise *Wolfgang Benz*, Die »Blockadebrecher«. Rechtsextreme Schüler- und Jugendzeitschriften, in: *ders.* (Hrsg.), Rechtsradikalismus. Randerscheinung oder Renaissance?, Frankfurt am Main 1980, S. 210–221; *Margret Feit*, Die »Neue Rechte« in der Bundesrepublik. Organisation – Ideologie – Strategie, Frankfurt am Main/New York 1987; *Thomas Grumke/Bernd Wagner* (Hrsg.), Handbuch Rechtsradikalismus. Personen – Organisationen – Netzwerke vom Neonazismus bis in die Mitte der Gesellschaft, Opladen 2002; *Jens Mecklenburg* (Hrsg.), Antifa Reader. Antifaschistisches Handbuch und Ratgeber, Berlin 1996; Fiedler, Hans-Michael, in: *Jens Mecklenburg* (Hrsg.), Handbuch Deutscher Rechtsextremismus, Berlin 1996, S. 457–458; *Klaus Schönekäs*, Bundesrepublik Deutschland, in: *Franz Greß/Hans-Gerd Jaschke/Klaus Schönekäs*, Neue Rechte und Rechtsextremismus in Europa. Bundesrepublik, Frankreich, Großbritannien, Opladen 1990, S. 218–350.

jenseits von 3.260 Zeitschriften und rund 125 Büchern – Fiedlers Tagebücher[12] sowie circa 90 Aktenordner, die sich jeweils aus sehr heterogenem Material zusammensetzen: Sie enthalten Korrespondenzen, von Fiedler selbst zusammengestellte Komposita wie Sammlungen von Zeitungsausschnitten, Fachaufsätzen, Postkarten, Veranstaltungsbroschüren sowie den Schriftverkehr und weitere Druckerzeugnisse seiner politischen Gruppen.

Abbildung 2: Materialien bei der Räumung von Hans-Michael Fiedlers Wohnhaus im Jahr 2019. © FoDEx.

Doch nicht nur aufgrund der beschriebenen Umstände ist der Bestand, den FoDEx verwaltet, lückenhaft: Diverse Unterlagen sind in Meerane geblieben, wo Fiedler seit den 1990er-Jahren versuchte, ein »Bildungszentrum« aufzubauen. Auch wurden bereits Jahre zuvor in Göttingen bei einem Einbruch in die Burgstraße Materialien von antifaschistischen Gruppen mitgenommen beziehungsweise vernichtet. Ergänzende Bestände sind mindestens im Bundesarchiv, im »Antifaschistischen Bildungszentrum und Archiv Göttingen«, im »Antifaschistischen Pressearchiv und Bildungszentrum Berlin« (apabiz)[13] und sicherlich auch in weiteren Nachlässen zu finden.[14]

Gleichwohl weisen die FoDEx zur Verfügung stehenden Primärquellen deutlich über das bisher zu Fiedler Geforschte hinaus und sind imstande, die Kenntnisse

12 Insbesondere die Tagebücher Fiedlers sind eine wertvolle Quelle, weil es sich um persönliche Aufzeichnungen handelt, die nicht für ein Außen geschrieben wurden, sondern eine intime Innensicht ermöglichen und einen Zeitraum von gut 25 Jahren abdecken. Das Tagebuchschreiben diente Fiedler der Protokollierung seines Lebens, aber auch der Selbstvergewisserung und als Raum zur Entwicklung neuer politischer Konzepte und Formate.

13 Vgl. *O. V.*, Alt-Nazi Fiedler tot, in: Monitor. Rundbrief des apabiz e. V., 2019, Nr. 85, S. 7. URL: <https://www.apabiz.de/wp-content/uploads/monitor_85_web.pdf> [6.2.2023].

14 Dieser Artikel basiert auf Vorarbeiten, die überwiegend während der Corona-Pandemie durchgeführt wurden, in der Dienst- und Archivreisen lange Zeit ausgeschlossen waren. Deshalb konnten die hier genannten Komplementärbestände nicht einbezogen werden.

über sein Wirken erheblich zu erweitern. Deshalb soll auf ihrer Basis ein akteurszentrierter Zugriff unternommen und der Paradigmenwechsel Anfang der 1970er-Jahre innerhalb des rechtsradikalen Lagers nachgezeichnet werden: Denn insbesondere um diese »Zeitenwende«[15] herum mobilisierte Fiedler Jugendliche, von den Vertriebenenverbänden bis hin zu den Jungen Nationaldemokraten (JN), um mit ihnen als Kader in einer zwischen Partei- und Metapolitik changierenden Hegemoniestrategie[16] die »nicht-festgelegte Jugend«[17] für die »nationale Sache« zu gewinnen und eine »Selbstverwirklichung in der Volksgemeinschaft«[18] zu erreichen.

Ein wesentlicher Grund, warum es trotz der intensiven Rechtsextremismusforschung in Deutschland bislang nur wenige Untersuchungen gibt, welche die Meso- und die Mikroebene in den Blick nehmen, also auf die konkrete Vernetzung einzelner Akteure und Gruppen fokussieren, die das rechte Lager präg(t)en, ist die Tatsache, dass für einen solchen Zugriff nur wenige Materialkorpora zur Verfügung stehen.[19] Diese Forschungslücke hat der Rechtsextremismusforscher Gideon Botsch in seinem Plädoyer für eine akteurszentrierte historische Rechtsextremismusforschung prominent herausgestellt.[20] Der Teilnachlass Fiedler bietet nun eine Ausgangsbasis, um einen Beitrag zur Schließung dieser Lücke zu leisten und die Möglichkeiten einer akteurszentrierten Perspektive als Baustein eines gesellschaftshistorischen Mosaiks des Rechtsextremismus nach 1945 anhand folgender Frage zu diskutieren: Wie lässt sich über Hans-Michael Fiedler ein akteurszentrierter Zugriff auf Strategien der Kaderschulung innerhalb der radikalen Rechten am Beispiel seiner »Nationalen Bildungsarbeit« und »der Jugend« als politischem Subjekt fruchtbar machen?

Diese Fragestellung berücksichtigt die von Botsch formulierte Notwendigkeit, »konkret in diesem Lager handelnde Akteure in den Mittelpunkt [des] Forschungsinteresses«[21] zu stellen. Den Maßstäben einer empirisch orientierten Rechtsextre-

15 Die berechtigte Frage nach einer möglichen Zeitenwende wurde 2022 auf der Tagung »Rechte Zeitenwende? Die Transformationsphase extrem rechter Politik in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren« vom ZAER und dem Fritz-Bauer-Institut gestellt, vgl. den Tagungsbericht von *Linn Sofie Børresen*, in: H-Soz-Kult, 5.10.2022, URL: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-129911> [9.2.2023]. Ich danke den Teilnehmenden für wertvolle Hinweise.

16 Der Begriff »Metapolitik« ist zunächst ein Begriff der Akteure. Zu seiner analytischen Verwendung und zu Hegemoniestrategien vgl. *Felix Schilk*, Rechte Hegemoniestrategien in Theorie und Praxis, in: *Wolfgang Schroeder/Markus Trömmer* (Hrsg.), Rechtspopulismus. Zivilgesellschaft. Demokratie, Bonn 2021, S. 97–113.

17 Hans-Michael Fiedler: Entwurf zu einem Rahmenplan nationaler Bildungsarbeit, 1973, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

18 Tagebuch I 1966–1969, Eintrag vom 5.6.1966, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

19 Die Notwendigkeit, diese Forschungslücke anzugehen, unterstreicht der geplante Sammelband mit biografischen Studien zu einzelnen »Protagonisten der ›Nationalen Opposition‹ in der Bundesrepublik« von Gideon Botsch, Christoph Kopke und Karsten Wilke, der 2023 erscheinen soll.

20 *Gideon Botsch*, Zeitgeschichtliche Impulse für die Rechtsextremismus-Forschung, in: Zeitgeschichte-online, 23.10.2019, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/zeitgeschichtliche-impulse-fuer-die-rechtsextremismus-forschung> [16.1.2023], und *ders.*, Rechtsextremismus als politische Praxis. Umrisse akteursorientierter Rechtsextremismusforschung, in: *Christoph Kopke/Wolfgang Kühnel* (Hrsg.), Demokratie, Freiheit und Sicherheit. Festschrift zum 65. Geburtstag von Hans-Gerd Jaschke, Baden-Baden 2017, S. 131–146.

21 *Botsch*, Rechtsextremismus als politische Praxis, S. 132.

mismusforschung folgend, lässt sich der Forschungsgegenstand dann systematisch aus dem historischen Prozess heraus entwickeln und im steten Bezug auf das Primärmaterial analysieren. Dieser Ansatz passt zur (erneuten) Hinwendung der (internationalen) Rechtsextremismusforschung zur Akteurszentrierung[22], gleichwohl derartige Ansätze weiterhin marginalisiert bleiben. Aus diesem Grund fordert Botsch, dass »gezielt Zugänge akteursorientierter, historisch reflektierter, empirisch und quellenhermeneutisch arbeitender politikwissenschaftlicher Rechtsextremismusforschung entwickelt werden«.[23] Einen solchen Zugang am Beispiel von Fiedler unter Berücksichtigung der von Botsch entwickelten Agenda zu erproben, bietet sich auch deshalb an, da er auf die Arbeit mit Nachlässen zugeschnitten ist und es ermöglicht, Akteure an historische Entwicklungsphasen des Lagers anzubinden beziehungsweise sie mit diesen zu kontrastieren.

## II. Hans-Michael Fiedler als Multifunktionär innerhalb der Transformationsphasen des Rechtsradikalismus

Botsch hat zu Recht darauf hingewiesen, dass es sich lohnt,

> »historische Prozesse in ihrer Dynamik ernst zu nehmen […]. So kommen Konjunkturen und spezifische Rhythmen in den Blick, die eine für den deutschen Rechtsextremismus typische Struktur erkennen lassen. Der historische Prozess muss zudem strukturiert, also in Phasen eingeteilt, werden.«[24]

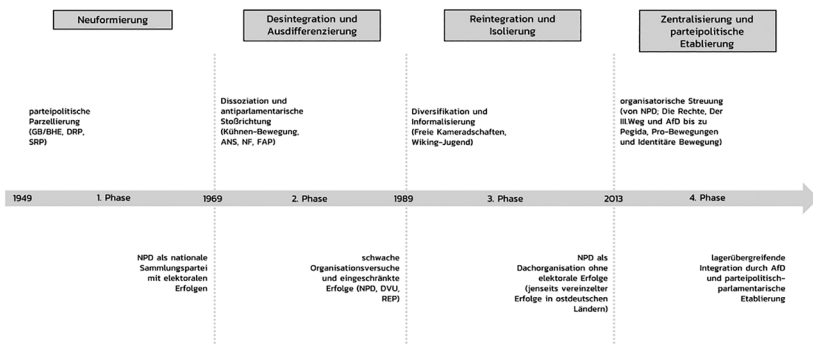


Abbildung 3: Transformationsphasen des deutschen Rechtsradikalismus, abgedr. in: *Trittel/Isele/Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«, S. 9.

22 *Matthew J. Goodwin*, The Rise and Faults of the Internalist Perspective in Extreme Right Studies, in: Representations 42, 2006, H. 4, S. 347–364.
23 *Botsch*, Rechtsextremismus als politische Praxis, S. 136.
24 *Botsch*, Zeitgeschichtliche Impulse für die Rechtsextremismus-Forschung.

Von dieser Überlegung ausgehend bilden die Transformationsphasen des deutschen Rechtsradikalismus[25] (vgl. Abbildung 3) eine grundierende Struktur, auf der sich Fiedlers politischer Aktivismus kontrastieren lässt, aber auch ein erklärendes Scharnier, um die akteurszentrierte Perspektive an gesellschaftliche Transformationsvorgänge rückzubinden.

In Niedersachsen, Fiedlers unmittelbarem Bezugsraum, weist die Entwicklung des Rechtsradikalismus einige Besonderheiten auf, die hier allerdings nur kursorisch angerissen werden können und deren Relevanz für Fiedlers politischen Aktivismus einer eingehenderen Untersuchung bedürfte. Denn blickt man auf den historischen Nährboden des Rechtsradikalismus in Niedersachsen, zeigen sich mehrere Auffälligkeiten:[26] Nahezu alle prominenten rechtsradikalen Nachkriegsparteien stammen aus Niedersachsen. So sind die »Sozialistische Reichspartei« (SRP), die (nicht uneingeschränkt als rechtsradikal zu bezeichnende) »Deutsche Partei« (DP) und die »Nationaldemokratische Partei Deutschlands« (NPD) alle dort gegründet worden. Auch die größte rechtsradikale Jugendorganisation, die »Wiking-Jugend« (WJ), hat in diesem Bundesland ihren Ursprung. Deshalb sprach die Historikerin Helga Grebing auch von Niedersachsen als dem »Stammland des Nachkriegsrechtsradikalismus«.[27]

Der für die Akteure günstige Nährboden wurzelte – verkürzt gesprochen – in sich überlagernden gesellschaftlichen Entwicklungen und lokalkulturellen Aspekten: In Niedersachsen erfolgte ab 1945 keine konsequente Entnazifizierung. Mangelnde Strukturreformen und soziale Krisen führten zu verschärfter Wohnungsnot und Hungerkrisen. Zusätzlich hatte das Grenzland mit einer großen Zahl an Flüchtlingen und Heimatvertriebenen umzugehen. Resultierend aus der Grenzlage war zudem der Antikommunismus besonders stark ausgeprägt. Zuletzt stieß die »Blut-und-Boden-Ideologie« im Agrarland Niedersachsen nach wie vor auf eine besondere Resonanz.[28]

Die Ausprägungen des Rechtsradikalismus waren jedoch je nach Milieus unterschiedlich: Erfolge verbuchte er unter anderem in liberalen Traditionsgebieten, zu denen auch Göttingen-Stadt zählte. Faktoren, die insbesondere seit Mitte der

25 Zur Periodisierung vgl. unter anderem *Florian Finkbeiner*, Wie die »Neue Rechte« mit der AfD hadert. Zur Partei- und Organisationsfrage der radikalen Rechten, in: Demokratie-Dialog, 2021, Nr. 9, S. 78–89. Auch wenn die Zäsuren zum Teil unterschiedlich gesetzt werden und mitunter von »Wellen« gesprochen wird, besteht über die grundsätzliche Einteilung der Zeitabschnitte tendenziell Einigkeit; sie erfolgt oftmals in Abschnitten von 10 bis 20 Jahren, vgl. etwa *Gideon Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, Darmstadt 2012. Aber auch (in Auswahl) *Armin Pfahl-Traughber*, Rechtsextremismus in Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme, Wiesbaden 2019; *Samuel Salzborn*, Rechtsextremismus. Erscheinungsformen und Erklärungsansätze, Baden-Baden 2018, insb. S. 34 ff. Vor allem aber *Richard Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik: Entwicklung – Ursachen – Gegenmaßnahmen, Wiesbaden 1989.

26 Zur ausführlicheren Darstellung der Besonderheiten und Milieus vgl. *Florian Finkbeiner/Katharina Trittel/Lars Geiges*, Rechtsradikalismus in Niedersachsen. Akteure, Entwicklungen und lokaler Umgang, Bielefeld 2019.

27 *Helga Grebing*, Niedersachsen vor 40 Jahren. Gesellschaftliche Traditionen und politische Neuordnung, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 60, 1988, S. 213–227, hier: S. 224.

28 *Finkbeiner/Trittel/Geiges*, Rechtsradikalismus in Niedersachsen, S. 51.

1950er-Jahre den Rechtsradikalismus einhegten – wie die soziale Befriedung durch das sogenannte Wirtschaftswunder und die Etablierung der CDU, die einen bürgerlichen Sammlungsprozess einleitete –, traten in Niedersachsen verspätet auf, sodass von einer »verzögerten Normalisierung«[29] gesprochen werden kann, in deren Zuge der organisierte Rechtsradikalismus stetig seine parteipolitische Ausformung einbüßte. Die ihn grundierenden Bewusstseinsformen wurden fortan eher als »Problem der politischen Kultur«[30] gefasst.

Das Aufweichen regionaler Politiktraditionen im Zuge der verzögerten Normalisierung war der Beginn eines Prozesses, der in den 1960er-Jahren in der NPD als Versuch einer nationalen Sammlung mündete, die sich 1964 in Hannover aus dem Reservoir der »Deutschen Reichspartei« (DRP) um Adolf von Thadden gründete und an der sich Fiedler beteiligte[31], nachdem er zuvor für ein halbes Jahr Mitglied der DRP gewesen war. Fiedler verwies rückblickend in einem Brief stolz darauf, dass er »mit Abstand der jüngste Mitgründer« der Partei gewesen sei[32], der er in etlichen Funktionen (als Bildungsreferent, Mitglied im Landesvorstand Niedersachsen, mehrfach als Vorsitzender von Kreisverbänden, Bundestagskandidat et cetera) bis zu seinem Tod treu blieb und die er als »politische Heimat« bezeichnete.[33]

Nach der für die NPD verlorenen Bundestagswahl 1969 entfaltete sich eine antiparlamentarische Stoßrichtung im rechtsradikalen Lager und es lässt sich eine zunehmende Radikalisierung beobachten. In diesem nach 1968 einsetzenden Dissoziationsprozess blieb Fiedler zwar der NPD treu, setzte nun aber verstärkt auf den vorpolitischen Raum und auf die Gründung eigener (Jugend-)Gruppierungen, mit denen er selbigen erobern wollte. Es vollzog sich im Lager – aber auch in Fiedlers Aktivismus, der in den 1970er-Jahren seine Hochphase erreichte – ein Paradigmenwechsel weg vom partei- hin zum metapolitischen Aktivismus.

Als Kristallisationspunkte für seine Jugendarbeit gründete Fiedler auf lokaler Ebene etliche politische Zusammenschlüsse, die bis Mitte der 1980er-Jahre überwiegend in der sogenannten Nazizentrale Burgstraße in Göttingen beheimatet waren. Im Hinblick auf die Schulung jugendlicher Kader sind hier insbesondere der »Studentenbund Schlesien« (SBS) und die »Hochschulgruppe Pommern« (HGP) zu nennen, von denen ausgehend die »Göttinger Runde« organisiert wurde. Ein Spezifikum dieser Gruppen besteht darin, dass sie in Fiedlers damaligem Wirkungsfeld,

29 *Günter J. Trittel*, Die »verzögerte Normalisierung«: Zur Entwicklung des niedersächsischen Parteiensystems in der Nachkriegszeit, in: *Bernd Ulrich Hucker/Ernst Schubert/Bernd Weisbrod* (Hrsg.), Niedersächsische Geschichte, Göttingen 1997, S. 635–650, und *Bernd Weisbrod* (Hrsg.), Rechtsradikalismus in der politischen Kultur der Nachkriegszeit. Die verzögerte Normalisierung in Niedersachsen, Hannover 1995.

30 *Peter Dudek/Hans-Gerd Jaschke*, Entstehung und Entwicklung des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Zur Tradition einer besonderen politischen Kultur, Bd. 1, Opladen 1984.

31 Fiedler war NPD-Mitglied Nr. 162. Der im Nachlass vorliegende Parteimitgliedsausweis vermerkt zwar die Angabe »Datum der Aufnahme: 10.1.1965«, jedoch liegt auch ein »Vorläufiger Mitgliedsausweis« bei (ohne Datum); die niedrige Mitgliedsnummer 162 spricht eher dafür, dass er tatsächlich Gründungsmitglied war, ebenso wie seine vorherige Mitgliedschaft in der DRP.

32 Hans-Michael Fiedler an den Buchdienst Nord am 7.3.1997, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 3.11, Blatt 195.

33 Hans-Michael Fiedler an Gerhard Frey am 4.8.1982, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 4.6, Blatt 170.

der Göttinger Universität, auf die bereits bestehenden Strukturen der Vertriebenenverbände aufsattelten und von Fiedler neu ausgerichtet und radikalisiert wurden.[34] Aus ihrem Reservoir gründete er eigene politische Zirkel, in denen er zum Mentor bekannter Szenegrößen avancierte, unter ihnen als prominentestes Beispiel Holger Apfel[35], als dessen politischer Ziehvater Fiedler gilt (vgl. Kapitel III).

Zusätzlich basierte Fiedlers Rolle als Multifunktionär wesentlich auf seiner Vernetzung mit bedeutenden Rechtsradikalen: So war er freundschaftlich eng mit Jürgen Rieger[36] verbunden, mit dem er auch seine Überlegungen zur Schulung der Jugend im Rahmen seiner »Nationalen Bildungsarbeit« konzipierte. Sie hatten sich über den »Bund Heimattreuer Jugend« (BHJ) kennengelernt[37], der ein zentraler Bündnispartner im Kontext von Fiedlers Organisationsaktivismus war[38] und wo Fiedler beispielsweise über »Alternativen einer Jugendpolitik«[39] referierte. Der BHJ war in den 1960er-Jahren einer der wichtigsten rechtsradikalen Jugendverbände neben der WJ, zu der Fiedler insbesondere personelle Verbindungen unterhielt, da Wolfram Nahrath, WJ-Bundesvorsitzender seit den 1970er-Jahren, zeitweise Fiedlers Rechtsvertreter und Vertrauter war, sogar dessen Nachlass regeln sollte[40] und gerade an Fiedlers Lebensende bemüht war, diesen in finanzieller Not zu unterstützen.[41]

Zentral für die Freundschaft zwischen Rieger und Fiedler war ebenfalls ihr gemeinsamer Aktivismus bei der »Aktion Widerstand«[42], die als außerparlamentarische Bewegung den Zerfallsprozess der parlamentarisch ausgerichteten »nationalen Opposition« (so die damalige Selbstbezeichnung) aufhalten beziehungsweise das nationale Lager durch eine aktionistisch ausgerichtete Strömung ergänzen sollte. Die Politologin Margret Feit weist darauf hin, dass die maßgeblich von NPD-

34 Vgl. *Katharina Trittel/Florian Finkbeiner*, Die radikale Rechte an der Georgia Augusta. Hans-Michael Fiedler und das Netzwerk des Ostpolitischen Deutschen Studentenverbandes (1965–1974), in: Göttinger Jahrbuch 69, 2021, S. 194–231.

35 Vgl. *Holger Apfel* (Hrsg.), Alles Große steht im Sturm. Tradition und Zukunft einer nationalen Partei, Stuttgart 1999; *ders.*, Irrtum NPD. Ansichten – Einsichten – Erkenntnisse. Ein Vierteljahrhundert in der NPD, Bad Schussenried 2017. Vgl. ebenfalls *Karsten Goll*, Biographisches Porträt. Holger Apfel, in: *Uwe Backes/Eckhard Jesse* (Hrsg.), Jahrbuch Extremismus & Demokratie 9, 2007, S. 226–236, hier: S. 234.

36 Der Rechtsanwalt Jürgen Rieger (1946–2009) war einer der bekanntesten neonazistischen Multifunktionäre in Deutschland. Er initiierte und unterstützte unzählige Vereine und Aktionen am rechten Rand organisatorisch wie finanziell und setzte sich vor allem in den 1990er-Jahren für eine Radikalisierung der NPD und deren Öffnung hin zu den Freien Kräften ein, vgl. *O. V.*, Wer ist Jürgen Rieger?, in: Antifaschistische Nachrichten 8, 1992, H. 10, S. 7–9, und *Christoph Schulze*, Rassismus in nationalsozialistischer Tradition. Der Neonazi Jürgen Rieger (1946–2009), Berlin 2020.

37 Ebd., S. 27.

38 Fiedler war vermutlich seit 1968 Mitglied im BHJ, 1973 vermutlich sogar Bundesvorstandsmitglied und trat seit 1970 als Referent bei weltanschaulichen Schulungen auf.

39 BHJ-Flugschrift zur »Kundgebung des Bund Heimattreuer Jugend zum Bundesjugendtag 1972« am 30.9.1972, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 4.5, Blatt 312.

40 Hans-Michael Fiedler an Wolfram Nahrath am 6.10.2002, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 4.6, Blatt 135.

41 Wolfram Nahrath an Hans-Michael Fiedler am 2.7.2005, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 4.5, Blatt 180.

42 Vgl. *Schulze*, Rassismus in nationalsozialistischer Tradition, S. 78.

Funktionären gegründete Organisation für die »Herausbildung der Neuen Rechten von Bedeutung« gewesen sei.[43] Seit Anfang der 1970er-Jahre trat Rieger auch regelmäßig als Referent bei Fiedlers Veranstaltungen auf, unter anderem bei der »Göttinger Runde«.[44]

Fiedlers Netzwerk wurde – das sei der Vollständigkeit halber erwähnt, aber nicht ausgeführt – auch durch seine publizistische Tätigkeit stabilisiert: Er schrieb in etlichen Zeitschriften, er lektorierte oder gab sie mit heraus (etwa die von ihm gegründete Zeitschrift »Missus«). Diese Organe dienten als »kommunikative Schnittstellen«, zu denen der Politologe Klaus Schönekäs auch »publizistische Agenturen« wie die Zeitschriften »Nation Europa« und »MUT« zählt.[45] Fiedler besetzte solche Schnittstellen und knüpfte über sie sein Netz noch enger – spätestens ab 1975, als er Redakteur bei »Nation Europa« wurde. Später schrieb er für »MUT«, heuerte 1976 beim »Deutschen Studenten-Anzeiger« an und gründete schließlich 1978 den »Deutschen Hochschul-Anzeiger«. Insbesondere »Nation Europa« erwies sich für Fiedler als Karrieresprungbrett und Vernetzungsplattform: Dort lernte er Peter Dehoust kennen, der zu einem zentralen Korrespondenzpartner für Fiedler wurde[46] und der unter anderem Mitglied der NPD, Vorstandsmitglied der »Gesellschaft für freie Publizistik«, der auch Fiedler angehörte, war, ebenso wie Mitbegründer des 1960/61 zeitweise verbotenen »Bundes Nationaler Studenten« und maßgebend im rechtsextremen »Hilfskomitee Südliches Afrika«, zu dem auch Fiedler rege Kontakte pflegte.

Fiedlers Umtriebigkeit ist typisch für die Transformationsphase Ende der 1960er-Jahre, als die Partei als organisatorische Form innerhalb des Rechtsradikalismus an Bedeutung verlor und sich Zirkel mit intellektuellem Anspruch um einschlägige Zeitschriften gruppierten[47], zu denen als einer der ersten in diesem Kreis auch Fiedler mit »Missus« zählte.[48] Diese Zirkel nahmen oftmals eine Brückenfunktion zwischen der radikalen Rechten, dem Rechtskonservatismus und der sogenannten Neuen Rechten ein[49], die sich dezidiert gegen die etablierten und parteipolitisch ausgerichteten Kräfte abgrenzte[50]; sie wollte im Gegensatz zu ihnen aktivistischer

43 *Feit*, Die »Neue Rechte« in der Bundesrepublik, S. 180.
44 Vgl. etwa *O. V.*, Die Neonazis und ihre Anwälte, in: Arbeiterkampf, 31.10.1977, o. S.
45 *Schönekäs*, Bundesrepublik Deutschland, S. 226.
46 Fiedler und Dehoust kannten sich spätestens seit 1972, vgl. Peter Dehoust an Hans-Michael Fiedler 30.3.1972, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 4.1, Blatt 133.
47 *Schönekäs*, Bundesrepublik Deutschland, S. 249 ff.
48 *Gregor Herrmann*, »Der Schoß ist fruchtbar noch« – Politischer und soziologischer Rechtsextremismus: Erscheinungsformen. Ursachen. Gegenstrategien, Innsbruck 1995, S. 17 ff.
49 Vgl. zur Diskussion darüber *Armin Pfahl-Traughber*, Brücken zwischen Rechtsextremismus und Konservativismus. Zur Erosion der Abgrenzung auf publizistischer Ebene in den achtziger und neunziger Jahren, in: *Wolfgang Kowalsky/Wolfgang Schroeder* (Hrsg.), Rechtsextremismus. Einführung und Forschungsbilanz, Opladen 1994, S. 160–182.
50 Vgl. *Roger Griffin*, Interregnum or Endgame? The Radical Right in the ›Postfascist‹ Era, in: Journal of Political Ideologies 5, 2000, H. 2, S. 163–178.

und antiparlamentarisch agieren und den subkulturellen, vorpolitischen Raum besetzen.[51] Diese Strategie wurde später als »Metapolitik« intellektuell veredelt.[52]

## III. Kaderschulung im vorpolitischen Raum

Aus diesem Paradigmenwechsel leitete Fiedler eine große Handlungsenergie ab, die er von Göttingen aus in einen vielschichtigen Eroberungsanspruch insbesondere des vorpolitischen Raumes transformierte, um die »Renaissance des völkischen Gedankens« und eine »Rückkehr des Nationalbewusstseins«[53] innerhalb der Jugend auch jenseits der NPD zu erreichen und durch den Ausbau seiner »Nationalen Bildungsarbeit«[54] eine »Kulturrevolution von rechts«[55] anzustoßen. Er imaginierte die durch den Generationenkonflikt der 1960er-Jahre politisierte (in seinen Augen aber durch die »Umerziehung«[56] deformierte) Jugend als opferbereites Kämpferpotenzial, aus deren Mitte er überparteiliche Kader für die »nationale Sache« formen und das stagnierende Lager vitalisieren könne. Im Zuge des beschriebenen Strategiewechsels kommt »der Jugend« als politischem Subjekt in Fiedlers Konzeption eine entscheidende Rolle zu; einer Gruppe, der – blickt man allgemein auf politischen Aktionismus und dessen Träger – oftmals eine erstaunliche Erklärungskraft zugeschrieben, die utopisch-hoffnungsvoll aufgeladen wird und die im Falle Fiedlers in letzter Konsequenz als nationalrevolutionäres Subjekt gewonnen werden soll.

Trotz der Tendenz, die »rebellische Jugend« im Gang der Historie als eher liberales und progressives Subjekt zu deuten, wird auch Rechtsradikalismus als Jugendphänomen diskutiert.[57] Fiedler selbst hat sich in seinen frühen Tagebüchern als »kämpfenden Jugendlichen«[58] stilisiert. Er wurde in einer Zeit politisiert, in der eine Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit deutlich vom Weg des wirtschaftlichen Aufstiegs, der Westbindung und den Machtkonstellationen des Kalten Kriegs überlagert wurde. Das »Demokratie lernen« – so ist bereits vielfach kritisch angemerkt worden – war für die allermeisten mehr eine Anpassung als ei-

51 Vgl. zur Definition einer »Neuen Rechten« *Armin Pfahl-Traughber*, Konservative Revolution und Neue Rechte. Rechtsextremistische Intellektuelle gegen den demokratischen Verfassungsstaat, Opladen 1998; *Martin Langebach/Jan Raabe*, Die »Neue Rechte« in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Fabian Virchow/Martin Langebach/Alexander Häusler* (Hrsg.), Handbuch Rechtsextremismus, Wiesbaden 2016, S. 561–592. Vgl. zur Forschungsdebatte und Kritik daran *Florian Finkbeiner*, Nationale Hoffnung und konservative Enttäuschung. Zum Wandel des konservativen Nationenverständnisses nach der deutschen Vereinigung, Bielefeld 2020, S. 63 ff.

52 Vgl. *Trittel/Isele/Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«, S. 67.

53 Tagebuch I 1966–1969, Eintrag vom 20.4.1966, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

54 Vgl. *Angermann*, Hans-Michael Fiedler.

55 Vgl. *Alain de Benoist*, Kulturrevolution von rechts. Gramsci und die Nouvelle Droite, Krefeld 1985.

56 Tagebuch II 1970–1972, Eintrag vom 28.3.1970, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

57 Beispielhaft *Martin Langebach*, Rechtsextremismus und Jugend, in: *Virchow/Langebach/Häusler*, Handbuch Rechtsextremismus, S. 375–441, hier: S. 375. Zur Einordnung in den Kontext der Jugendbewegung vgl. *Gideon Botsch/Josef Haverkamp* (Hrsg.), Jugendbewegung, Antisemitismus und rechtsradikale Politik. Vom »Freideutschen Jugendtag« bis zur Gegenwart, Berlin/Boston 2014.

58 Tagebuch I 1966–1969, Vorwort, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

ne Inkorporierung demokratischer Werte aus innerer Überzeugung heraus.[59] Denn es war gerade die – Ende der 1950er-Jahre vermeintlich nonexistente – Bindung an eine feste Ordnung aus Überzeugung und ein unter diese untergeordnetes Leben voller Disziplin, was Fiedler von sich selbst und insbesondere von seinen jugendlichen Kadern einforderte. Er stellte die Maxime auf, im »eigenen Denken und Fühlen Ordnung zu halten« und daraus sowie aus einem

> »rational begründbaren Leitsystem der Werte, eines ideologiefreien, realistischen Menschenbildes sowie der klaren Einsicht und Sprache, […] Konsequenzen für die Ordnung von Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und für den Stellenwert des Einzelnen in der Gemeinschaft zu ziehen«.[60]

Fiedlers Appell steht damit – wenig überraschend – im Gegensatz zu Anmerkungen, die Theodor W. Adorno bezüglich des »neuen Rechtsradikalismus« gemacht hat. Besonders »die Jugend« müsse gewarnt werden »vor dem Drill in jeglicher Gestalt« und »vor dem Kultus einer sogenannten Ordnung, die ihrerseits vor der Vernunft nicht sich ausweist, vor allem vor dem Begriff der Disziplin, die als Selbstzweck präsentiert wird, ohne dass auch nur noch die Frage ›Disziplin für was?‹ dabei gestellt würde«.[61] Konträr zu Fiedlers Forderung sieht Adorno nicht nur Disziplin als reinen Selbstzweck kritisch, sondern der Soziologe steht auch »der Idee« um ihrer selbst willen skeptisch gegenüber, krasser noch, er bezeichnet die inhaltlose Proklamation einer Idee, welcher die Jugend unkritisch folgen könnte, als Vulgäridealismus:

> »Das ist nämlich der Trick ›Man muss doch eine Idee haben‹. Das ist eine Sache, die man auch unter relativ harmlosen und nur beschränkten Menschen findet, die so sagen: ›Na ja, was soll aus dieser Jugend werden? Diese Jugend hat keine Idee, und die [Rechtsradikalen, K. T.] geben ihr doch wenigstens eine Idee.‹«[62]

Und in der Tat versuchte Fiedler, seinen Kadern »eine überzeugende und mit den Realitäten in Einklang stehende Idee« zu vermitteln, die auf eine »Massenbasis« verbreitet werden sollte, »die [es] ermöglicht, die Idee wirksam in politische Tat umzusetzen, damit die Masse der Bevölkerung die Idee akzeptiert und sich vom Kader führen lässt«.[63]

Doch diese Kader mussten erst geschaffen werden, denn auch für Fiedler galt: »Ohne Jünger kein Meister«[64] – auf diese schlichte, aber treffende Formel bringt

59 Vgl. exemplarisch *Birgit Schwelling*, Wie wurden aus Volksgenossen Staatsbürger? Der Wandel von Einstellungen und Mentalitäten nach dem Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik, in: *Wolfgang Bergem* (Hrsg.), Die NS-Diktatur im deutschen Erinnerungsdiskurs, Wiesbaden 2003, S. 41–57.

60 Hans-Michael Fiedler: Entwurf zu einem Rahmenplan nationaler Bildungsarbeit, 1973, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

61 *Theodor W. Adorno*, Aspekte des neuen Rechtsradikalismus. Ein Vortrag (1967), Berlin 2019.

62 Ebd., Pos. 437.

63 Hans-Michael Fiedler: Entwurf zu einem Rahmenplan nationaler Bildungsarbeit, 1973, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

64 *Franz Walter*, Rebellen, Propheten und Tabubrecher. Politische Aufbrüche und Ernüchterungen im 20. und 21. Jahrhundert, Göttingen 2017, S. 52.

der Politikwissenschaftler Franz Walter das Faktum, dass eine Person wie Fiedler in seiner Art, politisch zu agieren, auf Gefolgschaft angewiesen war. Diese sollte im vorpolitischen Raum rekrutiert werden, den es von Fiedlers Verständnis, was eine Partei leisten könne, abzugrenzen gilt. Denn obwohl Fiedler zeitlebens aktives NPD-Mitglied blieb, war er bereits 1966, also noch während des »nationalen Aufbruchs«, skeptisch, was in einer Partei erreicht werden könne: Gerade die Jugend sei zwar politisch interessiert, aber die »ideologische Verseuchung« habe es »mit sich gebracht, daß die natürliche Aktionsgemeinschaft Volk zerschlagen wurde«; man müsse sich darüber klar sein, »daß das Sympathisieren mit einer Partei und die partielle Zustimmung mit allgemein nationalen Parolen […] noch keine Renaissance des völkischen Gedankens darstellen«. Deshalb könne die Aufgabe der NPD nur im Sinne einer »Pionierarbeit« sein, »ganz allgemein eine Rückkehr des Nationalbewußtseins zu bewirken«.[65] Die eigentliche Basisarbeit aber geschehe im vorpolitischen Raum, in den sogenannten kleinen Gemeinschaften, die Fiedler der Organisationsform Partei gegenüberstellt. Diese hätten die Aufgabe, das »nationale Bewusstsein« zu formen und die »Volksgemeinschaft« zu erschaffen:

> »Jeder junge Mensch, den ich als Mitglied für den ›Bund für deutsche Schrift‹ werbe und ihn dazu bringe, auch geläufig deutsch zu schreiben, ist ein größerer Aktivposten der völkischen Sache als 100 Leute, die unverbindlich mit einer nationalen Partei sympathisieren! […] In den ›kleinen Gemeinschaften‹ ist es nun nötig, die Einflüsse des Parteiendenkens […] auszumerzen. Es muss eine junge Elite heranwachsen, die Volk und Reich als Ausgangspunkt allen politischen Denkens und Handelns ansieht und die bereit ist, bewußt in die Tagespolitik einzugreifen, die in den nächsten Jahren durch die heimliche bzw. unheimliche Hintergrundarbeit synarchistischer Studentengruppen, die die Parteien und Verbände gleichmäßig zum Ziele der Zusammenfassung aller ›staatstragenden‹ ideologischen Kräfte unterwandern, zu erwartende Verhärtung der innenpolitischen Front zwingt die Volkstreuen zu entschiedenerer Aktivität.«[66]

Geformt werden die »kleinen Gemeinschaften« im Alltag, wie Fiedlers begeisterte Schilderung eines Sommerlagers unterstreicht:

> »Der Geist ruhte, der Körper bekam endlich einmal sein Recht. Ich […] bin braun wie ein SA-Hemd. […] Ich glaube, in so einer Gruppe läßt sich als Modellfall das durchführen, was im Großen zur Schaffung der Volksgemeinschaft führen muß. Auf engem Raum treten die trennenden Ideologien und die egoistischen Separatinteressen zurück; das gemeinsame Empfinden und die Aktions-Gemeinschaft treten verstärkt hervor […]. Man kann sagen, daß so eine kleine Gemeinschaft ein sehr feines Gespür für Führerqualität und auch sonst für Leistungsvermögen hat. Zur Gesundung unseres Volkes wird es nötig sein, daß viele solche kleine Gemeinschaften entstehen und sich in sich festigen und mit den andern koordinieren. So können Fähige erkannt werden und bedürfen nicht mehr der albernen, ideologisch bedingten Zustimmung (= Wahl) aller […]. Und so können Kümmerlinge rechtzeitig erkannt und isoliert werden. Körperliche und geistige Gesundung gehen der seelischen

65 Tagebuch I 1966–1969, Eintrag vom 20.4.1966, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.
66 Ebd.

voraus; alle drei bedingen erst die völkische Wiedergeburt [und die] Selbstverwirklichung in der Volksgemeinschaft.«[67]

Fiedlers politischer Ausgangspunkt war seit jeher eine »totale«, aber nicht gewählte Repräsentanz des Volkes.[68] Früh schon definierte er sich selbst als Monarchist und kritisierte die »Ideologien unserer Zeit«[69], insbesondere den Marxismus und Liberalismus aufgrund ihres »unrealistische[n] Menschenbilds«. Er selbst sah sich als anti-ideologischen, selbstlosen Kämpfer für eine Einheit von Volk und Nation. In klassischer Manier des Antiliberalismus und Antisemitismus des 19. Jahrhunderts verdammte Fiedler die vermeintlich zersetzenden »reichsfeindliche[n] Kräfte«[70], die dieser Einheit entgegenstünden, wie etwa »Liberalisten und Rote, […] Klerikale und verblendete Kirchturmspolitiker«, sodass Fiedler Otto von Bismarck hinsichtlich dessen Einschätzung zustimmte: »›Der Liberalismus ist die Vorfrucht des Sozialismus.‹« An anderer Stelle nutzte er den klassischen Ausspruch Arthur Moeller van den Brucks: »›Liber‹ heißt frei; und Liberalismus und Libertinage sind Zwillingsgeschwister; und am Liberalismus gehen die Völker zu Grunde.«[71] Damit knüpft Fiedler an tradierte antiliberale Denkmotive aus dem 19. Jahrhundert an, die der Historiker Fritz Stern als »Kulturpessimismus« beschrieben hat.[72]

Zudem vertrat Fiedler ein elitäres Menschenbild des Führens und Geführtwerden-Wollens, das auch seiner Bildungsarbeit zugrunde lag. Eine kleine Anzahl wolle führen und habe gewisse »Fähigkeiten«, der »Volksgemeinschaft« zu dienen, während der übergroße Teil geführt werden wolle. Das dahinterstehende Ideal einer totalen Repräsentanz ist eng verbunden mit dem Eliten- und Kaderbild, das Fiedler von sich und seinen politischen Weggefährten entwarf. Nur eine Elite führe »zur Zucht gegen sich selbst, zum Dienst am Ganzen«[73] und könne als »echte Führungsschicht der Deutschen«[74] dienen. Das bedeutet: Nur wer (wie Fiedler) willens und fähig ist, Teil einer Elite zu sein, könne Teil eines Größeren sein – und nur dieses Größere wiederum schaffe durch Elitenherrschaft »nach innen Volkseinheit durch verantwortungsbewusste Führung«[75], wobei Fiedler eine naturalistisch-organizistische Volks- und Nationsvorstellung vertritt, das heißt, er definiert das Volk als Abstammungs- und Blutsgemeinschaft. In den 1970er-Jahren führte Fiedler noch deutlicher aus, dass das »deutsche Volk« eine »biologische Ganzheit« und »das

67 Vgl. hier und im Folgenden: Tagebuch I 1966–1969, Eintrag vom 5.6.1966, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

68 Vgl. hier und im Folgenden *Trittel/Isele/Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«, S. 21 ff.

69 Hier und im Folgenden, soweit nicht anders gekennzeichnet, *Hans-Michael Fiedler*, Monarchie – Fortschritt für Deutschland!, in: Missus, 1967, Nr. 15, S. 7–8, hier: S. 7.

70 Hier und im Folgenden *Hans-Michael Fiedler*, Bismarck, das Reich und die deutsche Zukunft, Alfeld 1994, S. 9.

71 *Hans-Michael Fiedler*, Staat ohne Volk? Es fehlen Mythen und Visionen, in: Nation Europa 7, 1990, S. 22–24, hier: S. 24.

72 Vgl. *Fritz Stern*, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Stuttgart 2005 [1961], beispielsweise S. 8–13.

73 *Fiedler*, Bismarck, das Reich und die deutsche Zukunft, S. 8.

74 *Hans-Michael Fiedler*, Wozu kämpfen – wenn nicht, um zu siegen, in: *ders.* (Hrsg.), Sturm im Osten, Flaute in Deutschland. Argumente für deutsche Politik, Alfeld 1992, S. 7–12, hier: S. 11.

75 *Fiedler*, Bismarck, das Reich und die deutsche Zukunft, S. 9.

Reich […] seine natürliche Ordnungsform«[76] sei. Die »Volksgemeinschaft« ist (in der Tradition des Antiliberalismus) dabei etwas Künstliches, das erst noch hergestellt werden müsse.[77]

Fiedler behauptete, dass sein Geschichtsbild »[s]chon seit frühester Jugend« an gefestigt war: »Das Bismarck-Reich war mir seither stets Richtschnur«[78], äußerte er rückblickend. Doch diese Ikonografie vom Deutschen Reich unter Bismarck, dem Wilhelminismus und der schicksalhaften Verbundenheit von Schlesien, Pommern und Sudetenland mit den »Deutschen« – wie sie für Fiedler aufgrund der vorpommerischen Familiengeschichte seiner Mutter selbstverständlich war – verlor im Zuge der gesellschaftlichen Liberalisierungstendenzen in den 1960er- und 1970er-Jahren seine politische Wirkkraft. Als Surrogat und Möglichkeit weiterhin anschlussfähig zu sein, wird die Nationalgeschichte herangezogen. Und trotz rigoroser Kritik an der bundesdeutschen Geschichtspolitik war Fiedler geradezu fasziniert, wie die »Umerziehung«[79] funktioniere. Damit schließt er an die Leiterzählung von Caspar von Schrenck-Notzing an, der das vermeintliche Umerziehungsprogramm in den 1960er-Jahren als »Charakterwäsche«[80] kritisierte.[81]

Mitte der 1970er-Jahre modifiziert sich – in Nuancen – Fiedlers politische Stoßrichtung, da er seinen Fokus nun noch stärker auf die jugendliche »geistige Elite«[82] verschob. Die Jugend, so hoffte Fiedler, leide noch nicht an einer »Schuldneurose«[83] (ein in rechtsradikalen Kreisen zu dieser Zeit weitverbreiteter Kampfbegriff, der maßgeblich von Armin Mohler geprägt wurde[84]), die »man den Deutschen jahrzehntelang eingeimpft hat«.[85] Diese Schuldneurose gelte es »von unten auf« mit dem Elan der Jugend wegzuspülen.[86]

---

76 *Hans-Michael Fiedler*, Die Rolle der CDU/CSU, in: Missus, 1976, Nr. 45, S. 8–9, hier: S. 8.

77 Vgl. zur Debatte um »Volk« und »Volksgemeinschaft« *Michael Wildt*, Volk, Volksgemeinschaft, AfD, Hamburg 2017.

78 *Hans-Michael Fiedler*, Biographische Skizze des Verfassers, in: *ders.*, Wächter am Tor. Gedichte, hrsg. v. *Jörg Hähnel*, Riesa 2009, S. 202–204, hier: S. 203.

79 *Hans-Michael Fiedler*, Schulbuch und Ideologie. Die deutsch-polnischen Schulbuchkonferenzen und ihre Hintergründe, in: Göttinger Skizzen. Informationen des ODS Göttingen 1, 1972, S. 3–6, hier: S. 3.

80 Vgl. *Caspar von Schrenck-Notzing*, Charakterwäsche. Die amerikanische Besatzung in Deutschland und ihre Folgen, Stuttgart 1965.

81 Vgl. zur Bedeutung dieses Kritikmodus in der radikalen Rechten *Finkbeiner*, Nationale Hoffnung und konservative Enttäuschung, S. 305 ff.

82 *Hans-Michael Fiedler*, Jugend im Aufbruch: Tendenzwende von links nach rechts, in: Missus, 1975, Nr. 42/43, S. 2–5, hier: S. 2.

83 Ebd., S. 4.

84 Vgl. beispielsweise *Armin Mohler*, Vergangenheitsbewältigung. Von der Manipulation zur Läuterung, Stuttgart 1968; *Armin Mohler/Anton Peisl* (Hrsg.), Die deutsche Neurose. Über die beschädigte Identität der Deutschen, Frankfurt am Main 1979.

85 Hier und im Folgenden *Hans-Michael Fiedler*, Das Deutschland-Bild im Unterricht, in: Missus, 1983, Nr. 60, S. 13–15, hier: S. 13.

86 Vgl. zum Komplex der »Schuldneurose« im Zusammenhang mit der »Vergangenheitsbewältigung« und dem dahinterliegenden Motiv der nationalen Reinigung und des Revisionismus *Florian Finkbeiner*, Armin Mohler und die Frühgeschichte der ›Neuen Rechten‹ in der Bundesrepublik Deutschland. Zum Wandel von Konservatismus, Nationalismus und Rechtsextremismus, in: *Armin Pfahl-Traughber* (Hrsg.), Jahrbuch für Extremismus- und Terrorismusforschung 2015/16, Bd. 1, Brühl 2016, S. 209–233, hier: S. 226 f.

Je älter Fiedler wurde, desto sicherer war er: Gegen Hedonismus, Konsumismus und deren »lebens- und volksfeindlichen Leitbilder«[87] sei eine neue Form der Kaderbildung nötig, die aktiv gegen solche Tendenzen arbeite. Noch in den 1980er-Jahren vermerkte Fiedler, sie würden in diesem Sinne »wieder an die Anfänge der Gö Runden anknüpfen, als wir aus dem Geist der konservativen Revolution heraus Ideologiekritik begannen«.[88]

Doch bereits 1973 leitete Fiedler die Notwendigkeit seiner »Nationalen Bildungsarbeit« in »kleinen Gemeinschaften« aus einer von ihm konstatierten Krise des nationalen Lagers – die ihren Niederschlag auch in den erläuterten Transformationsphasen findet – ab. Denn, so seine schonungslose Diagnose, jede Generation müsse von Neuem auch jenseits der Parteien gewonnen werden: »Wahlmisserfolge dürfen nicht Resignation hervorrufen – die Richtigkeit von Ideen und Weltanschauungen ist unabhängig von zufälligen Wählermehrheiten!«[89] Doch erweise sich die Rekrutierung deshalb als schwierig, weil sich die »marxistische Linke« aller »Schaltstellen der Ausbildung und Meinungsbildung« bemächtige, die »Gehirnwäsche« bereits an den Schulen einsetze[90], und es dadurch unmöglich werde, den jungen Menschen ein »unverfälschtes Bild der Geschichte«, eine »ideologiefreie Weltschau« oder eine »deutschen Interessen dienende politische Bewertungsgrundlage« zu vermitteln. Um hier eine »Tendenzwende«[91] einzuläuten, müssten Kader geschult werden, ein – so Fiedlers Anforderungsprofil – »körperlich und geistig gebildeter, freiheitlicher Mensch, der sich seines Volkstums und seiner Verantwortung für seine Nation bewußt ist sowie aktiv und selbstlos für ihre Erhaltung und Besserstellung eintritt«. Jemand, der seine »eigensüchtige[n] Ziele hinter die Interessen der Gesamtheit« stellt, gemäß der einschlägigen Parole: »GEMEINNUTZ GEHT VOR EIGENNUTZ!«[92]

Von derart ausgebildeten Kadern erwartete Fiedler eine »disziplinierte, umsichtige und den jeweiligen Umständen angepasste politische Aktivität«, ein Wirken als »GEISTIGER PARTISAN« und »ideologischer Blockadebrecher!«. Diese »junge[n] Exponenten der Rechten« würden – statt in den Schulen oder Parteien – schwerpunktmäßig in den von Fiedler eigens dafür ins Leben gerufenen Formaten wie der »Göttinger Runde« politisch und theoretisch geschult und zu Multiplikatoren ausgebildet. Als solche wirkten sie dann – hier zeigt sich eine für Metapolitik in

87 *Hans-Michael Fiedler*, Ist die Jugend unpolitisch geworden? Anmerkungen zur Sinnkrise unserer Zeit, in: Nation Europa 9, 1986, S. 3–10, hier: S. 7.

88 Tagebuch V, 1980–1990, Eintrag vom 18.5.1983, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

89 Soweit im Folgenden nicht anders gekennzeichnet, entstammen alle Zitate aus Hans-Michael Fiedler: Entwurf zu einem Rahmenplan nationaler Bildungsarbeit, 1973, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

90 Fiedler spielt eine interessante Rolle bei der Rekrutierung von politischen Kadern an den Göttinger Gymnasien. Vgl. dazu *Trittel/Isele/Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«, S. 56 ff., und *Andreas Speit*, Eine Robe macht keine weiße Weste, in: taz, 4.5.2022, URL: <https://taz.de/Richter-mit-rechtsextremer-Vergangenheit/!5847770/> [9.2.2023]. Die Wege dieser ehemaligen Schüler Fiedlers lassen sich unter anderem aufgrund von personenschutzrechtlichen Hürden nicht erschöpfend weiterverfolgen.

91 Diese Bezeichnung verwendet ein Göttinger Gymnasiast, der zu Fiedlers engsten Schülern in dieser Zeit gehörte: Christian Heck, vgl. *Heck*, Tendenzwende. Dass die Beteiligten glaubten, die Tendenzwende im eigenen Sinne sei in vollem Gange, zeigt beispielsweise *A. W.*, Klassenkampf im Klassenzimmer, in: Information, 1974, H. 3, S. 15–19.

92 Hervorhebung im Original. Hier und im Folgenden sind Hervorhebungen übernommen.

Vorfeldorganisationen charakteristische Strategie – insbesondere in parteifreie und unpolitische Gruppen hinein, um eine Verbreitung der eigenen Erkenntnisse »in großem Stil« unter der »noch nicht festgelegten Jugend« zu erreichen, »damit die geistige Isolierung und personelle Auszehrung der Rechten – und damit ihre politische Einflusslosigkeit – überwunden werden« könne.

### *Die »Göttinger Runde« im Rahmenplan nationaler Bildungsarbeit*

Von Fiedlers theoretisch-strategischen Schriften eignet sich insbesondere der »Rahmenplan nationaler Bildungsarbeit« von 1973 für eine Analyse seiner Kaderschulung, weil er umfassend Einblicke gibt, wie diese theoretisch konzipiert und praktisch realisiert wurde. Das gemeinsam mit Rieger ausgearbeitete Konzeptpapier wurde innerhalb von Fiedlers Gruppen verteilt und diente als Selbstvergewisserung hinsichtlich der strategischen Ausrichtung. Die Notwendigkeit eines solchen Rahmenplanes ergab sich für Fiedler aus dem Bedürfnis, seine Schulungsarbeit in ein politisches Gesamtkonzept einzubetten, um möglichst viele junge Menschen zu erreichen, die Gruppen koordinieren und ihre Schlagfähigkeit erhöhen zu können. Eine solche Organisation habe zudem den Vorteil, dass sie »unabhängig von Partei- und Vereinsdoktrinen, unabhängig vom aktuellen Tageskampf, bei möglichst großer Sicherung gegen Unterwanderung und Umfunktionierung, eine sachbezogene, durch sekundäre Abhängigkeiten nicht beeinträchtigte Bildungs- und Basisarbeit für Deutschland« leisten könne, so Fiedler. Diese Bildungsarbeit müsse dezentral organisiert werden, was Fiedler als »gekonntes Zersplittern« zur Verschleierung des wirklichen Apparats und zur Irreführung des Gegners, »teilweise auch zur harmlosen Firmierung« des eigentlich radikalen Anliegens bezeichnete – eine Strategie der Mimikry, die Anschlussfähigkeit suggeriert, um den radikalen Kern zu verschleiern: Denn das Programm müsse »rechts und national«, die »Grenze zum rein konservativen und christdemokratischen Bereich [aber] fließend sein«.

Ein Anhang an den Rahmenplan gibt Aufschluss darüber, in welche weltanschauliche Tradition Fiedler seine Arbeit stellte. In kritischer Auseinandersetzung mit »dem Liberalismus« und »dem Marxismus« solle Klarheit hergestellt werden, über »die biologische Bedingtheit menschlicher Existenz (Rasse, Familie, Volkstum; Evolution)« und die Fehlerhaftigkeit »dogmensetzender Ideologien und Offenbarungsreligionen«. Stattdessen solle eine »Verwirklichung des Lebenssinnes durch aktive Selbstgestaltung« und durch einen »Einsatz für das eigene Volk« angestrebt werden. Um dies zu erreichen, müssten insbesondere wissenschaftliche Erkenntnisse aus den Bereichen Anthropologie, Biologie, Ethnologie rezipiert werden. An dieser Stelle zeigt sich klar die Mitarbeit von Jürgen Rieger am Rahmenplan, der für diese Bereiche verantwortlich sein soll.[93]

93 Es folgen Literaturhinweise, welche die Einbindung Fiedlers in Diskussionen des Lagers abbilden (gelistet sind unter anderem Criticón, Deutscher Studentenanzeiger, Der Greif, Information, Missus, Neue Anthropologie, Nation Europa und NHB-Report) und die den Themen zugeordnet werden, die klassischerweise Bezugspunkte für die Extreme Rechte sind (unter anderem Anthropologie und Eugenik; Verhaltensforschung; Nationalismus; Konservatismus, Konservative; Liberalismus und Marxismus: Kultur- und Bildungspolitik).

Im Rahmenplan verbindet Fiedler seine theoretischen Ansichten mit einer politpraktischen Organisationsstruktur, mit dem Ziel, ein Netzwerk aus Vorfeldorganisationen aufzubauen, um dauerhafte Organisationsstrukturen in Südniedersachsen und darüber hinaus zu installieren. Im Zentrum seiner Konzeption steht der Kader, rekrutiert aus Fiedlers politischen Gruppierungen, von denen im Folgenden beispielhaft die »Göttinger Runde« (hier mit 2 markiert) als Herzkammer der Kaderschulung vorgestellt wird.

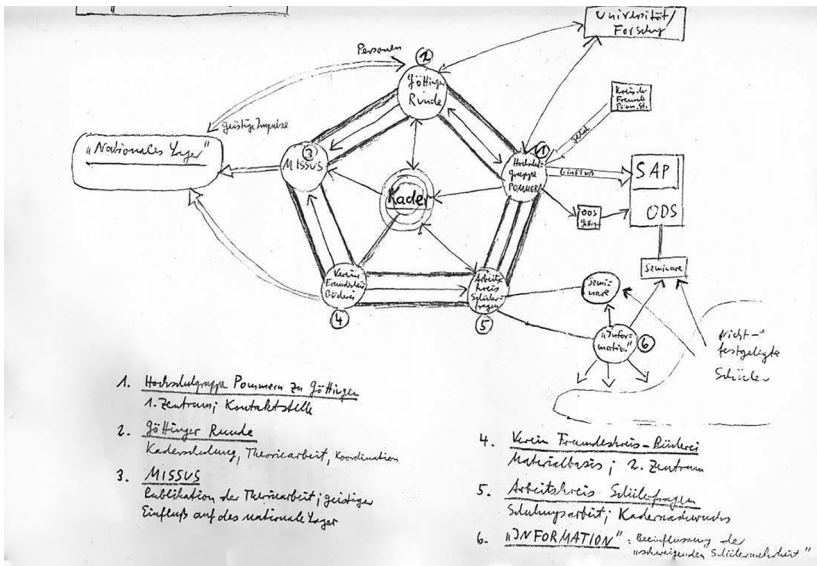


Abbildung 4: Handschriftliche Konzeptionsskizze von Fiedlers Organisationsschema der Kaderschulung. Nachlass Hans-Michael Fiedler, FoDEx. Fiedler, Hans-Michael: Entwurf zu einem Rahmenplan nationaler Bildungsarbeit, 1973, S. 6.

Das Organisationsschema besteht aus fünf Kernsäulen (vgl. Abbildung 4). Jede davon erfüllt einen spezifischen Zweck, doch alle ergänzen sich zugleich wechselseitig. Die erste Säule ist die HGP, die als Trägerin der »Göttinger Runde« und schon seit den 1950er-Jahren an der Universität Göttingen bestehende Vereinigung das Zentrum des Netzwerkes bilden soll, weil sie sowohl die finanzielle Basis bereitstellt als auch als Bindeglied zum universitären Umfeld fungiert. Die zweite Säule ist die »Göttinger Runde«. Diese von Fiedler ins Leben gerufene Seminarreihe wurde über 90-mal durchgeführt und gehört somit zu den konstantesten Institutionen im rechtsradikalen Lager überhaupt. Sie fungiert als gemeinschaftsbildendes Bindeglied zwischen Theorie und Praxis. Denn ihre theoretischen Impulse sollen über die eigene Zeitschrift »Missus« (die dritte Säule) der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, Personal an das Netzwerk binden und so »Einfluss auf das nationale Lager« nehmen. Mit der vierten und fünften Säule, dem »Verein Freundeskreis-Bücherei« und dem »Arbeitskreis Schülerfragen«, sollen niedrigschwellige Angebote

(Bereitstellung von Materialien und Seminaren) an potenziell interessierte Jugendliche gemacht werden. Hinzu kommt der »Kreis der Freunde Pommerscher Studierender«, der das Netzwerk zu einem guten Teil finanziert hat, und als sechste Säule die Schülerzeitschrift »Information«, die der »Beeinflussung der ›schweigenden Schülermehrheit‹« dienen sollte.

Der Rahmenplan sieht vor, dass ein Netz zwischen dem »nationalen Lager« und den »nicht-festgelegten Schülern« gesponnen wird. So soll das Lager durch effektive Kaderbildung personell wie theoretisch gestärkt und eine stabile »Bildungs- und Basisarbeit« aufgebaut werden, und zwar ganz wesentlich über die »Göttinger Runde«, die Fiedler 1969 – basierend auf einer gemeinsamen Idee mit Rieger – gründete, nachdem es ihm gelungen war, wesentliche rechte Strukturen an der Georgia Augusta zu reaktivieren oder gezielt zu unterwandern.[94] Er konstatierte:

> »Alle Ansätze einer Neubelebung unserer gesamtdeutschen Jugendarbeit gingen von Göttingen aus: die SCHÜLERARBEIT, die Arbeit an der nationalen THEORIE, sowie eben die Seminare der GÖTTINGER RUNDE – als Modell für Schulung und Theoriearbeit.«[95]

Fiedler war »stolz«[96] auf das regelmäßige Format, das aus seiner Sicht elementar für die Szene (nicht nur Niedersachsens) sei. Bereits 1971 notierte er im Tagebuch, die Runden seien sein »›zweites Kind‹ (nach Missus)«[97] und für das nationale Lager schon jetzt eine feste »Institution«[98], die andere Gruppen vitalisiere. Von ihnen ausgehend hätten etliche erst ihren Weg in seine politischen Gruppierungen gefunden, die ihren »geschrumpften Mitgliederbestand weidlich über die GÖTTINGER RUNDE« aufgefüllt hätten. Um weiter für Nachwuchs zu sorgen, hätten »die Göttinger Runden sich besonders der Heranführung der jüngsten Mitarbeiter, der 15–18jährigen, gewidmet«.[99]

Die »Göttinger Runde« wurde halbjährlich abgehalten, man tagte jeweils für ein Wochenende; neben Vorträgen und Diskussionssitzungen gab es auch Workshops zu tagesaktuellen Themen sowie ein rahmendes Abendprogramm. Die Zahl der Teilnehmenden variierte zwischen 20 und 40 Personen, hauptsächlich Männer. Neben Freunden und Funktionären seiner Gruppen sowie geistigen Gefährten aus der Region konnte Fiedler vor allem Studierende und Schüler, als Referenten jedoch auch zahlreiche profilierte Vertreter der radikalen Rechten gewinnen: Neben

94 Vgl. zu dieser Strategie am Beispiel der Göttinger Universität ausführlich *Trittel/Finkbeiner*, Die radikale Rechte an der Georgia Augusta.

95 *Karsten Sarnow*, Göttinger Runden. Seminare der jungen Rechten, in: Festschrift: »25 Jahre Hochschulgruppe POMMERN zu Göttingen. 19.12.1951–11.12.1976. Ein Leistungsbericht junger Deutscher«, o. S., FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 3.2, Blatt 95 ff. »Karsten Sarnow« ist ein Pseudonym Fiedlers.

96 *Hans-Michael Fiedler*, Vorbemerkung, in: Studentenbund Schlesien (Hrsg.), »Deutsche Bestandsaufnahme«. Tagungsprotokoll der 59. Göttinger Runde 6.–8.11.1998 in der Bildungsstätte Mitteldeutschland, S. 2, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 3.25, Blatt 135.

97 Tagebuch II, 1969–1971, Eintrag vom 26.2.1971, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

98 Tagebuch II, 1969–1971, Eintrag vom 5.10.1971, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler.

99 *Karsten Sarnow*, Göttinger Runden. Seminare der jungen Rechten, in: Festschrift: »25 Jahre Hochschulgruppe POMMERN zu Göttingen. 19.12.1951–11.12.1976. Ein Leistungsbericht junger Deutscher«, o. S., FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 3.2, Blatt 95 ff.

NPD-Größen wie Rieger und Apfel zählten vor allem die Publizisten Hans-Dietrich Sander, Hans-Ulrich Kopp und Reinhold Oberlercher sowie der Soziologe Robert Hepp dazu. Bei der Auswahl fällt auf, dass Fiedler Protagonisten aus verschiedenen Strömungen zusammenführte: Neben Funktionären aus dem NPD-Umfeld wie Günter Deckert und Peter Dehoust referierten auch solche aus dem nationalrevolutionären Spektrum im Umfeld der »Aktion Neue Rechte« wie Wolfgang Strauss. Aber auch zentrale Netzwerker der bis in die 1980er-Jahre bundespolitisch bedeutenden Vertriebenenverbände nahmen teil, wie etwa Christian Stoll oder Richard Eichler. Diese »Spannbreite«[100] sollte aus strategischen Gründen der Anschlussfähigkeit möglichst weit ausgereizt werden.

Die organisatorische Herzkammer der Seminarreihe war anfangs die HGP, die als »Träger«[101] fungierte, doch ab Mitte der 1970er-Jahre band Fiedler immer stärker Gruppierungen ein, die erst aus der »Göttinger Runde« hervorgingen, wie vor allem den SBS, der auf der 11. »Göttinger Runde« am 12.10.1974 entstand.[102] Diese Verquickung unterschiedlicher Organisationen hatte einen konkreten Nutzen: Neben den Doppelmitgliedschaften konnte Fiedler so Ressourcen abschöpfen und Kosten auf verschiedene Posten aufteilen.

Darüber hinaus hatte die »Göttinger Runde« mehrere Funktionen: Zentrale Anliegen waren Kaderschulung, Netzwerkarbeit und Koordination des nationalen Lagers. Der regelmäßige Austausch über mehrere Tage sollte nicht nur den Zusammenhalt stärken, sondern auch kontinuierlich Interessierte in den Bannkreis ziehen. Die Netzwerkstruktur sollte der Nukleus der Kaderschulung sein, um die Beteiligten durch verschiedene Formate (von Vortragsreihen bis zu lockeren Liederabenden) in ihren Überzeugungen zu bestärken.[103] Und tatsächlich gingen aus ihr zentrale Kader des rechtsradikalen Lagers hervor, wie sich an dem bereits erwähnten späteren NPD-Bundesvorsitzenden Holger Apfel verdeutlichen lässt. Dieser war bereits als Schüler im SBS aktiv[104], wo er über Fiedler und Mitglieder der JN Niedersachsen »nach und nach an die Partei herangeführt«[105] wurde. Er habe bereitwillig Propagandamaterial verteilt, das Fiedler ihm zugeschickt hatte[106], und alsbald entstand ein enger persönlicher Kontakt. NPD-Parteichef Udo Voigt betonte später folgerichtig, dass Apfels Sozialisation entscheidend durch den »Studienleiter des SBS, Hans-Michael Fiedler« und deren »verbundene Zusammenarbeit« geprägt

100 Ebd.

101 *Hans-Michael Fiedler*, Vorbemerkung, in: Studentenbund Schlesien (Hrsg.), »Deutsche Bestandsaufnahme«. Tagungsprotokoll der 59. Göttinger Runde 6.–8.11.1998 in der Bildungsstätte Mitteldeutschland, S. 2, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 3.25, Blatt 135.

102 Einladung zur Gründungsversammlung des Studentenbundes Schlesien vom 1.10.1974, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 3.9, Blatt 4.

103 Vgl. dazu auch *Trittel/Isele/Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«, S. 53.

104 *Goll*, Biografisches Porträt. Holger Apfel, S. 226; Im Hausbrief der Bildungsstätte Mitteldeutschlands Nr. 33 vom 15.2.2011, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 3.30, Blatt 169, heißt es zudem: »Wir kannten ihn [H. Apfel, K. T.] schon als 18-j., als er noch mit Borussia-Dortmund-Kutte zum 1. SBS-Sommerlager anrückte.« Vgl. zu Apfel auch *Trittel/Isele/Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«, S. 111 ff.

105 *Goll*, Biografisches Porträt. Holger Apfel, S. 234.

106 *Apfel*, Irrtum NPD, S. 39.

worden sei.[107] Über Fiedler trat Apfel 1989 in die NPD und JN ein.[108] Er bezeichnet Fiedler dezidiert als seinen »politische[n] Ziehvater und Lehrmeister«[109], dem er eine steile Parteikarriere verdanke. Es gelang dem Fiedler-Schüler später sogar, innerhalb der NPD das Thema der nationalen Jugendarbeit wieder stärker zu besetzen, dessen Bedeutung auch älteren Parteifunktionären klarzumachen und somit den Grad des Aktivismus zu erhöhen. Damit trug Apfel das Projekt, wofür Fiedler sein Leben lang politisch gekämpft hatte, weiter. Fiedler hatte Apfel schon sehr früh konsequent in die politische Arbeit eingebunden: Er nahm ihn mit zu Vertriebenentreffen, zu Parteitagen oder auch zu besonderen Szeneereignissen.[110] Begeistert besuchte der junge Apfel zudem regelmäßig Fiedlers »Göttinger Runde«.[111] Da Fiedler Partei- und Gremienarbeit stets ein »Gräuel« war, wie sich Apfel erinnert[112], übernahm dieser ab 1992 auch den NPD-Kreisverband Hildesheim von Fiedler (den dieser allerdings nach Apfels Weggang wieder leitete). Auch hieran wird deutlich, dass die Karriere von Apfel ohne Fiedler kaum so hätte verlaufen können; in den 1990er-Jahren organisierten sie die Parteiarbeit stets zusammen: »Wir telefonierten fast täglich, oft stundenlang, arbeiteten im NPD-Kreis und im Landesvorstand zusammen. Dort war er Schriftleiter des Niedersachsenspiegels und Schulungsleiter«, so Apfel.[113] Diese enge Kooperation sorgte dafür, dass die zuvor losen Verbindungen zwischen JN und SBS kontinuierlich gestärkt wurden und auch die »Göttinger Runden« in den 1990er-Jahren zu gemeinsamen Foren wurden[114], die parteilich organisierte Jugendliche und »freie Kader« verbanden.[115] Auch über die politische Arbeit hinaus blieben Apfel und Fiedler freundschaftlich verbunden.[116]

## Fazit und Ausblick

Im vorliegenden Beitrag wurde aus der Perspektive der akteurszentrierten Rechtsextremismusforschung das Augenmerk auf Hans-Michael Fiedler gelegt, dessen Bestrebungen zum Aufbau einer »Nationalen Bildungsarbeit« im Sinne einer politischen Kaderschulung untersucht und – verstanden als metapolitisch ausgerichtete Handlungsstrategie – in die Transformationsphasen des Rechtsradikalismus eingeordnet wurden. Diese dienten als Scharnier, um Fiedlers Kaderbildung anhand übergeordneter Entwicklungslinien bewerten zu können.

---

107 *Udo Voigt*, Der Bundesorganisationsleiter Holger Apfel, in: *Apfel*, Alles Große steht im Sturm, S. 325–340, hier: S. 330.
108 *Grumke/Wagner*, Handbuch Rechtsradikalismus, S. 233; *Voigt*, Der Bundesorganisationsleiter Holger Apfel, S. 330.
109 *Apfel*, Irrtum NPD, S. 42.
110 Ebd.
111 Ebd., S. 45.
112 Ebd., S. 41.
113 Ebd., S. 46.
114 Beispielhaft dafür steht ein Bericht über die 44. »Göttinger Runde« in der JN-Zeitschrift Einheit und Kampf, 1991, H. 4, S. 31, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 3.40, Blatt 191.
115 Vgl. SBS-Arbeitsplan 1993, FoDEx, Nachlass Hans-Michael Fiedler, Ordner 3.7, Blatt 223.
116 Die im Nachlass vorliegende persönliche Korrespondenz zwischen Fiedler und Apfel reicht bis ins Jahr 2014.

Fiedlers Strategie, insbesondere auch bis dato nicht politisierte Jugendliche ansprechen zu wollen, spricht für ein Agieren im metapolitischen Sinne. Hierbei setzte er zumindest während der 1970er-Jahre verstärkt auf »kleine Gemeinschaften«, die im vorpolitischen Raum mobilisieren und deren Strategie nicht auf die Erlangung von Macht im parlamentarischen Bereich abzielt, sondern darauf, junge Kader zu rekrutieren, um letztlich eine breite Massenbasis für Veränderung zu schaffen. Diese Strategie erscheint dann Erfolg versprechend, wenn ein Multifunktionär wie Fiedler zumindest partiell auf ein etabliertes Netz alteingesessener Protagonisten, das ihm Ressourcen zur Verfügung stellt, zurückgreifen oder sich dessen bemächtigen kann. In diesem Umfeld kann es ihm alsdann dank seines Charismas und seines organisatorischen Geschicks gelingen, Mobilisierungserfolge unter Jugendlichen zu erzielen, die sich durch seine Ansprache, seine Themen oder zumindest durch das aktivistische Versprechen adressieren lassen.

Der Rechtsextremismusforscher Fabian Virchow hat in seiner Einteilung »funktionaler Schlüsselfiguren« überzeugend dargelegt, dass starke Führungsfiguren in extrem rechten Bewegungen für deren politischen Erfolg konstitutiv sind.[117] Oftmals handele es sich hierbei um Personen, die in regionalen Kontexten aktiv seien und insbesondere aufgrund ihres Charismas Führungsqualitäten beanspruchten, wie es für Christian Worch als »Bewegungsunternehmer« bereits nachgewiesen wurde[118] und wie es auch für Fiedler Gültigkeit besitzt.

Die von Virchow im Zuge seiner Kategorisierung identifizierten Sozialfiguren bieten einen Kompass für die Bewertung Fiedlers, für den mehrere dieser Rollen zumindest partiell zuzutreffen scheinen. Die vollumfängliche Gültigkeit der Rolle des ›Mentors‹ wurde für Fiedler am Beispiel von Holger Apfel (weitere ließen sich ergänzen[119]) nachgewiesen. Es ist charakteristisch, dass Mentoren »häufig für außen stehende BeobachterInnen nur wenig sichtbar und in ihrer systematischen Bedeutung einschätzbar« sind.[120] Bezüglich des Aufbaus der »Göttinger Runde« kann man Fiedler ebenso – wie prototypisch durch Fabian Virchow an Michael Kühnen exemplifiziert[121] – als ›Pionier‹ bezeichnen, da er ein langlebiges Format schuf, dem er ein eigenes Sprachrohr und eine zumindest zeitweise funktionierende Ressourcenversorgung an die Seite stellte. Auch die im rechten Lager verbreitete Schlüsselfigur des ›Märtyrers‹ ist eine Stilisierung, die Fiedler in Bezug auf seine Person selbst zeitlebens vollzogen hat. Da diese Rolle aber auf äußere Resonanz angewiesen ist (der Akteur muss von anderen als Märtyrer gesehen werden), erscheint die Zuschreibung nur eingeschränkt als passend, da Fiedler gerade im Alter

117 *Virchow*, Führer und Schlüsselfiguren in extrem rechten Bewegungen.

118 Die Leerstellen in der Forschung zu Bewegungsunternehmern im rechtsextremen Spektrum sowie die theoretischen Grenzen und Möglichkeiten dieses Ansatzes sind dargelegt bei *Rainer Erb*, Protestorganisation und Eventmanagement. Der Typus des rechtsextremen Bewegungsunternehmers, in: *Andreas Klärner/Michael Kohlstruck* (Hrsg.), Moderner Rechtsextremismus in Deutschland, Hamburg 2006, S. 142–177.

119 Ein weiterer wichtiger Schüler von Fiedler ist porträtiert in *Trittel/Isele/Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«, S. 58–63. Dass seine Personalie bis heute Brisanz entfaltet, zeigt die mediale Berichterstattung, vgl. beispielhaft *Speit*, Eine Robe macht keine weiße Weste.

120 *Virchow*, Führer und Schlüsselfiguren in extrem rechten Bewegungen, S. 54.

121 Ebd.

zunehmend vereinsamte und selbstreferenziell agierte, obwohl die zu dieser Rolle gehörige »Unrechts- und Unmenschlichkeitserzählung [als] Teil eines […] Opferdiskurses«[122] von Fiedler sehr gepflegt wurde. Die Rolle des ›Veteranen‹ trifft freilich nicht für die analysierte, wohl aber für eine spätere Lebensphase Fiedlers zu. Wenn auch seine Anhängerzahl kleiner wurde, verkörperte er doch für nachwachsende Aktivisten und für die, die ihm treu blieben, die der Rolle eingeschriebene Standhaftigkeit durch jahrzehntelanges, kontinuierliches Engagement. Da Fiedler selbst eher versuchte, theoretisch zu wirken, mag die Rolle des ›Vordenkers‹ für ihn passender erscheinen als die des Aktivisten, zu dessen Repertoire zumindest die Möglichkeit der Gewalt zählt. Diese lehnte Fiedler zwar vordergründig ab, versammelte jedoch – auch im Umfeld der »Göttinger Runde« – gewaltvolle Aktivisten, von denen er sich nicht distanzierte[123], sodass die intellektuelle Attitüde eines ›Vordenkers‹ nicht nur rissig scheint, sondern auch – spricht man ihm diese Rolle ab – seine Wirkmacht einschränkt. Weitere Forschungen müssten zudem zeigen, inwiefern die in Rede stehende Rolle des ›Vernetzers‹, die Jürgen Rieger mit Sicherheit attestiert werden kann[124], auch für Fiedler stimmig ist. Legt man als Kriterium an, dass »Vernetzung im Sinne der Zusammenführung verschiedener Gruppierungen und loser Zusammenhänge« dort stattfindet, »wo zunächst oder vor allem regional verankerte politische Strukturen Teil nationaler oder gar internationaler Bewegungsaktivitäten werden«[125], gibt es in Bezug auf Fiedler hinreichend Indizien, ihn in dieser Rolle zu sehen.

Trotz dieser ersten Einordnungen und der identifizierten Potenziale des Ansatzes muss einschränkend angemerkt werden, dass die Frage nach Fiedlers Wirkmächtigkeit am Beispiel seiner »Nationalen Bildungsarbeit« auf diesem Forschungsstand noch nicht klar zu beantworten ist. Bezogen auf den theoretischen Hintergrund nahm Fiedler kaum avantgardistische Positionen ein, sondern orientierte sich vielmehr stark an den Granden der radikalen Rechten wie insbesondere an Mohler. Gleichwohl lässt er sich auf der aktivistischen Ebene als Vorreiter bezeichnen, da er antiparlamentarische und subkulturelle Gruppenstrukturen aufbaute und es ihm gelang, Institutionen wie die »Göttinger Runde« zu etablieren, auch, indem er ein Netzwerk wechselseitiger Abhängigkeiten unterschiedlicher Akteure voneinander organisierte. Zwar blieb der Rahmenplan einerseits ein Organisationsideal, doch wurden andererseits einige Punkte langfristig tatsächlich durchgesetzt. Zwar wurde keine Massenbasis erreicht und auch eine »Nationale Bildungsarbeit« nicht in dem Maß realisiert, wie Fiedler es erhofft hatte, aber die Grundstrukturen dieser Arbeitsaufteilung wurden so geschaffen, wie es der damals 30-Jährige ersonnen hatte. Zudem gelang es Fiedler bis Mitte der 1970er-Jahre, sich eine Organisationsstruktur zu schaffen, mit der er netzwerkartig sowohl die regionalen rechten (Hochschul-)Strukturen stärken als auch überregional wirken konnte und

122 Ebd.
123 Vgl. *Trittel/Isele/Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«, S. 102–108.
124 *Virchow*, Führer und Schlüsselfiguren in extrem rechten Bewegungen, S. 55.
125 Ebd., S. 56.

die er in den 1990er-Jahren (mithilfe von Apfel) mit seinem Engagement in der NPD synchronisierte.[126]

Der Prozess der Kaderrekrutierung der radikalen Rechten im Ausschnitt von Fiedler reiht sich ein in übergeordnete Entwicklungstendenzen der bundesdeutschen radikalen Rechten. Im Zuge der Ausweitung der antiparlamentarischen Stoßrichtung im Laufe der 1970er-Jahre versuchte auch Fiedler den für das Lager typischen Spagat zwischen vermeintlich theoretischer Intellektualisierung seines Anliegens innerhalb der Neuen Rechten und dem gewaltvollen Aspekt seines politischen Aktivismus. Des Weiteren lassen sich in Fiedlers Konzeption klare Kontinuitäten zur rechtsradikalen Bildungsarbeit (einer »braunen Pädagogik«) im historischen Verlauf erkennen: Dies gilt insbesondere für die von Botsch für diese als Charakteristika benannten Aspekte der Einordnung des Kaders in die ›Volksgemeinschaft‹, die Sicherstellung ihres Erhalts sowie eine Aktivierung zum »lebenslangen Kampf«.[127]

Folglich lässt sich abschließend festhalten: Die bisherige Auswertung der Primärbestände hat Erkenntnisse zu Kaderbildung und »Nationaler Bildungsarbeit« ermöglicht, doch steht eine systematische Rekonstruktion der umfassenden Strukturen und eine Theoretisierung der Netzwerkbildung um Hans-Michael Fiedler noch aus. Mit einer Untersuchung der Frage, inwiefern Fiedler nicht nur das lokale südniedersächsische Milieu gestaltete, sondern auch eine zentrale Instanz für die bundesweite Vernetzung des rechtsradikalen Lagers gewesen sein mag, ließe sich der akteurszentrierte Zugang ebenso wie die gesellschaftshistorische Perspektive empirisch weiter anreichern.

126 Dass Fiedler mit seiner Kaderschulung konkrete Erfolge zumindest in Göttingen erzielte, zeigt die Gründung des »Unabhängigen Schülerbundes« (USB), zunächst in Göttingen, später bundesweit, sowie die Kontinuität der »Göttinger Runde«. Die Phase seiner größten Wirkungsmacht liegt Mitte der 1970er- bis Anfang der 1980er-Jahre.

127 *Gideon Botsch*, Hundert Jahre Erziehung zu Gewalt und Hass. Zur Kontinuität rechtsextremer Jugendarbeit in Deutschland, in: *Vero Bock/Lucia Bruns/Christin Jänicke* u. a. (Hrsg.), Jugendarbeit, Polizei und rechte Jugendliche in den 1990er Jahren, Weinheim/Basel 2023, S. 106–118.

SEBASTIAN LOTTO-KUSCHE

# Der »Reichstag zu Flensburg« am 23. Mai 1975

Wendepunkt der extremen Rechten und selbst ernannter »Reichsbürger« zur Delegitimierung der Bundesrepublik

Der Schweizer Historiker Friedrich Gaupp schrieb in einer kleinen Studie über die »Fälschung der abendländischen Reichsidee« 1948: »Kein Begriff, der jemals für Millionen von Menschen einen lebenswichtigen Sinn hatte, ist heute so mit Schuld, Blut, Zerstörung und unmenschlichen Verbrechen beladen, beschmutzt und zersetzt, wie der Begriff des Reiches.«[1] Dies war eine Abrechnung mit der nationalsozialistischen Indienstnahme des Reichsmythos, dessen Anfang Gaupp jedoch bereits im Mittelalter bei dem sächsischen König Otto I. verortete, der nach einem Staatsstreich 962 die Reichsidee von einer universellen hin zu einer rein deutschen Vorstellung erhoben hatte.[2] Heute treten Einzelpersonen und Gruppierungen öffentlich als sogenannte Reichsbürger in Erscheinung, unter anderem als Protest gegen das von ihnen ausgemachte Establishment. In der öffentlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesen Personen wird als erster deutscher »Reichsbürger« meist der pensionierte Reichsbahnfahrdienstleiter Wolfgang Gerhard Günter Ebel aus Berlin-Zehlendorf genannt, der sich am 12. September 1985 in einem Brief an den Regierenden Bürgermeister von Berlin selbst zum »Generalbevollmächtigten des Deutschen Reiches« ernannt hatte.[3] In der Publizistik ist bisweilen zu lesen, dass zwei Rechtsterroristen – Manfred Roeder und Horst Mahler – die »Reichsbürger« erfunden hätten.[4]

Im Dezember 2022 ließ der Generalbundesanwalt gegen 25 Personen der Gruppe »Patriotische Union« Haftbefehle vollstrecken, weil der begründete Verdacht bestünde, sie hätten eine terroristische Vereinigung gegründet, die den demokratischen Staat mit militärischen Mitteln abschaffen wolle. 3.000 Polizisten waren gleichzeitig im Einsatz, um die Haftbefehle zu vollstrecken und zahlreiche Durchsuchungen durchzuführen. Die Putschisten planten eine Schattenarmee, eine designierte Reichsregierung war bereits projektiert und ein neues Staatsoberhaupt aus dem thüringischen Adelsgeschlecht der Reuß stand bereit. Letzteres verleitete

1 *Friedrich Gaupp*, Die Fälschung der abendländischen Reichsidee, Baden-Baden 1948, S. 13.

2 Vgl. ebd., S. 32 f. und 73; *Gabriel D. Rosenfeld*, Das Vierte Reich. Der lange Schatten des Nationalsozialismus, Darmstadt 2020, S. 78 f.

3 Vgl. *Andreas Speit*, Reichsbürger – eine facettenreiche, gefährliche Bewegung, in: *ders.* (Hrsg.), Reichsbürger. Die unterschätzte Gefahr, Berlin 2017, S. 7–21, hier: S. 11; *Frieder Günther*, »Die Uhr noch einmal zurückdrehen«: Die Reichsbürgerbewegung und die rechtlichen Narrative zum Fortleben des Deutschen Reiches nach 1945, in: *Christoph Schönberger/Sophie Schönberger* (Hrsg.), Die Reichsbürger. Verfassungsfeinde zwischen Staatsverweigerung und Verschwörungstheorie, Frankfurt am Main/New York 2020, S. 71–91, hier: S. 87; *Christoph Schönberger*, Geschichten vom Reich, Geschichten vom Recht: Der Fortbestand des Deutschen Reiches als rechtliche Imagination, in: ebd., S. 37–70, hier: S. 40–43.

4 Vgl. *Sven Felix Kellerhoff*, Zwei Terroristen erfanden die Reichsbürger, URL: <https://www.welt.de/geschichte/article206647955/Rechtsextremismus-Zwei-Terroristen-erfanden-die-Reichsbuerger.html> [19.3.2020].

einige Medien dazu, die Gruppe zu verharmlosen, dabei äußerte der mutmaßliche Anführer Heinrich XIII. Prinz Reuß offen antisemitische Ansichten und sah die Bundesrepublik als von den Alliierten beherrschten Staat.[5] Bereits die mediale Rezeption des schrulligen Eisenbahners Ebel führte zur Prägung des diffusen öffentlichen Bildes der »Reichsbürger« und letztlich zu einer Unterschätzung der Gefahr ihrer Aktivitäten für das demokratische Gemeinwesen. Erst der Mord an einem Polizisten 2016 im bayerischen Georgensmünd hat die Öffentlichkeit und auch die Forschung für das Thema sensibilisiert.

Der vorliegende Artikel verfolgt mehrere Ziele. Zunächst soll durch begriffliche Analysen und der Aufklärung des Forschungsstands zu diesem scheinbar neuen Phänomen das Verständnis dafür geschärft werden, ob und wofür die Bezeichnung »Reichsbürger« überhaupt ein tragfähiger Sammelbegriff ist. Danach sollen ideengeschichtliche, organisationsgeschichtliche und sozialgeschichtliche Ursprünge der »Reichsbürger« dargestellt werden. So müssen sowohl die Legendenbildungen um die letzte deutsche Reichsregierung zu Kriegsende 1945 beleuchtet werden als auch die Vorstellungen vom Fortbestand des Deutschen Reiches in rechtsextremen Parteien wie der »Sozialistischen Reichspartei« (SRP), der »Deutschen Reichspartei« (DRP) und der »Nationaldemokratischen Partei Deutschlands« (NPD). Darüber hinaus stehen wichtige Einzelakteure – allen voran Manfred Roeder – im Fokus der Betrachtung. Als weitere prägnante Figur ist dabei insbesondere Thies Christophersen und die extreme Rechte in Schleswig-Holstein genau in den Blick zu nehmen. Als bislang kaum beachtetes Ereignis wird der sogenannte Reichstag zu Flensburg erstmals zeithistorisch, auf der Grundlage eines umfangreichen Quellenkorpus in seiner Realgeschichte sowie seiner Bedeutung für die Szene analysiert. In einem Schlusskapitel wird die weitere Geschichte der »Reichsbürger« in ihren ideologischen Kontinuitäten betrachtet, um im Resümee die »Reichsbürger« in ihrer zeithistorischen Dimension einzuordnen.

## I. Forschungsstand und begriffliche Probleme

Um sich über das Phänomen »Reichsbürger« zu informieren, gehen viele Interessierte den Weg über die Verfassungsschutzberichte des Bundes und der Länder. Im Bericht für das Jahr 2022, der vom Bundesministerium des Innern und für Heimat publiziert wurde, werden »Reichsbürger« und »Selbstverwalter« in einem eigenen Kapitel als Gruppierungen oder Einzelpersonen beschrieben, die die Existenz der Bundesrepublik Deutschland ablehnen. Gleichzeitig wird hier konstatiert, dass sich diese beiden Gruppen allerdings aufgrund ihrer ideologischen Heterogenität nicht trennscharf unterscheiden lassen.[6] Zwar wird behördlicherseits eingestanden, dass es »ideologische Überschneidungen«[7] zur rechtsextremen Szene gibt, von den 23.000 erfassten Personen bundesweit, die der »Reichsbürger«- und »Selbstver-

5 Vgl. *Maik Baumgärtner/Jörg Diehl/Matthias Gebauer* u. a., Alarm vor »Tag X«, in: Der SPIEGEL, 10.12.2022; *dies.*, Codename »Krone«, in: Der SPIEGEL, 17.12.2022.

6 Vgl. Bundesministerium des Innern und für Heimat (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 2022, Berlin 2023, S. 104.

7 Ebd., S. 105.

walter«-Szene zugerechnet werden, seien davon allerdings nur 1.250 betroffen, das heißt etwas mehr als 5 %.[8] In Schleswig-Holstein werden im Verfassungsschutzbericht 2022 ähnliche inhaltliche Bewertungen in einem wiederum extra eingefügten Kapitel vorgenommen; hier wird die Szene im Berichtsjahr 2022 auf 640 Personen taxiert, von denen nur 13 Anhänger als rechtsextremistisch eingestuft werden.[9] Das wären sogar nur circa 2 %. Der Politikwissenschaftler Christoph Schulze schätzt dagegen, dass die Mehrzahl der »Reichsbürger« rechtsextrem orientiert ist.[10] Es drängt sich der Eindruck auf, dass die Verfassungsschutzämter mit diesem scheinbar neuen – erst seit Dezember 2016 als »Sammelbeobachtungsobjekt« im Visier befindlichen – Phänomen konzeptionell überfordert sind.[11] Was sagt die politik- und sozialwissenschaftliche respektive die zeithistorische Forschung zu diesem und weiteren angrenzenden Phänomenen?

### *Forschungsstand*

Der Forschungsstand zur Geschichte der deutschen (extremen) Rechten ist – auch aufgrund früher verdienstvoller Studien[12] – als umfangreich[13], aber fragmentiert zu beschreiben.[14] Es gibt viele Lücken beziehungsweise ältere Studien werden kaum rezipiert. Dominik Rigoll und Laura Haßler argumentieren in ihrem aktuellen Forschungsbericht, dass sich die radikale Rechte nur verstehen lässt, wenn man auch die »Gemäßigten« und die gegenseitigen Beeinflussungen und Abgrenzungen dieser Großgruppen in die Betrachtung einbezieht.[15] Die beiden Autor*innen plädieren dafür, die extreme Rechte nicht mithilfe von Faschismus-, Radikalismus- oder Extremismustheorien fassbar zu machen, sondern mithilfe der zeithistorischen Nationa-

8 Vgl. ebd., S. 105.
9 Vgl. Landesregierung Schleswig-Holstein, Verfassungsschutzbericht 2022, Drucksache 20/1021, S. 65.
10 Vgl. *Christoph Schulze*, Rechtsextremismus. Gestalt und Geschichte, Bonn 2022, S. 145.
11 Vgl. *Paul Wellsow*, Kein Frühwarnsystem. Eine Spurensuche nach den Reichsbürgern in Verfassungsschutzberichten, in: *Speit*, Reichsbürger, S. 159–178, hier insb. S. 159.
12 Vgl. *Kurt P. Tauber*, Beyond Eagle and Swastika. German Nationalism since 1945, Middletown 1967; *Kurt Hirsch*, Signale von rechts: 100 Jahre Programme der Rechtsparteien, München 1967. Zum Wirken von Kurt Hirsch vgl. den Artikel von Yves Müller in diesem Band.
13 Vgl. als aktuellen und verdienstvollen Überblick *Dominik Rigoll/Laura Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten. Teil 1: Ansätze und Akteur*innen, in: AfS 61, 2021, S. 569–611, hier: S. 573.
14 Für eine Auswahl relevanter Überblicksdarstellungen vgl. *Peter Dudek/Hans-Gerd Jaschke*, Entstehung und Entwicklung des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Zur Tradition einer besonderen politischen Kultur, Opladen 1984; *Richard Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik. Entwicklung – Ursachen – Gegenmaßnahmen, Opladen 1989; *Gideon Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, Bonn 2012; *Armin Pfahl-Traughber*, Rechtsextremismus in Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme, Wiesbaden 2019; *Schulze*, Rechtsextremismus.
15 Vgl. *Rigoll/Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten, S. 569. In diesem Sinne sind neueste Studien hier von besonderem Erkenntniswert: vgl. *Moritz Fischer*, Die Neue Rechte im letzten Jahrzehnt der Bonner Republik. Armin Mohler, Franz Schönhuber, Hellmut Diwald und die Gründung des »Deutschlandrats« 1983, in: VfZ 71, 2023, S. 111–153.

lismusforschung.[16] Sie unterscheiden zunächst zwischen *organisierten Rechten*, womit Vereinigungen gemeint sind, die ihrem Selbstverständnis nach die Interessen der »Nation« erkennen und vertreten, und *integrierten Rechten*, die nur in ihrem privaten Umfeld oder durch Wahlen nationalistisch handeln. Insgesamt würden diese beiden Gruppen die *nationalistische Bewegung* bilden, die allerdings extrem zerstritten sei.[17] Weiterhin unterscheiden die Autor*innen zwischen einem *partialen Nationalismus*, gemeint ist damit eine nationale Rekonfiguration der staatlichen und wirtschaftlichen Ordnung, und einem *integralen Nationalismus*, der die gesamte Bevölkerung nationalistisch – durch den Einsatz rassistischer und eugenischer Exklusion und Inklusion – rekonfigurieren will.[18] Mit diesem begrifflichen Grundgerüst kritisieren Rigoll und Haßler das vorherrschende liberale Erfolgsnarrativ der Bundesrepublik in der Zeitgeschichtsforschung, in dem Nationalsozialisten nach 1945 meist nur als »Belastete« gesehen und diese nicht als nationalistisch *integrierte* wie *organisierte* Akteur*innen begriffen werden.[19] Diese Unterscheidungen taugen, um diese auch auf »Reichsbürger« und »Selbstverwalter« anzuwenden.

Ein lange vernachlässigtes Forschungsfeld[20] ist die Geschichte des Rechtsterrorismus, das jedoch in den letzten Jahren aufgrund öffentlicher Aufmerksamkeit, hervorgerufen durch den Mord an dem Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke 2019 und den Anschlag auf die Oberbürgermeisterkandidatin von Köln Henriette Reker 2015, eine beachtliche Entwicklung vollzogen hat.[21] Bevor der »Nationalsozialistische Untergrund« (NSU) 2011 enttarnt wurde, waren sich die meisten Politiker*innen und Wissenschaftler*innen einig gewesen, dass das Gefährdungspoten-

16 Vgl. *Rigoll/Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten, S. 571 und 574. Auch Gideon Botsch kritisiert insbesondere »Rechtsextremismus« als wissenschaftliches Konzept und plädiert für eine Betrachtung des Nationalismus beziehungsweise genauer der »nationalen Opposition«, vgl. *Gideon Botsch*, Warten auf den Tag X. Radikaler Nationalismus und extreme Rechte 1949–1989, in: *Elke Seefried* (Hrsg.), Politische Zukünfte im 20. Jahrhundert. Parteien, Bewegungen, Umbrüche, Frankfurt am Main/New York 2022, S. 193–213, hier: S. 198.

17 Vgl. *Rigoll/Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten, S. 571.

18 Vgl. ebd., S. 571 f.

19 Vgl. ebd., S. 588–591.

20 Vgl. *Carola Dietze*, Ein blinder Fleck? Zur relativen Vernachlässigung des Rechtsterrorismus in den Geschichtswissenschaften, in: *Tobias Freimüller/Kristina Meyer/Tim Schanetzky* u. a. (Hrsg.), Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projektes, Göttingen 2020, S. 189–205; *Samuel Salzborn*, Der vergessene Terrorismus. Über die Dethematisierung des rechten Terrors in der Bundesrepublik, in: *Vojin Saša Vukadinović* (Hrsg.), Rassismus. Von der frühen Bundesrepublik bis zur Gegenwart, Berlin/Boston 2023, S. 525–541.

21 Vgl. die frühe Studie von Rainer Fromm zu den »Wehrsportgruppen«: *Rainer Fromm*, Die »Wehrsportgruppe Hoffmann«: Darstellung, Analyse und Einordnung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen und europäischen Rechtsextremismus, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1998; *Bernhard Rabert*, Links- und Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik Deutschland von 1970 bis heute, Bonn 1995; *Sebastian Gräfe*, Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik Deutschland. Zwischen erlebnisorientierten Jugendlichen, »Feierabendterroristen« und klandestinen Untergrundzellen, Baden-Baden 2017; *Barbara Manthe*, »Blinde Flecken«. Unbekannte Orte des Rechtsterrorismus in Deutschland, in: *Jana Kärgel* (Hrsg.), Terrorismus im 21. Jahrhundert. Perspektiven, Kontroversen, blinde Flecken, Bonn 2021, S. 224–257; *Barbara Manthe*, On the Pathway to Violence: West German Right-Wing Terrorism in the 1970s, in: Terrorism and Political Violence 33, 2021, S. 49–70; *dies.*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren. Die Kühnen-Schulte-Wegener-Gruppe und der Bückeburger Prozess 1979, in: VfZ 68, 2020, S. 63–93.

zial des Rechtsterrorismus als gering einzuschätzen sei.[22] Das Thema »Leugnung der NS-Massenverbrechen«, das für das Milieu der »Reichsbürger« eine zentrale Bedeutung hat, ist intensiv beforscht worden, insbesondere in den 1990er-Jahren im Kontext des Prozesses des Holocaustleugners David Irving gegen Deborah Lipstadt.[23]

Eine Gesamtdarstellung zu den deutschen Reichskonzeptionen steht aus, aber es gibt Vorarbeiten. Neben der bereits genannten frühen Arbeit von Gaupp ist die wohl wichtigste historiografische Veröffentlichung zur Gesamtgeschichte des Reichsmythos bis 1945 die bereits 1988 erschienene Studie »Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus« von Jost Hermand.[24] Für die Nachkriegszeit hat der amerikanische Historiker Gavriel D. Rosenfeld 2019 ein Buch zum Reichsmythos insbesondere nach 1945 vorgelegt, das unter dem Titel »The Fourth Reich« erschien.[25] Bis dato gab es wenig seriöse Forschung zum Schreckensbild eines »Vierten Reichs«, obwohl seit den 1970er-Jahren in der Populärkultur entsprechende fiktionale Darstellungen enorm beliebt wurden. Dabei warnen seit Jahrzehnten insbesondere internationale Tageszeitungen vor einem solchen Szenario.[26]

Durch das zunehmend forschere Auftreten von »Reichsbürgern« und »Selbstverwaltern« seit den 2010er-Jahren gegenüber staatlichen Behörden und Ämtern begann die wissenschaftliche Beschäftigung mit sich selbst als »Reichsbürger« bezeichnenden Personen in verwaltungswissenschaftlichen[27] und später in juristischen[28] Fachzeitschriften. Diese Publikationen befassten sich insbesondere mit verwaltungspraktischen Problemen im Umgang mit »Selbstverwaltern« und der komplexen staats- und völkerrechtlichen Geschichte der Bundesrepublik.[29] Einschlägige Forschungen zu »Reichsbürgern« und »Selbstverwaltern« sind heute meist politik-

22 Vgl. ebd., S. 66.

23 Vgl. *Armin Pfahl-Traughber*, Die Apologeten der »Auschwitz-Lüge« – Bedeutung und Entwicklung der Holocaust-Leugnung im Rechtsextremismus, in: Jahrbuch Extremismus & Demokratie 8, 1996, S. 75–101; *Wolfgang Benz*, Die »Auschwitz-Lüge«, in: *Ingrid Böhler/Rolf Steininger* (Hrsg.), Der Umgang mit dem Holocaust: Europa – USA – Israel, Wien/Köln etc. 1994, S. 103–115; *Klara Obermüller*, Die »Auschwitz-Lüge«, in: *Gudrun Hentges* (Hrsg.), Antisemitismus. Geschichte – Interessenstruktur – Aktualität, Heilbronn 1995, S. 153–168; *Elke Mayer*, Verfälschte Vergangenheit. Zur Entstehung der Holocaust-Leugnung in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung rechtsextremer Publizistik von 1945 bis 1970, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2003.

24 Vgl. *Jost Hermand*, Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1988.

25 Vgl. *Gabriel D. Rosenfeld*, The Fourth Reich. The Specter of Nazism from World War II to the Present, Cambridge 2019; *ders.*, Das Vierte Reich.

26 Vgl. ebd., S. 12 f., 32 und 244–283.

27 Vgl. *Christa Caspar/Reinhard Neubauer*, Durchs wilde Absurdistan – oder: Wie »Reichsbürger« den Fortbestand des Deutschen Reiches beweisen wollen, in: Landes- und Kommunalverwaltung 22, 2012, H. 12, S. 529–537.

28 Vgl. *Moritz Vormbaum*, »Reichsbürger« und Strafrecht, in: Juristische Rundschau, 2017, H. 10, S. 503–512; *Christian Waldhoff*, Staat und Verfassung – Vom Bismarckreich bis zu den »Reichsbürgern«. Zur Reichsgründung vor 150 Jahren, ihrer Bedeutung unter dem Grundgesetz und zu Fehlinterpretationen in der Gegenwart, in: Juristische Schulung 61, 2021, H. 4, S. 289–297.

29 Vgl. insb. *Dirk Wilking* (Hrsg.), »Reichsbürger«. Ein Handbuch, Potsdam 2017 (zuerst 2015); *Schönberger/Schönberger*, Die Reichsbürger.

wissenschaftlich angelegt und untersuchen die politischen Zielsetzungen der verschiedenen Gruppierungen, jene betrachten die Zeit nach 1945 aber meist als bloßes Prequel der heutigen Szene.[30] So argumentiert auch Christoph Schulze, der das verbindende Element in dem Glauben der Szene sieht, die Bundesrepublik sei ein illegitimer Staat.[31] Der Politikwissenschaftler Jan Rathje hat dagegen in seiner 2017 erschienenen Analyse der Szene einige wichtige Unterscheidungen vorgenommen und angefangen, den historischen Aspekt ernsthaft zu betrachten, worauf im späteren Verlauf noch eingegangen werden soll.[32]

### *»Das Reich« – ein diffuser, belasteter Begriff*

Nimmt man eine dezidiert historische Perspektive in Bezug auf »Reichsbürger« ein, dann lassen sich ideen- und sozialgeschichtliche Kontinuitäten erkennen. Der Begriff »Reich« meint auf Deutschland bezogen eine politische Formation sowie gleichzeitig einen Raum. Christlich-theologische Konnotationen reichen bis zur chiliastischen Vorstellung des endgültigen Reiches Gottes auf Erden zurück. Das erste politische System, das von der Völkischen Bewegung als »Reich« bezeichnet wurde, war das »Heilige Römische Reich Deutscher Nation«, das nach deren Darstellung Karl der Große um 800 gegründet hatte und das durch die Niederlage gegen Frankreich 1806 untergegangen sein soll. Mit dem zweiten deutschen Reich wird nach dieser Logik das Deutsche Kaiserreich, das als politische Formation von 1871 bis 1918 bestand, bezeichnet. Mit dem »Dritten Reich« bezeichneten insbesondere die Nationalsozialisten selbst die Herrschaft Hitlers nach der Machtübernahme, 1939 wurde der Begriff von Hitler für die Propaganda verboten und durch »Großdeutsches Reich« ersetzt.[33] Nimmt man die juristische Perspektive ein, könnte man streng genommen eine Existenz des Deutschen Reiches, das 1871 gegründet wurde, bis 1945 oder sogar – zumindest als nicht mehr handlungsfähiges Rechtssubjekt – bis heute annehmen.[34]

Eine wichtige Rolle für die Herausbildung der Reichslegende spielte die nationalistische Völkische Bewegung, die im 19. Jahrhundert auch in Deutschland entstand. Rüdiger vom Bruch und Günter Hartung haben in ihren im »Handbuch zur Völkischen Bewegung« enthaltenen Artikeln zum Wandel der Milieus und zur Völkischen Bewegung im sich gerade erst gegründeten Deutschen Kaiserreich darauf hingewiesen, dass sich im Laufe der 1880er-Jahre völkische, antisemitische und rassistische Tendenzen miteinander zu verschmelzen begannen; prägend wurden hier die Flotten- und Kolonialvereine sowie später der »Alldeutsche Verband«, der

30 Vgl. *Anna-Maria Haase*, »Reichsbürger und Selbstverwalter« im Kontext politisch motivierter Gewalt in Sachsen, in: Totalitarismus und Demokratie 15, 2018, S. 47–71; *Jan Freitag/Michael Hüllen/Yasemin Krüger*, Entwicklung der Ideologie der »Reichsbürger«, in: Jahrbuch Extremismus & Demokratie 29, 2017, S. 159–174.

31 Vgl. *Schulze*, Rechtsextremismus, S. 163.

32 Vgl. *Jan Rathje*, Reichsbürger, Selbstverwalter und Souveränisten. Vom Wahn des bedrohten Deutschen, Münster 2017.

33 Vgl. *Rosenfeld*, Das Vierte Reich, S. 33–40.

34 Vgl. *Günther*, »Die Uhr noch einmal zurückdrehen«, S. 77–86.

»Deutsche Ostmarkenverein« und der »Deutsche Wehrverein«.[35] Diese Nationalisten entwarfen somit bereits einen *integralen Nationalismus*. Politisch organisierte sich diese Bewegung in der 1889 gegründeten »Deutschsozialen Partei« und der 1890 aus der Taufe gehobenen »Antisemitischen Volkspartei«, die wenig später in »Deutsche Reformpartei« umbenannt wurde.[36]

Eng verbunden mit dem einsetzenden Nationalismus ist die Entwicklung des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts. Ende des 19. Jahrhunderts wurde im Deutschen Kaiserreich über die Einführung eines einheitlichen Staatsangehörigkeitsrechts debattiert, dabei setzten sich die nationalistischen Kräfte durch, die den Erwerb der Staatsangehörigkeit fest an die Abstammung (»ius sanguinis«) binden wollten. So wurde im am 22. Juli 1913 verkündeten »Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz« nur die Abstammung als Möglichkeit der Ersterwerbung zugelassen, womit insbesondere Einwanderungs- und Ausländergruppen – besonders Polen und Juden – an der Erlangung der Staatsangehörigkeit gehindert werden sollten. Möglichkeiten zur Einbürgerung bestanden zwar formal weiter, wurden aber deutlich erschwert.[37] Nach dem politischen Untergang des Deutschen Kaiserreichs erschien der völkischen Rechten ein wiederzuerschaffendes Reich in der Weimarer Republik als mythischer Sehnsuchtsort.[38]

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten stieg der innenpolitische Druck gegenüber vermeintlichen »Reichsfeinden«. Auf dem Reichsparteitag in Nürnberg im September 1935 wurden eng verzahnt das »Reichsbürgergesetz« und das »Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« verkündet, womit ein nationalsozialistisches Staatsangehörigkeitsrecht beschlossen wurde, das nur Personen »deutschen oder artverwandten Blutes« die vollen politischen Rechte und Pflichten zusprach.[39] Zwar blieb die erst 1934 einheitlich eingeführte deutsche Staatsangehörigkeit bestehen, allerdings wurde diese als für alle Deutsche geltende Rechtsgrundlage damit faktisch abgeschafft und die Inhaber entweder als Juden oder »Zigeuner« gekennzeichnet.[40] Die Staatsangehörigkeit wurde in der Folge immer weiter entwertet. Für Juden und andere »Fremdrassige« regelte die 13. Verordnung zum Reichsbürgergesetz unter anderem, dass für diese Personengruppen die Strafverfolgung nur noch durch die Polizei und die SS erfolgen sollte und nicht mehr durch die Justiz.[41] Die Siegermächte hoben das »Reichsbürgergesetz« am 20. September 1945 zwar auf, gleichzeitig blieb die gesamtdeutsche Staatsbürger-

35 Vgl. *Rüdiger vom Bruch*, Wilhelminismus – Zum Wandel von Milieu und politischer Kultur. »Romantische Modernität« und »Nervöser Idealismus«, in: *Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht* (Hrsg.), Handbuch zur »Völkischen Bewegung«, München/New Providence etc. 1996, S. 3–21, hier: S. 17; *Günter Hartung*, Völkische Ideologie, in: ebd., S. 22–41, hier: S. 28.

36 Vgl. *Schulze*, Rechtsextremismus, S. 50.

37 Vgl. *Dieter Gosewinkel*, Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 2001, S. 311 und 324–326.

38 Vgl. *David Begrich/Andreas Speit*, »Heiliges Deutsches Reich«. Reichsidee und Reichsideologie der extremen Rechten, in: *Speit*, Reichsbürger, S. 22–40, hier: S. 30.

39 Vgl. *Gosewinkel*, Einbürgern und Ausschließen, S. 383–385.

40 Vgl. ebd., S. 188 und 388 f.

41 Vgl. *Cornelia Essner*, Die »Nürnberger Gesetze« oder die Verwaltung des Rassenwahns 1933–1945, Paderborn/München etc. 2002, S. 323.

schaft aber erhalten, um Reparationsforderungen – insbesondere die Sowjetunion beharrte darauf – gegen das Deutsche Reich juristisch nicht zu gefährden.[42]

Die Vorstellung, in einem »Vierten Reich« zu leben, war tatsächlich zunächst von deutschen Emigrant*innen, die vor den Nationalsozialisten geflüchtet waren, als Sehnsuchtsort für ein besseres Deutschland entwickelt worden. Doch nur wenig später hatten die Nationalsozialisten diese als Schimäre gegen die eigene Bevölkerung im Hinblick auf die Folgen der drohenden Niederlage genutzt. Recht schnell nach 1945 wurden Vorstellungen von einem »Vierten Reich« von der extremen Rechten positiv konnotiert und an sich gezogen, die damit zurück zum »Dritten Reich« und seinem rassistischen Bild von Bevölkerung kommen wollte.[43] Diese Ausführungen lassen die These zu, dass sich als »Reichsbürger« bezeichnende Personen klar in die historische Kontinuität eines biologistischen Bevölkerungsbildes stellen (lassen), das das scheinbar »Fremde« ablehnt, und somit – nach Rigoll/Haßler – einen *integralen Nationalismus* verfolgen. Bevor dieser These nachgegangen werden kann, muss noch der Blick darauf gerichtet werden, ob es seriöse Versuche gibt, die in der Öffentlichkeit »Reichsbürger« bezeichneten Gruppen weiter auszudifferenzieren.

Rathje hat eine Vierteilung des Milieus vorgeschlagen. Ideologische Klammer aller vier Gruppen sei die Bezugnahme auf den Mythos der »jüdischen Weltverschwörung«, der sich mit dem antimodernen Reichsmythos ab dem Ende des Ersten Weltkriegs verband. Nach 1945 wurde diese Erzählung notwendigerweise modernisiert, von extrem Rechten etwa als »Weltverschwörung gegen die Deutschen«. Es ist nach Rathje daher auch kein Zufall, dass Weltverschwörung, Reichsideologie und Holocaustleugnung gemeinsam auftreten. Alles habe eine entlastende Funktion für die Verantwortung der Deutschen an zwei Weltkriegen und den NS-Massenverbrechen. Rathje unterscheidet zwischen »Rechtsextremen seit 1945«, die aktiv in der extremen Rechten für ein Wiedererstehen des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937/1939 arbeiten, den »Reichsbürgern«, die in einem Deutschen Reich mit eigener Regierung – etwa der von Wolfgang Ebel geführten – zu leben glauben, »Selbstverwaltern«, die sich selbst verwalten und vermeintlich aus der Bundesrepublik Deutschland austreten wollen, und schließlich »Souveränisten«, die Deutschland weiterhin als besetztes, nicht souveränes Land sehen.[44] Ob diese Unterscheidungen tragen, soll am Ende des Beitrags beurteilt werden.

## II. Frühe Postulate der Reichskontinuität

Nach Hitlers Selbstmord wurde nach seinem testamentarischen Willen Karl Dönitz – wenn auch ohne Rechtsgrundlage – sein Nachfolger als Reichspräsident. Dönitz setzte sich mit einem Teil der Berliner Verwaltungs- und Funktionseliten des NS-

42 Vgl. *Gosewinkel*, Einbürgern und Ausschließen, S. 421–422; *Andreas von Arnauld*, Der völkerrechtliche Rahmen der Landesgründung, in: *Uwe Danker/Utz Schliesky* (Hrsg.), Die Landesgründung Schleswig-Holsteins im Jahr 1946. Verfassungsrechtliche und historische Aspekte eines demokratischen Experiments, Husum 2021, S. 43–74, hier: S. 50.

43 Vgl. *Rosenfeld*, Das Vierte Reich, S. 47–61 und 132–189.

44 Vgl. *Rathje*, Reichsbürger, Selbstverwalter und Souveränisten, S. 46–49 und 54–57.

Staats nach Flensburg ab und richtete dort einen provisorischen Regierungssitz ein. Dönitz autorisierte Alfred Jodl, am 7. Mai 1945 in Reims die bedingungslose Kapitulation an allen Fronten zu unterzeichnen, und wollte anschließend von seinem Amt zurücktreten.[45] Er wurde vom leitenden Minister der geschäftsführenden Regierung Johann Ludwig Graf Schwerin von Krosigk zum Bleiben bewegt, weil Dönitz als Person vermeintlich die Reichseinheit verkörpere.[46] Dönitz lehnte es ab, Hakenkreuzflaggen oder öffentliche Standbilder Hitlers zu verbieten.[47] Obwohl faktisch ohne Macht, traf sich täglich um 10.00 Uhr morgens in diesen Maitagen das geschäftsführende Kabinett unter von Krosigk, dieses malte sich Wiederaufbaupläne für Deutschland aus, die von den Alliierten aber nur scheinbar interessiert entgegengenommen wurden.[48]

### *Geburt der Kontinuitätsidee bei Kriegsende*

In öffentlichen Ansprachen über den letzten Reichssender Flensburg – der bis 13. Mai weitersenden konnte – betonte Dönitz seine vorübergehende Führungsrolle, gab sich sonst zurückhaltend, beschwor aber die Persistenz der ›Volksgemeinschaft‹ mit dem Ziel, die Reichseinheit zu erhalten.[49] Doch am 23. Mai 1945 wurden Dönitz, Jodl und die provisorische Regierung – maßgeblich infolge des Drucks der sowjetischen Seite – als Kriegsgefangene durch britische Militäreinheiten vor laufenden Kameras verhaftet; die Alliierten wollten damit deutlich zeigen, dass sie die Regierungsgewalt übernommen hatten.[50] Doch der politische Nationalismus überlebte das Ende der NS-Diktatur. Nur durch die sich schon während des Zweiten Weltkriegs abzeichnenden Differenzen zwischen den sich später im »Kalten Krieg« gegenüberstehenden Parteien konnte die Dönitz-Regierung unter Duldung der Westalliierten noch einige Tage im Amt bleiben und sich dadurch viele ehemalige NS-Eliten vor dem Zugriff der Sowjetunion nach Flensburg retten.[51] Doch

45 Vgl. *Reimer Hansen*, Das Ende des Dritten Reiches. Die deutsche Kapitulation, Stuttgart 1966, S. 93–180.

46 Vgl. *Herbert Kraus*, Karl Dönitz und das Ende des »Dritten Reiches« in Flensburg 1945, in: Stadtarchiv Flensburg (Hrsg.), Lange Schatten. Ende der NS-Diktatur und frühe Nachkriegsjahre in Flensburg, Flensburg 2000, S. 83–106, hier: S. 101; *Hansen*, Das Ende des Dritten Reiches, S. 178 f.

47 Vgl. ebd., S. 183.

48 Vgl. *Volker Ulrich*, Acht Tage im Mai. Die letzte Woche des Dritten Reiches, München 2021, S. 239.

49 Vgl. *Gerhard Paul*, »Wir brachten den letzten Wehrmachtsbericht dieses Krieges«. Der »Reichssender Flensburg« im Mai 1945 und die Leitideen der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft, in: Stadtarchiv Flensburg, Lange Schatten, S. 55–82, hier: S. 70, 74 und 77 f.

50 Vgl. *Kraus*, Karl Dönitz und das Ende des »Dritten Reiches« in Flensburg 1945, S. 104.

51 Vgl. *Dominik Rigoll/Yves Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus. Für eine Historisierung von Nationalsozialismus und Rechtsradikalismus als politische Nationalismen, in: AfS 60, 2020, S. 323–351, hier: S. 349. Zum Untertauchen der Funktionseliten vgl. *Gerhard Paul*, »… zwinkerte man mit den Augen und schwieg«. Schweigekartell und Weißwäschersyndikat, oder: Wie aus NS-Tätern und ihren Gehilfen Nachbarn und Kollegen wurden, in: Stadtarchiv Flensburg, Lange Schatten, S. 311–375.

was bedeutete die Situation der Kapitulation für den rechtlichen Fortbestand des Deutschen Reiches?[52]

Der Völkerrechtler Hans Kelsen vertrat die Auffassung, dass mit der bedingungslosen Kapitulation und der Berliner Erklärung der Alliierten vom 5. Juni 1945[53] das deutsche Volk und das deutsche Staatsgebiet den Alliierten unterstellt worden sei, im Völkerrecht wird dies Kondominat genannt.[54] Auch historisch-politische Deutungen kamen zu dem Ergebnis, dass das Deutsche Reich am 8. Mai oder am 5. Juni faktisch untergegangen sei.[55] Die Mehrheit der deutschen Völkerrechtler lehnte diese Sichtweise ab, weil die Alliierten in der Präambel der Berliner Erklärung ausdrücklich auf eine Annexion Deutschlands verzichtet hätten, die Kapitulation nur auf den militärischen Bereich beschränkt geblieben sei und das vorübergehende Fehlen einer Reichsregierung nicht das Erlöschen einer Rechtspersönlichkeit zur Folge haben könne.[56] Faktisch untersagten die Westmächte in einem geheimen Zusatzprotokoll auf der New Yorker Außenministerkonferenz 1950 der Bundesrepublik, juristisch als Regierung für Gesamtdeutschland aufzutreten.[57] Das Bundesverfassungsgericht hielt in seinem Urteil zum Grundlagenvertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR 1973 fest, dass das Deutsche Reich zwar weiter fortbestehe, aber derzeit nicht handlungsfähig sei und die Bundesrepublik nur teilidentisch mit diesem sei und deshalb keine Ausschließlichkeit beanspruchen könne.[58] Seit dem am 12. September 1990 geschlossenen »Zwei-plus-Vier-Vertrag« zwischen den beiden deutschen Staaten und den vier Siegermächten des Zweiten Weltkriegs ist die volle Souveränität Deutschlands wiederhergestellt, auch von einem Fortbestand alliierten Besatzungsrechts – wie in der Szene der »Reichsbürger« vielfach behauptet – kann nicht seriös gesprochen werden.[59] Der Logik des Bundesverfassungsgerichts folgend, ist seit diesem Vertrag die Bundesrepublik somit nun vollständig identisch mit dem Deutschen Reich.[60]

### *Verankerung in rechtsextremen Zirkeln und Parteien nach 1945*

Die für juristische Laien kaum zu durchblickende, diffizile völkerrechtliche Situation wurde in der Folge nur zu gern von ehemaligen Nationalsozialisten ausgenutzt. Bei Kriegsende hörte die vielfach beschworene ›Volksgemeinschaft‹ nicht von heute auf morgen auf zu existieren. Eine Verheißung war dieses nationalsozialistische

52 Als Überblick für das Folgende vgl. *von Arnauld*, Der völkerrechtliche Rahmen der Landesgründung, S. 44–50.
53 Vgl. *Günther*, »Die Uhr noch einmal zurückdrehen«, S. 73.
54 Vgl. *Hansen*, Das Ende des Dritten Reiches, S. 216–218.
55 Vgl. ebd., S. 221 f.
56 Vgl. ebd., S. 218–220.
57 Vgl. *Günther*, »Die Uhr noch einmal zurückdrehen«, S. 77.
58 Vgl. ebd., S. 83.
59 Vgl. *Jan Eiken/Andreas Zimmermann*, Volle Souveränität? Kontinuität alliierten Rechts, Eigentumsfragen und völkerrechtliche Verträge, in: *Tim Geiger/Jürgen Lillteicher/Hermann Wentker* (Hrsg.), Zwei plus Vier. Die internationale Gründungsgeschichte der Berliner Republik, Berlin/Boston 2021, S. 103–122, hier: S. 103 und 122.
60 Vgl. *Günther*, »Die Uhr noch einmal zurückdrehen«, S. 86.

Versprechen von – in Wahrheit vermeintlicher – Klassenlosigkeit für die Mehrheit der ›Volksgenossen‹ gewesen, für die freiwillig oder unfreiwillig Ausgestoßenen eine Bedrohung ihres unmittelbaren Lebens.[61] Weil für die ersteren noch immer erstrebenswert, gab es in der direkten Nachkriegszeit zahlreiche Versuche von ehemaligen NS-Funktionären, die alte Ordnung wiederherzustellen. Neben der noch bekannten »Organisation Werwolf« waren das die »Hitlerjugend-Verschwörer« und die Gruppe »Deutsche Revolution«; alle Pläne wurden von den Alliierten rechtzeitig erkannt und vereitelt.[62] Im Januar 1953 verhafteten britische Besatzungsbehörden eine Reihe ehemaliger NS-Funktionäre, die im Umfeld des nordrhein-westfälischen FDP-Landesverbands um den Landesvorsitzenden Friedrich Middelhauve versucht hatten, eine Politik der »Nationalen Sammlung« zu betreiben.[63] Auf dem Bielefelder Landesparteitag der FDP 1952 hatte Middelhauve auf Büttenpapier gedruckt – schwarz-weiß-rot umrandet – ein »Deutsches Programm« zur Abstimmung vorgelegt, das von den Delegierten grundsätzlich gebilligt und am 21. August 1952 vom Landesausschuss der Partei beschlossen worden war. Die Präambel des Programms hatte ein Bekenntnis zum Deutschen Reich als der überlieferten Lebensform der Deutschen enthalten, damit wurde es an dieser Stelle bereits ideologisch extrem aufgeladen.[64]

Bereits Ende des Jahres 1949 hatten Beobachter der Westalliierten vor einer »Renazifizierung« der Bundesrepublik – gar vor einem »Vierten Reich« – gewarnt; einige Deutsche sahen diese Gefahr auch, gaben dafür aber paradoxerweise der »Entnazifizierungspolitik« der Siegermächte die Schuld.[65] Die auf den Weg gebrachten Abgrenzungen gegenüber der extremen Rechten waren von deutscher Regierungsseite nur »reaktiver Natur«, insbesondere weil die Alliierten auf vereinzelte öffentliche Rechtfertigungen des NS-Antisemitismus überaus hart reagierten, wie Norbert Frei – insbesondere vor dem Hintergrund der Reaktionen auf eine dezidiert antisemitische Rede des Abgeordneten der »Deutschen Partei« (DP) Wolfgang Hedler – betont.[66] Schon im Parlamentarischen Rat fiel der Abschied vom Begriff »Reich« in der Debatte um die zukünftige Präambel des zu schaffenden Grundgesetzes schwer. So wollte der CDU-Abgeordnete Jakob Kaiser den Begriff beibehalten, um keine antidemokratische Bewegung heraufzubeschwören, dem widersprach der SPD-Politiker Carlo Schmid vehement, da das »Reich« nach außen hin problematisch wirke. Der DP-Politiker Hans-Christoph Seebohm scheiterte schließlich mit seinem Beibehaltungsantrag an der Mehrheit im Rat.[67]

Die Wahlen zum Ersten Deutschen Bundestag 1949 ergaben besonders in den ländlichen – durch hohe Arbeitslosigkeit und große Flüchtlingszahlen belasteten

61 Vgl. *Uwe Danker/Astrid Schwabe*, Die Volksgemeinschaft in der Region. Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus, Husum 2022, S. 173–175.
62 Vgl. *Rosenfeld*, Das Vierte Reich, S. 83–112.
63 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 29 f.
64 Vgl. *Kristina Buchna*, Nationale Sammlung an Rhein und Ruhr. Friedrich Middelhauve und die nordrhein-westfälische FDP 1945–1953, München 2010, S. 95–121.
65 Vgl. *Rosenfeld*, Das Vierte Reich, S. 134–138.
66 Vgl. *Norbert Frei*, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996, S. 307 f. und 309–325; *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 31.
67 Vgl. *Rosenfeld*, Das Vierte Reich, S. 123–126.

– Gebieten Bayerns, Niedersachsens und Schleswig-Holsteins erhebliche Stimmenzahlen für extrem rechte Parteien.[68] Am äußersten rechten Rand zogen für die »Deutsche Konservative Partei – Deutsche Rechtspartei« (DKP-DRP) fünf Abgeordnete ins Parlament ein, darunter der spätere NPD-Vorsitzende Adolf von Thadden, und für die »Wirtschaftliche Aufbau-Vereinigung« zwölf Parlamentarier.[69] Fritz Dorls und Otto Ernst Remer gründeten 1949 die SRP.[70] Die Partei wuchs auf rund 10.000 Mitglieder an und konnte bei den Landtagswahlen 1951 in Bremen (7,7 %) und in Niedersachsen (11 %) erheblich an Stimmen gewinnen.[71] Die SRP forderte eine »Treue zum Reich« ein, betonte den Stellenwert der NS-›Volksgemeinschaft‹ und sah im »Reichsgedanken« die geschichtlich bedingte Ordnungsform der Deutschen. Der Ordnerdienst der Partei hieß folglich »Reichsfront«, die Parteipresse unter anderem »Deutsche Reichszeitung« und die Parteiflagge war in den Farben schwarz-weiß-rot gestaltet.[72] Die Partei machte eindeutig klar, dass die Parteiendemokratie abgeschafft werden solle und die beschädigte ›Volksgemeinschaft‹ wiederhergestellt werden müsse.[73] Nur in einem einheitlichen Deutschen Reich sei Deutschland ein »gesunder« und »lebensfähiger« Staat, daher müsse »die Sorge um die Erhaltung der volklichen Lebenssubstanz« die wichtigste Aufgabe der Staatsführung sein.[74] Ein Hinweis auf die Kategorien der Staatsbürgerschaft nach dem Reichsbürgergesetz war auch die Festlegung in der Satzung der Partei, wonach auch »im Arbeitsbereich der Partei lebenden Volksdeutschen« die Parteimitgliedschaft offenstehen sollte.[75] Auch sah die SRP Karl Dönitz weiterhin als legitimes Staatsoberhaupt und war vom Fortbestand des »Dritten Reiches« überzeugt. Vereinzelt griffen bereits Redner der Partei im Jahr 1950 den Begriff des »Vierten Reiches« auf, um die nicht unter deutscher Kontrolle stehenden Regionen des besetzten und zerschlagenen Deutschen Reiches an sich zu binden.[76] Die Vereinigung vermied trotz aller offenen NS-Ideologie allzu deutliche rassistische und antisemitische Rhetorik, um nicht direkte staatliche Repressionen gegen sich auf den Plan zu rufen, doch im Parteialltag war beides präsent.[77] Die Medien der Alliierten waren alarmiert und die Regierung in Bonn sah sich gezwungen, zu handeln. Zunächst wurden Redeverbote für einzelne Personen ausgesprochen, die Partei für »staatsfeindlich« erklärt und schließlich reichte die Bundesregierung am 19. November

68 Vgl. *Frei*, Vergangenheitspolitik, S. 308.
69 Vgl. *Schulze*, Rechtsextremismus, S. 57 f.
70 Vgl. zum Aufstieg und Verbot der SRP *Otto Büsch/Peter Furth*, Rechtsradikalismus im Nachkriegsdeutschland. Studien über die »Sozialistische Reichspartei« (SRP), Berlin/Frankfurt am Main 1957; *Frei*, Vergangenheitspolitik, S. 326–360.
71 Vgl. *Schulze*, Rechtsextremismus, S. 59.
72 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 23–26; *Henning Hansen*, Die Sozialistische Reichspartei (SRP). Aufstieg und Scheitern einer rechtsextremen Partei, Düsseldorf 2007, S. 106 f.
73 Vgl. *Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik, S. 107.
74 Vgl. Punkte 1 und 12 im Aktionsprogramm der SRP, abgedr. in: Parteivorstand der SPD (Hrsg.), Die Sozialistische Reichspartei (SRP), Minden o. D. [ca. 1951], S. 40 und 43.
75 Vgl. § 4 der Satzung der SRP, abgedr. in: ebd., S. 44.
76 Vgl. *Rosenfeld*, Das Vierte Reich, S. 144.
77 Vgl. *Martin Will*, Ephorale Verfassung. Das Parteiverbot der rechtsextremen SRP von 1952, Thomas Dehlers Rosenburg und die Konstituierung der Bundesrepublik Deutschland, Tübingen 2017, S. 108 f.

1951 einen Antrag auf Parteiverbot beim Bundesverfassungsgericht ein. Das Gericht verbot die Partei schließlich am 23. Oktober 1952 wegen ihrer »Affinitäten« zum Nationalsozialismus.[78]

Nach dem Verbot der SRP wandten sich viele Anhänger der 1950 gegründeten DRP zu. Das offizielle Organ der Partei hieß nicht zufällig »Reichsruf«.[79] Die DRP verzichtete im Gegensatz zur SRP auf zur Schau gestellte Ideologie, um einem Parteiverbot zu entgehen, sie konzentrierte sich vollständig auf die Pflege des Reichsmythos, sprach damit aber wesentlich weniger Wähler*innen an. Nur in Niedersachsen (1951: 3 Mandate; 1955: 6 Mandate) und Rheinland-Pfalz (1959: 1 Mandat) gelang ihr zeitweilig der Einzug in Landesparlamente.[80] Dabei wollte die Partei die Länder und Parteien abschaffen, es kursierte eine Ideenskizze für einen zukünftigen Staatsaufbau. Man orientierte sich auch hier am »Dritten Reich«, dies wurde allerdings nicht offen kommuniziert.[81] Zwei jugendliche Parteimitglieder der DRP beschmierten am Weihnachtsabend 1959 die Kölner Synagoge mit Hakenkreuzen und antisemitischen Parolen, bundesweit kam es zu diversen Nachahmungstaten. Der Antisemitismus war auch Ende der 1950er-Jahre noch virulent, auch wenn der DRP-Kreisvorsitzende sich davon in aller Eile distanzierte. In der ganzen Bundesrepublik gab es diverse extrem rechte Jugendbünde und Verbände, deren Mitgliederzahl zwischen 25.000 und 40.000 gelegen haben mag.[82] 1965 löste sich die DRP auf, ein Großteil der Anhänger wandte sich der im Herbst 1964 von Fritz Thielen, Adolf von Thadden und anderen gegründeten NPD zu.

Als neuerlicher Sammlungsversuch des alten DRP-Parteiestablishments gab sich die NPD bürgerlicher, in die erste Reihe wurden insbesondere Personen gestellt, die keine nationalsozialistische Vorbelastung aufwiesen. Programmatisch fokussierte die Partei die Fremdenfeindlichkeit für sich. Mit dieser Strategie war sie im Laufe der 1960er-Jahre immer erfolgreicher. Erstmalig in Bayern bei der Landtagswahl 1966 übersprang die NPD die 5 %-Hürde und zog bei den folgenden Landtagswahlen in Hessen, Bremen, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz, Schleswig-Holstein und zuletzt im April 1968 sogar mit 9,8 % in den baden-württembergischen Landtag ein. Zusätzlich konnte die Partei auf kommunaler und regionaler Ebene weitere 600 Wahlämter erreichen.[83] Der gewaltbereit auftretende Ordnerdienst der Partei bei Wahlkampfveranstaltungen, der sogar zum Einsatz von Handfeuerwaffen griff, die breit getragenen Gegendemonstrationen und die daraus resultierende negative Presseberichterstattung für die Partei verhinderten letztlich aber den Einzug in den Deutschen Bundestag bei den Wahlen 1969.[84] In einer der ersten kritischen Studien zur neuen Partei von Reinhard Kühnl, Rainer Rilling und Christine Sager aus dem

78 Vgl. ebd., S. 147–150.
79 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 51.
80 Vgl. *Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik, S. 108.
81 Vgl. *Oliver Sowinski*, Die Deutsche Reichspartei 1950–1965. Organisation und Ideologie einer rechtsradikalen Partei, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1998, S. 249–258.
82 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 42 f.
83 Vgl. *Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik, S. 138.
84 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 46–49 und 57 f.

Jahr 1969 wurde auch in der Partei die »Reichsidee« als virulent bezeichnet.[85] Noch im Jahr 2000 sagte der langjährige Parteivorsitzende (1996–2011) Udo Voigt: »Das Reich ist unser Ziel, die NPD ist unser Weg.«[86]

Die NPD versuchte, den eigenen Niedergang noch aufzuhalten, und gründete dafür den überparteilichen Verein »Aktion Widerstand« 1970 in München. Dieser Versuch, die jungen und radikaleren Kräfte in der Partei und im weiteren Umfeld an sich zu binden, misslang jedoch. Die Mitgliederzahl der Partei sank von 25.000 im Jahr 1966 auf 10.800 im Jahr 1975. Dies hatte zur Folge, dass sich die Szene stark fragmentierte und ab Anfang der 1970er-Jahre vermehrt militante Politgruppen entstanden, die sich an der linken außerparlamentarischen Opposition abarbeiteten und gleichzeitig deren Aktionsformen zu kopieren begannen.[87] Antrieb dieser Kräfte waren insbesondere der Protest gegen die Ostverträge der sozial-liberalen Koalition, in denen ein Verrat der Reichseinheit gesehen wurde. Diesem Protest schlossen sich viele *organisierte* und *integrierte* Rechte an, neben Teilen der FDP, der CDU/CSU auch Vertriebenenverbände, Mittelstandsvereinigungen und viele mehr.[88] Auf einer Versammlung von 2.000 Vertriebenen in Bonn konstituierten diese etwa eine »Notverwaltung des Deutschen Ostens«, eine Art Exilregierung für das Deutsche Reich, die laut Berichten des Nachrichtenmagazins Der SPIEGEL sogar einen Piratensender in Schleswig-Holstein betrieb.[89] Doch es waren organisierte aktionistische Gruppierungen, die den Reichsmythos im engeren Sinne radikalisieren sollten, dies soll im nächsten Kapitel untersucht werden.

## III. Der »Reichstag zu Flensburg« am 23. Mai 1975 als historische Zäsur

### *Neonazis und die Ehrenrettung des Reiches*

1973 gründete Karl-Heinz Hoffmann die nach ihm benannte »Wehrsportgruppe Hoffmann«, in der er anfänglich paramilitärische Schulungen für national orientierte männliche Teilnehmende anbot. Im Laufe des Jahrzehnts wuchs die Gruppe zur größten Wehrsportgruppe der Bundesrepublik, in der 400 bis 600 Personen organisiert waren. Erst das Verbot der Gruppe durch Bundesinnenminister Gerhart Baum am 30. Januar 1980 stoppte das weitere Wachstum.[90] Aus der Gruppe und deren Umfeld heraus wurden kurze Zeit danach der Bombenanschlag auf das Münchner Oktoberfest am 26. September 1980 mit 13 Toten und der Mord an Shlomo Lewin, dem Vorsitzenden der israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg, und dessen Lebensgefährtin verübt.[91] Auch wenn der ideologische Überbau der Gruppe

85 Vgl. *Begrich/Speit*, »Heiliges Deutsches Reich«, S. 32; *Reinhard Kühnl/Rainer Rilling/Christine Sager*, Die NPD: Struktur, Ideologie und Funktion einer neofaschistischen Partei, Frankfurt am Main 1969.

86 Zit. nach: *Rathje*, Reichsbürger, Selbstverwalter und Souveränisten, S. 60.

87 Vgl. *Fromm*, Die »Wehrsportgruppe Hoffmann«, S. 105–109.

88 Vgl. *Richard Stöss*, Rechtsextremismus im Wandel, Berlin 2010, S. 32.

89 Vgl. *Rathje*, Reichsbürger, Selbstverwalter und Souveränisten, S. 58.

90 Vgl. *Fromm*, Die »Wehrsportgruppe Hoffmann«, S. 11 und 109.

91 Vgl. *Ulrich Chaussy*, Das Oktoberfest-Attentat und der Doppelmord von Erlangen. Wie Rechtsterrorismus und Antisemitismus seit 1980 verdrängt werden, Berlin 2020.

nur rudimentär war, war es für Hoffmann ganz selbstverständlich, dass er sich im Kampf für das »1000jährige« Reich sah, die Expansionspolitik Hitlers rechtfertigte und Träger antisemitischer und antiamerikanischer Ressentiments war.[92] Doch ein weiterer Exponent der radikalen Rechten sollte für den ideologischen Kampf gegen die Bundesrepublik Deutschland langfristig noch gefährlicher sein, der Jurist Manfred Roeder.

Manfred Roeder[93] wurde am 6. Februar 1929 in Berlin-Friedenau geboren. Seine Eltern waren bereits 1931 in die NSDAP eingetreten, er besuchte unter anderem die »Nationalpolitische Erziehungsanstalt Ballenstedt im Harz« und die »SS-Heimschule Birnbaum« im heutigen Polen. Nach Kriegsende studierte er Jura und wurde Anwalt. 1966 bis 1969 arbeitete er als Rechtsberater beim US-Hauptquartier in Berlin-Dahlem. Er war ab 1965 Mitglied der CDU, trat später aus und war zeitweiliger gerichtlicher Vertreter von Rudolf Heß. Er wurde mehrfach wegen revisionistischer Aktivitäten verurteilt.[94] Er entzog sich 1978 dem Haftantritt durch Flucht ins Ausland. Er reiste wenig später illegal wieder in die Bundesrepublik ein und gründete die rechtsterroristische »Deutsche Aktionsgruppe«, die für mehrere Brandanschläge auf Flüchtlingsheime und Ausstellungen zur NS-Geschichte verantwortlich ist. In Hamburg-Billbrook starben zwei Flüchtlinge aus Vietnam nach dem Anschlag auf eine Asylunterkunft.

Roeder gründete im Oktober 1970 mit sechs weiteren Personen, darunter Anton Jatsch, ein erfolgloser Bundestagskandidat der NPD und vormaliger Hessischer Landtagsabgeordneter für den »Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten« (BHE, ab 1952 »Gesamtdeutscher Block/Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten«), die »Bürgerinitiative gegen moralische und politische Anarchie«. Damit war zunächst Widerstand von rechts gegen eine angebliche »Pornowelle« der sozial-liberalen Koalition verbunden, die an einer Entkriminalisierung der Pornografie arbeitete, die 1975 auch in Kraft trat.[95] Spätestens im Juni 1971 nannte Roeder seine Organisation in »Deutsche Bürgerinitiative« (DBI) um, anfangs wurde seine Organisation sogar als gemeinnützig anerkannt. Er protestierte mit seinem Verein fortan gegen die Ostpolitik Willy Brandts und vernetzte sich mit extrem rechten Aktivisten. Gemäß der Begründung in einem Verfahren, das 1977 zu einem Urteil gegen Roeder führte, wurde ihm die Tätigkeit in dem Verein zumindest zeitweise mit etwa 1.000 DM monatlicher Aufwandsentschädigung vergütet.[96] Er lernte spä-

92 Vgl. *Fromm*, Die »Wehrsportgruppe Hoffmann«, S. 31–37.

93 Zur Biografie Roeders vgl. insb. *Sebastian Bischoff*, Nation und Perversion. Der »Anti-Porno-Anwalt« Manfred Roeder und sein Übergang in die völkisch-radikalnationalistische Rechte 1969–1975, in: GG 48, 2023, H. 4, S. 584–618, hier: S. 595–597 und 610 f.; *Rosenfeld*, Das Vierte Reich, S. 296–299.

94 Am 23. Februar 1976 wurde Roeder vom Landgericht Darmstadt wegen Volksverhetzung im Vorwort der Schrift »Die Auschwitz-Lüge« zu sieben Monaten Haft verurteilt, vgl. Urteil der 1. großen Strafkammer des Landgerichts Darmstadt, 23. Februar 1976, BArch (Ludwigsburg), B 162/30532.

95 Vgl. *Sebastian Bischoff*, Wa(h)re Sexualität. Antikapitalismus von rechts in den bundesrepublikanischen Pornografie-Debatten um 1970, in: ZfG 70, 2022, S. 928–945, hier: S. 932–934, sowie den Beitrag von Sebastian Bischoff in diesem Band.

96 Vgl. Urteil der I. Großen Strafkammer des Landgerichts Flensburg vom 29. Juni 1977, S. 2, Landesarchiv Schleswig-Holstein (LASH), Abt. 354, Nr. 15299.

testens 1972 Thies Christophersen kennen, mit dem er im Juli dieses Jahres einen Haufen Mist vor der Documenta in Kassel ablud, um gegen den vermeintlichen Kunstverfall zu protestieren.[97] Zunächst versuchte Roeder mit öffentlichen Aktionen – wie dem »Reichstag zu Flensburg« 1975 –, das demokratische Nachkriegsdeutschland zu unterminieren. 1976 warb Roeder auf einer Tagung vor »Zellenleitern« der illegalen NSDAP für den Kampf mit Waffengewalt gegen Marxismus und Weltjudentum[98], dabei bezog er sich auf den linken Extremismus der »Roten Armee Fraktion«. Das Hauptquartier der Bürgerinitiative war ein aus Spenden finanziertes ehemaliges 15-Zimmer-Hotel mit 32 Hektar Land in der Nähe von Bad Hersfeld, der »Reichshof«.[99] Roeder legte mit seinen Mitstreitern laut dem Ministerium für Staatssicherheit der DDR (MfS) Listen von Personen an, mit denen nach einem Systemumsturz abgerechnet werden sollte. Mit der Flucht Roeders aus Deutschland kam es zu Zerfallserscheinungen der DBI.[100]

In Hamburg gründete eine jüngere Generation von Aktivisten um Michael Kühnen die »Aktionsfront Nationaler Sozialisten«, die zunächst mit offen zur Schau gestellter Nähe zum Nationalsozialismus öffentlich für Aufmerksamkeit sorgte. So zogen Aktive der Gruppe im Sommer 1978 mit Lederjacken, Stahlhelmen und hohen Stiefeln durch Hamburg. Einige hatten Eselsmasken aufgesetzt und sich Schilder umgehängt, auf denen der Holocaust geleugnet wurde. Kühnen ließ in programmatischen Schriften keinen Zweifel daran, dass er alle Menschen gleichen Blutes in einem Deutschen Reich vereinen wollte.[101] Daher gerieten auch Soldaten ausländischer Streitkräfte der Westalliierten ins Visier der Gruppe.[102] Im Prozess vor dem Oberlandesgericht Bückeburg 1979 wurde Kühnen und fünf weiteren Angeklagten – Kühnen-Schulte-Wegener-Gruppe (KSWG) genannt – vorgeworfen, 1977 in Norddeutschland eine terroristische Untergrundgruppe gebildet zu haben. Neben ausgeführten Banküberfällen und Einbrüchen hatte die Gruppe geplant, das Ehepaar Klarsfeld zu ermorden, Rudolf Heß zu befreien und einen Sprengstoffanschlag auf die KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen zu verüben.[103]

Insgesamt fielen dem neonazistischen Terrorismus der verschiedenen Aktionsgruppen bis 1982 mindestens 30 Personen zum Opfer.[104] Die beschriebenen Neonazi-Organisationen waren propagandistisch insbesondere auf die Leugnung der NS-Massenverbrechen konzentriert.[105] Elke Mayer zieht in ihrer Studie zu den Frühformen der Holocaustleugnung das Fazit, dass sich die Leugner bis zum Beginn der 1970er-Jahre auf die Rechtfertigung der Massenverbrechen konzentrierten und

97 Vgl. *Bischoff*, Nation und Perversion, S. 607–609.
98 Vgl. Zusammenfassung der Abteilung XXII vorliegenden Hinweise zur neofaschistischen Organisation »Deutsche Bürgerinitiative« (DBI), August 1980, S. 3, BArch, MfS, HA XXII, Nr. 436/4.
99 Vgl. *Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik, S. 163.
100 Vgl. Zusammenfassung der Abteilung XXII vorliegenden Hinweise zur neofaschistischen Organisation »Deutsche Bürgerinitiative« (DBI), August 1980, S. 3, BArch, MfS, HA XXII, Nr. 436/4.
101 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 75 f.
102 Vgl. *Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren, S. 75.
103 Vgl. ebd., S. 63 f.
104 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 81.
105 Vgl. *Norbert Frei/Franka Maubach/Christina Morina* u. a., Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Berlin 2019, S. 141.

die Ausmaße der Verfolgung in Zweifel zogen.[106] Doch nun folgte eine qualitativ neue Stufe der Entwicklung. Die Vorlage dafür lieferte der schleswig-holsteinische Bauer Thies Christophersen mit seiner Schrift »Die Auschwitz-Lüge«, deren Titel zum geflügelten Wort werden sollte.[107] Er und die extreme Rechte im nördlichsten Bundesland sollen im folgenden Abschnitt vorgestellt werden, um sein Wirken und die Bedeutung des »Reichstags zu Flensburg« einordnen zu können.

### *Organisierte und integrierte Rechte in Schleswig-Holstein*

Die bereits erwähnten günstigen Ausgangsbedingungen für die Entwicklung der extremen Rechten in Schleswig-Holstein – ländliche Prägung, viele Flüchtlinge und eine hohe Arbeitslosigkeit – wurden noch durch eine, im Vergleich mit den anderen Westzonen, großzügigere Lizenzierungspolitik der britischen Besatzungsmacht verstärkt.[108] Bei der Landtagswahl 1950 errang die DRP 2,8 %, die SRP 1,6 %, die DP 9,6 % und der BHE sogar 23,4 % der Stimmen, der BHE und die DP wurden dann von der CDU auch in die neue Landesregierung unter Walter Bartram integriert.[109] Die Gründung der Interessenpartei BHE zuerst in Schleswig-Holstein erfolgte nicht überraschend, der Impuls ging ganz wesentlich auf die Flüchtlingsarbeitsgemeinschaft Schleswig-Holstein zurück.[110] Aber auch die CDU im Norden profilierte sich bereits 1946 als Interessenpartei der »Betroffenen« der durch die Alliierten ins Werk gesetzten Entnazifizierung.[111] Und zur Landtagswahl 1950 war die Partei gemeinsam mit FDP und DP in einem »Deutschen Wahlblock« angetreten, um der zuvor siegreichen SPD die Mehrheit abzunehmen. Im Kabinett von Bartram waren mit Waldemar Kraft – von 1940 an mit der Enteignung von polnischem und jüdischem Besitz in den vom NS-Regime annektierten »Ostgebieten« beschäftigt – und Hans-Adolf Asbach – ehemaliger Kreishauptmann im besetzten ›Generalgouvernement‹ und damit mitverantwortlich für die Ermordung von Tausenden von Juden – zwei ehemalige exponierte Nationalsozialisten vertreten.[112] Nicht nur diese beiden Personalien erregten international Aufmerksamkeit, auch die Berufung von Ernst Kracht – ehemaliger Oberbürgermeister von Flensburg unter Gauleiter Hinrich Lohse – zum Chef der Landeskanzlei – der Vorläuferin der Staatskanzlei – war ein weiteres Beispiel dafür, wie erstmalig in der Bundesrepublik ehemals führende

106 Vgl. *Mayer*, Verfälschte Vergangenheit, S. 271.
107 Vgl. *Benz*, Die »Auschwitz-Lüge«, S. 104.
108 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 19.
109 Vgl. *Yves Müller*, Eine rechte Schmierwelle im Schatten des Wandels in der Erinnerungskultur. Das Historische Seminar im Jahr 1997, in: *Karen Bruhn/Gunnar B. Zimmermann* (Hrsg.), Universitätskultur(en) jenseits der Fachgeschichte. Zeitgeschichtliche Betrachtungen zum Kieler Historischen Seminar, Kiel 2023, S. 81–94, hier: S. 87.
110 Vgl. *Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik, S. 112.
111 Vgl. *Allan Borup*, Demokratisierungsprozesse in der Nachkriegszeit. Die CDU in Schleswig-Holstein und die Integration demokratieskeptischer Wähler, Bielefeld 2010, S. 137.
112 Vgl. *Uwe Danker/Sebastian Lehmann-Himmel*, Landespolitik mit Vergangenheit. Geschichtswissenschaftliche Aufarbeitung der personellen und strukturellen Kontinuität in der schleswig-holsteinischen Legislative und Exekutive nach 1945, Husum 2017, S. 120 und 457.

Nationalsozialisten in höchste Staatsämter kamen.[113] Im Laufe der 1950er-Jahre absorbierte auch die Landes-CDU große Teile der extrem rechten Klientel.[114]

Dies sollte nicht ohne Folgen bleiben. Die 1950er-Jahre hindurch war Schleswig-Holstein von NS-Skandalen durchzogen. An dieser Stelle können nicht alle vorgestellt werden, daher folgt nur eine Auswahl. Bereits der Freispruch des Landgerichts Kiel in erster Instanz am 15. Februar 1950 für den antisemitischen Ausbruch von Wolfgang Hedler war ein Skandal. Der DP-Abgeordnete verließ das Rathaus in Neumünster als zunächst freier Mann, eine jubelnde Menschenmenge empfing ihn, Funktionäre der DP überreichten ihm einen Blumenstrauß mit schwarz-weißroter Schleife. Nachdem er im Berufungsprozess dann zu neun Monaten Gefängnis verurteilt worden war, begnadigte ihn der schleswig-holsteinische Justizminister Kraft im April 1953, was erneut zu Schlagzeilen führte.[115] Am 12. November 1959 stellte sich mit Werner Heyde einer der maßgeblichen Verantwortlichen der Euthanasiemorde den Behörden in Frankfurt am Main. Zuvor hatte er ein Jahrzehnt als Sportarzt und später als medizinischer Gutachter in Flensburg unter dem Namen Dr. Fritz Sawade untertauchen können. Nachweislich kannten hochrangige schleswig-holsteinische Behördenvertreter über viele Jahre die richtige Identität und schwiegen.[116] Doch wie ist die Vielzahl dieser Skandale zu erklären? Uwe Danker und Sebastian Lehmann-Himmel stellen in ihrer Typisierung aller Landtagsabgeordneten (1946–1996) und Regierungsmitglieder (1946–1982) hinsichtlich ihrer NS-Belastung fest, dass Schleswig-Holstein im Vergleich mit anderen Bundesländern einen stark erhöhten Anteil von ehemals formal belasteten NSDAP-Mitgliedern aufwies.[117] Die beiden Autoren führen diese Zahlen für Schleswig-Holstein darauf zurück, dass die NSDAP im Land vormals stark verankert war, die Flüchtlinge mit NS-Vergangenheit darauf aufbauend freier agieren konnten und die stabile bürgerliche Mehrheit über drei Jahrzehnte mit eigener hoher – zumindest formaler – NS-Belastung Schutz bot. Man war toleranter gegenüber extrem Rechten im Land als im Rest der Bundesrepublik.[118]

Dies wirkte sich aus, wofür einige Beispiele genannt werden sollen. Die schon beschriebene KSWG um Michael Kühnen nahm ihren Anfang auf dem Anwesen von Uwe Rohwer in Dörpstedt im Kreis Schleswig-Flensburg, wo sich die beiden Männer Lothar Schulte und Lutz Wegener kennengelernt hatten. Rohwer selbst stieß erst später zur Gruppe.[119] Uwe Rohwer, gelernter Kaufmann, NPD-Mitglied und Führer des Gaus Nordmark der »Wiking-Jugend« (WJ), trainierte seine Jugendorganisation und verschiedene Neonazigruppen in seinem hauseigenen Wehrsportzentrum.[120] Es gelang ihm, für diese Schulungen sogar die Kreisjugendstätte des

113 Vgl. *Borup*, Demokratisierungsprozesse in der Nachkriegszeit, S. 206.
114 Vgl. ebd., S. 231–234.
115 Vgl. *Frei*, Vergangenheitspolitik, S. 310–313; *Detlef Korte*, Der Hedler-Skandal 1949–53. Ein rechtsradikales MdB aus Rendsburg und eine Schlägerei im Bundestag, in: Demokratische Geschichte 9, 1999, S. 275–292, hier insb. S. 277–285 und 292.
116 Vgl. *Klaus-Detlev Godau-Schüttke*, Die Heyde/Sawade-Affäre. Wie Juristen und Mediziner den NS-Euthanasieprofessor Heyde nach 1945 deckten und straflos blieben, Baden-Baden 2010.
117 Vgl. *Danker/Lehmann-Himmel*, Landespolitik mit Vergangenheit, S. 15 und 375 f.
118 Vgl. ebd., S. 382–384.
119 Vgl. *Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren, S. 72.
120 Vgl. *Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik, S. 167.

Kreises Schleswig-Flensburg zu nutzen, was nach Bekanntwerden zu einem Ermittlungsverfahren gegen den Kreisjugendpfleger Karl-Ernst Lober – vormaliges NPD-Landtagsmitglied – und einem lokalen Skandal avancierte, wobei Lober am Ende nichts strafrechtlich Relevantes nachgewiesen werden konnte.[121] Rohwer stieß zur KSWG dazu und steuerte Waffen bei, wonach diese im Dezember 1977 in einer Zweigstelle der Hamburger Sparkasse 66.000 DM erbeutete. Er war auch an den Planungen beteiligt, den 24 Meter hohen Obelisken in der KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen zu sprengen. Im Juli 1978 organisierte Kühnen im schleswig-holsteinischen Lehntförden eine Gedenkfeier für Adolf Hitler, die in einer Saalschlacht zwischen Neonazis und Polizisten endete.[122] 1978 kam noch Manfred Börm – stellvertretender Gauführer der WJ in Schleswig-Holstein – zur Gruppe hinzu. Obwohl Uwe Rohwer im Bückeburg-Prozess mit neun Jahren und Manfred Börm mit sieben Jahren Haft bestraft wurden, sind beide Schleswig-Holsteiner heute kaum bekannt, auch weil sie nicht namentlich in der Bezeichnung »Kühnen-Schulte-Wegener-Gruppe« auftauchen.[123]

In einer Lagebeurteilung »Links- und Rechtsextremismus in Schleswig-Holstein« des Innenministeriums von Ende 1975 ging dieses von 1.000 Personen aus, die in rechtsextremen Vereinigungen organisiert seien. Gleichzeitig kannte das Ministerium wesentliche Fakten des Wirkens von Roeder und Christophersen, allerdings wurde darin »keine Gefährdung der freiheitlich demokratischen Grundordnung oder der Sicherheit« gesehen.[124] Im bäuerlichen Milieu Schleswig-Holsteins agierte der esoterisch und neuheidnisch angehauchte Mitbegründer der Partei »Die Grünen« Baldur Springmann, der sich im Laufe der 1980er-Jahre in der extremen Rechten radikalisierte.[125] 1992 errang die »Deutsche Volksunion« (DVU) bei den Landtagswahlen in Schleswig-Holstein 6,3 % der Stimmen, die Fraktion zerfiel allerdings bereits ein Jahr später wegen interner Querelen.[126] Zwar hatte die SPD-Fraktion im Landtag in der Opposition die NS-Herrschaft und deren Folgen für Schleswig-Holstein 1985/86 mit einer Großen Anfrage zum Thema gemacht und hatte dies dann noch einmal intensiviert mit einer solchen zum Thema »Rechtsextremismus in Schleswig-Holstein«.[127] Aber erst in den 1990er-Jahren setzte sich auch die regionalgeschichtliche Forschung intensiv mit der NS-Vergangenheit und schließlich dem Rechtsextremismus auseinander. Man nahm ein Forschungsdefizit wahr und

121 Vgl. Einstellungsverfügung der Staatsanwaltschaft Flensburg, 5. Oktober 1978, Pag. 69–71, LASH, Abt. 354, Nr. 13621.

122 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 75.

123 Vgl. *Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren, S. 77–82.

124 Vgl. Lagebeurteilung »Links- und Rechtsextremismus in Schleswig-Holstein« des Innenministeriums, Ende 1975, LASH, Abt. 605, Nr. 5803.

125 Vgl. *Rainer Hering*, Unterlagen Neuer Sozialer Bewegungen in Archiven der öffentlichen Hand: das Beispiel Baldur Springmann, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte: Neue Folge des Korrespondenzblattes 154, 2018, S. 415–427, hier: S. 421.

126 Vgl. *Uwe Danker*, Rechtsextreme im Schleswig-Holsteinischen Landesparlament – Erfahrungen, Gefahren und Perspektiven, in: Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.), Dem Rechtsextremismus begegnen, Kiel 1995, S. 103–124; *Schulze*, Rechtsextremismus, S. 64.

127 Vgl. *Jürgen Weber*, Nachsitzen. Vergangenheitspolitische Debatten 1967–1996, in: *Uwe Danker* (Hrsg.), Geteilte Verstrickung. Elitenkontinuitäten in Schleswig-Holstein, Husum 2021, S. 367–416, hier: S. 398–403 und 405–407.

schuf 1992 zur Behebung das Institut für Zeit- und Regionalgeschichte, das die NS-Zeit in Schleswig-Holstein belastbar erforschen sollte.[128] Als wichtiges öffentliches Ereignis ist die Wehrmachtsausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung zu nennen, die im Januar und Februar 1999 im Schleswig-Holsteinischen Landtag von mehr als 60.000 Besuchern angesehen wurde.[129] Die Erforschung des Nationalsozialismus und der NS-Nachgeschichte ist seitdem erheblich vorangekommen[130], die quellengesättigte Erforschung der extremen Rechten, die in den letzten Jahrzehnten in Schleswig-Holstein aktiv war, harrt dagegen weitestgehend noch ihrer Erforschung.

Ein Beispiel dafür ist das bundesweite Wirken eines mit der Region eng verbundenen extrem rechten Aktivisten. Thies Christophersen[131] wurde am 27. Januar 1918 in Kiel geboren. Er absolvierte eine Ausbildung in der Landwirtschaft. Nach einer Kriegsverletzung 1940 war er frontuntauglich. Ab Januar 1944 wurde er als SS-Sonderführer in der »Versuchsanstalt für Pflanzenzucht Rajsko« des »SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamts« nahe dem Konzentrationslager Auschwitz eingesetzt. Er beaufsichtigte dort die Häftlinge in den Gewächshäusern.[132] Nach Kriegsende kam Christophersen durch die Splitterverletzung gezeichnet und damit nur noch eingeschränkt erwerbsfähig nach Schleswig-Holstein zurück und wurde erneut Landwirt.[133] Sein väterlicher Hof lag in Kälberhagen nahe Mohrkirch in Angeln. Politisch war er zeitweilig in der CDU, später der DP aktiv, bevor er schließlich der NPD beitrat. 1968 war er an der Gründung der extrem rechten »Notgemeinschaft Deutscher Bauern« (NDB) beteiligt, die er 1971 in »Bürger- und Bauerninitiative« (BBI) umbenannte. Die NDB agierte im bäuerlichen Milieu recht erfolgreich und versuchte, an die schleswig-holsteinische Landvolkbewegung[134] der Weimarer Republik anzuknüpfen.[135] Seit 1969 gab er die Zeitschrift »Die Bauernschaft – Für Recht und Gerechtigkeit« heraus. Diese diente der Neonaziszene über Jahrzehnte als Debattenorgan, Christophersen organisierte auch immer wieder Dis-

128 Vgl. *Uwe Danker*, Rechtsextremismus – Herausforderung für die Zeitgeschichte, in: Grenzfriedensbund (Hrsg.), Institut für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte. Erwartungen und Aufgaben, Flensburg 1993, S. 13–26.

129 Vgl. *Müller*, Eine rechte Schmierwelle im Schatten des Wandels in der Erinnerungskultur, S. 88.

130 Vgl. in Auswahl *Uwe Danker/Astrid Schwabe*, Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus, Neumünster 2005; *dies.*, Die Volksgemeinschaft in der Region; *Danker/Lehmann-Himmel*, Landespolitik mit Vergangenheit; *Danker*, Geteilte Verstrickung.

131 Zur Biografie von Christophersen vgl. *Thomas Grumke/Bernd Wagner* (Hrsg.), Handbuch Rechtsradikalismus. Personen – Organisationen – Netzwerke vom Neonazismus bis in die Mitte der Gesellschaft, Opladen 2002, S. 243–245; *Christian Mentel*, Thies Christophersen, in: *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Handbuch des Antisemitismus, Bd. 2/1, Berlin 2009, S. 139–141; *Bernd Philipsen*, Thies Christophersen, in: *Berthold Hamer* (Hrsg.), Biografien der Landschaft Angeln, Bd. 1, Husum 2007, S. 148–152.

132 Vgl. *Anna Zięba*, Das Nebenlager Rajsko, in: Hefte von Auschwitz 9, 1966, S. 75–108, hier: S. 81.

133 Vgl. Urteil der I. Großen Strafkammer des Landgerichts Flensburg vom 22. Dezember 1976, S. 2, LASH, Abt. 354, Nr. 15297.

134 Vgl. *Rudolf Heberle*, Landbevölkerung und Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung der politischen Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918–1932, Stuttgart 1963.

135 Vgl. Sofortmitteilung des Referat IV 54 b an den Herrn Chef der Staatskanzlei zur Information des Herrn Ministerpräsidenten, 3. Februar 1967, LASH, Abt. 605, Nr. 2748; Flugblatt »Ohne Bauern geht es nicht«, aus »Deutscher Bauer« – Organ der NDP e. V., April 1967, LASH, Abt. 605, Nr. 2748.

kussionsforen, um die verschiedenen Strömungen der Szene besser zu vernetzen.[136] Gemäß der Begründung in einem Verfahren, das 1976 zu einem Urteil gegen Christophersen führte, war das Geschäft mit der »Bauernschaft« zumindest zeitweise so einträglich, dass er sich etwa 833 DM monatlich als Lohn auszahlen konnte.[137] Er betrieb ab 1975 die Verlagsbuchhandlung »Nordwind«. Anfang 1973 brachte er die Schrift »Die Auschwitz-Lüge« heraus, die ein Vorwort Roeders enthielt. Laut Informationen des MfS erreichte die Schrift eine Auflage von 100.000 Exemplaren.[138] Dies mag etwas hochgegriffen sein, auch weil wahrscheinlich ist, dass das MfS diese Zahl gemäß einer Eigenangabe Christophersens in seiner Zeitschrift »Bauernschaft« ermittelt hat.[139] Fakt ist aber, dass die Schrift mehrere Auflagen erlebte.[140] In der Schrift wies der Autor darauf hin, dass er als Augenzeuge bestätigen könne, dass es in »Auschwitz« keine Massenmorde gegeben habe. Er wurde damit zum Kronzeugen der Holocaustleugner. Christophersen war bestens vernetzt in der Neonazi-Szene, so hielt Karl-Heinz Hoffmann am 26. Februar 1978 für die BBI einen Vortrag mit dem Titel: »Warum Wehrsport«. Hoffmann schrieb auch als Autor für die »Bauernschaft«.[141] Doch insbesondere Christophersens Rolle als Mitorganisator einer bestimmten Veranstaltung soll nun näher beleuchtet werden: des »Reichstags zu Flensburg«.

### *Der Reichstag und seine Bedeutung für die Herausbildung der »Reichsbürger«*

»Wir stellen nur fest, dass niemand mehr in der Lage ist, Reichsinteressen zu vertreten, vorallem auch dem Ausland gegenüber zu vertreten. Und deshalb finden wir uns hier zusammen als freie deutsche Reichsbürger.«[142] Diese Sätze stammen aus einer Ansprache von Manfred Roeder anlässlich der Eröffnung des »Reichstags zu Flensburg« am ersten Ausweichtagungsort Padborg. Mitgeschnitten haben die Veranstaltung die beiden NDR-Journalisten Jörgen Detlefsen und Thietmar Hambach, wobei unklar bleibt, ob Sequenzen daraus bereits zeitgenössisch gesendet wurden, da im NDR-Archiv kein Erstausstrahlungsdatum vermerkt ist. Die Betonung der »Reichsbürgerschaft« ist bemerkenswert, ist dies doch ein direkter Bezug auf die Kategorie im nationalsozialistischen Staatsangehörigkeitsrecht. Im Laufe der weiteren Ansprache knüpfte Roeder immer wieder direkt an Karl Dönitz und die letzte Reichsregierung in Flensburg an, gleichsam war die Ansprache mit NS-Ideologie – insbesondere durch Bezugnahmen auf Germanentum und »Blut und Boden« –

136 Vgl. *Fromm*, Die »Wehrsportgruppe Hoffmann«, S. 236.
137 Vgl. Urteil der I. Großen Strafkammer des Landgerichts Flensburg vom 22. Dezember 1976, S. 2, LASH, Abt. 354, Nr. 15297.
138 Vgl. Vgl. Zusammenfassung der Abteilung XXII vorliegender Hinweise zur neofaschistischen Organisation »Deutsche Bürgerinitiative« (DBI), August 1980, S. 3, BArch, MfS, HA XXII, Nr. 436/4.
139 Vgl. *Thies Christophersen*, Nun werden wir verfolgt unseres Glaubens Willen, in: Die Bauernschaft. Für Recht und Gerechtigkeit 6, 1975, H. 3, S. 3.
140 Vgl. *Thies Christophersen*, Die Auschwitz-Lüge, 8. erw. Aufl., Mohrkirch 1978.
141 Vgl. *Fromm*, Die »Wehrsportgruppe Hoffmann«, S. 232.
142 Vgl. Mitschnitt: Veranstaltung Reichstag Flensburg, 23.5.1975, Minuten 9.35–9.50, Archiv des Norddeutschen Rundfunks, 8001691.

durchzogen. Doch warum tagte die Gruppe um Roeder in Dänemark und nicht in der deutschen Fördestadt, wie der Name »Reichstag zu Flensburg« vermuten lässt, und warum trug die Veranstaltung überhaupt Flensburg im Titel?

Der von Roeder und Christophersen geplante »Reichstag zu Flensburg« sollte im Deutschen Haus in Flensburg stattfinden, einem symbolträchtigen Ort, den die Regierung der Weimarer Republik der Fördestadt als »Reichsdank« dafür geschenkt hatte, dass sie sich in der Volksabstimmung 1920 über die im Versailler Vertrag vorgesehene Teilung Schleswigs in einen deutschen und dänischen Teil für einen Verbleib im Deutschen Reich und gegen Dänemark entschieden hatte.[143] Nach langwierigen Planungen und Entwürfen des Architekten Theodor Rieve und des Magistratsbaurats Paul Ziegler, die einem Architekturmix aus Neuer Sachlichkeit und Backsteinexpressionismus folgten, war am 11. Juni 1928 mit dem Bau begonnen worden, am 27. September 1930 konnte das Gebäude der Öffentlichkeit übergeben werden.[144] Damit war das Gebäude kein der NS-Bewegung zurechenbares Gebäude, es wurde im Laufe der Jahre aber immer wieder Zielobjekt für entsprechende Vereinnahmungen. So wählte die NPD das Gebäude für ihren Wahlkampfauftakt am 22. August 1969 mit ihrem damaligen Vorsitzenden Adolf von Thadden aus, um von hier aus den damals als ziemlich sicher angenommenen Einzug in den Deutschen Bundestag zu forcieren.[145] Die Veranstaltung konnte zwar unter massivem Polizeischutz stattfinden, sie wurde jedoch durch aus dem Ruder laufende Gegendemonstrationen begleitet, die zu Dutzenden Verletzten auf beiden Seiten und zu erheblichem Sachschaden am Gebäude führten.[146]

Neben der propagandistischen Bedeutung des Gebäudes war es ein zentrales Motiv für Roeder und Christophersen, den »Reichstag« in Flensburg abzuhalten, weil es Sitz der letzten Reichsregierung gewesen war und weil hier Dönitz verhaftet worden war. So enthielt das später von der Flensburger Staatsanwaltschaft verbotene und eingezogene Flugblatt »Am 23. Mai 1975 Reichstag zu Flensburg – Tag aller Deutschen – Tag des unvergänglichen Reiches« die Textpassage:

> »Vor 30 Jahren, am 23. Mai 1945 wurde die letzte deutsche Regierung in Flensburg unter entwürdigenden Bedingungen widerrechtlich verhaftet. Durch diesen beispiellosen Banditenstreich von Engländern und Amerikanern wurde das deutsche Volk seiner rechtmäßigen und gewählten Führung beraubt.«[147]

Der um 20:00 Uhr am 23. Mai 1945 terminierten Veranstaltung im Deutschen Haus sollte sich ein Fackelzug anschließen, der bis zur Marinesportschule – dem vorma-

143 Vgl. *Hans-Günther Andresen*, Paul Ziegler – Architektur, Stadtkrone und das Deutsche Haus, in: Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte (Hrsg.), Paul Ziegler – Magistratsbaurat in Flensburg 1905–1939, Flensburg 1998, S. 18–79, hier: S. 32–34.

144 Vgl. ebd., S. 39–76, insb. S. 64.

145 Vgl. Einladungsanzeige des NPD-Kreisverbands Flensburg im Flensburger Tageblatt zum Wahlkampfauftakt vom 15. August 1969, Stadtarchiv Flensburg (StA Fl), Best. II C, Nr. 999.

146 Vgl. Vermerk des Hauptamtes der Stadt Flensburg vom 18. November 1969 über Wahlkampfveranstaltungen im Deutschen Haus vor der Bundestagswahl am 28. September 1969, StA Fl, Best. II C, Nr. 1388, S. 2–3.

147 Flugblatt der Bürgerinitiative Deutsches Reich »Am 23. Mai 1975 Reichstag zu Flensburg«, LASH, Abt. 354, Nr. 15297.

ligen Verhaftungsort von Dönitz und seiner Regierung – gehen sollte. Angemeldet beziehungsweise den Saal gemietet hatte ein Strohmann. Die geplante Festfolge sah unter anderem die Verlesung des letzten Wehrmachtsberichts vom 9. Mai 1945, der letzten Worte der »Hingerichteten des Nürnberger Tribunals«, eine Ansprache Manfred Roeders und das Absingen des Deutschlandlieds in drei Strophen vor.[148] Als die Einladung zum »Reichstag« publik wurde, verbot der Magistrat der Stadt Flensburg den Fackelzug und die Veranstaltung im Deutschen Haus mit der Begründung, dass die Veranstaltung die freiheitlich-demokratische Grundordnung bekämpfen würde und somit verfassungswidrig sei.[149]

Nach Darstellung der Ermittlungsbehörden fanden sich trotz Verbots am 23. Mai 1975 auf dem Berliner Platz vor dem Deutschen Haus etwa 60 Anhänger der »Bürgerinitiative Deutsches Reich« – eine nur sprachlich leicht abgewandelte Variante der DBI – ein. Roeder erklärte per Megafon den »Reichstag« für eröffnet, animierte die Anwesenden zum Entzünden vorbereiteter Fackeln, zum Absingen der Nationalhymne in allen Strophen und dem Skandieren von als rechtsradikal gewerteter Parolen. Schließlich wurden mit Billigung der Veranstaltungsleitung eine britische und eine amerikanische Fahne verbrannt.[150] Die Polizei griff ein, löste die Versammlung auf und nahm Roeder sowie eine weitere Person für etwas mehr als zwei Stunden in Gewahrsam. Anschließend wurden beide von ihren Anhängern am Polizeipräsidium in Flensburg abgeholt.[151] Die Versammlung sollte am nächsten Vormittag in einem Gasthof im dänischen Padborg fortgesetzt werden. Nachdem der dänische Wirt die politisch brisanten Inhalte der Veranstaltung erkannt hatte, forderte er die Teilnehmenden zum Verlassen seines Lokals auf. Laut Ermittlungsbericht des Leitenden Oberstaatsanwalts Morf setzten die Teilnehmenden die Versammlung auf dem Hof des Landwirts W. Carstens in Kragstedt im Kreis Schleswig-Flensburg fort.[152] Dort wurde in einer mit schwarz-weiß-roten Fahnen geschmückten Scheune die »Freiheitsbewegung Deutsches Reich« (FDR) gegründet, Roeder zu deren Sprecher ernannt und beschlossen, dass der »Reichstag« nun jährlich und als nächstes in Wien stattfinden solle.[153]

Im Vorfeld des 1975 in der Fördestadt geplanten »Reichstags zu Flensburg« hatte Roeder den Kontakt zu Hitlers Nachfolger Karl Dönitz gesucht, um ihn davon zu überzeugen, dass er weiterhin legitimes Staatsoberhaupt des fortbestehenden Deut-

148 Vgl. Anzeige der Landespolizei Schleswig-Holstein, 20. Mai 1975, LASH, Abt. 354, Nr. 15299.

149 Vgl. Schreiben des Ordnungsamtes der Stadt Flensburg, gez. Dr. Fulda, vom 21. Mai 1975 an die Bürgerinitiative Deutsches Reich z. Hd. Herrn Friedrich-Wilhelm Teschemacher, LASH, Abt. 354, Nr. 15297.

150 Vgl. Strafbefehl des Amtsgerichts Flensburg vom 12. November 1975, LASH, Abt. 354, Nr. 15299; Roeder gab die Teilnehmerzahl in einem Schreiben an seine Gesinnungsfreunde mit 150 an, vgl. Brief von Manfred Roeder an die Mitglieder der Deutschen Bürgerinitiative vom Mai 1975, LASH, Abt. 354, Nr. 15299.

151 Vgl. Polizeibericht der B.K. Flensburg vom 26. Mai 1975, LASH, Abt. 354, Nr. 15297.

152 Vgl. Ermittlungsbericht des Leitenden Oberstaatsanwalts Flensburg vom 28. Mai 1975, LASH, Abt. 354, Nr. 15303. Es wird in diesem und anderen Fällen auf die Nennung der vollen Namen verzichtet, wenn es sich nicht um Personen der Zeitgeschichte handelt.

153 Vgl. *Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik, S. 164; Mittschnitt: Veranstaltung Reichstag Flensburg, 23.5.1975, Archiv des Norddeutschen Rundfunks, 8001691; *Thies Christophersen*, Unser Reichstag in Flensburg, in: Die Bauernschaft. Für Recht und Gerechtigkeit 6, 1975, H. 3, S. 4–5, hier: S. 5.

schen Reiches sei. Dönitz wähnte sich jedoch entgegen der Vorstellung des Petenten nicht mehr im Amt des Reichspräsidenten, auch weil er nie gewählt worden sei.[154] Auch hielt Dönitz die Gründung einer Exil-Reichsregierung »weder rechtlich noch politisch für sinnvoll«.[155] In einem Schreiben an Roeder vom 2. Juli 1975 argumentiert Dönitz noch in eine weitere Richtung:

> »Denn inzwischen hatte sich die Bundesrepublik Deutschland in der Präambel des Grundgesetzes für das ganze deutsche Volk die Einheit und Freiheit Deutschlands zum obersten politischen Ziel gesetzt. Sie ist damit verfassungsrechtlich zum Träger des Reichsgedankens geworden, auch wenn ihre jeweiligen Regierungen sich nur mit unterschiedlichem Nachdruck für die Verwirklichung dieses Gedankens einsetzen.«[156]

Diese Interpretation des staatlichen Selbstverständnisses im Hinblick auf die Bundesrepublik und deren Verbindung zum »Reich« erscheint obskur, sie passt aber ins Bild des verantwortungsbewusst erscheinen wollenden Befehlshabers, dass Dönitz nach 1945 von sich zeichnen wollte und konnte.[157]

Propagandistisch nutzte Christophersen den »Reichstag« und brachte in der »Bauernschaft« 1976 eine Ausgabe mit dem Titel »Flensburg. Die letzte Hauptstadt des deutschen Reiches« heraus, in der die Bundesrepublik und deren Regierung an Dutzenden Stellen diffamiert wurde. Daher beschlagnahmte das Landgericht Flensburg im Februar 1977 alle Exemplare der Ausgabe.[158] Bezogen auf die Veranstaltung verurteilte das Landgericht Flensburg Roeder – nur durch die Beharrlichkeit der Staatsanwaltschaft – wegen Verunglimpfung des Staates und seiner Symbole und Verbreitung von NS-Propagandamaterial am 28. Juni 1977 zu sechs Monaten Freiheitsstrafe.[159] Christophersen bekam eine Geldstrafe.[160] Während der Prozesse gingen bei der Staatsanwaltschaft und beim Landgericht Flensburg zahlreiche Schreiben von örtlichen sowie entfernten Petenten ein, die das Verbot des »Reichstags« und die Ermittlungen gegen Roeder und Christophersen als eine Unverschämtheit empfanden. So schrieb G. A. Stintzing in Bezug auf das Verbot des »Reichstags« am 23. Mai 1975:

---

154 Vgl. *Manfred Roeder*, Ein Kampf um's Reich. Eine Dokumentation und politische Streitschrift um die Nachfolge des Reiches, Schwarzenborn 1979, S. 21–32 und 37–40.

155 Ebd., S. 24.

156 Ebd., S. 40.

157 Vgl. *Heinrich Schwendemann*, »Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten«: Das Programm der Regierung Dönitz und der Beginn einer Legendenbildung, in: *Jörg Hillmann/John Zimmermann* (Hrsg.), Kriegsende 1945 in Deutschland, München 2002, S. 9–33, hier: S. 32.

158 Vgl. Kopie der Bauernschaft 7, 1976, H. 4, Flensburg. Die letzte Hauptstadt des deutschen Reiches, LASH, Abt. 354, Nr. 14278; Beschluss des Landgerichts Flensburg in dem Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Verunglimpfung des Staates vom 17. Februar 1977, LASH, Abt. 354, Nr. 14279.

159 Vgl. Urteil der I. Großen Strafkammer des Landgerichts Flensburg vom 28. Juni 1977, LASH, Abt. 354, Nr. 15299.

160 Vgl. Urteil der I. Großen Strafkammer des Landgerichts Flensburg vom 22. Dezember 1977, LASH, Abt. 354, Nr. 15297.

»Ich gehöre zu dieser Bürgerinitiative, sind keine Terroristen, keine Anarchisten und keine Mitglieder der Baader-Meinhof-Gruppe, sondern Deutsche, die für ihr deutsches Vaterland, nicht nur im 2., sondern auch schon im 1. Weltkriege ihr Leben hinzugeben bereit waren.«[161]

Und auf der nächsten Seite: »Infolge Verrat unterlag die deutsche Wehrmacht der Übermacht der Feinde. Die Deutsche Reichsregierung wurde unter erniedrigendsten, beleidigendsten Umständen verhaftet und gefangen gesetzt, ein Vorfall, den es in der deutschen Geschichte noch nicht gegeben hat.«[162] Aus diesem und ähnlichen Anschreiben geht hervor, dass es eine ganze Reihe von Personen gab, die die rechtlich absurden Vorstellungen Roeders und Christophersens teilten und auch bereit waren, sich mit den Justizbehörden anzulegen. Der Bundesgerichtshof (BGH) bestätigte später das Urteil gegen Christophersen.[163] Er musste inklusive Gebühren die Summe von 4.011,50 DM bezahlen, die er jedoch nicht selbst zahlen wollte oder konnte.[164] Er veröffentlichte in seiner »Bauernschaft« einen Spendenaufruf, wonach innerhalb von kurzer Zeit der erbetene Betrag und sogar 2.269,77 DM zu viel auf dem Konto der Landesbezirkskasse von Abonnent*innen und Freunden eingezahlt wurden. Die Überzahlung versuchte Christophersen von den Justizbehörden persönlich erstattet zu bekommen, ein Unterfangen mit unklarem Ausgang.[165] Roeders Urteil wurde ebenfalls vom BGH bestätigt und eine Revision verworfen.[166]

Mit der FDR organisierte Roeder mindestens einen weiteren »Reichstag«, diesmal in Regensburg, der vom 21. bis zum 22. Mai 1977 stattfand. Roeder lobte Hitler dort als »Friedensbringer« und erklärte die Juden zum »Hauptfeinde des deutschen Volkes«. Den Schutz der Veranstaltung übernahm die »Wehrsportgruppe Hoffmann« in Uniform und Nagelstiefeln, bevor die Veranstaltung nach massiven Protesten von Gegendemonstranten von der Polizei aufgelöst wurde.[167] Nachdem das Urteil des Landgerichts rechtskräftig geworden war, ging Roeder in den Untergrund, zunächst ins Ausland. Später reiste er erneut in die Bundesrepublik ein, verübte unter anderem, wie dargestellt, am 22. August 1980 den Brandanschlag auf eine Hamburger Asylunterkunft, bei dem zwei vietnamesische Flüchtlinge starben, was den Fahndungsdruck der Polizei enorm erhöhte. Er wurde schließlich am 1. September 1980 nach längerer Flucht in Hannoversch-Münden festgenommen.[168] Nach dem Tod von Karl Dönitz am 24. Dezember 1980 dachte Alois Bude als verantwortlicher He-

161 Schreiben von G. A. Stintzing an die [gar nicht existierende] Generalstaatsanwaltschaft beim Landgericht Flensburg vom 23. Mai 1975, S. 1, LASH, Abt. 354, Nr. 15297.
162 Ebd., S. 2.
163 Vgl. Beschluss des 3. Strafsenats des Bundesgerichtshofs vom 22. Februar 1978, LASH, Abt. 354, Nr. 15279.
164 Vgl. Kostenrechnung in der Strafsache Christophersen vom 17. August 1977, LASH, Abt. 354, Nr. 15305.
165 Schreiben von Thies Christophersen an den Petitionsausschuß Schleswig-Holsteins vom 11. Februar 1978, LASH, Abt. 354, Nr. 15305.
166 Vgl. Beschluss des 3. Strafsenats des Bundesgerichtshofs vom 23. November 1977, LASH, Abt. 354, Nr. 15299.
167 Vgl. *Fromm*, Die »Wehrsportgruppe Hoffmann«, S. 244.
168 Vgl. Fernschreiben der Staatsanwaltschaft Flensburg an den Justizminister in Kiel und die Generalstaatsanwaltschaft in Schleswig vom 2. September 1980, LASH, Abt. 354, Nr. 15303.

rausgeber der »Ostdeutschen Informationen. Organ für Heimatschutz, Heimatrecht, Heimatarbeit und Heimatanspruch« darüber nach, wer dem gerade verstorbenen Dönitz im Amt des Reichspräsidenten nachfolgen könnte, und kam zu dem Schluss, dass es eigentlich die Aufgabe von Manfred Roeder wäre, der sich am 23. Mai 1978 zum »Reichsverweser« ernannt hatte.[169] Aber Roeder saß gerade die erste Haftstrafe ab und wartete auf sein Urteil wegen des Hamburger Brandanschlags, die DBI und die FDR zerfielen infolge der Haftzeit Roeders, bei aller Vorsicht und vor dem Hintergrund des begrenzten Wissens über diese Organisationen.

Roeder und Christophersen versuchten, eine Ehrenrettung des Deutschen Reiches durch die Schrift »Die Auschwitz-Lüge« zu befördern. Die Leugnung der NS-Massenverbrechen wurde durch sie auf ein neues propagandistisches Level gehoben und damit der Versuch unternommen, das Deutsche Reich von der Kriegsschuld und den begangenen Menschheitsverbrechen freizusprechen. Die Justiz in der Bundesrepublik Deutschland reagierte auf die Aktivitäten Roeders und Christophersens ungewöhnlich energisch. Beide wurden mehrfach zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt. Die wichtigste Funktion beziehungsweise Bedeutung des »Reichstags zu Flensburg« für die »Reichsbürger« bestand jedoch darin: Roeder und Christophersen besiegelten durch den Kontakt zum greisen Karl Dönitz dessen Verzicht auf das Amt des Staatsoberhaupts des Deutschen Reiches und machten damit – wenn auch nur pseudojuristisch – den Weg frei für künftige, selbst ernannte Reichspräsidenten und Reichskanzler, wie etwa Wolfgang Ebel.

## IV. »Reichsbürger« und »Selbstverwalter« im zeitgenössischen Sinne

In diesem Kapitel sollen Formen der *»Reichsbürger«* und »*Selbstverwalter*« vorgestellt werden, die seit Mitte der 1980er-Jahre zeitgenössisch – und dies meint in diesem Sinne insbesondere medial und in den schon im Beitrag genannten Publikationen – als solche bezeichnet werden. Am 12. September 1985 erklärte sich Wolfgang Ebel zum »Generalbevollmächtigten des Deutschen Reiches«, sah sich somit fortan in Personalunion gleichzeitig als Reichskanzler und Reichspräsidenten, seine Ernennungsurkunde stellte er sich gleich selbst aus und auf seinem Briefkasten prangte das Schild »Kommissarische Reichsregierung« (KRR). Anlass für Ebels Agieren war seine Entlassung aus dem Dienst der Berliner S-Bahn 1980, die von der DDR-Reichsbahn betrieben wurde, nachdem er unter Westberliner Kolleg*innen maßgeblich einen Streik angezettelt hatte. Die Reichsbahn der DDR betrieb nach einer Übereinkunft der alliierten Siegermächte das Bahnnetz von ganz Berlin und hatte somit auch im ungeliebten Westberlin Mitarbeiter*innen, die sie jedoch in D-Mark bezahlen musste, was für die DDR ein erheblicher Kostenpunkt war. Auch war der Betrieb des Netzes defizitär, weil nach dem Mauerbau die Westberliner die S-Bahn mehrheitlich nicht mehr nutzten. Die Folge waren massive Einsparungen und Einschränkungen der DDR-Reichsbahn im West-Betrieb, was zu dem Streik 1980 geführt hatte. Auch weil Ebel 1985 neben der KRR noch einen »Bund der

169 Vgl. Ostdeutsche Informationen unter dem Titel »Reichsverweser – Was ist das?«, herausgegeben von Alois Bude im Februar 1981, LASH, Abt. 354, Nr. 15301.

Staats-, Reichs- und Bahnbeamten Deutschlands« gründete, um die Betriebsrechte der Reichsbahn in Westberlin zu übernehmen, geriet er ins Visier der Staatssicherheit der DDR.[170]

Diese setzte mehrere Inoffizielle Mitarbeiter (IM) auf Ebel an, um sein Vertrauen zu gewinnen und um Einfluss auf seine Aktivitäten zu nehmen. Der auf ihn maßgeblich angesetzte IM »Wolfgang Papke« wandte zersetzende Methoden im privaten Umfeld von Ebel an, so forcierte sich nur noch mehr seine Vorstellung von seiner Führungsrolle in der KRR. Der IM stellte 1987 fest, dass Ebel sich in einem wahnhaften Zustand befände und psychiatrischer Behandlung bedürfte. Doch Ebel konnte bis zur Jahrtausendwende geschätzt etwa 100 Anhänger*innen an sich binden und sich so seine Scheinwelt am Leben erhalten. Auch war seine Rolle in der KRR für ihn finanziell einträglich; er stellte für jeden Zahlungswilligen Personalausweise, Reisepässe, Führerscheine und weitere Dokumente aus. Doch mit den Jahren konnte er seine Fassade nicht mehr aufrechterhalten. Am 24. Juni 2004 erklärte das Landgericht Mühlhausen Ebel für schuldunfähig, da das Gericht seine Aktivitäten als Ausdruck einer geistigen Erkrankung sah. 2008 wurde er zwangsgeräumt, weil er sich geweigert hatte, Miete zu zahlen. Er verstarb schließlich am 29. Dezember 2014.[171] Zwar wird Ebel etwa von Schulze als autoritär orientierter Rechter[172] beschrieben, ob er aber tatsächlich einen *integrierten Nationalismus* vertreten hat, steht in Zweifel. Auch wenn er maßgeblich durch seine Fantasiedokumente und Ignoranz gegenüber staatlichen Institutionen als »Begründer der spezifischen Handlungsweisen«[173] der »Reichsbürger« gilt, war er streng genommen der erste »Selbstverwalter«.

Mit der Wiedervereinigung geriet die organisierte Rechte zunächst in eine Krise, denn mit dem Beitritt der DDR war das wichtigste Movens des Milieus nicht mehr nutzbar. Doch die folgenden – verharmlosend in den letzten Jahren »Baseballschlägerjahre«[174] genannten – Nachwendejahre waren insbesondere von der Transformation der ostdeutschen Wirtschaft und Gesellschaft sowie von der vergifteten Asyldebatte dominiert und deshalb folgten massive fremdenfeindliche Ausschreitungen – nicht nur in Ostdeutschland – mit vielen Toten und Verletzten.[175] Es dauerte nicht lange, bis die NPD darin eine Chance sah und auch programmatisch betonte, dass der Verzicht auf die Ostgebiete jenseits von Oder und Neiße nicht hinnehmbar sei.[176] Ideologisch aufbauen konnten auf die Initiativen von Roeder und Christophersen in den 1970er- und 1980er-Jahren nach der Wiedervereinigung weitere Protagonisten, die nachfolgend vorgestellt werden sollen.

---

170 Vgl. *Andreas Förster*, Zielobjekt Rechts. Wie die Stasi die westdeutsche Neonaziszene unterwanderte, Berlin 2018, S. 67 f.

171 Vgl. *Speit*, Reichsbürger – eine facettenreiche, gefährliche Bewegung, S. 12; *Förster*, Zielobjekt Rechts, S. 69–74.

172 Vgl. *Schulze*, Rechtsextremismus, S. 162.

173 Vgl. *Rathje*, Reichsbürger, Selbstverwalter und Souveränisten, S. 8.

174 Vgl. *Annette Seidel-Arpacı*, Von der migrantischen Selbstorganisierung der 1990er Jahre zur antirassistischen »Opferkonkurrenz«. Der multidirektionale Schlussstrich unter die Bekämpfung des Antisemitismus, in: *Vukadinović*, Rassismus, S. 403–436, hier: S. 403.

175 Vgl. *Sabri Deniz Martin*, »Das Boot ist voll«. Wiedervereinigung, Renationalisierung und die Einschränkung des Grundrechts auf Asyl, in: *Vukadinović*, Rassismus, S. 369–402.

176 Vgl. *Stöss*, Rechtsextremismus im Wandel, S. 32 f.

Horst Mahler, Uwe Meenen und Reinhold Oberlercher gründeten 1994 das »Deutsche Kolleg« (DK) als »Denkorgan des Deutschen Reichs«. Sie schlugen zur offiziellen Nutzung die Wirmer-Flagge vor, die durch die Präsenz auf Pegida-Demonstrationen eine relativ große Bekanntheit erlangt hat. Das Kolleg sollte durch »Theorien, Schulungen […] seinen Beitrag zur Wiederherstellung der vollen Handlungsfähigkeit des Deutschen Volkes als Deutsches Reich« leisten. 1999 veranstalteten Oberlercher und Mahler in Leipzig am Jahrestag von Hitlers Marsch auf die Feldherrenhalle eine Reichsproklamation. 2000 veröffentlichte das DK ein Manifest, das das Verbot aller jüdischer Gemeinden forderte.[177] 2004 rief Mahler mit weiteren Anhängern eine »Reichsbürgerbewegung« aus und organisierte »Reichsbürgerstammtische«, die allerdings zunächst kaum Zuspruch bekamen. Das Kolleg publizierte auch einen Reichsverfassungsentwurf, in dem es alle politische Gewaltausübung auf Reichsdeutsche beschränken wollte, einen Eid auf das »Vierte Reich« einforderte und doppelte Staatsangehörigkeiten kategorisch ausschließen wollte.[178] Ein weiterer Versuch, eine Reichsbürgergruppe zu etablieren, stammt von dem ehemaligen NPD-Stadt- und Kreistagsabgeordneten Rigolf Hennig im niedersächsischen Verden. Dieser gründete am 15. Juli 1995 den »Freistaat Preußen«, um die Handlungsfähigkeit des Deutschen Reiches wiederherzustellen, und ernannte sich selbst zum »Staatspräsidenten«. Hennig äußerte sich immer wieder offen antisemitisch und rassistisch, auch und unter anderem in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Reichsbote«.[179]

## V. »Reichsbürger« im historischen Rückblick

Am 9. Mai und am 15. Mai 1945 schrieb Karl Dönitz in sein Tagebuch, dass für die Fortexistenz des deutschen Volkes nur die vom Nationalsozialismus geschaffene ›Volksgemeinschaft‹ grundlegend sei und dass diese den Parteien, wie vor 1933, nicht wieder das Feld überlassen sollte.[180] Meine Haupterkenntnis lautet, dass sich »Reichsbürger« in eine solche Gemeinschaft zurücksehnen und dass man sie nicht klar von den radikalen Parteien nach 1945 beziehungsweise der rechtsradikalen Szene trennen kann, wie vielfach in der meist politikwissenschaftlichen Fachliteratur behauptet. Nur weil es erst seit ein paar Jahren beziehungsweise Jahrzehnten sogenannte selbst ernannte Reichsbürger gibt, heißt das nicht, dass es sie nicht auch vorher schon gegeben hat. Zu den Wesensmerkmalen der Protagonisten zähle ich: die Behauptung, das Deutsche Reich – in welchen Grenzen auch immer – würde fortbestehen; die Ablehnung der liberalen, demokratischen Nachkriegsordnung und den Bezug auf eine dezidiert rassistische Gesellschaftsordnung. Von ihnen wird bewusst oder unbewusst die Kategorie des »Reichsbürgers« aus dem nationalsozialistischen Staatsangehörigkeitsrecht nachgeahmt, als eine »rassisch« gegenüber jüdischen und »fremdvölkischen« Staatsangehörigen hervorgehobene, privilegierte

177 Vgl. *Rosenfeld*, Das Vierte Reich, S. 306–312.
178 Vgl. *Begrich/Speit*, »Heiliges Deutsches Reich«, S. 24–27; *Rathje*, Reichsbürger, Selbstverwalter und Souveränisten, S. 63–69.
179 Vgl. *Begrich/Speit*, »Heiliges Deutsches Reich«, S. 35–37.
180 Vgl. *Hansen*, Das Ende des Dritten Reiches, S. 183.

Bevölkerungsgruppe. Die »Reichsbürger-Gruppierungen« vertreten somit einen unwiderleglich *integralen Nationalismus*. Damit einher ging und geht eine Verharmlosung, Relativierung oder Leugnung der NS-Massenverbrechen, um die moralische Autorität des Reiches zu erhalten.

Die ersten beiden Kategorien von Rathje »Rechtsextreme nach 1945« und »Reichsbürger« sehe ich somit in der Zuordnung »Reichsbürger« abgedeckt. Nicht immer scharf davon abzugrenzen sind die »Selbstverwalter«, die sich meist jedoch nur vor Steuern drücken wollen. Rathje schätzte die Zahl der 2017 parallel existierenden Reichsregierungen auf 40.[181] Ganz offensichtlich müssen viele dieser Gruppen eher in die Kategorie »Selbstverwalter« eingeordnet werden. Auf ganz aktuelle Beispiele wie das »Fürstentum Germania« und das »Königreich Deutschland« kann hier nicht eingegangen werden, weil geeignete Quellen kaum vorhanden sind, insbesondere um eine Einordnung in die Systematik vorzunehmen.[182] Die von Rathje »Souveränisten« genannten Personen sind als eine Entwicklungsstufe beziehungsweise eine Zwischenstufe zwischen den »Reichsbürgern« und den »Selbstverwaltern« zu sehen. Rathje betont jüngst die Bedeutung des Antisemitismus für den Souveränismus.[183]

Neben diesen Differenzierungen sollen die »Reichsbürger« in ihrer Bedeutung im Nachkriegsdeutschland eingeordnet werden. Auch wenn der vorliegende Beitrag keine umfassende Analyse der Szene im Nachkriegsdeutschland leisten kann, so wird doch deutlich, wie einflussreich diese war. David Begrich und Andreas Speit betonen, dass der über 1945 hinausreichende Reichsmythos einen Teil der Nationalsozialisten mit der Ideenwelt eines germanischen Reiches verband. Der Grundgedanke funktionierte dabei so: Das Reich als Ganzes würde fortbestehen, bis der im Potsdamer Abkommen angekündigte Friedensvertrag geschlossen werden würde.[184] Rosenfeld sieht im Reichsbegriff einen Kampfbegriff, der immer noch zur Mobilisierung taugt.[185] Doch warum wurden Aktivitäten von »Reichsbürgern« nicht erfolgreicher in der Bundesrepublik? Yves Müller und Dominik Rigoll argumentieren, dass der politische Nationalismus, auch wenn einige Konzessionen im Laufe der Zeit gemacht wurden – durch Maßnahmen der Alliierten, wie die »Zerschlagung des Reiches, die Abtrennung großer Territorien, die Besetzung und Aufteilung des Landes in voneinander abgeschottete Zonen sowie die millionenfache Gefangennahme deutscher Soldaten und hunderttausendfache Internierung rechter Gefährder« für Jahrzehnte gebremst wurde.[186] Gideon Botsch stellt heraus, dass der deutsche Nationalismus nach 1945 sich nicht wie im Kaiserreich und im Nationalsozialismus mit Standesinteressen und sozioökonomischen Forderungen verbinden konnte.[187] So bleibt zu hoffen, dass die öffentliche und wissenschaftliche

181 Vgl. *Rathje*, Reichsbürger, Selbstverwalter und Souveränisten, S. 12.
182 Vgl. ebd., S. 16–19.
183 Vgl. *Jan Rathje*, For Reich and Volksgemeinschaft – Against the World Conspiracy. Antisemitism and Sovereignism in the Federal Republic of Germany since 1945, in: Antisemitism Studies 5, 2021, H. 1, S. 100–138.
184 Vgl. *Begrich/Speit*, »Heiliges Deutsches Reich«, S. 32.
185 Vgl. *Rosenfeld*, Das Vierte Reich, S. 318.
186 Vgl. *Rigoll/Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus, S. 349.
187 Vgl. *Botsch*, Warten auf den Tag X, S. 199.

Wahrnehmung in Zukunft geschärft wird gegen neuerliche Versuche, ein neues oder altes »Drittes Reich« beziehungsweise »Viertes Reich« zu schaffen.

JOHANNES SCHÜTZ

# Rassistische Gewalt in der späten DDR

Ereignisketten und soziale Kontexte an einem Beispiel aus Sachsen

Die Geschichte des Rechtsextremismus seit 1945 ist nicht nur eine Geschichte der Parteien und Programme, sondern zugleich auch immer eine Geschichte der Praktiken. Gewalt war und ist dabei eine zentrale Praxisform, der Rechtsterrorismus nur die äußerste Form des gewaltvollen Handelns. Vielfach dienten Gewalthandlungen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten den Zielen rechtsextremer Politik, zur Verwirklichung von homogenen Gemeinschaftsidealen.[1] Gewalt war und ist ein erprobtes und eingeübtes Mittel rechtsextremer Politik, das mit spezifischen Konjunkturen zur Anwendung kam. Gerade in den 1980er- und 1990er-Jahren war die Gewalt gegen politische Gegner*innen und als gemeinschaftsfremd gelesene Menschen häufiges Mittel der politischen Auseinandersetzung – in der Bundesrepublik Deutschland ebenso wie in der Deutschen Demokratischen Republik.[2]

Dieser Beitrag fokussiert die rassistische Gewalt in der späten DDR. Es kam zu Angriffen und Attacken auf Menschen, denen eine Zugehörigkeit zur DDR-Gesellschaft abgesprochen wurde.[3] Diese Gewalt gegen Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter kann als Vorläufer für die Gewalteskalation der vereinigten Bundesrepublik angesehen werden; in dem sozialistischen Staat konstituierte sich eine gewaltbereite Neonaziszene und erprobte die eigenen Handlungsspielräume.[4]

Dass diese Gewalteskalation bereits in der DDR einsetzte, zeigt dieser Beitrag. Er bleibt aber nicht bei einer Feststellung der Gewalt stehen, sondern lotet Möglichkeiten zur Erforschung der rassistischen Gewalt in der späten DDR aus. Dabei diskutiert er die problematische Quellenlage, adaptiert ein prozesssoziologisches Erklärungsmodell und wendet es auf den historischen Gegenstand an: An einem ausgewählten Beispiel untersucht dieser Beitrag eine Kette von Ereignissen, bei

1 Vgl. zur Geschichte des Rechtsextremismus *Gideon Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, Bonn 2012; *ders.*, ›Nationale Opposition‹ in der demokratischen Gesellschaft. Zur Geschichte der extremen Rechten in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Fabian Virchow/Martin Langebach/Alexander Häusler* (Hrsg.), Handbuch Rechtsextremismus, Wiesbaden 2016, S. 43–82. Mit dem speziellen Fokus auf Gewalt: *Barbara Manthe*, Racism and Violence in Germany since 1980, in: *Frank Jacob* (Hrsg.), Global Humanities. Studies in Histories, Cultures, and Societies, Bd. 4, Berlin 2017, S. 35–53; *Hendrik Puls* (Hrsg.), Rechtsterrorismus in der alten Bundesrepublik. Historische und sozialwissenschaftliche Perspektiven, Wiesbaden 2023.

2 *Ulrich Herbert*, Migration und rechte Gewalt, in: *Till Kössler/Janosch Steuwer* (Hrsg.), Brandspuren. Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er-Jahre, Bonn 2023, S. 54–75; *Barbara Manthe*, Vom Rechtsterrorismus zur rechtsradikalen Gewalt. Die Bundesrepublik in den 1980er- und frühen 1990er-Jahren, in: ebd., S. 107–124.

3 Zusammenfassend: *Bernd Wagner*, Rechtsradikalismus in der Spät-DDR, in: *Uwe Backes/Steffen Kailitz* (Hrsg.), Sachsen – Eine Hochburg des Rechtsextremismus?, Göttingen 2020, S. 21–43.

4 *Gideon Botsch*, From Skinhead-Subculture to Radical Right Movement. The Development of a ›National Opposition‹ in East Germany, in: Contemporary European History 21, 2012, S. 553–573; *Gordon Charles Ross*, The Swastika in Socialism. Right-Wing Extremism in the GDR, Hamburg 2000.

denen es zu Gewalt gegen Vertragsarbeiter aus Mozambique kam, und schlägt mögliche Kontextualisierungen dieser Ereigniskette vor. Die Hauptthese dabei ist, dass der Einsatz von Gewalt in der DDR noch nicht systematisch oder strategisch erfolgte, vielmehr hingen einzelne Gewaltereignisse miteinander zusammen, wobei sowohl die sozialen Settings als auch die rassistischen Deutungsmuster beteiligter Akteure einen wesentlichen Einfluss auf die Eskalationsdynamiken hatten. Am Ende dieser Ereignissequenz konnten die Akteure aber politische Entscheidungen beeinflussen, was die Deutung nahelegt, dass in den 1980er-Jahren Handlungsmuster erprobt wurden, die seit 1990 dem organisierten Rechtsextremismus gezielt zur Einschüchterung und Vertreibung von rassistisch markierten Menschen dienten und bis heute dienen.

## I. Forschungsdesiderate und Forschungspotenziale

Die Gewaltereignisse von Hoyerswerda 1991 und Rostock-Lichtenhagen 1992 sind in der nationalen Erinnerungskultur bereits fest verankert und erfahren zunehmende Erforschung.[5] Die Gewaltereignisse in der DDR sind hingegen historiografisch kaum bearbeitet und werden daher nicht als Vorläufer der rechtsextremen Gewaltwelle in der vereinigten Bundesrepublik in den Blick genommen.[6] Es existieren zwar sozialwissenschaftliche Analysen und journalistische Reportagen über den ostdeutschen Rechtsextremismus in der postsozialistischen Transformationsphase. Diese zeitgenössischen Beobachtungen der »Baseballschlägerjahre« prägten den Diskurs über den Rechtsextremismus in Ostdeutschland. Teilweise beschrieben sie auch die Anfänge der Gewalt in der DDR, waren dabei aber nie systematisch.[7] Diese Beobachtungen konzentrierten sich bei der Gewalterklärung auf das Alter der Akteure, ordneten die Gewalt einer rechtsextremen »Jugendbewegung« zu und beschrieben die Entwicklung der Skinheadsubkultur zu einer hegemonialen Jugendkultur.[8]

Das Paradigma der »Jugendbewegung« übernahmen andere Disziplinen. Eine umfassende Arbeit legte Bernd Wagner vor, der als Kriminalpolizist selbst an der Beobachtung und Verfolgung von Neonazis in der DDR beteiligt war und das Phänomen umfangreich im vereinten Deutschland weiterbearbeitete. Mit einem starken Fokus auf die Gemeinschaftsformen Jugendlicher und junger Männer zeichnete

5 Vgl. zuletzt *Kössler/Steuwer*, Brandspuren.

6 Mit Hinweisen dazu *Norbert Frei/Franka Maubach/Christina Morina* u. a., Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Berlin 2019, insb. S. 161–182.

7 *Peter Ködderitzsch/Leo A. Müller*, Rechtsextremismus in der DDR, Göttingen 1990; *Bernd Siegler*, Auferstanden aus Ruinen … Rechtsextremismus in der DDR, Berlin 1991; *Andreas Borchers*, Neue Nazis im Osten. Hintergründe und Fakten, Weinheim 1992; *Michael Schmidt*, Heute gehört uns die Straße. Der Insider Report aus der Neonazi-Szene, Düsseldorf/Wien etc. 1993.

8 Stellvertretend: *Karl-Heinz Heinemann/Wilfried Schubarth* (Hrsg.), Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder. Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland, Köln 1992; *Werner Bergmann/Rainer Erb*, Eine soziale Bewegung von rechts? Entwicklung und Vernetzung einer rechten Szene in den neuen Bundesländern, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 7, 1994, H. 2, S. 80–98; *Britta Bugiel*, Rechtsextremismus Jugendlicher in der DDR und in den neuen Bundesländern von 1982–1998, Münster 2002.

er die Institutionalisierung des Rechtsextremismus nach, von einer Protestkultur über Gruppen- und Szenebildung hin zu einer »rechtsradikalen Bewegung«.[9] Dabei betonte er immer wieder die herausgehobene Stellung der Gewalt als präferierte Handlungsoption und politische Ausdrucksform gleichzeitig.[10] Walter Süß wiederum näherte sich dem Rechtsextremismus ausschließlich über die Akten des »Ministeriums für Staatssicherheit« (MfS), untersuchte, wie das MfS diese Neonazigruppen als »Jugendbewegung« klassifizierte.[11] Besonders auffällig ist, wie unfähig das MfS war, beobachtete jugendliche Subkulturen zu deuten.[12] Diesen subkulturellen Charakter brachte Gideon Botsch in einen deutsch-deutschen Zusammenhang, vor allem arbeitete er die Entwicklung von der Skinhead-Subkultur zur »nationalen Opposition« heraus und betonte die Kontinuitäten in die vereinte Bundesrepublik.[13] Allen diesen Arbeiten ist damit gemeinsam, dass sie ihren Hauptfokus auf die Akteure richten und bei diesen nach politischen Haltungen und jugendspezifischen Gruppenbildungsprozessen suchen.

Die zentralen historischen Arbeiten zur spezifischen Gewaltpraxis des DDR-Rechtsextremismus hat Harry Waibel vorgelegt. Er hat mit zahlreichen Buchveröffentlichungen die Existenz von rassistischen Gewalthandlungen in der DDR nachzuweisen versucht.[14] Zweifelsohne hat Waibel einen beachtlichen Beitrag zur Erforschung des Phänomens geleistet. Allein durch seine umfänglichen Recherchen in den Aktenbeständen der »Bundesbehörde für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes« (BStU) hat er auf die schiere Menge der dokumentierten Ereignisse hingewiesen. Seine Arbeiten haben jedoch vielfältigen Widerspruch erfahren.[15] Beim Todesfall Manuel Diogo scheint es gar, dass Waibel ein Gewaltverbrechen behauptet hat, wo ein tragischer Unfall stattgefunden haben könnte. Die beiden Journalistinnen Anja Reich und Jenni Roth von der Berliner Zeitung haben zumindest in einem umfangreich recherchierten, mehrteiligen Podcast eine erdrückende Beweislast für die Unfallthese gebracht.[16]

9 Vgl. *Bernd Wagner*, Rechtsradikalismus in der Spät-DDR. Zur militant-nazistischen Radikalisierung. Wirkungen und Reaktionen in der DDR-Gesellschaft, Berlin 2014; *ders.*, Jugend – Gewalt – Szenen. Zu kriminologischen und historischen Aspekten in Ostdeutschland. Die achtziger und neunziger Jahre, Berlin 1995.

10 *Wagner*, Rechtsradikalismus in der Spät-DDR (2014), S. 147–186 und 266–304.

11 *Walter Süß*, Zur Wahrnehmung und Interpretation des Rechtsextremismus in der DDR durch das MfS, Berlin 1996.

12 Ebd., insb. S. 3–11.

13 *Botsch*, From Skinhead-Subculture to Radical Right Movement; sehr ähnlich auch *Ross*, The Swastika in Socialism.

14 *Harry Waibel*, Rechtsextremismus in der DDR bis 1989, Köln 1996; *ders.*, Der gescheiterte Anti-Faschismus der SED. Rassismus in der DDR, Frankfurt am Main 2014; *ders.*, Die braune Saat. Antisemitismus und Neonazismus in der DDR, Stuttgart 2017.

15 *Svenna Berger*, Rezension: Die braune Saat: Quellensammlung zu rechten Aktivitäten in der DDR, URL: <https://www.apabiz.de/2019/rezension-die-braune-saat/> [19.11.2022]; *Claudia Pawlowitsch*, Rezension zu Harry Waibel, Die braune Saat, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 90, 2019, S. 373–375.

16 *Anja Reich/Jenni Roth*, Der Fall Diogo: Wie aus einem tragischen Unfall ein brutaler Neonazi-Mord wurde, in: Berliner Zeitung, 30.9.2020, URL: <https://www.berliner-zeitung.de/politik-gesellschaft/manuel-diogo-wie-aus-einem-tragischen-unfall-ein-brutaler-neonazi-mord-wurde-li.108466#> [25.10.2022]; Podcast: Erfindung eines Verbrechens – Der Fall Diogo, URL: <https://derfalldiogo.podigee.io/> [18.5.2023].

Abseits dieser schwerwiegenden Vorwürfe kann festgestellt werden, dass es Waibels Arbeiten an Analyse mangelt: Er reihte die einzelnen Vorfälle ausschließlich aneinander, konnte damit zwar die Verbreitung rassistischer Gewalt in der DDR aufzeigen, jedoch keine weiteren strukturellen Bedingungen dafür herausarbeiten. Dieser quantitative Nachweis von Gewalt ist durchaus wichtig, allerdings ist damit noch nichts über die Möglichkeitsbedingungen, die tatsächlichen Ereigniszusammenhänge und über die soziale Einbettung der Taten gesagt. Es bedarf also einer erneuten Sichtung der Quellen mit einem analytischen Zugang.

## II. Quellenprobleme und Quellenkritik

Die Akten des MfS bieten einen ersten Zugriff auf die Gewaltereignisse in der DDR. Die Angriffe wurden von den Abteilungen IX und XX gesammelt und bearbeitet; also jenen Einheiten der Staatssicherheit, die sich vor allem mit den als politisch deklarierten Strafhandlungen in der DDR beschäftigten (Abteilung IX: Untersuchung) und die Unterdrückung oppositioneller Strukturen (Abteilung XX: Staatsapparat, Kultur, Kirche, Untergrund) zum Ziel hatten.[17] Somit reihen sich die Dokumente zur rassistischen Gewalt in Beobachtungen von kirchlichen Friedensgruppen und Meldungen von versuchten Republikfluchten ein.

Dabei sind die einzelnen Fälle recht unterschiedlich dokumentiert: Die Mitarbeiter*innen der Staatssicherheit sammelten zu den Ereignissen diverses Material. In den Akten sind durchgehend die Informationen an den Zentralen Operativstab[18] erhalten, jedoch sind diese Dokumente äußerst knapp und zugleich problematisch, da sie die Informationen ohne Prüfung weitergaben. Besonders ausführlich und deutlich aussagekräftiger sind die Aktenteile, die von anderen staatlichen Institutionen (zumeist Polizei oder Justiz) übernommen wurden: Sachstandsberichte der Volkspolizei[19], Anklageschriften der Staatsanwaltschaften[20] oder Protokolle von Zeugenvernehmungen.[21] Wesentliche Dokumente in den MfS-Akten hat die Stasi daher nicht selbst produziert, sie verweisen vielmehr auf polizeiliche Ermittlungen und juristische Verfahren. Ebenso lässt sich dadurch auf eine Zusammenarbeit der Ermittlungsbehörden schließen.[22]

Damit können die Akten des MfS lediglich den Ausgangspunkt für die Untersuchung der einzelnen Gewaltereignisse bilden. Für eine historisch-kritische Analyse der Ereignisse sind weitere Quellen zu recherchieren und korrespondierende Dokumente heranzuziehen. Erst mit diesen weiteren Quellen lassen sich die einzelnen

17 Vgl. zum Aufbau des Sicherheitsapparats *Jens Gieseke*, Die Stasi 1945–1990, München 2011, insb. S. 134–149.

18 Als Beispiel: BArch, MfS, HA IX, Nr. 9832, S. 138.

19 So etwa in BArch, MfS, BV Dresden, KD Kamenz, Nr. 8597, S. 1–3, oder BArch, MfS, HA IX, Nr. 9832, S. 140–142.

20 BArch, MfS, HA IX, Nr. 9832, S. 143 f.

21 BArch, MfS, BV Dresden, Abt. XIX, Nr. 20205, S. 9–17.

22 Vgl. dazu allgemein *Tobias Wunschik*, Mechanismen der Herrschaft im Staat der SED. Staatssicherheit und Volkspolizei in der DDR, in: *Volker Zimmermann/Michal Pullmann* (Hrsg.), Ordnung und Sicherheit, Devianz und Kriminalität im Staatssozialismus. Tschechoslowakei und DDR 1948/49–1989, Göttingen 2014, S. 83–109.

Ereignisse detailliert untersuchen, wobei die meisten Quellen den staatlichen Blick auf Gewalt und Akteure freigeben. Selbst die Zeugenvernehmungen von Opfern im Ermittlungsverfahren oder im Prozess sind in die polizeilich-juristischen Diskurse eingepasst.[23]

Außerdem variieren die Akten des MfS im Umfang erheblich, von einer kurzen Meldung bis hin zu ausführlichen Berichten mit unterschiedlichen Perspektiven. In Harry Waibels Überblick werden alle diese Meldungen zu kurzen Schlaglichtern verdichtet, in denen jedoch zugleich immer rechtsextreme Täter mit einer rassistischen Intention angenommen werden.[24] Hier ist Differenzierung angebracht. In diesem Beitrag wird das an einem Beispiel durchgeführt. Dabei ist es ein Anliegen, das Analysepotenzial des Materials kritisch zu beleuchten, die Möglichkeiten belastbarer Aussagen aufzuzeigen und potenzielle Deutungslinien auszuprobieren, aber den Berichten keine objektive Realität zuzuschreiben.[25]

Um einen ersten Eindruck vom Material zu geben: Eine Auseinandersetzung fand an Himmelfahrt 1985 in der Nähe des Stadions von Dynamo Dresden statt. Dieses Ereignis lässt sich beispielsweise aus der Stasiakte nur schemenhaft und fragmentiert nachzeichnen. Klar ist: Es kam zu körperlicher Gewalt, die Akte bietet jedoch bloß eine knappe Situationsbeschreibung:

> »Am 16.05.1985 kam es auf dem fucikplatz am forsthaus (getraenkeausschank) zu taetlichen auseinandersetzungen zwischen buergern der vr mocambique und buergern der ddr. Den anlasz dafuer gaben zwei bisher nicht identifizierte weibl. Jugendliche +2. jungerwachsene aus der ddr. die wegen diffrenzen [sic!] in der partnerwahl unter 6 buergern aus mocambique in streit geraten waren und gegeneinander taetlich wurden. Die absicht eines buergers aus mocambique, diesen streit zu schlichten, wurde von ddr-buergern miszverstanden, worauf sie auf die buerger aus mocambique einschlugen. Alle beteiligten standen dabei unter einflusz von alkohol.«[26]

Der Bericht an den Zentralen Operativstab erwähnt weiter, wie die hinzugekommenen Volkspolizisten einer Gruppe von 150 bis 250 Personen gegenüberstanden, die sich den Anweisungen der Volkspolizisten widersetzten und damit die Situation weiter verschärften. Im Endeffekt wurden 18 Personen festgenommen, darunter auch die sechs genannten Vertragsarbeiter.[27]

Himmelfahrt wurde in der DDR klassischerweise als »Herrentag« begangen, wobei körperliche Auseinandersetzungen unter den oftmals stark alkoholisierten Männern integraler Teil dieser Feiern war. Damit ist bereits ein ermöglichender Faktor benannt. Die vage Beschreibung deutet aber auch an, dass die Auseinandersetzung um männliche Selbstbilder ging. Das sind jedoch lediglich Vermutungen, die sich aus dem kurzen Vermerk ableiten, jedoch nicht belegen lassen. Die weitere

23 Vgl. dazu unten das Unterkapitel »Die Ereignissequenzen«.
24 *Waibel*, Die braune Saat, S. 243–291.
25 Jens Gieseke hat es einmal einen »Aktenpositivismus« genannt, *Jens Gieseke*, »Different Shades of Gray«. Denunziations- und Informantenberichte als Quelle der Alltagsgeschichte des Kommunismus, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 7, 2010, S. 287–295, hier: S. 290.
26 BArch, MfS, HA IX, Nr. 9831, S. 175.
27 Ebd., S. 175–182.

Analyse ist nun vor die Aufgabe gestellt, zusätzliche Quellen zu recherchieren und diese mit einem passenden Instrumentarium zu untersuchen.

## III. Theoretische Vorbemerkungen: Gewaltforschung und Prozesssoziologie

Gewalt hat in den letzten Jahrzehnten zunehmende Aufmerksamkeit von verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen bekommen. Die vielfältigen Diskussionen über den Gegenstand und den Zugang können hier nicht umfassend dargestellt werden.[28] Nur knapp kann darauf verwiesen werden, dass sich die sozialwissenschaftliche Forschung zuerst bemühte, aus den gesellschaftlichen Kontexten Ursachen für Gewalt abzuleiten. Darauf reagierte eine jüngere Gewaltforschung im Anschluss an den Soziologen Heinrich Popitz mit einer phänomenologischen Wendung, indem sie die Prozesse und Praktiken in den Mittelpunkt stellte.[29] Die situationale Gewalttheorie von Randall Collins knüpft daran an; sie dominierte mit ihrer mikrosoziologischen Perspektive geradezu die Gewaltforschungen seit ihrem Erscheinen.[30] Diese bisherigen Gewalttheorien reflektieren aber nicht ihre eigenen Prämissen und operieren mit einem impliziten Erklärungsansatz, der sie an gewissen Punkten in tautologische Argumentationen und explanatorische Sackgassen führe – so der Vorwurf von Thomas Hoebel und Wolfgang Knöbl. Die beiden Soziologen haben deshalb, ausgehend von dieser Problematisierung der aktuellen Gewaltforschung, eine prozessuale Gewalttheorie entwickelt, die im Kern die transitive Sequenz von Gewaltereignissen untersucht und dabei die Relevanz und kausale Einwirkung von sinngebenden Deutungen und wirklichkeitsgenerierenden Handlungen berücksichtigt. Sie verbinden die Analyse von Situationen und Ursachen, indem sie zum einen die Zeitlichkeit der Ereignissequenzen in den Fokus rücken und zum anderen deren Verkettung und Relationalität anhand von sozialen Deutungs- und Handlungsmustern untersuchen.[31] Ich werde hier ebenfalls mit diesem Ansatz operieren, indem ich in den Blick nehme, wie eine Kette von Gewaltereignissen durch rassistische

28 Vgl. zur Gewaltforschung im Überblick *Christian Gudehus/Michaela Christ* (Hrsg.), Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart/Weimar 2013; *Wilhelm Heitmeyer/Hans-Georg Soeffner* (Hrsg.), Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme, Frankfurt am Main 2008; *Wilhelm Heitmeyer/John Hagan/Günter Albrecht* (Hrsg.), Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden 2002.

29 *Henry Popitz*, Phänomene der Macht, Tübingen 2009; *Trutz von Trotha*, Zur Soziologie der Gewalt, in: *ders.* (Hrsg.), Soziologie der Gewalt, Opladen/Wiesbaden 1997, S. 9–54.

30 *Randall Collins*, Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie, Hamburg 2012. Zur Einordnung in die Forschungslandschaft vgl. *Eddie Hartmann*, Soziale Ordnung und Gewalt. Anmerkungen zur neueren Literatur in der Gewaltforschung, in: Berliner Journal für Soziologie 23, 2013, S. 115–131. Vgl. zur Kritik beziehungsweise zur Erweiterung der Theorie: Das Themenheft »Im Brennglas der Situation. Neue Ansätze der Gewaltsoziologie«, Mittelweg 36 28, 2019, darin insb. *Thomas Hoebel/Stefan Malthaner*, Über dem Zenit. Grenzen und Perspektiven der situationistischen Gewaltforschung, S. 3–14, sowie *Laura Wolters*, Vorwärtspanik am Wickeltisch. Zum Verhältnis von Emotionen und Gewalt, S. 177–204. Vgl. zur Weiterführung auch *Claudia Equit/Axel Groenemeyer/Holger Schmidt* (Hrsg.), Situationen der Gewalt, Weinheim/Basel 2016.

31 *Thomas Hoebel/Wolfgang Knoebl*, Gewalt erklären. Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie, Hamburg 2019, insb. S. 18–32.

Diskurse und hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen verknüpft war. Dezidiert betrachte ich ein einzelnes Gewaltgeschehen und dessen Ereignisverkettung. Dabei spreche ich von rassistischer Gewalt, kann aber zugleich die rechtsextremen Subjektpositionierungen berücksichtigen, indem die Akteure und ihre vergemeinschaftenden Sinnordnungen in den Fokus geraten.

## IV. Migrationsgeschichte der DDR als Gewaltgeschichte

Trotz offizieller Verlautbarungen war Rassismus in der DDR weder überwunden noch aus hegemonialen Diskursen verschwunden.[32] Die Geschichte der Migration in die DDR ist auch eine Geschichte der Gewalt. Daher ist zuerst noch ein kurzer Blick auf diesen Kontext zu werfen. Mit den diplomatischen Abkommen zur Vertragsarbeit setzte 1971 auch die Gewalt gegen Vertragsarbeiter*innen ein.[33] Diese Migration[34] in die DDR existierte ausschließlich als ein staatliches Programm, wodurch vor allem Arbeitskräfte gewonnen werden sollten, deklariert als Aufbauhilfe für »sozialistische Entwicklungsländer«.[35]

Die Vertragsarbeiter*innen aus Vietnam, Algerien, Kuba oder Mozambique waren mit spezifischen staatlichen Vorgaben konfrontiert. Das staatliche Migrationsregime versuchte Arbeiten, Wohnen und Freizeit gleichermaßen zu regulieren.[36] Bereits die Kontaktaufnahmen mit Menschen aus der DDR wurden skeptisch beobachtet und nur in offiziellen, kontrollierbaren Formaten zugelassen.[37] Dabei waren die Vertragsarbeiter*innen nicht ohne Handlungsmacht und konnten je nach

32 *Quinn Slobodian* (Hrsg.), Comrades of Color. East Germany in the Cold War World, New York 2015; *Damian Mac Con Uladh*, Die Alltagserfahrungen ausländischer Vertragsarbeiter in der DDR: Vietnamesen, Kubaner, Mozambikaner, Ungarn und andere, in: *Karin Weiss/Mike Dennis* (Hrsg.), Erfolg in der Nische? Die Vietnamesen in der DDR und in Ostdeutschland, Münster 2005, S. 51–68.

33 *Wagner*, Rechtsradikalismus in der Spät-DDR (2020), S. 31 f.

34 Vgl. zusammenfassend dazu *Patrice* G. *Poutrus*, Alles unter Kontrolle? Zur Bedeutung der BStU-Quellen für die zeithistorische Migrationsforschung, in: *Jens Gieseke* (Hrsg.), Staatssicherheit und Gesellschaft. Studien zum Herrschaftsalltag in der DDR, Göttingen 2011, S. 318–323; *Weiss/Dennis*, Erfolg in der Nische?; *Kim Christian Priemel* (Hrsg.), Transit, Transfer. Politik und Praxis der Einwanderung in die DDR 1945–1990, Berlin 2011. Den Forschungsstand zusammenfassend: *Nick Wetschel*, In der Praxis wenig geübt? Migration und Region in der zeitgeschichtlichen Forschung zu DDR und Ostdeutschland, in: ZfG 70, 2022, S. 50–59.

35 *Dennis Kuck*, »Für den sozialistischen Aufbau ihrer Heimat«? Ausländische Vertragsarbeitskräfte in der DDR, in: *Jan C. Behrends/Thomas Lindenberger/Patrice G. Poutrus* (Hrsg.), Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland, Berlin 2003, S. 245–256; *Sandra Gruner-Domić*, Socialist Labour Migration. East Germany's ›Contract Workers‹, in: *Agnes Bresselau von Bressensdorf* (Hrsg.), Über Grenzen. Migration und Flucht in globaler Perspektive seit 1945, Göttingen 2018, S. 203–221. Diese Erzählung verengt aber die Wahrnehmung von Migranten und Migrantinnen in der DDR vor allem auf Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter, dabei fand Migration durchaus differenzierter statt, vgl. *Christian Th. Müller/Patrice G. Poutrus* (Hrsg.), Alltag – Ankunft – Ausreise. Migration und interkulturelle Begegnung in der DDR-Gesellschaft, Köln/Weimar etc. 2005.

36 *Maria Klessmann*, »Wohnen-Arbeiten«. Zu den Wohnbedingungen vietnamesischer Vertragsarbeiter in Ost-Berlin, in: *Priemel*, Transit, Transfer, S. 188–210.

37 *Kuck*, »Für den sozialistischen Aufbau ihrer Heimat«?.

den spezifischen Bedingungen vor Ort selbst ihren Alltag gestalten.[38] Gerade in der Freizeit suchten sie sich jene Angebote, die es nicht in ihren Herkunftsländern gab. Tanzlokale und Gaststätten waren vielfach ihre Anlaufstellen, dort erlebten sie aber vermehrt Diskriminierungen und offene Anfeindungen. Einige Vertragsarbeiter reagierten auf Gewalt nun mit Selbstorganisation. Sie sahen sich zur Gegengewalt berechtigt, auch weil sie keine Unterstützung von der Deutschen Volkspolizei bei vorherigen Anzeigen erfahren hatten.[39] Eine fatale Entwicklung, die sich auch in dem hier eingehend zu untersuchenden Beispiel zeigen wird.

Gewalt besaß in der DDR-Gesellschaft also ganz eigene Möglichkeitsbedingungen. Denn die Abschottungspolitik der Staatsführung ließ ganz eigene Wissensbestände über die »Fremden« zirkulieren: Gerüchte und Verdächtigungen existierten, dass für sie andere, lockerere Vorgaben galten.[40] Gerade vor dem Hintergrund der massiven Mobilitätseinschränkungen der DDR-Bürger*innen eröffneten diese »Exotisierungen und Externalisierungen«[41] zahlreiche Konfliktlinien, die nicht selten auch von Einzelpersonen oder Gruppen konfrontativ anvisiert wurden.[42] Gerade dass Gerüchte geteilt und verbreitet wurden, ermöglichte kollektive Gewalthandlungen erst.[43] Verstärkt durch rassistische, stereotype Wahrnehmung von Migrant*innen in der DDR entstanden so vielfach dynamische Konfliktsituationen.

## V. Gewaltereignisse erforschen: Das Beispiel aus Niesky

Am Beispiel von Gewalthandlungen aus der Kleinstadt Niesky in der sächsischen Oberlausitz lassen sich sehr gut die verschiedenen Ebenen der rassistischen Gewalt beschreiben. Diese Ereigniskette liefert nicht nur sehr genaue Einblicke in die situativen Eskalationsdynamiken, sondern an diesem Beispiel lässt sich ebenso der soziale Kontext der rassistischen Gewalt in der späten DDR beleuchten: Die rassistische Gewalt übten vor allem junge, weiße Männer gegen junge, schwarze Männer aus.

Die interdisziplinäre Gewaltforschung betont auf einer reichen empirischen Grundlage, dass Gewalt und Geschlecht fundamental zusammenhängen: Gewalt ist überwiegend eine männliche Praxisform und dient in ihrer Eigenlogik dazu, männ-

38 Vgl. insb. *Mac Con Uladh*, Die Alltagserfahrungen ausländischer Vertragsarbeiter in der DDR.

39 Ebd., S. 57–61.

40 Vgl. *Annegret Schüle*, »Die ham se sozusagen aus dem Busch geholt.« Die Wahrnehmung der Vertragsarbeitskräfte aus Schwarzafrika und Vietnam durch Deutsche im VEB Leipziger Baumwollspinnerei, in: *Behrends/Lindenberger/Poutrus*, Fremde und Fremd-Sein in der DDR, S. 309–324. Vgl. als sehr instruktive Reportage über die rassistischen Deutungsmuster der Migration: *Landolf Scherzer*, Die Fremden. Unerwünschte Begegnungen und verbotene Protokolle, Berlin 2004. Vgl. auch die Erfahrungsberichte der Vertragsarbeiterinnen *Ines Schmidt*, Ausländer in der DDR. Ihre Erfahrungen vor und nach der »Wende«, in: *Heinemann/Schubarth*, Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder, S. 64–76; *Gabriele Jaschok*, Schwarz-weiße Zeiten. AusländerInnen in Ostdeutschland vor und nach der Wende. Erfahrungen der Vertragsarbeiter aus Mosambik. Interviews – Berichte – Analysen, Bremen 1993.

41 *Wetschel*, In der Praxis wenig geübt?, S. 52 f.

42 *Poutrus*, Alles unter Kontrolle?, S. 327.

43 Als Beispiel mit weiteren Verweisen *Michael Wildt*, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007, S. 213 f.

liche Selbstbilder in körperliche Praktiken zu übersetzen.[44] Zu allen Zeiten treten insbesondere junge Männer immer wieder mit Gewalt gegen andere Männer hervor.[45] Zu allen Zeiten waren Gewaltpraktiken auch mit männlichen Rollenbildern begründet, es gibt eindeutige historische Kontinuitäten von Gewalt und Männlichkeit.[46] Gewalt diente dazu, »sich der eigenen Männlichkeit zu versichern oder diese zu demonstrieren«.[47] Indem junge Männer mit einem rechtsextremen Selbstbild in Niesky, wie im folgenden Fall, gewaltvoll gegen Vertragsarbeiter vor Ort agierten, stellten sie zugleich ihre Männlichkeit her.

### *Die Ereignissequenzen*

Die Ereigniskette »Gewalt« setzte ein, nachdem dem Volkseigenen Betrieb (VEB) Waggonbau in Niesky eine Gruppe mosambikanischer Vertragsarbeiter zugewiesen worden war. Immer wieder kam es zu einzelnen Gewaltereignissen zwischen jungen Männern aus Niesky und den jungen Männern aus Mozambique. Die Staatssicherheit dokumentierte Auseinandersetzungen am 1. April 1987, am 9. September 1987 und am 21. Januar 1988. Im Nachgang der beiden letzten Ereignisse wurden einzelne Angreifer festgenommen und verurteilt, die Quellenüberlieferung ist daher nur für diese beiden Ereignisse umfangreich vorhanden. Die staatsanwaltlichen Akten im Hauptstaatsarchiv Dresden bieten durch die zahlreichen Zeugenvernehmungsprotokolle, Prozessakten und Urteile einen guten Einblick in die beiden

44 *Michael Meuser*, »Doing Masculinity«. Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns, in: *Regina-Maria Dackweiler* (Hrsg.), Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt, Frankfurt am Main 2002, S. 53–78; *Michael Meuser*, Geschlecht, in: *Gudehus/Christ*, Gewalt, S. 209–214; *Penelope Harvey*, Die geschlechtliche Konstitution von Gewalt. Eine vergleichende Studie über Geschlecht und Gewalt, in: *Trotha*, Soziologie der Gewalt, S. 122–138.

45 *Joachim Eibach*, Gibt es eine Geschichte der Gewalt? Zur Praxis des Konflikts heute, in der Vormoderne und im 19. Jahrhundert, in: *Rebekka Habermas/Gerd Schwerhoff* (Hrsg.), Verbrechen im Blick. Perspektiven der neuzeitlichen Kriminalitätsgeschichte, Frankfurt am Main/New York 2009, S. 182–216, hier: S. 214; *Dagmar Ellerbrock*, Generation Browning. Überlegungen zu einem praxeologischen Generationenkonzept, in: Geschichte im Westen 26, 2011, S. 7–34; *Kurt Möller*, Gender und Gewalt, in: *Wolfgang Melzer* (Hrsg.), Handbuch Aggression, Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen, Regensburg 2015, S. 63–66.

46 Vgl. mit historischen Beispielen *Eibach*, Gibt es eine Geschichte der Gewalt?; *Peter Wettmann-Jungblut*, Gewalt und Gegen-Gewalt. Gewalthandeln, Alkoholkonsum und die Dynamik von Konflikten anhand eines Fallbeispiels aus dem frühneuzeitlichen Schwarzwald, in: *Magnus Eriksson/Barbara Krug-Richter* (Hrsg.), Streitkulturen. Gewalt, Konflikt und Kommunikation in der ländlichen Gesellschaft (16.–19. Jahrhundert), Köln/Weimar etc. 2003, S. 17–59; *Ellerbrock*, Generation Browning, S. 13 f., sowie den Band zu »Männlichkeiten« der Zeithistorischen Forschungen/Studies in Contemporary History 18, 2021, H. 3.

47 *Raewyn Connell*, Masculinities, Berkeley/Los Angeles 2005, S. 105. Denn – wie Michael Meuser betont – basiert die »soziale Konstruktion von Männlichkeit […] auf einer doppelten Distinktions- und Dominanzlogik. Männlichkeit wird konstruiert und reproduziert in einer Abgrenzung sowohl gegenüber Frauen als auch gegenüber anderen Männern.« *Meuser*, »Doing Masculinity«, S. 64.

Ereignisse und die Situationsdynamiken, weshalb diese beiden Ereignissequenzen hier umfassender beschrieben werden können.[48]

Am 9. September 1987 feierten bis zu 300 Jugendliche in einer Nieskyer Gartenanlage. Gegen 21.00 Uhr wiesen die der »Freien Deutschen Jugend« (FDJ) angehörigen Ordner am Einlass fünf Mosambikaner ab.[49] Die Vertragsarbeiter verließen das Gelände aber nicht, sondern hielten sich davor auf und tanzten für sich.[50] Die weitere Beschreibung der Situation beruht nun auf verschiedenen Zeug*innenberichten, die teilweise stark voneinander divergieren, da vor allem die DDR-Bürger*innen sehr unterschiedliche Versionen präsentierten und zumeist von der eigenen Beteiligung ablenkten.[51] Die Befragungen der Mosambikaner und der Ordner stimmen jedoch überwiegend überein[52], dementsprechend bildeten sie die Grundlage der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft ebenso wie des Sachstandsberichts der Polizei.[53]

Aus diesen Berichten ergibt sich die folgende Situationsdynamik für den 9. September 1987: Als die fünf Männer aus Mozambique für sich vor dem Veranstaltungsgelände tanzten, gingen einzelne Besucher und Besucherinnen der Tanzveranstaltung auf die Tanzenden zu und beleidigten sie. Henry F. übernahm dabei wesentlich die Initiative. F. war schon mehrfach in Auseinandersetzungen mit den mosambikanischen Vertragsarbeitern geraten.[54] Diese wiederum erkannten ihn als einen, »der bekannt dafür ist, daß er Staatsbürger der Volksrepublik Mocambique provoziert«.[55] Der Gewalteskalation ging eine konfrontative Begegnung voraus. Die beteiligten Akteure waren relational verbunden und hatten jeweils eigene Erfahrungen miteinander – in verschiedenen Konstellationen hatten DDR-Bürger die Mosambikaner beleidigt, beschämt und beschimpft.

Initialereignis für die Gewalt an diesem Tag waren die Verbalattacken von Henry F. Er trat an den Zaun und rief ihnen »Schwarze Sau, ~~Nigger~~[56], ihr verfluchten Schweine, was wollt ihr hier, macht das [sic!] ihr nach Hause kommt, ich hau euch auf die Schnauze«[57] zu. Anschließend ging er weiter auf die tanzenden Männer zu und bedrohte sie.[58] Obwohl die Ordnungskräfte der FDJ nun dazwischen gingen, lie-

48 Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (Sächs. HStA Dresden), 12965, Staatsanwaltschaft des Kreises Niesky, Nr. 617 und Nr. 625.
49 Sächs. HStA Dresden, 12965, Staatsanwaltschaft des Kreises Niesky, Nr. 617, S. 5.
50 BArch, MfS, HA IX, Nr. 9832, S. 138 und 140.
51 Sächs. HStA Dresden, 12965, Staatsanwaltschaft des Kreises Niesky, Nr. 617, S. 12–75.
52 Ebd., S. 4–11 und 78–126.
53 BArch, MfS, HA IX, Nr. 9832, S. 140–144.
54 Laut eigener Aussage: Sächs. HStA Dresden, 12965, Staatsanwaltschaft des Kreises Niesky, Nr. 617/Strafakte, S. 51 f. Alle Namen in diesem Beitrag sind anonymisiert.
55 Sächs. HStA Dresden, 12965, Staatsanwaltschaft des Kreises Niesky, Nr. 617, S. 114.
56 In diesem Text schreibe ich das N.-Wort in allen Variationen aus, um die Steigerungslogik und damit die Gewalthaftigkeit der Sprache in den Quellen nachweisen zu können. Ich orientierte mich aber an Susan Arndt und streiche die Worte durch, um zu zeigen, dass ich hier keine Rassismen reproduzieren möchte, vgl. *Susan Arndt*, Rassismus begreifen. Vom Trümmerhaufen der Geschichte zu neuen Wegen, München 2021.
57 BArch, MfS, HA IX, Nr. 9832, S. 140; Sächs. HStA Dresden, 12965, Staatsanwaltschaft des Kreises Niesky, Nr. 617, S. 5, und ebd., Nr. 617/Strafakte, S. 50.
58 BArch, MfS, HA IX, Nr. 9832, S. 143.

ßen die Schmähungen nicht nach, weshalb die *men of colour* aufgefordert wurden, den Ort zu verlassen.

Daraufhin gingen sie zu ihrem Wohnheim. Nun folgte ihnen »eine unbekannte Anzahl« von Veranstaltungsteilnehmer*innen, den Aussagen nach etwa 20 Personen, auf jeden Fall waren es deutlich mehr als die fünf Mosambikaner.[59] Die Verfolger kreisten sie ein, beleidigten sie erneut und schlugen auf sie ein: »Jeder von uns wurde von mehreren Personen angefaßt und auch geschlagen, wobei ich selbst hingefallen bin. Schließlich gelang es uns aber, uns loszureißen und abzuhauen.«[60] Als einer von ihnen am Boden lag, wurde er mit Füßen getreten.[61] Es ging den Angreifern daher nicht lediglich darum, sie von ihrer Feier zu vertreiben, vielmehr kommunizierten sie ihnen mit diesem Angriff (erneut), dass sie den städtischen Raum exklusiv beanspruchten.

Aus dieser zweiten Ereignissequenz konnten sich die Angegriffenen befreien, wobei sie auch ein Messer verwendeten und zwei der Angreifer verletzten. Zugleich leitet dieses Gewaltereignis (Angriff gegen die Vertragsarbeiter) zur dritten Gewaltsequenz über. Die Dynamik spitzte sich dadurch weiter zu, dass anschließend die fünf Männer Verstärkung aus ihrem Wohnheim holten und eine größere Gruppe Vertragsarbeiter in Niesky gezielt ihre Peiniger aufspürte und sich an ihnen »rächte«: Sie schlugen sie zusammen und verletzten sie teilweise schwer.[62] Einmal mehr zeigt sich hier: »Aus der Täter-Opfer-Interaktion ergaben sich Ambivalenzen, Spielräume und neue Optionen, dadurch aber auch schwer kalkulierbare Dynamiken und Eskalationen.«[63]

Diese Ereignissequenzen bildeten einen ersten Höhepunkt in der Eskalationsspirale. Es sollten noch weitere folgen. Zwar wurde der Initiator Henry F. angeklagt und auch verurteilt, aber ihm folgten weitere, die nun Gewaltsituationen provozierten. Zudem beteiligten sich an den Kampfhandlungen immer mehr Menschen als nur die wenigen Neonazis in Niesky. Vielmehr stand wenigen Mosambikanern nicht selten eine Übermacht an DDR-Bürgern gegenüber, die zu rassistischer Gewalt bereit waren und sie ausübten. Außerdem nahmen die diskursiven Spannungen in Niesky zu. An vier verschiedenen Orten in der Stadt riefen Graffitis zu Gewalt auf.[64] Diese Hassbotschaften bereiteten weitere Racheaktionen für die am 9. September 1987 stattgefundenen Ereignisse verbal vor.

---

59 Sächs. HStA Dresden, 12965, Staatsanwaltschaft des Kreises Niesky, Nr. 617, S. 78–83 und 106–126.

60 Ebd., S. 115.

61 Ebd., S. 111.

62 Dass sie sich für diese und frühere Angriffe rächen wollten, gaben die Vertragsarbeiter unumwunden und einhellig zu und schilderten übereinstimmend, wie sie durch die Straßen zogen und gezielt die Angreifer vom Abend heraussuchten. Ebd., S. 78–126.

63 *Winfried Speitkamp*, Gewaltgemeinschaften in der Geschichte. Eine Einleitung, in: *ders.* (Hrsg.), Gewaltgemeinschaften in der Geschichte. Entstehung, Kohäsionskraft und Zerfall, Göttingen 2017, S. 11–40, hier: S. 34.

64 Die Graffitis riefen mit folgenden Losungen zur Gewalt auf: »Toetet die ~~Nigger~~«, »kill ol the ~~ninnger~~ [sic!]«, »tot den ~~niggern~~« und »tot denen, die unsere freunde killen«, BArch, MfS, BV Dresden, KD Niesky, Nr. 6347, S. 69 f.

Am 21. Januar 1988 kam es erneut zu einer »Massenschlägerei«.[65] Es war eine geplante Racheaktion der Neonazis für die letzten Auseinandersetzungen.[66] Zwei aus der Gruppe hatten selbst gebaute Waffen, einen Schlagstock und eine Motorradkette, an dem Abend mitgeführt.[67] Sie waren bereits am 9. September 1987 in die Auseinandersetzung involviert gewesen und das MfS führte sie als »Mocambiquanerhasser«.[68] Am 21. Januar 1988 nun nahmen sie im Kreisjugendklubhaus »Herbert Balzer« an einer Discoveranstaltung teil. Im Laufe des Abends sprachen sie andere »männliche Personen«[69] an, sich an einer Schlägerei mit den etwa 15 anwesenden Mosambikanern zu beteiligen.[70] Sie verabredeten sich, am Ende der Veranstaltung loszuschlagen und provozierten die tanzenden Mosambikaner durch Tritte und Rempeleien.[71] Erneut leiteten also Schmähreden und aggressive Provokationen die erste Gewaltsequenz ein; vorbereitet war sie durch die Stimmung in der Stadt, die Verabredungen zur Konfrontation, die Einbeziehung weiterer Helfer, die alle die Deutung teilten, dass die mosambikanischen Vertragsarbeiter aus Niesky vertrieben gehörten.

Die zweite Ereignissequenz fand vor dem Klubhaus statt. Dort warteten die Angreifer bereits auf ihre Opfer, griffen dabei einzelne Vertragsarbeiter an, die noch Zugang zur Disco suchten.[72] Gegen 22.15 Uhr versammelten sich etwa 100 Personen vor dem Klubhaus, kreisten zwei Mosambikaner ein und riefen im Chor »No Black«.[73] Als weitere Vertragsarbeiter dazukamen, eskalierte die Situation: Die beiden Initiatoren riefen »Schwarze Schweine«[74] und »Deutschland, Deutschland«[75], danach gingen sie mit ihren Waffen auf die Geschmähten los.[76] Nach dem Angriff der Wortführer beteiligte sich die Menge an dem Angriff.[77] Die weiteren Angreifer hatten sich teilweise mit Zaunlatten bewaffnet, warfen Steine und leere Flaschen. Die Angegriffenen wichen noch zurück, wurden aber eingeholt und nun schlugen beide Seiten aufeinander ein. Die DDR-Bürger waren deutlich in der Überzahl, umringten vielfach einzelne Mosambikaner und schlugen sie zu Boden.[78] Dabei

65 Sächs. HStA Dresden, 11464, Bezirksbehörde der deutschen Volkspolizei, Nr. K 1203 N 993: Tagesbericht vom 21.1.1988.

66 Bereits kurz zuvor hatte es am 16.1.1988 einen Kampf der beiden Hauptakteure vom 21.1.1988 mit Mosambikanern im »Deutschen Hof« in Niesky gegeben. Vgl. Sächs. HStA, 12965, Kreisstaatsanwaltschaft Niesky, Nr. 625, Strafakte I, S. 94 und Strafakte II, S. 8.

67 Sächs. HStA, 12965, Kreisstaatsanwaltschaft Niesky, Nr. 625, Strafakte I, S. 9, und Strafakte II, S. 34; BStU, MfS, BV Dresden, Abt. XX, Nr. 12135, S. 80.

68 BArch, MfS, BV Dresden, AOPK, Nr. 7930/90, S. 19.

69 Sächs. HStA, 12965, Kreisstaatsanwaltschaft Niesky, Nr. 625, Strafakte I, S. 3.

70 Ebd., S. 8 und 41.

71 Ebd., S. 26, 83 und 86.

72 Ebd., S. 77 f.

73 Ebd., S. 8, 40, 54 und 79, sowie Strafakte II, S. 14, 35–37 und 65 f.

74 Sächs. HStA, 12965, Kreisstaatsanwaltschaft Niesky, Nr. 625, Strafakte I, S. 26 und 79; Strafakte II, S. 14 f. spricht von »~~Negerschweinen~~«.

75 Sächs. HStA, 12965, Kreisstaatsanwaltschaft Niesky, Nr. 625, Strafakte I, S. 31, Strafakte II, S. 55.

76 Sächs. HStA, 12965, Kreisstaatsanwaltschaft Niesky, Nr. 625, Strafakte I, S. 8 und 94.

77 Ebd., S. 8 und 54 f.

78 Manche Zeugen sprechen von etwa 100 (Sächs. HStA, 12965, Kreisstaatsanwaltschaft Niesky, Nr. 625, Strafakte I, S. 9 und 59), andere von 80 (ebd., S. 21 und 98). Vgl. aus der Opferperspektive ebd., S. 26, 68, 72–75 und 87–92. Besonders ausführlich und genau ist der Bericht des

beteiligten sich nicht alle Discobesucher*innen, vielmehr versuchten einzelne, die Schlagenden auseinanderzubringen, was nach einiger Zeit dann gelang.[79]

Da sich diese Eskalation über den Abend angebahnt hatte, war die Volkspolizei bereits verständigt und vor Ort. Jedoch schlugen die Volkspolizisten nach Zeugenaussagen auch auf die Mosambikaner ein, was die Gewalthandlungen nicht beendete, sondern die Vertragsarbeiter zusätzlich aufbrachte. Sie verstanden das Vorgehen der Polizei als Unterstützung der Angreifer.[80] Erst als sie mit Gewalt in ihr Wohnheim getrieben worden waren, endete die Gewaltsequenz. Fünf der Mosambikaner waren verletzt, verunsichert waren die meisten. Im Nachgang wurden wiederum die beiden rechtsextremen Angreifer festgenommen und vor Gericht gestellt.

Aus der Beschreibung dieser Ereigniskette lassen sich bereits erste Schlussfolgerungen ziehen: Die Gewalt ereignete sich im Kontext von Jugendtanzveranstaltungen, weil hier die spezifischen Möglichkeitsbedingungen erfüllt waren. Für die Veranstaltungen konnten sich die Akteure verabreden, nicht unbedingt, um Gewalt auszuüben, sondern zuerst nur um sich als Gruppe an einem Ort mit eigenen sozialen Regeln zu treffen. Damit konnten sich die Akteure zu einer Gemeinschaft zusammenfügen, wobei die Gemeinschaft aus mehr Personen bestand als denjenigen, die offensichtlich auf Gewalt aus waren. Die anderen Anwesenden ließen sich aber in großer Zahl auch zur Herabsetzung der Mosambikaner bewegen und beteiligten sich an der Gewalt. Auch dieser Umstand kann auf die Orte der Gewalt zurückgeführt werden. Zuallererst waren diese Gemeinschaften Trinkgemeinschaften. Der übermäßige Konsum von Alkohol gehörte wesentlich zu den Vergnügungsorten. Der Grad an Alkoholkonsum wiederum bildete einen Faktor in der Herausbildung von Gewaltsituationen. Alkohol enthemmt, verändert die Wahrnehmung, ist dabei aber nicht selbst die Ursache für die Gewalt, sondern in einem gewissen Sinne der Katalysator.[81] Den Gewaltakteuren war es damit möglich, eigene Anspannung zu senken und zugleich auch weitere Personen in die Gewalthandlung zu integrieren.

Wie aber die einzelnen Gewaltsituationen miteinander verkettet waren, zeigt der transitive Durchgang: Die initialen Beleidigungen und Schmähungen konstruieren erst die Gegensätze zwischen Deutschen und Mosambikanern, die Gegnerschaft wurde dadurch inszeniert und kommuniziert; zugleich wurde – wie gleich zu zeigen sein wird – damit eine männliche Bereitschaft zur Gewalt hergestellt. Mit jeder weiteren Konfrontation und Beleidigung wurde die Gewalt vorbereitet, bis sie bei den Tanzveranstaltungen ausbrach. Diese Sequenzen lassen sich zusammen als eine Ereigniskette verstehen. Die einzelnen Ereignisse verweisen aufeinander, weil die Akteure von Beginn an miteinander interagierten, die Konfrontation durch Beleidigungen und Herabsetzungen gezielt gesucht wurde und die Geschmähten

---

Gruppenleiters der Vertragsarbeiter, ebd., S. 77–82, und der Schlussbericht der Volkspolizei: Strafakte II, S. 83–88.

79 Sächs. HStA, 12965, Kreisstaatsanwaltschaft Niesky, Nr. 625, Strafakte I, S. 21–23, 26, 36, 59 f., 80 und 98, Strafakte III, S. 6.

80 Sächs. HStA, 12965, Kreisstaatsanwaltschaft Niesky, Nr. 625, Strafakte I, S. 68 und 89 f.

81 *Alexander Rommel/Benjamin Kuntz/Thomas Lampert*, Alkohol- und Drogenkonsum, in: *Meltzer*, Handbuch Aggression, Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen, S. 198–205, hier: S. 200 f. Mit einer historischen Tiefendimension: *A. Lynn Martin*, Alcohol, Violence and Disorder in Traditional Europe, Kirksville 2009.

wiederum darauf reagierten, weil die einzelnen Gewaltereignisse als »Rache« für vorherige Gewalt legitimiert wurden. Wie Thomas Hoebel und Wolfgang Knöbl betonen, ist der Zeitpunkt für die Erklärung der Gewalt zentral. Bei den Tanzveranstaltungen fand eine »territoriale Schließung« statt, nun war die Gewaltoption eingerahmt. Zugespitzt gesprochen: Als Zeitpunkt und Ort der Gewalt durch die Zuspitzung der Situationen feststanden, konnten die gewaltsuchenden auch weitere gewaltaffine Akteure integrieren. Zusammen konnten sie nun nicht wieder von Gewalt als Handlungsoption abweichen, weil sie unter wechselseitiger Beobachtung standen und sonst die Vergemeinschaftung mit den anderen Teilen ihrer Gruppe riskierten: Die Männer waren »aneinander und damit an das ihnen vorgegebene Handlungsziel« gebunden.[82] Damit muss diese Ereigniskette als zeitliche Abfolge von einzelnen Sequenzen erfasst und beschrieben werden, die sich dennoch auch aus den rassistischen Deutungsmustern und daraus abzuleitenden Handlungsprämissen der Akteure ergibt und auf diese verweist.[83]

Mit der letzten Sequenz war die Ereigniskette noch nicht abgerissen. Weitere Akteure forcierten die Ablehnung gegen die mosambikanischen Vertragsarbeiter. Am 11. Februar 1988 erstattete eine junge Frau Anzeige gegen »mehrere Bürger der VR Mocambique«, da sie von diesen vergewaltigt worden sei. Die Volkspolizei erkannte darin jedoch die Vortäuschung einer Straftat.[84] Gezielt wurde in diesem Fall also die rassistisch imaginierte Bedrohung weißer Frauen instrumentalisiert, um hier weitere Gewaltaktionen vorzubereiten. Die sprachliche Enthemmung folgte sehr bald: In der Nacht zum 23. März 1988 brachten unbekannte Personen den Spruch »Tötet die ~~Nigger~~« an der Erweiterten Oberschule in Niesky an.[85] Schließlich griffen die Behörden ein und brachten die Vertragsarbeiter in einem Betrieb in Halle unter. Die Nieskyer Neonazis feierten das nun »als großen Sieg der Deutschen über die Schwarzen«.[86] Ihre permanenten Beleidigungen und Angriffe enthemmten die Gewalt auf beiden Seiten, die zunehmende, gezielte Eskalation führte am Ende dazu, dass der Staat nicht konsequent gegen die rassistischen und rechtsextremen Gewaltakteure vorging, sondern als Ursache die Anwesenheit der Mosambikaner festlegte und sie aus Niesky fortbrachte. Bereits vor dem politischen Umbruch von 1989/90 haben Neonazis mit der Strategie gewaltvoller Eskalation also ihr Ziel erreicht und Migranten und Migrantinnen aus ihrem Ort verdrängt.

82 *Hoebel/Knöbl*, Gewalt erklären, S. 160–163.

83 Hoebel und Knöbl nennen das die »organisationale Generalität« und fassen es als ein Set von »Deutungen, Bewertungen und Erwartungen«, die in den Gewaltsituationen »Verhaltensprämissen« zur Verfügung stellen. Die Akteure orientieren sich an diesen Prämissen, »die sie selbst nicht gesetzt haben, die jedoch im Laufe ihrer Zugehörigkeit zu einem konkreten ›mitgliedschaftsbasiertem System‹ selbstverständlich für sie geworden sind«. *Hoebel/Knöbl*, Gewalt erklären, S. 167.

84 Sächs. HStA Dresden, 11464, Bezirksbehörde der deutschen Volkspolizei Dresden, Nr. K 1203 N 993: Tagesbericht vom 11.2.1988, Rapport 8/88, S. 4/2, und 10/88, S. 1/1.

85 Sächs. HStA Dresden, 11464, Bezirksbehörde der deutschen Volkspolizei Dresden, Nr. K 1203 N 993: Tagesbericht vom 23.3.1988, Rapport 16/88, S. 1/1; BArch, MfS, BV Dresden Abt. II, Nr. 10073, S. 87.

86 BArch, MfS, BV Dresden, AOPK Nr. 7930/90, S. 64.

### *Deutungen und Interaktionen*

Einzelne Hinweise, durch welche geteilten Deutungsmuster sich die Handlungen der Akteure in Niesky verschränkten, wurden bereits in der transitiven Sequenzierung gegeben. Diese spezifische Verbindung von Deutung und Handeln soll hier nun weiter vertieft werden. Dafür sind die Akteurskonstellationen zu untersuchen, denn die Individuen verhalten sich deutend zu den jeweiligen Situationen, sie beziehen sich intuitiv oder auch explizit auf Sinnordnungen, wenn sie dynamisch in Ereignissen handeln. Die Akteure formen deutend-handelnd die Ereignisse mit.[87]

Offensichtlich gab es in Niesky eine Gemeinschaft junger Neonazis. Das MfS beobachtete insgesamt sieben junge Männer zwischen 19 und 21 Jahren. Sie arbeiteten als Zerspannungsfacharbeiter, Schlosser oder Transportarbeiter unter anderem auch im VEB Waggonbau Niesky, waren also Kollegen der mosambikanischen Vertragsarbeiter.[88] Das MfS ordnete sie zum Teil der Heavy-Metal-Szene[89] zu, aber auch Skinheads sah es darunter[90] und machte aus ihnen »eine lose Gruppierung negativ-dekadenter Jugendlicher«.[91] Deutlich sind in den Quellen die Unsicherheiten bei der Klassifizierung und der Bewertung der Personen und Ereignisse, weshalb in den Akten vielfach vermeintliche Originalzitate der Akteure aufgenommen sind. Die sieben Personen wurden als der harte Kern genannt, sie alle positionierten sich gegen die DDR als Staat, und das überwiegend, indem sie sich positiv auf den historischen Nationalsozialismus bezogen. Aus den Ermittlungen der Staatssicherheit geht hervor, dass sie sich untereinander mit »Heil Hitler« grüßten, einzelne hatten ihre Jugendzimmer mit Abbildungen von Wehrmachts- oder SS-Offizieren ausgestattet oder Mitschnitte von Filmmaterial angefertigt.[92]

Das MfS stellte fest, dass innerhalb der Gruppe rassistisches Vokabular üblich war. Da der Begriff »~~Neger~~«[93] noch sozial akzeptiert war[94], steigerten sie den diffamierenden Charakter dieser Herabwürdigung dadurch, dass sie ausschließlich von »~~Niggern~~« oder »~~Niggerschweinen~~« sprachen.[95] Sie sprachen den Vertragsarbeitern eine Zugehörigkeit zur DDR explizit ab und imaginierten ihre Vertreibung und sogar ihren Tod.[96] Diese Verachtungsbekundungen verknüpfte Sebastian W. mit Imagination von Bedrohung: »Wenn meine Schwester mit einem schwarzen Balg

87 *Hoebel/Knöbl*, Gewalt erklären, S. 167.
88 BArch, MfS, BV Dresden, AOPK Nr. 7930/90, S. 8.
89 Vgl. *Nikolai Okunew*, Red Metal. Die Heavy-Metal-Subkultur der DDR, Berlin 2021, zur politischen Gewalt und Verbindung zu rechtsextremen Gruppen insb. S. 209–215.
90 Vgl. BArch, MfS, BV Dresden, AOPK Nr. 7930/90, S. 163 f. Die Aussagen im Strafprozess zeigen, dass diese Zuordnungen überwiegend zutrafen.
91 BArch, MfS, BV Dresden, Abt. XX, Nr. 12135, S. 65.
92 Ebd., S. 66.
93 Zur Begründung, warum die Begriffe hier ausgeschrieben werden, vgl. Anm. 56.
94 So dokumentiert die Volkspolizeidirektion im Kreis Niesky die rassistische Schmiererei in Niesky vom 23.3.1988 lapidar mit dem Zusatz: »Inhalt richtet sich gegen ~~Neger~~.« Sächs. HStA Dresden, 11464, BDVP Dresden, Nr. K 1203 N 993, Rapport 16/88, S. 3/1. Vgl. auch BArch, MfS, BV Dresden, KD Kamenz, Nr. 8597, S. 5. Vgl. auch Sächs. HStA Dresden, 13026, Kreisstaatsanwaltschaft Dresden Stadt, Nr. 9253/1, S. 76.
95 BArch, MfS, BV Dresden, Abt. XX, Nr. 12135, S. 69.
96 Ebd., S. 66: »Ihr ~~Nigger~~ habt in der Zone nichts zu suchen«, »~~Nigger~~ raus aus Deutschland«, »Die Schwarzen müßten verkehrt herum an den Bäumen aufgehängt werden«.

ankommen würde, dann würde ich es so lange an die Wand mit dem Kopf schlagen, bis die ganze Wand voll Blut wäre, so ein Balg würde keine 2 Wochen bei mir leben.«[97] Diese Äußerungen wirken in ihrer Wortwahl, Drastik und Emotionalität authentisch.

Mit diesen Äußerungen ordneten Nieskyer Neonazis Beziehungen zwischen weißen Frauen und schwarzen Vertragsarbeitern in eine Geschlechterhierarchie ein. Ihre eigene Männlichkeit setzten sie hegemonial[98], mit ihren Praktiken marginalisierten sie abweichende Männlichkeiten und ordneten sich Frauen unter. Sie wähnten sich beiden überlegen und zogen daraus ihre Verpflichtung zur Gewalt.

Die »Angst« weißer Männer vor der sexuellen Begierde »des schwarzen Mannes« ist ein wichtiges Element des kolonialen Diskurses und tief eingeschrieben in die Unterwerfungsgeschichte schwarzer Menschen. Deren Sexualität war als deviant markiert, so ließen sich westliche, europäische Subjektkonstruktionen abgrenzen und über eine »Politik der Sexualität«[99] koloniale Macht etablieren ebenso wie nationale Identitäten festfügen.[100] In diesen Diskurs schrieben sich die unterschiedlichen Aussprüche der Nieskyer Neonazis ein.[101] Explizit wurde die Vorstellung verbalisiert, das Kind aus einer Beziehung zwischen deutschen Frauen und mosambikanischen Vertragsarbeitern unmittelbar töten zu wollen. Es lässt darauf schließen, dass schon die Anwesenheit der Vertragsarbeiter, mehr noch aber die heterosoziale Kontaktaufnahme als Bedrohung der Geschlechterordnung betrachtet wurde, die klar rassistischen Kriterien folgte.[102] Gerade die gemeinsamen Gewaltpraktiken, die im öffentlichen Raum und coram publico ausgeführt wurden, bestätigten innerhalb der Gruppe, aber auch der Gesellschaft die Männlichkeitskonstruktionen und Geschlechterordnung, wehrten zugleich die imaginierte Bedrohung ab und stabilisierten die eigenen nationalen Identitätsfiguren.[103] Allein die Anwesenheit der Mosambikaner verlangte aus dieser Sicht nach einer männlichen Reaktion, die Nieskyer Neonazis waren bereit zum Kampf.

Die rassistische Sprache begleitete die Gewalt und markierte eine klare Zugehörigkeit zur Bezugsgruppe. Daher waren auch in den Gewaltsituationen die verbalen Schmähruf e zentral, weil sie die Abwertung der Angegriffenen wiederholten und die körperlich-emotionalen Voraussetzungen für den Angriff leisteten. Zugleich rie-

97 Ebd., S. 69.

98 *Connell*, Masculinities.

99 *Harvey*, Die geschlechtliche Konstitution von Gewalt, S. 124.

100 *Paul Hoch*, White Hero, Black Beast, Racism, Sexism and the Mask of Masculinity, London 1979; *Patricia Hill Collins*, Black Sexual Politics. African Americans, Gender, and the New Racism, New York 2005, S. 98–100; *Ann Laura Stoler*, Carnal Knowledge and Imperial Power. Race and the Intimate in Colonial Rule, Berkeley/Los Angeles 2002, S. 79–111; *Connell*, Masculinities, S. 75 und 80.

101 Zu den historischen Vorläufern im NS vgl. *Wildt*, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung, S. 219–266.

102 Dass sie damit auch dem staatlichen Migrationsregime das Wort sprachen, dass Beziehungen zwischen Vertragsarbeitern und DDR-Frauen möglichst zu verhindern seien, könnte ein weiterer Ansatzpunkt sein, die verschränkten Rassismen in der DDR zu untersuchen. Vgl. dazu vor allem *Mac Con Uladh*, Die Alltagserfahrungen ausländischer Vertragsarbeiter in der DDR, S. 62–66.

103 Vgl. dazu auch *Ellerbrock*, Generation Browning, S. 17 f.

fen die jungen Männer aber auch »Deutschland, Deutschland«.[104] Damit imaginierten sie sich als Teil der deutschen Nation; ihre Gewalttat konnten sie somit als eine nationale Aufgabe deuten und sich selbst als Vollstrecker des »Volkswillens« begreifen. In diesen Schlachtrufen setzten sie sich »unmittelbar vor ihren Angriffen in eine körperlich-emotionale, für sie selbst praktisch spürbare Beziehung zu einer abstrakten Gemeinschaft« und drückten darin ihre »emotionale Verbundenheit« mit den Gemeinschaftszielen aus.[105] Dieser Beziehungsaufbau zur abstrakten Gemeinschaft stellte auch eine emotionale Dominanz her, die erst die körperliche Gewalt ermöglichte.[106]

Nachdem die Vertragsarbeiter Niesky verlassen mussten, imaginierten die Neonazis die Wiederherstellung der Ordnung. Thomas H. äußerte gegenüber einem Freund: »Endlich sind die Schwarzen weg. Ich bin gespannt wie lange es in Ammendorf mit ihnen gut geht. Jetzt kann man endlich wieder mal mit einem Weib zur Disko gehen, ohne daß die angepöbelt wird.«[107] Ihre Gewalt diente also eindeutig dazu, rassifizierte Geschlechterkonstruktionen zu stützen und Dominanzvorstellungen durchzusetzen. Die weißen, jungen Männer sprachen den schwarzen, jungen Männern ab, überhaupt an diesem Ort anwesend sein zu dürfen. Mit den Gewalthandlungen hatten die Neonazis ihr Ziel erreicht, sie wollten die Mosambikaner aus ihrem unmittelbaren Lebensumfeld entfernen.

Dabei wussten sie einen guten Teil der Stadtbevölkerung auf ihrer Seite. Die Mosambikaner erlebten in Niesky auch über diese Gruppe hinaus rassistische Ablehnung und Anfeindungen. Der Volkspolizei in Niesky berichteten sie in einer Aussprache bereits am 3. April 1987, dass sie vor allem am Arbeitsplatz »hinter dem Rücken« als »Brikett«, »~~Nigger~~« und »schwarze Schweine« bezeichnet werden würden.[108] Zudem würden ihnen die Sitzplätze in der Betriebskantine und in der Handelsorganisations-Gaststätte »Herbert Balzer« verweigert: Die Bedienungen verhinderten, dass sich die Vertragsarbeiter im Gastraum niederließen, indem sie Tische kurzerhand als reserviert erklärten oder den Service gleich insgesamt verweigerten.[109] Dass sich dann tatsächlich immer eine größere Menschenmenge an den gewaltvollen Übergriffen beteiligte, zeigt die breite Resonanz, die rassistische Diskurse und ethnisch begründete Exklusionsfantasien in Niesky hatten. Diese Praktiken der Ausgrenzung, Herabwürdigung und Verletzung zusammen mit gewalttätigen Angriffen dienten letztlich dazu, migrantisch gelesene Menschen aus der lokalen Gemeinschaft endgültig auszuschließen.

## Fazit

Rassistische Gewalt war ein verbreitetes Phänomen in der späten DDR – in den Akten lassen sich Hunderte Gewaltereignisse finden, gerade in den späten 1980er-Jah-

104 Vgl. oben Kapitel »Die Ereignissequenzen«.
105 *Hoebel/Knöbl*, Gewalt erklären, S. 169.
106 Ebd., S. 170.
107 BArch, MfS, BV Dresden, AOPK Nr. 7309/90, S. 15.
108 BArch, MfS, BV Dresden, KD Niesky, Nr. 6360, S. 14.
109 Ebd.

ren kam es nahezu wöchentlich zu Gewalthandlungen.[110] An vielen Orten eskalierte die Gewalt, es kam zu Angriffen und Gewalthandlungen gegen Menschen, die als fremd angesehen wurden. Dabei war diese Gewalt abhängig von Akteurskonstellationen und Situationskontexten. Am Beispiel aus Niesky kann gezeigt werden, dass Akteure mit einem rechtsextremen Selbstverständnis in bestimmten Kontexten die Gewalt forcierten und eskalierten. Die Arenen der Auseinandersetzung waren zumeist Orte des Vergnügens und des Tanzes. Aus den untersuchten Quellen lässt sich sogar schließen, dass die Gewalt in der pogromartigen Form abhängig von diesem Setting war: Immer wieder waren die Auseinandersetzungen, zumindest jene, die den staatlichen Ermittlungsbehörden bekannt wurden, an öffentliche Tanzveranstaltungen geknüpft.[111] Bei Discoabenden und Jugendtänzen ereignete sich Gewalt immer dann, wenn schwarze Menschen, die als Vertragsarbeiter (bisher habe ich nur Fälle mit Männern gefunden) ihre Freizeit nicht auf das Wohnheim beschränkten, sondern am gesellschaftlichen Leben in der DDR teilhaben wollten, und dort von weißen, jungen Männern aus diesem Raum mit Gewalt herausgedrängt wurden. Dabei beeinflussten rassistische Stereotype ebenso wie gewaltorientierte Männlichkeitsvorstellungen und exzessiver Alkoholkonsum die Eskalationsdynamik. Im Fall Niesky lässt sich tatsächlich belegen, dass damit auf die Etablierung einer öffentlichen Ordnung abgezielt wurde und die rassistische Gewalt durch rassistische Geschlechterdifferenzierungen grundiert war.

Dass in der DDR Menschen anderer Hautfarbe, anderer kultureller Prägung, anderer sprachlicher Hintergründe arbeiteten, konnte nie reibungslos etabliert werden. Vielmehr begannen mit der Arbeit der Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter an einem Ort meist Spannungen und Auseinandersetzungen. Allein ein chronologischer Durchgang durch die Ereignisse, die Harry Waibel auflistet, legt die Vermutung nahe, dass mit jeder neuen Phase der Geschichte der Migration in die DDR auch eine neue Phase der rassistischen Gewalt begann – ein lohnender Ansatz für zukünftige Forschung.

Es zeigt sich zusätzlich, dass die Gewaltsequenzen nicht für sich betrachtet werden können, sondern auch diachron verkettet waren. Beleidigungen und Gewalthandlungen an einem Ort bildeten, wie das Beispiel Niesky zeigt, oftmals Ereignisketten und die einzelnen Glieder verteilten sich über mehrere Wochen und Monate. Die Fokussierung der einzelnen Sequenzen kann die Eskalationsdynamik in der Situation verdeutlichen: Dabei trat deutlich hervor, dass die Beteiligung des Publikums eine wichtige Rolle spielte, ebenso wie die Akteure von Alkoholkonsum und Selbstbildern geleitet agierten. Die Analyse der Ereigniskette wiederum erlaubt die verbindenden Deutungsmuster, die wirksamen Selbstbilder der Akteure, ihre Einbindung in Gruppendynamiken und Handlungsmuster zu untersuchen und einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Gewaltereignissen herzustellen.

---

110 Harry Waibel führt in seinen Arbeiten mehr als 9.000 Fälle auf (*Waibel*, Der gescheiterte Anti-Faschismus der SED), die noch weiterer Überprüfung harren und zu denen korrespondierende Quellen recherchiert werden sollten, zugleich sind für ihn alle Formen, also auch strukturelle Diskriminierung und sprachliche Herabsetzung, Gewalt. Hier hingegen wird mit Heinrich Popitz Gewalt als Handlung gegen den Körper verstanden.

111 Vgl. zum Beispiel BArch, MfS, HA XX, Nr. 6071, Teil 1, S. 128–133.

Dabei erscheint die Gewalt nicht in allen Situationen als gezielt gewählte Handlungsoption, vielmehr war es ein dynamischer Prozess, an dessen Ende aber der »Erfolg« weitere Gewalthandlungen begründete: Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter wurden immer wieder beleidigt, beschimpft, gedemütigt und körperlich attackiert. Die Dehumanisierung erfolgte mit verbalen und physischen Angriffen auf ihre Körper. Zwar wurden einzelne Täter verurteilt und mit Haft bestraft, damit wurde jedoch die konflikthafte und gewaltvolle Konstellation nicht entschärft. Vielmehr fanden sich immer wieder neue Akteure, die bereit waren zu schmähen und zu attackieren. Letztlich griff der »Staat« ein, indem er die Vertragsarbeitenden an einen anderen Ort verlegte – ein Verfahren, dass auch später in Hoyerswerda und Rostock angewandt werden sollte und nachhaltig das Selbstbewusstsein und die Handlungsmacht rechter Akteure prägte. Die zeithistorische Forschung kann hier einsetzen und weitere Fälle überprüfen, ob sich bereits in der DDR ein Muster herausbildete, ob also die Gewalt zur Verlegung der migrantischen Personen führte und damit als Handlungsziel – wenn hinreichend bei den Gewaltakteuren bekannt – angestrebt werden konnte. Bisher ist für eine allgemeine und belastbare Aussage einfach zu wenig über die vielen Hundert Fälle bekannt.

SEBASTIAN BISCHOFF

# »Die Stellung zum Sex wird immer mehr zu einer klaren politischen Trennungslinie«[1]

## Der Kampf der bundesdeutschen Rechten gegen die »Pornowelle« um 1969

In nur einem Jahrzehnt, resümierte der Bundesgerichtshof 1970, wurde in der Bundesrepublik »die bisherige Tabuisierung des Sexuallebens nahezu völlig abgebaut, […] Fragen der Sexualität [würden] nunmehr in aller Offenheit erörtert«.[2] Die Vorstellung eines derart radikalen wie schlagartigen Wandels oder gar eines vollständigen Zusammenbruchs der bis dahin gültigen Sexualmoral[3] wurde in der historischen Forschung durch die Untersuchung langer historischer Linien und grundlegender Stabilitäten der Sexual- und Geschlechterordnung relativiert. Gleichwohl stellten sich manche Entwicklungen zeitgenössisch durchaus als abrupter, revolutionärer Prozess dar, wobei hier meist Entwicklungen der Medialisierung und Kommodifizierung des Sexuellen Erwähnung finden, aber auch die langsamere Durchsetzung des Leitgedankens einer sexuellen Verhandlungsmoral, die rigide Sittlichkeitsvorstellungen und eine strikte sexuelle Verbotsmoral verdrängte, wäre zu nennen. Zudem hatten junge Menschen früher erste sexuelle Kontakte, Verhütungspraxen veränderten sich qua technischer Innovation.[4] Zeitgenössisch stach unter all den genannten Neuerungen die sogenannte »Sex- und Pornowelle« hervor, Werbung und Illustrierte nutzten ab Mitte der 1960er-Jahre vermehrt den sexuellen Reiz zur Umsatzsteigerung. Kommerziell, aber auch politisch motivierte Sexrevolutionär:innen der Zeit verklärten dies zu einem notwendigen Schritt

1 *O. V.*, Die Sozis und der Sex, in: Deutsche Nachrichten 14, 3.4.1970, S. 2. Ich danke Daniel Kramps für die gewissenhafte Durchsicht des Textes und den anonymen Gutachter:innen der AfS-Redaktion für ihre hilfreichen Reviews.

2 Bundesgerichtshof, Urt. v. 29.5.1970, Az.: I ZR 25/69, »Erotik in der Ehe«, in: Wolters Kluwer Online, URL: <https://research.wolterskluwer-online.de/document/14d5cf09-043d-46ff-9494-9b504a612161> [7.2.2023].

3 So in *Klaus Theweleit*, What did we do to our song, girl… (boy)… Zu Pillen, zur Pille und zu einigen Schicksalen des Sexuellen in Deutschland von 1960 bis heute, in: *Gisela Staupe/Lisa Vieth* (Hrsg.), Die Pille. Von der Lust und von der Liebe, Berlin 1996, S. 21–49, hier: S. 35.

4 Zu den komplexen Konflikten um die Antibabypille in der Bundesrepublik weiterhin grundlegend ist *Eva-Maria Silies*, Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960–1980, Göttingen 2010. Zur »drastischen Vorverlagerung beim ersten Geschlechtsverkehr« um 1970 *Georg Neubauer*, Jugendsexualität im Spiegelbild empirischer Sexualforschung, in: Jahrbuch Jugendforschung 8, 2008, S. 19–32, hier: S. 23. Zeitdiagnostisch wird zudem seit mindestens zwei Jahrzehnten vom Bedeutungsverlust der Sexualität gesprochen, nicht selten ideologisch im Sinne einer Verfallsdiagnose. Präziser wäre mit Volkmar Sigusch daher von einem Wandel der Sexualform zu sprechen: »Während die alte Sexualität positiv mystifiziert wurde als Medium der Befreiung, als Rausch und Ekstase, wird die neue negativ mystifiziert als Ungleichheit der Geschlechter, als Mißbrauch, Gewalt und tödliche Infektion«, *Volkmar Sigusch*, Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten, in: Psyche 52, 1998, Nr. 12, S. 1192–1234, hier: S. 1192.

und Teil eines allgemeinen gesellschaftlichen Fortschritts.[5] Wer sich gegen diese Entwicklung stemmte, wurde von ihnen als verklemmter Spießbürger, heuchelnder Saubermann und prüder Mucker karikiert, als Vertreter eines politisch-moralischen Gestern.

Diese sexuelle Fortschrittserzählung wurde dabei nicht nur von kleinen Minderheiten vertreten, Sexualität und (männlichem) Begehren kam in dieser Zeit in weiten Teilen zumindest der veröffentlichten Meinung der Nimbus des Modernen zu, selbst in eher konservativen Fachgesellschaften und Berufsverbänden. So hieß es 1968 in der Entschließung des 47. Deutschen Juristentages, eine baldig anzustrebende Reform des Sexualstrafrechts müsse durch Vermittlungsbemühungen und Aufklärungsarbeit in der Bevölkerung flankiert werden, um deren diesbezüglich »überkommenen Emotionen begegnen« zu können.[6] Diese Emotionen klammerten sich nach Einschätzung der Juristenvereinigung an eine Justiz als Sittenwächterin, wo es doch nur noch um die »Pönalisierung sozialschädlichen Verhaltens« und damit um »die Trennung der Funktionen von Moral und Recht« gehen könne.[7] Das CSU-Zentralorgan »Bayernkurier« protestierte gegen die Beschlüsse des Juristentags, diese stellten ein blindes Nachlaufen hinter der »Zeitmode« dar. Offenbar wolle niemand mehr das »Odium des Sittenstrengen« auf sich nehmen.[8] Dagegen nannte die liberal-konservative »Christ und Welt« die Beschlüsse ermutigend.[9] Die justizpolitischen Modernisierungsanstrengungen, hier von der maßgeblichen juristischen Vereinigung der Bundesrepublik als »Abkehr von manchen traditionellen Simplifizierungen und Aspekten moralischer Selbstgefälligkeit«[10] markiert, dürften somit bereits vor ihrer Kodifizierung in der Großen Strafrechtsreform der sozialliberalen Koalition zu einem liberalen rechtspolitischen Klima geführt haben. Dadurch wurde ein Urteil wie das des Bundesgerichtshofs von 1969 zum erotischen Briefroman »Fanny Hill« zumindest begünstigt: »Fanny Hill«, 1749 zum ersten Mal erschienen, wurde kurz vor der Wahl des ersten sozialdemokratischen Kanzlers der Bundesrepublik von der obersten Instanz in Zivil- und Strafsachen als Kunstwerk eingestuft. Der hierauf einsetzende Boom des bundesdeutschen Marktes für sexuell explizite Bücher war imposant, 1969 folgte auf die Freigabe der »Fanny Hill« die Veröffentlichung 20 ähnlicher Werke, 1971 lag diese Zahl bereits bei 500. Allein in den Jahren 1969 und 1970 sollen insgesamt acht Millionen Bände pornografi-

5 Volkmar Sigusch weist darauf hin, dass Pornografie lange Zeit eine politische Botschaft transportieren sollte, ausgehend von Pietro Arentinos »Sonetti lussuriosi« (um 1524) und »Ragionamenti« von 1534/1536. Vgl. *Volkmar Sigusch*, Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten, Frankfurt am Main/New York 2013, S. 331. In der »Pornowelle« um 1969 stand neben Henryk M. Broder und den »St. Pauli Nachrichten« Jörg Schröder für den politisch-subversiven Anspruch des Pornografischen. Vgl. hierzu ausführlich *Elizabeth Heineman*, Jörg Schröder, Linkes Verlagswesen und Pornografie, in: *Sven Reichardt/Detlef Siegfried* (Hrsg.), Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983, Göttingen 2010, S. 290–312.

6 Beschlüsse und Ergebnisse des 47. Deutschen Juristentages, in: *Friedrich-Christian Schroeder* (Hrsg.), Reform des Sexualstrafrechts, Berlin/Boston 1971, S. 74.

7 Ebd.

8 *Marcel Hepp*, Sie wollen keine Sitten-Richter sein, in: Bayernkurier 40, 5.10.1968, S. 2.

9 *Peter Jochen Winters*, Kein Moralhüter. Juristentag für Reform des Sexualstrafrechts, in: Christ und Welt 39, 27.9.1968, S. 6.

10 Ebd.

schen Inhalts verkauft worden sein.[11] Doch die »Pornowelle« blieb nicht auf Bücher und Broschüren beschränkt, auch Dutzende (Soft-)Sexfilme fanden den Weg in die Kinos, bis sie 1970 die Hälfte der gesamten westdeutschen Filmproduktion ausgemacht haben sollen.[12] Pascal Eitler sieht in dieser Zeit »erstmals [einen] öffentlich frei zugänglichen Massenmarkt« für als pornografisch wahrgenommene Medien.[13]

In der Folge plante die sozial-liberale Koalition den rechtlichen Nachvollzug der Entwicklung durch die Abschaffung oder zumindest Reform des § 184 Strafgesetzbuch (StGB), der unter anderem die »Verbreitung unzüchtigen Schrifttums« sanktionierte. Dem »mündigen Bürger«, so die populäre Anrufung der Zeit, sei zuzutrauen, selbst zu entscheiden, welche Medien er nutze. Auf die Bekanntmachung dieser Pläne folgte eine hitzig geführte Debatte, an der sich 1970 und 1971 alle politischen Lager beteiligten und die vielfach auf den Titelseiten der Zeitungen ausgetragen wurde. Für die Frankfurter Allgemeine Zeitung lag sogar der »Kulturkampf wegen Porno«[14] im Bereich des Möglichen. Die Vehemenz, mit der diese Debatte geführt wurde, stand in einer langen Tradition, schließlich ist nach Volkmar Sigusch Pornografie seit Jahrhunderten »ein kulturelles Schlachtfeld erster Ordnung«, »kein Produkt dieser Gesellschaft [könne] so viele Emotionen freisetzen und so viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen«.[15] Die Gegner der Freigabe der Pornografie waren zugleich, konträr zum zeitgenössischen Gefühl einer unausweichlichen Entwicklung, nicht notwendig in der Minderheit: Eine Umfrage aus dem Jahr 1970, auf die in zahlreichen rechten Zeitschriften immer wieder verwiesen wurde, ergab eine Mehrheit von 72 %, die sich gegen die diskutierte Strafrechtsreform zur Pornografie aussprach.[16] Zwar traten dabei auch einzelne sozialdemokratische Politiker wie der SPD-Sozialminister in Nordrhein-Westfalen, Werner Figgen, als wertkonservative Akteure auf, doch im Gegensatz zu den Sexualdebatten um 1900, für die Tilmann Walter feststellte, sie hätten sich der Einteilung nach politischen Lagern verwehrt, war dies um 1969 deutlich erkennbar entlang der Achse von rechts nach links

11 So wird ein Branchenvertreter zitiert in: *Elizabeth Heineman*, Before Porn Was Legal. The Erotica Empire of Beate Uhse, Chicago 2011, S. 130.

12 Vgl. *Annette Miersch*, Schulmädchen-Report. Der deutsche Sexfilm der 70er Jahre, Berlin 2003, S. 108.

13 *Pascal Eitler*, Die »Porno-Welle«. Sexualität, Seduktivität und die Kulturgeschichte der Bundesrepublik, in: *Peter-Paul Bänziger/Magdalena Beljan/Franz X. Eder* u. a. (Hrsg.), Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015, S. 87–112, hier: S. 94.

14 *K. A. O. [Karl-Alfred Odin]*, Kulturkampf wegen Porno?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.9.1970, S. 2.

15 *Sigusch*, Sexualitäten, S. 332.

16 Auch in der ZEIT wurde diese Umfrage zitiert, vgl. *Haug von Kuenheim*, Gesetz für Sex, in: Die ZEIT, 4.12.1970, URL: <www.zeit.de/1970/49/gesetz-fuer-sex> [27.1.2023]. Die Umfrage und die Fragestellung konnten im Original nicht eingesehen werden, das nicht mehr existente Umfrageinstitut EMNID, das in den meisten Periodika als Urheber genannt wurde, hat das Archiv nicht an die Firma, in die es aufging, Kantar, abgegeben. Auch in den monatlichen »EMNID-Informationen« (ab 1971 »Informationen« des EMNID-Instituts GmbH & Co), Bde. 1969, 1970, 1971, fand sich die Umfrage nicht. Die BILD-Zeitung schrieb wiederum die Umfrage dem Institut für Demoskopie Allensbach zu, vgl. *Ralph-Dieter Wienrich*, Porno frei über den Ladentisch. Und was denken Sie über das Gesetz, das noch in diesem Herbst vor den Bundestag kommen soll?, in: BILD, 19.9.1970, S. 3. Damit stand das Blatt aber allein, zudem fand sich auch in den Jahrbüchern von Allensbach die Umfrage nicht.

verteilt.[17] Oder, wie es das NPD-Blatt »Deutsche Nachrichten« 1970 ausdrückte: »Die Stellung zum Sex wird immer mehr zu einer klaren politischen Trennungslinie.«[18] Demgemäß war es auch die bundesdeutsche Rechte, die die Proteste gegen die Strafrechtsreform maßgeblich antrieb.

Zugleich begann die »Pornowelle« für diese bereits deutlich vor der »Fanny Hill«-Entscheidung des Bundesgerichtshofs. Die vorher konstatierte »Sexwelle« wurde ebenfalls als »pornografisch« klassifiziert, ja der Begriff wurde recht weitgehend für als unziemlich wahrgenommene Medien verwendet, wobei meist die »Pornowelle« nur als weitere Radikalisierung der Entwicklung galt. Der folgende Beitrag legt deswegen zwar einen Schwerpunkt auf die Debatten nach 1969, nimmt aber die rechte Auseinandersetzung mit sogenannter Unzucht und mit rechten Dekadenz-, Degenerations- und Verfallsdiagnosen in Bezug auf das Sexuelle für die gesamten langen 1960er-Jahre in den Blick. Ziel ist die historisch-empirische Untersuchung rechter Perspektiven und Reaktionen auf die »sexuelle Revolution« in der Bundesrepublik anhand eines zentralen Moments des Wandels. Während Ulrich Herbert für diese Zeit nach den »Trägergruppen des Wandels« fragt[19], versucht sich dieser Beitrag an einer Sichtung von Trägergruppen der Beharrung. Dabei will er die von Axel Schildt konstatierten »irritierende[n] Ungleichzeitigkeiten politisch-moralischer Positionen« der Zeit näher fassen.[20]

Der Aufsatz ist Teil eines größer angelegten Forschungsprojekts zu christdemokratischen, konservativen, rechtsreligiösen und völkisch-radikalnationalistischen Perspektiven auf die sogenannte sexuelle Revolution, sodass auf erste Ergebnisse aus einer breiten Sichtung von Zeitungen, Zeitschriften sowie einschlägigen Büchern der gesamten bundesrepublikanischen Rechten um 1970 zurückgegriffen werden kann. Als definitorische Grundlage, was im Folgenden unter der Rechten verstanden werden soll, wird sich auf Gideon Botsch bezogen, der die Arbeiten von Norberto Bobbio diskutiert und den politischen Raum anhand von drei Achsen – Egalitarismus–Antiegalitarismus, Freiheit–Unterordnung, Vernunft–Mythos – definiert. Dies soll ermöglichen, die Ambivalenzen und Brüche analytisch zu fassen und Querverbindungen zwischen der Rechten und der Linken offenzulegen.[21] Lediglich behelfsmäßig, da sich insbesondere die Union nicht eindeutig klassifizieren lässt, können auch noch affirmative bis affirmativ-kritische Bezüge auf CDU/CSU oder NPD/»Vierte nationale Partei« et cetera herangezogen werden. Die Untersuchung der politischen Rechten bedarf zugleich der Binnendifferenzierung und damit der definitorischen Demarkierungen. Denn es war ein erheblicher Unterschied, ob sich auf parlamentarischem Wege in einer Sachfrage, beispielsweise zu »unsittlicher« Literatur, positioniert oder aber zum Widerstand aufgerufen wurde

17 *Tilmann Walter*, Begrenzung und Entgrenzung. Zur Genealogie wissenschaftlicher Debatten über Sexualität, in: *Claudia Bruns/ders.* (Hrsg.), Von Lust und Schmerz. Eine Historische Anthropologie der Sexualität, Köln/Wien etc. 2004, S. 129–174, hier: S. 143.

18 *O. V.*, Die Sozis und der Sex, in: Deutsche Nachrichten 14, 3.4.1970, S. 2.

19 *Ulrich Herbert* (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945 bis 1980, Göttingen 2002, S. 9.

20 *Axel Schildt*, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, Göttingen 2020, S. 628.

21 Vgl. *Gideon Botsch*, Die ›Rechte‹ im Koordinatensystem der Politik, in: *ders./Christoph Kopke* (Hrsg.), Die NPD und ihr Milieu. Studien und Berichte, Münster/Ulm 2009, S. 11–23.

gegen den durch das »internationale Judentum« beförderten »Sittenverfall«, der gleichbedeutend mit dem Ende Deutschlands sei. Zugleich zeigten die politischen Fraktionen der Rechten gerade im Untersuchungszeitraum eine hohe argumentative, bisweilen auch personelle Durchlässigkeit. Da »die Grenze zwischen der gemäßigt demokratischen und der radikal-antidemokratischen Rechten im politischen Feld des Konservatismus«[22] verläuft, ergeben sich komplexe Konfliktlinien. Begriffe wie extreme Rechte sind dabei wenig trennscharf, in Eigenbezeichnungen werden zudem aus deren Vertretern meist Konservative. Als Arbeitshypothese werden zunächst vier Fraktionen unterschieden: eine christdemokratische, eine konservative, eine rechtsreligiöse und eine völkisch-radikalnationalistische.

Im Folgenden soll zunächst der Forschungsstand skizziert werden, hierauf schließt die Darstellung der sozial-liberalen Reformpläne des § 184 Strafgesetzbuch sowie linker und liberaler Einschätzungen der »Pornowelle« an. Der Hauptteil fokussiert die Akteursgruppen, Aktionsformen und verschiedenen Argumentationen der bundesdeutschen Rechten gegen die »Pornowelle« und die Reformpläne der Bundesregierung. In einem zweiten Schritt werden die vier populärsten rechten Feindmarkierungen vorgestellt, das heißt, wer wurde als Profiteur der sexuellen Liberalisierung mit ihrem zentralen Marker »Pornowelle« imaginiert und/oder wer setzte diese vermeintlich ins Werk?

## I. Forschungsstand

Trotz des vehementen Widerstands, den die bundesdeutsche Rechte gegen die rechtliche Freigabe von Pornografie ideologisch wie aktivistisch leistete, und trotz des Wissens um Pornografie als »kulturelles Schlachtfeld erster Ordnung« ist hierzu bis dato – im Gegensatz beispielsweise zu ähnlichen Bewegungen in den USA[23] – nicht eingehender wissenschaftlich gearbeitet worden.[24] Erste Überlegungen enthält ein Aufsatz von Robert Claus und Fabian Virchow[25]; zum zentralen katholischen Akteur »Volkswartbund«, der aber Ende der 1960er-Jahre deutlich an Einfluss eingebüßt hatte, arbeitete Sybille Steinbacher.[26] Interessante Funde,

22 *Daniel Schmidt/Michael Sturm*, »Wir sind die, vor denen Euch die Linken immer schon gewarnt haben«: Eine Einleitung, in: *Massimiliano Livi/Daniel Schmidt/Michael Sturm* (Hrsg.), Die 1970er Jahre als schwarzes Jahrzehnt. Politisierung und Mobilisierung zwischen christlicher Demokratie und extremer Rechter, Frankfurt am Main/New York 2010, S. 7–29, hier: S. 11.

23 Zum Beispiel *Whitney Strub*, Perversion for Profit. The Politics of Pornography and the Rise of the New Right, New York 2010.

24 Hier sei auf Teilaspekte in eigenen Arbeiten verwiesen, vgl. *Sebastian Bischoff/Kristoff Kerl*, »wie sich ein Jude in der Bundesrepublik im Jahre 1970 verhalten müsse …«. Auseinandersetzungen um »Pornographie« im Melzer Verlag – ein vergessener Antisemitismusstreit wird 50, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 29, 2020, S. 396–421; *Sebastian Bischoff*, Wa(h)re Sexualität. Antikapitalismus von rechts in den bundesrepublikanischen Pornografie-Debatten um 1970, in: ZfG 70, 2022, S. 928–945.

25 *Robert Claus/Fabian Virchow*, The Far Right's Ideological Constructions of »Deviant« Male Sexualities, in: *Michaela Köttig/Renate Bitzan/Andrea Petö* (Hrsg.), Gender and Far Right Politics in Europe, Cham 2017, S. 305–319, hier: S. 308 f.

26 *Sybille Steinbacher*, Wie der Sex nach Deutschland kam. Der Kampf um Sittlichkeit und Anstand in der frühen Bundesrepublik, München 2011.

beispielsweise von »Pin-ups« in Broschüren des »Rings Christlich-Demokratischer Studenten« (RCDS), also die Nutzung des sexuellen Reizes in konservativer Wahlwerbung, finden sich bei Anna von der Goltz.[27] Selbst die wissenschaftliche Beschäftigung mit der »Pornowelle« steckt noch in den Anfängen, diese findet meist nur knappe Erwähnung im Rahmen von Studien zu dem komplexen Transformationsprozess des Sexuellen, dessen Beginn bisweilen auf die späten 1940er-Jahre datiert wird und der um 1968 zur »sexuellen Revolution« vereindeutigt wurde.[28] Pascal Eitler legte zur Pornografie um 1969 vier kulturgeschichtliche Aufsätze vor, in denen auch die Inhalte des pornografischen Films und mögliche Auswirkungen auf sexuelle Praktiken untersucht werden.[29] Sonst wird die »Pornowelle« meist als Unternehmens- und Produktgeschichte erzählt[30] oder sie wird in Studien, die beispielsweise die Rolle der Sexualwissenschaft im juristischen Reformprozess der 1970er-Jahre reflektieren, gestreift.[31] Hierbei wird, oftmals anhand juristischer Prozesse, kursorisch auch auf die gegnerischen Parteien eingegangen.

## II. Der sozial-liberale Reformprozess des §184 Strafgesetzbuch, 1970–1975

Am 10. April 1970 machte die BILD-Zeitung mit dem Titel auf: »Gruppen-Sex, Porno-Fotos, Kuppelei und Blutschande bald nicht mehr strafbar?«[32] Zwischen wohlwollend und schaudernd berichtete das Blatt über einen Referentenentwurf aus dem Justizministerium für eine vierte Strafrechtsreform, die dann drei Monate später offiziell vom Staatssekretär im Justizministerium Albert Bayerle angekündigt

27 Vgl. *Anna von der Goltz*, The Other ’68ers. Student Protest and Christian Democracy in West Germany, Oxford 2021, S. 120–128.

28 Beispielsweise *Franz X. Eder*, Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität, München 2009 (zuerst 2002), S. 225–228. Als Marker für den Beginn des Wandels dienen diesem beispielsweise »erste Anzeichen einer Kommerzialisierung und Medialisierung« (*ders.*, Die lange Geschichte der »Sexuellen Revolution« in Westdeutschland [1950er bis 1980er Jahre], in: *Bänziger/Beljan/ders.* u. a., Sexuelle Revolution?, S. 25–59, hier: S. 27), während Angus McLaren Kinseys Werk 1948 als Startpunkt bestimmt (*Angus McLaren*, Twentieth-Century Sexuality. A History, Oxford 1999, S. 163). Für den österreichischen Raum findet gerade an der Universität Wien ein Projekt von Paul Horntrich zu den politischen Debatten und den medialen Diskussionen »während der langen Sexuellen Revolution, 1950er- bis frühe 1980er-Jahre« ihren Abschluss.

29 Vgl. beispielsweise *Pascal Eitler*, Das »Reich der Sinne«? Pornografie, Philosophie und die Brutalisierung der Sexualität (Westdeutschland 1968–1988), in: Body Politics 1, 2013, S. 259–296; *ders.*, Die »Porno-Welle«.

30 Vgl. unter anderem *Miersch*, Schulmädchen-Report. Bei *Heineman*, Before Porn Was Legal, und *Steinbacher*, Wie der Sex nach Deutschland kam, S. 324–346, ist die Frage Teil einer faszinierenden, breit angelegten Gesellschaftsgeschichte. Eine Arbeit, die vorrangig die spätere Debatte über Pornografie fokussiert, widmet sich auch knapp den vorherigen Diskussionen: *Bettina Bremme*, Sexualität im Zerrspiegel. Die Debatte um Pornographie, Münster/New York 1990, S. 93–103.

31 Vgl. *Moritz Liebeknecht*, Wissen über Sex. Die Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung im Spannungsfeld westdeutscher Wandlungsprozesse, Göttingen 2020, S. 338–349. Zu den Diskussionen zum Sexualstrafrecht vgl. *Franz Walter*, »In dubio pro libertate«. Sexualstrafrecht im gesellschaftlichen Wandel, in: *Franz Walter/Alexander Hensel/Stephan Klecha* (Hrsg.), Die Grünen und die Pädosexualität. Eine bundesdeutsche Geschichte, Göttingen 2014, S. 108–135.

32 *O. V.*, Gruppen-Sex, in: BILD 83, 10.4.1970, S. 1 und 2.

wurde.[33] Doch als das sozial-liberale Bundeskabinett am 17. September 1970 den von Justizminister Gerhard Jahn eingebrachten Entwurf eines Vierten Gesetzes zur Reform des Strafrechts billigte, wurde bei einem Punkt weiterer Diskussionsbedarf angemeldet: Die Entscheidung bei der »Verbreitung von Pornographie durch Massenmedien« sei »einer Erörterung im Rahmen der vorgesehenen Ministergespräche vorbehalten«.[34] Das Vorhaben Jahns und Bayerles war Teil zahlreicher rechtlicher Novellen, die alle dem Grundsatz folgten, dass nicht die vermeintliche Unmoral Kriterium für das Vorliegen einer Straftat sein könne, sondern lediglich die Verletzung oder Gefährdung eines Rechtsguts.[35] Im Zuge dessen hatte Jahn anfangs noch die Streichung des § 184 des deutschen Strafgesetzbuchs, der die Verbreitung »unzüchtigen Schrifttums« unter Strafe stellte, erwogen. Doch dies war schnell vom Tisch, als sich dagegen in der Öffentlichkeit wie auch innerhalb der Bundesregierung selbst starker Widerspruch regte. So galten Willy Brandt und Herbert Wehner als interne Kritiker des Vorgehens Jahns, auch Martin Hirsch, Rechtsexperte und stellvertretender Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion, mahnte an, sich zu »bemühen, daß die evangelische Kirche wenigstens halb ja und die katholische nur halb nein sagt«.[36] Dies blieb ein frommer Wunsch, hatte doch gerade die katholische Kirche in Form einer Verlautbarung der Deutschen Bischofskonferenz im September 1970 deutlich gegen die Reform Stellung bezogen und ließ auch davon später nicht ab.[37]

Nachdem der CDU/CSU-dominierte Bundesrat im Oktober 1970 den Vorschlag mit knapper Mehrheit ablehnte und die Beibehaltung des Pornografieverbots forderte[38], entfaltete das dreitägige Sachverständigen-Hearing zum Entwurf eines neuen Sexualstrafrechts, zu dem der Rechtsausschuss des Deutschen Bundestags im November 1970 einlud, eine beeindruckende Öffentlichkeitswirkung.[39] Das Treffen von 31 – darunter vier weiblichen – Expert:innen mit dem Bundestags-Sonderausschuss zur Strafrechtsreform widmete sich zwar mehreren Themenkomplexen, in der Presse fand aber lediglich die Frage nach der Freigabe der Pornografie größeren Niederschlag.[40] Wenn sich auch bei dem Hearing die meisten Sachverständigen für die Reform aussprachen, wurde es Gerhard Jahn innerhalb der SPD auch später noch verübelt, »daß er die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit gerade am Beginn

33 Vgl. *H. F. [Henning Frank]*, Neues Sexualstrafrecht, in: Christ und Welt 33, 14.8.1970, S. 2.

34 40. Kabinettssitzung vom 17.9.1970, in: Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung online, URL: <www.bundesarchiv.de/cocoon/barch/0000/k/k1970k/kap1_2/kap2_40/para3_2.html> [27.1.2023].

35 Vgl. *Heineman*, Before Porn Was Legal, S. 107 ff.; *Walter*, »In dubio pro libertate«, S. 117 f.; *Detlef Siegfried*, Alternative Dänemark. Kosmopolitismus im westdeutschen Alternativmilieu 1965–1985, Göttingen 2023, S. 185–212.

36 *O. V.*, Allerlei Mief, in: Der SPIEGEL, 15.11.1970, URL: <https://www.spiegel.de/politik/allerlei-mief-a-1aacc19d-0002-0001-0000-000044906667> [27.1.2023].

37 Abgedr. in: *Schroeder*, Reform des Sexualstrafrechts, S. 176–178.

38 Vgl. Stellungnahme des Bundesrates, abgedr. in: ebd., S. 157–159.

39 Ausführlich zum Hearing vgl. *Liebeknecht*, Wissen über Sex, S. 338–349.

40 Beispielsweise vgl. *O. V.*, Reform der Reform, in: Der SPIEGEL, 29.11.1970, URL: <https://www.spiegel.de/politik/reform-der-reform-a-aeb47e46-0002-0001-0000-000043822617> [27.1.2023]. Hingegen nahm die Berichterstattung der BILD, jeweils auf der ersten Seite am 25.11.1970 (Nr. 274) und 26.11.1970 (Nr. 275), auch die Frage der sexuellen Aktivität Jugendlicher in den Blick, auch wenn der Fokus auf der Pornografie lag.

des Versuchs einer Reformpolitik auf den Sexualbereich gelenkt hat, der wie kaum ein anderer von Tabus überlagert ist«. Die SPD sei nach Martin Hirsch eine »prüde Partei«.[41] Das Vorhaben Jahns änderte sich im Diskussionsprozess derart grundlegend, dass der liberale Koalitionspartner argwöhnte, aus der Freigabe der Pornografie könne vielmehr eine »neue ›Aktion saubere Leinwand‹« werden.[42] Die Einigung sah schließlich vor, dass die Verbreitung von Pornografie nicht mehr untersagt, lediglich durch den Jugendschutz eingeschränkt werde. Auch die ungewollte Konfrontation sowie »harte Pornografie« blieben verboten.[43] Die Novelle des § 184 StGB wurde am 23. November 1973 als Teil des Vierten Strafrechtsreformgesetzes verabschiedet und trat am 27. Januar 1975 in Kraft – die lange Dauer zwischen Verabschiedung und Inkrafttreten resultierte aus dem Widerspruch der Novelle mit der Genfer Internationalen Übereinkunft zur Bekämpfung der Verbreitung und des Vertriebs unzüchtiger Veröffentlichungen von 1923, sodass das Abkommen vor dem Inkrafttreten des neuen § 184 StGB zuerst gekündigt werden musste.[44]

Bevor näher auf die rechte Gegnerschaft und die unterschiedlichen Argumentationen der verschiedenen dortigen Fraktionen eingegangen wird, sollen, um einen umfassenden Einblick in das politische Klima in dieser Frage und die argumentativen Fronten zu bieten, zunächst Schlaglichter auf liberale und linke Einlassungen zum Thema geworfen werden. Damit soll der Gefahr entgegengetreten werden, dass die Darstellung der sexuellen Wandlungsprozesse eine neue Schlagseite erhält. Denn bis dato wurden diese ohne ihre rechten Antipoden erzählt, es scheint dabei, als würde sich in der bisherigen Forschung die zeitgenössische Wahrnehmung selbst erklärter Sexrevolutionär:innen fortschreiben, die ihre Gegner:innen entweder nicht gesondert erwähnten oder lediglich als ewig gestrige Spießer karikierten, die ohnehin alsbald vom Lauf der Geschichte fortgetragen werden würden. Zugleich reagierten diese Gegner:innen stets auf liberale und linke Einlassungen, die kurz zu umreißen das Ziel des folgenden Absatzes ist.

Wie an den erwähnten Einwänden aus der SPD deutlich wurde, waren die Vorbehalte gegenüber einer Freigabe der Pornografie nicht auf die politische Rechte beschränkt. Innerhalb der SPD waren diese jedoch meist strategischer Natur. So meinte Herbert Wehner, ihm habe bei den Plänen zum § 184, aber auch für ein liberalisiertes Scheidungsrecht »weder der Zeitpunkt noch diese ganze Massivität, mit der das dann sozusagen vor den Leuten lag« gefallen. Überhaupt sei er dagegen, »wenn man so tut, als ob es gewisse Kräfte in diesem Lande nicht gibt«. Bundespräsident Gustav Heinemann monierte, die Würde des Menschen werde zwar vom »Grundgesetz garantiert, aber trotzdem kopulieren die Paare schon auf der Bühne«.[45] Im Zuge der Diskussion über die Freigabe der Pornografie hätten sich

41 *Klaus Rudolf Dreher*, »Das Wort Genosse kommt nicht von genießen«, in: Süddeutsche Zeitung, 24.3.1971, S. 3.

42 Ebd.

43 Zu den juristischen Details vgl. *Johannes A. J. Brüggemann*, Entwicklung und Wandel des Sexualstrafrechts in der Geschichte unseres StGB. Die Reform der Sexualdelikte einst und jetzt, Baden-Baden 2013, S. 427–439.

44 Vgl. ebd., S. 430.

45 Zit. nach: *O. V.*, Genosse Romantiker, in: Der SPIEGEL, 14.2.1971, URL: <https://www.spiegel.de/politik/genosse-romantiker-a-3bb96043-0002-0001-0000-000043375734> [27.1.2023].

zuhauf Bürger:innen an ihn gewandt, sodass er zu zahlreichen Diskussionsrunden zum Thema eingeladen hatte.[46] Eine grundsätzliche Ablehnung der Reform des § 184 blieb jedoch innerhalb der Sozialdemokratie auf einzelne Akteure wie Werner Figgen beschränkt.

Eine hitzige Diskussion um Pornografie und Antisemitismus löste im August 1970 der prominente liberale Publizist und spätere Redenschreiber Brandts, Klaus Harpprecht, aus. Namhafte Autoren in fast allen großen Zeitungen und Zeitschriften der Bundesrepublik beteiligten sich.[47] Auslöser war ein Aufsatz in der von Harpprecht verantworteten Zeitschrift »Monat«, in dem er scharfe Kritik an der Herausgabe des Werks »Arrabal – Selbstdarstellung« des Schriftstellers und Dramatikers Fernando Arrabal durch den jüdischen Verleger Joseph Melzer äußerte. Arrabal war für Harpprecht pornografische Literatur sans phrase, verlegt durch einen Juden böte es daher einen willkommenen Anlass für sexualantisemitische Ressentiments. Er könne nur hoffen, dass »einer unserer jüdischen Mitbürger« zum Melzer Verlag nach Darmstadt eilen würde, »um dem verantwortlichen Herrn eins um die Löffel zu hauen«. Dieser solle sich doch als »Bordellbesitzer« in »Florida oder Uruguay« niederlassen.[48] Diese Zeilen, die in der Aufforderung an einen jüdischen Deutschen gipfelten, das Land zu verlassen, sah Harpprecht als Versuch, den bundesdeutschen Antisemitismus zurückzudrängen. Doch nur wenige verteidigten ihn, die Kritik überwog, und insbesondere Hellmuth Karasek dechiffrierte in der ZEIT die Grundannahme, Jüdinnen und Juden könnten durch vermeintliches Fehlverhalten Ressentiments in der Gesellschaft befeuern, als Element des Antisemitismus.[49]

In der außerparlamentarischen Linken war die rechtliche Freigabe der Pornografie unstrittig. Überhaupt wurde im Rahmen einer grundsätzlichen Staatskritik der Anspruch des Staats, dem Einzelnen die Nutzung von Medien zu verbieten, zurückgewiesen. Zugleich waren die Positionen über Pornografie als solche aber durchaus kontrovers. So sah der Verleger Jörg Schröder ein subversives Potenzial des Pornografischen[50], andere formulierten ihre Ablehnung entlang der Kritik an der ausbleibenden grundlegenden Befreiung. Denn wo der Sexualität einst zugeschrieben worden sei, versteinerte Strukturen aufbrechen zu können, wirke sie nun in der Wahrnehmung systemstabilisierend, sei jeder revolutionären Sprengkraft beraubt. Pornografie war dabei warenförmige Sexualität par excellence. Für den Vorsitzenden des »Sozialistischen Deutschen Studentenbunds« (SDS) Reimut Reiche, der 1968 mit seinem Buch »Sexualität und Klassenkampf« maßgeblichen Einfluss auf die innerlinke Debatte nahm und zugleich durch Artikel im SPIEGEL auch gesamtgesellschaftliche Wirkung entfalten konnte, stand Pornografie für »se-

46 DPA, Gespräch über Pornographie mit Heinemann. Viele Protestbriefe aus der Bevölkerung an den Bundespräsidenten, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.11.1970, S. 10.

47 Zu dieser Debatte vgl. ausführlich *Bischoff/Kerl*, »wie sich ein Jude in der Bundesrepublik im Jahre 1970 verhalten müsse …«.

48 *Klaus Harpprecht*, Unter der Gürtellinie, in: Monat 263, 1970, S. 98–100, hier: S. 99.

49 Vgl. *Hellmuth Karasek*, Arrabal und die Folgen, in: Die ZEIT, 28.8.1970, URL: <www.zeit.de/1970/35/arrabal-und-die-folgen> [27.1.2023].

50 Ausführlich zu den linken Debatten *Heineman*, Jörg Schröder, Linkes Verlagswesen und Pornografie; *Detlef Siegfried*, Bundesbürger im Pornoparadies. Westdeutsche Reaktionen auf die Freigabe der Pornographie in Dänemark 1967–1973, in: *Alexander Gallus/Axel Schildt/Detlef Siegfried* (Hrsg.), Deutsche Zeitgeschichte – transnational, Göttingen 2015, S. 179–202.

xuelle Scheinbefriedigung«.[51] Ähnlich äußerte sich Günter Amendt, Mitglied des Frankfurter SDS, in seinem 1970 erschienenen Buch »Sexfront«, in dem er revolutionär-sozialistische und sexualwissenschaftliche wie -praktische Gedanken insbesondere für Schüler:innen aufbereitete.[52] In dem provokanten Bestseller – das Buch erreichte eine Auflage von 400.000 Exemplaren und hatte zahlreiche Anzeigen und polizeiliche Beschlagnahmungen zur Folge[53] – sprach Amendt, Herbert Marcuse folgend, von der »Sex- und Pornowelle« als Zeugnis repressiver Entsublimierung. Dagegen waren Gruppen, die sich ab 1971 vorrangig entlang der Themen Abtreibung und Fragen der Care-Work zur autonomen zweiten Frauenbewegung formierten, mit einer feministischen Kritik an Pornografie in der Öffentlichkeit noch nicht präsent. Es gab zwar lokale, zum Teil militante Aktionen, beispielsweise gegen Sexkinos oder 1968 die Kunstperformance »Aktionshose: Genitalpanik« von der Künstlerin Valie Export, aber zum eigenständigen Aktionsfeld wurde Pornografie erst ab 1975 mit den Protesten gegen den Film »Geschichte der O«.[54]

## III. Die rechte Debatte über Sexualität, »Hypersexualität« und die Freigabe der Pornografie

Die Kritik, dass Frauen durch Pornografie zur Ware würden, die einige Zeit später zentral von einem großen Teil der zweiten Frauenbewegung vertreten werden sollte, war aber dennoch Teil der Debatte um die Reform des § 184. Eingebracht wurde diese jedoch vor allem durch die politische Rechte, wobei ein strategischer Zugang anzunehmen ist, da die große Mehrheit der untersuchten, unter Autorennamen veröffentlichten Zeitungs- und Zeitschriftenartikel von Männern geschrieben wurde, die sonst nicht als Fürsprecher feministischer Positionen auftraten. Frauen – meist nationalisiert im Imago »deutsche Frau«[55] – fungierten in diesen Artikeln als Objekte der Sorge wie zugleich der Begierde; es waren ihre Körper, auf denen die Kämpfe um Bevölkerungspolitik, um die Stellung der Familie, um Volk und Nation ausgetragen wurden. Traten Frauen in diesen rechten Einlassungen hingegen als Subjekte auf, dann meist stereotypisiert als Hausfrau, besorgt über die »Pornowelle«, oder als verführtes »unschuldiges Mädchen« respektive lüsternes Triebwesen in Sexfilmen und Theaterproduktionen, worin sich anschau-

51 *Reimut Reiche*, Sexualität und Klassenkampf. Zur Abwehr repressiver Entsublimierung, Frankfurt am Main 1970 (zuerst 1968), S. 142.

52 Vgl. *Günter Amendt*, Sexfront, Frankfurt am Main 1970. Detlef Siegfried nennt »Sexfront« ein »Aufklärungsbuch im umfassenden Sinne«, das in »Sexualpraktiken« einführe, zugleich aber auch in »die Struktur der Gesellschaft, Geschlechterbeziehungen, politische Verhältnisse«, *Detlef Siegfried*, »Der Rock 'n' Roll macht es dir«. Günter Amendt und die Popkultur. An Stelle eines Nachrufs, in: Pop. Kultur und Kritik 1, 2012, H. 1, S. 126–133, hier: S. 131.

53 Vgl. *Günter Amendt*, Sexfront. Revisited [2005], in: *ders./Gunter Schmidt/Volkmar Sigusch*, Sex tells. Sexualforschung als Gesellschaftskritik, Hamburg 2011, S. 105–117, hier: S. 105.

54 Vgl. *O. V.*, Pornografie: Sexualisierter Frauenhass, URL: <https://frauenmediaturm.de/neue-frauenbewegung/pornografie> [27.1.2023].

55 Zu der langen Tradition dieser Imago vgl. *Kirsten Heinsohn*, Sigrid Hunke … und weitere antiliberale Vordenkerinnen, in: *Ralf Fücks/Christoph Becker* (Hrsg.), Das alte Denken der Neuen Rechten – Die langen Linien der antiliberalen Revolte, Frankfurt am Main 2020, S. 126–139.

lich männliche Fantasien ausdrückten. Deutlich wird dabei die zentrale Bedeutung, die den zeitgenössischen Aushandlungsprozessen zu den Geschlechterverhältnissen und der hegemonialen Männlichkeit in der Aufnahme der »sexuellen Revolution« zukam. Adolf von Thadden brachte die genuin patriarchal zu verstehende Sorge beim Thema Sexualität 1970 auf den Punkt, als er feststellte, der Staat, der die als ewig gedachten Sittengesetze abschaffe, »entmannt sich am Ende selbst«.[56] Stellte die rechte Anrufung des Frauenwohls also eher einen politischen Code denn ein Argument dar, sollen im Folgenden die rechte Wahrnehmung der »Sexwelle« und der »Pornowelle« sowie die zentralen Argumente vorgestellt werden.

Einig waren sich die christdemokratischen, konservativen, rechtsreligiösen und völkisch-radikalnationalistischen Lager der bundesdeutschen Rechten in der Diagnose einer ›Hypersexualisierung‹ der zeitgenössischen Gesellschaft um 1969, ebenso weitgehend in ihrer Ablehnung einer permissiven Sexualmoral, mit der Gefahr und Verfall assoziiert wurden. Dem »Sex-Betrieb«, der Kommodifizierung einer viralen Lebensenergie, wurden von rechten Autorinnen und Autoren die menschliche Seele, Eros und Sexus entgegengestellt. Sexualität sei nur dann etwas Segensreiches, wenn sie eingebettet in einem engen Ordnungsrahmen, der auf Fortpflanzung ausgerichteten Ehe in einem gesunden Staatswesen, gelebt werde. Pornografie galt als Befleckung dieser als rein und überzeitlich gedachten Beziehungsform durch Illustrierte, Belletristik, Kunstaktionen, Theaterstücke und Aufklärungsfilme bis zum Hardcore-Sexfilm. Grundlegend sei aber in jedem Fall eine bestimmte Geisteshaltung. Im Rahmen dieser Sinnzusammenhänge war somit die Ablehnung der Pornografie und der rechtlichen Reformbemühungen der sozial-liberalen Koalition in allen rechten Fraktionen nahezu unumstritten, nur wenige Periodika der Rechten scherten aus: Während die auflagenstarke liberal-konservative »Christ und Welt« vor 1969 noch energisch für eine Reform des Sexualstrafrechts plädiert und im Übrigen die Sexwelle vielfach in süffisantem Ton als kulturelle Fehlleistung kommentiert hatte, änderte das Blatt ab Herbst 1970 seine Linie.[57] Die BILD-Zeitung zeigte eine deutliche Ambivalenz, sie thematisierte als Boulevardblatt genüsslich vermeintliche oder reale sexuelle Eskapaden von mehr oder weniger prominenten Personen, setzte sich auch zunächst wohlwollend mit Forderungen nach der Freigabe der Pornografie auseinander und gab schließlich ab 1970 den Gegner:innen

56 *Adolf von Thadden*, Die tatsächliche Lage der Nation, in: Deutsche Nachrichten 9, 27.2.1970, S. 3. Die rechte Anrufung des Frauenwohls zeigt zugleich, dass der Anteil inhaltlicher Dringlichkeit und strategischen Kalküls bei den rechten Einlassungen und Initiativen in den Pornografiedebatten um 1969 stets neu bewertet werden muss. Diese Argumentationslinie rein dem Kalkül, dem Pseudofeminismus zuzuschlagen, übersieht, dass es sich hier ja durchaus um ein vielfach willkommenes emotionales Sinnangebot *an* Frauen handelte. Die Frage kann zudem nicht lauten, wie Frauen darauf hereinfallen konnten, sondern, was diese originär rechte Sorge ums Frauenwohl und insbesondere die darin liegende Beharrung auf traditionelle Rollenmuster Frauen anbieten konnte, was das liberal-kapitalistische Versprechen, das vielen als Vervielfachung der Anforderungen erschien, nicht zu leisten vermochte.

57 Die Vorstellung der Regierungspläne im August 1970 war in einer kurzen Notiz noch positiv kommentiert worden: Niemand müsse mehr fürchten, dass der Staat in Schlafzimmer herumschnüffeln werde, zugleich sei der Meinung der Bevölkerungsmehrheit, die keine vollständige Freigabe wünsche, Rechnung getragen, vgl. *H. F. [Henning Frank]*, Neues Sexualstrafrecht, in: Christ und Welt 33, 14.8.1970, S. 2.

und Protesten gegen diese ausführlich und wiederum auch wohlwollend Raum. Eine offene, wenn auch zaghafte Befürwortung fand sich in Blättern des nationalistisch-neutralistischen Querfrontprojekts »Aktionsgemeinschaft Unabhängiger Deutscher«. Deutlicher wurde das national-revolutionäre Jugendblatt »barricade«, das sich im Umfeld der »Unabhängigen Arbeiter-Partei« bewegte und mit Pin-up-Bildern, Annoncen für Sexartikel und einem inhaltlichen Fokus auf Fragen der Pornografie aufwartete. In der Nullnummer der Zeitschrift aus dem Jahr 1971 wurden in lockerem Jugendslang die sexualliberalen Staaten Dänemark und Schweden gelobt, wohingegen in der Bundesrepublik die Liberalisierung noch »völlig unzureichend« sei, wenn auch die Jugend bereits verstanden habe, dass es der »Umformung der Gesellschaft, auch in sexueller Hinsicht«, bedürfe. Dort hieß es weiter:

> »Es ist noch nicht allzu lange her – da war ein nackter Mensch – insbesondere eine nackte Frau – einfach eine Schweinerei. Für das internationale Spießertum waren Brüste und Schamhaare mehr als tabu. Man beschränkte sich auf's Kinderzeugen und hatte beim Geschlechtsverkehr möglichst das Licht ausgeknipst. […] Ein Mädchen, das das natürlichste auf der Welt tat, nämlich mit einem Jungen schlafen, mit dem es nicht verheiratet war, mußte die Degradierung zur Hure durch die Gesellschaft hinnehmen.«[58]

Solche Konzessionen an den Zeitgeist durch die eigene Jugend gingen der »Unabhängigen Arbeiter-Partei« offenbar zu weit, die Redaktion der »barricade« wurde bereits nach kurzer Zeit neu aufgestellt. Vorsichtiger gingen die auflagenstarke völkisch-radikalnationalistische »National-Zeitung« sowie der neurechte »Deutsche Studenten-Anzeiger« vor, die Pin-ups abdruckten, wenn auch mit der (angesichts der Vielzahl der Bilder fadenscheinigen) Behauptung, man wolle das zu Bekämpfende dokumentieren.[59] Aber auch explizite Anzeigen wurden in der »National-Zeitung« 1972 abgedruckt, darunter ausgerechnet eine ganzseitige und mit dem Wort »unzensiert« überschriebene für den Roman »Fanny Hill«.[60] Daneben positionierten sich völkisch-radikalnationalistische Blätter deutlich gegen die Freigabe der Pornografie, wenngleich sie bisweilen auch Rücksicht auf die Pornokonsumenten in der eigenen Leserschaft nahmen. So meinte die »National-Zeitung«, es gehe hier »nicht um die Mitmenschen, die Sex in dieser Form lieben und mögen und aus diesem Grunde ihr Geld für solche Postillen ausgeben«[61], lediglich die Produzenten (und die dahinter vermuteten Interessen) seien zu verdammen. Dasselbe galt für christdemokratische und konservative Blätter, was aber nicht den Abdruck von Nacktbildern und doppeldeutigen Botschaften in Publikationen des RCDS ausschloss.[62]

---

58 *Andrea Hieleré*, Zeichen einer neuen Zeit. Wo hört die Moral auf?, in: barricade 0, September 1971, S. 1.

59 Hierüber wurde in den 1980er-Jahren ein Streit zwischen der Partei »Die Republikaner« und Gerhard Frey, Herausgeber der »National-Zeitung«, geführt: Die Presse der Partei warf Frey mehrfach vor, Profiteur der Pornowelle zu sein, er habe »einen Teil seines Vermögens […] mit der Vermarktung nackten Mädchenfleisches« gemacht. *O. V.*, Die deutsche Frau – aus ›nationaler‹ Sicht, in: Der Republikaner 1, 1989, o. S.

60 Vgl. National-Zeitung 8, 25.2.1972, S. 3.

61 *O. V.*, SPD finanziert sich durch PORNO. Wehners schmutzige Masche, in: National-Zeitung 22, 28.5.1971, S. 1.

62 Vgl. *von der Goltz*, The Other '68ers, S. 118 f.

## IV. Rechte Akteurinnen und Akteure und ihre Aktionsfelder gegen die »Pornowelle« und die rechtliche Freigabe »unzüchtiger Schriften«

CDU/CSU, aber auch die NPD, die zwischen 1966 und 1972 in zeitweise sieben von elf Länderparlamenten vertreten war und 1969 nur knapp den Einzug in den Bundestag verfehlte, versuchten auf parlamentarischem Weg, die »Pornowelle« und die sozial-liberalen Reformpläne zu stoppen. CDU/CSU nutzten dabei vorrangig ihre sich durch ihre Mehrheit im Bundesrat eröffnenden Möglichkeiten, um die Reformbemühungen der sozial-liberalen Koalition zu bremsen. Der NPD dienten wiederum die Landtage als Bühne. Hier stellten ihre Vertreterinnen und Vertreter insbesondere Kleine Anfragen und verkündeten ihren Widerstand in parlamentarischen Fragerunden. So versuchte die NPD-Fraktion im Bayerischen Landtag, in den sie 1966 mit 7,4 % der Wählerstimmen einzog, die CSU-Staatsregierung vor sich herzutreiben – ob es nun 1968 um die Aufführung von als obszön bewerteten Stücken von Jean Genet im Bayerischen Staatstheater ging[63] oder die Staatsregierung aufgefordert wurde, als pornografisch eingeschätzte Filme und Bücher zu verbieten.[64] Dasselbe geschah im baden-württembergischen Landtag, hier jedoch gegenüber einer CDU, die gemeinsam mit der SPD regierte. Abgeordnete der NPD, die zwischen 1968 und 1972 mit fast 10 % Stimmenanteil vertreten war, stellten Anfragen zu als pornografisch bezeichneten Theaterstücken, Schülerzeitungen und sexuellen Stimulantia aus Dänemark.[65] Auch in der Bremischen Bürgerschaft, in die die NPD 1967 mit einem Ergebnis von 8,8 % ebenfalls für eine Wahlperiode einzog, gab sich die Partei als »Tugendwächter«[66], wie 1969 der Vorsitzende der SPD-Fraktion, Gustav Böhrnsen, spöttisch bemerkte. Hier waren es beispielsweise in Schulen verwendete Aufklärungsbücher, die von den NPD-Abgeordneten als pornografisch eingestuft wurden.[67] Die Bremer CDU agierte bisweilen in ähnlicher argumentativer Stoßrichtung wie die NPD, was möglicherweise auf ihre Oppositionsrolle zurückging, so etwa 1971 bei der Verurteilung des SPD-geführten Senats, der die, für CDU wie NPD pornografische, Nackt-Performance des Wiener Aktionskünstlers Otto Muehl in der Pädagogischen Hochschule Bremen nicht verhindert

63 Bayerischer Landtag, Plenarprotokoll Nr. 6/45 PL vom 14.5.1968, Mündliche Anfrage NPD: Anarchistische und obszöne Stücke an Staatstheatern, S. 2171 f., einsehbar unter URL: <https://www.bayern.landtag.de> [27.1.2023].

64 Vgl. unter anderem Bayerischer Landtag, Plenarprotokoll Nr. 6/97 PL vom 15.7.1970, Mündliche Anfrage NPD, S. 4536 f., einsehbar unter URL: <https://www.bayern.landtag.de> [27.1.2023], außerdem Bayerischer Landtag, Drucksache Nr. 6/3750 vom 27.7.1970, Schriftliche Anfrage NPD, Verbot pornographisch-sodomistischer Filmstreifen, URL: <https://www1.bayern.landtag.de/www/ElanTextAblage_WP06/Drucksachen/0000003500/06-03750.pdf> [27.1.2023].

65 Vgl. zu Theaterstücken unter anderem die Kleine Anfrage des Abgeordneten Gutmann, Landtag von Baden-Württemberg, 5. Wahlperiode, 14.7.1970, Drucksache 2890, URL: <https://www. landtag-bw.de/files/live/sites/LTBW/files/dokumente/WP05/Drucksachen/2000/05_2890_D.pdf> [27.1.2023].

66 Bremische Bürgerschaft, Sitzungsprotokoll Stadtbürgerschaft, 7. Wahlperiode, 26. Sitzung, 3.9.1969, S. 532.

67 Vgl. Rede Karl-Heinz Vorsatz (NPD) am 18.3.1971, Bremische Bürgerschaft, Sitzungsprotokoll Stadtbürgerschaft, 7. Wahlperiode, 45. Sitzung, S. 1034.

hatte. Das Sitzungsprotokoll vermerkte hier auch bei Rednerinnen und Rednern der NPD oftmals »Beifall bei CDU und NPD«.[68]

Zugleich zeigte sich hier auch eine Differenz in der Union, wenn CSU-nahe Publikationen kritisierten, diese würde nicht entschieden genug gegen den Sittenverfall durch Pornografie vorgehen. So drückte das »Deutschland-Magazin« 1970 die Hoffnung aus: »Wenn sich die Unionsparteien an die Spitze einer echten Volksbewegung gegen die allmähliche Verwandlung unseres demokratischen Rechtsstaats in ein Bordell zur Wehr […] setzen« würden, wäre die sozial-liberale Regierung mit Sicherheit gezwungen, ihr von dem CSU-nahen Blatt als grundgesetzwidrig wahrgenommenes Verhalten einzustellen.[69] Auch der »Bayernkurier« fragte 1971, ob die Union »Porno für gut« erachte, anders wäre die zahme Gegenwehr nicht zu erklären.[70] Doch viel Hoffnung hatten auch diese Kritikerinnen und Kritiker nicht, dass sich hieran etwas ändern würde. Viele organisierten sich daher in Form von »Bürgerinitiativen« und Aktionsgruppen. Generell sind für die Gegnerschaft gegen die »Pornowelle« und die rechtlichen Reformpläne die fließenden Übergänge von parteigebundenen zu außerparlamentarischen Aktivitäten charakteristisch. In einer zeittypischen Aneignung von Protestformen der Studierendenbewegung entstanden zahlreiche Bürgerinitiativen im christdemokratischen, konservativen, rechtsreligiösen und völkisch-radikalnationalistischen Lager, deren Aktionen ein großes Medienecho fanden. Das brachte wiederum ihren Unterschriftensammlungen gegen die Reform breiten Zulauf. Doch diese ›Bürgerinitiativen‹, vielfach nur aus einigen Personen bestehend, wurden wiederum meist von Parteipolitikerinnen und -politikern organisiert, etwa von dem langjährigen Ulmer CDU-Lokalpolitiker und Mitglied der Landessynode der Evangelischen Kirche Württembergs, Siegfried Ernst, der die »Aktion Ulm 70« gründete, oder der stellvertretenden CDU-Landesvorsitzenden im Rheinland, Hannelore Pöppinghaus, die 1970 die »Aktion Porno-Stop« initiierte. Deren Petition an den Bundestag sollte, gemessen an der Beteiligung, die sechsterfolgreichste Petition im Zeitraum 1949 bis 1979 werden.[71] Kirchen, Parteien und Ministerien berichteten ferner von einer Flut eingehender Schreiben, nicht nur von Befürwortern, sondern gerade auch von Gegnern der Reform: Die Deutsche Bischofskonferenz meldete 1970 eine hohe Anzahl von Zuschriften, die »oft in geradezu beschwörender Weise« zum Widerstand gegen die sozial-liberalen Pläne aufforderten.[72] Und Richard Jaeger, von 1949 bis 1980 CSU-Bundestagsabgeordneter, erklärte 1974 rückblickend, drei Themen hätten seit 1949

68 Sitzungsprotokoll Bremische Bürgerschaft (Landtag), 7. Wahlperiode, 54. Sitzung, 17.3.1971, S. 3027. Die durch Nacktheit, Tierschlachtung und angedeuteten Beischlaf gekennzeichneten Performances Muehls lösten auch in anderen Städten wie Braunschweig, Köln und München Proteste aus. Hierauf wurde in der Bremer Debatte vielfach verwiesen.

69 *O. V.*, Einleitung der Redaktion zum Artikel Erich Merkert, Wie lange wollen wir noch schweigen? Selbstzerstörung der Demokratie durch Anarchie-Pornographie und Geschäftemacherei unter der Maske der Sexualaufklärung, in: Deutschland-Magazin, März/April 1970, S. 14.

70 Vgl. unter anderem *Wolfgang Johannes Müller*, Hält die Union Porno für gut?, in: Bayernkurier 9, 27.2.1971, S. 1.

71 Vgl. *Peter M. Stadler*, Die parlamentarische Kontrolle der Bundesregierung, Opladen 1984, S. 272.

72 Vgl. Verlautbarung der Deutschen Bischofskonferenz zur Strafrechtsreform vom 25.9.1970, abgedr. in: *Schroeder*, Reform des Sexualstrafrechts, S. 176–178, hier: S. 176.

zu vielen Zuschriften an sein Bürgerbüro geführt: Wiederbewaffnung, Abtreibung und die Freigabe der Pornografie, letzteres habe sogar »das meiste Echo aus dem Volke« gefunden.[73]

Während die verschiedenen Lager der politischen Rechten die »Pornowelle« ausnahmslos als Gefahr ansahen, bestand ein grundlegender Dissens über die für sie bestehenden Handlungsoptionen. Die Einschätzung Helga Grebings, Konservative würden kein »Entrinnen« aus den Zeitläuften sehen, ihnen bleibe nur das Klagen[74], trifft den damaligen Protest nicht. Während christdemokratische Rechte letztlich die Parteiarbeit der Union aktivistisch begleiteten, gingen parteiungebundene Konservative deutlich grundlegender ans Werk und riefen wie die völkisch-radikalnationalistische Rechte explizit zum Widerstand gegen die »Pornowelle« auf. Das hatte jedoch grundlegend differente Konsequenzen: Konservative verklärten zwar Gesetzesübertretungen völkisch-radikalnationalistischer Akteure bisweilen zum mutigen Bürgerprotest und propagierten für diese ein Widerstandsrecht[75], forderten selbst aber lediglich dazu auf, Briefe an Abgeordnete und Lokalzeitungen zu schreiben, sich in der Kirchengemeinde entsprechend zu engagieren oder sich an von ihnen initiierten Unterschriftenaktionen und Petitionen zu beteiligen.

Sowohl für solche Petitionen als auch Aktionen, für die das obige Widerstandsrecht gefordert worden war, zeichnete ein Grenzgänger zwischen konservativ-protestantischer und völkisch-radikalnationalistischer Rechten, zwischen Evangelischer Kirche, CDU und NPD verantwortlich: Manfred Roeder.[76] Sozialisiert wurde dieser in einer streng nationalsozialistischen Familie und in der »Nationalpolitischen Erziehungsanstalt« Ballenstedt im Harz. Roeder engagierte sich ab den 1950er-Jahren in der US-amerikanisch geprägten evangelikalen Erweckungsbewegung »Moralische Aufrüstung« (MRA) und während des Jurastudiums in der Berliner »Evangelischen Studentengemeinde« und begann sich ab 1968 öffentlichkeitswirksam gegen den sexuellen Wandel einzusetzen. Zunächst als rechtlicher Berater der US-Armee in Westberlin tätig, zogen er und seine fünfköpfige Familie 1970 ins hessische Bensheim. Dort startete Roeder mit der im Oktober 1970 mit sechs weiteren Personen gegründeten »Bürgerinitiative gegen moralische und politische Anarchie« aufsehenerregende, teilweise militante Aktionen gegen die Kinowerbung für den »Schulmädchenreport«, Pin-ups auf den Covern von Illustrierten und sogenannte Sexmessen. Nachdem der 29-jährige Eckhard Kriener den Nürnberger Beate-Uhse-Shop mit einer Axt angegriffen hatte und von der Polizei erschossen worden war, organisierte Roeder im Januar 1972 in Nürnberg eine Kundgebung, auf der er Kriener zum »ersten Opfer der Sexwelle« ernannte.[77] Diese Aktionen machten ihn bundesweit bekannt, überregionale Zeitungen wie der SPIEGEL und

73 Vgl. Rede Richard Jaeger (CSU) am 25.4.1974, Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll, 7. Wahlperiode, 95. Sitzung, S. 6417, URL: <https://dserver.bundestag.de/btp/07/07095.pdf> [27.1.2023].

74 Vgl. *Helga Grebing*, Positionen des Konservatismus in der Bundesrepublik, in: *Hans-Gerd Schumann* (Hrsg.), Konservatismus, Köln 1974, S. 290–314, hier: S. 294.

75 Vgl. unter anderem *O. V.*, Justizskandal in Hessen, in: Deutschland-Magazin 6, Nov/Dez 1971, S. 12.

76 Zu dessen Kampf gegen die »Pornowelle« vgl. ausführlich *Sebastian Bischoff*, Nation und Perversion. Der »Anti-Porno-Anwalt« Manfred Roeder und sein Übergang in die völkisch-radikalnationalistische Rechte, 1969–1975, in: GG 48, 2022, H. 4, S. 584–618.

77 Zit. nach: *Hubert Neumann*, Bürger zeigt Polizisten an, in: Süddeutsche Zeitung, 4.1.1972, S. 17.

die Frankfurter Allgemeine Zeitung nannten ihn »Anti-Porno-Anwalt«. Aufgrund dieser Bekanntheit konnte er sich und seine Familie ab 1970 weitgehend über Spenden aus seinem stetig wachsenden Netzwerk finanzieren, auch, nachdem er zu einem Propagandisten des Geschichtsrevisionismus und schließlich des Neonazismus geworden war.[78] Roeder wurde zu einer zentralen, wenn auch stets umstrittenen Integrationsfigur der völkisch-radikalnationalistischen Rechten in der Bundesrepublik und landete schließlich mit der Gründung der Terrorgruppe »Deutsche Aktionsgruppen« beim Rechtsterrorismus.[79]

Auch bei Roeder fand sich das Argument, Pornografie sei ein Verbrechen an der deutschen Frau. So schilderte er 1970 in einem offenen Brief, den die NPD-Parteiblätter »Deutsche Nachrichten« und »Deutsche Wochen-Zeitung« ganzseitig abdruckten, einen für ihn vorbildlichen Protest von sogenannten Gastarbeitern gegen Sexfilme. Diese hätten sich in einem Schreiben an die BILD-Zeitung verwundert gezeigt, wie deutsche Männer, offenbar bar jedes Ehrgefühls, eine solche Beschmutzung ihrer Frauen und Mütter zulassen könnten.[80] Vordergründig war seine Argumentation zunächst christlich geprägt, für ihn war der Sittenverfall Sünde und sein Auftrag zur Gegenwehr direkt von Gott empfangen. Auch in seinen frühen Schriften ab 1970 können Bilder und Vergleiche gefunden werden, die an seinen ab 1973 offen geäußerten Antisemitismus gemahnen: So sprach er ständig von einer kleinen, international gut vernetzten Elite, die die Menschen unterjoche, und sah er in der Freigabe der »Fanny Hill« einen »Kniefall vor dem goldenen Kalb«[81], ein Bild mit einer langen antisemitischen Tradition.[82] Der sich für Roeder im Urteil des Bundesgerichtshofs zeigende Kotau vor den Geschäftsinteressen der Pornoindustrie sei noch schlimmer als das richterliche Versagen im Nationalsozialismus. Klingt

78 Vgl. *Karl Bänker*, Das Völkische in Herrn Roeder, in: Bergsträßer Anzeiger, 10.7.1971. Die Höhe des Spendenaufkommens in diesen ersten Jahren ist unbekannt, jedoch geben spätere Berechnungen einen gewissen Eindruck vom Umfang der möglichen Summen: So berechnete die Bundesanwaltschaft 1977, Roeder habe monatlich 9.000 DM an Spenden zur Verfügung gehabt, vgl. *Claus Donath*, Rosen für den Angeklagten, in: Die ZEIT, 6.5.1977. Im Verfassungsschutzbericht des Bundes für 1980 wurde anhand von bei Hausdurchsuchungen gefundenen Spendenunterlagen für die Zeit von Sommer 1979 bis Sommer 1980 ein Spendenaufkommen von 84.000 DM berechnet, Der Bundesminister des Innern (Hrsg.), betrifft: Verfassungsschutz ’80, Bonn 1981, S. 23. Eine interne Aufstellung Roeders aus den 2000er-Jahren, die sich im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt befindet, weist meist Einzelspender mit monatlichen Beträgen zwischen 20 und 100 Euro aus, Hessisches Landesarchiv, Hessisches Staatsarchiv Darmstadt (HLA HStAD), H 18 Dieburg, Nr. 4726.

79 1982 wurde er als Rädelsführer der »Deutschen Aktionsgruppen«, bei deren Anschlägen unter anderem zwei Geflüchtete starben und drei verletzt wurden, zu einer 13-jährigen Freiheitsstrafe verurteilt.

80 Vgl. *Manfred Roeder*, Bürgerinitiative gegen Sexmesse. Rechtsanwalt Manfred Roeder ruft zum Widerstand auf, in: Deutsche Nachrichten 45, 6.11.1970, S. 5, und Deutsche Wochen-Zeitung 45, 6.11.1970, S. 16. Den Brief der »Gastarbeiter« gab es offenbar wirklich, in dem BILD-Bericht findet sich aber nichts zu dem von Roeder erwähnten fehlenden Ehrbegriff deutscher Männer, *Reinhold Stimpert*, Wer einsam ist, soll nicht in Kolle-Filme gehen. Über 100 Gastarbeiter schrieben an BILD einen Brief, der Herzensnot mildern soll, in: BILD, 15.9.1970, S. 2.

81 HLA HStAD, R 12 W, Nr. 153; *Manfred Roeder*, Ideologische Blätter 6, 1970, S. 1.

82 Vgl. *Hanno Loewy*, Der Tanz ums »goldene Kalb«. Einleitung, in: *ders.* (Hrsg.), Gerüchte über die Juden. Antisemitismus, Philosemitismus und aktuelle Verschwörungstheorien, Essen 2005, S. 9–26, hier: S. 10.

dies auch wie eine, obgleich geringfügige, Distanzierung vom NS-Unrecht, ist es vielmehr als ein mehrdeutiges rhetorisches Stilmittel zu fassen, dessen sich Roeder auch noch später in Publikationen, in denen er sich bereits offen zu Adolf Hitler bekannte, bediente. Der NS fungiert jeweils als vorgeblich negative Referenzgröße, um effekthascherisch das Ausmaß des angeprangerten, oftmals an ihm selbst begangenen Unrechts darzustellen. Deutlich wird bereits, welche Bedeutung für Roeder schon früh das Thema NS-Aufarbeitung einnahm, das er immer wieder in ein – wie auch immer konstruiertes – Verhältnis zu sexuellen Fragen setzte. Mit dieser Verbindung sexual- und erinnerungspolitischer Debatten, die für Dagmar Herzog grundlegend für die bundesrepublikanische Beschäftigung mit der »sexuellen Revolution« ist – im Sprechen über diese stecke »vor allem« ein Sprechen über den Nationalsozialismus und seine Aufarbeitung[83] –, nahm Roeder in der völkisch-radikalnationalistischen Rechten wie auch in der gesamten bundesdeutschen Rechten jedoch eine Sonderstellung ein.

Mit der Vorstellung, dass hinter der sexualpolitischen Liberalisierung ein größerer Plan stand, war Roeder indes in der völkisch-radikalnationalistischen Rechten nicht allein, denn auch andere bemühten das Bild der weitverzweigten Verschwörung. Den zentralen Stellenwert, der in diesem Bild eines gesteuerten Verfalls der Nation dem Sexuellen zukam, markierte Thies Christophersen 1989 mit den Worten: »Mit Pornographie fing es an…«[84] Nicht zufällig sahen somit weitere herausgehobene völkisch-radikalnationalistische Akteure in den 1970er-Jahren hier ein wichtiges Aktionsfeld – noch 1977 gründete Erwin Schönborn mit seinem »Kampfbund Deutscher Soldaten« eine »Bürgerinitiative für Todesstrafe und gegen Pornographie und Sittenverfall«.[85]

## V. Ein Plan dahinter? Christdemokratische, konservative, rechtsreligiöse und völkisch-radikalnationalistische Erklärungsversuche

Dass die Pornografie wie eine Welle über die bundesdeutsche Gesellschaft gekommen sei, war für die politische Rechte kein Zufall, sondern wurde als zentrale Etappe auf dem Weg in Richtung Krise und Verfall gedeutet. Waren sich die verschiedenen rechten Lager bei der Zustandsbeschreibung und den düsteren Zukunftsprognosen einig, unterschieden sie sich in zwei zentralen Fragen: Von wem wurde die »Pornowelle« geplant und befeuert? Und was ließ sich dagegen ausrichten? Bei der Frage, ob hinter alldem überhaupt ein breit angelegter Plan stand, gingen vorwiegend die Meinungen zwischen den rechten Fraktionen auseinander, auch wenn sich Schnittmengen zeigten, beispielsweise wenn auch christdemokratische Autorinnen und Autoren auf eindeutig zu lokalisierende Verursacher anspielten. Im Folgenden sollen vier von den untersuchten rechten Periodika ausgemachte

83 So Herzog im Vorwort zu ihrem 2021 in einer Neuauflage erschienenen Werk: *Dagmar Herzog*, Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, Gießen 2021 (zuerst 2005), S. III.

84 *Thies Christophersen*, Von der Umerziehung zur Umzüchtung, in: Bauernschaft 1, 1989, S. 8.

85 Vgl. *Yvonne Hötzel*, Debatten um die Todesstrafe in der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis 1990, Berlin/New York 2010, S. 280, Anm. 119.

Quellen der »Pornowelle«, ihre graduellen Differenzierungen nach den rechten Fraktionen und ihre innen- wie außenpolitischen Implikationen näher betrachtet werden. Diese vier angeblichen Quellen waren, in der Reihenfolge der Nennhäufigkeit in den untersuchten Periodika: a) Sozialdemokratie, b) Weltkommunismus, c) Kapitalismus/Materialismus, d) Diabolik. Mit den ersten drei vermeintlich ideologischen Quellen ging für bundesdeutsche Rechte die Politisierung der Windrose einher, da jeder Feind einer Himmelsrichtung entsprach: Für die einen kam der Sittenverfall aus Schweden, dem hohen Norden, für die anderen aus dem tiefen Osten, der Sowjetunion, und selbst in der transatlantischen Rechten wurde vielfach die Ursache in den Vereinigten Staaten, dem wilden, sittenlosen Westen, ausgemacht. Der Teufel hingegen als raumgreifendes Prinzip wurde nicht in einer Region verortet, sondern mit den ersten drei Feindmarkierungen verbunden.

### *Rechte Feindmarkierung I: Die »Pornowelle« als sozialdemokratisches Projekt*

In einer 1970 von den Spitzen der beiden bundesdeutschen Volkskirchen, Kardinal Julius Döpfner und Landesbischof Hermann Dietzfelbinger, gemeinsam herausgegebenen Schrift, die auch in Periodika abgedruckt wurde[86], hieß es in einer Stellungnahme prominenter evangelischer und katholischer Autoren:

> »Die an sich begrüßenswerte Forderung nach einem positiven Verhältnis zur Sexualität ist aber längst zu einem Instrument sehr viel weitergehender menschlicher und gesellschaftlicher Ziele geworden. Die Sexualbewegung hat z. T. sogar einen politischen Aspekt und sieht in der sexuellen Revolution die Vorbereitung und den Ausdruck einer gesellschaftsrevolutionären Entwicklung.«[87]

Die Abgrenzung der Autoren von dem Vorwurf der christlichen Sexualfeindschaft kann als zeittypisch gelten, doch was sich hinter dem genannten politischen Aspekt der »Sexualbewegung« verbarg, erscheint nur heute im populären Rückblick auf ›1968‹ klar: eine vermeintlich ganz und gar von Wilhelm Reich beeinflusste APO. Zeitgenössisch wurde die linksradikale Fraktion der Studierenden- und vor allem der Schüler:innenbewegung und ihr Verhältnis zur Sexualität zwar durchaus von christdemokratischen, konservativen, rechtsreligiösen und völkisch-radikalnationalistischen Periodika wahrgenommen, ebenso der pornoaffine Flügel der Linken mit seinem »auf der Pornowelle reitenden linken Zersetzungsblatt« »Konkret« von Klaus Rainer Röhl.[88] Überhaupt nehme der Sex »in den Köpfen unserer modischen Linken etwa die Position ein, die vor 110 Jahren das allgemeine, gleiche und gehei-

86 Vgl. unter anderem in Auszügen *O. V.*, Diktatur der Schamlosen, in: Neue Bildpost 2, 10.1.1971, S. 2.

87 »Das Gesetz des Staates und die sittliche Ordnung«. Zur öffentlichen Diskussion über die Reform des Eherechts und des Strafrechts, mit einem Vorwort herausgegeben von *Julius Kardinal Döpfner* und Landesbischof *D. Hermann Dietzfelbinger*, abgedr. in: *Schroeder*, Reform des Sexualstrafrechts, S. 182–195, hier: S. 189.

88 *Friedrich Wagner*, Der Mensch aus der Retorte, in: Konservativ heute 2, Mai/Juni 1970, S. 24–28, hier: S. 27.

me Wahlrecht hielt«, befand die »National-Zeitung«.[89] Das Verhältnis der Studierenden- zur Schüler:innenbewegung wurde dabei durchweg als manipulativ wahrgenommen: Das NPD-Blatt »Deutsche Nachrichten« sah in Bezug auf das SDS-nahe »Aktionszentrum Unabhängiger und Sozialistischer Schüler« (AUSS) im »Thema Sex« den einzigen »Schlüssel, mit dessen Hilfe die extreme Linke in die Schulen gelangen« konnte.[90] Und bereits 1967 hatte der ebenfalls völkisch-radikalnationalistische »Deutsche Studenten-Anzeiger« das Thema Antibabypille als »Speck« bezeichnet, »mit dem der SDS die Schülermäuse fangen will«.[91] Doch SDS und AUSS als Exponenten der Bewegung wurden keineswegs als Hauptfeinde ausgemacht, ja die Verbindung von Sexualität und Studierendenbewegung war nur einer der Nebenschauplätze im rechten Feindbild APO. Zudem war rechten Periodika aller Fraktionen die Kritik von maßgeblichen Teilen des SDS an der Kommodifizierung der Sexualität, symbolisiert insbesondere in der Pornografie, bekannt, Reimut Reiche und vor allem Herbert Marcuse waren ihnen ein Begriff; dass der Herausgeber der »Nation Europa«, Arthur Ehrhardt, bei der Aufzählung aktueller »Entartungserscheinungen« jedoch »Marcuseverblödung« neben »Sexmanie« setzte, zeigt, dass allein das linke Sprechen über Sexualität vielen Rechten ein Dorn im Auge war.[92]

Die Hauptrolle in der »Sexualbewegung« spielte jedoch in der Wahrnehmung der meisten rechten Periodika ab 1966 nicht die radikale Linke, sondern die Sozialdemokratie. Vorher hatten als Urheber und Personifikation des Sittenverfalls vorrangig die »dekadenten Geschäftemacher« der Illustrierten im Verbund mit einzelnen Kulturschaffenden wie Günter Grass gegolten, dessen Literatur als »Einheit von Obszönität und Antigermanismus« bezeichnet wurde.[93] Während Grass als prominenter Unterstützer der SPD bis Mitte der 1970er-Jahre für alle rechten Fraktionen die Personifikation eines »Verfassers übelster pornographischer Ferkeleien« blieb – ihn so nennen zu dürfen, hatte sich der Vorsitzende der Deutschland-Stiftung, Kurt Ziesel, 1969 vor dem Oberlandesgericht München erstritten[94] –, wurde ab 1966 und noch verstärkt ab 1969 die Bundesspitze der SPD hauptverantwortlich gemacht für den Sittenverfall durch Pornografie. Bevor auf die Ambivalenzen, unterschiedlichen Sinngehalte und überraschenden Volten dieses Arguments christdemokratischer, konservativer, rechtsreligiöser und völkisch-radikalnationalistischer Periodika eingegangen wird, muss auch hier das Verhältnis von inhaltlicher Dringlichkeit und strategischem Kalkül vermessen werden. Wurde doch von vielen Rechten in dem Thema eine hervorragende Möglichkeit gesehen, die SPD in der Großen Koalition ab 1966, aber vorrangig die sozial-liberale Koalition ab 1969 zu attackieren. Schließlich trugen mit den Vorstößen der Minister Gustav Heinemann und Käte Strobel im Kabinett Kiesinger sexualpolitische Reformen für die politische Rechte eine sozialdemokratische Handschrift. Vollends in den Mittelpunkt innenpolitischer Auseinandersetzungen rückte das Thema 1969/1970 mit dem Wahlerfolg

89 *M. Propper*, »Wer immer nur mit einer pennt…«. Erschreckender Anstieg der Geschlechtskrankheiten, in: National-Zeitung 7, 12.2.1971, S. 8.
90 *Karl Ludwig Bayer*, Marx und Sex für Schüler, in: Deutsche Nachrichten 52, 26.12.1969, S. 5.
91 »*petz./w.*«, Sexualkunde, in: Deutscher Studenten-Anzeiger 35, Sommersemester 1967, S. 2.
92 *Arthur Ehrhardt*, Sowjetjugend: Sowjetsorge, in: Nation Europa 19, 1970, Nr. 1, S. 61.
93 *Heinrich Härtle*, Plagiat durch Günter Grass?, in: Deutsche Nachrichten 19, 8.5.1970, S. 9.
94 »*lb*«, Urteil im Prozeß Grass gegen Ziesel, in: Süddeutsche Zeitung, 19.3.1969, S. 8.

Willy Brandts, auch wenn zeitgenössisch immer wieder auch auf die liberale Urheberschaft der Reformen verwiesen wurde. Die Rechte erblickte hierbei eine Möglichkeit, sich an einem innenpolitisch umkämpften Thema, das teilweise mehrheitsfähigen Protest auslöste, zu profilieren. Das rechte Feindbild Willy Brandt wurde dabei um sexuelle Momente angereichert. Die Partei und ihre Führungspersonen würden als Anteilseigner der »Auer-Druck Hamburg«, bei der unter anderem die »St. Pauli Nachrichten« erschienen, direkt von der Produktion von Pornografie profitieren. Die sozialdemokratische Beteiligung an der »Auer-Druck« galt in der rechten Presse lange Zeit als Ausweis linker Unverfrorenheit – und diente zugleich als Element einer Ursprungserzählung, die den Sittenverfall zum Teil eines in der Rechten unterschiedlich imaginierten großen Plans machte. Dass die rechte Argumentation gegen die Pornografie vermutlich ein (willkommener) Anlass war, die Sozialdemokratie zu treffen, könnte ein Spezifikum der bundesdeutschen »sexuellen Revolution« darstellen. Denn schließlich feierte die SPD ihre Wahlerfolge in einer Zeit, da in den USA und Großbritannien Konservative die Macht errangen und sich deren Hegemonie in Frankreich, Italien und den Niederlanden fortsetzte. Doch das ist bisher eine Vermutung, gerade in Großbritannien hatte der sexuelle Wandel einen konservativen Aufschrei zur Folge, obwohl dieser zum Teil unter den Tories geschah.[95]

Die enge Verbindung von Sozialdemokratie und konstatiertem Sittenverfall wurde durch eine viel zitierte Äußerung des Vatikan-Blattes »L'Osservatore Romano« markiert, das die Sexwelle mit dem »Vorrücken« der internationalen Sozialdemokratie verband.[96] Im Licht dieses Narrativs war es so auch naheliegend, dass unter den Nationen, deren sexuelle Verhältnisse für rechte Periodika aller Fraktionen als ausschlaggebend für den Sittenverfall in der Bundesrepublik angesehen wurden, fast immer das als sozialdemokratisches Modell geltende Schweden, das Pornografie ab 1971 legalisierte, war – die rechtsklerikale »Neue Bildpost« schrieb 1964 im Zuge der hitzigen Diskussion über den Film »Das Schweigen« von Ingmar Bergman: »Schaut nach Norden und Ihr schaut in einen Abgrund der Unmoral, der Treulosigkeit und des Ekels.«[97] Dagegen fand das seit Januar 1968 (links-)liberal-konservativ regierte Dänemark, aus dem ab 1967 die meisten pornografischen Materialien in die Bundesrepublik kamen, deutlich seltener Erwähnung. Zugleich gab es auch Wortmeldungen, die ganz Skandinavien als Sündenpfuhl bezeichneten. Als »dort der ›Sex‹ zum Staatsproblem Nr. 1 erhoben wurde, verschwanden diese Länder aus der politischen Diskussion unserer Welt«, befand der »Bayernkurier«.[98]

95 Diesen Hinweis verdanke ich einem anonym verfassten Gutachten im Rahmen eines Antragsverfahrens.

96 Diese Vatikanäußerung fand auch im Gegnerlager vielfach Erwähnung, vgl. *O. V.*, Thema eins, in: Der SPIEGEL, 2.8.1970, URL: <https://www.spiegel.de/politik/thema-eins-a-43af4654-0002-0001-0000-000044418212> [27.1.2023].

97 *W. D.*, Erlers Heimstatt: Das Land des ›Schweigen‹, in: Neue Bildpost 44, 1.11.1964, S. 1 und 2.

98 *Klaus Reiter*, Sex, die Sozis und der Vatikan, in: Bayernkurier 11, 14.3.1970, S. 3.

### *Rechte Feindmarkierung II: Die »Pornowelle« als Projekt des Weltkommunismus*

Die Verknüpfung von SPD/FDP-Koalition und »Pornowelle« sollte zugleich Auswirkungen auf die Auseinandersetzungen um die neue Ostpolitik zeigen. Auch die retrospektive Einschätzung eines prominenten Grenzgängers zwischen Konservatismus und völkisch-radikalnationalistischer Rechten, Caspar von Schrenck-Notzing, die Auflösung der Moral im Westen sei nicht zufällig mit dem Mauerbau 1961 zusammengefallen, verweist auf die Besonderheit der Aushandlungsprozesse der »sexuellen Revolution« in einem Grenzstaat zum feindlichen Block.[99] Ähnlich assoziativ waren auch weitere rechte Einlassungen zu dem möglichen Zusammenhang, wie die Parole der »National-Zeitung« 1970: »jedem Deutschen ein Schweden-Mädel. Darum SPD/FDP – Parteien, die keinen Verzicht kennen«.[100]

Diese argumentative Verschränkung von Pornografie und neuer Ostpolitik, die sich vorrangig bei der völkisch-radikalnationalistischen Rechten fand, war aber nicht willkürlich und lässt sich nicht auf strategisches Kalkül reduzieren. Vielmehr verband in der rechten Wahrnehmung diese beiden Themen Bedeutendes: Sie galten als herausgehobene Strategien des Sowjetkommunismus im Kampf um die Weltherrschaft. Für viele christdemokratische, konservative, rechtsreligiöse und völkisch-radikalnationalistische Autorinnen und Autoren stand der Kommunismus für die Auflösung ewiger Ordnungen und traditionaler Autoritäten, das Ende von Tugenden wie Pflichtbewusstsein, Aufopferung und Verzicht, kurz: für den Siegeszug der Laster aller Art. Das Lustprinzip allgemein, verkörpert insbesondere in der ohne jede gesellschaftliche Verantwortung erfolgenden Onanie, der zentralen *moral panic* der Zeit, dem Gruppensex oder der zumindest ohne Fortpflanzungsziel durchgeführten, von Pornografie angeregten Sexualität, war ein Grundpfeiler dieser Auflösungstendenzen. Der diskursive Lärm, der sich dann auf den Straßen, vor Kiosken, Kinos, Geschäften und bei Sexmessen aktivistisch manifestierte, muss somit im Rahmen der konservativen bis extrem rechten »Beschwörung latenter Legitimationskrisen« analysiert und als Ausdruck eines sich um 1969 wandelnden Antikommunismus gedeutet werden.[101]

Die christdemokratischen, konservativen, rechtsreligiösen und völkisch-radikalnationalistischen Kommunismusvorstellungen in den Pornografiedebatten ab 1969 unterschieden sich dabei vorrangig in der Frage, welche Macht der Sowjetunion und dem Weltkommunismus zugesprochen wurde. In völkisch-radikalnationalistischen Kreisen bestimmte dieser maßgeblich den Weltenlauf, die Pläne zur Welteroberung seien ausgefeilt, wovon die in dieser Zeit in den Periodika ›entlarvten‹ Strategiepapiere jedoch selten Zeugnis ablegten: So vermeldeten zahlreiche völkisch-radikalnationalistische Zeitungen und Zeitschriften 1970, die »Staatsanwaltschaft von Florida (USA)« habe »Moskaus ›goldene‹ Regeln für die Eroberung der

99 Vgl. »*Critilo*« *[C. von Schrenck-Notzing]*, Die Mauer des 13. August, in: Criticón 66, Juli/August 1981, S. 159.

100 *O. V.*, Fasching/Karneval-Supplement der National-Zeitung, Februar 1970, o. S.

101 *Martin G. Maier*, Eine Frage ›nationaler Selbstbehauptung‹? Konservativer Antikommunismus im Jahrzehnt nach 1968, in: *Sebastian Liebold/Frank Schale* (Hrsg.), Neugründung auf alten Werten? Konservative Intellektuelle und Politik in der Bundesrepublik, Baden-Baden 2017, S. 195–208, hier: S. 205.

Welt« bei einer Hausdurchsuchung eines »führenden Mitglied[s] der amerikanischen kommunistischen Partei« gefunden.[102] Diese »Regeln« betonten die strategische Bedeutung der Sexualität für die dunklen Pläne der Sowjetunion und unterteilten sich in zwei Grundregeln. Die erste lautete: »Verdirb die Jugend, entfremde sie der Religion. Wecke ihr Interesse für den Sex. Lasse sie oberflächlich werden.« Die zweite Regel, die die »Kontrolle aller Publikationsmittel« forderte, bestand wiederum aus sieben Unterpunkten, der erste lautete: »Entziehe dem Volk das Interesse an seiner Regierung durch Fesselung seiner Aufmerksamkeit mit Sport, sexuellen Büchern und Spielen sowie anderen Trivialitäten.« Die »National-Zeitung« nahm an, dass diese Regeln auch für Europa Geltung beanspruchten, das Blatt verwies als Beleg auf die »sog. ›Kinderläden‹«, in der die freie Entfaltung des »Lustprinzips« erlernt würde. Dass das »Deutschland-Magazin« das Dokument ebenfalls zustimmend abdruckte, zeigt erneut die fließenden Übergänge innerhalb der bundesdeutschen Rechten der Zeit. Das CSU-nahe Blatt sah ebenfalls ein Ausgreifen auf die Bundesrepublik, der US-amerikanische »KP-Funktionär« habe schließlich auch zugegeben, dass diese Regeln zur »Unterwerfung der freien Welt« bei jeder »kommunistischen Schulung« gelehrt würden.[103]

Nur vordergründig erscheint dabei als Widerspruch, dass zeitgleich in rechten Periodika, aber auch in Reden von Unionsabgeordneten im Bundestag, die Sowjetunion selbst als vorbildlich sittenstreng dargestellt wurde, es zeige sich gar ein Hang zum Puritanismus.[104] Die Erzählung wurde historisch ausgedeutet, eine nach der Oktoberrevolution eingeführte Sittenlosigkeit sei damals schnell ausgeartet, sodass Lenin – historisch ja nicht ganz falsch – eine moralische Kehrtwende vollzogen habe.[105] Auf der Grundlage des damals gewonnenen Wissens, dass ein Staat ohne Sittengesetz schnell verfalle, predigten nun laut diesem rechten Narrativ kommunistische Staaten ihren Bevölkerungen sexuelle Strenge. Zugleich unterstützten diese durch Flutung mit Pornografie das Vorantreiben sexueller Liberalisierungsbemühungen in den jeweiligen westlichen Staaten und damit deren Verfall: Die »Aufweichung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung durch Sex-Überfütterung fördert die kommunistische Welteroberung« qua Dekadenz und dadurch Wehruntüchtigkeit des Westens. Für die Bundesrepublik stützten sie sich, so das rechte Narrativ, auf ihre Verbündete – hier fand meist die Sozialdemokratie, seltener die APO Erwähnung. In diesem Narrativ drückte sich in der völkisch-radikalnationalistischen Rechten eine interessante Spielart des Antimaterialismus aus, der dem östlichen Kommunismus, obwohl man dessen Ziele ablehnte, immerhin zuerkannte, ein Ideal

102 Hier zit. nach: »*PrAD*«, Regeln für die Revolution. Moskaus ›goldene‹ Regeln für die Eroberung der Welt, in: National-Zeitung 49, 4.12.1970, S. 4. Vgl. auch *B. v. Ri.*, Bolschewistische Grundregeln zur Zersetzung freier Staaten, in: Der Schlesier 2, 8.1.1970, S. 2.

103 *O. V.*, Verdirb die Jugend, in: Deutschland-Magazin, Mai/Juni 1970, S. 22.

104 Vgl. unter anderem *P. W. Wenger*, Russische Prüderie, in: Rheinischer Merkur 35, 28.8.1970, S. 3; *O. V.*, Porno-Terror in Deutschland, in: National-Zeitung 2, 8.1.1971, S. 1; Rede Richard Jaeger (CSU) am 5.3.1971, Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll, 6. Wahlperiode, 105. Sitzung. Bei *Herzog*, Die Politisierung der Lust, S. 182, erscheint dieses zentrale Argument der Rechten als Übertreibung Einzelner.

105 Zwei völkisch-radikalnationalistische Schüler- und Studentenblätter druckten so auch Aussagen Lenins gegen die sexuelle Libertinage unter dem Titel »Lenin war dagegen« ab, vgl. Im Brennpunkt, 1971, Nr. 1, S. 38; Actio, 1968, Nr. 4/5, S. 35.

und wider die westliche Dekadenz ein »gesundes Volksempfinden«[106] zu besitzen. Im Westen untergrabe dieser dagegen im Verbund mit dem kapitalistisch-materialistischen Zeitgeist jedes höhere, göttliche und nationale Ziel und lasse lediglich Nihilismus, Egoismus, Individualismus zurück. Nicht zufällig sei daher auch die Anzahl der Suizide »in den sexbesessenen Ländern am höchsten«, fügte die »Nation Europa« hinzu.[107]

### *Rechte Feindmarkierung III: Die »Pornowelle« als Ausfluss des kapitalistisch-materialistischen Zeitgeistes*

Im März 1971 warnte der Vizepräsident des Bundestags und CSU-Abgeordnete Richard Jaeger in der Debatte zum Vierten Gesetz zur Reform des Strafrechts mit eindringlichen Worten vor der Freigabe der Pornografie, denn von »allen Sumpfblüten des Kapitalismus, die die Sozialdemokratie in früheren Jahren so beredt geschildert hat, ist der Kapitalismus der Männer, die an den Pornographieerzeugnissen auf Kosten der Moral des Volkes verdienen, doch wirklich die traurigste«.[108] Dieses Bild des »dekadenten, gerissenen Geschäftemachers«, Vertreter und Nutznießer eines kapitalistisch-materialistischen Geistes, war in der gesamten Rechten um 1969 ubiquitär.[109] Die Sexualität wurde dabei als Reich der Freiheit gesehen, »das sich bislang öffentlicher Normierung, Verplanung und Vermarktung entzog«.[110]

Allgemein ist die Klage über Konsum, Kommerz oder andere ökonomische Oberflächenphänomene konstitutives Element rechter Ideologie. Insbesondere ab 1969 fanden sich in den Pornografiedebatten zahlreiche Versatzstücke eines »radikalen Antikapitalismus«[111] von rechts. Dieser wandte sich gegen einen als oberflächlich wahrgenommenen Konsum des Geschlechtlichen. Die Sexualität in der Konsumgesellschaft sei, zusammengefasst vom völkisch-radikalnationalistischen »Deutschen Studenten-Anzeiger«: »technisch, klinisch, kühl, maschinell, Massenproduktion und Markt«.[112] Diese Melange aus Ressentiment und Theorieversatzstücken, die für die Zeit um 1969 angesichts der zentralen Bedeutung des Antikommunismus in der politischen Rechten besonders ins Auge springt, muss als Ausdruck eines genuinen Antikapitalismus von rechts analysiert werden. Der von allen rechten Fraktionen bediente Topos einer Kontamination des Sexuellen durch das schnöde bis unlautere Profitstreben fand durchaus breite Zustimmung. Eine solche Trennung von Gelderwerb und vermeintlich hiervon nicht affizierter Sphäre des Alltags kann dabei als

106 *Jochen Ernst*, Die Welle der Porno-Filme – Von der sexuellen zur politischen Anarchie, in: Deutsche Nachrichten 11, 14.3.1969, S. 6.

107 »*A. E.*« *[Arthur Ehrhardt]*, Die Familie, in: Nation Europa 18, 1969, Nr. 12, S. 3.

108 Rede Jaeger, Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll, 6. Wahlperiode, 105. Sitzung, 5.3.1971, S. 6131, URL: <https://dserver.bundestag.de/btp/06/06105.pdf> [27.1.2023]. Bereits um 1969 war es eine beliebte rhetorische Figur der bundesdeutschen Rechten, eine »alte« Linke, die sich noch um die Arbeiterschaft gekümmert habe, von der neuen, an Sexualität und anderen »weichen« Themen interessierten Modelinken abzuheben.

109 Vgl. zu diesem Argument ausführlich *Bischoff*, Wa(h)re Sexualität.

110 *Hans Ehlers*, Mohler räumt den Sex-Shop auf, in: Deutscher Studenten-Anzeiger 58, 1973, S. 5.

111 *Grebing*, Positionen des Konservatismus in der Bundesrepublik, S. 295.

112 *Ehlers*, Mohler räumt den Sex-Shop auf.

ideologisches Gemeingut in Gesellschaften mit kapitalistischer Produktionsweise gelten. Hier ist eine Tendenz feststellbar, die Sphäre von Arbeit und Gelderwerb als ›befleckt‹ zu imaginieren. Zugleich werden dieser vermeintliche Inseln der Reinheit entgegengestellt, deren Zentrum aus Tugend und der als ›göttlich‹ imaginierten Liebe bestehe. Hier sei man noch Mensch und es bedürfe eines energischen Kampfes, den Versuchungen zu widerstehen. Denn Konsum und andere Annehmlichkeiten des Lebens seien lediglich Schein. Oder, wie Herbert Marcuse diese Sichtweise 1934 beschrieb, »das irdische Glück der Menschen, das die von ihm gemeinte Gesellschaftsordnung nicht bringen kann«, müsse desavouiert werden »zugunsten ›ideeller‹ Werte (Ehre, Sittlichkeit, Pflicht, Heroismus usw.)«.[113]

Die Feindmarkierungen der Rechten, wer für den Plan hinter der »Pornowelle« verantwortlich zeichne – ob nun Sozialdemokratie, Weltkommunismus, Kapitalismus/Materialismus (aber auch, noch folgend, der Teufel) –, wurden nicht ausschließend gedacht. Wortmeldungen, die die eine Feindmarkierung ablehnten, oder innerrechte Debatten über unterschiedliche Gewichtungen der Feindschaften fanden sich nicht. Vielmehr wurden diese vielfach verknüpft, was an der Radio-Morgenandacht des Kölner Pfarrers Friedrich Robert Haarhaus von 1970 auf WDR 1 verdeutlicht werden soll. Das Redemanuskript wurde in der »Bauernschaft« von Thies Christophersen abgedruckt.[114] »Sex regiert die Welt!«, so begann Haarhaus die Morgenandacht und verwies auf den sexuellen Reiz in Reklame und Wahlwerbung. Wenn auch – die zeittypische Abgrenzung von der Prüderie fand sich ebenfalls – das »schamhafte Verschweigen des Sexuellen« den Menschen in der Geschichte nicht gut getan habe, entstehe jetzt eine neue, gefährliche Moral, die von zwei eigentlich widerstrebenden Fraktionen befördert werde: »Die eine will mit Hilfe des Sex den Konsum steigern und die bestehenden Verhältnisse erhalten. Die andere will die jetzige Gesellschaft auflösen. Die Zwecke widersprechen einander: Aber beide bedienen sich derselben Mittel. Sie propagieren sexuelle Freiheit.« Doch in dieser vermeintlichen Freiheit werde der Mensch zum Konsumgegenstand, »Tauschobjekt sexueller Beziehungen«, ein Prozess, der analog zum Ersetzen des Menschen im automatisierten Produktionsprozess verlaufe. Gegen diese hier beförderte »sexuelle Habgier« helfe nur die christliche Ehe. Die Vorstellung, dass für Linke sozialistische und sexuelle Revolution eins seien und diese sich mit dem Liberalismus und seiner kapitalistisch-materialistischen Logik verbinde, war in den untersuchten rechten Periodika ubiquitär. Das Binnenverhältnis dieser zwei Seiten, wer also die andere Seite manipuliere oder von der anderen ausgenutzt werde, wurde unterschiedlich bestimmt. Die Liberalen triumphieren sahen vorrangig rechte Zeitschriften, die entweder auf die Jugend ausgerichtet waren und/

113 *Herbert Marcuse*, Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung, in: Zeitschrift für Sozialforschung 3, 1934, S. 161–195, hier: S. 181.

114 *Friedrich Robert Haarhaus*, Sex zur Schau gestellt? (Im WDR 1 am 16.5.1970 als Radio-Morgenandacht vorgetragen), abgedr. in: Bauernschaft 9, August 1970, S. 5–6. Morgenandachten sind historische Quellen, die bis dato trotz ihrer zeitgenössischen Bedeutung weitgehend noch nicht von der Forschung entdeckt wurden, woran auch die Archivlage zu den von den Kirchen betriebenen Radioprogrammen ihren Anteil haben dürfte. So haben beispielsweise der NDR und der HR Morgenandachten nicht archiviert, während der WDR diese mitsamt Sendeprotokollen gesichert hat.

oder den ab 1968 entstehenden kleineren solidaristischen oder volkssozialistischen Gruppen nahestanden und damit einen inhaltlichen Strang stärkten, der in der Bundesrepublik Deutschland bereits seit 1956 mit der »Deutsch-Sozialen Union« Otto Strassers und in Nachfolge ab 1962 mit der an Strasser angelehnten Abspaltung, der »Unabhängigen Arbeiter-Partei«, vertreten war.[115] So schrieb das Jugendblatt »Im Brennpunkt«[116], hier würden von nur noch naiv zu nennenden Linken »die Schleusen für eine neue gigantische kapitalistisch genutzte Oversexkonjunktur« geöffnet. Sie seien exzellent als »Schrittmacher des Kapitals und neuer Marktbranchen« zu gebrauchen.[117] Doch meistens wurde die Federführung bei der Linken gesehen, gerissene Geschäftsleute würden lediglich die Gunst der Stunde nutzen, die größeren, gefährlicheren Ziele verfolgten die Linken in ihrem materialistischen Weltbild. Mit Materialismus war aber immer mehr gemeint, er stellte für viele rechte Autorinnen und Autoren eine Symbiose von Kapitalismus und Kommunismus, von Karl Marx, Charles Darwin und Sigmund Freud dar. Die USA als Bollwerk des kapitalistischen Lagers war dabei für viele Periodika aufgrund des dort herrschenden ›existentiellen Vakuums‹, »ein seines Sinnes entleertes frustriertes Dasein«[118], Ausgangspunkt der »Hypersexualisierung«. Als konkrete Stationen wurden der als kalt-seelenlos beschriebene Kinsey-Report[119], der Re-Import des freudschen »Pansexualismus« durch die »jüdischen Emigranten« und die vermeintliche Unmoral der (schwarzen) GIs genannt. Kein Zufall war so, dass die »Deutsche Wochen-Zeitung« bereits 1966 feststellte, die »übelste« Form der Pornografie komme von jenseits des Atlantiks.[120] Zugleich galt das Land als religiös-puritanisch und die innenpolitische Aufheizung der Pornografiedebatte spätestens durch Richard Nixon wurde in der bundesdeutschen Rechten aufmerksam registriert. Diese Ambivalenzen fasste »Christ und Welt« 1968 mit dem Narrativ der Veränderungen in der dortigen Sexualmoral, das »einst so prüde Amerika« diskutiere nun Perversionen »mit einem wissenschaftlichen Objektivismus, der mit dem puritanischen Erbe der protestantischen Mittelklasse völlig unvereinbar ist«, Kinsey sei Dank.[121]

---

115 Diese propagierte einen Sozialismus, der Chancengleichheit nur für Deutsche und die Beendigung der »in- und ausländische[n] Geldherrschaft« anstrebte und die Studierendenbewegung als potenzielle nationale Erweckungsbewegung und somit mögliche Bündnispartnerin begrüßte (zit. nach: *Fabian Virchow*, »Brecht den roten Uni-Terror!« – »1968« im Visier der extremen Rechten, in: ZRex – Zeitschrift für Rechtsextremismusforschung 1, 2021, S. 286–307, hier: S. 294).

116 Das Blatt wurde von Heinrich Meier herausgegeben, dem später langjährigen Geschäftsführer der Carl-Friedrich-von-Siemens-Stiftung, vgl. *Knut Cordsen*, Siemens-Stiftung: Marcel Lepper äußert sich erstmals zu Rauswurf, in: Bayrischer Rundfunk, 11.4.2023, URL: <https://www.br.de/nachrichten/kultur/siemens-stiftung-marcel-lepper-aeussert-sich-erstmals-zu-rauswurf,Tb7QT1o> [6.5.2023].

117 *O. V.*, Undergroundkultur ist Unterdrückung, in: Im Brennpunkt, 1971, Nr. 3, S. 23–24.

118 *Viktor Frankl*, zit. in: *Camilla Härlin*, Sexualität und Sinnentleerung, in: Rheinischer Merkur 13, Ostern 1970, S. 18–19, hier S. 18.

119 Zur Rezeption in der Bundesrepublik vgl. *Dagmar Herzog*, The Reception of the Kinsey Reports in Europe, in: Sexuality and Culture 10, 2006, H. 1, S. 39–48.

120 *O. V.*, Täglich tonnenweise Schmutz, in: Deutsche Wochen-Zeitung 25, 24.6.1966, S. 2.

121 *Robert E. Huldschiner*, »Wir mögen kranker sein als sie selbst«, in: Christ und Welt 32, 9.8.1968, S. 14.

### *Rechte Feindmarkierung IV: Die »Pornowelle« als Akt des Teufels*

Fand sich in rechten Periodika auch vielfach eine Abgrenzung vom puritanisch-sexualfeindlichen Erbe, war die Sprache der christdemokratischen, der konservativen und eines Teils der völkisch-radikalnationalistischen Gegner der »Pornowelle« und der diesbezüglichen rechtlichen Reformbemühungen gleichwohl gespickt mit christlichen Anrufungen. Sündiges wurde von Heiligem geschieden, Sodom und Gomorrha wie Babylon geortet und nicht nur im Detail, sondern in der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung steckte der Teufel. Zugleich fanden sich in christdemokratischen und konservativen Periodika auffällig viele Verweise auf literarische Quellen, wenn beispielsweise Johann Wolfgang von Goethe bemüht wurde, um zu zeigen, dass die »Pornowelle« beweise, dass die Deutschen »in der Kunst, den Teufel zu ignorieren, stets besonders eifrig« gewesen seien.[122] Auch war eine Zurückhaltung feststellbar, die symbolische Ebene zu verlassen und die Bibel und genuin christliche Argumente gegen die »Pornowelle« ins Feld zu führen. Lediglich die katholischen Blätter »Rheinischer Merkur«, »Die Römische Warte« und, mit Abstrichen, die »Neue Bildpost«, nicht jedoch die protestantische »Christ und Welt«, stachen hier heraus. Betont wurde hingegen meist die politische Dimension, die innenpolitisch und/oder durch die oben beschriebenen sozialdemokratischen, kommunistischen und kapitalistisch-materialistischen Einflüsse begründet wurde. Vielfach wurde auch auf naturgeschichtliche, -rechtliche und verhaltensbiologische Argumente verwiesen, Konrad Lorenz und seine Schüler waren hier oft bemühte Referenzpunkte. Brachten diese Periodika doch christliche Argumente vor, geschah dies meist im Stil unzeitgemäßer Betrachtungen, man müsse sich, so die rhetorische Figur, fast hierfür entschuldigen. Selbst auf katholische Bischöfe, die sich explizit gegen Pornografie wandten, werde herablassend reagiert, wusste der »Bayernkurier« zu berichten, man würde ihnen »mitleidig lächelnd, den Zölibat vor[werfen], den sowieso nur sexuell Verklemmte wählen und aushalten könnten«.[123] So sei es auch kein Zufall, dass in Fragen der Sexualität selbst die Katholische Kirche »erheblich ins Gleiten geraten« sei.[124]

Die antiklerikalen Fraktionen der völkisch-radikalnationalistischen Rechten dürften wiederum aus grundsätzlichen Erwägungen die politische Dimension betont haben. Offen die diabolische Dimension in der Pornografie mit hauptsächlich christlichen Argumenten zu bekämpfen, fiel somit der Bekenntnisbewegung »Kein anderes Evangelium«, der »Konferenz bekennender Gemeinschaften« oder kleineren Gruppen wie dem »Frankfurter Kreis«, der »Evangelischen Notgemeinschaft in Deutschland« und dem »Bund für Gotterkenntnis« zu. Auch Manfred Roeder hatte in seinen Anfängen, vor seiner neonazistischen Wende, einen solchen Sonderstatus inne. Er begründete seinen Kampf gegen die »Pornowelle«, die von einer »atheistischen Minderheit«[125] vorangetrieben werde, zuerst vor allem aus seinem Christen-

122 *Heinz Friedrich*, Pornographen und Paragraphen, in: Christ und Welt 39, 25.9.1970, S. 11.
123 *Wolfgang J. Müller*, Warum ein Staat für Säugetiere? Warum der Paragraph 184 nicht fallen darf, in: Bayernkurier 43, 24.10.1970, S. 12.
124 *Hepp*, Sie wollen keine Sitten-Richter sein.
125 *Manfred Roeder*, Eine Kampfansage gegen die Porno-Welle, in: Deutsche Nachrichten 37, 10.9.1971, S. 11.

tum. Seine tausendfach versendeten Rundbriefe enthielten zahlreiche christliche Grußformeln, Bezüge auf Jesus, Bibelverse und seine Unterstützerinnen und Unterstützer ließ er Bach-Choräle im Gericht singen. Sein Kampf gegen Pornografie sei »Gottes Auftrag«, erklärte er 1972[126], es gehe gegen den »Anti-Christ[en]«.[127] Ziel müsse sein, »die Pornokraten aus unseren Städten wie Jesus die Wechsler aus dem Tempel« zu werfen.[128] Viele würden sowieso zur Selbsthilfe greifen, um sich und ihre Kinder vor »dieser teuflischen Aggression eines Untermenschentums zu schützen«.[129] Roeders Engagement kann als religiöser Protest in einer sich gerade im Bereich der Sexualität zunehmend säkularisierenden, zumindest entkirchlichten gesellschaftlichen Situation gelten. Die Form, die Roeders Religiosität annahm, war dabei – sowohl in Form wie auch im Inhalt – stark von der protestantischen Erweckungsphilosophie der »Moralischen Aufrüstung« beeinflusst, deren »Four Absolutes« der Lebensinventur das Prinzip der »Absolute Purity« enthielten – Unreinheit zeige sich im »Mißbrauch des eigenen Körpers, in undisziplinierten Beziehungen zum anderen Geschlecht oder in Homosexualität und anderen Perversionen«.[130] Im Zuge eines Aufflebens evangelikaler Gruppen Anfang der 1970er-Jahre fanden solche Argumente größere Verbreitung, hegemonial wurden sie aber auch in der Rechten nicht, das raumgreifende Diabolische verlor als Erklärung für gesellschaftliche Prozesse deutlich an Bedeutung.

## Schluss

Die hier vorgestellten vier rechten Feindmarkierungen waren eng miteinander verwoben, denn hinter dem Weltkommunismus stand für viele in der Rechten die teuflische Macht, die auch für das materialistisch-kapitalistische Denken verantwortlich gemacht wurde. Und für den Herausgeber der »Nation Europa«, Arthur Ehrhardt, war es eine »Synthese vom Kapitalismus und Kommunismus«, die die weltweite »Konsumgesellschaft« ausmache.[131] Eine durch eine lange Gewaltgeschichte nahegelegte Verknüpfung der vier Feindmarkierungen Sozialdemokratie, Weltkommunismus, Kapitalismus/Materialismus und Diabolik fand noch kaum Erwähnung: das antisemitische Ressentiment. Dabei war und ist die sexuelle Kompo-

126 *Manfred Roeder*, 9. Brief der Deutschen Bürgerinitiative, April 1972, S. 4 (Bestand Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, WLB). 1973 sollte er sich von der evangelischen Kirche abwenden, Ende der 1970er-Jahre löste er sich ganz vom Christentum und propagierte einen germanisch ausgedeuteten neuheidnischen Polytheismus. Die MRA kritisierte er nun als »das ständige Erforschen der eigenen Seele, während um uns herum die Welt in Trümmer geht«, *ders.*, Fackelträger 8, Juli 1986, S. 30 (Bestand Zentrum für Antisemitismusforschung TU Berlin).

127 Roeder in einem Interview mit der Deutschen Wochen-Zeitung 42, 13.10.1972, S. 3 (Bestand Antifaschistisches Pressearchiv und Bildungszentrum Berlin).

128 *Manfred Roeder*, 8. Brief der Deutschen Bürgerinitiative, März 1972, S. 1–4, hier: S. 2 (Bestand WLB).

129 Parlamentsarchiv des Deutschen Bundestages (PA-DBT) 4000 Gesetzesdokumentation, VII/79, Bd. 5, lfd. Nr. 269, *Manfred Roeder*, Offener Brief an den Strafrechtssonderausschuss des Deutschen Bundestags, 21.8.1971, S. 3.

130 *Paul Campbell/Peter Howard*, Die Kunst, Menschen zu ändern, Bern 1955, S. 38.

131 *Ehrhardt*, Sowjetjugend: Sowjetsorge.

nente ein hervorstechendes Merkmal jedes Antisemitismus.[132] In den untersuchten rechten Periodika tauchte diese Verknüpfung der Feindmarkierungen jedoch nur selten auf. Die »dekadenten Geschäftsleute«, die die Pornografie unter die Massen brächten, wurden nicht explizit antisemitisch ausgedeutet, auch wenn Aussagen, dass die Verantwortung für die »Pornowelle« »eine relativ kleine, aber einflußreiche, höchst aktive Minderheit« trage, die »ständig böses Blut« mache, schwerlich als von diesem Ressentiment unbeeinflusst gedeutet werden können.[133] Selbst in völkisch-radikalnationalistischen Publikationen wurden Juden nur selten als Pornoproduzenten markiert, so etwa hieß es in »Nation Europa«, der »US-amerikanische Jude« sei »zwar manchmal durch obszöne Vergnügungen und den Vertrieb von Sex-Schund reich« geworden, seine Familie schirme er hingegen vor den Gefahren der Pornografie ab.[134] Insgesamt lässt sich um 1969 jedoch eine solche explizite Verknüpfung von Pornografie und Judentum in diesen Periodika nur verstreut feststellen, wobei der erwähnte, von der bundesdeutschen Presse zum »Anti-Porno-Anwalt« ausgerufene Manfred Roeder auch hier eine Sonderstellung einnahm.

In der Opposition gegen die »Pornowelle« und die sozial-liberalen Reformbemühungen des § 184 wurde von vielen christdemokratischen, konservativen, rechtsreligiösen und völkisch-radikalnationalistischen Periodika ab 1969 ein Hebel gesehen, eine angenommene gesamtgesellschaftliche Entwicklung zu Unzucht, zu Dekadenz, Degeneration und Verfall zumindest zu bremsen. Eindringlich waren die Mahnungen, es gehe um die Zukunft Deutschlands, wenn nicht der ganzen Menschheit. Zeitgenössische Befürworter:innen der sozial-liberalen Reformpläne verwiesen vielfach darauf, dass dem Absatz des Produkts Pornografie nichts so dienlich sei wie die ständige Diskussion darüber – ein Argument, das vor der Vorstellung der Reformpläne zum § 184 auch noch liberal-konservative Stimmen überzeugt hatte. So schrieb »Christ und Welt« 1969 über die Aufforderung des Amtsgerichts Frankfurt am Main an das Bundesverfassungsgericht, den Paragrafen zum Verbot »unzüchtiger Schriften« auf seine Verfassungsmäßigkeit zu prüfen:

> »Schöne Aussichten: Wenn alles erlaubt ist – was tritt dann an die Stelle der publikumswirksamen Verbote, der Zensur-Schnitte, Indizierungen und Revisions-Verfahren. Denn nichts fürchten die Sexkapitäne so sehr wie die Windstille, die lähmende Schönwetter-Periode, die Flaute des öffentlichen Interesses.«[135]

Doch festzustellen ist, dass in der Vermarktung des sexuellen »Fortschritts« als neu und progressiv die agonale Zuspitzung zumindest nicht ungelegen kam, vielleicht

132 Vgl. zu den Traditionslinien *Sebastian Bischoff/Anna-Carolin Augustin/Kristoff Kerl*, Pornografie, Sexualität und Antisemitismus. Extrem rechte Traditionslinien des Sexualantisemitismus in den USA, in: Zeitgeschichte Online, 8.11.2021, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/pornografie-sexualitaet-und-antisemitismus> [27.1.2023]. Derzeit entsteht ein vom Verfasser dieses Artikels mit Anna-Carolin Augustin und Kristoff Kerl herausgegebenes Sonderheft zu »Antisemitism and Sexuality Reconsidered« für das Journal of the History of Sexuality.

133 *Hermann Dobbelstein*, Porno und Hasch. Aus der Sprechstunde eines Arztes, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 1971, S. 86.

134 *Donald W. Page*, Die Juden in der amerikanischen Politik. Wird ein Buch Geschichte machen?, in: Nation Europa 17, 1968, Nr. 7, S. 38.

135 *M. R.*, Sex auf demokratisch. Paragraph 184 in Gefahr?, in: Christ und Welt 47, 21.11.1969, S. 15.

sogar zu dem durchschlagenden (Verkaufs-)Erfolg beitrug. Allgemein wäre zu fragen, ob nicht die »sexuelle Revolution« in Gänze des diskursiven Lärms bedurfte – um Ronald Ingleharts Theoretisierung des Wertewandels in westlichen Öffentlichkeiten als »Silent Revolution« auf den Kopf zu stellen. Die Möglichkeit, sich selbst dabei als modern und fortschrittlich zu präsentieren und von ›den Spießern‹ abzugrenzen, dürfte dem Thema zusätzlich Aufmerksamkeit gesichert und die Vermarktungschancen des sexuellen Reizes befördert haben. Dieser Gedanke könnte eine Schnittstelle darstellen zwischen sozial- und kulturgeschichtlichen Erklärungsmodellen für die Durchsetzungskraft der »sexuellen Revolution« in Westeuropa – und auch den aktuellen Erfolg und die Anschlussfähigkeit der rechten Narrative vom »Gender-Wahn« nach der von Volkmar Sigusch so bezeichneten neosexuellen Revolution verstehen helfen. Denn die Debatten, die die bundesdeutsche Rechte in den langen 1960er-Jahren über sexuelle Fragen führte, bedürfen der Analyse als Ursprungsmythen der heutigen Rechten, sind somit als konstitutiv für eine Problemgeschichte der Gegenwart anzusehen. Die große Bedeutung, die der Sexualität im aktuellen weltweiten rechten Aufbruch zukommt – die massenwirksamen Erzählungen »Gender-Wahn« und »Großer Austausch« können durchaus auch als Versuche der sexuellen Konterrevolution gelesen werden –, macht historische Forschungen notwendig. Während diese Dimension für die USA und Großbritannien bereits herausgestellt wurde – der Erfolg der politischen Rechten wird von Dagmar Herzog sogar als »das illegitime Kind der sexuellen Revolution« bezeichnet[136] –, fehlt eine solche problemgeschichtliche Sichtung für die Bundesrepublik. Die rechten Positionierungen in den damaligen Pornografiedebatten können somit als ein Puzzlestein zum Verständnis dieser Erscheinungen gelten.

136 *Dagmar Herzog*, Das illegitime Kind der sexuellen Revolution. Wie die religiöse Rechte in den USA mit Sex an die Macht gelangte, in: L'Homme 18, 2007, Nr. 2, S. 105–122. Zu Großbritannien *Anna Marie Smith*, New Right Discourse on Race and Sexuality. Britain, 1968–1990, Cambridge 1994, zu den USA *Strub*, Perversion for Profit.

MAIK TÄNDLER

# Schönhubers Fanpost

NS-Vergangenheit, populistische Wut und antisemitisches Ressentiment vor den Republikanern

Im Juni 1985 übernahm Franz Schönhuber den Bundesvorsitz der Republikaner.[1] Er brachte die bis dahin eher nationalkonservative Partei, die zwei Jahre zuvor als Abspaltung von der CSU von ihm mitgegründet worden war, auf einen radikaleren Kurs nach dem Vorbild des zeitgleich in Frankreich aufsteigenden »Front National« Jean-Marie Le Pens. Als »populistisch-rechtsradikale Protestpartei«, die in der Grauzone zum Rechtsextremismus auf die »Mobilisierung von Stimmungen, Affekten und Ressentiments« setzte, konnten sich die Republikaner in den späten 1980er-Jahren für einige Zeit als dominierende Kraft am rechten Rand des Parteienspektrums der Bundesrepublik etablieren.[2] 1986 gelang ihnen bei der Landtagswahl in ihrem Stammland Bayern mit 3 % ein erster Achtungserfolg, drei Jahre später sorgten dann ihr Einzug in das Westberliner Abgeordnetenhaus mit 7,5 % und ihr

1 Nach wie vor einschlägig zu den Republikanern in den 1980er-Jahren sind die politikwissenschaftlichen Untersuchungen, die zeitgenössisch in Reaktion auf den Aufstieg der Partei zum Ende des Jahrzehnts entstanden sind: *Hajo Funke*, »Republikaner«. Rassismus, Judenfeindschaft, nationaler Größenwahn. Zu den Potentialen der Rechtsextremen am Beispiel der »Republikaner«, 2., erw. Aufl., Berlin 1989; *Hans-Gerd Jaschke*, Die »Republikaner«. Profile einer Rechtsaußen-Partei, Bonn 1990; *Claus Leggewie*, Die Republikaner. Ein Phantom nimmt Gestalt an, Berlin 1990; *Richard Stöss*, Die »Republikaner«. Woher sie kommen, was sie wollen, wer sie wählt, was zu tun ist, Köln 1990; vgl. auch die journalistischen Darstellungen von *Michael Stiller*, Die Republikaner. Franz Schönhuber und seine rechtsradikale Partei, München 1989, und *Kurt Hirsch/Hans Sarkowicz*, Schönhuber. Der Politiker und seine Kreise. Mit einem Beitrag von Thomas Assheuer über die ›Ideologischen Brücken nach rechts‹, Frankfurt am Main 1989; zum Richtungsstreit in der Frühphase der Partei vgl. *Moritz Fischer*, Die »Parteienkrise« und die Identität des Konservativen. Die Gründung der Republikaner 1983–1985, in: *Thorsten Holzhauser/Felix Lieb* (Hrsg.), Parteien in der »Krise«. Wandel der Parteiendemokratie in den 1980er- und 1990er-Jahren, Berlin 2021, S. 70–83.

2 Die zitierte politische Charakterisierung nach *Norbert Lepszy*, Die Republikaner. Ideologie – Programm – Organisation, in: APuZ 49, 1989, H. 41–42, S. 3–9, hier: S. 8. Die Republikaner, die sich rhetorisch stets vom Rechtsextremismus distanzierten und zur demokratischen Ordnung der Bundesrepublik bekannten, wurden erst seit Dezember 1992 als rechtsextremistischer Verdachtsfall vom Bundesamt für Verfassungsschutz beobachtet. Ausschlaggebend dafür war vor allem ihre hetzerische Agitation gegen eine vermeintliche »planmäßige Überfremdung« durch »Ausländer« und »Asylanten«, aber auch die auf Verharmlosung der NS-Zeit zielende Propaganda gegen die »Umerziehung«; vgl. Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1993, Bonn 1994, S. 137–141. All das kennzeichnete die Partei allerdings schon in den Jahren zuvor. Sie lässt sich insofern auch einer extremen Rechten zuordnen, wobei dafür zu klären ist, welche der konkurrierenden Definitionen von Rechtsextremismus dabei zur Anwendung kommt; vgl. dazu mit Blick auf die längere Geschichte der Republikaner etwa *Richard Stöss*, Rechtsextremismus im Wandel, Berlin 2010 (zuerst 2005), S. 14 f. und S. 80 f., sowie allgemein *Fabian Virchow*, ›Rechtsextremismus‹: Begriffe – Forschungsfelder – Kontroversen, in: *ders./Martin Langebach/Alexander Häusler* (Hrsg.), Handbuch Rechtsextremismus, Wiesbaden 2016, S. 5–41.

ähnlich gutes Abschneiden bei der Europawahl mit 7,1 % für Aufsehen.[3] Die Partei war dabei ganz auf ihr medial und rhetorisch versiertes Zugpferd Schönhuber zugeschnitten, dessen Fähigkeit, sich als Volkstribun zu inszenieren, entscheidend zu ihrem Aufstieg beitrug.

Der vorliegende Beitrag befasst sich jedoch nicht mit Schönhuber als Politiker, sondern mit der Zeit unmittelbar vor Beginn seiner politischen Laufbahn. Er beruht auf der Durchsicht von 16 prall gefüllten Ordnern mit Zuschriften an Schönhuber in dessen Nachlass im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, die ganz überwiegend in den zwei Jahren vor der Gründung der Republikaner verfasst worden sind.[4] Auslöser der Briefeflut war der Skandal um die 1981 veröffentlichte Autobiografie »Ich war dabei«, in der Schönhuber, zu dieser Zeit prominenter Fernsehjournalist beim Bayerischen Rundfunk (BR), apologetisch seine Erlebnisse in der Waffen-SS ausbreitete, zu der er sich 1942 als 19-Jähriger freiwillig gemeldet hatte.[5] Die anhaltende Debatte um das Buch führte 1982 dazu, dass der BR seinen Arbeitsvertrag kündigte. Zugleich brachten ihm die öffentliche Kritik und die anschließende Entlassung ebenjene im Nachlass erhaltene Masse an schriftlichen Sympathiebekundungen ein, die, so die These, prägenden Einfluss auf Schönhubers späteren politischen Auftritt hatten.

Dem Anlass entsprechend thematisierten die meisten Briefe die NS-Vergangenheit – diejenige Schönhubers und der Schreibenden wie auch der Deutschen als Volk. Die Wahrnehmungen und Gefühle, die sich in ihnen artikulierten, waren jedoch weit über eine historische Diskussion hinaus auf ganz gegenwärtige Fragen bezogen: So manifestierte sich in den Zuschriften das Erregungspotenzial eines Teils der westdeutschen Bevölkerung, der sich selbst als tragende Mitte der Gesellschaft, zugleich aber öffentlich nicht repräsentiert und von den politisch und medial Herrschenden missachtet fühlte. Sie können damit als Quellen für eine zumindest partielle Rekonstruktion der emotionalen Dynamik auf der Nachfrageseite (rechts-)populistischer Politik unter den spezifischen Diskursbedingungen der späten Bonner Republik dienen.[6] Schönhuber, der in der Auseinandersetzung um sein Buch immer wieder stolz auf den großen Zuspruch in Form der Briefe hinwies,

3 Zu den gesellschaftlichen und politischen Reaktionen auf die Erfolge der Republikaner vgl. den Beitrag von Moritz Fischer in diesem Band.

4 Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA), NL Schönhuber 47–62.

5 Im Folgenden zitiert nach der 1983 bei Bastei Lübbe erschienenen Taschenbuchausgabe: *Franz Schönhuber*. Ich war dabei. Das meistdiskutierte Werk zur Zeitgeschichte, Bergisch Gladbach 1983. Die Originalausgabe erschien 1981, noch ohne Untertitel, in München im Langen Müller Verlag. Zu dessen Chef Herbert Fleissner, der seine Verlegerkarriere auf der Veröffentlichung ehemaliger NS-Autoren aufgebaut hatte, aber auch Stammverleger von Ephraim Kishon war und Bücher von Simon Wiesenthal und Willy Brandt veröffentlichte, vgl. *Hans Sarkowicz*, Rechte Geschäfte. Der unaufhaltsame Aufstieg des deutschen Verlegers Herbert Fleissner, Frankfurt am Main 1994, zu den insgesamt fünf bei Langen Müller veröffentlichten Büchern Schönhubers ebd., S. 40–48.

6 Allgemein mangelt es in der Populismusforschung trotz der gängigen Hervorhebung emotionaler Aspekte populistischer Mobilisierung an Mikrostudien, die konkrete Gefühle unter konkreten politischen und gesellschaftlichen Bedingungen analysieren; *Nicolas Demertzis*, The Political Sociology of Emotions. Essays on Trauma and Ressentiment, London/New York 2020, S. 152.

brachte deren wutbürgerliche Gestimmtheit dann als Chef der Republikaner auf der Angebotsseite in die Politik ein.

Im Folgenden sollen zunächst die Hintergründe, der Inhalt und die Auswirkungen der schönhuberschen Buchveröffentlichung skizziert werden (I.). Die weiteren Abschnitte widmen sich der Analyse der Briefe anhand einer Auswahl, an der sich exemplarisch zentrale Argumentations- und Gefühlsmuster ablesen lassen. Der Fokus liegt dabei erstens auf den biografisch geprägten Deutungen der NS-Zeit und der Konstruktion eines kollektiven Generationsschicksals als historisch Diffamierte (II.), zweitens auf dem Versuch der historisch-moralischen Rehabilitierung in Form der Selbstdeutung als demokratische Aufbaugeneration (III.), drittens auf den damit verwobenen Gegenwartsdeutungen als Ausdruck einer populistischen »Zornpolitik«[7] (IV.) und viertens auf der Artikulation antisemitischer Ressentiments im Zusammenhang geschichtsrevisionistischer Schuldabwehr (V.). Ausführliche Zitate dienen dabei auch dem Zweck, den die emotionale Stimmung sinnlich vermittelnden *sound* der Quellen nachvollziehbar zu machen.[8] Dass sich quellentheoretische Überlegungen zu den auf eigentümliche Weise zwischen Fanpost, Bürgerbrief und Ego-Dokument changierenden Zuschriften erst im Schlussteil finden, liegt daran, dass ihre Plausibilität auf der inhaltlichen Analyse beruht.

## I. »Ich war dabei« – Schönhubers Ehrenrettung der Waffen-SS

Als »Ich war dabei« 1981 erschien, war Franz Schönhuber beim bayerischen Fernsehpublikum als hemdsärmelig-jovialer Moderator der BR-Sendung »Jetzt red i« bekannt und beliebt.[9] Die bis heute produzierte »erste Bürgersendung« Deutschlands, so die Eigenwerbung, wurde damals monatlich in wechselnden Orten in einem Wirtshaus aufgezeichnet. Dort konnte die lokale Einwohnerschaft ihre konkreten Probleme und Sorgen vortragen, mit denen einige Tage später wiederum Politiker live im Fernsehstudio konfrontiert wurden.[10] In seiner Rolle als Kümmerer und Anwalt der ›kleinen Leute‹ konnte Schönhuber also bereits vor seinem Einstieg in die Politik populistisches Charisma erwerben. »Was uns so sehr an Ihrer Sendung

7 *Uffa Jensen*, Zornpolitik, Berlin 2017. Zorn lässt sich mit Jensen von Wut insofern unterscheiden, als er stärker moralisch aufgeladen und stets auf ein konkretes Objekt gerichtet ist (ebd., S. 113 f.). In gewisser Weise markiert Abschnitt IV den emotionalen Übergang von der Wut über bestimmte Zustände zum Zorn auf die dafür Verantwortlichen.

8 Dabei wird aus Gründen der Lesbarkeit auf die Kennzeichnung der häufigen und im Original wiedergegebenen Rechtschreib- und Grammatikfehler verzichtet. Die Anonymisierung der Absender erfolgt in der Regel durch Abkürzung des Nachnamens. Liegt der Vorname nur als Initiale vor, wird davon abweichend ebenfalls der Lesbarkeit wegen der Nachname genannt, der jedoch in keinem der betreffenden Fälle eine Identifizierung ermöglicht. Personen des öffentlichen Lebens werden mit vollständigem Namen zitiert.

9 Vgl. neben den mehr oder weniger ausführlichen biografischen Angaben zu Schönhuber in der unter Anm. 1 angegebenen Literatur den zeitlich weiterreichenden, der Selbstdarstellung Schönhubers allerdings stellenweise etwas unkritisch folgenden Überblick von *Uwe Backes*, Biographisches Porträt: Franz Schönhuber, in: Jahrbuch Extremismus & Demokratie 12, 2000, S. 268–282, hier: S. 270.

10 Vgl. die Pressemitteilung »›jetzt red i‹: Deutschlands erste Bürgersendung wird 50«, URL: <https://www.br.de/presse/inhalt/pressemitteilungen/50-jahre-jetzt-red-i-100.html> [14.1.2023].

gefällt«, so schrieb ihm etwa Johanna B. aus München im Januar 1982, »ist, daß Sie die Sprache des einfachen Mannes sprechen, sich um seine Belange kümmern und alles frei von Politik ist.«[11]

Der 1923 als Sohn eines Metzgers in der oberbayerischen Kleinstadt Trostberg geborene Schönhuber pflegte dieses Image auch dadurch, dass er gerne auf seine Herkunft aus einfachen Verhältnissen hinwies. Nach dem Krieg mehr oder weniger zufällig zum Journalismus gekommen, stand er 1979/80 vor dem Höhepunkt seiner Berufslaufbahn: Er hatte es beim BR, bei dem er seit 1972 angestellt war, zum stellvertretenden Chefredakteur und Leiter der Hauptabteilung »Bayern-Information« gebracht und galt nun als chancenreicher Anwärter auf den Chefredakteursposten. Seit Ende 1979 jedoch gingen beim Sender, beim Rundfunkrat und bei einigen Zeitungsredaktionen anonyme Briefe ein, die auf Schönhubers Vergangenheit in der Waffen-SS hinwiesen. Dessen Vermutung, es habe sich dabei um eine Intrige im senderinternen Postenkampf gehandelt, ist nicht ganz abwegig.[12] Schönhubers berufliche Stellung nahm an der Briefkampagne noch keinen Schaden. Er sah sich durch sie jedoch nicht nur veranlasst, sich in Form eines Rundbriefs an das BR-Kollegium zu verteidigen und die »Vergangenheitsbewältigung«, wie sie von Teilen der Medien betrieben werde, zur verfehlten deutschen Selbstkasteiung zu erklären[13]; er betrachtete sie auch als »Wink des Schicksals«, seine Autobiografie zu schreiben und damit seine privilegierte Position zu nutzen, um ebenso »für diejenigen der ehemaligen Kameraden zu sprechen, die dazu nicht in der Lage waren und sind«.[14]

Die Veröffentlichung von Schönhubers Buch fiel in die Zeit einer anschwellenden Debatte um die »nationale Identität« der Deutschen. Sie ging mit der »Rückkehr der Geschichte« einher, einer historischen Selbstvergewisserungssehnsucht, die seit den späten 1970er-Jahren vor dem Hintergrund multipler Krisenwahrnehmungen und eines versiegenden Fortschrittsoptimismus um sich griff.[15] Dieses neue Interesse an Geschichte als Identitätsressource war höchst ambivalent: Es brachte sowohl das vor allem von konservativer Seite forcierte Bestreben einer »Normalisierung« des nationalen Selbstverständnisses als auch neue Impulse zu einer kritischen Vergegenwärtigung der NS-Vergangenheit mit sich. Die darin angelegte Spannung

11 Johanna B. an Schönhuber, 31.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50.

12 *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 13. Als sich 1991 ein Antiquitätenhändler aus dem oberbayerischen Icking als Absender offenbarte und den seinerzeitigen BR-Fernsehdirektor Helmut Oeller der Anstiftung bezichtigte, stritt dieser jedoch ab; *Klaus Ott*, Anonymer Briefeschreiber ist enttarnt, in: Süddeutsche Zeitung, 18.1.1991.

13 Schönhuber an die Kolleginnen und Kollegen beim BR, 25.1.1980, BayHStA, NL Schönhuber 41.

14 *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 14.

15 *Ulrich Herbert*, Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, 2., durchges. Aufl., München 2017, S. 1010–1022; *Axel Schildt*, Die Renaissance der Nationalen Frage in den 1980er Jahren, in: APuZ 65, 2015, H. 46, S. 19–25; *Eckart Conze*, Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart, München 2009, S. 654–664; *Edgar Wolfrum*, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, München 2007 (zuerst 2006), S. 391–400; *Andreas Wirsching*, Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990, München 2006, S. 466–491; vgl. zeitgenössisch auch die kritische Analyse von *Arno Klönne*, Zurück zur Nation? Kontroversen zur deutschen Frage, Köln 1984, sowie die Beiträge zur Wiederkehr der »nationalen Frage« in *Jürgen Habermas* (Hrsg.), Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹, Bd. 2: Politik und Kultur, Frankfurt am Main 1979.

entlud sich Mitte der 1980er-Jahre in den bekannten vergangenheitspolitischen Auseinandersetzungen – hier seien als Schlagwörter nur Bitburg, Weizsäcker-Rede und Historikerstreit genannt.

Die verstärkte öffentliche Aufmerksamkeit für die NS-Zeit und vor allem ihre Verbrechen, deren empirische historische Aufarbeitung nach 1968 in der Bundesrepublik gerade nicht forciert wurde, sondern erlahmte[16], setzte um 1978/79 ein. Eine besondere Rolle spielte dabei die auch begriffsprägende amerikanische Fernsehserie »Holocaust« über die Verfolgung und Ermordung einer jüdischen Familie aus Berlin im Nationalsozialismus, die im Januar 1979 in den Dritten Programmen des westdeutschen Fernsehens ausgestrahlt wurde. Sie löste massenhaft Zuschauerreaktionen in Form von Anrufen und Zuschriften an die Fernsehsender aus, die überwiegend Erschütterung und den Wunsch nach geschichtlicher Aufklärung, zum Teil aber auch eine aggressive, mehr oder weniger offen antisemitische Abwehrhaltung zum Ausdruck brachten.[17]

Unter den Anrufern beim WDR, der zu »Holocaust« eine Telefonhotline freigeschaltet hatte, waren auch ehemalige Mitglieder der Waffen-SS, die familiären Nachfragen ausgesetzt waren und klargestellt haben wollten, dass sie weder zu den Einsatzgruppen noch zur Konzentrationslager-SS gehört hatten.[18] Schönhuber machte sich zum prominenten Sprachrohr dieser Männer, war sein Buch doch nicht nur ein persönlicher Erfahrungsbericht, sondern der Versuch einer historisch-moralischen Rehabilitierung der Waffen-SS als Ganzes.[19] Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass er sich darin rückblickend explizit sowohl vom »System«

16 Ulrich Herbert hat in diesem Zusammenhang bekanntlich von einer »zweiten Verdrängung« gesprochen, *Ulrich Herbert*, Vernichtungspolitik. Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des »Holocaust«, in: *ders.* (Hrsg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt am Main 1998, S. 9–66, hier: S. 19.

17 *Frank Bösch*, Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann, München 2019, S. 363–395, zu den Zuschauerreaktionen vor allem S. 382–386; in längerer film- und historiografiegeschichtlicher Perspektive: *ders.*, Film, NS-Vergangenheit und Geschichtswissenschaft. Von »Holocaust« zu »Der Untergang«, in: VfZ 55, 2007, S. 1–32; vgl. auch die zeitgenössische Dokumentation von *Peter Märthesheimer/Ivo Frenzel* (Hrsg.), Im Kreuzfeuer: Holocaust. Eine Nation ist betroffen, Frankfurt am Main 1979, sowie die medienwissenschaftliche Auswertung von rund 9.000 Zuschriften in *Friedrich Knilli/Siegfried Zielinski* (Hrsg.), Betrifft: »Holocaust«. Zuschauer schreiben an den WDR. Ein Projektbericht unter Mitarbeit von Erwin Gundelsheimer, Frank Ostermann und Heino Mass, Berlin 1983. Der quantitative Ansatz dieser mit fast 300 statistischen Tabellen angefüllten Untersuchung geht jedoch merklich auf Kosten einer tiefer gehenden qualitativen Analyse.

18 *Bösch*, Zeitenwende 1979, S. 384; ähnliche Hinweise auch bei *Julius H. Schoeps*, Angst vor der Vergangenheit? Notizen zu den Reaktionen auf ›HOLOCAUST‹, in: *Märthesheimer/Frenzel*, Im Kreuzfeuer: Holocaust, S. 225–230, hier: S. 228.

19 Vgl. für eine ausführliche kritische Inhaltsanalyse unter Einbezug des damaligen Forschungsstands zur Waffen-SS *Rolf Düsterberg*, Ich war dabei. Franz Schönhuber und die Waffen-SS, in: Krieg und Literatur 1, 1989, H. 2, S. 9–46. Zur Geschichte der Waffen-SS vgl. sonst hier nur *Jochen Böhler/Robert Gerwarth* (Hrsg.), The Waffen-SS. A European History, Oxford 2017; *Jan Erik Schulte/Peter Lieb/Bernd Wegner* (Hrsg.), Die Waffen-SS. Neue Forschungen, Paderborn 2014; *Bernd Wegner*, Hitlers Politische Soldaten: Die Waffen-SS 1933–1945. Leitbild, Struktur und Funktion einer nationalsozialistischen Elite, Paderborn 2010 (zuerst 1982); *Martin Cüppers*, Wegbereiter der Shoah. Die Waffen-SS, der Kommandostab Reichsführer-SS und die Judenvernichtung, Darmstadt 2005.

des Nationalsozialismus als auch von der »Organisation der Waffen-SS und ihrer ideologischen Zielsetzung« distanzierte.[20] Denn erstens schienen Schönhubers ehemalige Kameraden – alles »gläubige, tapfere und anständige Menschen« – in seiner Beschreibung überhaupt nichts mit der »Organisation« der Waffen-SS und dem »System« des Nationalsozialismus zu tun gehabt zu haben, und zweitens schimmerte doch immer wieder Schönhubers nachhaltige Faszination für bestimmte Aspekte der »ideologischen Zielsetzung« durch.

Wenngleich selbst niemals Mitglied in einem Veteranenverband wie der »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der Angehörigen der ehemaligen Waffen-SS« (HIAG), vertrat Schönhuber deren Darstellung der Waffen-SSler als »Soldaten wie andere auch«, die man nach 1945 fälschlich mit der allein für die NS-Verbrechen verantwortlichen Konzentrationslager-SS gleichgesetzt und zum Sündenbock gemacht habe.[21] Das einzige Kriegsverbrechen, das in »Ich war dabei« ausführlich thematisiert wird, ist bezeichnenderweise die Erschießung von französischen Angehörigen der Waffen-SS-Division »Charlemagne« nach ihrer Gefangennahme durch die französische Armee im Mai 1945. Dass die Waffen-SS selbst, wie in Oradour-sur-Glane, Kriegsverbrechen begangen hatte, räumte Schönhuber zwar ein, doch sei ihr »Ehrenschild« in dieser Hinsicht nicht stärker befleckt als der anderer Armeen einschließlich der Wehrmacht.[22]

Gegen letztere, vor allem ihr Offizierkorps, finden sich immer wieder Seitenhiebe in Schönhubers Buch. Das war auch Ausdruck der unter Waffen-SS-Veteranen verbreiteten Eifersucht auf die Legende von der »sauberen« Wehrmacht, die deren ehemalige Führung nach 1945 auch in dezidierter Abgrenzung zu Waffen-SS und HIAG etablieren konnte.[23] In Schönhubers Darstellung des »einfachen« Soldaten, dessen unpolitisches Pflichtbewusstsein auf tragische Weise von der NS-Elite missbraucht worden sei, lassen sich zudem Motive der populären Landserliteratur der 1950er-Jahre wiedererkennen.[24] Gleichzeitig perpetuierte Schönhuber, der selbst nur einmal 1943 auf Korsika kurz im Gefecht stand, zum einen das Selbstbild der Waffen-SS als einer besonders kampfesmutigen und opferbereiten »Elite« von »Prätorianern«, die zumindest in dieser Hinsicht doch nicht wie andere Soldaten

20 *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 337 f.; dort auch das folgende Zitat.

21 Vgl. *Jens Westemeier*, »Soldaten wie andere auch!« Der Einfluss von SS-Veteranen auf die öffentliche Wahrnehmung der Waffen-SS, in: *Erik Schulte/Michael Wildt* (Hrsg.), Die SS nach 1945. Entschuldungsnarrative, populäre Mythen, europäische Erinnerungsdiskurse, Göttingen 2018, S. 269–288; zur HIAG: *Karsten Wilke*, Die »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit« (HIAG) 1950–1990. Veteranen der Waffen-SS in der Bundesrepublik, Paderborn/Wien 2011.

22 *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 325–329 und 335. Schönhuber sprach in Bezug auf das Massaker von Oradour, bei dem 642 Bewohner des französischen Dorfes – darunter 245 Frauen und 207 Kinder – einer »Vergeltungsmaßnahme« der Waffen-SS zum Opfer fielen, euphemistisch vage von der »Ermordung von Geiseln«, die er auf die »fiebernde Erregung des Kriegers« angesichts der »Entführung eines beliebten Frontoffiziers« durch den Feind zurückführte.

23 *Bert-Oliver Manig*, Die Politik der Ehre. Die Rehabilitierung der Berufssoldaten in der frühen Bundesrepublik, Göttingen 2004; *Wolfram Wette*, Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden, Frankfurt am Main 2005 (zuerst 2002).

24 *Habbo Knoch*, Die lange Dauer der Propaganda. Populäre Kriegsdarstellung in der frühen Bundesrepublik, in: *Wolfgang Hardtwig/Erhard Schütz* (Hrsg.), Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2005, S. 205–223, hier: S. 220.

waren.[25] Zum anderen lobte er immer wieder die egalitären Züge der Waffen-SS: Im Unterschied zum dünkelhaften, hierarchieversessenen Regiment der alten gesellschaftlichen Eliten in der Wehrmacht habe in der Waffen-SS zwischen Mannschaft und Offizieren ein kameradschaftliches Verhältnis geherrscht, und beim Aufstieg in die Führungsränge habe dort nicht die soziale Herkunft, sondern allein die individuelle Leistung gezählt.[26]

In dieser Darstellung steckte auch die – von der auf die Verbrechen der Waffen-SS fokussierten zeitgenössischen Kritik weitgehend übersehene – geschichtspolitische Pointe des Schönhuber-Buches. Zur patriotischen, die Klassenschranken überwindenden Leistungsgemeinschaft stilisiert, erschien der Männerbund der Waffen-SS als Ort der eigentlichen Verwirklichung der ›Volksgemeinschaft‹ und zugleich als Opfer der »Nazi-Bonzen« und »korrupten braunen Heimatkrieger«, denn diese »desavouierten ja die Idee, für die wir bereit waren, unser Leben einzusetzen«.[27] Wie genau die Idee eines »wahren idealistischen Nationalsozialismus« ausgesehen hat, die mancher in der Waffen-SS nach dem gewonnenen Krieg in einer »Zweiten Revolution« gegen die NS-Nomenklatura durchzusetzen trachtete, ließ Schönhuber offen.[28] Doch ist offensichtlich, dass er den Topos vom ›Guten im Nationalsozialismus‹ variierte, das er mit dem nationalen und sozialen »Idealismus« einer vom NS-Regime verratenen Waffen-SS identifizierte. Einige Jahre später – Schönhuber hatte inzwischen als Chef der Republikaner einige Wahlerfolge einfahren können – erklärte er ganz offen: »Und ich habe nie vergessen, woher ich komme, und mich fasziniert nach wie vor der Begriff ›Volksgemeinschaft‹, das Zusammenstehen von Menschen aus verschiedenen Klassen.«[29]

Auf apologetischen Pfaden wandelte Schönhuber auch bei der Beschreibung der in der Waffen-SS dienenden französischen Freiwilligen, die er 1944 als Dolmetscher und Ausbilder bei der bereits erwähnten 33. Waffen-Grenadier-Division »Charlemagne« kennenlernte und besonders schätzte. Bei ihnen habe es sich um geistreiche »Rebellen gegen das in Frankreich starke Spießertum« gehandelt, antikommunistische Vorkämpfer eines »neuen Europas«, ehrenhafte »Faschisten mit menschlichem Antlitz«. Beeindruckt zeigte sich Schönhuber auch von den Schriften des Eurofaschisten Pierre Drieu la Rochelle, die ihm seine französischen Kameraden zu lesen gaben, und er legte Wert auf die Feststellung, dass deren europäischer Faschismus etwas ganz anderes als der Nationalsozialismus gewesen und durch diesen mehr oder weniger zu Unrecht diskreditiert worden sei. Vorsichtshalber betonte er aber, selbst »kein faschistisches Europa« zu wollen.[30]

25 *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 42 und 335.
26 Ebd., S. 39, 51 f. und 201.
27 Ebd., S. 110.
28 Ebd., S. 337.
29 Schönhuber im Gespräch mit Claus Leggewie, in: *Leggewie*, Die Republikaner, S. 119.
30 *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 117 f. und 147 f. Schönhuber erhielt dann auch ein freudiges Schreiben der in München ansässigen deutschen Delegation des neofaschistischen »Movimento Sociale Italiano« (MSI). Pressereferent Dell'Olio übermittelte »auch im Namen meiner Kameraden« – Schönhuber wurde ebenfalls als »Geschätzter Kamerad« angesprochen – »Glückwunsch, Dank und Anerkennung« anlässlich »Ihres großartigen Sieges über Meinungsterror, Berufsverbot und Fremdbestimmung«; A. Dell'Olio an Schönhuber, o. D. [Januar 1982], BayHStA, NL Schönhuber 50.

Mit seiner politischen Radikalisierung in den folgenden Jahren brachte Schönhuber seine Sympathien für den historischen Faschismus dann immer unverblümter zum Ausdruck.[31] Vor den 1980er-Jahren hingegen hatte er sich politisch noch nicht am rechten Rand positioniert. Bis in die 1970er-Jahre hinein galt er als eher SPD-nah, und seine Frau, die Anwältin Ingrid Schönhuber, wurde 1972 als Vertreterin des linken Parteiflügels für die Sozialdemokraten in den Münchner Stadtrat gewählt. Ende 1973 trat sie jedoch aus Protest gegen eine von ihr diagnostizierte Ideologisierung aus der Partei aus und legte ihr Mandat nieder.[32] Franz Schönhuber integrierte diesen Entschluss in seine eigene politische Konversionserzählung: Seine Frau sei an der »Kälte und Arroganz« verzweifelt, »mit der nicht wenige sozialdemokratische Studenten und Akademiker, die ihre marxistische Weisheit mit dem Löffel gefressen hatten, über den Genossen Arbeiter sprachen«.[33]

Freilich war es auch seiner Karriere beim Bayerischen Rundfunk nicht abträglich, dass er sich seit Mitte der 1970er-Jahre als »Liberal-Konservativer« mit Affinität zur CSU gerierte und Aufnahme in den »Franzens-Club« fand, eine private Runde einflussreicher Männer aus Politik und Wirtschaft um Brathendl-Mogul Friedrich Jahn (Gründer der »Wienerwald«-Kette) und den bayerischen Ministerpräsidenten und CSU-Vorsitzenden Franz Josef Strauß.[34] Letzterer zeigte dann allerdings keine Neigung, sich in der Kontroverse um »Ich war dabei« als Verteidiger Schönhubers zu exponieren oder beim BR zu dessen Gunsten zu intervenieren.[35] Dafür revanchierte sich der gekränkte Schönhuber später mit Enthüllungen über die straußsche Cliquen- und Vergnügungswirtschaft.[36]

Hinsichtlich der medialen Rezeption ist es nicht verwunderlich, dass sich Gerhard Freys rechtsradikale »Deutsche National-Zeitung« begeistert zeigte und »Ich war dabei« zum »Buch des Jahres« erklärte, da es »der Waffen-SS im besonderen und dem deutschen Soldaten im allgemeinen Gerechtigkeit angedeihen« lasse.[37] Frey bestellte zudem bei Schönhubers Verleger Herbert Fleissner insgesamt 3.700

31 *Backes*, Biographisches Porträt: Franz Schönhuber, S. 277.
32 *Ludwig Maaßen*, Vom Freund zum Feind der Linken, in: Die ZEIT, 7.12.1973.
33 *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 40.
34 *Jaschke*, Die »Republikaner«, S. 82; *Stöss*, Die »Republikaner«, S. 27.
35 Im Januar 1982 bedankte sich Strauß noch herzlich bei Schönhuber dafür, ihm das »sturmumwitterte Buch« zugesandt zu haben (Strauß an Schönhuber, 16.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50). Als ihn einige Monate später jedoch der bayerische Landtagsabgeordnete Josef Grünbeck von der FDP aufforderte, sich beim BR für die Wiedereinstellung Schönhubers einzusetzen, lehnte Strauß mit Verweis auf die personelle Autonomie des Senders ab (Grünbeck an Strauß, 1.6.1982; Strauß an Grünbeck, 12.7.1982; Kopien in BayHStA, NL Schönhuber 55). Im Dezember schließlich beschwerte sich Strauß über den von Schönhuber öffentlich erhobenen Vorwurf, er sei entlassen worden, um einem CSU-Kandidaten Platz zu machen. Die Entlassung sei allein auf sein eigenes Verhalten zurückzuführen; im Übrigen habe Schönhuber, wie Strauß an dessen Frau Ingrid schrieb, »zu heftig« auf die Kritik an seinem Buch reagiert, und es sei »ungut, wenn er dauernd mit dunklen Andeutungen und Drohungen im Zusammenhang mit seinem neuen Buch arbeitet« (Strauß an Ingrid Schönhuber, 27.12.1982, BayHStA, NL Schönhuber 57).
36 Vgl. die ausführliche Darstellung der Aktivitäten des Franzens-Clubs in *Franz Schönhuber*, Freunde in der Not, München/Wien 1983, S. 264–294.
37 Zit. nach: *Jaschke*, Die »Republikaner«, S. 83.

Exemplare zum Verkauf über den Buchdienst seiner Zeitung.[38] Auch der Buchdienst der NPD-nahen »Deutschen Wochenzeitung« bot Schönhubers Werk an. Deren Rezensent musste zwar mit Bedauern feststellen, dass sich Schönhuber an einer Stelle seines Buches von der NPD als »Neo-Nazis« distanzierte, alles Übrige las er jedoch mit »Beglückung«.[39] Weitere Organe des rechtsextremen Spektrums, die Gefallen an »Ich war dabei« fanden, waren die »Deutschen Monatshefte« und »Nation Europa«.[40] Aber auch einige regionale Zeitungen, die konservative »Die Welt« und die Illustrierte »Bunte« veröffentlichten wohlwollende Besprechungen, die vor allem auf die Ehrlichkeit von Schönhubers Erinnerungen abhoben.[41]

Die liberalen Leitmedien »Die ZEIT«, »Süddeutsche Zeitung« und »Der SPIEGEL« fanden hingegen keine freundlichen Worte für Schönhubers verklärenden Blick auf die Waffen-SS.[42] Im BR wurde die Kritik am Kollegen ebenfalls lauter und Ende April 1982 erfolgte Schönhubers fristlose Kündigung wegen senderschädigenden Verhaltens; eine erfolgreiche Klage vor dem Arbeitsgericht bescherte ihm freilich eine hohe Abfindung und lebenslange Ruhestandsbezüge.[43] Hinzu kamen die Einnahmen aus dem Buchverkauf, der wohl gerade auch durch die negativen medialen Reaktionen und Schönhubers Entlassung befeuert wurde. Innerhalb eines Jahres erschien die neunte Auflage, vier weitere folgten bis 1992, daneben Taschenbuchausgaben bei Bastei Lübbe und Ullstein.[44] Insgesamt sollen über 200.000 Exemplare von »Ich war dabei« abgesetzt worden sein.[45]

Während sich die CSU-Führung in der Auseinandersetzung um das Buch bedeckt hielt, um Schönhuber am Ende geräuschlos fallenzulassen, kam auf unterer Ebene aus der Partei auch Zuspruch.[46] Der Wehrpolitische Arbeitskreis der CSU Augs-

38 Gerhard Frey an Franz Schönhuber, 4.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 42.

39 *H. J. R.*, »Ich war dabei«, in: Deutsche Wochenzeitung, 16.10.1981. Die inkriminierte Stelle findet sich in *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 323.

40 *G. G.*, Mut zur zeitgeschichtlichen Wahrheit. Franz Schönhubers Bekenntnis »Ich war dabei«, in: Deutsche Monatshefte, Februar 1982, S. 46–48; *Gerd Knabe*, Der »Fall Schönhuber«: Die Geister scheiden sich…, in: Nation Europa, Februar 1982, S. 32 f.

41 *Paul Pucher*, Der Wut freien Lauf gelassen, in: Münchner Merkur, 21.10.1981; Das Recht auf Irrtum, in: Die Welt, 27.11.1981 (gezeichnet: »sta«); Spritzig, in: Bunte [der in BayHStA, NL Schönhuber 45 erhaltene Ausschnitt ist nicht datiert; es handelt sich vermutlich um die Ausgabe vom 26.11.1981].

42 *Haug von Kuenheim*, Steppenwolf aus Traunstein, in: Die ZEIT, 6.11.1981; *Peter Diehl-Thiele*, Naßforscher Rückblick auf die NS-Zeit, in: Süddeutsche Zeitung, 14./15.11.1981; Good boy Francis, in: Der SPIEGEL, 15.11.1981.

43 *Leggewie*, Die Republikaner, S. 112 f., spricht von einer Abfindung in Höhe von 290.000 DM und Pensionszahlungen in Höhe von monatlich 7.000 DM.

44 Schönhubers Verleger Herbert Fleissner war 1985 mit dem Zusammenschluss seiner Verlagsgruppe mit der zum Axel-Springer-Konzern gehörenden Verlagsgruppe Ullstein/Propyläen zu dessen Geschäftsführer aufgestiegen und hatte in dieser Funktion »Ich war dabei« 1988 in das Ullstein-Programm aufgenommen. Nach Protesten aus der Verlagsbelegschaft bei der Springer-Führung wurde es ein Jahr später wieder zurückgezogen. Es erschien dann im Herbig Verlag, der zu Fleissners Verlagsgruppe und damit ebenfalls zu Springer gehörte; *Sarkowicz*, Rechte Geschäfte, S. 58 f.

45 *Backes*, Biographisches Porträt: Franz Schönhuber, S. 279.

46 Der Ortsverband Karlsfeld brachte nach Schönhubers Entlassung seinen Unmut darüber zum Ausdruck, dass sich die Parteiführung nicht für ihn eingesetzt habe. Man habe deshalb bereits einen Parteiaustritt zu verzeichnen; Karl Blaschke, Vorsitzender CSU-Ortsverband Karlsfeld, an

burg etwa, der sich zur »militärischen Traditionspflege« bekannte, begrüßte Schönhubers »mutiges Buch« und bestellte acht – nach Möglichkeit signierte – Exemplare.[47] Die Wehrpolitischen Arbeitskreise der CSU mit ihren rund 7.000 Mitgliedern sollten dann auch ein wichtiges Rekrutierungsfeld für die Republikaner in ihrer Gründungsphase werden.[48] Daneben war es interessanterweise die Junge Union (JU), die aus dem organisatorischen Umfeld der CSU bezüglich Schönhuber die geringsten Berührungsängste zeigte und ihn – den Ärger der Parteiführung offenbar rebellisch einkalkulierend – häufiger zu Vorträgen einlud.[49]

Im Mai 1982 sagte der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) Regensburg eine Veranstaltung mit Schönhuber ab, da er angesichts der bevorstehenden universitären Gremienwahlen befürchtete, von der linken Konkurrenz als »neo-faschistische Gruppe« verunglimpft zu werden – die Ortsgruppe der Jungen Union werde den frei gewordenen Termin aber »gerne übernehmen«.[50] Im Januar 1983 veranstaltete auch der Kreisverband Regensburg-Land der Jungen Union einen Gesprächsabend mit Schönhuber. Das bezeugt nicht notwendig eine affirmative Haltung, aber es ist doch bemerkenswert, dass es sich hierbei um den Auftakt einer Veranstaltungsreihe handelte, mit der die Regensburger Jungunionisten dem lückenhaften Wissen junger Menschen über die NS-Diktatur entgegenwirken wollten.[51] Dass sich ein Teil der Jugend derart verständnisvoll zeigte, mag Schönhuber in seinem Ziel bestärkt haben, »den weiten Generationsbogen zwischen Opas und Enkeln im Zeichen deutscher Normalität gegen die ›verrückten‹ 68er zu spannen«.[52]

---

Generalsekretär Dr. Edmund Stoiber, CSU-Landesleitung, 14.5.1982, BayHStA, NL Schönhuber 54.

47 CSU-Bezirksverband Augsburg, Wehrpolitischer Arbeitskreis, an Schönhuber, 3.12.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48. Die Zusendung der Bücher wurde an die Prinz-Karl-Kaserne in Augsburg gewünscht, zu Händen des unterzeichnenden stellvertretenden Vorsitzenden des Arbeitskreises, Oberstabsfeldwebel Wolfgang Steier. Die Buchbestellungen seitens der Mitglieder der bayerischen HIAG gingen allerdings in die Hunderte; Wilhelm Rentsch, Landessprecher HIAG Landesverband Bayern, an Schönhuber, 12.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50. Ob Schönhuber der Bitte von Rentsch um eine Signierstunde für seine Kameraden nachgekommen ist, ließ sich nicht überprüfen.

48 *Stöss*, Die »Republikaner«, S. 20. Die CSU-Bundestagsabgeordneten Franz Handlos und Ekkehard Voigt, die später mit Schönhuber die Führungstroika der frühen Republikaner bildeten, waren zuvor nacheinander langjährige Landesvorsitzende des Wehrpolitischen Arbeitskreises. Beide waren Jahrgang 1939, also zu jung, um wie Schönhuber noch zur Erlebnisgeneration der Kriegsteilnehmer zugehören.

49 *Schönhuber*, Freunde in der Not, S. 261–263. Schönhuber weist hier vergnügt darauf hin, dass sich die wenigsten örtlichen JU-Vorsitzenden von ihrem bayerischen Landeschef Alfred Sauter, der in Übereinstimmung mit der CSU-Spitze ein Ende der Schönhuber-Auftritte forderte, hätten beeindrucken lassen.

50 Jesko Baller, Vorsitzender RCDS Regensburg, an Schönhuber, 11.5.1982, BayHStA, NL Schönhuber 54.

51 Junge Union Bayern, Kreisverband Regensburg-Land, an Mittelbayerische Zeitung, 4.1.1983 (Kopie), BayHStA, NL Schönhuber 58.

52 So *Leggewie*, Die Republikaner, S. 18, mit Bezug auf das Phänomen, dass rechtsextreme Parteien in den späten 1980er-Jahren einen relativ großen, zuvor in der Bundesrepublik so nicht beobachtbaren Zuspruch von jungen Menschen erlebten, insbesondere von männlichen Erstwählern.

Solidaritätsgesten dieser Art änderten allerdings nichts an der Kränkung Schönhubers darüber, nach seinem Aufstieg in die mediale und politische High Society von dieser – wie er es empfand – wegen nichts anderem als seiner Aufrichtigkeit wieder verstoßen worden zu sein. Seine populistische Anti-Establishment-Attitüde war insofern nicht bloß inszeniert, sondern auch Ausdruck eines ganz persönlichen Grolls. Sein Buch brachte ihm dafür die Aufmerksamkeit und den Zuspruch eines Zirkels von rechten Intellektuellen ein, die der neu auflebenden »Vergangenheitsbewältigung« ebenfalls den Kampf angesagt hatten, da sie in ihr ein Instrument der vaterlandsfeindlichen »Umerziehung« und moralischen Erpressung der Deutschen sahen. An erster Stelle zu nennen sind hier der aus der Schweiz stammende Publizist und Geschäftsführer der Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München Armin Mohler, zugleich Erbwahrer der »Konservativen Revolution« und Vordenker der »Neuen Rechten«[53], der Erlanger Historiker Hellmut Diwald, der seit den späten 1970er-Jahren an der historiografischen Marginalisierung des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen arbeitete[54], und der in Bochum lehrende Politikwissenschaftler Bernard Willms, der sich seit Anfang der 1980er-Jahre einen Namen als Propagandist eines »neuen Nationalismus« zur Restaurierung deutscher »Identität« machte.[55] Auch Alain de Benoist, intellektueller Kopf der französischen *Nouvelle Droite*, lobte Schönhubers »bemerkenswertes Werk« und den Mut, es veröffentlicht zu haben.[56]

Schönhuber, Mohler, Diwald und Willms gründeten 1983 mit den ebenso rechtsstehenden Professoren Hans-Joachim Arndt, Robert Hepp und Wolfgang Seiffert

53 *Axel Schildt*, Armin Mohler und die konservativen Revolutionäre, in: *Jörg Später/Thomas Zimmer* (Hrsg.), Lebensläufe im 20. Jahrhundert, Göttingen 2019, S. 187–204; *Volker Weiß*, Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes, Stuttgart 2017, S. 39–63; *Florian Finkbeiner*, Armin Mohler und die Frühgeschichte der »Neuen Rechten« in der Bundesrepublik Deutschland. Zum Wandel von Konservatismus, Nationalismus und Rechtsextremismus, in: Jahrbuch für Extremismus- und Terrorismusforschung, 2015/16, Bd. 1, S. 209–233. Apologetisch, in Detailfragen gleichwohl informativ ist die Biografie Mohlers aus der Feder seines Adepten *Karlheinz Weißmann*, Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011.

54 *Hellmut Diwald*, Geschichte der Deutschen, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1978. Karlheinz Weißmann, selbst neurechter Historiker, hat Diwald das Verdienst zugeschrieben, mit dieser Veröffentlichung das »Signal für ein lawinenartiges Anwachsen der konservativen Literatur zur deutschen Frage und zur deutschen Identität« gegeben zu haben; *Karlheinz Weißmann*, Neo-Konservatismus in der Bundesrepublik? Eine Bestandsaufnahme, in: Criticón 96, Juli/August 1986, S. 176–179, hier: S. 177.

55 *Panagiotis Koulaxidis*, Reaktionäre Erbschaften und restaurative Sehnsüchte. Bernard Willms' letztes Aufgebot zur Renationalisierung Deutschlands, in: *Vojin Saša Vukadinović* (Hrsg.), Randgänge der Neuen Rechten. Philosophie, Minderheiten, Transnationalität, Bielefeld 2022, S. 75–98; *Mark Schweda*, Joachim Ritter und die Ritter-Schule zur Einführung, Hamburg 2015, S. 92–102.

56 Benoist an Schönhuber, 23.9.1982, BayHStA, NL Schönhuber 56 (»Je trouve que c'est un ouvrage remarquable, et j'admire surtout le courage que vous avez eu pour l'écrire et le publier«). Der Kontakt zu Benoist wurde vermutlich durch dessen langjährigen Freund Mohler vermittelt. Wie eng er in der Folgezeit war, lässt sich dem Briefwechsel allerdings nicht entnehmen.

den »Deutschlandrat«.[57] Als eine Art intellektuelle Interventionsgemeinschaft wollte der Deutschlandrat die virulente Debatte um die deutsche »Identität«, aber auch die von der neuen Friedensbewegung wieder auf die öffentliche Agenda gesetzte, antiamerikanisch gefärbte Frage nach der nationalen Souveränität als Ansatz für gesellschaftliche Breitenwirkung nutzen.[58] Im Dezember desselben Jahres unterzeichneten seine Mitglieder ihre erste und auch letzte »Erklärung«. Darin hieß es, dass Deutschland »Teilung und Fremdbestimmung« überwinden und wieder eine »normale Nation« werden müsse, wozu auch »die Entkriminalisierung unserer Geschichte als Voraussetzung für ein selbstverständliches Nationalbewußtsein« gehöre.[59] Die Resonanz blieb jedoch verhalten: Hatte man sich Breitenwirkung etwa durch eine Veröffentlichung in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« gewünscht, so musste man sich damit begnügen, dass die Erklärung in der von Mohlers Freund Caspar von Schrenck-Notzing herausgegebenen rechtskonservativen Zeitschrift »Criticón« und in rechtsradikalen Organen wie der »Nation Europa« abgedruckt wurde.[60] Der Deutschlandrat löste sich kurze Zeit später wieder auf, doch immerhin gingen einige Formulierungen aus seiner Erklärung in das »Siegburger Manifest« ein, das im Juni 1985 nach der Wahl Schönhubers zum Parteivorsitzenden verabschiedete Programm der Republikaner.[61]

Im Kreis der rechten Intellektuellen blieb Schönhuber allerdings ohnehin ein Exot. Letztlich erhob er auch nicht den Anspruch, Politik für Promovierte zu machen, sondern für jene, um die es im Folgenden gehen wird: die der eigenen Wahrnehmung nach ›kleinen Leute‹, die Schönhuber während der Auseinandersetzungen um sein Buch schrieben, um ihre Zustimmung zum Ausdruck zu bringen und ihn der Unterstützung zu versichern. Trug der Deutschlandrat in intellektueller Hinsicht zu Schönhubers politischer Radikalisierung bei, so die Briefe auf einer identifikatorischen emotionalen Ebene.

57 *Moritz Fischer*, Die Neue Rechte im letzten Jahrzehnt der Bonner Republik. Armin Mohler, Franz Schönhuber, Hellmut Diwald und die Gründung des »Deutschlandrats« 1983, in: VfZ 71, 2023, S. 111–153.

58 Zur Rolle der Friedensbewegung als »Transmissionsriemen« für die Aktualisierung nationaler Souveränitätsfragen in der politischen Öffentlichkeit der Bundesrepublik in den frühen 1980er-Jahren vgl. *Dan Diner*, Die »nationale Frage« in der Friedensbewegung. Ursprünge und Tendenzen, in: *Reiner Steinweg* (Hrsg.), Die neue Friedensbewegung. Analysen aus der Friedensforschung, Frankfurt am Main 1982, S. 86–112, sowie zu den Hoffnungen der nationalistischen Rechten auf die »nationale Schubkraft« der Friedensbewegung *Klönne*, Zurück zur Nation?, S. 110–112.

59 Erklärung des Deutschlandrats vom Dezember 1983, Deutsches Literaturarchiv Marbach (DLA), A:Mohler, Armin, Konvolut Deutschlandrat 1983/1984; abgedr. u. a. in: Criticón 81, Januar/Februar 1984, S. 48.

60 Mohler an Arndt, Diwald, Hepp, Seiffert, Schönhuber und Willms, 21.1.1984, DLA, A:Mohler, Armin, Konvolut Deutschlandrat 1983/1984.

61 *Fischer*, Die Neue Rechte im letzten Jahrzehnt der Bonner Republik, S. 151 f.

## II. »Mut zur Wahrheit« – die diffamierte Generation und die Sehnsucht nach biografischer Anerkennung

Schönhuber prahlte gegenüber Dritten damit, dass ihn als Reaktion auf sein Buch und die daran anschließende Debatte »etwa 10.000 Briefe mit einer ca. 98 %igen Zustimmungsquote« von »Menschen aller Schichten und Berufe« erreicht hätten, was die große Kluft »zwischen der öffentlichen und veröffentlichten Meinung« belege.[62] Die Zahlen waren vielleicht großzügig aufgerundet, aber nicht völlig aus der Luft gegriffen, gehen die in seinem Nachlass erhaltenen Zuschriften doch tatsächlich in die Tausende. Auch der Hinweis auf die breite soziale Streuung war nicht unzutreffend, wie ein Blick auf jene Briefe zeigt, denen sich ein Beruf entnehmen lässt: Der Arzt und der Bankdirektor schrieben Schönhuber ebenso wie der Fernfahrer und die Krankenschwester, der Schlossermeister und die Bäuerin, der Lehrer und die Hausfrau, der Bauunternehmer und der Angestellte einer Gemeindeverwaltung.

Insgesamt dominierte aus naheliegenden Gründen aber doch ein sozialer Hintergrund, der eine gewisse Vertrautheit mit schriftlicher Kommunikation begünstigte.[63] War dies nicht der Fall, entschuldigten sich die Verfasserinnen und Verfasser mitunter für ihre fehlerhafte Rechtschreibung. Afra K. etwa, die sich als »einfache Bauersfrau einer kleinen Landwirtschaft« vorstellte, »die alle Tage ihre Kühe milkt«, bat um Nachsicht, »wenn mir einige Fehler unterlaufen sind, aber ich habe nur die Volksschule besucht und nicht bis zum 30. Lebensjahr dem Staat wertvolle Steuergelder gekostet, wie diejenigen die heute Deutschlands Straßen in den Städten unsicher machen«. Frau K. gehörte zur Minderheit der weiblichen Briefschreiber, deren Anteil grob geschätzt bei einem Zehntel oder etwas höher lag. Sie schrieb wie viele andere Frauen als Angehörige – in diesem Fall, wie meistens, als Ehefrau – eines ehemaligen Waffen-SS-Soldaten und bedankte sich dafür, dass sich Schönhuber als Mann »in führender Position« getraut habe, »über diejenigen Männer die schon 36 Jahre in schamloser Weise durch den Schmutz gezogen werden die Wahrheit zu sagen«.[64] Aus dem gleichen Grund bedankte sich Elisabeth W., Gattin eines HIAG-Funktionärs, bei Schönhuber für den »Mut zu Ihrem Buch«, denn »uns Frauen tut die Diffamierung gegen unsere Männer seit Jahren weh«.[65]

Stark geschönt war jedoch die Behauptung Schönhubers, dass »Alte und Junge, Verführte und Verfolgte« ihm geschrieben hätten.[66] Zuschriften kamen zwar auch von Nachgeborenen der NS-Zeit, aber die Alten im Sinne der Erlebnisgeneration waren deutlich in der Mehrheit, und die wenigen Verfolgten des Nationalsozialismus, von denen Schönhuber Post erhielt, brachten vor allem ihre Ablehnung zum Ausdruck. Für H. Meyer aus Nürnberg, der sich als NS-Opfer und altes CSU-Mitglied vorstellte, war Schönhuber ein »Nazischwein« und sein Buch eine »Beleidigung

62 Schönhuber an Landtagspräsident Franz Heubl, 5.4.1982, BayHStA, NL Schönhuber 53.
63 Darauf deutet auch die Tatsache hin, dass der größere Teil der Briefe maschinenschriftlich verfasst ist.
64 Afra K. an Schönhuber, 20.10.1981, BayHStA, NL Schönhuber 47. Frau K. schrieb dabei nicht in Bezug auf Schönhubers Buch, sondern auf die Fernsehsendung »Samstagsclub«, in der Schönhuber offenbar apologetisch die hohen Verluste der Waffen-SS erwähnt hatte.
65 Elisabeth W. an Schönhuber, 23.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.
66 Schönhuber an Landtagspräsident Franz Heubl, 5.4.1982, BayHStA, NL Schönhuber 53.

für jeden anständigen Menschen der diese Zeit mit offenen Augen und all die Schrecken vor und während des Krieges erlebt hat«.[67] Auch dem pensionierten Münchener Polizeibeamten Wilhelm B. drängte sich der Verdacht auf, dass Schönhuber »Nazi geblieben« sei. B. war 1934 als 19-Jähriger in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert worden und schilderte die Misshandlungen, die er dort zwei Jahre lang durch Schönhubers spätere Kameraden erfahren hatte.[68] Josef Felder hatte ebenfalls Dachauer KZ-Haft erleiden müssen. Der ehemalige Reichstags- und Bundestagsabgeordnete der SPD hatte Schönhubers Buch »mit wachsender Empörung« gelesen und fand es »bedrückend, was Sie in grenzenloser Arroganz vor unserer Jugend angerichtet haben«.[69]

Vereinzelt erhielt Schönhuber zudem Briefe von ehemaligen Wehrmachtsoldaten, die seine verharmlosende Darstellung des deutschen Vernichtungskriegs nicht teilen mochten. Karl D. hielt ihm vor, dass er im Krieg nicht an den eigentlichen Orten der »Schreckensherrschaft der SS« eingesetzt gewesen sei, nämlich in Polen und Russland, wo D. selbst »eine ganze Reihe von Erschießungen von Juden« durch die Waffen-SS mitbekommen habe.[70] Helmut F. war vier Jahre an der Ostfront eingesetzt und hatte dort die »schweren Leiden und Nöte der russischen Bevölkerung« beobachtet. Er bekundete sein »Erstaunen«, dass die »furchtbaren Tatsachen der Menschen-Massenvernichtung« und die von »Einsatzkommandos, SS, Polizei, Waffen-SS, Wehrmacht« begangenen »Massaker« Schönhuber anscheinend kaltließen.[71]

Kritik kam aber auch aus einer ganz anderen Richtung. So störten sich manche deshalb an Schönhubers Behauptung, er habe nichts von Gräueln in den Konzentrationslagern, geschweige denn von Vergasungen gewusst und erst nach dem Krieg zum ersten Mal von Auschwitz gehört[72], weil er damit die NS-Verbrechen selbst nicht infrage stellte. Ein Dr. rer. nat. S., ehemaliges SA- und NSDAP-Mitglied und »Hobbyhistoriker«, empfahl diesbezüglich die Lektüre der »Standardwerke« des französischen Holocaustleugners Paul Rassinier. Es seien zwar »leider Verbrechen an Juden begangen worden«, aber kein Genozid, und bei der Zahl von sechs Millionen Opfern handle es sich um »Greuelpropaganda«.[73] Auch Anton M., 1932 als Arbeitsloser ebenfalls in SA und NSDAP eingetreten, verwies auf Rassinier, da er daran Anstoß nahm, dass Schönhuber von »Gaskammern« gesprochen habe. Er meinte außerdem zu wissen, dass das »Weltjudentum (die Zionisten)« Deutschland schon 1933 den Krieg erklärt und damit eine »menschenunwürdige Hetze gegen das Deutsche Volk« begonnen habe.[74] Erwin K., dessen Vater als Hauptsturmführer in der Waffen-SS gedient hatte, glaubte, das »internationale Judentum« habe »eine

67 H. Meyer an Schönhuber, o. D., BayHStA, NL Schönhuber 48.
68 Wilhelm B. an Schönhuber, 1.12.1981, BayHStA, NL Schönhuber 49.
69 Josef Felder an Schönhuber, 9.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50. Zu Felder vgl. *Josef Felder*, Warum ich Nein sagte. Erinnerungen an ein langes Leben für die Politik, Zürich 2000.
70 Karl D. an Schönhuber, 7.12.1981, BayHStA, NL Schönhuber 49.
71 Helmut F. an Schönhuber, 2.4.1982, BayHStA, NL Schönhuber 53.
72 *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 175.
73 Dr. rer. nat. S. an Schönhuber, Januar 1982, BayHStA, NL Schönhuber 50. Zu Rassinier vgl. *Christian Mentel*, Rassinier, Paul, in: *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Bd. 2/1, Personen A–K, S. 669 f.
74 Anton M. an Schönhuber, 27.5.1982, BayHStA, NL Schönhuber 54.

Null zuviel« an die Zahl der jüdischen Opfer gehängt, damit »die Westdeutschen noch heute dafür zu zahlen haben«.[75]

Edith F., die sich als »überzeugte Nationalsozialistin« vorstellte, deren gesamte Familie »aus Überzeugung« bei der SS gewesen sei, kritisierte ganz allgemein, dass Schönhuber nur auf den damaligen »Fehlern« herumreite, ohne jedoch »die irreparablen Fehler in der heutigen Demokratie« zu erwähnen. Erbost zeigte sie sich zudem wegen der »gehässigen Bemerkungen« Schönhubers über die NPD.[76] Daran störten sich auch andere Freundinnen und Freunde der Nationaldemokraten, die im Übrigen mit Schönhubers Ansichten übereinstimmten. Ruthild N. etwa, die ihren Brief mit »treudeutschem Gruß« schloss, zeigte sich mit vielen anderen »Menschen im nationalen Lager« darüber erfreut, »daß Sie sich in Ihrem Buch ›Ich war dabei‹ so vorbehaltlos zu den Idealen Ihrer Jugend im nationalsozialistischen Deutschland bekannt haben und auch die Ehre der Waffen-SS mutig zu verteidigen wagten«. Um so enttäuschender empfand sie es, dass Schönhuber zugleich ausgerechnet jene Menschen herabwürdige, »die *heute* nach Kräften das gesunde Nationalbewußtsein im deutschen Volk wachhalten wollen im Rahmen der *verfassungsrechtlich zugelassenen* NPD«.[77]

Gerhard G. betonte, »viele Anhänger dieser Partei« zu kennen, »die als anständige Menschen zu Volk und Heimat stehen und sich für die Wiederherstellung verlorener Werte einsetzen«, dafür jedoch »als Neonazis verdammt« würden.[78] Der bereits zitierte Dr. rer. nat. S. gab an, einige Jahre NPD-Mitglied gewesen zu sein, »weil keine der anderen Parteien die Alleinschuld am Kriegsausbruch und die 6 Millionen-Legende zurückwies«. Er habe in dieser Zeit »keine Rechtsradikalen in der NPD erlebt, aber ganz prachtvolle Charaktere, so einen Hauptsturmführer der Division Wiking mit Ritterkreuz«.[79] Karl W. schließlich vermutete, Schönhuber habe die NPD »der ›linken Meute‹ zum Fraße vorgeworfen«, um den aus dieser Richtung zu erwartenden Angriffen zuvorzukommen.[80]

Letztlich aber machte Kritik, welcher Art auch immer, nur einen sehr kleinen Teil der Zuschriften aus.[81] Will man den sonstigen Tenor auf eine rhetorische Formel bringen, so ist es der »Mut zur Wahrheit«, für den Schönhuber in der Mehrzahl der Briefe auf die ein oder andere Weise stereotyp gepriesen wurde. Besonders kreativ zeigte sich dabei Hans E., der ein achtstrophiges Gedicht für Schönhuber verfasste, in dem es unter anderem hieß:

---

75 Erwin K. an Schönhuber, o. D. [Juni/Juli 1982], BayHStA, NL Schönhuber 55.

76 Edith F. an Schönhuber, 21.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50.

77 Ruthild N. an Schönhuber, 19.8.1982, BayHStA, NL Schönhuber 56.

78 Gerhard G. an Schönhuber, 2.12.1981, BayHStA, NL Schönhuber 49.

79 Dr. rer. nat. S. an Schönhuber, Januar 1982, BayHStA, NL Schönhuber 50. S. war dennoch wieder aus der NPD ausgetreten, um seine berufliche Stellung als Leiter einer »Versuchs- und Forschungsanstalt« nicht zu gefährden.

80 Karl W. an Schönhuber, 24.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50.

81 Damit ist der untersuchte Quellenbestand inhaltlich sehr viel homogener als jener der Zuschriften an den WDR zur Sendung »Holocaust«. Die ablehnenden Briefe in letzterem Zusammenhang reproduzierten allerdings all jene etablierten Muster der Leugnung oder Relativierung der NS-Verbrechen beziehungsweise des Abstreitens der Mitwisserschaft, die sich auch in vielen Briefen an Schönhuber finden; vgl. die in *Knilli/Zielinski*, Betrifft: »Holocaust«, S. 283–365, faksimilierten Zuschriften.

> »Sie bewiesen wirklich Mut / die Wahrheit zu schreiben / bei undeutschen Kesseltreiben / ein selten anzutreffendes Gut […] Das Volk verspürt es am eignem Leibe / dient es jahrzehntelang als Verdammungszielscheibe / Sie sind ein aufrichtiger Verfechter / der Wahrheit noch für kommende Geschlechter«.[82]

Dass Schönhuber ein Mann war, »der den Mut hat – die Wahrheit zu schreiben«, wusste Mina B. sogar, obwohl sie – wie auch manche andere Briefschreiber – dessen Buch noch gar nicht gelesen hatte, sondern nur Berichte darüber.[83] Verallgemeinernd ließe sich sagen, dass es bei der viel beschworenen »Wahrheit« weniger um die korrekte Schilderung dieses oder jenes historischen Sachverhalts in Schönhubers Buch ging, sondern vielmehr darum, dass eine prominente Persönlichkeit zu bestätigen schien, dass man trotz der NS-Vergangenheit einer individual- wie kollektivbiografisch zum Stolz berechtigten Nation angehörte.

Das zeigt auch die häufige Aneignung des Buchtitels »Ich war dabei«. Er fungierte als gemeinschaftsstiftende Bekenntnisformel, die sich auch deshalb als kongenial erwies, weil durch sie ein Anspruch auf epistemische Überlegenheit bei der Beurteilung der NS-Zeit zum Ausdruck gebracht werden konnte. Daraus erklärt sich, dass viele der Schreibenden ihr Geburtsjahr nannten und oft auch – mal stichpunktartig, mal seitenlang erzählend – Auskunft zu ihrer Biografie vor 1945 gaben, vor allem zur Kriegsteilnahme.[84] »War auch dabei«, so etwa militärisch knapp Armin G., Jahrgang 1924, und zwar als Unterscharführer bei der SS-Division Wiking an der Ostfront. Er zeigte sich »tief bewegt« von Schönhubers Buch, das endlich ausspreche, dass die Kameraden der Waffen-SS »einfach nur Frontsoldaten« gewesen und »nicht für Hitler, Himmler und Konsorten«, sondern »allein für Deutschland« gefallen seien.[85] Leonhard E. schrieb: »Ich, als einer, der auch dabei war, gestehe, dass Sie einer bisher verlorenen Generation aus dem Herzen sprechen.« Die »Liebe« der deutschen und europäischen Mitglieder der Waffen-SS habe allein »der Heimat« gegolten und nichts anderem.[86]

Es ist kaum verwunderlich, dass zahllose ehemalige SS-Kameraden Schönhubers, die eine historisch-moralische Rehabilitierung herbeisehnten, die »Wahrheit« seiner Erinnerungen als ebenfalls »Dabeigewesene« bestätigten. Die Apologie einer »verführten« Generation, die in ihrem »Idealismus« von einer kleinen verbrecherischen Führungsclique des NS-Regimes missbraucht worden sei, aber nichts mit deren Verbrechen zu tun hatte, war jedoch weit über diesen Kreis hinaus anschlussfähig: Galt Schönhubers Entlastungserzählung für die Mitglieder der verfemten Waffen-SS, dann erst recht auch für die ›normalen‹ Soldaten und all jene anderen, die sich in der ein oder anderen Weise für den Nationalsozialismus hatten begeis-

82 Hans E. an Schönhuber, 17.2.1982, BayHStA, NL Schönhuber 51.
83 Mina B. an Schönhuber, 30.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.
84 So auch Heinz S., der Schönhuber jedoch das Anrecht auf den Buchtitel absprach. S. hatte als Offizier bei einer Panzereinheit der Wehrmacht an der Schlacht von Stalingrad teilgenommen und stellte mit Bezug auf Schönhubers spärlichen Gefechtseinsatz empört fest: »Wo waren Sie denn dabei!?«; viele der »wirklichen Frontsoldaten« würden wie er »beschämt über Ihr ›Engagement‹ lachen«; Heinz S. an Schönhuber, 25.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.
85 Armin G. an Schönhuber, 18.10.1981, BayHStA, NL Schönhuber 47.
86 Leonhard E. an Schönhuber, 23.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.

tern können. Man kann darin, wenngleich in kleinerem Maßstab, eine Wiederbelebung jenes die Nachkriegsgesellschaft integrierenden Mythos von der »Volksgemeinschaft der Opfer« erkennen, der in den 1950er-Jahren in den massenhaft aufgelegten populären Kriegsdarstellungen von der Figur des Landsers verkörpert wurde.[87]

Der häufig bemühte Generationenbegriff erlaubte es dabei, durchaus unterschiedliche Biografien und Erfahrungen zu überbrücken und eine Art Kollektivsubjekt der historisch Diffamierten zu konstruieren. Ursula B. war mit einem ehemaligen General der Waffen-SS verschwägert, zählte aber auch sich selbst zur »betrogenen Generation«, die sich nur für das »Vaterland eingesetzt« habe.[88] Der 1918 geborene Justiz-Amtsrat a. D. Werner W., der in der Wehrmacht gedient hatte, brachte seine Freude darüber zum Ausdruck, dass Schönhuber gegen die Lügen der »Umerzieher« an den Universitäten und in den Medien »wahrheitsgemäß über die Situation unserer Kriegsgeneration geschrieben« habe.[89] Paul G., einst Fallschirmjäger bei der Luftwaffe, sah ebenfalls die gesamte »Kriegsgeneration durch die stetige Wiedraufreissung alter Wunden an den Kz-malen« diffamiert, und dann werde auch noch »der Jugend eine Kollektivschuld aufoktroiert«.[90] Noch allgemeiner war die Interpretation, die Margarete H. sich zu eigen machte. Die 1920 geborene »einfache Hausfrau« und »treue Anhängerin« Schönhubers glaubte, dieser habe nur schreiben wollen, »daß man auch in der Nazizeit, auch Mensch sein konnte, wenn man es verstand sich ein wenig anzupassen«.[91]

Eine vergleichbar weitreichende Deutung vertrat der Ortsverband Germering der Jungen Union, der Schönhuber Ende Juni 1982 zu einem öffentlichen Vortrag eingeladen hatte. In der anschließenden Diskussion am »hoffnungslos überfüllten« Veranstaltungsort, so hieß es in einem anscheinend als Pressemitteilung verfassten Bericht, habe sich gezeigt, dass

> »gerade ältere Mitbürger, die erst nach Kriegsende von den Greueln der Nazizeit erfahren hatten, diese Verbrechen zutiefst verabscheuen, andererseits aber von der Welt eine gerechte Betrachtungsweise des gesamten Geschehens der damaligen Zeit erwarten«.[92]

In eine ähnliche Richtung zielte das Bekenntnis von Johanna B., sie und ihr Mann – beide etwa im gleichen Alter wie Schönhuber – seien »auch für Hitler begeistert« gewesen und »sicher würden auch heute die Menschen der Partei zujubeln, der es gelingen würde allen Menschen Arbeit und Brot zu geben«.[93]

Die Resonanz der geschilderten Art ermutigte Schönhuber offenbar, sich nicht mehr nur als Fürsprecher seiner ehemaligen Kameraden zu fühlen. So präsentierte er sich in seinem zweiten Buch »Freunde in der Not«, das im März 1983 erschien

87 *Knoch*, Die lange Dauer der Propaganda, S. 210.
88 Ursula B. an Schönhuber, 22.10.1981, BayHStA, NL Schönhuber 47.
89 Werner W. an Schönhuber, 6.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50.
90 Paul G. an Schönhuber, 29.11.1982, BayHStA, NL Schönhuber 48.
91 Margarete H. an Schönhuber, 8.5.1982, BayHStA, NL Schönhuber 54.
92 Junge Union, Ortsverband Germering, Franz Schönhuber in Germering, 4.7.1982, BayHStA, NL Schönhuber 52.
93 Johanna B. an Schönhuber, 31.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50.

und das er auch als Antwort auf die »Flut von Briefen« verstand, die ihn erreicht hatte, als Verteidiger der gesamten »Erlebnisgeneration« des Nationalsozialismus. Gerade sie dürfe nicht schweigen, »denn sonst tritt sich ein Geschichtsbild fest, das unter den Stiefeln der Sieger entstanden« sei und von einer »Umerziehungslobby« aufrechterhalten werde.[94] Zugleich konkretisierte er jetzt auch seine politischen Vorstellungen: So fehle es in Deutschland an einer »Gruppierung, die sowohl national-konservative wie soziale Belange vertritt«. Schuld daran sei die »spezifisch deutsche Tragödie«, dass nämlich

> »politische Begriffe, die in nahezu jedem Land normal und ohne Hemmungen ausgesprochen werden, bei uns durch die verhängnisvolle Epoche des Nationalsozialismus so negativ besetzt sind, daß sie nur schwer eine Chance haben, ins politische Spiel gebracht zu werden«.[95]

## III. »Gegner Linker und Rechter in unserem demokratischen einmaligen Deutschland« – die Abwehr des Radikalismusvorwurfs

Das Verlangen nach Anerkennung der Lebensleistung der »Kriegsgeneration« beschränkte sich nicht auf das ›Dritte Reich‹, sondern erstreckte sich auch auf die Zeit nach 1945. In diesem Zusammenhang gingen viele Briefe auf die ein oder andere Weise auf das Thema Demokratie ein. Nur selten findet sich darunter grundsätzliche Ablehnung wie im Fall von Reinhard H., der die »BRD« als »Besetztes-Rest-Deutschland« verachtete und die westdeutsche »Demokratie made im Ausland und ausgeführt von deren Vasallen« für die »Wurzel allen Übels« hielt. Für ihn, den 1945 Geborenen, war und blieb der »nationale Sozialismus« die einzige Ideologie, die mit dem »Naturgesetz« übereinstimme.[96]

Den meisten Älteren ging es jedoch um etwas anderes, nämlich darum, dass ihr Anteil an der demokratischen Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik trotz oder gerade wegen ihrer NS-Biografie anerkannt werde. Das Gefühl, dass einem dies verwehrt wurde, stand dabei in direktem Zusammenhang mit dem gekränkten Beharren der Dabeigewesenen auf überlegener historischer Urteilsfähigkeit. Zwar erlebte Zeitzeugenschaft vor dem Hintergrund des neuen Interesses an der NS-Geschichte, der Etablierung von Oral History und Alltagsgeschichte und der fortschreitenden Audiovisualisierung populärer Geschichtsvermittlung in den 1980er-Jahren einen enormen Aufschwung als historische »Beglaubigungsinstanz«. Doch wurde dabei jenen, die ungebrochen affirmativ auf die NS-Zeit im Allgemeinen oder ihr eigenes Mitmachen im Besonderen zurückblickten, im Rahmen des demokratischen Erinnerungskonsenses aus naheliegenden Gründen keine Redemöglichkeit gewährt.[97]

Viele Schönhuber-Fans reagierten darauf zum einen mit der Einforderung ihres demokratischen Rechts auf Meinungsfreiheit, dessen Beschneidung durch die »Um-

94 *Schönhuber*, Freunde in der Not, S. 8 und 20.
95 Ebd., S. 339.
96 Reinhard H. an Schönhuber, 27.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.
97 *Martin Sabrow*, Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten, in: *ders./Norbert Frei* (Hrsg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, S. 13–32, hier: S. 25 und 31.

erzieher« und »Vergangenheitsbewältiger« sie durch den Fall Schönhuber bestätigt sahen. Zum anderen präsentierten sie sich als Verteidiger der Demokratie und reklamierten den Aufbau eines demokratischen Staats als generationelle Leistung für sich. Das lag auf der argumentativen Linie, die Schönhuber in seinem Buch vorgezeichnet hatte. Dort gab er sich überzeugt, dass die »übergroße Mehrheit« seiner ehemaligen Kameraden politisch geläutert sei, und »gerade höchste Offiziere« hätten immer wieder ihre »Bereitschaft zur Mitarbeit im demokratischen Deutschland« gezeigt. Viele »aus dem Arbeiterstand kommende ehemalige Soldaten und Offiziere der Waffen-SS« seien jedoch darüber verbittert, dass die »jungen Genossen« in der SPD sie zurückgewiesen hätten, als sie nach dem Krieg ihre »sozialistischen Vorstellungen« in der Demokratie verwirklichen wollten:

> »Dieses demokratische Deutschland ist heute von Ultras auf der rechten und der linken Seite bedroht. Vielleicht eignen sich gerade jene besonders zur Verteidigung der Demokratie, die das Gegenteil davon, nämlich Diktatur in ihrer härtesten Form, kennengelernt haben?«[98]

Schönhubers Ex-Kamerad Armin G. fand es wichtig, mitzuteilen, dass er ein »Gegner Linker und Rechter in unserem demokratischen einmaligen Deutschland« sei.[99] Elisabeth W. kannte viele ehemalige Soldaten der Waffen-SS und meinte deshalb zu wissen, dass deren Leitspruch »Meine Ehre heißt Treue« auch dem »demokratischen Vaterland« gelte.[100] Heinrich R., der als Ungarndeutscher bei der Waffen-SS gedient hatte, dankte Schönhuber für sein Buch, das »Hunderttausenden, die am Wiederaufbau unseres Landes und unserer Demokratie beispielhaft« beteiligt gewesen seien, endlich »Gerechtigkeit« widerfahren lasse.[101] Kurt D., Jahrgang 1930, erklärte, dass er im Rückblick auf die NS-Zeit »immer noch für vieles schwärme«, aber dennoch »heute ein Demokrat« sei (wenngleich »nicht grenzenlos«).[102] Und Hermann B., Jahrgang 1916 und Bürgermeister einer Gemeinde in Oberbayern, fragte rhetorisch:

> »Wenn das deutsche Volk von 1945 so schlecht gewesen wäre, wie es die damaligen Siegermächte hinstellten, wer hätte dann diesen einmaligen Wiederaufbau zustande gebracht? Sicher nicht die Chaoten und aufbereiteten ›Friedensapostel‹ des Ostens von heute. Ist es nicht unsere Generation, die sich am ehrlichsten und intensivsten nach Frieden sehnt?!«[103]

Warfen viele Kritiker Schönhuber vor, mit seinem Buch dem Rechtsextremismus Vorschub zu leisten, so empörten sich seine Anhänger darüber, dass man als Demokrat dafür, die »Wahrheit« über die NS-Zeit auszusprechen oder für »nationale«

98 *Schönhuber*, Ich war dabei, S. 40 und 337 f.
99 Armin G. an Schönhuber, 18.10.1981, BayHStA, NL Schönhuber 47.
100 Elisabeth W. an Schönhuber, 23.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.
101 Heinrich R. an Schönhuber, 5.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50.
102 Kurt D. an Schönhuber, 4.4.1982, BayHStA, NL Schönhuber 53.
103 Hermann B. an Schönhuber, 27.10.1981, BayHStA, NL Schönhuber 47.

Interessen einzutreten, als »rechtsradikal« oder als »Nazi« abgestempelt werde.[104] Überlegungen dazu, was tatsächlich als rechtsradikal oder rechtsextrem zu gelten hätte, finden sich in den Zuschriften allerdings nicht. Nur zwischen den Zeilen lässt sich die vage Vorstellung herauslesen, dass damit die Befürwortung einer neuen NS-Diktatur oder eines ähnlichen politischen Systems verbunden wurde, also ein harter Neonazismus, von dem man sich leicht distanzieren konnte.

Wurden Gefahren für die Demokratie durch einen politischen Extremismus beschworen, dann in erster Linie solche aus der entgegengesetzten Richtung. Otto Würschinger etwa forderte, dass »endlich mit der fortdauernden Diffamierung unserer Generation Schluß gemacht werden« müsse, denn ein »zweitesmal darf die Demokratie in Deutschland nicht – diesmal durch linke Chaoten – kaputt gemacht werden«.[105] Der ehemalige Hitler-Jugend-Führer Würschinger war Mitverfasser eines 1979 im rechtsradikalen Druffel-Verlag erschienenen Buchs über die Hitler-Jugend, in dessen Vorwort die Kontinuität patriotischen Einsatzwillens von der »völkischen Glaubensgemeinschaft« in die »offene Gesellschaft der Demokratie« beschworen wurde: »Kriegsgeneration und Hitler-Jugend-Generation haben 1945 nicht kapituliert. Wiederaufbau, Wirtschaftswunder und Weltgeltung der Bundesrepublik Deutschland sind ihr Werk.«[106]

Ähnlich sah es ein Briefschreiber aus Starnberg, Jahrgang 1917, mit nicht entzifferbarer Unterschrift:

> »Die Kriegsgeneration hat Leben, Gesundheit und *Jugend* geopfert; sie hat das verwüstete Land und den bankrotten Staat wieder aufgebaut und muß sich von bestimmten Leuten seit Jahrzehnten beschimpfen lassen. […] Und was ist heute aus der von der Kriegsgeneration aufgebauten Republik geworden? Eine *entartete Freiheit* macht sich breit: Wirtschaftsdelikte, Drogen- und Alkoholsucht, haßschürende Presseberichte, Schwarzarbeit, Ausländerhaß, aber auch Großzügigkeit für Scheinasylanten, Genußsucht, Aufrührertum eines kl. Teils unserer sog. erwachsenen Kinder und Chaoten, die sich auf das Recht berufen, daß sie brechen wollen.«[107]

Der 1906 geborene Karl G. wiederum betonte, dass er dazu stehe, wegen seiner Arbeitslosigkeit, der »Erfüllungspolitik unserer Regierungen« und der Bedrohung durch den Kommunismus NSDAP gewählt zu haben und dann auch Parteigenosse geworden zu sein. Für die Gegenwart befürchtete er jedoch, dass »nicht wir, die angebl. Faschisten, sondern die sog. Liberalen und Sozialen solange sozialisieren und liberalisieren, bis auch diese Demokratie kaputt sozialisiert und liberalisiert ist, und der abermalige Schrei nach einem ›Starken Mann‹ ertönt«, der dann vielleicht ein Kommunist sein werde.[108]

---

104 Der Begriff »rechtsextrem« war in den Briefen nicht geläufig. Allgemein verdrängte »Rechtsextremismus« im politischen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch erst seit Mitte der 1970er-Jahre schrittweise den zuvor gebräuchlichen Terminus »Rechtsradikalismus«; *Virchow*, ›Rechtsextremismus‹, S. 14.

105 Otto Würschinger an Schönhuber, 18.10.1981, BayHStA, NL Schönhuber 47.

106 *Gottfried Griesmayr/Otto Würschinger*, Idee und Gestalt der Hitler-Jugend, 3. Aufl., Leoni am Starnberger See 1980, S. 7.

107 Brief an Schönhuber, 17.10.1981, BayHStA, NL Schönhuber 47.

108 Dipl. Ing. Karl G. an Schönhuber, 27.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.

## IV. »Schweigende Mehrheit« gegen »Meinungsmacher« – populistische Deutungsmuster

Zu den definitorischen Eigenschaften des Populismus zählt die Reduktion politischer und gesellschaftlicher Konflikte auf den Antagonismus zwischen einer abgehobenen, korrupten »Elite« und einem tugendhaften »wahren Volk«.[109] Populistische Parteien und Bewegungen erheben den sich als demokratisch ausgebenden Anspruch, als einzige die Interessen dieses als homogene Einheit imaginierten Volkes zu vertreten. Er gewinnt an Überzeugungskraft, wenn die jeweilige Führungsfigur – wie es Schönhuber unablässig tat – auf eine soziale Herkunft verweisen kann, die ihre »Zugehörigkeit zur *silent* oder *moral majority*« der mittleren und unteren sozialen Schichten beglaubigt.[110] Schon die Masse der Zuschriften bestätigte Schönhubers Selbstbild, stellvertretend für diese schweigende oder, besser gesagt, von den medialen »Umerziehern« und »Meinungsmachern« zum Schweigen gebrachte Mehrheit zu sprechen. Darüber hinaus erklärte nicht nur der Rezensent des NPD-Blatts »Deutsche Wochenzeitung« Schönhuber zur mutigen »Stimme der schweigenden Mehrheit«[111], sondern auch viele Briefschreiber. Damit war das identifikatorische Kollektiv, zu dessen Fürsprecher Schönhuber erklärt wurde, weitestmöglich ausgedehnt und zugleich der demokratische Anspruch bekräftigt.

Schönhuber solle sich »durch das Geschrei einer kleinen, leider Gottes sehr einflußreichen, Gruppe nicht beirren und entmutigen« lassen, so schrieb etwa der Archivreferendar Rudolf B.: »Die große Mehrheit des deutschen Volkes denkt wie Sie, wenn es auch von seinen Politikern allzu gründlich gelernt hat, feige zu kuschen und selbst gegen seine berechtigten Interessen zu handeln.«[112] »Sie haben den Rückhalt und die Sympathie der ganzen Bevölkerung und natürlich aller Frontsoldaten!«, meinte Josef D.[113], und auch Hermann L. war sich sicher, dass die »Mehrheit unserer Bürgerinnen und Bürger« hinter Schönhuber stehe, weshalb dieser sich »nicht kleinkriegen« lassen dürfe.[114] Hannsjörg S. zählte sich selbst »zur schweigenden Mehrheit und manchmal schäme ich mich wegen meines Schweigens«. Für ihn, Jahrgang 1915, war die NS-Zeit »eine schöne Zeit, bei aller Kritik, die im Nachhinein sicher angebracht ist«, und mit seinem Buch habe Schönhuber zwar »einige Sympathien verspielt«, dafür aber »hunderttausende Gesinnungsfreunde gewonnen«.[115]

Julius B. nahm »mit Bedauern und mit Zorn« davon Kenntnis, dass der Bayerische Journalisten-Verband (BJV) Schönhuber im März 1982 wegen seines Buchs per

109 *Cas Mudde/Cristóbal Rovira Kaltwasser*, Populism. A Very Short Introduction, Oxford 2017, S. 5 f.; *Jan-Werner Müller*, Was ist Populismus? Ein Essay, Berlin 2016, S. 42 f.; für einen Überblick über die in der Forschung kursierenden Populismusdefinitionen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, vgl. auch *Karin Priester*, Rechter und linker Populismus. Annäherung an ein Chamäleon, Frankfurt am Main/New York 2012, S. 32–50.

110 Ebd., S. 49. Zur Geschichte der politischen Mobilisierungsformel der »schweigenden Mehrheit« vgl. *Anna von der Goltz/Britta Waldschmidt-Nelson* (Hrsg.), Inventing the Silent Majority in Western Europe and the United States. Conservatism in the 1960s and 1970s, Cambridge 2017.

111 *H. J. R.*, »Ich war dabei«, in: Deutsche Wochenzeitung, 16.10.1981.

112 Rudolf B. an Schönhuber, 4.4.1982, BayHStA, NL Schönhuber 53.

113 Josef D. an Schönhuber, 17.3.1982, BayHStA, NL Schönhuber 52.

114 Hermann L. an Schönhuber, 28.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.

115 Hannsjörg S. an Schönhuber, 29.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.

Mehrheitsbeschluss den Ehrenvorsitz entzogen hatte. Schönhuber, dessen »männliche Haltung« B. wie andere auch bewunderte, solle sich von den »Pseudo-Weltbeglückern« nicht von seinem Kampf »für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit« abbringen lassen, denn »die schweigende Mehrheit ist bestimmt auf Ihrer Seite und die nächste Generation wird Ihnen für Ihre Haltung dankbar sein«.[116] Aus gleichem Anlass schrieb die Gemeinde- und Kreisrätin und Kreisvorsitzende Landshut-Land der FDP Josephin Nagy an den Vorsitzenden des BJV. Dessen Entscheidung habe »nichts mehr mit Demokratie viel jedoch mit Fehlen von Anstand, Erziehung und Herzenstakt zu tun«. Schönhubers Buch sei »für jene geschrieben, die als die schweigende Mehrheit bis heute unbeachtet, ja verachtet, wieder in das Berufsleben eingetaucht sind und schon wieder schweigen müssen«.[117]

Auch Armin Mohler witterte Schönhubers politisches Potenzial als Volkstribun. Hatte er ihm zunächst noch davon abgeraten, in die Politik zu gehen, so hegte er nach Schönhubers Entlassung vom BR die Hoffnung, dieser könne »zum Sprecher einer Volksbewegung gegen die diversen Mafias, jenseits der veralteten Rechts-Links-Unterscheidungen, werden«.[118] Mohler hob zudem die große Bedeutung der Tatsache hervor, dass mit Schönhuber gerade ein – politisch gewissermaßen unverdächtiges – »prominentes Mitglied des Establishments der Bundesrepublik« mit der üblichen »Vergangenheitsbewältigung« gebrochen habe.[119] Darin kam zum einen die Hoffnung zum Ausdruck, Schönhuber könne als Türöffner für geschichtsrevisionistische Thesen, die sonst in die mehr oder weniger abgeschlossene Sphäre nationalistischer Publizistik abgedrängt waren, zur gesellschaftlichen Mitte wirken. Zum anderen spielte Mohler damit auf die von Rechtsintellektuellen immer schon gepflegte Ansicht an, dass die liberale westdeutsche Medienelite von ehemaligen Nazis bevölkert sei, die nach 1945 ihre Vergangenheit unter den Teppich gekehrt hätten, um sich den Siegermächten anzudienen und als opportunistische Handlanger der Reeducation beruflich aufzusteigen. Gleichzeitig diene den betreffenden Personen der Verweis auf die NS-Zeit als Instrument zur Diskreditierung der politischen Rechten.[120]

116 Dipl. Ing. Julius B. an Schönhuber, 16.3.1982, BayHStA, NL Schönhuber 52.

117 Josephin Nagy an Dr. Erich Geiersberger, 1. Vorsitzender des Bayer. Journalistenverbands, 19.4.1982 (Kopie für Schönhuber, zugleich als Leserbrief zur Veröffentlichung an die Landshuter Zeitung versandt), BayHStA, NL Schönhuber 53.

118 Mohler an Schönhuber, 1.5.1982, BayHStA, NL Schönhuber 54.

119 *Armin Mohler*, »Jetzt red' i«, in: Criticón 68, November/Dezember 1981, S. 284.

120 Maßstäbe setze in diesem Zusammenhang der publizistische Entlarvungsfeldzug des vormaligen NS-Schriftstellers Kurt Ziesel in den späten 1950er- und frühen 1960er-Jahren; vgl. *Axel Schildt*, Im Visier: Die NS-Vergangenheit westdeutscher Intellektueller. Die Enthüllungskampagne von Kurt Ziesel in der Ära Adenauer, in: VfZ 64, 2016, S. 37–68. Charakteristisch für Mohlers Behandlung des Themas war, dass er sich auf konservative Journalisten konzentrierte, deren Opportunismus in seinen Augen schuld an der liberalen Aufweichung des Konservatismus war: *Armin Mohler*, Deutsche Nachkriegspresse und Vergangenheitsbewältigung. Erinnerungen an Giselher Wirsing (15.4.1907–23.9.1975), in: Criticón 32, November/Dezember 1975, S. 245–250; *ders.*, Vergangenheitsbewältigung ist Gegenwartsmanipulation. Am Beispiel des Falles Karl Korn, in: Criticón 34, März/April 1976, S. 57–62; beide Beiträge sind gekürzt wiederabgedruckt in: *ders.*, Tendenzwende für Fortgeschrittene, München 1978, S. 146–155 bzw. S. 156–163.

Dieses Ressentiment konnte freilich auch auf Schönhuber zurückfallen. Landwirt Franz P. beispielsweise hielt ihm vor, im Interesse seiner Karriere im Medienbetrieb selbst jahrzehntelang über seine Biografie geschwiegen zu haben: »Sie haben auf sicheren Posten zugesehen, wie der kleine SS-Mann und auch andere bis ins hohe Alter wegen Ausführung von Befehlen, vor Gericht gestellt wurden und noch werden!«[121] Das war allerdings die Ausnahme – der Regel entsprachen die Zuschriften wie die von Karl B., ehemals Hauptsturmführer bei der SS-Division »Das Reich«, der sich freute, dass mit Schönhuber endlich jemand, »der bereits bekannt und anerkannt ist«, mutig »der Wahrheit die Ehre« gebe.[122] Auch Otto S. fand es »einmalig«, dass »ein Mann in einer solchen Position ein derartiges Buch schreibt«. Damit unterscheide sich Schönhuber von »Herrschaften« wie Henri Nannen, deren NS-Vergangenheit bekannt sei, die sich aber dennoch als »non plus ultra-Demokraten gebärden« und deren »Arroganz aus jedem ihrer Artikel spricht«.[123]

Allgemein wurde »Stern«-Herausgeber Nannen am häufigsten genannt, wenn es darum ging, der verhassten Medien-Elite ein prominentes Gesicht zu geben. Der historisch interessierte Fernfahrer Arnd P. dankte Schönhuber für sein Buch, das ebenso wie die Bücher von Rassinier, Diwald und David Irving Geschichte so zeige, »wie sie wirklich war und nicht so, wie sie in den Medien von Gesinnungslumpen wie vom Schlage eines Nannen dargestellt wird«.[124] »Was für erbärmliche Wichtigtuer« seien doch im Vergleich zu Schönhuber »die Diehl-Thiele, Hübner, Höfner, Sell und Nannen«, wie Albin E. meinte.[125] Hans E. schrieb: »Ich bestätige Ihnen, die von Ihnen so hervorgekehrte Heuchelei der Meinungsmacher. An der Spitze die Nannens, Höfers, Augsteins und natürlich auch die vielen Politiker einschließlich der Emigranten, die heute das Sagen haben.«[126] Josef R. freute sich besonders darüber, »daß Sie Nachkriegsschreiberlingen mit der bekannten 180° Kehrtwendung wie Nannen, Springer usw. die Meinung sagen«.[127] Und auch der ehemalige Kriegsberichter der Wehrmacht Josef H. zeigte sich beeindruckt von Schönhubers »Abrechnung mit den Umerzogenen«: »Aus meiner Gilde gehörten zu ihnen 150 %ige wie Nannen, Werner Höfer, Müller-Mahrein. Die Type Nannen ist hier besonders zu nennen.«[128]

Das letzte Zitat gibt einen Hinweis darauf, weshalb Empörung und Zorn der Briefschreiber in Nannen ein ideales Objekt fanden, obwohl der »Stern« Schönhubers Buch unter der Rubrik »Absteiger der Woche« nur mit einer kurzen spöttischen Notiz bedacht hatte.[129] Denn die Biografie des Publizisten, der den »Stern« als langjähriger Chefredakteur zu einer der erfolgreichsten Illustrierten der Bun-

121 Franz P. an Schönhuber, 25.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50. P. selbst hatte nicht in der Waffen-SS, sondern in der Wehrmacht gedient; er habe aber so viele »anständige und wirkliche idealistische, tapfere SS-Männer kennen gelernt, das es für mich immer selbstverständlich war in aller Öffentlichkeit diesen Männern die Ehre zu geben!«
122 Karl B. an Schönhuber, 17.2.1982, BayHStA, NL Schönhuber 51.
123 Otto S. an Schönhuber, 13.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.
124 Arnd P. an Schönhuber, 29.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.
125 Albin E. an Schönhuber, 16.12.1981, BayHStA, NL Schönhuber 49.
126 Hans E. an Schönhuber, 18.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50.
127 Josef R. an Schönhuber, 25.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.
128 Josef H. an Schönhuber, 28.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.
129 Absteiger der Woche, in: Stern, 5.11.1981.

desrepublik gemacht hatte[130], schien auf besonders eindrückliche Weise die Wahrnehmung zu belegen, dass man die ›kleinen Leute‹ wegen ihrer NS-Vergangenheit auf ewig stigmatisierte, während ›die da oben‹ mit allem davonkamen und sich gleichzeitig als moralische Autorität aufspielten. Nannen, Jahrgang 1913, war im Zweiten Weltkrieg Kriegsberichter der Luftwaffe und wurde im letzten Kriegsjahr zur der unter Kommando der Waffen-SS stehenden Propaganda-Einheit »Südstern II« abgeordnet, wo er mutmaßlich auch die Gestaltung antisemitischer Flugblätter mitverantwortet hat. Diese jüngst noch einmal neu skandalisierte NS-Belastung[131] war schon im Untersuchungszeitraum kein Geheimnis und einem größeren Publikum deshalb bekannt, weil sie konservativen Medien Anfang der 1970er-Jahre als willkommene Munition gegen Nannen als entschiedenen Unterstützer der Ostpolitik Willy Brandts diente.[132] Erwin R., ehemaliger Reserveoffizier der Wehrmacht, behauptete in seinem Brief an Schönhuber gar, er habe einige Jahre zuvor jene »Pornoflugblätter mit antisemitischen Texten«, die Nannen bei »Südstern« herausgegeben habe, in Hamburg an die »BILD« geschickt, die eines davon auch veröffentlicht habe.[133]

## V. »… daß diese Leute nie versöhnt werden können« – das Ressentiment gegen die Juden

Antisemitismus war freilich auch etlichen Schönhuber-Fans nicht fremd. Ihr Ressentiment, das sich vom Gefühl der individuellen wie nationalen Kränkung durch die »Vergangenheitsbewältigung« nährte, fand in den Juden ein naheliegendes

130 Vgl. *Hermann Schreiber*, Henri Nannen. Der Herr vom stern, München 2001, sowie zu den konzeptionellen Kontinuitäten zwischen Nannens »Stern« und der gleichnamigen NS-Illustrierten *Nils Minkmar*, Die doppelte Wundertüte. Wie Henri Nannen den »Stern« erfand, in: *Lutz Hachmeister/Friedemann Siering* (Hrsg.), Die Herren Journalisten. Die Elite der deutschen Presse nach 1945, München 2002, S. 185–195. Ironischerweise bediente Nannen mit dem frühen »Stern« eine populistische »Ideologie vom kleinen Mann und Lieschen Müller« (ebd., S. 194), die nun von den Schönhuber-Fans gegen ihn gewendet wurde.

131 STRG_F, Verleger-Legende Henri Nannen: Antisemitische Propaganda, URL: <https://www.funk.net/channel/strgf-11384/verlegerlegende-henri-nannen-antisemitische-prodaganda-strgf-1801364> [19.2.2023]; vgl. zu den personellen NS-Kontinuitäten im Journalismus der frühen Bundesrepublik *Hachmeister/Siering*, Die Herren Journalisten, und *Matthias Weiß*, Journalisten: Worte als Taten, in: *Norbert Frei* (Hrsg.), Hitlers Eliten nach 1945, München 2003, S. 218–265.

132 1970 hatten Mitarbeiter von Springers »Die Welt« begonnen, Material für eine entsprechende Kampagne gegen Nannen zu sammeln, für die dann auch der konservative ZDF-Moderator Gerhard Löwenthal gewonnen werden konnte. Sie fiel jedoch in sich zusammen, nachdem Löwenthal im Fernsehen Nannen und dessen damaligen Vorgesetzten bei »Südstern«, Hans Weidemann, fälschlich mit der Erschießung italienischer Partisanen in Verbindung gebracht hatte. Hängen blieb dann an Nannen vor allem die Tatsache, dass er den mit ihm befreundeten ehemaligen SS-Obersturmführer Weidemann jahrelang beim »Stern« beschäftigt und zum Leiter des von ihm ins Leben gerufenen Wettbewerbs »Jugend forscht« gemacht hatte; vgl. *Schreiber*, Henri Nannen, S. 366–378, sowie zeitgenössisch auch die Berichte im SPIEGEL: Derart belastet, in: Der SPIEGEL, 13.12.1970; Dann knallt's, in: Der SPIEGEL, 10.1.1971.

133 Erwin R. an Schönhuber, 8.12.1981, BayHStA, NL Schönhuber 49.

und bewährtes Objekt.[134] In einigen Briefzitaten im Zusammenhang mit der Relativierung oder Leugnung des Holocaust ist das bereits angeklungen. Unter den Absendern gaben sich dabei vereinzelt auch härteste, eliminatorisch gestimmte Judenhasser zu erkennen.[135] Häufiger waren jedoch Zuschriften wie jene von Fritz L., der von den »Absichten gewisser Kreise« raunte, »das Schuldgefühl auch noch in der nächsten Generation in unserem Volke« zu erhalten, »um daraus im wahrsten Sinne des Wortes ›Kapital schlagen‹ zu können«.[136] Das uralte Stereotyp von den rachsüchtigen und gierigen Juden, die nun auch noch von Auschwitz profitierten, verband sich hier mit einem in Deutschland nach 1945 neu entstandenen Ressentiment, das auf der Imagination eines von den überlebenden Juden verkörperten Kollektivschuldvorwurfs beruhte.[137] Es richtete sich in der Auseinandersetzung um Schönhubers Buch vor allem gegen zwei Repräsentanten jüdischen Lebens in der Bundesrepublik: Arno Hamburger, Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde und SPD-Stadtrat in Nürnberg, und Hans Lamm, Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

Sowohl Hamburger, 1923 in Nürnberg als Altersgenosse Schönhubers und ebenfalls als Metzgersohn auf die Welt gekommen, als auch der 1913 in München geborene Lamm waren Ende der 1930er-Jahre wegen der antisemitischen Repressionen aus Deutschland emigriert; beide verloren Angehörige im Holocaust, und beide zählten zu den wenigen geflohenen deutschen Juden, die sich nach 1945 für eine Rückkehr in ihr Geburtsland entschieden. Den Zorn der Schönhuber-Fans zogen sie auf sich, weil sie es wagten, deren Idol öffentlich zu kritisieren und zum Rückzug aus dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk aufzufordern – nicht, weil Schönhuber sich als Jugendlicher zur Waffen-SS gemeldet hatte, sondern wegen der Verharmlosung der NS-Zeit, die er, wie Hamburger in einem offenen Brief schrieb, »heute, als gestandener Mann, als Mitarbeiter eines Massenmediums, als Journalist, in voller Erkenntnis der Verbrechen jenes Regimes« betrieb.[138] Lamm handelte sich mit sei-

134 In modernen Gesellschaften lässt sich das Ressentiment, das sich häufig zugleich gegen »die da oben« und die als nicht zugehörig erachteten »Anderen« richtet, als emotionale Reaktion auf die Kluft zwischen politischem Partizipationsversprechen und subjektiv empfundener Ohnmacht verstehen. Vgl. hierzu ausführlich *Jensen*, Zornpolitik, S. 27–54, der zugleich die Verbreitung antijüdischer Ressentiments in Deutschland im 19. Jahrhundert behandelt; vgl. zu Letzterem auch *ders./Stefanie Schüler-Springorum*, Einführung: Gefühle gegen Juden. Die Emotionsgeschichte des modernen Antisemitismus, in: GG 39, 2013, S. 413–442.

135 Die wohl heftigste Zuschrift kam von Friedrich F.: »Wenn auch Deutschland am Ende den Krieg doch verloren hat, die Genugtuung kann jeder Deutsche haben: unsere glorreiche Armee hat es dem Judengeschmeiß, den alliierten Schweinen und Verbrechern gezeigt, wie hart das Deutsche Eichenholz zuschlägt. Aber das Lied ist noch nicht aus, nur unterbrochen«; Friedrich F. an Schönhuber, 19.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50. An zweiter Stelle rangiert ein Herr Christiansen, der die NS-Rassenpolitik zwar für »etwas überhitzt« hielt, aber auf »gesunde Volksinstinkte der Selbsterhaltung« zurückführte, und die »Judenfrage« im Sinne der hitlerschen Warnung vor der jüdischen Weltherrschaft für nach wie vor ungelöst hielt; K. H. Christiansen an Schönhuber, 2.1.1982, ebd.

136 Fritz L. an Schönhuber, 30.11.1981, BayHStA, NL Schönhuber 48.

137 Vgl. *Jensen*, Zornpolitik, S. 126–129, der dieses Ressentiment am Beispiel von Martin Walsers berüchtigter Paulskirchenrede von 1998 analysiert.

138 Hamburger an Schönhuber, 17.12.1981, BayHStA, NL Schönhuber 49. Der Brief wurde in den »Nürnberger Nachrichten« vom 19.12.1981 abgedruckt und von Lamm zustimmend und in voller Länge in den »Neuen Jüdischen Nachrichten« zitiert: *Hans Lamm*, Er war dabei (bei

nem Engagement Angriffe der rechtsradikalen Presse und private Morddrohungen ein[139] und Hamburger erging es vermutlich nicht besser.

Hans E., der bereits als Verächter der »Nannens, Höfers, Augsteins« und der angeblich politisch tonangebenden »Emigranten« zitiert worden ist, echauffierte sich auch über den »Nürnberger Stadtrat«, also Arno Hamburger. Dieser sei wie die anderen »Vergangenheitsbewältiger […] nicht totzukriegen«, denn leider hätten die Millionen Kriegsveteranen im Unterschied zu den Juden »keine Lobby«.[140] Eine mit »wir sind echte Deutsche« gezeichnete anonyme Zuschrift geiferte in Bezug auf Hamburger: »Trotz großen Leid, hetzen die Juden weiter!! Wir fragen, ist es schon wieder soweit das ein Jude oder Judenknecht sich wagt einen Deutschen zum Rücktritt auf zu fordern, wir sind empört darüber.«[141] Alfred T. erklärte Lamms Kritik schlicht für gegenstandslos, denn Schönhubers Buch habe »mit den Leiden der Juden überhaupt nichts zu tun« (was in gewisser Weise zutraf); außerdem werde auf dem Thema schon so lange herumgeritten, »dass es einem buchstäblich zum Halse raus hängt!!«[142]

Hugo H. besann sich auf den klassischen antisemitischen Trick, den Juden selbst die Schuld an der Judenfeindlichkeit zu geben: Sollten sich die »Herren Lamm, Hamburger und Galinski« – Heinz Galinski war der langjährige Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Berlin – weiter »aufplustern«, würden sie einen Antisemitismus provozieren, »den wir alle nicht haben wollen«.[143] In anderen Briefen wurde der antisemitische Schuldabwehraffekt in Form von ›Israelkritik‹ kanalisiert.[144] Arno V. schimpfte, dass sich

> »schon wieder eine ganz kleine jüdische Minderheit mit einer Keckheit aufführt, dass es jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben muss, während im gleichen Augenblick

der Waffen-SS). Schönhubers Autobiographie, in: Neue Jüdische Nachrichten, 15.1.1982. Dem Brief sind auch die biografischen Angaben zu Hamburger zu entnehmen; vgl. zu Lamm *Andrea Sinn*, »Und ich lebe wieder an der Isar«. Exil und Rückkehr des Münchner Juden Hans Lamm, München 2008, zum Konflikt mit Schönhuber ebd., S. 168–170.

139 *Sarkowicz*, Rechte Geschäfte, S. 44.

140 Hans E. an Schönhuber, 18.1.1982, BayHStA, NL Schönhuber 50.

141 Zuschrift ohne Absender und Datum [Eingangsstempel BR: 12.1.1982], BayHStA, NL Schönhuber 50.

142 Alfred T. an den Intendanten des Bayerischen Rundfunks, 17.12.1981 (Durchschlag), BayHStA, NL Schönhuber 49. Der Verfasser hatte von einem Aufruf Lamms gelesen, beim BR gegen Schönhuber zu protestieren, und dies zum Anlass genommen, stattdessen gegen Lamm zu protestieren.

143 Hugo H. an Schönhuber, 18.2.1982, BayHStA, NL Schönhuber 51.

144 Die immer wieder hitzig debattierte Frage, wo die legitime Kritik an der Politik der israelischen Regierung aufhört und der israelbezogene Antisemitismus anfängt, kann hier zum Glück ausgeklammert werden, da die antisemitische Stoßrichtung der Israelbezüge in den zitierten Quellen eindeutig ist. Es sei jedoch angemerkt, dass verstärkt seit der Amtszeit des im Folgenden erwähnten Likud-Politikers Menachem Begin, der von 1977 bis 1983 als Ministerpräsident die erste israelische Rechtsregierung führte und ein äußerst angespanntes Verhältnis zu Bundeskanzler Helmut Schmidt pflegte, auch in der von den Schönhuber-Anhängern verachteten liberalen Presse antisemitische Stereotype in der Israelberichterstattung durchschlugen; vgl. *Monika Halbinger*, Das Jüdische in den Wochenzeitungen ZEIT, SPIEGEL und STERN (1946–1989). Berichterstattung zwischen Popularisierungsbemühung, Vereinnahmung und Abwehr, München 2010, S. 356–363.

> ihr Glaubensgenosse [Menachem] Begin mitten im Frieden syrisches Gebiet annektiert, 2,2 Millionen Palästinenser in erbärmlichsten Lagern seit zig Jahren leben«.

Anstatt in »urdeutsche Belange einzugreifen«, sollten sich Lamm und Galinski, die offenbar nicht als Deutsche zählten, lieber um diese Dinge kümmern oder gleich nach Israel auswandern.[145] Walter K. wiederum schrieb direkt an Arno Hamburger, wenn er Probleme mit der »Einverleibung fremden Staatsgebietes mit dem Recht des Stärkeren« habe, dann solle er nicht auf die deutsche Geschichte, sondern auf den israelischen Staat schauen, »dem Sie sich auf natürliche Art verbunden fühlen müssen«.[146]

Nach der Entlassung Schönhubers durch den BR nahmen die antisemitischen Briefe, die Fama vom jüdischen Strippenzieher fortschreibend, stärker verschwörungstheoretische Züge an. Hans U. beließ es in seinem Brief an BR-Intendanten Reinhold Vöth bei der Andeutung, dass man ja wisse, »wer hinter Ihrem Entschluß steckt«.[147] Konkreter wurde der Internist Ewald S., der den Bayerischen Rundfunk »im Schlepptau der in Kultur und Publizistik maßgeblichen in- und ausländischen Hintermänner« sah. Dabei müsse Vöth doch wissen, »daß diese Leute nie versöhnt werden können, auch nicht etwa dadurch, wenn sich noch heute das ganze deutsche Volk vom Säugling bis zum Greis zur Sühne wegen Auschwitz beide Hände abhacken ließe«.[148] Alfred M. bediente sich eines christlich-antisemitischen Motivs, durch das er zugleich Schönhuber zum Märtyrer stilisierte, indem er Vöth mit Pontius Pilatus verglich, der Jesus zum Tod am Kreuz verurteilt hatte – auch damals hätten »die ›Lamms‹ einen nicht unmaßgeblichen Part gespielt«.[149] Ein anderer, anonym bleibender Verfasser hingegen zog es vor, den Mythos vom ›jüdischen Bolschewismus‹ zu aktualisieren, und klagte, dass es »den vereinten Linken von Moses bis Marx« wieder einmal gelungen sei, »einen aufrechten Deutschen abzuschiessen«: »Schmach und Schande über diejenigen, die dieses marxistisch-jüdische Komplott ermöglicht haben.«[150]

Als Chef der Republikaner gehörte es zu Schönhubers festem rhetorischen Repertoire, sich vom Antisemitismus zu distanzieren, um im Anschluss jenes antisemitische Ressentiment der Schuldabwehr – genauer: der Abwehr eines imaginären Schuldvorwurfs – zu bedienen, das ihm ein Teil seiner vorpolitischen Anhängerschaft zu Beginn des Jahrzehnts offenbart hatte. In einem Leitartikel, den er 1986 als Herausgeber für das Parteiblatt »Republikaner« verfasste, hieß es etwa:

> »Und deshalb weigern wir uns, jeden jüdischen Funktionär mögen zu müssen. Und wir meinen, manche wären gut beraten, ihre permanenten Demütigungsversuche an unserem

145 Arno A. K. V. an Schönhuber, 16.12.1981, BayHStA, NL Schönhuber 49.
146 Walter K. an Arno Hamburger, 4.1.1982 (Kopie), BayHStA, NL Schönhuber 50.
147 Hans U. an Reinhold Vöth, 1.5.1982 (Durchschlag), BayHStA, NL Schönhuber 54.
148 Ewald S. an Schönhuber, 5.5.1982, BayHStA, NL Schönhuber 54.
149 Alfred M. an Reinhold Vöth, 21.5.1982 (Durchschlag), BayHStA, NL Schönhuber 54.
150 Zuschrift ohne Absender und Datum, BayHStA, NL Schönhuber 54.

Volk aufzugeben, damit sie nicht zu Schrittmachern eines Antisemitismus werden, den wir REPUBLIKANER mit allen Mitteln zu verhindern suchen.«[151]

## Schluss

Die Briefe an Schönhuber lassen sich nicht eindeutig einem bestimmten Genre zuordnen, vermischen sich in ihnen doch Merkmale verschiedener Gattungen schriftlicher Kommunikation. Zunächst einmal tragen sie klare Züge von Fanpost. Zum emotionalen »Genuss« des Fans gehört es, so der Filmwissenschaftler Vinzenz Hedinger, »dem Idol auch in schwierigen Phasen emotional zur Seite zu stehen, ihm das Geschenk der anhaltenden Loyalität zu machen« und es »dadurch vielleicht sogar wieder auf die Beine zu bringen«.[152] Diese Bemerkung ist auf die jedes politische Versagen ignorierende und jede moralische Transgression goutierende Treue der Anhängerschaft Donald Trumps bezogen, der vor seiner Präsidentschaftskandidatur in den Vereinigten Staaten Prominenz als langjähriger Gastgeber der Unternehmens-Castingshow »The Apprentice« erlangt hatte. Sie lässt sich aber auch auf die Post an Schönhuber übertragen, zumal dieser im betreffenden Zeitraum noch nicht als Politiker, sondern als populäre Medienpersönlichkeit angeschrieben wurde, die man bewunderte und gegen Anfeindungen in Schutz nahm. Zugleich verweist die spezifische Transgression, für die Schönhuber (wiederum ähnlich wie Trump) von seinen Fans nicht verurteilt, sondern geschätzt wurde, nämlich die selbstbewusste Überschreitung der vom liberalen »Establishment« definierten Sagbarkeitsgrenzen, bereits auf seine spätere politische Profilierung.

Was den Schönhuber-Fans im Unterschied zur Trump-Gefolgschaft jedoch fehlte, war die Möglichkeit, in den Echokammern der sozialen Medien spontane Erregungsgemeinschaften zu bilden. Selbstbestätigende emotionale Vergemeinschaftung fand in größerem Maßstab allenfalls auf den gut besuchten Buchvorstellungen und Diskussionsveranstaltungen mit Schönhuber statt, später dann bei seinen Wahlkampfauftritten für die Republikaner. Die Frage, ob Schönhuber unter den panoptischen und feedbackverstärkenden Bedingungen digitaler Medialisierung noch größeren Erfolg gehabt hätte, muss allerdings spekulativ bleiben. Was den ihm Schreibenden blieb, war die imaginierte Zugehörigkeit zur Mehrheit einer Generation oder gar des Volkes, was gleichzeitig eine implizite (Selbst-)Versicherung darstellte, politisch keinesfalls extreme Überzeugungen zu teilen.

Die mehr oder weniger ausführlichen biografischen Selbstauskünfte dienten auch der Beglaubigung dieses Anspruchs, zugleich verliehen sie vielen Briefen

151 *Franz Schönhuber*, Wen sollen wir wählen?, in: Republikaner 12/1986, zitiert nach dem Faksimile in *Funke*, »Republikaner«, S. 40–42.

152 *Vinzenz Hediger*, Warum lieben ihn so viele?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.10.2020, S. 11. Vgl. zur Anwendung analytischer Ansätze der kulturwissenschaftlichen *fan studies* auf politische Emotionalisierungsprozesse, die im Zeitalter digitaler Kommunikation zusehends fankulturelle Züge anzunehmen scheinen, etwa *Cornel Sandvoss*, Toward an Understanding of Political Enthusiasm as Media Fandom: Blogging, Fan Productivity and Affect in American Politics, in: Participations 10, 2013, H. 1, S. 252–296; *ders./Jonathan Gray/C. Lee Harrington*, Introduction: Why Still Study Fans?, in: *dies.* (Hrsg.), Fandom. Identities and Communities in a Mediated World. Second Edition, New York 2017, S. 1–26, hier: S. 20 f.

den Charakter von Ego-Dokumenten. Weit über den Kreis der ehemaligen Waffen-SS-Kameraden hinaus identifizierten sich Angehörige der NS-Erlebnisgeneration mit Schönhubers Selbstdarstellung, als einfacher Mensch im Nationalsozialismus ein anständiges Leben geführt und anschließend zum demokratischen Wiederaufbau beigetragen zu haben. Schönhuber fungierte insofern auch als eine Art therapeutische Projektionsfläche zur Bearbeitung eines erinnerungskulturellen Wutsyndroms, das aus dem Gefühl der individuellen wie kollektiven Zurücksetzung und der fehlenden Anerkennung der eigenen Lebensleistung resultierte. Es muss hier bei dem kurzen Hinweis bleiben, dass sich nach 1990 bei einem Teil der ostdeutschen Bevölkerung ein nicht unähnliches identitätspolitisches »Narrativ der Demütigung« festsetzen konnte, das den »Stolz aufs eigene Leben« auch unter einem diskreditierten politischen System verteidigt und in jüngerer Zeit eine Affinität zur AfD zu begünstigen scheint.[153]

Das Gefühl, bei der Deutung der eigenen Vergangenheit nicht mitreden zu dürfen, hatte wiederum eine eminent politische Dimension, trug es doch zum populistischen, auch auf andere Politikfelder übertragbaren Ressentiment bei, dass sich die politische und besonders die mediale Elite zwar demokratisch gebärde, in Wahrheit aber dem »Volk« die Mitsprache verwehre. Mit Blick auf diesen partizipatorischen Anspruch lassen sich die Zuschriften auch als eine spezielle Form von »Bürgerbriefen« interpretieren, die als Medium politischer Kommunikation gegenwärtig auf größeres geschichtswissenschaftliches Interesse stoßen.[154] Dabei handelt es sich um Briefe aus der Bevölkerung an politische Amts- und Entscheidungsträger, in denen jenseits der formalen Vorgaben einer Petition Wünsche, Beschwerden und Kritik vorgebracht werden, mitunter aber auch persönliche Verehrung ausgedrückt wird.[155] Bürgerbriefe zielen, so Claudia Gatzka, auf die Beeinflussung politischer Entscheidungen, indem sie Auskunft über einen »verborgenen, nicht repräsentierten Bereich des Gemeinwesens« zu geben beanspruchen.[156] Letzteres trifft auch auf die Briefe an Schönhuber zu. Dieser war im Untersuchungszeitraum zwar noch kein Politiker, wurde aber zumindest vom bayerischen Publikum als Moderator einer »Bürgersendung« dafür geschätzt, dass er den ›kleinen Leuten‹ in der Politik Gehör verschaffte.

Als Republikaner-Chef verankerte Schönhuber die Forderung nach einer »Entkriminalisierung« der deutschen Geschichte im Parteiprogramm und präsentierte seine Partei als »politische Speerspitze des historischen Revisionismus« gegen den von

153 *Ute Frevert*, Das Narrativ der Demütigung und die Gefühle der Ostdeutschen, in: *Alexander Leistner/Monika Wohlrab-Sahr* (Hrsg.), Das umstrittene Erbe von 1989. Zur Gegenwart eines Gesellschaftszusammenbruchs, Wien/Köln 2022, S. 257–278, hier: S. 274 f. Es sei betont, dass es bei diesem Hinweis nicht um einen Systemvergleich zwischen DDR und ›Drittem Reich‹ geht, sondern um die Ähnlichkeit bestimmter sozialpsychologischer Mechanismen.

154 *Valentin Grundler*, Tagungsbericht Theodor-Heuss-Kolloquium 2022: Vom Bittbrief zur Hassmail? Bürgerbriefe als politische Kommunikationsform. 19.–20.5.2022, Stuttgart, in: H-Soz-Kult, 25.8.2022, URL: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-129188> [24.8.2023].

155 *Michaele Fenske*, Bürgerbrief, in: Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1: Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres, hrsg. v. *Marie Isabel Matthews-Schlinzig/Jörg Schuster/Gesa Steinbrink* u. a., Berlin/Boston 2020, S. 497–504.

156 *Claudia Gatzka*, Geschichtskolumne: Post vom Volk, in: Merkur, September 2022, H. 880, S. 55–64, hier: S. 62.

den »Intellektuellen« praktizierten deutschen »Nationalmasochismus«.[157] Welche Rolle dieses Thema in den späten 1980er-Jahren bei der konkreten Wahlentscheidung für die Republikaner gespielt hat, lässt sich freilich kaum sagen. Geschichtsrevisionistisch gestimmter Nationalstolz war unter deren zu rund zwei Dritteln männlichen Wählern jedenfalls deutlich stärker verbreitet als in der Durchschnittsbevölkerung. Für die politische Mobilisierung mussten allerdings weitere situative Faktoren hinzutreten, in erster Linie die auf die stark steigende Zahl von Asylsuchenden reagierende Einwanderungsdebatte, die von den Republikanern aggressiv fremdenfeindlich angeheizt wurde, und die hohe Arbeitslosigkeit, die vermutlich auch den überdurchschnittlichen Zuspruch aus der Arbeiterschaft begünstigt hat. Das von der Schönhuber-Partei gepflegte soziale Kümmerer-Image schien hier durchaus zu verfangen.[158]

Davon abgesehen zählt der Kampf gegen die als (Selbst-)Diffamierung der Deutschen empfundene Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus zum festen ideologischen Bestand noch jeder weit rechts stehenden Partei in der Geschichte der Bundesrepublik, von der »nationalen Opposition« der 1950er-Jahre bis zur AfD.[159] Dabei spielt das Gefühl der kollektiven nationalen Kränkung ebenso eine Rolle wie die Tatsache, dass sich die nationalistische Rechte nach 1945 stets als Opfer einer politischen Instrumentalisierung der NS-Vergangenheit gesehen hat. Erinnerungsabwehr war und ist zudem kein Spezifikum der biografisch Betroffenen, kann doch auch die Tatsache, nicht dabei gewesen zu sein, Nachgeborenen als Argument für einen »Schlussstrich« dienen. Dass die Republikaner Ende der 1980er-Jahre nicht nur bei den über 60-Jährigen, die grob mit der NS-Erlebnisgeneration identifiziert werden können, sondern ebenso bei den unter 30-Jährigen tendenziell auf größere Zustimmung stießen als in den mittleren Altersgruppen, verstärkte auch die zeitgenössische Besorgnis über die Verbreitung rechtsextremer Einstellungen in der westdeutschen Jugend.[160] Hinzu kommt, dass ein Überdruss

157 *Schönhuber*, Wen sollen wir wählen?. Den Ausdruck »Nationalmasochismus« hat Schönhuber wahrscheinlich von Mohler übernommen; vgl. etwa *Armin Mohler*, Was die Deutschen fürchten. Angst vor der Politik, Angst vor der Geschichte, Angst vor der Macht, Stuttgart 1965, S. 146 f.

158 *Jaschke*, Die Republikaner, S. 107–113; *Dieter Roth*, Sind die Republikaner die fünfte Partei? Sozial- und Meinungsstruktur der Wähler der Republikaner, in: APuZ 49, 1989, H. 41–42, S. 10–20; *Stöss*, Rechtsextremismus im Wandel, S. 81, hebt diesbezüglich den Unterschied zu den 1950er- und 1960er-Jahren hervor, als der Rechtsextremismus vorrangig die Mittelschichten ansprach, während er sich in den 1980er-Jahren zum »Unterschichtphänomen« entwickelte habe. Dazu passt, dass 1989 die über 60-Jährigen die einzige Altersgruppe darstellten, bei der die Zustimmung zu den Republikanern unter den formal Höhergebildeten mit Abitur oder Universitätsabschluss, wenn auch knapp, am höchsten war, während die Partei bei den unter 50-Jährigen die höchsten Zustimmungswerte bei den formal Geringergebildeten (Volksschulabschluss) erzielte, *Roth*, Sind die Republikaner die fünfte Partei?, S. 13.

159 *Norbert Frei/Franka Maubach/Christina Morina/Maik Tändler*, Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Berlin 2019; *Gideon Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, Darmstadt 2012.

160 *Roth*, Sind die Republikaner die fünfte Partei?, S. 11–13. Zur damaligen sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem jugendlichen Rechtsextremismus vgl. hier nur zusammenfassend *Hartmut Castner/Thilo Castner*, Rechtsextremismus und Jugend. Erscheinungsformen – Ursachen – Gegenstrategien, in: APuZ 49, 1989, H. 41–42, S. 32–39.

an der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus weit über den Kreis einer weltanschaulich gefestigten extremen Rechten hinaus immer auch in der »Mitte« der Gesellschaft verbreitet gewesen ist. 1986 stimmten in einer Allensbach-Umfrage 66 % der befragten Bundesbürger der Forderung nach einem Schlussstrich unter die NS-Vergangenheit zu, und zuletzt äußerte 2020 in einer von der »ZEIT« in Auftrag gegebenen repräsentativen Umfrage eine knappe Mehrheit von 53 % ähnliche Präferenzen.[161]

Wie hartnäckig sich die Wahrnehmungs- und Erregungsmuster, die in den Briefen an Schönhuber zum Ausdruck kamen, in Teilen der Bevölkerung hielten, zeigen die Reaktionen auf die Rede, die der CDU-Politiker und baden-württembergische Ministerpräsident Günther Oettinger 2007 auf der Beerdigung von Hans Filbinger hielt. Oettinger erklärte seinen verstorbenen Parteifreund und Amtsvorgänger, der 1978 wegen der von ihm als Marinerichter im Zweiten Weltkrieg verhängten Todesurteile als Ministerpräsident von Baden-Württemberg hatte zurücktreten müssen, gegen alle historische Evidenz zum »Gegner des NS-Regimes«. Er handelte sich damit scharfe öffentliche Kritik ein, ihn erreichten aber auch fast tausend überwiegend zustimmende und Solidarität bekundende Zuschriften.[162]

Das Lob des mutigen Mannes, der einer Mehrheit der Bevölkerung aus dem Herzen spreche und die Meinungsfreiheit gegen die »Moralapostel« in Politik und Medien verteidige – es findet sich wie schon ein Vierteljahrhundert zuvor in Schönhubers Fanpost auch in den Zeilen an Oettinger, nur dass dieses Mal Bundeskanzlerin und CDU-Chefin Angela Merkel, die Oettingers Rede kritisiert hatte, die Hauptrolle als Meinungsdiktatorin zugewiesen bekam. Und als sich Oettinger schließlich nach einem Gespräch mit Charlotte Knobloch, Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, doch noch entschuldigte, setzte eine zweite Welle von Zuschriften ein, die viele jener antisemitischen Schmähungen anspülte, die sich ebenfalls in den Briefen an Schönhuber finden. Erneut fungierte eine vergangenheitspolitische Auseinandersetzung in der Bundesrepublik als Kristallisationskern für ein rechtspopulistisches Wutpotenzial, das sich dann die sechs Jahre später gegründete AfD erfolgreich zunutze machen sollte.

161 *Christian Staas*, Erinnerungskultur: Das Ende der Selbstgewissheit, in: Die ZEIT, 28.4.2020; die Umfragedaten sind online abrufbar unter URL: <https://www.zeit.de/2020/19/zeit-umfrage-erinnerungskultur.pdf> [31.5.2023]. Der Forderung nach einem »Schlussstrich« stimmten dabei 80 % der AfD-Anhänger, aber immerhin auch 55 % der CDU-, 50 % der SPD- und 33 % der Grünen-Wähler »voll und ganz« oder »eher« zu. Gleichzeitig jedoch befanden rund drei Viertel aller Befragten die Aussage für ganz oder eher richtig, dass die Deutschen eine Pflicht zur Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust haben und die Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte wichtig für die Gegenwart ist. Möglicherweise driften hier ein abstraktes moralisches Bekenntnis zur Erinnerung und das Gefühl, persönlich oder gesellschaftlich genügend »bewältigt« zu haben, auseinander; vgl. zur Diskussion der zahlreichen widersprüchlichen Befunde der Umfrage den zitierten Artikel von Staas.

162 Hier und im Folgenden: *Rüdiger Soldt*, Fanpost für Oettinger: Instantpulver für die AfD, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 17.3.2023.

ULRIKE LÖFFLER

# »Antifaschistische Erziehung« im Westen

Pädagogische Antworten auf die Konjunktur des Rechtsextremismus in den späten 1970er-Jahren[1]

Die 1970er-Jahre der alten Bundesrepublik gelten häufig als Jahrzehnt, das wenig zur Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit beitrug.[2] Erst die Ausstrahlung der US-amerikanischen TV-Serie »Holocaust« im westdeutschen Fernsehen im Januar 1979 habe entscheidend zum geschichtskulturellen Wandel am Ende des Jahrzehnts beigetragen – dieses Bild wird in zahlreichen historischen Darstellungen vermittelt.[3] Daneben gab es zwar Bemühungen, diese Zäsur zu relativieren und aufzuzeigen, dass der Erfolg der TV-Serie seine Voraussetzungen nachträglich verdeckte.[4] Dennoch wird die Ausstrahlung von »Holocaust« weiterhin als Wegscheide herangezogen: So konstatiert etwa das »Lexikon der ›Vergangenheitsbewältigung‹«, dass die Serie in Deutschland »zu einer Zäsur im öffentlichen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit führte«[5], und die Website der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) würdigt die Ausstrahlung weiterhin als »bedeutsams-

1 Die Verwendung des Begriffs »Rechtsextremismus« folgt dem Sprachgebrauch der Herausgeber:innen und pragmatischen Erwägungen, ohne dass dabei seine problematische Herkunft und Implikationen ausgeblendet werden, vgl. die Einleitung von Knud Andresen, Thomas Großbölting und Kirsten Heinsohn in diesem Band; *Dominik Rigoll/Yves Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus. Für eine Historisierung von Nationalsozialismus und Rechtsradikalismus als politische Nationalismen, in: AfS 60, 2020, S. 323–351.

2 Vgl. zum Beispiel *Werner Bergmann*, Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949–1989, Frankfurt am Main/New York 1997, Kap. IV; *Ulrich Herbert*, Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, München 2014, S. 1016; aktuell *Tobias Becker*, Er war nie weg. »Hitler-Welle« und »Nazi-Nostalgie« in der Bundesrepublik der 1970er Jahre, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 18, 2021, H. 1, S. 44–72, hier: S. 66.

3 Detlef Siegfried bezeichnete die Serie beispielsweise als »Durchbruch«; Gerhard Paul würdigte sie als vielleicht »folgenreichste Zäsur im geschichtskulturellen Diskurs der Bundesrepublik über Nationalsozialismus und Judenmord«, Frank Bösch widmete ihr ein Kapitel in seinem Buch »Zeitenwende 1979«. *Detlef Siegfried*, Die Rückkehr des Subjekts. Gesellschaftlicher Wandel und neue Geschichtsbewegung um 1980, in: *Olaf Hartung/Katja Köhr* (Hrsg.), Geschichte und Geschichtsvermittlung. Festschrift für Karl Heinrich Pohl, Bielefeld 2008, S. 125–146, hier: S. 130; *Gerhard Paul*, Holocaust – Vom Beschweigen zur Medialisierung. Über Veränderungen im Umgang mit Holocaust und Nationalsozialismus in der Mediengesellschaft, in: *ders./Bernhard Schoßig* (Hrsg.), Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus. Eine Bilanz der letzten dreißig Jahre, Göttingen 2010, S. 15–38, hier: S. 16; *Frank Bösch*, Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann, München 2020, Kap. 10.

4 Vgl. insb. *Harald Schmid*, Die »Stunde der Wahrheit« und ihre Voraussetzungen. Zum geschichtskulturellen Wirkungskontext von »Holocaust«, in: Zeitgeschichte-online, 1.3.2004, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/thema/die-stunde-der-wahrheit-und-ihre-voraussetzungen> [31.1.2023].

5 *Catrin Corell*: Holocaust-Serie, in: *Torben Fischer/Matthias N. Lorenz* (Hrsg.), Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945, Bielefeld 2015 (zuerst 2007), S. 268–270, hier: S. 268 f.

te[n] thematische[n] Impuls der frühen 1980er Jahre«.[6] Auch für die Entwicklung der bundesdeutschen Gedenkstätten und -initiativen wird die Serie regelmäßig als entscheidende Zäsur aufgerufen.[7] So praktisch ein klar datierbares und unstrittig folgenreiches Ereignis für die Abgrenzung unterschiedlicher historischer Phasen sein mag, es fördert letztlich eine Engführung, bei der andere Impulse aus dem Blickfeld geraten können.

Dieser Beitrag setzt deshalb früher ein und untersucht die extrem rechte Mobilisierungswelle ab Mitte der 1970er-Jahre als einen entscheidenden und bislang ungenügend beachteten Entstehungskontext vieler Projekte zur Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und der Gedenkstättenarbeit. Die historische Bildungsforschung hat sich – ähnlich wie die Zeitgeschichte – lange Zeit kaum mit Rechtsextremismus beschäftigt und ungenügend erforscht sind auch die gesellschaftlichen und pädagogischen Reaktionen darauf.[8] Indem ich den Boom einer sich selbst als »antifaschistisch« bezeichnenden Bildungsarbeit Anfang der 1980er-Jahre als eine solche Reaktion beleuchte, möchte ich einerseits ein weitgehend vergessenes Moment bundesdeutscher Bildungs- beziehungsweise NS-Aufarbeitungsgeschichte vergegenwärtigen und andererseits versuchen, das Verhältnis von Konjunkturen des Rechtsextremismus und gesellschaftlicher Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Neonazismus ein wenig zu erhellen. Dazu betrachte ich Nazi-Nostalgie, Mobilisierungsgewinne und Radikalisierung des rechten Milieus in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre als eng miteinander verschränkte Phänomene, die in der westdeutschen Öffentlichkeit primär als pädagogisch zu adressierendes Problem aufgefasst wurden und damit einen Boom »antifaschistischer Bildungsarbeit« beförderten. Im Kern zeigt der Beitrag, wie die Konjunktur des Rechtsextremismus um 1977 und Bestrebungen seiner Einhegung zur pädagogischen Auseinanderset-

6 *O. V.*, Konsolidierung und technischer Fortschritt 1981–1989, 10.7.2011, URL: <www.bpb.de/die-bpb/ueber-uns/geschichte-der-bpb/36431/konsolidierung-und-technischer-fortschritt-1981-1989/> [31.1.2023].

7 Vgl. *Detlef Garbe*, Von der Peripherie in das Zentrum der Geschichtskultur. Tendenzen der Gedenkstättenentwicklung, in: *Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelich* (Hrsg.), Asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte? Die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR in Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten, Essen 2005, S. 59–84, hier: S. 68; *Fabian Schwanzar*, Gedenkstätten im Wandel? Erinnerungsakteurinnen und -akteure und staatliche Geschichtspolitik in den 1980er-Jahren, in: Gedenkstätten und Geschichtspolitik, hrsg. v. der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Bremen 2015, S. 42–52, hier: S. 46.

8 Vgl. *Till Kössler*, Antifaschistische Klassenzimmer? Schule, Rechtsextremismus und Demokratie nach »Achtundsechzig«, in: *Tim Schanetzky/Tobias Freimüller/Kristina Meyer* u. a. (Hrsg.), Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projekts, Göttingen 2020, S. 206–219, hier: S. 206; in Bezug auf die Zeitgeschichte *Carola Dietze*, Ein blinder Fleck? Zur relativen Vernachlässigung des Rechtsterrorismus in den Geschichtswissenschaften, in: *Schanetzky/Freimüller/Meyer*, Demokratisierung der Deutschen, S. 189–205; sowie zur Einführung *Gideon Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, Bonn 2012. Einen Versuch aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive bietet *Katharina Rhein*, Erziehung nach Auschwitz in der Migrationsgesellschaft. Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus als Herausforderungen für die Pädagogik, Weinheim 2019; für die Zeitgeschichtsforschung aktuell unter anderem *Uffa Jensen*, Ein antisemitischer Doppelmord. Die vergessene Geschichte des Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik, Berlin 2022; *Hendrik Puls/Fabian Virchow* (Hrsg.), Rechtsterrorismus in der alten Bundesrepublik. Historische und sozialwissenschaftliche Perspektiven, Wiesbaden 2023.

zung mit der NS-Vergangenheit und Gedenkstättenentwicklung in den 1980er-Jahren beitrugen.

In einem ersten Schritt wird die rechte Mobilisierungswelle der späten 1970er-Jahre als historischer Kontext rekonstruiert. Besondere Aufmerksamkeit liegt auf einer Analyse der zeitgenössischen Wahrnehmungs- und Erklärungsmuster, da diese die gesellschaftlichen Antworten maßgeblich prägten. Dabei stellen sich unter anderem folgende Fragen: Wieso wurde Rechtsextremismus vor allem als Jugendproblem wahrgenommen? Welche Rolle spielten »Hitler-Welle« und »Boßmann-Schock«? Ein zweiter Teil befasst sich mit den Grundlinien der »antifaschistischen« Bildungsansätze, welche als probates Mittel zur Zurückdrängung rechter Ideologie und Einflussnahme Anfang der 1980er-Jahre eine Konjunktur erfuhren. Neben den methodischen Ansätzen und Zielen dieser Projekte ist dabei insbesondere zu untersuchen, wie sich der Rückgriff auf den Antifaschismus-Begriff erklären lässt, der bis dato in der Bundesrepublik als Gründungsmythos und Legitimationsstrategie der SED überwiegend verpönt war. Des Weiteren wird untersucht, warum gerade der außerschulischen Bildung – beispielsweise in Jugendzentren oder den sich etablierenden Gedenkstätten für die NS-Opfer – eine Schlüsselstellung zukam. In einem dritten Teil beleuchtet der Beitrag schlaglichtartig und exemplarisch konzentriert auf die Gedenkstätten die Bedeutung von extrem rechter Konjunktur und der Blüte »antifaschistischer Erziehung« für die Gedenkstättenentwicklung und die Bildungsarbeit dieser Orte.

## I. Zur rechtsextremen Konjunktur um 1977

Nach der Aufregung um die Antisemitismus-Welle 1959/60 war es um extrem rechte Tendenzen in der bundesdeutschen Öffentlichkeit schnell wieder relativ still geworden.[9] Die Erfolge der 1964 gegründeten »Nationaldemokratischen Partei Deutschlands« (NPD) bei verschiedenen Landtagswahlen galten zwar als Achtungszeichen, aber ihr rascher Niedergang und das Scheitern bei der Bundestagswahl 1969 schienen die Stabilität der westdeutschen Demokratie zu bestätigen.[10] Unter dem Eindruck wirtschaftlicher Schwierigkeiten und des Terrorismus der »Roten Armee Fraktion« (RAF) fand das Thema in den 1970er-Jahren zunächst kaum größere Aufmerksamkeit, sodass sich »die rechtsextreme Szene hinter dem Schleier öffentlich attestierter Bedeutungslosigkeit entwickeln« konnte.[11] Dies änderte sich erst in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts.[12] Die Jahresberichte des Bundesamts

9 Vgl. *Dietmar Deiters/Andreas Sander*, Jugend auf dem Marsch nach rechts? Ausmaß und Ursachen von Rechtstendenzen unter Jugendlichen, in: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Berlin (Hrsg.), Wider das Vergessen. Antifaschistische Erziehung in der Schule. Erfahrungen, Projekte, Anregungen, Frankfurt am Main 1981, S. 91–102, hier: S. 91 f.

10 Vgl. *Lutz Niethammer*, Nach dem Dritten Reich ein neuer Faschismus? Zum Wandel der rechtsextremen Szene in der Geschichte der Bundesrepublik, in: *Paul Lersch* (Hrsg.), Die verkannte Gefahr. Rechtsradikalismus in der Bundesrepublik, Reinbek 1981, S. 105–127, hier: S. 119.

11 Ebd.

12 Gideon Botsch sieht ein Spezifikum der Entwicklungsdynamik im Zusammentreffen von Ereignissen (»Ereignisketten«), die nicht unbedingt in kausalem oder anderweitigem Zusammenhang stehen, aber in Kombination die Aktivitäten der extremen Rechten periodisch, meist

für Verfassungsschutz verzeichneten für die Jahre 1976 bis 1978 einen deutlichen Anstieg rechtsextrem motivierter Kriminalität und »zunehmende Bereitschaft zu bewaffneter Gewaltanwendung«.[13] In Reaktion auf diese Entwicklungen und die Bestandsaufnahmen des Verfassungsschutzes versuchte die Presse, die neue Qualität des Rechtsextremismus genauer zu bestimmen – mehrheitlich sahen Zeitgenoss:innen diese in der unverhohleneren Verherrlichung des Nationalsozialismus, einem aggressiven Antisemitismus und der gestiegenen Bereitschaft zur Gewaltanwendung.[14]

Zur neuen Wahrnehmung trugen insbesondere sich häufende öffentlichkeitswirksame Aktionen der organisierten Rechten bei: Das Anbringen von Hakenkreuzen im öffentlichen Raum, Sticker- und Flugblattaktionen, die Schändung jüdischer Friedhöfe und die Beschädigung von Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus waren ebenso an der Tagesordnung wie rechte Demonstrationen und Aufmärsche.[15] Für Aufmerksamkeit sorgte außerdem die medienwirksam inszenierte Formierung von Neonazigruppen wie Michael Kühnens »Aktionsfront Nationaler Sozialisten« (ANS) in Hamburg.[16] Die Stadt war ein Zentrum rechter Aktivitäten: Registriert wurden zahlreiche Aktionen zur Verbreitung neonazistischer Propaganda und Symbole. Im August 1977 wurde Kühnen aufgrund neonazistischer Betätigung fristlos von der Bundeswehrhochschule entlassen. Er gründete im November die ANS, die offen in der Tradition der NSDAP stand und deren Wiederzulassung forderte.[17] Bereits im Folgejahr machte die ANS mit einem Aufmarsch mit Eselsmasken und Schildern, auf denen der Holocaust geleugnet wurde, auch international von

---

unerwartet und »eruptiv« ins Licht der Öffentlichkeit rücken, vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 6. Wie im Folgenden ausgeführt wird, bilden für den hier diskutierten Zeitraum meines Erachtens die rechte Mobilisierungswelle um 1977 sowie die Boßmann-Studie solche Ereignisketten.

13 Bundesminister des Inneren (Hrsg.), Betrifft: Rechtsextremismus. Linksextremismus. Spionageabwehr. Sicherheitsgefährdende Bestrebungen von Ausländern. 1977. Verfassungsschutz, Bonn 1978, S. 4. Anlass zur Besorgnis gaben laut diesem Bericht insbesondere »erste Ansätze terroristisch motivierter Gewalt, die Anfang 1978 festgestellt wurden«. Ebd. Die Berichte des Bundesamts für Verfassungsschutz seit 1968 finden sich online unter URL: <https://verfassungsschutzberichte.de> [12.5.2023].

14 Vgl. zum Beispiel: Erbe lebt. Sind die neuen Nazis in der Bundesrepublik wirklich ein »Gefahrenherd« – wie Staatsschützer meinen? Sicher ist: Ihre Bereitschaft zur Gewalt wächst, in: Der SPIEGEL 36, 28.8.1977; *Dietrich Strothmann*, Hitlers Harlekine von heute. Der Bundesrepublik droht keine Gefahr von rechts, in: Die ZEIT, 28.4.1978. In Verkennung der tatsächlichen Bedrohungslage verniedlichte und verballhornte Strothmanns längerer Artikel im Stil der Überschrift führende Neonazis und ihre Anhänger:innen.

15 Vgl. exemplarisch: Bundesminister des Inneren, 1977. Verfassungsschutz, S. 51 und 53. Das Ausmaß rechter Aktivitäten dokumentierte seit 1977 außerdem der »Pressedienst Demokratische Initiative« in seinen Publikationen und Informationsschriften, vgl. dazu den Beitrag von Yves Müller in diesem Band.

16 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 75 f. Grundlegend zum Zeitkontext und Kühnens Aktivitäten *Barbara Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren. Die Kühnen-Schulte-Wegener-Gruppe und der Bückeburger Prozess 1979, in: VfZ 68, 2020, S. 63–94.

17 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 73–76; *Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren, S. 73.

sich reden.[18] Die Aktion steht beispielhaft für einen neuen Trend Ende der 1970er-Jahre: Rechte Anschläge und Straftaten richteten sich nun zunehmend gegen das Gedenken an NS-Opfer, immer öfter gerieten daher Personen und Orte ins Visier, die die NS-Verbrechen thematisierten beziehungsweise das Gedenken an die Verfolgten organisierten.[19]

Die Entwicklungen kulminierten in einer beispiellosen Welle rechtsterroristischer Gewalt am Beginn der 1980er-Jahre.[20] Dazu gehören insbesondere die vielfach erst spät als politisch motiviert eingestuften und gesellschaftlich noch immer wenig beachteten Mordserien des Jahres 1980 – dem »schlimmste[n] Terrorjahr in der Geschichte der Bundesrepublik«.[21] Angehörige der »Deutschen Aktionsgruppen« um den untergetauchten Terroristen Manfred Roeder verübten mehrere Anschläge – darunter zwei in Hamburg: Im April 1980 wurde die Janusz-Korczak-Schule am Bullenhuser Damm zur Zielscheibe eines Sprengstoffanschlags, der vermutlich der darin kurz vorher neu eingerichteten Gedenkstätte an die SS-Morde in diesem Außenlager des KZ Neuengamme gegolten hatte[22]; im August starben Nguyễn Ngọc Châu und Đỗ Anh Lân infolge eines Brandanschlags auf eine Flüchtlingsunterkunft in Hamburg-Billbrook. Außerhalb Hamburgs folgten wenig später Anschläge weiterer rechtsextremer Gruppierungen, unter anderem der Sprengstoffanschlag auf das Oktoberfest in München als bisher folgenschwerster terroristischer Akt in der bundesdeutschen Geschichte und kurz vor Jahresende zuerst der antisemitische Doppelmord an Shlomo Levin und Frida Poeschke in Erlangen und fünf Tage später die Erschießung der Schweizer Grenzbeamten Josef Arnold und Walter Wehrli.[23]

Vorausgegangen war dieser Eskalation die zeitgenössisch als »Hitler-Welle« bezeichnete Flut von populärkulturellen, ästhetisierenden und vielfach trivialisierenden Büchern, Filmen, Zeitschriften, Musicals, Schallplatten et cetera, die den Nationalsozialismus und insbesondere die ›menschlichen Seiten‹ Hitlers thematisierten

18 Vgl. *Fabian Virchow*, 20. Mai 1978: Die Eselsmasken-Aktion, in: *Martin Langebach* (Hrsg.), Protest. Deutschland 1949–2020, Bonn 2021, S. 228–230. Die Aktion illustriert Kühnens Strategie der öffentlichkeitswirksamen Provokationen und Propaganda, vgl. auch *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 84.

19 Vgl. ebd., S. 81; *Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren. Zu denken ist zum Beispiel an die zahlreichen durchgeführten und geplanten Angriffe auf KZ-Gedenkstätten sowie Anschläge auf Sendemasten im Vorfeld der Ausstrahlung von »Holocaust« oder auf das Landratsamt von Esslingen, in dem eine Ausstellung über Auschwitz gezeigt wurde, sowie auf das Wohnhaus des zuständigen Landrats, vgl. *Michael Schwelien*, Erst mußte einer sterben, in: Die ZEIT, 29.8.1980.

20 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 81.

21 *Jensen*, Ein antisemitischer Doppelmord, S. 7.

22 Vgl. *Iris Groschek/Kristina Vagt*, »…dass du weißt, was hier passiert ist«. Medizinische Experimente im KZ Neuengamme und die Morde am Bullenhuser Damm, Bremen 2012, S. 105.

23 Vgl. *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 81–84; *Ulrich Chaussy*, Das Oktoberfest-Attentat und der Doppelmord von Erlangen. Wie Rechtsterrorismus und Antisemitismus seit 1980 verdrängt werden, Bonn 2020; *Vojin Saša Vukadinović*, Rassismus in der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte. Einleitung, in: *ders.* (Hrsg.), Rassismus. Von der frühen Bundesrepublik bis zur Gegenwart, Berlin/Boston 2023, S. 1–64, hier: S. 23–25.

und in bis dato unbekanntem Ausmaß kommerzialisierten.[24] Seit 1973 hatten Intellektuelle angesichts dieses Trends vor Nostalgie und Verharmlosung gewarnt, wobei Jugendliche als besonders gefährdete Zielgruppe ausgemacht worden waren.[25] Einen Höhepunkt markierte das Jahr 1977, in dem Hitler – zum »Star dieses Sommers« stilisiert – auf den Titelseiten zahlreicher (inter-)nationaler Zeitschriften zu sehen war.[26] Die zeitgenössische Publizistik identifizierte die »Hitler-Welle« recht einhellig als begünstigenden Faktor der rechtsextremen Konjunktur am Ende der 1970er-Jahre: Den Analysen von Wolfgang Benz, Eugen Kogon, Lutz Niethammer und anderen zufolge fungierten ihre Produkte »als eine Art Einstiegsdroge […], die Jugendliche an neonazistisches Gedankengut und entsprechende Gruppierungen heranführe«.[27] Als strategischer Kopf der Neonaziszene begrüßte auch Kühnen die Nazi-Nostalgie als Beitrag zur Normalisierung von NS-Bezügen – ein Ziel, das er mit der ANS selbst verfolgte.[28]

In diesem Klima hatte Konrad Kujau den Handel mit gefälschten NS-Devotionalien als Marktlücke entdeckt und darauf ein finanziell auskömmliches Geschäft aufgebaut. Seinen größten Coup landete er Anfang der 1980er-Jahre mit dem Verkauf der gefälschten »Hitler-Tagebücher«, an denen er seit Mitte der 1970er-Jahre gearbeitet hatte.[29] Die 2023 veröffentlichte, kritisch kommentierte Ausgabe der Fälschungen legt nahe, dass es sich bei den »Tagebüchern« nicht nur um ein kommerzielles, sondern ein durchaus politisches Projekt einer größeren Fälscherwerkstatt gehandelt haben dürfte.[30] In der Gesamtschau verfolgte die Fälschung eine geschichtsrevisionistische Agenda: Der Text verharmloste die Shoah, versuchte Adolf Hitler zu rehabilitieren und gleichzeitig quellenmäßige Belege zu liefern für in der Neonaziszene populäre revisionistische Narrative und Pseudoargumente. Kujau, der sich laut Zeugenaussagen in den 1970er-Jahren mehrfach selbst als »Neonazi« bezeichnete, war gut vernetzt in der rechten Szene und speziell im engen Umfeld Kühnens.[31]

---

24 Vgl. mit ausführlichen Literaturangaben *Becker*, Er war nie weg.

25 Vgl. zum Beispiel *Susan Sontag*, Fascinating Fascism, in: New York Review of Books, 6.2.1975, S. 23–30; *Saul Friedländer*, Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus, Frankfurt am Main 1999 (zuerst frz. 1982).

26 Der SPIEGEL meldete unter Verwendung eines übersetzten Zitats aus der Zeitschrift »L'Express«: »Hitler ist der Star dieses Sommers«, in: Der SPIEGEL 36, 28.8.1977, vgl. *Becker*, Er war nie weg, S. 48. Becker zeigt, wie sich die Medien häufig gegenseitig als Belege anführten und die Welle damit verstärkten beziehungsweise zum Teil selbst schufen.

27 Ebd., S. 65–67, Zitat: S. 66. Dort auch weitere Zitate und Belege.

28 Vgl. die Aussage Kühnens: »Die Hitlerwelle hat zur Auflockerung der öffentlichen Meinung beigetragen«, zit. nach: *Strothmann*, Hitlers Harlekine von heute.

29 Vgl. *John Goetz*, Vorwort des Herausgebers, in: *ders.* (Hrsg.), Die echten falschen »Hitler-Tagebücher«. Kritische Dokumentation eines geschichtsrevisionistischen Rehabilitierungsversuchs, Berlin 2023, S. 9–39, hier: S. 26; *Dietmar Süß*, »Hochkonjunktur für Scheinheilige«. Der Skandal um die »Hitler-Tagebücher« und der Umgang mit der NS-Vergangenheit in den 1980er Jahren, in: *Schanetzky/Freimüller/Meyer*, Demokratisierung der Deutschen, S. 220–237, zur Nazi-Nostalgiewelle insb. S. 224–229.

30 Vgl. *Goetz*, Vorwort des Herausgebers, S. 19–39.

31 Seit 1977 war Kujau zum Beispiel Geschäftspartner und Freund von Lothar Zaulich, der als Pressesprecher Kühnens und »Sonderführer« der Stuttgarter ANS-Gruppe auftrat; in geschäftlichen Dingen ließ Kujau sich außerdem von NPD-Funktionär Peter Stöckicht vertreten, dem

Die rechte Mobilisierungswelle machte nicht vor den Schulen halt; um 1977 nahmen dort alltägliche Provokationen und neonazistische Vorfälle deutlich zu: Pädagog:innen berichteten vermehrt von Hakenkreuzschmierereien, Flugblättern von Neonaziorganisationen, Hitlergrüßen, antisemitischen und rassistischen Witzen beziehungsweise Beleidigungen. Lehrer:innen beklagten alarmiert den Zulauf rechtsextremer Jugendorganisationen, ihre gestiegene Sichtbarkeit und Militanz; die »Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft« (GEW) sprach 1981 von besorgniserregenden »Rechtstendenzen unter Jugendlichen«.[32] Manchen bewogen die Entwicklungen zu der bangen Frage: »Folgt etwa nach der antiautoritären und in weiten Teilen auch antifaschistisch eingestellten Schüler-, Studenten- und Lehrlingsbewegung eine autoritär strukturierte faschistische Jugendbewegung?«[33]

### *Wahrnehmungs- und Erklärungsmuster*

Das Zitat illustriert einmal mehr, was bereits anklang: Nazi-Nostalgie und Rechtsradikalismus wurden im Gefolge der Bildungs- und Gesellschaftsdebatten nach 1968 als spezifisches Problem der Jugend wahrgenommen.[34] Till Kössler betont, dass allein die faktischen Aktivitäten der Rechten in den späten 1970er-Jahren und ihre vermeintliche Attraktivität für Jugendliche – so besorgniserregend sie im Einzelnen auch waren – nicht ausreichten, um sie als Ausdruck einer Jugend- und Bildungskrise schlüssig interpretieren zu können. Stattdessen verweist er auf den gesellschaftlichen Kontext, der durch eine allgemeine Krisenwahrnehmung geprägt war, etwa durch Ölpreiskrise, Jugendarbeitslosigkeit, RAF oder das Ende der Bildungsreformära und fehlende Perspektiven für »Bildungsverlierer«. Ab Mitte der 1970er-Jahre erschien die Institution Schule – so Kössler – zunehmend als »demokratischer Problemort« und vor diesem Hintergrund »entdeckten Erziehungswissenschaftler und Lehrerinnen Rechtsextremismus als spezifisches Jugendproblem«.[35]

Doch nicht nur Pädagog:innen und Erziehungswissenschaftler:innen beteiligten sich an dieser ›Entdeckung‹, auch Wissenschaftler:innen anderer Disziplinen betonten die »Verjüngung« beziehungsweise den Generationenwechsel im organisierten Rechtsextremismus.[36] Als Beleg diente unter anderem die gewandelte Altersstruk-

---

Kühnen-Anwalt im Bückeberger Prozess von 1979, vgl. *Goetz*, Vorwort des Herausgebers, S. 19–26.

32 Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Berlin, Wider das Vergessen, Vorbemerkung, Zitat: S. 9. Eine eindrückliche Sammlung konkreter »Vorfälle« an Schulen bieten außerdem die Einführung sowie der Teil »Berichte aus der Schule« bei *Peter Dudek* (Hrsg.), Hakenkreuz und Judenwitz. Antifaschistische Jugendarbeit in der Schule, Bensheim 1980.

33 *Peter Dudek*, Einblicke. Stichworte. Umrisse, in: *ders.*, Hakenkreuz und Judenwitz, S. 9–11, hier: S. 9.

34 *Kössler*, Antifaschistische Klassenzimmer?, S. 207.

35 Ebd., S. 208.

36 *Eike Hennig*, Neofaschismus in der Bundesrepublik – Über die Zunahme offen-faschistischer und rechtsradikaler Tendenzen unter Jugendlichen, in: *Dudek*, Hakenkreuz und Judenwitz, S. 134–153, hier: S. 140. Vgl. auch *Heinz-Werner Höffken/Martin Sattler*, Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Die »alte«, die »neue« Rechte und der Neonazismus, Hamburg 1978, S. 52 f.

tur in der NPD als größte rechtsextreme Organisation der Bundesrepublik: Während die Zahl ihrer Mitglieder insgesamt schrumpfte, wuchs der Jugendanteil.[37] Die gestiegene Militanz und die unverhohleneren NS-Bezüge galten als Folgen der veränderten Sozialstruktur, denn die radikalere Jugendorganisation der Partei, die »Jungen Nationaldemokraten« (JN), dominierte aufgrund ihres Zuwachses zunehmend das Auftreten der Rechten.[38] In propagandistischer Absicht betonte auch Kühnen, dass es sich bei den Aktivist:innen mehrheitlich um junge Leute und weniger um unbelehrbare Alt-Nazis handele.[39]

Die Irritation und das Entsetzen über diese Entwicklung waren bei vielen zeitgenössischen Beobachter:innen spürbar. In einer von der Hamburger Landeszentrale für politische Bildung beauftragten »Bildungs- und Informationsschrift« zum Rechtsextremismus von 1978 konstatierten die Politikwissenschaftler Heinz-Werner Höffken und Martin Sattler, dass rechtsextreme beziehungsweise neonazistische Jugendgruppen erst Mitte der 1970er-Jahre aufgekommen seien.[40] In erster Linie spiegelte ihre Aussage damit die zeitgenössische Wahrnehmung wider, die die Gefährdung der Jugend zum entscheidenden und vermeintlich neuartigen Phänomen erhob. Die Autoren sahen den Grund für die Radikalisierung im Generationenwechsel: Ihrer Meinung nach hatten die Erfahrungen der älteren Generation im Nationalsozialismus den Einfluss extrem rechter Ideologien bisher begrenzt; die Enkelgeneration sei jedoch von ihren Eltern nicht genügend sensibilisiert worden.[41]

Diese in vielen zeitgenössischen Quellen[42] greifbare Besorgnis hing damit zusammen, dass weite Teile der Gesellschaft, die nicht selbst von rassistischer Ausgrenzung und Gewalt betroffen waren, Rechtsextremismus bis dato »hauptsächlich als ein Phänomen ehemaliger Nationalsozialisten« gedeutet hatten.[43] Sie standen Ende der 1970er-Jahre vor der schmerzlichen Einsicht, dass Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus sich nicht mit der Erfahrungsgeneration des Nationalsozialismus gleichsam von selbst erledigt hatten, sondern dass menschenfeindliche Ideolo-

37 Vgl. *Hennig*, Neofaschismus in der Bundesrepublik, S. 140; sowie *Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis heute, S. 68.

38 Vgl. ebd.

39 Vgl. den folgenden Ausschnitt aus einem Gespräch mit Michael Kühnen 1978, zit. nach: *Hennig*, Neofaschismus in der Bundesrepublik, S. 141: »Wenn Sie sich hier umschauen, werden Sie feststellen, daß 80–90 Prozent unserer Leute, der wirklich aktiven Leute, zwischen 20 und 25 Jahre alt sind. Wir sind eine neue Generation, die erkannt hat, daß alle etablierten Strömungen im Grunde unfähig sind, die Probleme der Zukunft zu meistern.«

40 Vgl. *Höffken/Sattler*, Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland, S. 53. Anschließend stellten sie fünf Organisationen vor – von denen zwei schon seit den 1950er-Jahren existierten und eine dritte, die JN, seit Ende der 1960er-Jahre.

41 Vgl. ebd., S. 53: »Es gibt Mütter, die ihren Töchtern nicht vor Augen halten, daß solche Aktivitäten in solchen Organisationen zum Elend und zur Angst des Krieges geführt haben. Es findet kein warnender Austausch der Erfahrung zwischen den Generationen statt.«

42 Beispielsweise auch *Peter Dudek*, Grenzen und Möglichkeiten antifaschistischer Jugendarbeit, in: *Benno Hafeneger/Gerhard Paul/Bernhard Schoßig* (Hrsg.), Dem Faschismus das Wasser abgraben. Zur Auseinandersetzung mit dem Rechtsradikalismus, München 1981, S. 115–134, hier: S. 115: »Es sind nicht mehr die Väter, durch die der Nationalsozialismus in ihrer Jugend hindurchgegangen [!] ist, und jene, die trotzig in der Tradition apologetischer Rechtfertigung verharren; es sind deren Enkel, die sich für nazistische Gewaltsymbolik begeistern und gleichzeitig nicht mit der Vergangenheit ihrer Eltern und Großeltern belastet werden wollen.«

43 *Kössler*, Antifaschistische Klassenzimmer?, S. 207.

gien unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen eine neue, junge Anhängerschaft fanden.[44] Darauf müssten neue – eben auch pädagogische – Antworten gefunden werden, die einige in einer neu zu bestimmenden »antifaschistischen« Bildungsarbeit sahen.[45]

Die Wahrnehmung und die Erklärungen der rechtsextremen Mobilisierungswelle lassen bekannte, vielfach reaktivierte Muster erkennen: Rechtsextremismus wurde und wird mitunter bis heute auf ein Jugendproblem reduziert und folglich seine Bekämpfung durch neue pädagogische Ansätze oder Programme gefordert.[46] Dabei werden in der Pädagogik gleichzeitig Ursache und Lösung des Problems ausgemacht. Diese Pädagogisierung – die unter anderem von Wolfgang Meseth beschrieben worden ist – bedeutet gesamtgesellschaftlich eine Entlastung:[47] Einerseits wird das Problem durch diese Interpretation geschrumpft (es betrifft dann vordergründig nur noch einen Teil der Gesellschaft: die Jugendlichen, ihre Eltern beziehungsweise Lehrkräfte) und andererseits steht dessen potenzielle Lösbarkeit (durch die richtigen pädagogischen Maßnahmen) in Aussicht. Die Unfähigkeit der bundesrepublikanischen Gesellschaft, die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit anders denn als »bildungspolitisches Pflichtprogramm für nachwachsende Generatio-

44 Vgl. *Niethammer*, Nach dem Dritten Reich ein neuer Faschismus?, S. 106: »Seit die rechtsextremen Kader jüngere Altersdurchschnitte als selbst die Nazis in Weimar aufweisen, sind wir unsicher in unserer zynischen Erwartung geworden, die Frage der alten Nazis werde sich biologisch erledigen.« Explizit spricht dies auch eine Publikation des Kreisjugendrings Nürnberg 1978 an: »Wir erleben seit 1974/75 die Zerstörung vieler Nachkriegshoffnungen, den Zerfall des Glaubens, mit Abtreten der Nazis seien auch die gesellschaftlichen Probleme abgetreten, denen Hitler und seine Gefolgschaft ihren Aufstieg verdankten. Jammern und Ärger über ungenügend stattgefundene Entnazifizierung, über Versäumnisse, die Jugend der Bundesrepublik übers Dritte Reich aufzuklären, über Neonazis der Gegenwart bedeutet somit im Kern die noch unbewußte Formulierung der Erkenntnis, noch immer in gesellschaftlichen Verhältnissen zu leben, die prinzipiell keineswegs davor gefeit sind, einem neuen Faschismus ins Messer zu laufen.« *Rainer Rotermundt*, Nationalsozialismus und Neofaschismus. Thesen zur Entwicklung einer Bildungskonzeption, Nünberg [1978], S. 116. Im Grunde hatte Theodor W. Adorno diese Erkenntnis bereits in den 1960er-Jahren formuliert, doch Ende der 1970er-Jahre schien sie sich verstärkt Raum zu greifen, vgl. *Theodor W. Adorno*, Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959–1969, Frankfurt am Main 1971, S. 22 und 28. Ausführlich zitiert wird die Passage auch bei *Detlef Garbe*, Einleitung, in: *ders.* (Hrsg.), Die vergessenen KZs? Gedenkstätten für die Opfer des NS-Terrors in der Bundesrepublik, Bornheim-Merten 1983, S. 23–35, hier: S. 33.

45 Vgl. *Dudek*, Grenzen und Möglichkeiten antifaschistischer Jugendarbeit, S. 119; sowie *Falk Pingel*, Reaktionen der Schule auf das rechtsextreme Potential in der jungen Generation, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Der Nationalsozialismus als didaktisches Problem. Beiträge zur Behandlung des NS-Systems und des deutschen Widerstands im Unterricht, Bonn 1980, S. 161–163, hier: S. 162; *Deiters/Sander*, Jugend auf dem Marsch nach rechts?, S. 92.

46 Das Muster begegnet heute zum Beispiel, wenn in Politik oder Presse als Reaktion auf rassistische, homophobe oder antisemitische Vorfälle verpflichtende Besuche in KZ-Gedenkstätten gefordert werden, vgl. dazu *Elke Gryglewski*, Zur Diskussion über sogenannte Zwangsbesuche in Konzentrationslagern, in: Gedenkstättenrundbrief 189, 2018, S. 56–60.

47 Vgl. *Wolfgang Meseth*, Aus der Geschichte lernen. Über die Rolle der Erziehung in der bundesdeutschen Erinnerungskultur, Frankfurt am Main 2005; *ders.*, Die Pädagogisierung der Erinnerungskultur. Erziehungswissenschaftliche Beobachtungen eines bisher kaum beachteten Phänomens, in: Zeitschrift für Genozidforschung 8, 2007, H. 2, S. 96–117; *Rhein*, Erziehung nach Auschwitz in der Migrationsgesellschaft, insb. Kap. 4.

nen [zu] organisieren«, definierte der Frankfurter Erziehungswissenschaftler Peter Dudek jedenfalls schon 1982 als anhaltendes, strukturelles Problem.[48]

Als äußerst langlebig erwies sich auch die Interpretationsfigur des rechtsextremen Jugendlichen: Sie prägte beispielsweise noch die Auseinandersetzung mit der rechten Gewalt der frühen 1990er-Jahre entscheidend – und das, obwohl schon in den 1980er-Jahren »empirische Untersuchungen keine Korrelation zwischen Lebensalter und rechtsextremer Einstellung« festgestellt hatten.[49] Als Folge konzentrierte sich die gesellschaftliche Debatte über mögliche Reaktionen fast ausnahmslos auf den pädagogischen Bereich – insbesondere an Schulen und, wie im Folgenden gezeigt wird, zunehmend auch in der Jugendarbeit und an außerschulischen Lernorten.[50] Die konkreten Ansätze variierten dabei in Abhängigkeit von pädagogischem Vorverständnis und den bevorzugten Erklärungen.[51] Einem verbreiteten Verständnis zufolge resultierte die rechtsextreme Konjunktur der späten 1970er-Jahre vor allem aus dem mangelnden Wissen der Jugendlichen über den Nationalsozialismus – entsprechend galt mehr Aufklärung über die NS-Zeit und den Holocaust als Ausweg. Mit dem gleichen Muster, dem eine bildungsoptimistische Haltung zugrunde liegt, war bereits auf die Antisemitismus-Welle 1959/60 reagiert worden.[52] Andererseits stabilisierten zeittypische Überzeugungen diese Interpreta-

48 *Peter Dudek*, »Aufarbeitung der Vergangenheit« als Erziehungsprogramm? – Über die Schwierigkeit, antifaschistische Jugendarbeit zu begründen, in: Neue Praxis 12, 1982, S. 317–332, hier: S. 325 f.

49 *Kössler*, Antifaschistische Klassenzimmer?, S. 206. Die SINUS-Studie von 1981, die der westdeutschen Bevölkerung unerwartet hohe rechtsextreme Einstellungspotenziale attestierte, ermittelte diese weniger bei der im Fokus der Aufmerksamkeit stehenden Jugend denn bei älteren Deutschen, vgl. *Becker*, Er war nie weg, S. 66. Vgl. zur Studie den Aufsatz von Janosch Steuwer in diesem Band.

50 Hans-Gerd Jaschke hat darauf hingewiesen, dass Schule inzwischen als Akteurin der Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus deutlich zurückgedrängt wurde und stattdessen – wie nach der Selbstenttarnung des »NSU«-Kerntrios 2011 zu beobachten war – vielmehr das Politikfeld Innere Sicherheit sowie die außerschulische Bildungs- und Beratungslandschaft zu zentralen Faktoren im gesellschaftlichen Kampf gegen Rechtsextremismus geworden sind. *Hans-Gerd Jaschke*, Zur Rolle der Schule bei der Bekämpfung von Rechtsextremismus, in: APuZ 62, 2012, H. 18–19, S. 33–39. Aktuelle Beispiele für die Delegation von ›rechtsextremen Problemfällen‹ an Gedenkstätten und andere außerschulische Lernorte zum Nationalsozialismus liefern *Meron Mendel/Tom David Uhlig*, Katharsis oder Bildung. (Dys-)funktionale Strategien gegen Antisemitismus, in: *Katharina Rhein/Z. Ece Kaya* (Hrsg.), Rassismus, Antisemitismus und Antiziganismus in der postnationalsozialistischen Gesellschaft. Erziehungswissenschaftliche und pädagogische Auseinandersetzungen, Weinheim/Basel 2021, S. 195–205.

51 Vgl. *Kössler*, Antifaschistische Klassenzimmer?, S. 211–213.

52 Vgl. *Peter Dudek*, »Der Rückblick auf die Vergangenheit wird sich nicht vermeiden lassen«. Zur pädagogischen Verarbeitung des Nationalsozialismus in Deutschland (1945–1990), Opladen 1995, S. 268; ausführlicher *Bergmann*, Antisemitismus in öffentlichen Konflikten, Kap. II.4. Bereits zeitgenössisch regte sich aber auch Kritik an diesem Kurzschluss, vgl. zum Beispiel *Gerhard Paul*, Grenzen und Möglichkeiten politischer Bildung im Kampf gegen den jugendlichen Rechtsextremismus, in: *ders./Bernhard Schoßig* (Hrsg.), Jugend und Neofaschismus. Provokation oder Identifikation? Frankfurt am Main 1979, S. 178–209, insb. S. 183; *Karl-Klaus Rabe*, Beispiele und Einschätzungsversuche neofaschistischer Tendenzen im Bereich organisierter und nichtorganisierter Jugendlicher, in: *Paul/Schoßig*, Jugend und Neofaschismus, S. 45–63, hier: S. 62; *Dudek*, »Aufarbeitung der Vergangenheit« als Erziehungsprogramm?, S. 322 und 325.

tion: Die in den Faschismusdeutungen der 1970er-Jahre gängige Überbetonung der Verführungskraft der NS-Propaganda etwa befeuerte die Sorge vor der Anfälligkeit für aktuelle rechte Propaganda und ließ die Konfrontation mit den NS-Verbrechen als wirksames Gegenmittel erscheinen.[53] Des Weiteren trug der sogenannte Boßmann-Schock von 1977 erheblich dazu bei, dass die mangelnde Aufklärung in den Schulen als zentrale Ursache in den Fokus rückte.

Auf dem Höhepunkt der Nazi-Nostalgiewelle hatte der Geschichtslehrer Dieter Boßmann beschlossen, Aufsätze von Schüler:innen zum Thema »Was ich über Adolf Hitler gehört habe« zu sammeln. Auszüge daraus veröffentlichte er anschließend in einem Buch, mit dem er das teils frappierende Unwissen der Schüler:innen über den Nationalsozialismus medienwirksam skandalisierte und ihr Beharren auf Mythen und Legenden, die sich vielfach um die Person Hitlers rankten, anprangerte. Die Veröffentlichung verursachte einen regelrechten Schock und stieß eine gesellschaftliche Debatte in der Politik, dem Feuilleton sowie in Geschichtsdidaktik und Pädagogik an; sie wurde auch in der DDR wahrgenommen.[54] Heute ist der »Boßmann-Schock«[55] zumindest außerhalb der Geschichtsdidaktik allerdings in Vergessenheit geraten.[56]

Nazi-Nostalgiewelle, extrem rechte Konjunktur und die desaströsen Ergebnisse der Boßmann-Studie sowie die damit einhergehenden Forderungen nach mehr Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus setzten zunächst die öffentlichen Bildungsinstitutionen unter Handlungsdruck. Auf Intervention unter anderem von GEW und Zentralrat der Juden wies beispielsweise die Kultusministerkonferenz (KMK) im April 1978 die Schulen an, den Nationalsozialismus besonders intensiv zu behandeln.[57] Explizit heißt es im Beschluss:

---

53 Vgl. *Kössler*, Antifaschistische Klassenzimmer?, S. 211. Diesen Befund bestätigen als Quellen die Beiträge in: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Berlin, Wider das Vergessen.

54 Vgl. *Bodo von Borries*, Unkenntnis des Nationalsozialismus – Versagen des Geschichtsunterrichts? Bemerkungen zu alten und neuen empirischen Studien, in: Geschichtsdidaktik 5, 1980, S. 109–126; sowie mit weiteren zeitgenössischen Reaktionen *Volkhard Knigge*, »Triviales« Geschichtsbewußtsein und verstehender Geschichtsunterricht, Pfaffenweiler 1988, S. 20 f.; zur Wahrnehmung in der DDR: ein Beitrag in der Zeitschrift »Film und Fernsehen«, der vor allem die Absicht verfolgte, die Bundesrepublik zu attackieren, vgl. *o. V.*, Was Schüler über Hitler sagen, in: Film und Fernsehen 7, 1979, H. 1, S. 43–45.

55 *Knigge*, »Triviales« Geschichtsbewußtsein und verstehender Geschichtsunterricht, S. 20.

56 Im »Lexikon der Vergangenheitsbewältigung« erhielt der »Boßmann-Schock« beispielsweise keinen eigenständigen Eintrag. Thomas Sandkühler gehört als Geschichtsdidaktiker zu den wenigen, die sich in jüngerer Zeit zumindest etwas ausführlicher mit dem Phänomen befasst haben, vgl. *Thomas Sandkühler*, NS-Propaganda und historisches Lernen, in: APuZ 65, 2015, H. 43–45, S. 39–45; sowie *ders.*, Vergangene Fehler nicht aus Gedankenlosigkeit wiederholen. Die selbstkritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und die Konzeptualisierung von historisch-politischer Bildung und Gedenkstättenarbeit in der »alten« Bundesrepublik, in: *Volkhard Knigge* (Hrsg.), Jenseits der Erinnerung – Verbrechensgeschichte begreifen. Impulse für die kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nach dem Ende der Zeitgenossenschaft, Göttingen 2022, S. 100–119, hier: S. 113.

57 Vgl. mit weiteren Reaktionen *Paul*, Grenzen und Möglichkeiten politischer Bildung, S. 180–184; sowie zur Vorgeschichte des KMK-Beschlusses *Harald Schmid*, Erinnern an den »Tag der Schuld«. Das Novemberpogrom von 1938 in der deutschen Geschichtspolitik, Hamburg 2001, S. 333 f.

> »daß es eine wichtige Aufgabe der Schule ist, die Schüler zu politischer Urteilsfähigkeit zu führen und diese durch solide Kenntnisse, insbesondere auch der Geschichte unserer jüngsten Vergangenheit, zu untermauern. Dies ist eine notwendige Grundlage, um junge Menschen vor der Gefahr beschönigender Vorstellungen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zu schützen. […] Die Schule muß auch heute der unkritischen Hinnahme von verharmlosenden oder gar verherrlichenden Darstellungen des […] Dritten Reiches und seiner Repräsentanten aktiv entgegenwirken.«[58]

Solides Wissen über den Nationalsozialismus erscheint darin – in typischer Weise – als wirksames Mittel zur Immunisierung gegen Neonazipropaganda. Im KMK-Beschluss hieß es weiter, die Versammlung werde die bpb bitten, geeignetes Unterrichtsmaterial vorzubereiten. Insgesamt lässt sich mit Veröffentlichung der Boßmann-Studie 1977 eine breite Bildungsoffensive zur Vermittlung von Geschichtswissen zur NS-Zeit nachweisen.[59] Die bpb nahm die Anregung der KMK auf und beteiligte sich an diesem bildungspolitischen Vorstoß.[60] Davon zeugen zum Beispiel die 1978 veröffentlichten Begleitmaterialien zu der bevorstehenden Aussendung der Serie »Holocaust«[61] oder eine didaktische Fachtagung von bpb und Deutscher Forschungsgemeinschaft, die im November 1978 in Berlin abgehalten wurde.[62]

Aus fachdidaktischer und erziehungswissenschaftlicher Sicht hatte die Boßmann-Studie allerdings auch die Annahme bestätigt, dass ein simples Mehr an NS-Vermittlung das Problem nicht lösen werde. Offensichtlich verfehlte der ohnehin in die Diskussion geratene Geschichtsunterricht sein Ziel. Etliche Tagungen und Publikationen erörterten auf der Basis von Bestandsaufnahmen deshalb mögliche pädagogische Gegenstrategien.[63] Insbesondere linksalternative, an der kritisch-emanzipativen Pädagogik und Didaktik der 1970er-Jahre orientierte Personen – wie der

---

58 Behandlung des Nationalsozialismus im Unterricht. Beschluß der Kultusministerkonferenz vom 20.4.1978, in: Sammlung der Beschlüsse der Ständigen Kultusministerkonferenz, Grundwerk, 3. Aufl., Hürth 1982, Nr. 553.

59 Vgl. *Schmid*, Erinnern an den »Tag der Schuld«, S. 333. Schmid erkannte in dieser »Pädagogisierung« die Haupttendenz des öffentlichen Gedenkens zum 40. Jahrestag des Novemberpogroms 1978.

60 Eine Kopie des Beschlusses, in der der die bpb betreffende Satz markiert ist, wurde in deren Akten abgelegt, vgl. BArch (Koblenz), B 106/77510.

61 Das bereits vor der Fernsehausstrahlung in hoher Auflagenzahl gedruckte Begleitmaterial ermöglicht eine Einordnung der deutschen Adaption der Serie in diesen Kontext, vgl.: Holocaust. Materialien zu einer amerikanischen Fernsehserie über die Judenverfolgung im »Dritten Reich«, erarb. u. zusammengest. v. *Wilhelm van Kampen*, hrsg. v. Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW und der LpB, Düsseldorf 1978.

62 Vgl. den Tagungsband Bundeszentrale für politische Bildung, Der Nationalsozialismus als didaktisches Problem.

63 Die Evangelische Akademie Loccum veranstaltete beispielsweise die Tagungen »Vorurteile ohne Ende« (1977) und »Hitler in der Schule« (1978), die in folgendem Band dokumentiert sind: *Michael Bosch* (Hrsg.), Antisemitismus, Nationalsozialismus und Neonazismus, Düsseldorf 1979. Der Bundesjugendring tagte im September 1978 in Gauting zum Thema »Jugend und Neofaschismus« und organisierte 1980 mit dem Hessischen Jugendring eine Folgetagung, vgl. *Paul/Schoßig*, Jugend und Neofaschismus; sowie *Hafeneger/Paul/Schoßig*, Dem Faschismus das Wasser abgraben. Als weitere Beispiele: *Anneliese Manzmann* (Hrsg.), Hitlerwelle und historische Fakten. Mit einer Literaturübersicht und einer Materialsammlung zum Neonazismus, Königstein im Taunus 1979; *Peter Meyers/Dieter Riesenberger* (Hrsg.), Der Nationalsozialismus

Erziehungswissenschaftler Peter Dudek oder der Geschichtsdidaktiker Klaus Bergmann – räumten bereitwillig Defizite in der bisherigen Arbeit ein.[64] Sie forderten die Demokratisierung des gesamten Schulalltags und die Erziehung zu (selbst-)kritischen, emanzipierten Persönlichkeiten sowie eine andere Art der Vermittlung in und außerhalb der Schulen: Innerhalb der Geschichtsdidaktik war besonders die von Klaus Bergmann problematisierte, aber immer noch weitverbreitete Personalisierung, also die Verengung auf die Person Hitlers, als hinderlich ausgemacht worden.[65] Für die Pädagogik galten – im Anschluss an die Kritik der 1968er – die autoritären Strukturen in Schule beziehungsweise Gesellschaft und die unzureichende Einbeziehung von Emotionen in die Lernprozesse als ursächlich für das Scheitern.

Pädagog:innen und Geschichtsdidaktiker:innen konnten sich vor diesem Hintergrund durch die enorme Wirkung der »Holocaust«-Serie in ihren vorherigen Annahmen eher bestätigt sehen – beispielsweise hinsichtlich der Bedeutung von Emotionen beim Lernen oder der notwendigen Ausrichtung der Angebote an den Fragen und Interessen der Lernenden, also der Subjektorientierung. Sie reagierten deshalb wohlwollender und weniger erschüttert als ihre Kollegen aus der Geschichtswissenschaft, für die die Ausstrahlung »einen schwarzen Freitag« markierte, der ihre Versäumnisse drastisch offenlegte.[66] In bildungsgeschichtlicher Perspektive erschütterten die Boßmann-Studie und die durch die »Hitler-Welle« vorbereitete Konjunktur des (als Jugendproblem wahrgenommenen) Rechtsextremismus deshalb nachhaltiger als die Ausstrahlung von »Holocaust«. Dies zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die Bücher, die sich zeitgenössisch mit NS-Vermittlung und päda-

---

in der historisch-politischen Bildung, Göttingen 1979; Bundeszentrale für politische Bildung, Der Nationalsozialismus als didaktisches Problem.

64 Die »Kritische Erziehungswissenschaft«, zu deren bekanntesten Vertretern Wolfgang Klafki und Klaus Mollenhauer gehören, entwickelte sich in Anlehnung an die Kritische Theorie und in Abgrenzung von der bis dahin dominanten geisteswissenschaftlichen Pädagogik. Sie stellte das Zusammenspiel zwischen Kind und Gesellschaft in den Vordergrund und erhob die »Emanzipation« der Subjekte zur Leitidee. Innerhalb der Geschichtsdidaktik bildete sich in den 1970er-Jahren ebenfalls eine ähnlich orientierte, »kritisch-kommunikative« Richtung heraus, mit der sich unter anderem die Namen Annette Kuhn, Klaus Bergmann, Hans-Jürgen Pandel und Werner Boldt verbanden, vgl. *Thomas Sandkühler*, Geschichtsdidaktik als gesellschaftliche Repräsentation. Diskurse der Disziplin im zeitgeschichtlichen Kontext um 1970, in: *Michael Sauer/Charlotte Bühl-Gramer/Marko Demantowsky* u. a. (Hrsg.), Geschichtslernen in biographischer Perspektive. Nachhaltigkeit – Entwicklung – Generationendifferenz, Göttingen 2014, S. 313–332; *Thomas Sandkühler*, Die Entstehung der Geschichtsdidaktik. Warum die 70er Jahre?, in: *Wolfgang Hasberg/Holger Thünemann* (Hrsg.), Geschichtsdidaktik in der Diskussion. Grundlagen und Perspektiven, Frankfurt am Main 2016, S. 415–434.

65 Vgl. *Klaus Bergmann*, Personalisierung im Geschichtsunterricht – Erziehung zu Demokratie?, Stuttgart 1972. Sie begegnete beispielsweise in der zeitgenössisch noch durchaus geläufigen Rede vom »Hitler-Reich« statt der »NS-Zeit«.

66 *O. V.*, Ein schwarzer Freitag für die Historiker, in: Der SPIEGEL, 28.1.1979. Vgl. exemplarisch für die zeitgenössische Wahrnehmung seitens der Geschichtswissenschaft *Martin Broszat*, Holocaust und die Geschichtswissenschaft, in: VfZ 27, 1979, S. 285–298; dazu die aktuelle Re-Lektüre seines Aufsatzes von *Frank Bösch*, Versagen der Zeitgeschichtsforschung? Martin Broszat, die westdeutsche Geschichtswissenschaft und die Fernsehserie »Holocaust«, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 6, 2009, H. 3, S. 477–482. Gerhard Paul wies 2010 berechtigterweise darauf hin, dass der unterstellte große Einfluss der TV-Serie auf die Thematisierung in den Schulen erst noch empirisch nachzuweisen wäre, vgl. *Paul*, Holocaust – Vom Beschweigen zur Medialisierung, S. 23.

gogischen Antworten auf den Rechtsextremismus beschäftigten, vielfach ohne Verweise auf die Serie »Holocaust« auskamen, während sie durchgängig auf die Boßmann-Studie und/oder Rechtsextremismus rekurrierten.[67] Als Reaktion auf diese drängenden Probleme kam es zu einer breiten Bildungsoffensive, an der staatliche sowie zivilgesellschaftliche Akteure und nicht zuletzt engagierte Einzelpersonen beteiligt waren. Sie teilten das Ansinnen, das demokratische Bewusstsein der Jugendlichen durch historisch-politische Aufklärung über den Nationalsozialismus zu fördern und so den Rechtsextremismus zurückzudrängen.[68] Insbesondere linke Pädagog:innen und Erziehungswissenschaftler:innen plädierten basierend auf einer Kritik bisheriger Ansätze für eine Neuausrichtung der Bemühungen und bezogen sich für deren Bezeichnung affirmativ auf den Antifaschismus-Begriff. Unter Verwendung der Quellenterminologie werden im Folgenden Grundlinien und Projekte der »antifaschistischen Erziehung« oder »antifaschistischen Bildungsarbeit« vorgestellt.[69]

## II. »Antifaschistische Bildungsarbeit« als pädagogische Antwort

Ihre Hochphase erlebte die »antifaschistische Bildungsarbeit« Anfang der 1980er-Jahre: An zahlreichen Schulen sowie in Jugendzentren wurden »antifaschistische« beziehungsweise »antinazistische« Aktionstage oder Projekte veranstaltet, Stellungnahmen und Lehrmaterialien verfasst, Sammelbände und Erfahrungsberichte ver-

67 Vgl. exemplarisch die folgenden drei Beispiele: Peter Meyers und Dieter Riesenberger sahen sich laut Vorwort durch Rechtsradikalismus und »Hitler-Welle« (Kommerzialisierung, Ästhetisierung und Trivialisierung des NS) zu ihrem Band herausgefordert, während sie die Serie nicht einmal erwähnen, obwohl Fertigstellung des Manuskripts und Drucklegung erst einige Monate nach der Ausstrahlung erfolgten, wie andere Beiträge belegen (S. 32 und 120), vgl. *Peter Meyers/Dieter Riesenberger*, Einführung, in: *dies.*, Der Nationalsozialismus in der historisch-politischen Bildung, S. 5–7, hier: S. 5. Auch das Team eines Hannoveraner Jugendzentrums erwähnte die Serie nicht, sondern benannte in einem Beitrag über ihr lokalgeschichtliches Stadtspiel als Anstöße die frappierende Unkenntnis der Jugendlichen bezüglich des Nationalsozialismus und die Verdrängung der NS-Vergangenheit aus dem öffentlichen Raum und Bewusstsein, vgl. Autorenkollektiv Unabhängiges Jugendzentrum Glocksee, Auf den Spuren der Geschichte. Ein antifaschistisches Stadtspiel in Hannover, in: *Hafeneger/Paul/Schoßig*, Dem Faschismus das Wasser abgraben, S. 25–39, hier: S. 25 f. Für den Bereich der Gedenkstätten mag die Einleitung von Detlef Garbe zu dem 1983 veröffentlichten Band »Die vergessenen KZs?« als Beispiel dienen, in der er den zunehmenden Neonazismus erwähnt sowie die damals aktuelle SINUS-Studie und die dann schon einige Jahre zurückliegende Boßmann-Studie, nicht aber die TV-Serie, vgl. *Garbe*, Einleitung, S. 29.

68 Der Politikwissenschaftler Hans-Gerd Jaschke bezeichnete diese Annahme treffend als »Aufklärungsparadigma«, vgl. *Hans-Gerd Jaschke*, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Begriffe, Positionen, Praxisfelder, Opladen 1994, S. 164–171, hier: S. 164. Vielleicht wird die Ausstrahlung von »Holocaust« nicht zuletzt deshalb gern als Zäsur herangezogen, weil diese Setzung dieses Paradigma zu bestätigen scheint und das beruhigende Versprechen enthält, Läuterung durch (kulturelle) Bildung sei möglich.

69 In die Analyse einbezogen wurden nur Projekte beziehungsweise Ansätze, die sich selbst als »antifaschistisch« beschrieben.

öffentlicht.[70] Es war die Rede von »Grundprinzipien einer antifaschistischen Erziehung«, vom »antifaschistischen Auftrag« der Schulen[71] und der Jugendverbände[72], mitunter wurde »antifaschistische Erziehung« sogar als »pädagogischer Leitbegriff« behandelt.[73] Nach über zehnjähriger Diskussion zog Dudek – als einer der publizistisch aktivsten Vertreter des Konzepts – 1990 allerdings »nicht zuletzt mit Blick auf die kontraproduktiven Effekte eines staatlich verordneten Antifaschismus in der DDR« eine äußerst nüchterne Bilanz: Es gelte nunmehr, »endlich Abschied zu nehmen von der Illusion, man könne mit ›antifaschistischen‹ Erziehungs- und Bildungskonzepten auf die Rechtsentwicklung Jugendlicher angemessen reagieren«, denn »Antifaschismus taugt in diesem Zusammenhang allenfalls zur politischen Selbstvergewisserung linker Pädagogen, um damit ihr professionelles Selbstverständnis zu legitimieren«.[74] Mit dem Ende der DDR geriet die »antifaschistische Erziehung« in der Bundesrepublik rasch in Vergessenheit, weil der Rückgriff auf den Antifaschismus-Begriff (erneut) zunehmend untragbar erschien.[75]

Dies war rund zehn Jahre zuvor anders: Die an der Konjunktur »antifaschistischer« Bildungsbemühungen beteiligten Pädagog:innen und Wissenschaftler:innen identifizierten sich überwiegend mit dem Begriff – oder störten sich zumindest nicht an seiner Verwendung.[76] Anstrengungen, diese Bezugnahme theoretisch zu begründen oder den komplexen, historisch unterschiedlich verstandenen Begriff und seine Bedeutung für ihre Bildungsarbeit allgemeingültig zu definieren, blieben allerdings die Ausnahme. Dabei ist die Bezugnahme durchaus bemerkenswert, denn in der frühen Bundesrepublik war »Antifaschismus« im Zeichen des Kalten Kriegs rasch als prosowjetisch marginalisiert und durch einen hauptsächlich antikommunistisch verstandenen Antitotalitarismus-Begriff ersetzt worden.[77] Erst die 68er-Bewegung ermöglichte ein Wiederanknüpfen an den Begriff im Zuge der »um

70 Vgl. zum Beispiel *Dudek*, Hakenkreuz und Judenwitz; Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Berlin, Wider das Vergessen; *Hafeneger/Paul/Schoßig*, Dem Faschismus das Wasser abgraben.

71 Beide Zitate: AG Faschismus/Neofaschismus der GEW Berlin, Vorbemerkung, in: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Berlin, Wider das Vergessen, S. 9–10, hier: S. 10.

72 Der Deutsche Bundesjugendring als Dachorganisation der Jugendverbände verwies ebenfalls auf seinen satzungsmäßig verankerten »antifaschistische[n] Auftrag«, vgl. *Konrad Gilges*, Deutscher Bundesjugendring über neofaschistische Tendenzen in der Jugend, in: *Paul/Schoßig*, Jugend und Neofaschismus, S. 15–17, hier: S. 16.

73 *Peter Dudek*, »Antifaschistische Erziehung«? Skeptische Überlegungen zu einem pädagogischen Leitbegriff, in: Die deutsche Schule 82, 1990, S. 474–483.

74 Ebd., S. 480.

75 Vgl. *Jaschke*, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit, S. 172–176, hier: S. 175 f. Jaschke empfahl 1994 ebenfalls, den Antifaschismus-Begriff »als pädagogische und politische Weltformel für den Kampf gegen rechts aufzugeben« (ebd., S. 176). Dies lag unter anderem an der zu Beginn der 1990er-Jahre einsetzenden kritischen Auseinandersetzung mit der Funktionalisierung des Begriffs in der DDR sowie der Ausweitung dieser Kritik auf den Antifaschismus per se, vgl. *Markus Wegewitz*, Kategorienfehler: Antifaschismus im öffentlichen Diskurs und transnationaler Biografik, in: Studia Litteraria Historica 10, 2021, S. 1–18, hier: S. 3.

76 Eine Ausnahme bildete *Joachim Radkau*, Historische Authentizität und politische Aktualität aus der Sicht der Geschichtsdidaktik, in: *Hafeneger/Paul/Schoßig*, Dem Faschismus das Wasser abgraben, S. 164–185, insb. S. 173–175.

77 Vgl. als grundlegende Einführung und mit weiteren Literaturhinweisen *Jens Späth*, Antifaschismus. Begriff, Geschichte und Forschungsfeld in westeuropäischer Perspektive, Version: 1.0, in:

das NS-Thema zentrierte[n], generationellen Radikalisierung«.[78] Doch nach wie vor wurde der Begriff in offiziellen oder institutionellen Zusammenhängen in der Bundesrepublik gemieden. Wer vom »Antifaschismus« sprach, musste damit rechnen, als Unterstützer der DDR und linksradikaler Staatsfeind isoliert beziehungsweise vom Verfassungsschutz beobachtet zu werden. So erging es etwa der »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten« (im Folgenden: VVN).[79]

Die SED-finanzierte VVN hing einer orthodox kommunistischen Faschismusinterpretation an.[80] Faschismus galt demnach »als Herrschaftsform, die Schwerindustrie und Hochfinanz – und dies nicht nur im Jahre 1933 – zur Aufrechterhaltung der alten Ordnung und zur Durchsetzung ihrer ökonomischen und politischen Ziele benötigen«, wie Max Oppenheimer es formuliert hatte.[81] Da die gesellschaftlichen Grundlagen von Faschismus und Krieg im Kapitalismus weiter bestanden, stelle der Faschismus eine bleibende Bedrohung der Demokratie dar. Antifaschismus bedeutete für die VVN deshalb, »ausgehend von den Erfahrungen des Widerstandskampfes gegen Faschismus und Krieg« zu kämpfen sowie »gegen alle Formen und Tendenzen des Faschismus und Militarismus, für die Erhaltung und Ausweitung der Demokratie, für die Durchsetzung der politischen Entspannung und militärischen Abrüstung«. Solange »die gesellschaftlichen Grundlagen für Faschismus und Krieg weiterbestehen«, kämpfe die VVN außerdem »für die Beseitigung der großen Monopole«. Beide Zielsetzungen seien eng verbunden.[82] Der »antifaschistische Widerstandskampf« nahm dabei eine besondere Rolle ein, denn darin sah die VVN »einen Höhepunkt in den demokratischen und revolutionären Traditionen unseres Volkes«, weshalb es gelte, »die geistigen und moralischen Werte dieser progressiven

---

Docupedia-Zeitgeschichte, 4.2.2019, URL: <http://docupedia.de/zg/Spaeth_antifaschismus_v1_de_2019> [31.1.2023].

78 Vgl. dazu grundlegend *Detlef Siegfried*, Zwischen Aufarbeitung und Schlußstrich. Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten 1958 bis 1969, in: *Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lammers* (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 77–113, Zitat: S. 106.

79 Die VVN hatte sich 1971 für neue, nicht verfolgte Mitglieder geöffnet und ihren Namen im Zuge dessen um »Bund der Antifaschisten« erweitert, um damit ihr Fortbestehen zu sichern und auch der stärkeren Konzentration auf aktuelle politische Themen Rechnung zu tragen. Aufgrund des »Radikalenerlasses« von 1972 mussten potenzielle Mitglieder negative Konsequenzen einer Mitgliedschaft für ihr berufliches Fortkommen fürchten, vgl. grundlegend zur Organisation *Jascha März*, Zwischen Politik und Interessenvertretung. Die Verbände der politischen Opfer des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland von 1947 bis 1990, Diss., Köln 2016.

80 Vgl. ebd., S. 276.

81 *Max Oppenheimer*, Die Vermittlung des antifaschistischen Widerstands als Beitrag zur humanistischen Erziehung der jungen Generation. Rede zur Verleihung des Günther-Weisenborn-Literaturpreises am 16. September [1973] in Hanau, Studienkreis Deutscher Widerstand, Dokumentationsarchiv, Opp3, S. 4. Max Oppenheimer war ehemaliger Geschäftsführer der VVN und in deren Präsidium ab 1970 für Geschichtsforschung zuständig; zu Leben und Werk Oppenheimers liegt bislang leider kaum Forschung vor, vgl. *Barbara Bromberger/Karl Heinz Jahnke*, Max Oppenheimer (1919–1994), in: *Günter Benser/Michael Schneider* (Hrsg.), »Bewahren – Verbreiten – Aufklären«. Archivare, Bibliothekare und Sammler der Quellen der deutschsprachigen Arbeiterbewegung, Bonn 2009, S. 238–241.

82 *Max Oppenheimer*, Aufgaben und Perspektiven der Bildungsarbeit für die Jahre 1977/78, Studienkreis Deutscher Widerstand, Dokumentationsarchiv, Opp2, S. 2.

Tradition, ihre Erfahrungen und Erkenntnisse zu bewahren, in der Öffentlichkeit bekanntzumachen und sie an die junge Generation weiterzugeben«.[83]

Die VVN verfolgte stets die doppelte Zielstellung, einerseits »unsere Mitglieder zu qualifizieren und zugleich Interessenten an unsere Organisation heranzuführen«.[84] Die konkreten Ziele der Bildungsarbeit variierten deshalb »je nach Ausprägung des antifaschistischen Bewußtseins und Handlungsvermögens der Teilnehmer« von der bloßen Bereitstellung historischer Informationen zum Widerstand, über die

> »systematische Analyse und Diskussion aktueller Bedingungen antifaschistischer Politik […] bis zur Einübung instrumenteller Fertigkeiten – wie das Leiten von Versammlungen, das Auftreten als Referent oder Diskussionsredner usw. […] zur Qualifizierung junger Funktionäre unserer Organisation«.[85]

Die Geschichtsvermittlung über den »antifaschistischen Widerstandskampf« stand damit für die VVN nicht nur im Zeichen von Demokratiebildung und humanistischer Aufklärung, sondern diente gleichzeitig der Werbung, Bindung und Qualifizierung von Mitgliedern sowie der Popularisierung ihres Faschismusverständnisses und der darauf aufbauenden Kapitalismuskritik.[86]

Aus diesem Antrieb entfaltete die VVN von ihrem organisatorischen Zentrum in der Frankfurter Bundesgeschäftsstelle aus eine rege Bildungsarbeit in der Öffentlichkeit, an Schulen und bei Jugendgruppen.[87] Auch andere Akteure beförderten die Wiederentdeckung beziehungsweise Neubewertung des Widerstands: So besann sich auch die SPD an der Schwelle zu den 1980er-Jahren verstärkt auf ihr Erbe, reaktivierte ihren Verfolgtenverband, die »Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten« und bemühte sich, die sozialdemokratischen Widerstandskämpfer:innen zu würdigen und ihre Geschichten bekannt zu machen.[88] Im Zuge der

---

83 Aus einem Arbeitspapier des VVN-Bundeskongresses von 1973, zit. nach: *Oppenheimer*, Die Vermittlung des antifaschistischen Widerstands als Beitrag zur humanistischen Erziehung, S. 5.

84 *Oppenheimer*, Aufgaben und Perspektiven der Bildungsarbeit für die Jahre 1977/78, S. 8. Das Ziel war letztlich auch, »Kräfte des liberalen Bürgertums und christliche Kreise für den antifaschistischen Kampf zu gewinnen«, ebd., S. 2.

85 Ebd., S. 3.

86 Vgl. ebd., S. 7 f.; *März*, Zwischen Politik und Interessenvertretung, S. 278.

87 Zur Bildungsarbeit der VVN liegt bislang kaum Forschung vor, obwohl diese spätestens ab den 1970er-Jahren ein Schwerpunkt ihrer Tätigkeit war. Sie zielte auf eine breitere Würdigung und Repräsentation des Widerstands aus der Arbeiter:innenbewegung; zu den Meilensteinen gehörten unter anderem die Schulbuchkonferenz 1967 in Frankfurt am Main und in der Folge die Etablierung des »Studienkreises zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des Deutschen Widerstands 1933–1945«. Maßgeblich beteiligt war Oppenheimer – personell, finanziell und geografisch blieb der Studienkreis von der VVN abhängig. 1971 realisierte der Studienkreis eine erste Ausstellung zum »antifaschistischen Widerstand«; 1975 entstand nach einem Buch von Oppenheimer der Film »Berichte vom Widerstand«, in dem stellvertretend für unterschiedliche Gruppen prominente Mitglieder des Widerstands aus ihren Erfahrungen berichteten und der in der Bildungsarbeit der VVN eine zentrale Rolle spielte. Grundsätzlich steht eine empirisch abgesicherte Beurteilung des Beitrags von ehemaligen NS-Verfolgten an der Bildungsarbeit über den Nationalsozialismus aus; erste Überlegungen konzentriert auf den Bereich der Gedenkstätten enthält mein Promotionsprojekt.

88 Vgl. grundlegend *Kristina Meyer*, Die SPD und die NS-Vergangenheit 1945–1990, Göttingen 2015, S. 395–417.

neuen Geschichtsbewegung mit der Hinwendung zur Alltags- und Lokalgeschichte sowie der Etablierung der Oral History wurden ab Mitte der 1970er-Jahre außerdem Lebensberichte von Arbeiter:innen zunehmend als Quellen entdeckt.[89]

Im Angesicht dieser Entwicklungen und der rechtsextremen Bedrohungslage erlangte die VVN in den späten 1970er-Jahren zunehmend öffentliche Anerkennung. Der »antifaschistische Widerstand« erlebte eine Aufwertung und der Antifaschismus-Begriff büßte etwas von seiner Anrüchigkeit ein. Dies lässt sich am Beispiel Hamburgs gut belegen: Bis Ende der 1970er-Jahre hatte der Hamburger Senat jeglichen Kontakt zu den in VVN oder »Arbeitsgemeinschaft Neuengamme« organisierten ehemaligen KZ-Häftlingen vermieden, da beide Verbände als kommunistische Tarnorganisationen eingestuft wurden. Doch Ende des Jahrzehnts kam es zu einem Paradigmenwechsel: Im April 1978 nahm die Bürgerschaft einstimmig einen Antrag von SPD-Abgeordneten an, der zur »Verhinderung rechtsextremistischer Aktivitäten« unter anderem forderte, dass »durch Wanderausstellungen und Vortragsveranstaltungen (unter der Beteiligung ehemaliger Nazi-Verfolgter) die Auseinandersetzung mit dem Nazismus offensiv an die Bevölkerung herangetragen« werde.[90] Während es zuvor insbesondere der VVN schwergefallen war, Zugang in die Schulen zu finden, erhielten die Vertreter:innen von Verfolgtenorganisationen von nun an zahlreiche Möglichkeiten, ihre Sicht auf den Nationalsozialismus, auf Verfolgung und Widerstand zu schildern.[91] Der in der Bildungsarbeit ohnehin aktive Hamburger VVN-Landesverband verstärkte daraufhin seine Bemühungen, an Schulen über die NS-Zeit und insbesondere den Widerstand zu informieren. Die GEW veröffentlichte dazu im Sommer 1979 im Themenheft »Antifaschistische Erziehung« der »Hamburger Lehrerzeitung« unter dem Titel »Diese Widerstandskämpfer kommen in den Unterricht« eine für Lehrkräfte aufbereitete Übersicht von 15 VVN-Angehörigen mit Namen und knappen biografischen Angaben.[92] Fridtjof Kelber, CDU-Abgeordneter in der Hamburger Bürgerschaft, reagierte verärgert auf diese Werbung und erinnerte den Senat in einer kleinen Anfrage daran, dass die Porträtierten eben jener VVN angehörten, die auch im jüngsten Verfassungsschutzbericht »als kommunistische, linksradikale Organisation« eingestuft wurde. Er fragte, ob der Senat den Auftritt von Personen im Unterricht billigen könne, »die nur aus einseitiger kommunistischer Sicht als ›Widerstandskämpfer‹ auftreten«, und was getan würde, »um zu verhindern, daß der Unterricht mit Hilfe der genannten Personen eine ein-

89 Vgl. *Andrea Althaus/Linde Apel*, Oral History, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 28.3.2023, URL: <http://docupedia.de/zg/Althaus_apel_oral_history_v1_de_2023> [22.5.2023].

90 Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, Drucksache 8/3586, 11.4.1978, abgedr. in: VVN Hamburg (Hrsg.), Erzählte Geschichte. Berichte zur Mitwirkung antifaschistischer Widerstandskämpfer im Unterricht, Hamburg 1982, S. 34.

91 Vgl. *März*, Zwischen Politik und Interessenvertretung, S. 321. Während März den Wandel mit der Ausstrahlung von »Holocaust« erklärt (S. 320–322), zeigt gerade das Hamburger Beispiel, dass wesentliche Anstöße von der rechtsextremen Konjunktur und deren Wahrnehmung als pädagogisch zu adressierendes Jugendproblem ausgegangen waren.

92 Diese Widerstandskämpfer kommen in den Unterricht, in: Hamburger Lehrerzeitung, 7.7.1979, H. 8/9, S. 33–34. Zum Themenschwerpunkt »Antifaschistische Erziehung« steuerte auch der Historiker Volker Ullrich, damals Lehrer in Hamburg, einen Beitrag bei, vgl. *Gudrun Ullrich-Hadeler/Volker Ullrich*, Antifaschistische Erziehung. Ansatzpunkte und Möglichkeiten, in: ebd., S. 27–29.

deutige, kommunistische Ausrichtung erhält«.[93] Der Senat bügelte Kelbers Kritik jedoch in seiner Antwort ab und verteidigte das Vorgehen mit der Begründung, dass die ehemals Verfolgten »nicht als Vertreter von Organisationen, sondern aufgrund ihrer persönlichen Teilnahme am Widerstand« eingeladen würden; außerdem sei es ohnehin Aufgabe der Lehrkräfte, die Gespräche zu begleiten und einzuordnen sowie »den Begriff ›Antifaschismus‹ historisch differenziert zu erläutern«.[94]

Ein weiteres Beispiel aus Hamburg bieten die alternativen beziehungsweise »antifaschistischen« Stadtrundfahrten, die ebenfalls im Umfeld der VVN entwickelt wurden und den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in den Mittelpunkt stellten. Sie entstanden zuerst Mitte der 1970er-Jahre und beinhalteten Führungen und bald auch von Verfolgten kommentierte Busfahrten zu NS-Tatorten sowie Orten des »antifaschistischen« Widerstands in der Stadt. Durch die Präsentation zentraler Stätten und Personen aus dem Widerstand sollten die Rundfahrten den Teilnehmenden »ein Stück demokratische Tradition […] vermitteln«.[95] Sie trugen zur räumlichen Verankerung dieses Wissens im alltäglichen Nahraum bei und beförderten damit auch die entstehende Gedenkstättenarbeit.[96] 1979 griff der Landesjugendring Hamburg das Angebot – nachweislich vor dem Hintergrund der neonazistischen Umtriebe in der Stadt[97] – auf und institutionalisierte es. In der Folge übernahmen Engagierte in über 30 bundesdeutschen Städten das Format und entwickelten unter anderem für Berlin, Bonn, Essen und Saarbrücken »antifaschistische« Rundfahrten.[98]

Auch die Berliner Politik wollte sich im Kampf gegen Rechtsextremismus anscheinend nicht dem Vorwurf der Untätigkeit aussetzen müssen. Der Berliner FDP-Schulsenator Walter Rasch griff daher im Oktober 1979 eine Anregung des Landesschülerrats auf und empfahl allen Schulen die Durchführung eines »antifaschistischen/antinazistischen Aktionstages«, der daraufhin an circa 60 % aller West-

93 Schriftliche Kleine Anfrage des Abgeordneten Kelber (CDU), Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, Drucksache 9/1172, 7.9.1979, abgedr. in: VVN Hamburg, Erzählte Geschichte, S. 33. Noch im Oktober 1983 bezeichnete Kelber in der Bezirksversammlung Bergedorf diejenigen Organisationen, die sich für die Erhaltung des KZ-Geländes in Neuengamme einsetzten, als von »Rotfaschisten« durchsetzt, vgl. *Hermann Kaienburg*, Zeitenwechsel. Der Umgang mit den Spuren des Konzentrationslagers Neuengamme 1945–1990, in: *Habbo Knoch/Oliver von Wrochem* (Hrsg.), Entdeckendes Lernen. Orte der Erinnerung an die Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen, Berlin 2022, S. 44–60, insb. S. 60.

94 Antwort des Senats vom 18.9.1979 zur Drucksache 9/1172, abgedr. in: VVN Hamburg, Erzählte Geschichte, S. 33 f. Die Annäherung an die VVN hatte sich noch nicht überall vollzogen: So wurde in Frankfurt am Main im Frühjahr 1979 ein Schulprojekt unter Beteiligung der VVN verboten und die dagegen protestierenden Schüler:innen auf Weisung des Stadtschuldezernenten sogar erkennnungsdienstlich von der Polizei behandelt, vgl. *Ullrich-Hadeler/Ullrich*, Antifaschistische Erziehung, S. 29.

95 *Sigi Pach*, Alternative Stadtrundfahrt – Das Hamburger Modell, in: *Hafeneger/Paul/Schoßig*, Dem Faschismus das Wasser abgraben, S. 56–68, hier: S. 57.

96 Vgl. zur »Verräumlichung als erinnerungskultureller Strategie«: *Cornelia Siebeck*, Objektivierung einer »unbewältigten Vergangenheit«. Räumlich-narrative Praktiken der bundesrepublikanischen Gedenkstättenbewegung, in: *Axel Drecoll/Michael Wildt* (Hrsg.), Geschichte und Erinnerung der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Berlin (i. E.).

97 Vgl. *Gisela Lehrke*, Gedenkstätten für Opfer des Nationalsozialismus. Historisch-politische Bildung an Orten des Widerstands und der Verfolgung, Frankfurt am Main/New York 1988, S. 227.

98 Vgl. die Übersicht der Städte ebd., S. 229–234.

berliner Schulen durchgeführt und insbesondere von in der GEW organisierten Politik- und Geschichtslehrkräften getragen wurde.[99] Vor dem Hintergrund des konstatierten Rechtstrends unter Jugendlichen ließ sich Ende der 1970er-Jahre offensichtlich unbefangener von »antifaschistischer« Bildung sprechen.[100]

Was an einem solchen Aktionstag oder anderen Bildungsprojekten jeweils konkret »antifaschistisch« war oder sein sollte, blieb dabei aber oft diffus und unausgesprochen – mitunter absichtlich, um dies gemeinsam mit den Jugendlichen »aus den lokalen Verhältnissen und der konkreten Situation heraus« zu bestimmen.[101] So sprachen bei einer Tagung der »Konferenz für Geschichtsdidaktik« 1979 einige Vortragende beiläufig von »antifaschistischer Erziehung« beziehungsweise »antifaschistischem Geschichtsunterricht« – es fand sich aber niemand dazu bereit, zu erklären, was damit eigentlich gemeint sei.[102] Die pädagogische Literatur zu dem Phänomen ging leichtfertig mit dem Begriff um, ohne offenzulegen, wie aus einem politischen Kampfbegriff eine Erziehungskonzeption abgeleitet wurde.[103]

Dudek war einer der wenigen, der trotz aller damit verbundenen Schwierigkeiten bis zum Ende der 1980er-Jahre versuchte, »antifaschistische Erziehung gesellschaftspolitisch konsensfähig zu machen und theoretisch zu begründen«.[104] Er definierte sie recht weit als »historisch-politische Aufklärung über den Nationalsozialismus im Rahmen politischen Lernens« beziehungsweise als »Identitätsbildung im Prozeß der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit«.[105] Dabei hing Dudek keiner orthodox-marxistischen Faschismusinterpretation an, sondern sein Denken war geprägt von der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule. Damit gerieten neben der ökonomischen Basis des Faschismus dessen sozialpsychologische Ursachen in den Blick.[106] Im Anschluss daran konzeptualisierte der junge Erziehungswissenschaftler die »antifaschistische Bildungsarbeit« als langzeitpädagogische Aufgabe, die nicht bei der Vermittlung von Fakten über den Nationalsozialismus stehen bleiben, sondern demokratische Erfahrungen in den alltäglichen Lebensbereichen der

99 Vgl. *Dietmar Deiters/Brigitte Mießner/Bernd Moiske* u. a., Planung, Durchführung und Einschätzung von Antifaschistischen Projekttagen an Berliner Schulen, in: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Berlin, Wider das Vergessen, S. 115–119, hier: S. 116–118. Wie bereits die Zahl von 40 % der Schulen, die sich nicht beteiligten, zeigt, traf der Vorschlag ebenso auf Widerstände – zum Beispiel lehnten manche ihn als amtlich »verordneten Antifaschismus« (ebd., S. 117 f.) ab.

100 Möglicherweise trug dazu auch die Situation in der DDR bei, denn Jens Späth verweist darauf, dass die Prägekraft des staatlich funktionalisierten Antifaschismus dort bis in die 1980er-Jahre schwand und dann »von Bürgerrechtsgruppen wiederbelebt [wurde], die sich gegen Rechtsextremismus in der DDR und die monopolistische Deutung des Antifaschismus durch die SED stellten«. *Späth*, Antifaschismus.

101 *Radkau*, Historische Authentizität und politische Aktualität aus der Sicht der Geschichtsdidaktik, S. 174.

102 Vgl. *Horst-Wilhelm Jung*, Was heißt antifaschistischer historisch-politischer Unterricht?, in: Geschichtsdidaktik 5, 1980, S. 285–299, hier: S. 285.

103 Vgl. *Peter Dudek*, Historisches Lernen oder antifaschistische Erziehung. Das Festhalten am (antifaschistischen) Erziehungsbegriff muß zumindest überdacht werden, in: päd.extra & demokratische erziehung 1, 1988, H. 9, S. 6–10, hier: S. 10.

104 Ebd., S. 6.

105 Ebd., S. 6 und 9.

106 Vgl. exemplarisch *Peter Dudek*, Schule – Jugend – Unterricht. Problemskizze antifaschistischer Jugendarbeit in der Schule, in: *ders.*, Hakenkreuz und Judenwitz, S. 97–133, hier: S. 109–133, insb. S. 118; *Dudek*, Historisches Lernen oder antifaschistische Erziehung.

Jugendlichen ermöglichen sollte.[107] Dies kann als Versuch gedeutet werden, die sozial- und individualpsychologischen Bedürfnisse der Jugendlichen in der Bildungsarbeit zu adressieren, um ihre Hinwendung zum rechten Milieu zu verhindern.[108]

In der Praxis der politischen Bildungsarbeit wurde der Antifaschismus-Begriff üblicherweise schlicht mit der gefühlsmäßigen Ablehnung von Nationalsozialismus beziehungsweise Neonazismus gleichgesetzt.[109] Dabei teilten die meisten Ansätze implizit mindestens zwei faschismustheoretische Annahmen: erstens interpretierten sie den Nationalsozialismus als Variante des Faschismus und zweitens gingen sie davon aus, dass gesellschaftliche Strukturen fortbestünden, die dessen Neuauflage prinzipiell ermöglichten.[110] Inhaltlich lassen sich im Wesentlichen drei – nicht trennscharf zu unterscheidende – Schwerpunktsetzungen ausmachen: zuerst die historisch-politische Aufklärung über den Nationalsozialismus, insbesondere hinsichtlich seiner Genese und Ursachen. Zweitens lag ein wesentlicher Bezugspunkt im politischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus, der zur positiven Traditionsstiftung und als demokratisches Vorbild dienen sollte. In beiden Fällen stellte der Nationalsozialismus den zentralen Bezugspunkt der Auseinandersetzung dar. Die Beschäftigung mit dem historischen Gegenstand sollte dazu beitragen, die Jugendlichen zu »selbstbewußten und kritischen Personen« mit demokratischer Gesinnung heranzubilden und sie außerdem zur »Parteinahme für die Gegner des NS-Regimes und die Opfer« anregen.[111] Ein drittes Motiv war die Auseinandersetzung mit rechtsextremen Aktivitäten der Gegenwart, die die jeweiligen Bildungsanstrengungen häufig (mit-)ausgelöst hatten. Zum inhaltlichen Gegenstand wurden dann verstärkt gegenwärtige Beispiele nationalistischer, rassistischer oder antisemitischer Äußerungen.[112] Neben dem Selbstverständnis der Akteure hob die Klassifizierung von Bildungsbemühungen als »antifaschistisch« demnach vor allem auf die doppelte Zielstellung ab: Es ging einerseits um die pädagogische Verarbeitung des Nationalsozialismus und andererseits um die Verteidigung der Demokratie durch die Eindämmung rechtsextremer Orientierungen. Schließlich konnte die Bezugnahme auf Praktiken zielen, wenn etwa gefordert wurde, »Antifaschismus« als demokratische Gegenkultur und Lebenswelt (in Langzeitprojekten) erfahrbar zu machen, damit sich Jugendliche eine entsprechende Grundhaltung tatsächlich aneignen könnten.[113]

Die mit den Ansätzen verbundene pädagogisch-didaktische Neuausrichtung beruhte auf grundsätzlichen Annahmen über den Misserfolg der bisherigen Bildungsbemühungen. Im Anschluss an Ernst Bloch wurde insbesondere die »rationalistische Aufklärungspädagogik« mit ihrem »Kopfglauben« verantwortlich gemacht.[114] Jugendliche seien eben nicht wie Automaten oder Container mit beliebigen Lernin-

107 Vgl. *Dudek*, Schule – Jugend – Unterricht, S. 109.
108 Vgl. dazu ebd., S. 109–133, Zitat: S. 118.
109 Vgl. *Dudek*, »Aufarbeitung der Vergangenheit« als Erziehungsprogramm?, S. 329.
110 Vgl. *Jung*, Was heißt antifaschistischer historisch-politischer Unterricht?, S. 295.
111 Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Berlin, Wider das Vergessen, Vorwort, S. 9 f., Zitate: S. 10.
112 Vgl. ebd., Vorwort, S. 9 f., Zitate: S. 9.
113 Vgl. exemplarisch *Dudek*, Schule – Jugend – Unterricht, S. 109.
114 *Paul*, Grenzen und Möglichkeiten politischer Bildung, S. 184–188, Zitate: S. 184; beinah wortgleich *Dudek*, Grenzen und Möglichkeiten antifaschistischer Jugendarbeit, S. 126.

halten zu füttern, sondern müssten aktiv einbezogen werden, damit sie sich Wissen selbsttätig aneignen könnten.[115] Die neuen Ansätze müssten sich deshalb stärker als bisher an den Fragen und Problemen der Jugendlichen orientieren; das bloße Durcharbeiten der NS-Vergangenheit als moralische Pflicht einzufordern, reiche dagegen nicht aus; die »kopflastigen Strategien schulischen Lernens« seien zu überwinden und stattdessen sei der Bildungsbegriff »um den Bereich des emotionalen Lernens und der sozialpädagogischen Hilfe zu erweitern«.[116]

Die »sozialpädagogische Hilfe« bezog sich vor allem auf die Jugendarbeit, in der eine ganzheitliche Perspektive eingefordert wurde, die Erfahrungen der Akzeptanz und Wertschätzung ermöglichen und lebensweltliche Orientierung (zum Beispiel angesichts von drohender Arbeitslosigkeit) bieten sollte. Die Schule galt demgegenüber als autoritäres und defizitäres System, in dem solche Erfahrungen nur sehr begrenzt möglich seien. Der zu dieser Zeit in der Erwachsenenbildung tätige Historiker Gerhard Paul schrieb:

> »Dort, wo antifaschistische Aufklärungsarbeit aber den Durchschnittsjugendlichen erreicht, in der Schule, gerät sie in ein entscheidendes Dilemma. Solidarität und Demokratie als alltägliche alternative Orientierungen und Verhaltensweisen lassen sich nicht in künstlich zerstückelten Lerneinheiten in einem hierarchisch-leistungsorientierten, individualistisch durchstrukturierten Schulsystem quasi administrativ verordnen. Antifaschistische Unterrichtsinhalte verlieren an Glaubwürdigkeit, wenn sie von inhaltlich fortschrittlichen, ansonsten aber autoritär agierenden Lehrern vermittelt werden.«[117]

Paul plädierte deshalb für die Entwicklung und finanzielle Förderung einer breiten Infrastruktur zur Kooperation zwischen außerschulischer und schulischer Bildung, in der die Vorzüge beider Bereiche genutzt würden, um mit einer »umfassenden antifaschistischen Bildungsarbeit« den »sozial-emotionalen Unterbau demokratiefeindlicher Einstellungen und autoritärer Verhaltensmuster« zu bearbeiten. Die Konzentration der »antifaschistischen Bildungsansätze« auf Jugendarbeit und außerschulische Bildung ergab sich folglich zum einen aus dem negativen Bild von Schule als tendenziell undemokratische Institution, die in der historisch-politischen Bildung überdies versagt hatte (Boßmann-Studie).[118] Zum anderen fühlten sich auch die demokratischen Jugendverbände von den neonazistischen Tendenzen he-

115 Ohne dass die Autoren dies formulierten, ist hier aus der Perspektive der Pädagogischen Psychologie beziehungsweise Lerntheorie die Abkehr von einer kognitivistischen oder technologischen Position mit dem Primat der Instruktion hin zu konstruktivistischen Ansätzen erkennbar, vgl. *Andreas Krapp/Bernd Weidenmann* (Hrsg.), Pädagogische Psychologie. Ein Lehrbuch, Weinheim 2006, S. 618–635.

116 *Dudek*, Schule – Jugend – Unterricht, S. 126 und 127. Vgl. auch *Benno Hafeneger/Gerhard Paul*, Die Auseinandersetzung mit dem Faschismus als Aufgabe der Jugendarbeit, in: *Hafeneger/Paul/Schoßig*, Dem Faschismus das Wasser abgraben, S. 186–199, insb. S. 190 f. und 197.

117 *Paul*, Grenzen und Möglichkeiten politischer Bildung, S. 208.

118 Vgl. *Dudek*, Schule – Jugend – Unterricht, S. 97. Genauer zu untersuchen wäre, ob hier nicht Anfänge der »akzeptierenden Jugendarbeit« als Strategie des Umgangs mit rechten Jugendlichen liegen, vgl. *Jaschke*, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit, S. 167–171.

rausgefordert und entwickelten zahlreiche Arbeitshilfen und Ansätze, die »universitären und schulischen Analysemodellen und Didaktiken nicht [nachstanden]«.[119]

Ob in Jugendzentren oder Schulen: Zu den Säulen der »antifaschistischen Erziehung« gehörten Subjekt- und Handlungsorientierung sowie Möglichkeiten der demokratischen Mitbestimmung. Projektarbeit und entdeckendes beziehungsweise forschendes Lernen sollten den Jugendlichen praktische Erfahrungen ermöglichen – ebenso die Produktorientierung, also die Anfertigung und Präsentation von sichtbaren Ergebnissen der Auseinandersetzung wie Plakaten, Ausstellungen, Wandzeitungen, Broschüren, Theaterstücken et cetera. Emotionen sollten in die Lernprozesse eingebunden und Vorurteile gezielt aufgegriffen werden. In methodischer Hinsicht galten lokalhistorische und biografisch-alltagsgeschichtliche Zugänge (»Personalisierung von unten«) als aussichtsreich und gut mit diesen Leitgedanken zu verbinden. Die Auswertung der »antifaschistischen« Aktionstage oder -wochen in Westberlin bestätigte diese Prämissen: Lehrer:innen und Schüler:innen beurteilten diejenigen Projekte als besonders erfolgreich, die den Lernenden Möglichkeiten zur Mitbestimmung und Selbsttätigkeit boten. In der Auswertungsstudie hieß es außerdem: »Sehr stark prägten sich Eindrücke und Erfahrungen ein, die durch Kontakte außerhalb der Schule und durch außenstehende Personen entstanden (KZ-Besuch, Augenzeugenbefragung, ›Lokaltermine‹).«[120] Konzepte der pädagogischen Diskussion, wie »entdeckendes« und »außerschulisches Lernen« bewiesen sich damit in der alltäglichen Praxis und erfuhren in diesem Rahmen eine nachhaltige Aufwertung. Es werden auch Überschneidungen zu den Ansätzen der Geschichtswerkstätten deutlich, die ebenfalls das selbstständige, forschende Lernen im lokalen Umfeld und anhand von Biografien propagierten. Die »antifaschistische Bildungsarbeit« bildete damit einen wesentlichen Entstehungskontext vieler zeitgenössischer Projekte zur Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und, wie im Folgenden gezeigt wird, besonders der Gedenkstättenarbeit der 1980er-Jahre.

## III. Rechtsextremismus, Antifaschismus und NS-Gedenkstätten[121]

Der Hamburger Senat beschloss im September 1979 die Errichtung eines Ausstellungsgebäudes am Rande des Geländes des ehemaligen Konzentrationslagers Neuengamme.[122] Damit erfüllte er eine Forderung, die die ehemaligen Neueng-

119 *Hans-Gerd Jaschke*, Didaktische Arbeitshilfen zur Auseinandersetzung mit dem Rechtsradikalismus, in: *Hafeneger/Paul/Schoßig*, Dem Faschismus das Wasser abgraben, S. 243–255, hier: S. 252. Vgl. auch die in Anm. 63 erwähnten Tagungen der Jugendverbände.

120 *Deiters/Mießner/Moiske* u. a., Planung, Durchführung und Einschätzung von Antifaschistischen Projekttagen an Berliner Schulen, S. 141.

121 Die folgenden Ausführungen basieren auf den Recherchen im Rahmen meines Promotionsprojekts, das sich mit der Bildungsarbeit der bundesdeutschen NS-Gedenkstätten beschäftigt und dabei einen Schwerpunkt auf die 1980er-Jahre legt und viele Aspekte vertieft, die hier nur angedeutet werden.

122 Vgl. Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, Drucksache 9/1155, 4.9.1979; zur Geschichte der Gedenkstätte unter anderem: *Detlef Garbe*, Die Arbeit der KZ-Gedenkstätte Neuengamme 1981 bis 2001. Rückblicke – Ausblicke. Eine Dokumentation der Aktivitäten 20 Jahre nach der Eröffnung des Dokumentenhauses in Hamburg-Neuengamme, Hamburg 2001; *Johann*

amme-Häftlinge seit der Gründung ihrer Vereinigung »Amicale Internationale de Neuengamme« 1958 artikuliert hatten.[123] Nach zweijähriger Bauzeit wurde das »Dokumentenhaus« im Oktober 1981 eröffnet. Zu den relevanten Hintergründen der Entscheidungsfindung gehörte unter anderem die rechte Bedrohungslage, die den Druck auf die Politik verstärkte und (symbolische) Reaktionen erforderte.[124] Das Gestaltungskonzept für Neuengamme folgte in dieser Situation pragmatischen Erwägungen: Unter anderem zum Schutz vor antizipierten rechtsextremen Angriffen wurde es in einer Weise entworfen, die möglichst geringe Angriffsfläche bieten sollte. So heißt es im Protokoll der Planungsgruppe: »Das Haus [wird] wehrhaft verstanden, auch da solche dokumentarische Darstellung Aggressionen ausgesetzt sein wird.«[125] Damit geben die Unterlagen auf frappierende Weise Einblick, wie gegenwärtig rechte Angriffe und Bedrohungen zeitgenössisch waren. In den vorbereitenden Beratungen waren die Möglichkeiten, das Gebäude zu bewachen, von Beginn an zentraler Gegenstand, während eine pädagogische Betreuung des Ortes zunächst nicht diskutiert beziehungsweise ausgeschlossen worden war.[126] Selbst bei der Entwicklung des Vitrinen- und Tafelsystems spielte der Schutz vor möglichen Angriffen eine erhebliche Rolle: Es sollte »nicht nur eine günstige Darbietung der Objekte ermöglichen, sondern auch erhöhte Sicherheit gegen politisch-motivierte Aggressionen bieten«.[127] Wie verbreitet Sorgen vor rechten Attacken auf die frühe Gedenkstättenarbeit nicht nur bei Hamburger Politiker:innen, sondern auch bei den Aktiven war, unterstreicht auch der skeptische Schluss eines 1983 veröffentlichten Beitrags von Detlef Garbe, dem damaligen Mitarbeiter und späteren langjährigen Leiter der Gedenkstätte Neuengamme, eindrücklich: »Noch ist offen, ob die

---

*Klarmann*, Die erneute Demütigung. Hamburgs Umgang mit dem ehemaligen Konzentrationslager Neuengamme. 1945 bis 1985, Berlin, Münster 2013; zuletzt *Kaienburg*, Zeitenwechsel.

123 Vgl. *Cornelia Siebeck*: Die Eröffnung des »Dokumentenhaus Neuengamme« als Zäsur in der Geschichte der Hamburger Gedenklandschaft an die NS-Verbrechen, Vortrag zum 40. Jahrestag der Eröffnung des »Dokumentenhaus Neuengamme« am 21. Oktober 2021, unveröff. Ms.

124 Neben den bereits skizzierten Entwicklungen gehörte in den unmittelbaren zeitlichen Kontext des Entschlusses auch der medial stark begleitete Prozess gegen die Kühnen-Schulte-Wegener-Gruppe, die als erste rechtsterroristische Vereinigung im Mai 1979 in Celle vor Gericht stand und unter anderem die Ermordung des Ehepaars Klarsfeld und einen Sprengstoffanschlag auf die Gedenkstätte Bergen-Belsen geplant hatte, vgl. *Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren.

125 Hammer: Betr.: Dokumentenhaus Neuengamme, hier: Programmkommission – Besichtigung der Gedenkstätte Bergen-Belsen am 23.3.1979, Hamburg, 26.03.1979, in: HStA Hamburg 131-1 II_6274, S. 2.

126 Betreuung und Bewachung des Dokumentenhauses nehmen relativ viel Raum im Protokoll der Planungskommission ein, vgl. ebd. Auch die Baubehörde befasste sich damit, vgl. Möller: Verwaltungsamt des Bezirksamts Bergedorf an Hochbauamt, Hamburg den 19.04.1979, betr.: Errichtung eines Dokumentenhauses in Neuengamme, hier: Sicherungs- und Betreuungskonzept, HStA Hamburg 131-1 II_6274. Dort hieß es unter anderem, dass es »zweckmäßig sein [werde], die Polizei zu bitten, dieses Objekt in eine verstärkte Kontrolle mit einzubeziehen«. Ursprünglich war sogar erwogen worden, zur dauerhaften Bewachung eine Hausmeister-Wohnung ins Dokumentenhaus zu integrieren, wie es in der Gedenkstätte Bergen-Belsen, die die Hamburger Planungsgruppe besichtigt hatte, der Fall war. Vgl. Dr. Dörmer, Senat der Freien und Hansestadt Hamburg an die Kulturbehörde, 14.03.1979, in: HStA Hamburg 131-1 II_6274.

127 Vgl. Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft, Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, Drucksache 9/2689, 4.11.1980, S. 3, PDF im Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.

Presse mehr von rechtsextremistischen Ausschreitungen, Hakenkreuzschmierereien oder gar Tätlichkeiten gegenüber Besuchern des Dokumentenhauses berichten muß, oder über hoffnungsvolle Zeichen schreiben kann.«[128]

Die Konjunktur des Rechtsextremismus wirkte sich damit bis in die konkrete Ausgestaltung der Gedenkstätte aus, hatte aber aufgrund der skizzierten bildungsoptimistischen Haltung gleichzeitig enorm zu ihrer Legitimation beigetragen. So sollte die wesentlich vom Münchner Historiker und ersten Leiter des Dokumentenhauses, Ludwig Eiber, kuratierte Dauerausstellung, laut dessen Notizen, »in ihrer Grundtendenz antifaschistisch sein, d. h. alle anti-NS Gruppierungen und Motivationen einbeziehen« und bei den Besucher:innen »antifaschistisches Bewußtsein bilden«.[129] Der in Neuengamme tätige Museumspädagoge Herbert Hötte verstand seine Arbeit ebenfalls als »antifaschistische Aufklärung«[130] und auch der Anfang der 1980er-Jahre für Neuengamme zuständige SPD-Kultursenator Wolfgang Tarnowski scheute sich nicht vor dem Antifaschismus-Begriff: Zur Unterstützung der Gedenkstättenarbeit in Neuengamme gründete Tarnowski Ende 1981 unter Beteiligung der einst isolierten VVN sowie weiterer Verfolgtenverbände, aber auch verschiedener Bildungsträger und Organisationen der Zivilgesellschaft einen Beirat, in welchem »Antifaschisten aller Richtungen mit denen zusammenarbeiten sollen, die nicht unmittelbar betroffen waren, die aber ihren Anteil an der notwendigen antifaschistischen Aufklärungsarbeit in Hamburg leisten wollen«.[131]

Nicht nur in Neuengamme erfuhr die Arbeit der Gedenkstätten(-initiativen) durch rechtsextreme Mobilisierung und die konstatierte Unkenntnis der Jugend eine Aufwertung. Auch anderen teilweise noch stark umstrittenen Gedenkstättenprojekten boten sich hier argumentative Anknüpfungspunkte, denn ihre Arbeit versprach Raum und Möglichkeiten für die Ansätze der »antifaschistischen Erziehung«. Sie ermöglichten den Jugendlichen beispielsweise selbstständiges, forschendes Lernen oder Begegnungen mit ehemaligen Häftlingen und Verfolgten des NS-Regimes. Diese Begegnungen galten genau wie Gedenkstättenbesuche mit Hinblick auf die angestrebte Einbeziehung von Emotionen als besonders Erfolg versprechendes und anschauliches Mittel der NS-Vermittlung.[132] Auch die bpb empfahl in ihrem Sonderprogramm »Nationalsozialismus – Widerstand – demokratischer Neubeginn« Gedenkstättenbesuche aufgrund ihrer besonderen emotionalen und motivationalen Funktionen und erklärte die »Förderung von Gedenkstätten durch deren pädagogische Nutzung für politische Bildung« zu einem Schwerpunkt des Sonderprogramms.[133] Wenig überraschend ist daher, dass die Gedenkstätten(-initia-

128 *Detlef Garbe*, Neuengamme – Musterbeispiel für Vergessen und Verdrängen, in: *ders.*, Die vergessenen KZs?, S. 37–68, hier: S. 67.

129 *[Ludwig Eiber]*, Ausstellung »KZ Neuengamme«, o. O. o. J. [circa 1980], Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, 36-535.3/2.

130 *Herbert Hötte*, Aktualisierte Geschichte. Über die Arbeit mit Jugendlichen im Dokumentenhaus KZ Neuengamme (Argumente zur museumspädagogischen Praxis, H. 1), Hamburg 1982, S. 2.

131 Senator Wolfgang Tarnowski: Rede am 17.10.1981 zum »Abend der Begegnung«, Manuskript, HStA Hamburg, 131-1 II_6275.

132 Vgl. *Peter Dudek*, KZ-Gedenkstättenbesuche als Teil antifaschistischer Jugendarbeit, in: Die deutsche Schule 73, 1981, S. 651–655, hier: S. 653.

133 Bundeszentrale für politische Bildung, »Nationalsozialismus – Widerstand – demokratischer Neubeginn«. Zwischenbilanz des Sonderprogramms der Bundeszentrale für politische Bildung,

tiven) zur Rechtfertigung ihrer Arbeit auf rechte Umtriebe verwiesen: So beschwor ihre erste gemeinsame Presseerklärung die »Gefahren einer nicht bewältigten Vergangenheit […], wie sie besonders neo-nazistische, antisemitische, rassistische und ausländerfeindliche Aktivitäten zeigen«.[134] Erneut wurde Rechtsextremismus als Folge mangelnden Wissens über den NS dargestellt – ein Problem, für dessen Lösung die Gedenkstätten nun geradezu prädestiniert erscheinen mussten.[135]

Nicht nur in methodischer Hinsicht, sondern auch thematisch erschienen die Gedenkstätten besonders geeignet, da sie den politischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus aufgriffen und damit positive Identifikationsangebote bereitstellten. Insbesondere diejenigen Gedenkstätten(-initiativen), in denen gewerkschaftlich, sozialdemokratisch und/oder kommunistisch orientierte Akteur:innen einflussreich waren, bezogen sich dabei begrifflich auf den Antifaschismus. So sollte beispielsweise das Dokumentations- und Informationszentrum zu den Emslandlagern in Papenburg zum »aktiven Antifaschismus« anregen und Anknüpfungspunkte für eine »antifaschistische Traditionsbildung« liefern.[136] In der 1980 eingerichteten Gedenkstätte »Alte Synagoge Essen« sollte die »Identifikation mit vorbildlichem Verhalten« der Männer und Frauen des Widerstands zur »Herausbildung fester demokratischer Werthaltungen«[137] führen und in Ulm fand 1979 das erste von zahlreichen, mitunter nachhaltig wirkenden »antifaschistischen Workcamps« an KZ-Gedenkstätten statt. Gemäß der Formel »Lernen vom Widerstand« sollten bei diesem ersten Workcamp die Erfahrungen von NS-Gegner:innen genutzt werden, um einen Beitrag zur »Kriegs- und Faschismusverhinderung« in der Gegenwart zu leisten.[138] Die Gedenkstättenarbeit setzte sich zu diesem Zweck auch mit aktuellen Erscheinungsformen des Rechtsextremismus auseinander. So befasste sich das internationale Workcamp im Juli 1981 im emsländischen Esterwegen neben der »Aufarbeitung der historischen Seite des Faschismus« auch mit der »neofaschistischen Kulturarbeit« der Gegenwart und verlieh seiner Haltung mit dem Banner

---

Informationstext für BMI-Dienst, Text verabschiedet in Direktoriumssitzung vom 27.1.1981, BArch (Koblenz), B 168/941, S. 2. Historisches Lernen wurde dabei funktionalisiert und auf die Erfordernisse der politischen Bildung reduziert: Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus diente als Kontrastfolie und war getragen von der Idee, anhand des negativen Beispiels könne die »innere, gefühlsmäßige Bindung an demokratische Wertvorstellungen« (ebd.) gefördert werden.

134 Thomas Vogel, Presseerklärung, 25.1.1984, Privatarchiv (PA) Detlef Garbe. Herzlich danke ich Detlef Garbe für die Möglichkeit der Einsichtnahme in sein Privatarchiv.

135 In der Erklärung heißt es weiter: »Mit ihren spezifischen Mitteln dienen sie in besonderer Weise einer aktiven Beschäftigung mit der Geschichte und unterstützen die demokratische Bewußtseinsbildung.« Ebd.

136 *Werner Boldt/Lioba Meyer/Hella Otten* u. a., Emslandlager – Zur »Kriegsgräberstätte«, zum Bundeswehrdepot, zur Justizvollzugsanstalt, zum Kartoffelacker …, in: *Garbe*, Die vergessenen KZs?, S. 69–92, hier: S. 82–85, Zitate: S. 85.

137 *Detlev Peukert*, Zur Konzeption der Ausstellung »Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945«, in: Kulturamt der Stadt Essen (Hrsg.), Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945. Dokumentation zur Ausstellung. Alte Synagoge Essen, Essen [1982], S. 15–59, hier: S. 32.

138 Zitate aus einem Arbeitspapier des Christlichen Friedensdienstes (CFD), Frankfurt am Main 1981, abgedr. in: *Peter Langer*, Das ehemalige Konzentrationslager Oberer Kuhberg/Ulm als Gegenstand politischer Bildungsarbeit. Dokumentation und Materialien, Februar 1981, S. 20 f., Anlage zu: *Ulrike Puvogel/Anna Roth*, Gedenkstätten für Opfer des Nationalsozialismus auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1981, BArch (Koblenz), B 106-300802.

»Esterwegen International Workcamp Deplores Fascism« Ausdruck.[139] Das Jugendamt Bremen, welches das Treffen von rund 170 internationalen Jugendlichen und jungen Erwachsenen mitfinanzierte, würdigte das Workcamp als »eine qualitative Weiterentwicklung der bisherigen antifaschistischen Arbeit«.[140]

Die Gedenkstättenarbeit der frühen 1980er-Jahre blieb folglich nicht unberührt vom zeitgenössischen Boom »antifaschistischer Erziehung«. Wenngleich sich die frühe Gedenkstättenarbeit nicht auf »Antifaschismus« reduzieren lässt, sondern das Spektrum deutlich breiter und das Feld heterogen war[141], gab es durchaus einige Akteure, die sich den Begriff ungeachtet all seiner Problematik – zumindest zeitweise – zu eigen machten. Thomas Lutz, seit 1983 als Gedenkstättenreferent für die Koordination und den Austausch der Gedenkstätten(-initiativen) zuständig, erklärte in einem Grundsatzvortrag 1985 sogar selbstbewusst: »Eindeutig ist auch das Erziehungsziel der Gedenkstättenarbeit: Antifaschismus.«[142] Mit dieser Feststellung beendete er den Absatz; sie schien ihm offenbar wenig erklärungsbedürftig. Den Nationalsozialismus interpretierte Lutz im Text als »deutschen Faschismus«, dessen »soziale Ursachen« fortbestünden, wie unter anderem die Mitscherlichs gezeigt hätten.[143] Auch wenn der Antifaschismus-Begriff nicht in allen Gedenkstätten(-initiativen) Zustimmung fand, gehörte er für Lutz damals zu deren konstituierenden Grundprinzipien.[144]

Der dabei verwendete Erziehungsbegriff verweist auf einen weiteren Zusammenhang von rechtsextremer Konjunktur und Gedenkstättenarbeit: Das Verständnis von Rechtsextremismus als pädagogisch zu bearbeitendem Jugendproblem wirkte sich auf die frühe Gedenkstättenarbeit insofern aus, als Jugendliche relativ umstandslos zu ihrer Hauptzielgruppe erklärt wurden. Dies zeigte sich beispielsweise in den Eröffnungsreden, die zur Legitimation der Einrichtungen häufig den Informationsbedarf der Nachgeborenen betonten, die die NS-Zeit nicht selbst erlebt hätten und gerade deshalb besonders anfällig für rechte Propaganda seien.[145] Deut-

139 Zitate und Abbildung abgedr. in: Emslandlager, ein Kapitel unbewältigter Vergangenheit …ist der Rest Schweigen?, Papenburg 1983, S. 15.

140 Ebd.

141 Vgl. zu einer anderen Strömung: *Ulrike Löffler*, »Zeitgeschichte im Lichte des Wortes Gottes prüfen«. Christliche Bezüge in der Gedenkstättenarbeit der alten Bundesrepublik, in: *Insa Eschebach/Gabriele Hammermann/Thomas Rahe* (Hrsg.), Religiöse Praxis in Konzentrationslagern und anderen NS-Haftstätten, Göttingen 2021, S. 150–170.

142 *Thomas Lutz/Christoph Heubner*, Aktive Erinnerungsarbeit in Gedenkstätten für die Opfer des NS-Regimes, in: *Olaf Schwencke* (Hrsg.), Museum – Verklärung oder Aufklärung? Kulturpolitisches Kolloquium zum Selbstverständnis der Museen, Rehburg-Loccum 1986, S. 15–21, hier: S. 18.

143 Vgl. ebd., S. 17 f. Lutz bezieht sich auf die Veröffentlichung von *Alexander Mitscherlich/Margarete Mitscherlich*, Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München 1967. Vgl. dazu *Maik Tändler*, Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren, Göttingen 2016, Kap. 5.

144 Vgl. *Lutz/Heubner*, Aktive Erinnerungsarbeit in Gedenkstätten für die Opfer des NS-Regimes, S. 16.

145 Vgl. exemplarisch die Presseerklärung zur Ausstellungseröffnung in Neuengamme, zit. nach: *Klarmann*, Die erneute Demütigung, S. 150: »Das Dokumentenhaus Neuengamme soll nicht nur ein Ort der Forschung sein, sondern auch ein Ort der Vermittlung und Begegnung – insbesondere mit jungen Menschen, die sich die Schrecken der Vergangenheit nicht vorstellen können und nicht wissen, wie es dazu kam. Wir wollen mit dem Programm […] über die Geschichte

lich zeigt diese Engführung auch das umfangreiche, für die junge Zielgruppe entwickelte pädagogische Material, während vergleichbare Bemühungen für erwachsene Besucher:innen ausblieben. Die rechte Renaissance und die Unkenntnis der Jugend trugen außerdem wesentlich zur Motivation derjenigen Personen bei, die sich – teilweise gegen erhebliche Widerstände – in Gedenkstätten und Geschichtswerkstätten für die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit im lokalen Nahbereich engagierten.

Folglich wirkte die rechte Bedrohung in den späten 1970er-Jahren in vielfältiger Weise auf die frühe Gedenkstättenarbeit und kann als Movens der Gedenkstättenentwicklung betrachtet werden. Allerdings ist dieser Kontext weitgehend aus dem Blick geraten, wie das folgende Beispiel eines zentralen Akteurs verdeutlicht: Als 25-jähriger Student und Gedenkstättenaktivist notierte Detlef Garbe 1981/82, »36 Jahre danach«, zur Frage: »Unter welchen Bedingungen und warum Gedenkstättenarbeit in der BRD?« die folgenden fünf Stichpunkte (von insgesamt neun):

»– Anstieg des Neonazismus, besonders bei Jugendlichen
– Terroranschläge von rechts
– Umfragen/Sinus-Studie – aufzeigen[!] des latenten Faschismus in der Demokratie/Boßmann-Studie – Geschichtsunkenntnis
– Minderheitenproblematik in der BRD entsteht (Ausländerfeindlichkeit) bzw. wird offenkundig (Homosexuelle/Behinderte/Sinti/Juden)
– Verlust an politischer Kultur (Ruf nach dem starken Mann, Antikommunismus trotz Entspannungspolitik, Einschränkung demokratischer Rechte: Berufsverbot).«[146]

Rund drei Jahrzehnte später, Garbe war seit 26 Jahren Leiter der Gedenkstätte Neuengamme, erwähnte er in einem ausführlichen lebensgeschichtlichen Interview im Rückblick auf die Entstehungsphase der Gedenkstätten unter anderem die große Gedenkveranstaltung zum 9. November 1978, die TV-Serie »Holocaust« und den polarisierten Bundestagswahlkampf von 1980 mit Franz Josef Strauß, in dem auch dessen NS-Vergangenheit eine Rolle gespielt habe. Außerdem verwies er auf die Geschichtswerkstätten, den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten zum Alltag im Nationalsozialismus sowie die (kirchliche) Friedensbewegung.[147] Auf die Anfang der 1980er-Jahre als so bestürzend wahrgenommenen rechtsextremen Aktivitäten bis hin zu Terror und Mord kam Garbe dabei allerdings nicht mehr zu sprechen.[148]

Dieses über den Einzelfall hinausgehende Vergessen verweist darauf, dass den Gedenkstätten das Bewusstsein für die politische Gefährdung der Demokratie durch Rechtsextreme ein Stück weit abhandengekommen war; mit der wachsenden politischen Anerkennung und Absicherung der Gedenkstätten erschien ihre

---

des KZ Neuengamme […] sowie über die Zeit des Nationalsozialismus informieren, damit die grauenvolle Vergangenheit nicht in Vergessenheit gerät und sich nie wiederholen kann.«

146 *Detlef Garbe*, Unter welchen Bedingungen und warum Gedenkstättenarbeit in der BRD?, [1982], PA Detlef Garbe.

147 Das Interview führte Gesa Trojan im Auftrag der »Werkstatt der Erinnerung«. Beide Gespräche fanden in Hamburg statt, Teil 1 am 22.1.2014, Teil 2 am 26.2.2014.

148 Während des tödlichen Brandanschlags in Hamburg 1980 lebte Garbe bereits in der Stadt; er erwähnte ihn und kritisierte die aus seiner Sicht fehlende Reaktion der Hamburger Bevölkerung, vgl. *Garbe*, Neuengamme – Musterbeispiel für Vergessen und Verdrängen, S. 54.

Entwicklung zunehmend als Erfolgsgeschichte.[149] Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews Anfang 2014 war »Pegida« noch nicht gegründet und der Aufstieg der AfD nicht abzusehen – es waren jene Jahre, in denen es »so ausgesehen [hatte], als sei rechter Populismus nur das Problem der anderen, die Bundesrepublik hingegen das kerngesunde Bollwerk westlicher Demokratie«.[150] Die Selbst-Enttarnung des NSU-Kerntrios lag da allerdings schon drei Jahre zurück – selbstkritisch wäre deshalb einzugestehen, dass dieser Eindruck schon damals trügerisch war, weil er die Stimmen der Angehörigen der Ermordeten ignorierte.[151]

## Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass von den 1970er-Jahren entscheidende Impulse zum Prozess der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik ausgingen. Vor der Ausstrahlung der Serie »Holocaust« gehörten zum Entstehungskontext vieler NS-Aufarbeitungsprojekte und auch der Gedenkstätten der durch die Nazi-Nostalgiewelle vorbereitete und bislang zu wenig beachtete Anstieg extrem rechter und rechtsterroristischer Aktivitäten. Parallel dazu hatte Dieter Boßmann 1977 öffentlichkeitswirksam die Unkenntnis der Jugend über den Nationalsozialismus und das Versagen der Schulen angeprangert. Vor diesem Hintergrund und befeuert durch die allgemeine Krisenwahrnehmung konstatierten Pädagog:innen und Erziehungswissenschaftler:innen eine Jugend- und Bildungskrise. Die zunehmende Militanz im extrem rechten Lager wurde allgemein auf einen Generationenwechsel zurückgeführt. Damit verband sich die Einsicht, rechte Ideologie werde nicht mit der Erfahrungsgeneration des Nationalsozialismus vergehen, sondern finde auch unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen neue Anhänger:innen. Da Rechtsextremismus in der westdeutschen Öffentlichkeit der späten 1970er-Jahre primär als Jugendproblem wahrgenommen wurde, konzentrierten sich die Strategien zu seiner Abwehr fast ausschließlich auf den pädagogischen Bereich. Grundlegend war dabei ein bildungsoptimistisches Paradigma, dem zufolge mehr Kenntnisse über den Nationalsozialismus recht unmittelbar zu einer geringeren Anfälligkeit junger Menschen für rechte Ideologie führen könnten.

In der Konsequenz erschienen intensivierte und qualitativ verbesserte Anstrengungen im Bereich der historisch-politischen Bildung als geeignetes Mittel, um den Rechtsextremismus zurückzudrängen. Es kam zu einem kurzen Boom »antifaschistischer Erziehung«, die Jugendliche vor dem Abdriften in die rechte Szene bewah-

149 Vgl. *Cornelia Siebeck*, Nach der »Erfolgsgeschichte«. Die Gedenkstättenarbeit zu den NS-Verbrechen muss ihre Zukunft zurückgewinnen, in: *Knigge*, Jenseits der Erinnerung, S. 120–136. Die Zeitgeschichtsforschung betrachtete den Rechtsterrorismus lange Zeit ebenfalls als Nischenthema und schätzte das rechte Gefährdungspotenzial als gering ein, vgl. mit einer Diskussion der Ursachen *Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren, S. 65–68.

150 *Norbert Frei/Franka Maubach/Christina Morina* u. a., Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Berlin 2019, S. 7.

151 Vgl. *Ayşe Güleç/Johanna Schaffer*, Empathie, Ignoranz und migrantisch situiertes Wissen. Gemeinsam an der Auflösung des NSU-Komplexes arbeiten, in: *Juliane Karakayali/Çagri Kahveci/Doris Liebscher* u. a. (Hrsg.), Den NSU-Komplex analysieren. Aktuelle Perspektiven aus der Wissenschaft, Bielefeld 2017, S. 57–81.

ren oder sogar wieder davon abbringen sollte. Federführend beteiligt war zunächst die VVN, die ein orthodox-marxistisches Faschismusverständnis vertrat und mit der Geschichtsvermittlung ihre eigene Agenda verfolgte: die »antifaschistische Bildungsarbeit« der VVN diente der Werbung und Qualifizierung ihrer Mitglieder sowie der Verbreitung ihrer Faschismusinterpretation und einer damit verbundenen Kapitalismuskritik. Während der 1970er-Jahre überwand die Organisation ihre Isolation und erfuhr am Ende des Jahrzehnts zunehmend Anerkennung für ihre stark auf mündliche Geschichtserzählungen setzende Bildungsarbeit. Der dafür verwendete Antifaschismus-Begriff wurde nun nicht mehr nur als politischer Kampfbegriff, als Teil des Gründungsmythos der DDR und Legitimationsstrategie der SED abgetan, sondern auch über den Kreis der VVN hinaus häufiger und unbefangener aufgerufen.

Als Reaktion auf die rechtsextreme Konjunktur fand »antifaschistische Erziehung« ab 1980 insbesondere unter linken Pädagog:innen und Erziehungswissenschaftler:innen Anklang. In der pädagogischen Praxis wurde »Antifaschismus« dabei selten definiert und im Wesentlichen als Ablehnung von (Neo-)Faschismus verstanden.[152] Die so bezeichnete Bildungsarbeit verfolgte die doppelte Zielstellung, den Nationalsozialismus pädagogisch zu bearbeiten und (damit) andererseits zur Verteidigung beziehungsweise Stärkung der Demokratie beizutragen. Jugendliche sollten zu kritischen Personen mit demokratischer Gesinnung herangebildet und Empathie für Opfer und Gegner:innen des NS-Regimes gefördert werden. Da die Schulen gerade bei progressiven Pädagog:innen im Verdacht standen, diesen Zielen eher entgegenzustehen und bei der Vermittlung grundlegender Kenntnisse über Nationalsozialismus und Widerstand versagt zu haben, konzentrierten sich die Bildungsansätze zunehmend auf den Bereich der außerschulischen Bildung in Jugendverbänden, Jugendzentren oder den sich etablierenden Gedenkstätten für die NS-Opfer. Wichtige inhaltliche Bezugspunkte stellten Genese und Ursachen des Nationalsozialismus sowie der oft als vorbildhaft gewürdigte Widerstand dar. Mitunter beschäftigten sich »antifaschistische« Projekte dezidiert mit gegenwärtigen Erscheinungsformen des Rechtsextremismus. In methodischer Hinsicht gehörten Subjekt-, Handlungs- und Produktorientierung sowie Möglichkeiten der demokratischen Mitbestimmung zu den Säulen der »antifaschistischen Erziehung«. Empfohlen wurden Projektarbeit und entdeckendes beziehungsweise forschendes Lernen mit lokalhistorischen und biografisch-alltagsgeschichtlichen Zugängen sowie die konsequente Einbeziehung von Emotionen in die Lernprozesse und das Aufgreifen von Vorurteilen. Als besonders Erfolg versprechend galten Gedenkstättenbesuche und Gespräche mit ehemaligen Häftlingen. In der »antifaschistischen Bildungsarbeit« wurden damit Konzepte und Ansätze erprobt, die später unter anderem in der Gedenkstättenarbeit aufgegriffen wurden. Die als Jugendproblem verstandene rechtsextreme Konjunktur der späten 1970er-Jahre erzeugte eine Bedrohungslage, die einerseits Gedenkstättenaktivist:innen motivierte und andererseits pädagogisch beantwortet werden sollte, wofür sich die Gedenkstätten anzubieten schienen. Damit wirkte sie langfristig als Katalysator für die Einrichtung von Gedenkstätten und

152 Vgl. die Titel der beiden Sammelbände: *Hafeneger/Paul/Schoßig*, Dem Faschismus das Wasser abgraben; *Paul/Schoßig*, Jugend und Neofaschismus.

die Etablierung der noch keineswegs gesicherten pädagogischen Arbeit an diesen Orten.

So wichtig die skizzierten Bildungsbemühungen zweifellos waren, ihre Wirkung dürfte beschränkt geblieben sein.[153] Denn die Annahme, man müsse sich nur genügend mit der NS-Vergangenheit beschäftigen und sei dadurch gegen rechte Ideologie gefeit, ist ein Trugschluss. Zum einen sind Lernprozesse sehr viel komplexer – deren Subjekte mit ihren ambivalenten Erfahrungen und Gefühlszuständen wie Lernbereitschaft oder Abwehr können nicht einfach ignoriert werden. Zum anderen ist die Vermittlung historischer Fakten über den Nationalsozialismus nicht dazu angetan, die Vorurteilsdispositionen junger Menschen zu korrigieren. Um es mit Jan Philipp Reemtsma zu sagen: »Derjenige [wäre] ein sonderbarer Mensch, der erst durch die Anschauung der Überreste der Lager lernte, daß eine diskriminierende Handlung in der Gegenwart moralisch nicht zu billigen sei.«[154] Schließlich erfordert eine erfolgreichere Bekämpfung des Rechtsextremismus einen umfassenden Ansatz, der dessen tiefer liegende politische, ökonomische, individualpsychologische und soziale Ursachen adressiert und sich nicht auf junge Menschen beschränkt.[155]

153 Es handelt sich hier um meine persönliche Einschätzung; streng auf der Basis der hier diskutierten Quellen ist die Frage der Reichweite und Wirkkraft der »antifaschistischen Bildung« bei der Einhegung des Rechtsextremismus nicht zu beantworten; dafür wäre weitere Forschung nötig – auf Grundlage empirischer Erhebungen und anderer Quellen.

154 *Jan Philipp Reemtsma*, Wozu Gedenkstätten?, in: Mittelweg 36 13, 2004, H. 2, S. 49–63, hier: S. 61.

155 Vgl. *Kurt Möller*, Von rechtsaußen bis zur Mitte. Wie rechtsextreme Haltungen abgebaut werden können, in: *Sybille Steinbacher* (Hrsg.), Rechte Gewalt in Deutschland. Zum Umgang mit dem Rechtsextremismus in Gesellschaft, Politik und Justiz, Göttingen 2016, S. 129–149, hier: S. 139.

CANER TEKIN

# »Graue Wölfe« in der Bundesrepublik Deutschland

Gemeinsame Reaktionen linker türkeistämmiger Migrant*innenorganisationen und deutscher Gewerkschaften bis 1980

Mehrere von türkeistämmigen Arbeitsmigrant*innen in der Bundesrepublik gegründete nationalistische Vereinigungen, oft als »Idealistenvereine« oder inoffiziell als »Graue Wölfe« bezeichnet, rückten in den 1970er-Jahren zunehmend in den Blickpunkt der Öffentlichkeit und auf die Agenda migrantischer und gewerkschaftlicher Aktivist*innen. Vor allem die zweite Hälfte des Jahrzehnts war geprägt von der Mobilisierungsphase bis zur Gründung der »Föderation der Türkisch-Demokratischen Idealistenvereine in Europa« (»Almanya Demokratik Ülkücü Türk Dernekleri Federasyonu«, ADÜTDF) 1978, der nationalistischen Agitation der »Grauen Wölfe« sowie zunehmenden gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen nationalistischen und linken Migrant*innenvereinen, die ihren Kampf oft als Kampf gegen Kommunismus oder Faschismus bezeichneten. Die Gewerkschaften wiederum richteten ihre Aufmerksamkeit auf den Rechtsextremismus unter türkeistämmigen Arbeitsmigrant*innen und schlossen sich gegen Ende des Jahrzehnts linken Migrant*innenvereinen bei Protestaktionen an. Der vorliegende Beitrag zeichnet diese Auseinandersetzungen nach und diskutiert eine Reihe von Veranstaltungen der »Grauen Wölfe« sowie die Reaktionen linker Verbände und Gewerkschaften.

Die meisten der neueren Publikationen analysieren den aktuellen Stand der Bewegung der »Grauen Wölfe« und vergleichen die Bewegungen in der Türkei und in Deutschland[1], während eine kleinere Anzahl von Publikationen die Geschichte der idealistischen Vereinigungen auf organisatorischer Ebene untersucht.[2] Trotz dieser Studien sind die frühe Mobilisierung der »Grauen Wölfe« und die Reaktionen der sozialistischen Migrant*innenvereine und Gewerkschaften noch nicht ausreichend erforscht. Die hier betrachtete Zeit der Auseinandersetzungen zwischen nationali-

1 *Lobna Jamal/Yaşar Aydin* (Hrsg.), »Graue Wölfe«. Türkischer Ultranationalismus in Deutschland, Bonn 2022; Die Grauen Wölfe, Grundlagenbericht der Dokumentationsstelle Politischer Islam, Grundlagenpapier, 2021, Nr. 2; *Thomas Rammerstorfer*, Graue Wölfe. Türkische Rechtsextreme und ihr Einfluss in Deutschland und Österreich, Wien 2018; *Emre Arslan*, Der Mythos der Nation im Transnationalen Raum. Türkische Graue Wölfe in Deutschland, Wiesbaden 2009; *Kemal Bozay*, »…ich bin stolz, Türke zu sein!« Ethnisierung gesellschaftlicher Konflikte im Zeichen der Globalisierung, Schwalbach am Taunus 2005.

2 *Alexander Konrad*, Umdeutungen des Islams. Bundesdeutsche Wahrnehmungen von Muslim*innen 1970–2000, Göttingen 2022, S. 232–243; *Kemal Bozay*, »Europäisches Türkentum« als Mobilisierungsfaktor. Erscheinungsformen und Aktivitäten des türkischen Ultranationalismus in Deutschland, in: *Jamal/Aydin*, »Graue Wölfe«, S. 84–106; *Kemal Boza/Thomas Rammerstorfer/Thomas Schmidinger* u. a., Grauer Wolf im Schafspelz. Rechtsextremismus in der Einwanderungsgesellschaft, Grünbach 2012, S. 29–42; *Fikret Aslan/Kemal Bozay* (Hrsg.), Graue Wölfe heulen wieder. Türkische Faschisten und ihre Vernetzung in Deutschland, Münster 2012 (zuerst 1997), S. 237–244; *Arslan*, Der Mythos der Nation im Transnationalen Raum, S. 127–150. Benjamin Gourisse erwähnt auch manche wichtige Etappen der Mobilisierung der »Grauen Wölfe« in Deutschland, die er für seine Analyse des Falls in der Türkei heranzieht. *Benjamin Gourisse*, La violence politique en Turquie. L'État en jeu (1975–1980), Paris 2014.

stischen und linken Verbänden und Gewerkschaften wirft drei Fragen auf: Wie und in welchen Schritten entwickelten die »Grauen Wölfe« ihre Einzelverbände zu einem Dachverein in der Bundesrepublik sowie in Westeuropa? Welche Schritte unternahmen linke Migrant*innenorganisationen, um den »Grauen Wölfen« entgegenzutreten, und inwieweit interagierten sie dabei mit Gewerkschaften? Wie kam der Aktivismus gegen die »Grauen Wölfe« auf die Tagesordnung der deutschen Gewerkschaften, insbesondere des Deutschen Gewerkschaftsbunds (DGB) und der IG Metall, und wie entwickelten sich die gewerkschaftlichen Aktionen gegen die »Grauen Wölfe«? Diese Fragen werden in drei Schritten behandelt. Zunächst wird die Mobilisierungsphase der sogenannten Idealistenvereine in den Blick genommen, darauf die Reaktionen der linken Migrant*innenorganisationen, insbesondere zweier großer türkeistämmiger Dachverbände, sowie der Gewerkschaften untersucht und zuletzt die Bedeutung dieser Reaktionen für die Wissensproduktion über türkischen und deutschen Rechtsextremismus beleuchtet. Als Quellen werden Archivmaterialien von Migrant*innenorganisationen und Gewerkschaften sowie Medienberichte über die wichtigsten Ereignisse und Vorfälle herangezogen. Die dem Zentralkomitee der »Föderation der türkischen Arbeitervereine in der Bundesrepublik Deutschland« (»Federal Almanya Türkiye Isçi Dernekleri Federasyonu«, FIDEF) unterstellte Informationsabteilung bezeichnete ihre Zeitung »Kurtulus« (Befreiung) einmal als »mächtige Waffe« gegen die »türkischen Faschisten«.[3] Eigene Informations- und Mitteilungsblätter waren ein zentrales Medium, in dem die linken Migrant*innenorganisationen ihre Reaktionen auf die rechtsextremen Vereine und deren Gewalt zum Ausdruck brachten und ihre Zusammenarbeit mit den deutschen Gewerkschaften aus ihrer Sicht erklärten. Sie stellen somit die Primärdokumente der vorliegenden Analyse dar.[4] Darüber hinaus berichteten die Ausländerreferate des DGB und der IG Metall häufig über die Aktivitäten der Migrant*innenorganisationen, sodass deren Mitteilungen wichtige Quellen für den Abgleich mit den Publikationen der Migrant*innenorganisationen darstellen. Zudem repräsentierten diese beiden Abteilungen auch die offizielle und programmatische Haltung der Bundesvorstände der Gewerkschaften gegenüber Migrant*innenorganisationen. Die Einbeziehung der Berichterstattung in deutsch- und türkischsprachigen Zeitungen ermöglicht zusätzlich die Kontextualisierung von Versammlungen, Demonstrationen und Konflikten.

Bis zur Gründung der ADÜTDF im Juni 1978 existierten kleinere Gruppierungen der »Grauen Wölfe« in Form von Kulturvereinen und türkischen Gemeinden, die sich als »Idealistenvereine« bezeichneten und meist inoffiziell von Funktionären und Gliederungen der rechtsextremen »Partei der Nationalistischen Bewegung« (»Milliyetçi Hareket Partisi«, MHP) aus der Türkei koordiniert wurden. Im Untersuchungszeitraum existierten drei linksorientierte türkeistämmige Migrant*innen-

3 Kurtulus Mektubu, in: Kurtulus, 2.4.1980, Nr. 220, S. 4, Archive der Stiftung für Sozialgeschichtsforschung der Türkei (im Folgenden: TUSTAV-Archive).

4 Die Zeitungen der FIDEF: »Kurtulus« (Befreiung, Berlin 1968–1980) und »Federal Almanya Postasi« (Bundesdeutsche Post, 1977); die Zeitung der »Föderation demokratischer Vereine der Arbeiter aus der Türkei in Europa«: »Isci Gazetesi« (Arbeiterzeitung, Frankfurt am Main 1975–1977); die Zeitschrift der MHP: »Devlet« (Staat, 1969–1979) sowie Kongressdokumente und Mitteilungen der Dachverbände FIDEF, HDF und der Idealistenvereine.

dachverbände, die sich gegen die »Grauen Wölfe« engagierten. Die im Februar 1977 gegründete FIDEF war die größte linke Dachorganisation, deren Bundesführung einen an der Sowjetunion orientierten orthodoxen Kommunismus vertrat. Bis Anfang 1977 hatten die Vorläufer-Dachverbände der FIDEF, allen voran die »Föderation der türkischen Sozialisten in Europa« (»Avrupa Türk Toplumcular Federasyonu«, ATTF), die linke Bewegung unter den türkeistämmigen Arbeitsmigrant*innen und den Kampf gegen die »Grauen Wölfe« dominiert. Die im Oktober 1977 gegründete »Föderation progressiver Volksvereine der Türkei in Europa« (»Sosyaldemokrat Halk Dernekleri Federasyonu«, HDF) vertrat eine sozialdemokratische Weltanschauung und war eng mit der »Republikanischen Volkspartei« der Türkei (»Cumhuriyet Halk Partisi«, CHP) verbunden. Während die FIDEF und die HDF stark gewerkschaftlich orientiert waren und im Kampf gegen die »Grauen Wölfe« die Zusammenarbeit mit den DGB-nahen Gewerkschaften bevorzugten, blieb eine dritte linke Mainstreamorganisation außen vor. Die »Föderation der Arbeiter aus der Türkei in der BRD« vertrat seit ihrer Gründung 1976 ein maoistisches Klassenkampfverständnis. Aus ideologischer Distanz zu den DGB-Gewerkschaften beteiligten sich ihre Anhänger nur in begrenztem Umfang an Protesten mit anderen Verbänden; sie traten öffentlich vor allem durch gewalttätige Auseinandersetzungen mit den »Grauen Wölfen« in Erscheinung. Im Folgenden werden daher vor allem die Interaktionen zwischen FIDEF, HDF und den DGB-Gewerkschaften in den Blick genommen, die sich im gemeinsamen Vorgehen gegen die Mobilisierung der Idealistenvereine dramatisch verstärkten.

## I. Die »Grauen Wölfe« in der Bundesrepublik Deutschland: Ihre Entstehung und Mobilisierungsschritte

Der Mobilisierungsprozess der Idealistenvereine in den 1970er-Jahren lässt sich zusammengefasst in vier Perioden darstellen: Die von Anhängern der MHP gegründeten Vereine, die in ihren Titeln das Türkentum und die türkische Kultur betonten, ermöglichten den Aufbau der Parteibasis in der Bundesrepublik bis 1973, als die Partei begann, Exekutivbüros im Ausland zu eröffnen. Zwischen 1973 und 1976 wurden die Vereine von der MHP-Europavertretung und -Parteifunktionären geleitet. Da die türkische Verfassung es politischen Parteien nicht erlaubte, Vertretungen im Ausland zu eröffnen, musste die MHP 1976 ihre Büros in der Bundesrepublik Deutschland schließen, insbesondere nach einer offiziellen Warnung des türkischen Verfassungsgerichts.[5] Bis 1978 leiteten MHP-Funktionäre die Vereine inoffiziell, um ihre Nähe zur MHP zu verschleiern. In dieser Zeit wurde ein Komitee von Parteikadern gebildet, das zur Gründung des Dachvereins der »Grauen Wölfe« führen sollte. Nach der Gründung der ADÜTDF im Juni 1978 hatten die »Grauen Wölfe« wieder ein gemeinsames Dach mit inoffiziellen Verbindungen zur MHP.

Die Geschichte der »Grauen Wölfe« in der Türkei reicht bis in die 1960er-Jahre zurück. Alparslan Türkeş übernahm die rechtsextreme und kemalistische »Republikanische Bauern- und Volkspartei« (»Cumhuriyetçi Köylü Millet Partisi«, CKMP)

5 Anayasa Mahkemesi: MHP'nin dista örgütü oldugu anlasildi, in: Milliyet, 30.6.1976, S. 1.

auf ihrem Kongress 1965 und richtete die Partei ideologisch auf das Türkentum und den Islam aus.[6] Zu diesem Zweck wurde die Ideologie der Partei seit dem Parteitag 1967 auf die Neun-Lichter-Doktrin und das gleichnamige Buch von Alparslan Türkeş gestützt.[7] Auf dem Parteitag 1969 wurde die Partei in »Partei der Nationalistischen Bewegung« umbenannt. Angesichts der aufstrebenden Arbeiter*innenbewegung und linksrevolutionärer Studentenaktivitäten gründete die Partei 1966 die ersten Idealistenvereine in der Parteijugend und an den Universitäten der Türkei, die ab 1968 offiziell als Jugendorganisation der Partei fungierten.[8] Die Hauptaufgabe der Idealistenvereine bestand darin, die Jugend vor dem Kommunismus zu schützen und ihr nationalistisches Bewusstsein zu stärken. In paramilitärischen Ausbildungslagern der CKMP/MHP wurden die Mitglieder der Idealistenvereine im Umgang mit Schusswaffen geschult und nannten sich »Kommando«. Im selben Jahr begann die Partei mit der Herausgabe ihrer offiziellen Zeitschrift »Devlet« (Staat), die in mehreren Ausgaben die Verwendung des Begriffs »Kommando« für die Parteijugend kritisierte, den die Parteijugend angeblich nicht übernahm, und stattdessen »Graue Wölfe« vorschlug.[9] 1972 begann die MHP-Verwaltung mit der Herausgabe der Zeitschrift »Bozkurt« (Grauer Wolf), die sich inhaltlich dem türkischen Nationalismus, der türkischen Welt und dem Kampf gegen den Kommunismus widmete.[10] In den folgenden Jahren breiteten sich die »Kommando«- oder »Graue-Wölfe«-Gruppen an Universitäten und in Städten aus und lieferten sich blutige Auseinandersetzungen mit sozialistischen Jugendlichen. Angesichts wachsender Kritik stellten der Parteichef Alparslan Türkeş und MHP-Funktionäre die »Grauen Wölfe« als Beschützer der türkischen Jugend vor den an den Universitäten agierenden »linken Anarchisten« dar und versuchten so, die Idealistenvereine zu legitimieren.[11]

In der Bundesrepublik Deutschland traten die »Grauen Wölfe« parallel zur Konsolidierung ihrer Partei in der Türkei in Erscheinung. Der Bundesverfassungsschutz erwähnte die rechtsextremistischen Vereinigungen türkeistämmiger Arbeitsmigrant*innen (ohne Bezug zur MHP) erstmals in seinem Bericht zu 1971 (sozialistische Gastarbeiter und Studenten wurden erstmals im Verfassungsschutzbericht für

6 *Alev Çınar/Burak Arikan*, The Nationalist Action Party: Representing the State, the Nation or the Nationalists?, in: *Barry Rubin/Metin Heper* (Hrsg.), Political Parties in Turkey, Abingdon 2002, S. 25–40, hier: S. 27 f.

7 Ebd., S. 27; *Gourisse*, La violence politique en Turquie, S. 95 f. Vgl. *Alparslan Türkeş*, Dokuz Işık ve Türkiye, Istanbul 1965.

8 *Gourisse*, La violence politique en Turquie, S. 98.

9 *Dündar Taser*, Milliyetci Hareket ve Genclik, in: Devlet, 8.9.1969, Nr. 23, S. 12; Komando Geliyor, in: Devlet, 21.7.1969, Nr. 16, S. 4–9; hier wurde argumentiert: »Das Kommando ist kein Titel, den sich die nationalistische Jugend selbst gegeben hat. Er kam von außen. Wenn es nach ihnen ginge, würden sie lieber Bozkurt heißen«. Ebd., S. 4 (übersetzt aus dem Türkischen).

10 *Osman Oktay*, Bozkurt Bir Yasinda, in: Bozkurt, 1973, Nr. 12, S. 2.

11 *Sinan Nacak*, Tarihten Günümüze Olaylar, in: Bozkurt, 1977, Nr. 72–73, S. 10; Rede von Alparslan Türkeş, 39. Hükümet Programının Görüşülmesi (1975), in: *Irfan Neziroglu/Tuncer Yilmaz*, Koalisyon Hükümetleri, Koalisyon Protokolleri, Hükümet Programları ve Genel Kurul Görüşmeleri. Cilt II, Ankara 2015, S. 1068; vgl. auch die Kritik des Abgeordneten Necdet Ugur an Alparslan Türkeş wegen seiner Definition von »Kommando« und »Grauen Wölfen«, ebd., S. 1026.

die Jahre 1969–1970 erwähnt[12]), wonach Westberlin das Zentrum türkisch-nationalistischer Aktivitäten sei.[13] Die MHP und ihre Vereine wurden erstmals in den Verfassungsschutzbericht für das Jahr 1972 aufgenommen.[14] Dem Verfassungsschutz zufolge waren die »Grauen Wölfe« vor dem deutschen Anwerbestopp ausländischer Arbeitnehmer*innen Ende 1973 inoffiziell in etwa 30 Städten aktiv und zählten bis zu 2.000 Mitglieder.[15] Nach jahrelanger Mobilisierung in Arbeiterwohnheimen und Kulturvereinen beantragte die Partei 1973 offiziell eine eigene Vertretung und gründete in Kempten ihre erste offizielle Geschäftsstelle.[16]

Bereits der MHP-Vorsitzende Alparslan Türkeş und sein Vorgänger Osman Bölükbaşı hatten bei ihren Besuchen in der Bundesrepublik Ende der 1960er-Jahre behauptet, Kommunist*innen und christliche Missionar*innen hätten sich in Fabriken und Arbeiterwohnheimen organisiert. Den Gewerkschaften, den türkischen Beratungsstellen der Arbeiterwohlfahrt (»Türk Danış«) und der türkischsprachigen Redaktion des Westdeutschen Rundfunks in Köln warf Türkeş wiederholt vor, kommunistische Arbeiter*innen zu rekrutieren oder Arbeiter*innen kommunistisch zu indoktrinieren.[17] Zwischen 1975 und 1978 – in der Türkei regierten mit kurzer Unterbrechung Regierungen unter Ministerpräsident Süleyman Demirel, an denen die MHP beteiligt war und welche jeweils als »Kabinett der Nationalistischen Front« bezeichnet wurden – beschwerten sich die Funktionäre der MHP und der ebenfalls an der Regierung beteiligten proislamischen »Nationalen Heilspartei« (»Millî Selamet Partisi«, MSP) zu diesem Zweck häufig bei der deutschen Bundesregierung und dem DGB über das türkischsprachige Radioprogramm des WDR.[18] Ein zentrales Mobilisierungsargument der MHP in den 1970er-Jahren war die Betonung der »Notwendigkeit«, eine Front gegen die Kommunisten zu bilden.[19] Die offiziellen Presseorgane der Partei »Bozkurt« und »Devlet« begrüßten daher die MHP-Büros in Deutschland als eine Front der Arbeitsmigrant*innen, die angeblich gegen die Propaganda des Kommunismus kämpfe.[20]

Ein wesentlicher Bestandteil der Propaganda der Idealistenvereine in ihrer frühen Mobilisierungsphase war, dass die deutschen Gewerkschaften türkeistämmige kommunistische Arbeiter*innen beherbergen und kommunistische Propaganda gegen die politische und kulturelle Einheit der Türkei betreiben würden.[21] Die Vereine verteilten Flugblätter, laut denen die Gewerkschaften weiterhin türkeistämmige

12 Für die erstmaligen Verweise auf die »Europäische Föderation Türkischer Sozialisten« vgl. Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1969–1970, Bonn 1971, S. 60.
13 Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1971, Bonn 1972, S. 107.
14 Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1972, Bonn 1973, S. 147.
15 Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1973, Bonn 1974, S. 136.
16 *Yağmur Atsız*, MHP'nin Almanya Dosyasi, in: Cumhuriyet, 2.4.1976, S. 9.
17 Bölükbasi: Komunizm, in: Milliyet, 6.4.1968, S. 9; Türkeş, Iscilerle Görüsmek Icin Almanya'ya Gitti, in: Milliyet, 22.10.1972, S. 3; Schreiben von Alparslan Türkeş an Vetter, 28.4.1976, Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung (AdsD), DGB-BV, 5/DGAZ-21; Almanya'da sevgi ve ilgi ile karşılanmam komünistleri kızdırdı, in: Devlet Gazetesi, 17.3.1975, Nr. 280, S. 13.
18 *Atsız*, MHP'nin Almanya Dosyası, S. 9.
19 Interview mit Alparslan Türkeş, in: Devlet, 17.3.1975, Nr. 280, S. 13.
20 Ihmal Edilen Iscilerimiz, in: Devlet, 1.3.1976, Nr. 330, S. 5; *Burhanettin Özbilici*, Safak Söküyor, in: Bozkurt, März 1975, Nr. 30, S. 9; vgl. die Rubriken von *Ahmet Rifat [Ahmet Nuri Yüksel]*, in: Devlet, 10.5.1976, Nr. 340, S. 10, sowie Devlet, 17.5.1976, Nr. 341, S. 10.
21 *Jürgen Roth/Kemal Taylan*, Die Türkei. Republik unter Wölfen, Bornheim 1981, S. 141.

und deutsche Kommunisten beherbergten, obwohl die Arbeitsmigrant*innen sie mit ihren Mitgliedsbeiträgen immens finanzierten. Laut der Mitgliederzeitschrift der IG Metall, »Metall«, nutzten die Idealistenvereine den Anwerbestopp und die Wirtschaftskrise für ihre Propaganda, um die türkischen Mitglieder von den Gewerkschaften zu trennen, die sie im Wesentlichen als kommunistisch bezeichneten.[22] Wie Yilmaz Karahasan in der »Metall« berichtete, verbreiteten die nationalistischen Vereine entsprechende Publikationen, wie zum Beispiel ein Flugblatt des Türkischen Kulturvereins Saarbrücken, in dem es hieß:

> »Obwohl wir, die türkischen Arbeiter, bis zum heutigen Tage an die IG Metall Millionen an Beiträgen gezahlt haben, erhielten wir in keinem einzigen Fall Hilfe. Während Tausende türkische Arbeiter wegen Krankheit aus den Betrieben entlassen werden, schließt man ihnen die Türen der Gewerkschaften vor der Nase zu. Daher müssen wir aus den gelben Gewerkschaften austreten. (Flugblatt vom Türkischen Kulturverein in Saarbrücken und Umgebung e. V.)«[23]

Die antigewerkschaftliche Agitation schlug sich vor allem in den süddeutschen Städten in den Betrieben nieder. Dort forderten die Nationalisten die Gewerkschaften bei den Betriebsratswahlen heraus und versuchten, die türkeistämmigen Arbeiter*innen zu dominieren, was teilweise zu Gewalt und Einschüchterung führte. 1976 berichteten sechs linke Migrant*innenvereine aus Frankfurt am Main, Rüsselsheim und Mannheim dem hessischen Innenminister von Auseinandersetzungen mit »Grauen Wölfen« in den Betrieben, die gegen andere Türkeistämmige gerichtet waren, und baten um Schutz.[24] Als die Spannungen im Laufe der Jahre zunahmen, berichteten die linken Dachverbände der türkeistämmigen Arbeiter*innen und die IG Metall in ihren Publikationen regelmäßig über die gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen den »Grauen Wölfen« und den Gewerkschafter*innen.[25] Die DGB-Abteilung »Ausländische Arbeitnehmer« wollte diesen in der Presse vermehrt berichteten Vorfällen nachgehen und fragte bei den DGB-Landesbezirken nach, ob sie selbst solche Vorfälle erlebt hätten.[26] Während fast alle Landesbezirke angaben, keine konkreten Beschwerden erhalten zu haben, berichtete der DGB-Landesbezirk Bayern von einer Morddrohung eines gewerkschaftlich organisierten Nationalisten an eine türkeistämmige Sozialarbeiterin.[27]

---

22 Die neue Parole für die türkischen Faschisten in der Bundesrepublik, in: Metall, 1975, Nr. 18, S. 2–3; *Atsız*, MHP'nin Almanya Dosyası, S. 4.

23 *Yilmaz Karahasan*, Terror gegen Türken, in: Metall, 29.6.1976, Nr. 13, S. 15.

24 *Albert Bechtold*, Auseinandersetzungen zwischen Türken, in: Wiesbadener Kurier, 26.6.1976, AdsD, IG Metall, 5/IGMZ930272.

25 Pressekonferenz der FIDEF in Bonn, Tulpenfeld, 9.2.1979, Archiv im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets (AHGR), IGBE-Archiv 1069 A; *Jürgen Roth*, Die ›Grauen Wölfe‹ und ihr ›heiliger Krieg‹, in: Metall, 23.1.1980, Nr. 2, S. 10.

26 Schreiben von Karl-Heinz Goebels, Bedrohung von hauptamtlichen Gewerkschaftsfunktionären durch türkische Rechtsextremisten, 11.7.1980, AA.Goe/Suz, mit dem Anhang: »›Graue Wölfe‹ drohen jetzt mit Mord an Gewerkschaftern«, WAZ, 4.6.1980, AdsD, DGB-Archiv, 5/DGAZ000642.

27 Schreiben von Hans Maier an Karl-Heinz Goebels, Rechtsextremistische türkische Organisationen, 7.8.1980, AdsD, DGB-Archiv, 5/DGAZ000642.

Idealistenvereine versuchten darüber hinaus, Demonstrationen in einigen deutschen Großstädten gegen die Gewerkschaften und ihre angeblich kommunistischen Mitglieder zu organisieren, und arbeiteten dabei mitunter mit religiösen Vereinigungen zusammen. Die »Kabinette der Nationalistischen Front« nahmen zwischen März 1975 und Juni 1977 sowie zwischen Juli 1977 und Januar 1978 wichtige Ernennungen in den Konsulaten ihrer Parteikader vor. Sie nutzten ihre neuen Regierungsposten, um ihren Einfluss unter den im Ausland lebenden Türkeistämmigen auszuweiten, indem sie Konsularbeamte, Sozial- und Arbeitsattachés, Lehrer und Religionsbeamte aus ihren Reihen ins Ausland entsandten.[28] Laut der Tageszeitung »Milliyet« und dem SPIEGEL wurde 1976 der Großteil des Sicherheitspersonals in den türkischen Konsulaten von der MHP und der MSP rekrutiert, woraufhin der SPD-Abgeordnete Kurt Wüster im selben Jahr eine Anfrage im Bundestag stellte.[29] Dem Vorstand der IG Metall in Frankfurt am Main zufolge arbeitete das Konsulatspersonal mit konservativen Migrant*innenorganisationen zusammen, um sozialistische Selbstorganisationen und türkeistämmige Gewerkschafter*innen zu bekämpfen.[30] So entstanden zwischen Anfang 1975 und Mitte 1978 günstige Rahmenbedingungen für gemeinsame Demonstrationen der diplomatischen Vertretungen, der »Grauen Wölfe« und der religiösen Dachorganisation »Türkische Union in Europa«. Beispielsweise organisierten mehrere der MHP und MSP nahestehende Organisationen unter dem Namen »Erhebungskomitee« 1975 in Westberlin einen Aufmarsch mit dem Titel »Leugnung des Kommunismus«.[31] Auch in Frankfurt am Main versuchten die Vereine im selben Jahr auf Initiative des türkischen Konsulats, einen weiteren Aufmarsch zu organisieren, offenbar ohne Erfolg.[32] In Köln veranstalteten die Jugendorganisation der »Türkischen Union in Europa« und die »Grauen Wölfe« 1978 gemeinsam Protestkundgebungen gegen die Gewerkschaften und den WDR und dessen angeblich »kommunistische« Funktionäre aus der Türkei.[33]

28 Kritik von dem Geschäftsführenden Vorstandsmitglied der IG Metall Hans Frank an den Generalkonsul der Türkei in Frankfurt über seine Behauptungen gegen die Gewerkschafter in der Stadt, Frankfurt, 3.9.1975, Fr/ur, AdsD, IG Metall, 5/IGMA170940; *Nilüfer Yalcin*, Bugünkü Almanya, in: Milliyet, 13.5.1978, S. 5.

29 Graue Wölfe, in: Der SPIEGEL, 22.8.1976, S. 57–61; *Örsan Öymen*, Disaridan Türkiye'ye Bakis, in: Milliyet, 25.6.1976, S. 7; die Frage des Abgeordneten Kurt Wüster, Deutscher Bundestag, Stenografischer Bericht, 7. Wahlperiode, 229. Sitzung, 17.3.1976, S. 15974.

30 *Jürgen Roth*, »… ein paar Köpfe rollen lassen«, in: Blickpunkt, 26.5.1978, AdsD, IG Metall, 5/IGMZ930272.

31 Schreiben von Yilmaz Karahasan an Siegfried Müller, Verstärkte Aktivitäten der rechtsextremistischen türkischen Vereine u. Organisationen in Berlin (West), Frankfurt/M, 5.6.1975, 11/YKse, sowie Komitee für die Vorbereitung der Erhebungskundgebung, »Erhebungskundgebung der Nationalisten«, April 1975, AdsD, IG Metall, 5/IGMZ930272. Laut Karahasan beteiligten sich der »Verein zur Bekämpfung des Kommunismus«, die »Nationalistische Front«, der »Türkische Kultur- und Solidaritätsverein«, die »Türkischen Vereine in Deutschland« und die »Nationale-Ideen Vereine« an dem Protestmarsch.

32 Organisationsblatt der Vereinigung türkischer Arbeitnehmer in Frankfurt, MC'nin Frankfurt Subesi Is Basinda, in: Isci Gazetesi, 4.6.1975, Nr. 32, S. 1, TUSTAV-Archive; *Atsız*, MHP'nin Almanya Dosyası, S. 4.

33 Organisationsblatt der FIDEF, Akincilar WDR'e Saldiriyor, in: FIDEF, Juni 1978, Nr. 6, S. 7, TUSTAV-Archive.

Im Rahmen dieser Kampagnen gegen türkeistämmige Gewerkschafter*innen beschuldigten MHP-Funktionäre häufig auch direkt die deutschen Gewerkschaften und griffen insbesondere den DGB und die IG Metall an. Enver Altayli, MHP-Inspektor in der Bundesrepublik, antwortete in einem Interview mit der Parteizeitung »Devlet« auf die Frage, »warum der DGB gegen die MHP kämpft«:

> »Mit dem DGB haben wir keine Konflikte. Aber der DGB-Vorsitzende Vetter wird von den türkischen Kommunisten im DGB manipuliert. Die türkischen Arbeiter in Europa bedauern dieses Fehlverhalten des Vorsitzenden der deutschen Gewerkschaften, in denen Zehntausende MHP-Anhänger organisiert sind. Einige der Feinde, die von Türk-İş [Konföderation von Arbeitergewerkschaften der Türkei] als Vertreter in den DGB entsandt wurden, haben jahrelang in Zusammenarbeit mit einer Handvoll deutscher Kommunisten im DGB ein hässliches politisches Spiel gespielt, als gäbe es keine anderen Arbeiterfragen als den Umgang mit der MHP. Diese Türk-İş-Vertreter, die in der von der IG Metall herausgegebenen Zeitung in türkischer Sprache schreiben, greifen in diesem Blatt der IG Metall die türkische Nation, die türkische Armee, die türkische Nation und alle ihre moralischen Werte an.«[34]

Altaylis Aussage bezog sich auf Mete Aksu von der DGB-Abteilung »Ausländische Arbeitnehmer« sowie auf Yilmaz Karahasan und seine türkeistämmigen Kollegen von der Ausländerabteilung der IG Metall. Am 28. April 1976 schrieb Alparslan Türkeş einen entsprechenden Brief an den DGB-Vorsitzenden Heinz Oskar Vetter, in dem er behauptete, dass viele Kommunisten im DGB, insbesondere Mete Aksu, die Türk-İş in den DGB entsandt hatte, die Gewerkschaften gegen die »Grauen Wölfe« aufgestachelt hätten.[35] Parallel schrieb die MHP-Vertretung in Europa an Vetter und bot dem DGB die Zusammenarbeit im Kampf gegen die türkeistämmigen Kommunist*innen in Deutschland an. Das Schreiben, unterzeichnet von Osman Nuri Kurt, einem Mitglied der MHP aus Berlin[36], wurde verfasst, um den negativen Ansichten über die Partei und die Idealistenvereine entgegenzuwirken. Dem Schreiben zufolge führten mit der MHP sympathisierende nationalistische Vereine einen gerechten Kampf gegen die türkeistämmigen Kommunist*innen und verfolgten diesbezüglich ähnliche Ziele wie der DGB.[37]

Mitte der 1970er-Jahre wurde die Präsenz der MHP in der Bundesrepublik Deutschland sowohl in der deutschen als auch in der türkischen Öffentlichkeit diskutiert. Nach Aussagen des MHP-Führers Alparslan Türkeş im Jahr 1975 existierte in der Bundesrepublik jedoch kein Büro, sondern nur Mitglieder und Anhänger*innen der Partei. Er nannte etwa 1.600 Parteivertreter sowie die eigenständigen Vereine, die es unter den Bezeichnungen »Idealistenvereine« und »Türkische Gemeinden« in Deutschland gebe.[38] Wie der Staatssekretär im Bundesinnenministerium,

34 MHP Müfettisi Enver Altayli, in: Devlet, 1.3.1976, Nr. 330, S. 7 (Übersetzung vom Autor).

35 Schreiben des Stellvertretenden türkischen Ministerpräsidenten und Vorsitzenden der Nationalistischen Aktionspartei der Türkei (Milliyetci Hareket Partisi) an: H. O. Vetter, Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes, 28.4.1976, AdsD, IG Metall, 5/DGAZ000021.

36 Informationsbulletin der FIDEF, Graue Wölfe der MHP in der Bundesrepublik, Informationsheft, 1981, S. 9, TUSTAV-Archive.

37 Schreiben von Osman Nuri Kurt an H.O Vetter, o. D., AdsD, DGB-Archiv, 5/DGAZ000021.

38 Almanya'da sevgi ve ilgi ile karşılanmam komünistleri kızdırdı, in: Devlet Gazetesi, Nr. 280, 17.3.1975, S. 13.

Gerhart Baum, auf eine Anfrage des SPD-Abgeordneten Kurt Wüster im Bundestag antwortete, war die MHP Anfang 1976 in Berlin, Hannover, Köln, Mannheim, München und Stuttgart sowie vor allem in den südlichen Bundesländern vertreten. Sie war in 50 Vereinen organisiert und hatte offiziell etwa 3.000 Mitglieder.[39]

Tatsächlich meldete die Parteizeitung »Devlet« Ende 1974, dass sich die nationalistischen Arbeitervereine aus überwiegend süddeutschen Städten sowie aus Berlin und Hannover kürzlich in Sindelfingen getroffen hätten, um ein bundesweites Bündnis zu gründen.[40] Dieses Treffen im Dezember 1974 fand nicht nur in den türkisch- und deutschsprachigen Medien, sondern auch bei den kleineren türkisch-nationalistischen Gruppen keine große Beachtung; einige Gruppen der »Grauen Wölfe« hatten erst im Nachhinein über den »Devlet«-Newsletter von den Vereinigungsversuchen erfahren.[41] Durch die MHP-Parteifunktionäre in Deutschland wurden die Mobilisierungsbemühungen jedoch nach und nach zentralisiert. Der Organisationsleiter der Partei in der Bundesrepublik, Kamil Tanrikulu, hielt im August 1975 in Ludwigshafen eine formelle Parteiversammlung mit Tausenden von Parteimitgliedern sowie dem MHP-Vorsitzenden Alparslan Türkeş ab.[42] Ende 1975 schlossen sich die MHP-Organisationen aus den Niederlanden, Frankreich, Österreich und der Schweiz unter dem Namen »Kleiner Kongress in Europa« in Köln zusammen, wo Enver Altayli zum Vorsitzenden gewählt wurde.[43]

Seitdem die MHP unter ihrem Parteinamen Vertretungen eröffnete, verstieß sie gegen die türkische Verfassung, die türkischen Parteien die Eröffnung von Parteibüros im Ausland verbietet. Das türkische Verfassungsgericht warnte die Partei deshalb 1976, dass sie verboten werde, wenn sie ihre Auslandsbüros nicht schließe.[44] Daraufhin schloss die MHP die nach ihr benannten Büros in der Bundesrepublik Deutschland und versuchte, eine eigenständige Organisation aufzubauen. In der Zeit nach der Auflösung wurde die Parteimobilisierung ausschließlich durch Tarnorganisationen wie Kulturvereine oder durch die Vereine unter der religiösen »Türkischen Union in Europa« fortgesetzt.[45] Die Tarnorganisationen wurden ähnlich den inoffiziellen Parteiorganisationen in der Türkei benannt, wie zum Beispiel

39 Deutscher Bundestag, Stenografischer Bericht, 7. Wahlperiode, 229. Sitzung, 17.3.1976, S. 15974–15975.

40 Almanya'daki Ülkücü Kuruluslarin Birlestirilmesi icin Calisiliyor, in: Devlet, 16.12.1974, Nr. 267, S. 10.

41 Almanya'da, in: Devlet, 10.2.1975, Nr. 275, S. 10.

42 *Ayhan Azak*, MHP Almanya Teskilat Kongresi Dün Yapildi, Tercüman, 18.8.1975, in: Isci Birligi, 22.5.1976, Nr. 35, S. 5, TUSTAV-Archive; Föderation progressiver Volksvereine der Türkei in Europa e. V., Verbot der faschistischen Terrororganisationen, Teil 2, Duisburg o. J., S. 4, Archive der progressiven Volkseinheit der Türkei in Berlin-West e. V.

43 MHP Avrupa Kücük Kurultayi Köln'de Toplandi, in: Tercüman, 31.12.1975, S. 1; Organisationsblatt der FIDEF, Türkei Informationen, Sonderheft MHP, Juni–Juli 1981, S. 9, TUSTAV-Archive; *Ertekin Özcan*, Türkische Immigrantenorganisationen in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1992 (zuerst 1989), S. 182.

44 MHP'ye tebliğ edilmeyen Anayasa Mahkemesinin Ihtar Kararı Basında Neşredildi, in: Devlet, 12.7.1976, Nr. 349, S. 12.

45 Einschüchterung türkischer Arbeiter, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.10.1976, S. 6; *Yilmaz Karahasan*, Terror gegen Türken, in: Metall, 29.6.1976, Nr. 13, S. 15; DGB-Abt. Ausländische Arbeitnehmer, Aktive türkische Organisationen in der Bundesrepublik, S. 6, Düsseldorf, 17.7.1977, At-ev., AHGR, IGBE-Archiv, 701.

»Großer Idealistenverein in Berlin« und »Türkische Gemeinschaft Berlin«, »Türkischer Studenten- und Jugendverein Berlin«, aber auch nach der kulturellen Einheit der türkischen Arbeiter, meist »Türkischer Kulturverein« oder »Kulturgemeinschaft«.[46] Gemeinsames Merkmal dieser Organisationen, die keinen Parteinamen trugen, war die Verwendung eines Wolfssymbols in Vereinslogos oder Vereinsdokumenten.[47]

Inmitten der Eskalation von Gewalt und Hetze zwischen Idealistenvereinen und linken Vereinen rief der MHP-Vorsitzende Alparslan Türkeş am 28. Juli 1977 in einem Schreiben an den MHP-Parteivorstand in der Bundesrepublik Deutschland zur schnellen Mobilisierung auf, da die Parteientwicklung in der Türkei eine verstärkte Propaganda im Ausland erfordere.[48] Angesichts der wachsenden Kritik in der Türkei und in Deutschland[49] forderte Türkeş seine Mitglieder auf, in ihrer Propaganda Provokationen und heiße Konflikte zu vermeiden. Türkeş stellte darin fest, dass die wichtigste Methode der MHP-nahen Organisationen im Kampf gegen den Kommunismus und bei der Rekrutierung neuer Mitglieder unter Jugendlichen die Argumentation sei. Er warnte auch seine Anhänger, die »Kommandos und Idealisten«, davor, die Aufmerksamkeit der deutschen Behörden auf sich zu ziehen, und forderte sie auf, bestimmte Anweisungen der Zentralleitung zu befolgen, insbesondere »bei der Unterdrückung der Kommunisten« und »bei den Maßnahmen, die gegen die Leute ergriffen werden, die die Zeitungen Cumhuriyet, Politika, Vatan usw. lesen«.[50]

Entsprechend dem Brief von Alparslan Türkeş forcierten die Idealistenvereine 1977 ihre Bemühungen um die Gründung eines Dachverbands. Nach einem Vermerk des DGB an die Landes- und Kreisbezirke erhielt der Bundesvorstand eine Einladung zu einer Tagung in Köln, die von einem »zweifellos« der MHP nahestehenden Gremium organisiert wurde.[51] In der Einladung wurde darauf hingewiesen, dass die Veranstaltung keine politischen Ziele verfolge, es war jedoch ersichtlich,

46 Schriftsteller warnen vor Grauen Wölfen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.1.1977, S. 30; Hessisches Ministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1978, Wiesbaden 1979, S. 31; Türkenzentrum (Hrsg.), MHP & Graue Wölfe, Türkenzentrum Dokumentation, Berlin 1981, S. 31, AHGR, IGBE-Archiv, 14997.

47 ›Graue Wölfe‹ für Gott, die Nation und die Ehre, in: Der Tagespiegel, 20.12.1979, AdsD, IG Metall, 5/IGMZ930272; *Roth*, »… ein paar Köpfe rollen lassen«; vgl. *Barbara Hoffmann/Michael Opperskalski/Erden Solmaz*, Graue Wölfe, Koranschulen, Idealistenvereine. Türkische Faschisten in der Bundesrepublik, Köln 1981, S. 80–85.

48 Alparslan Türkeş, Vorsitzender der Nationalistischen Bewegungspartei, Brief an den Geschäftsführenden Vorstand der Nationalistischen Bewegungspartei in Deutschland, Ankara, 28.7.1977, übersetzt aus dem Türkischen von DGB-Abt. Ausländische Arbeitnehmer, Türkisches Zentralbüro, Aktennotiz, Düsseldorf, 17.1.1979, At-ev, AHGR, IGBE-Archiv, 701.

49 Vgl. die Reden der Abgeordneten Necdet Ugur und Ali Sanli sowie des Senators Fikret Gündogan, Hükümet Programının Görüşülmesi (1975), in: *Neziroglu/Yilmaz*, Koalisyon Hükümetleri, Koalisyon Protokolleri, S. 1068, 1120 und 1187 f.; vgl. die Frage des Abgeordneten Kurt Wüster, Deutscher Bundestag, Stenografischer Bericht, 7. Wahlperiode, 229. Sitzung, 17.3.1976, S. 15974.

50 Ebd. Die genannten Zeitungen waren damals dafür bekannt, von einem linken oder liberalen Publikum gelesen zu werden.

51 Schreiben von Karl Schwab und Heinz Richter an die DGB-Landesbezirke, die Hauptvorstände bzw. Vorstände der Gewerkschaften u. Industriegewerkschaften, den Ausschuss für Ausländische Arbeitnehmer, Düsseldorf, 21.3.1978, AA-Rr/Suz, AHGR, IGBE-Archiv, 1069 A.

dass es sich bei den Teilnehmern um bekannte Extremisten handelte. Der Bundesvorstand des DGB lehnte diese Einladung ab, ebenso wie er die Einladungen der türkeistämmigen sozialistischen Organisationen zu ihren Gründungskongressen im selben Jahr ablehnte. Laut dem DGB-Vermerk wurde auf der der MHP-nahestehenden Mitgliederversammlung ein neuer Vorstand gewählt, der mit der Aufgabe zur Gründung einer Dachorganisation beauftragt wurde.[52]

Der Regierungswechsel in der Türkei Anfang 1978 beschleunigte die Organisation der »Grauen Wölfe« in der Bundesrepublik Deutschland. Nach dem Sturz der »Regierung der Nationalistischen Front« durch ein Misstrauensvotum im Januar 1978 kam die sozialdemokratische CHP an die Macht. Nach dem Amtswechsel verurteilte das MHP-Presseorgan »Devlet« die neue Regierung unter Ministerpräsident Bülent Ecevit und warnte: »[…] früher oder später wird jede Institution und Organisation, die nicht von Idealisten bewacht wird, von der CHP übernommen werden, eine nach der anderen«.[53] Laut der Zeitschrift plante die Regierung Ecevit zu diesem Zweck, unter dem Vorwand des Kampfes gegen paramilitärische Kräfte zahlreiche nationalistische Beamte und Offiziere strafrechtlich zu verfolgen.[54] So wurden zum Beispiel Ende 1978 die Idealistenvereine in der Türkei per Gerichtsbeschluss aufgelöst und ihr Vorsitzender Ali Batman zu einer Haftstrafe verurteilt.[55] In der Folge kam es zu einem Mitgliederzufluss von MHP-Anhänger*innen aus dem Herkunftsland in die nationalistischen Vereinigungen in der Bundesrepublik Deutschland. Partei- und Vereinsfunktionäre wie Batman flohen vor den bevorstehenden Ermittlungen und kamen als Touristen in die Bundesrepublik, wo sie Asyl beantragten.[56] Dies ging so weit, dass der DGB-Landesbezirk Hessen Ende 1978 in einer schriftlichen Stellungnahme behauptete, in den südlichen Bundesländern und insbesondere in Hessen sei eine starke Zunahme von Asylanträgen von MHP-Mitgliedern und in der Türkei gesuchten Straftätern zu verzeichnen.[57] Diese Asylbewerber hätten sich, so der Landesbezirk, in der Gründungsphase einer Dachorganisation angeschlossen.[58]

52 Ebd.

53 Baskin Basanindir Veyahut Polis Devleti, in: Devlet, 6.3.1978, Nr. 435, S. 5.

54 Ayin Yorumu, in: Devlet, Oktober 1978, Nr. 6, S. 2–3, hier: S. 3. *Ergün Göze*, Ecevit'in Tek Hedefi, in: Devlet, April 1979, Nr. 12, S. 5.

55 Ülkü Ocaklarini Mahkeme Kapatti, in: Milliyet, 23.11.1978, S. 1 und 14.

56 13 Ülkücünün Sağmalcılar Cezaevinden Kacisi, in: Cumhuriyet, 17.11.1978, S. 1; »Türkische Extremisten gefährden Asylpraxis«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.3.1979, S. 36; *Paul Glaser*, Graue Wölfe gründen neue Tarnvereine, in: Berliner Stimme, 2.12.1979, AdsD, IG Metall, IGMZ930272; Asylrecht für Verfolgte, nicht für Verfolger, in: Frankfurter Rundschau, 7.3.1979, AdsD, IG Metall, IGMZ930272.

57 DGB wendet sich gegen Mißbrauch des Asylrechts, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.12.1978, S. 35; Behörden dulden türkische Faschisten, in: Metall, 12.12.1980, Nr. 25–26, S. 18.

58 Brief von Hans Frank und Marita Eilrich (DGB-Landesbezirk Hessen) an DGB-Bundesvorstand Abt. Ausländische Arbeitnehmer mit dem Titel »Aktivitäten türkischer Ausländerorganisationen in Hessen«, 6.3.1979, Mei/Tr., AdsD, DGB-Archiv, 5/DGAZ000642; Aktennotiz von Karl Schwab mit dem Titel »Religiöse Situation bei den türkischen Arbeitnehmern und ihren Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland« und sein Anhang, Düsseldorf, 19.2.1980, AdsD, DGB-Archiv, 5/DGAZ000009, S. 12.

Lokman Kundakci und Musa Celebi, die zu den MHP-Asylbewerbern gehörten, beteiligten sich an dem Gründungskomitee für einen Dachverein. In der Phase stellte sich Hans-Eckhardt Kannapin, Türkei-Experte und CDU-Stadtrat in Schwalmstadt (Hessen), oft offen auf die Seite der türkischen Nationalisten und half Lokman Kundakci und Musa Celebi, eine Aufenthaltserlaubnis zu erhalten, für die er sie in einem Forschungszentrum in Schwalmstadt anwarb.[59] Laut den Magazinen Der SPIEGEL sowie »Metall« nahm auch der damalige bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß enge Kontakte zu MHP-Führungskräften in der Türkei und Deutschland auf und unterstützte sogar die rechtliche Gründungsphase des Dachvereins.[60] Obwohl der CDU-Vorsitzende Helmut Kohl ein Besuchsangebot von Alparslan Türkeş abgelehnt hatte, traf Strauß den MHP-Leiter zu einem Gespräch am 1. Mai 1978, in dem sich beide über die kommunistische Bedrohung Deutschlands und der Türkei einig waren.[61] Während dieses Treffens veranstaltete die FIDEF eine Demonstration in Bonn gegen den Türkeş-Besuch, zugleich protestierte die IG-Metall in Ulm gegen die »Grauen Wölfe« und ihre Veranstaltung am 4. Mai, an der sich Türkeş nach seinem Treffen mit Strauß beteiligte.[62]

Sechs Wochen nach dem Türkeş-Strauß-Treffen gründeten 64 Vereine aus Westdeutschland, Holland, Österreich, Belgien und Frankreich am 17. und 18. Juni 1978 im hessischen Schwarzenborn in einem von Hans-Eckhardt Kannapin organisierten Gebäude offiziell die ADÜTDF oder, wie sie auch genannt wird, die »Türkische Föderation« (»Türk Federasyon«) und erklärten Frankfurt am Main zu ihrem Sitz. Kannapin mietete die Räumlichkeiten sowohl für den ersten als auch für den zweiten Kongress (1979) in Schwarzenborn, beide unter dem Vorwand, es handle sich um eine kulturelle Veranstaltung.[63] Seit ihrer Gründung wuchs die Türkische Föderation bis 1980 auf 23.000 Mitglieder an.[64] Seit der Gründung des Dachverbands, so berichteten die deutsche Presse und der Verfassungsschutz, habe auch die Eskalation der Gewalt zwischen Idealistenvereinen und linken türkeistämmigen Organisationen zugenommen.[65] Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die Ende

59 Graue Wölfe? Jede Mark ist eine Kugel, in: Der SPIEGEL, 8.9.1980, S. 58–61, hier: S. 61; Organisationsblatt der FIDEF, Türkei Informationen 1981 – Sonderheft: Graue Wölfe der MHP in der Bundesrepublik, TUSTAV-Archive.

60 Graue Wölfe? Jede Mark ist eine Kugel, in: Der SPIEGEL, 8.9.1980, S. 58–61.

61 Unglaublicher Skandal, in: Metall, 6.9.1978, Nr. 18, S. 6; Dann kommt alles ins Rollen, in: Der SPIEGEL, 24.2.1980, S. 22–28.

62 Organisationsblatt der FIDEF, Information (Haberler), Düsseldorf, Mai–Juni 1978, Nr. 14, S. 8, TUSTAV-Archive.

63 Schreiben von Hans Janssen mit dem Titel »Die Umtriebe der türkischen faschistischen Tarnorganisationen in der Bundesrepublik unterbinden«, 3.2.1979, AHGR, IGBE-Archiv, 1069 A; *Özcan*, Türkische Immigrantenorganisationen in der Bundesrepublik Deutschland, S. 184.

64 Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1980, Bonn 1981, S. 144. Nach dem Militärputsch in der Türkei gingen die Mitgliederzahlen dramatisch zurück und die nationalistischen Vereinigungen verfielen in eine Phase der Inaktivität. Nach Angaben des Verfassungsschutzes verlor die ADÜTDF zwischen 1981 und 1982 in nur einem Jahr 5.000 Mitglieder. Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1982, Bonn 1983, S. 164.

65 *Laszlo Trankovits*, Graue Wölfe in der Offensive: Gewalt zwischen Türken nimmt zu, in: Neue Ruhr-Zeitung, 21.12.1979; *ders.*, ›Graue Wölfe‹ terrorisieren Landsleute, in: Spandauer Volksblatt, 11.12.1979, AdsD, IG Metall, 5/IGMZ930272; Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1978, Bonn 1979, S. 161.

der 1960er-Jahre begonnene Organisation der »Grauen Wölfe« zwischen 1973 und 1976 von den offiziellen MHP-Büros in der Bundesrepublik Deutschland fortgeführt wurde und nach deren Schließung 1976 Kulturvereine als Tarnorganisationen die Mobilisierung bis zur Gründung der Dachorganisation ADÜTDF fortsetzten.

## II. Reaktionen der Gewerkschaften und der linken Migrant*innenorganisationen

Während es bis zur Gründung der ADÜTDF nur vereinzelte Treffen zwischen Migrant*innenvereinen und Gewerkschaften gegeben hatte, wurde die Zusammenarbeit ab 1978 systematischer und kollektiver, bis hin zu gemeinsamen Großdemonstrationen gegen die Mitgliederversammlungen der »Grauen Wölfe«. Die Gründung der linken Dachverbände FIDEF und HDF im Jahr 1977 und die Beziehungen der Mitgliedsverbände dieser Organisationen zu den lokalen Gewerkschaftsgliederungen spielten eine wichtige Rolle bei der Bekämpfung des Rechtsextremismus.

Die Zusammenarbeit gegen die Idealistenvereine bis 1978 umfasste Reaktionen linker türkeistämmiger Arbeiter*innenorganisationen auf angebliche Propaganda und gewalttätige Aktivitäten, meist in den Betrieben, sowie Beschwerden bei der Gewerkschaft und den örtlichen Behörden. Auch auf die offiziellen Treffen der MHP-Organisationen reagierten Gewerkschaften und linke Migrant*innenorganisationen. Infolge des »MHP-Europakongresses« in Köln im Dezember 1975 und der Berichterstattung darüber in der türkischen und deutschen Presse unternahmen politische Parteien, Gewerkschaften und linke türkische Vereinigungen Schritte zur Schließung von MHP-Organisationen.[66] Die ATTF, bis 1977 Vorgängerorganisation der FIDEF, richtete in dieser Zeit erste offizielle Warnungen an DGB-Gliederungen und forderte Maßnahmen gegen »rechte, reaktionäre, faschistische Organisationen«.[67] Auch die DGB-Abteilung »Ausländische Arbeitnehmer« schickte nach dem Kölner Parteitag im Dezember 1975 eine Reihe von Warnungen über die Organisation der MHP an ihren Partner Türk-İş und an das deutsche Innenministerium und forderte Anfang 1976 das Verbot der Organisation.[68] Der DGB schrieb dem Bundesinnenministerium dazu:

> »Die Tätigkeit dieser Partei hier in der Bundesrepublik wird unzweifelhaft die Ruhe und Ordnung bei den Türken gefährden, denn diese Gruppen wollen ihre politischen Gegner nicht nur mit politischen Argumenten bekämpfen, sondern mit Schlägertruppen. Damit

66 MHP'liler icin Almanya Kovusturma Yapiyor, in: Cumhuriyet, 6.2.1976, S. 1 und 9; *Hoffmann/Opperskalski/Solmaz*, Graue Wölfe, Koranschulen, Idealistenvereine, S. 70; *Özcan*, Türkische Immigrantenorganisationen in der Bundesrepublik Deutschland, S. 181 f.

67 Als Folge der Warnungen der ATTF-Mitglieder an den DGB hat beispielsweise die DGB-Sektion Berlin einen Beschluss gefasst, der dem Bundesvorstand das Verbot dieser Verbände empfahl. DGB Türk Fasit Derneklerinin Kapatilmasini Istiyor, in: Kurtulus, 28.11.1975, Nr. 141, S. 4, TUSTAV-Archive.

68 Alman Sendikalari, MHP Temsilciliklerinin Kapatilmasini Istedi, in: Milliyet, 26.3.1976, S. 1; Alman Sendikalar Birligi, in: Milliyet, 7.2.1976, S. 10; DGB, MHP'nin, in: Milliyet, 3.7.1976, S. 1; Alman Anayasayi Koruma Dairesi, in: Devlet, 19.7.1976, Nr. 350, S. 10.

> werden alle Bemühungen zur Integration der türkischen Arbeitnehmer in der Bundesrepublik illusorisch.«[69]

Im Jahr 1977 wurden zwei sozialistische beziehungsweise sozialdemokratische Migrant*innenverbände gegründet, die in den folgenden Jahren wesentlich zum Aktivismus gegen die »Grauen Wölfe« beitrugen. Auf Einladung von ATTF und ihrer konkurrierenden Organisation, der »Föderation demokratischer Vereine der Arbeiter aus der Türkei in Europa e. V.«, trafen sich auf einem »Arbeiterkongress« am 26. und 27. Februar 1977 in Düsseldorf die Vertreter*innen von mehr als 100 Vereinen kommunistischer, unabhängiger sozialistischer und sozialdemokratischer Strömungen. Am Ende gründeten 61 Vereine die FIDEF. In der auf dem Arbeiterkongress verabschiedeten FIDEF-Satzung wurde die Förderung der Mitgliedschaft in den DGB-Gewerkschaften und die Solidarität mit in- und ausländischen Organisationen »mit gleichen oder ähnlichen Zielen« festgeschrieben.[70] Die Teilnehmer*innen der meist sozialdemokratischen Organisationen unter Führung der »Volksrevolutionären Vereine« aus Berlin und Stuttgart unterstützten diese Gründung jedoch nicht.[71] Am zweiten Kongresstag beschlossen diese Vereine, sich mit anderen sozialdemokratischen Vereinen zu vereinigen und einen eigenen Dachverband (HDF) zu gründen.[72] Das Mitteilungsblatt der FIDEF bezeichnete die Gründungsinitiative dieser sozialdemokratischen Institution wiederum als ein Hindernis im Kampf gegen die »Grauen Wölfe«:

> »Ein neuer Vereinigungsversuch, der direkt zur Spaltung der Arbeiterbewegung führen wird und sich unweigerlich mit den Bemühungen der MHP und anderer reaktionärer Parteien verbinden wird, unsere Arbeiter für lange Zeit gegeneinander aufzuhetzen.«[73]

Der HDF wiederum wurde Ende Oktober in Westberlin mit einer Satzung gegründet, die eine Zusammenarbeit mit Arbeiter*innenorganisationen und »fortschrittlichen Initiativgruppen« zuließ, »deren Grundsätze mit denen der Föderation nicht unvereinbar sind«.[74] Alles in allem entstanden FIDEF und HDF als zwei ideologisch unterschiedliche Organisationen, deren Satzungen aber aus praktischen Gründen eine Zusammenarbeit ermöglichten.

Eine zentrale Rolle im Kampf gegen nationalistische Organisationen spielten aus Sicht der Verbände die deutschen Gewerkschaften. Die Haltung der Gewerkschaften gegenüber linken Migrant*innenorganisationen war jedoch zumindest auf Bundesebene grundsätzlich skeptisch. Die Haltung des DGB-Vorstands zur Zusam-

69 Schreiben vom DGB an Bundesinnenministerium, 14.1.1976, in: Föderation progressiver Volksvereine der Türkei in Europa e. V., Verbot der faschistischen Terrororganisationen, S. 8.

70 Artikel 2 und 3f der Satzung der FIDEF Tüzük/Satzung, FIDEF Yayinlari, 1.8.1977, TUSTAV-Archive.

71 Büyük Isci Kurultayi, in: Kurtulus, 2.3.1977, Nr. 166, S. 4, TUSTAV-Archive.

72 Vgl. *Özcan*, Türkische Immigrantenorganisationen in der Bundesrepublik Deutschland, S. 277 f.

73 Organisationsblatt der FIDEF, Yurtdisindaki Iscilerimizin, in: Federal Almanya Postasi, Oktober 1977, Nr. 4, S. 2–3, TUSTAV-Archive.

74 Artikel 3d der Satzung der HDF, in: Was ist die HDF – Was will die HDF? Informationsbulletin der Föderation progressiver Volksvereine der Türkei in Europa e. V., Archive der progressiven Volkseinheit der Türkei in Berlin-West e. V.

menarbeit mit ausländischen Organisationen wurde Anfang 1978 in einem gewerkschaftsinternen Positionspapier erläutert:

> »Der DGB und die Gewerkschaften arbeiten grundsätzlich nicht mit politischen Organisationen ausländischer Arbeitnehmer zusammen, da sie sich sonst in die politischen Auseinandersetzungen innerhalb der einzelnen Nationalitäten begeben. Außerdem besteht die Gefahr, daß die Akteure solcher politischer Ausländervereine den DGB und die Gewerkschaften für ihre oft nicht durchschaubaren Zwecke benutzen möchten. Die parteipolitische Unabhängigkeit des DGB und der Gewerkschaften gebietet es, Maßstäbe anzuwenden, um alle negativen Wirkungen zu vermeiden.«[75]

Mit dieser Haltung lehnte der DGB-Vorstand die Einladungen von FIDEF und HDF zu ihren Gründungskongressen im Februar und Oktober 1977 ab.[76] Bemerkenswert war die Ablehnung des Arbeiterkongresses der FIDEF, in der der DGB-Vorstand die Tagung wegen des kommunistischen Hintergrunds des FIDEF-Gründungskomitees kritisierte.[77] Nach Ansicht des DGB-Vorstands suchten die FIDEF und einige andere Migrant*innenorganisationen die Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften, um ihre Existenz zu rechtfertigen. Sie hätten den Eindruck genutzt, als »Aushängeschild« mit den Gewerkschaften zusammenzuarbeiten, um ihre »Unbedenklichkeit« zu demonstrieren.[78] Als die Mobilisierung der Idealistenvereine ihren Höhepunkt erreicht hatte und es bereits zu gemeinsamen Protestdemonstrationen von Gewerkschaftsgliederungen und Migrant*innenorganisationen gekommen war, wiederholte der DGB-Bundesvorstand im September 1979 seine Warnung an die Landesbezirke, eine Zusammenarbeit mit der FIDEF zu vermeiden.[79]

Trotz dieser Skepsis gegenüber den neuen Migrant*innenorganisationen zeichnete sich in der Praxis zunehmend eine Zusammenarbeit auf lokaler Ebene zwischen den sogenannten kommunistischen Vereinen der FIDEF und den Gewerkschaften sowie den Jungsozialisten ab. Die Ortsvereine, die die FIDEF gründeten,

---

75 Positionspapier des DGB zur Ausländerbeschäftigung, 7.2.1978, in: Martin H. Geyer (Hrsg.), Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 6: Bundesrepublik Deutschland 1974–1982. Neue Herausforderungen, wachsende Unsicherheiten, Baden-Baden 2008, Annex (CD-ROM).

76 Schreiben von Karl Schwab und Heinz Richter an die DGB-Landesbezirke, die Hauptvorstände bzw. Vorstände der Gewerkschaften u. Industriegewerkschaften, den Ausschuss für Ausländische Arbeitnehmer, Düsseldorf, 21.3.1978, AA-Rr/Suz, AHGR, IGBE-Archiv, 1069 A.

77 *Karl Schwab/Heinz Richter*, Türkischer Arbeiterkongress. Polit-Ausländer wirbeln durch die Bundesrepublik. DGB stellt richtig, wie es zu dem Düsseldorfer Kongreß kam, in: Welt der Arbeit, 18.3.1977.

78 DGB-Bundesvorstand, Schreiben von Karl-Heinz Goebels an die DGB-Landesbezirke, die Hauptvorstände bzw. Vorstände der Gewerkschaften u. Industriegewerkschaften, den Ausschuss für Ausländische Arbeitnehmer, Düsseldorf, 29.5.1978, AA-Goe/Suz, sowie Schreiben von Karl Schwab und Heinz Richter an die DGB-Landesbezirke, die Hauptvorstände bzw. Vorstände der Gewerkschaften u. Industriegewerkschaften, den Ausschuss für ausländische Arbeitnehmer, Düsseldorf, 21.3.1978, AA-Rr/Suz, AHGR, IGBE-Archiv, 1069 A.

79 Mehr als 20000 radikale linke Türken in der Bundesrepublik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.6.1980, S. 4.

standen in Kontakt mit den Kreisverbänden des DGB sowie mit der SPD und den Jusos, die beispielsweise Grußworte zum Gründungskongress der FIDEF schickten.[80]

Laut dem Verfassungsschutzbericht zu 1978 setzte sich die FIDEF auf Bundesebene überwiegend aus kommunistischen Aktivist*innen und Mitgliedern der Kommunistischen Partei der Türkei zusammen, während ihre Ortsvereine und Mitglieder in der Regel keine kommunistischen Ziele verfolgten, sondern vor allem Unterstützung für ihre eigenen Einwanderungsprobleme im Ausland suchten.[81] Das Engagement für die Probleme der Türkeistämmigen und die Öffnung auf Verbandsebene für sozialistische und sozialdemokratische Migrant*innen war einer der Hauptgründe dafür, dass die FIDEF ihre Mitgliederzahl von ihrem Gründungsjahr bis 1979 von 7.500 auf 18.000 steigern konnte.[82] Darüber hinaus arbeiteten die FIDEF-Vereine und einige andere linke Vereine in einer Dachorganisation zusammen, dem »Europakomitee für Frieden und Freiheit« (»Avrupa Baris ve Özgürlük Komitesi«, ABÖK), die sich gegen die »Kabinette der Nationalistischen Front« sowie für die Amnestie für politische Gefangene in der Türkei richtete.[83] Das Komitee war 1975 von der ATTF, dem Vorläufer der FIDEF, unter dem Vorsitz des AWO-Funktionärs Fuat Bultan in Frankfurt am Main gegründet worden. Nach einem Jahr wurde die Organisation in »Türkisches Europakommitee für Frieden und Freiheit« (»Türkiye Barış ve Özgürlük. Komitesi«, TBÖK) umbenannt. Die Organisation gab in Frankfurt am Main den Newsletter »Türkei Heute« heraus, um auf die Verfassungsbrüche in der Türkei, die linken politischen Gefangenen und die politischen Morde während der »Regierungen der Nationalistischen Front« aufmerksam zu machen. Schließlich waren viele Mitglieder der ATTF/FIDEF oder der ABÖK/TBÖK auch Gewerkschaftsmitglieder und einige von ihnen waren Betriebsräte oder Vertrauensleute. Sie erfüllten eine Brückenfunktion zwischen den Dachverbänden und den Gewerkschaften, indem sie die Anliegen ihres Verbands in die Gewerkschaftssitzungen einbrachten. So hielt Yilmaz Karahasan, der Sekretär der IG Metall, 1976 auf einer Kundgebung der TBÖK in Frankfurt am Main eine Rede gegen die »Grauen Wölfe«.[84] Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Provinzverbände und lokalen Gewerkschaftsbüros aufgrund der lokalen Verbindungen zwischen Verbänden und Gewerkschaften nicht zögerten, sich mit den FIDEF-Verbänden gegen die entstehende ADÜTDF zusammenzuschließen.[85]

Nach der Gründung der ADÜTDF 1978 intensivierten linke Migrant*innenvereine, Gewerkschaften und politische Organisationen ihre Kampagnen gegen die Mobilisierung der »Grauen Wölfe«. Die Protestaktivitäten der türkeistämmigen Verbände unter FIDEF und HDF verfolgten insgesamt mehrere Ziele: kurzfristig das

80 Schreiben von Karl Schwab und Heinz Richter an die DGB-Landesbezirke, die Hauptvorstände bzw. Vorstände der Gewerkschaften u. Industriegewerkschaften mit der Bitte um Kenntnisnahme, Düsseldorf, 21.3.1978, AA-Rr/Suz, AHGR, IGBE-Archiv, 1069 A.

81 Bundesministerium des Innern, Verfassungsschutzbericht 1978, S. 161.

82 Bundesministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1979, Bonn 1980, S. 131.

83 Vgl. *Özcan*, Türkische Immigrantenorganisationen in der Bundesrepublik Deutschland, S. 231.

84 Yilmaz Karahasan, Rede bei der Kundgebung des Türkischen Europa-Komitees für Frieden und Freiheit, Frankfurt am Main, 29.5.1976, AdsD, IG Metall, 5/IGMA170940.

85 Vgl. *Clemens Reichhold*, Migrantische Organisationen und Gewerkschaften in den 70er und 80er Jahren. Das Beispiel Frankfurt am Main, Düsseldorf 2021, S. 8, URL: <https://www.boeckler.de/fpdf/HBS-007973/p_fofoe_WP_208_2021.pdf> [6.7.2023].

Verbot von Veranstaltungen der »Grauen Wölfe«, langfristig das Verbot MHP-naher Organisationen und schließlich die Legitimierung linker Verbände im Kampf gegen Rechtsextremismus. Zu diesem Zweck war es die Hauptstrategie der linken Migrant*innenorganisationen, mit Gewerkschaften und zivilgesellschaftlichen Organisationen über die »Grauen Wölfe« aufzuklären. Die linken Vereine unter dem Dach der FIDEF und der HDF hatten sich in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre zum Ziel gesetzt, mit ihren Kampagnen zu einem wachsenden antifaschistischen Bewusstsein in der Bundesrepublik beizutragen. Dazu war es notwendig, mit den Gewerkschaften zusammenzuarbeiten und sich an deren Protestaktionen zu beteiligen.

Die Protestaktionen der linken Vereine und deutscher Gewerkschaften hatten die »Grauen Wölfe« insgesamt als Teil der wachsenden allgemeinen faschistischen Bedrohung in der Bundesrepublik Deutschland sowie der Türkei dargestellt, die als Neonazismus bezeichnet wurde. Auf ihrem zweiten Bundeskongress in Essen am 25. und 26. März 1978 beschlossen die Delegierten der FIDEF, eine Petition an die neue sozialdemokratische Regierung der Türkei zur Auflösung der MHP und der Idealistischen Vereinigungen in der Türkei zu richten und an einer antifaschistischen Demonstration in Köln teilzunehmen.[86] Am 1. April 1978 nahm die FIDEF mit ihren Mitgliedern und Plakaten gegen die »Grauen Wölfe« an der großen antifaschistischen Demonstration in Köln teil, die von der »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes« organisiert worden war.[87] Auf seiner 11. Ordentlichen Generalversammlung am 24. Mai 1978 beschloss der DGB, aktiver gegen neofaschistische Organisationen vorzugehen, ein Beschluss, den die FIDEF auf ihrem nächsten Kongress in Duisburg (24./25. März 1979) begrüßte und unterstützte.[88] Der Duisburger Kongress verabschiedete den Beschluss, künftig zu einem Aktionsbündnis »gegen den gemeinsamen Feind« von Gewerkschaften und politischen Parteien und anderen Migrant*innenorganisationen aufzurufen.[89] Am 30. Mai 1979 organisierte die FIDEF einen »Antifaschistischen Marsch« und eine Kundgebung zusammen mit ihren Ortsvereinen, der HDF, dem DGB-Kreisverband Köln und den Jusos und wiederholte ihren Aufruf zum Verbot der ADÜTDF. Zudem wurde das Verbot der »Nationaldemokratischen Partei Deutschlands« (NPD) gefordert.[90] Auf einer Delegiertenversammlung in Recklinghausen im Oktober 1979 fasste die FIDEF laut Bundesverfassungsschutz den Beschluss, ihre Kampagne gegen die deutsche faschistische Bewegung fortzusetzen.[91]

Darüber hinaus versuchten Migrant*innenvereine, oft in Zusammenarbeit mit Gewerkschaften, auf Veranstaltungen der ADÜTDF zu reagieren. So schrieben die linken Organisationen im Vorfeld der Treffen der Idealisten an den Bundeskanzler,

86 Beschlüsse des 2. FIDEF-Kongresses / FIDEF 2. Kurultayi Kararlari, FIDEF 1 Mayis Özel Sayisi, 1.5.1978, S. 5, TUSTAV-Archive.

87 Organisationsblatt der FIDEF, Türkei Heute, April–Mai 1978, S. 18, sowie FIDEF 1 Mayis Özel Sayisi, 1.5.1978, S. 8, TUSTAV-Archive.

88 Bericht des Generalvorstands an den 3. FIDEF-Kongress / 3. FIDEF Kurultayina sunulan Genel Yötetim Kurulu Raporu, 24.–25.3.1979, Duisburg, S. 10 f., TUSTAV-Archive.

89 Ebd., S. 28 f.

90 Idealisten-Föderation der Grauen Wölfe endlich verbieten, in: Zeitung der FIDEF, Juni 1979, Nr. 15, S. 7, TUSTAV-Archive.

91 Bundesministerium des Innern, Verfassungsschutzbericht 1979, S. 132.

die Landesminister, die Bundestags- und Landtagsabgeordneten, den DGB und die Einzelgewerkschaften mit der Aufforderung, sich für eine Absage der Veranstaltung einzusetzen. Meist waren diese Anrufe mit der Einladung zu einer gemeinsamen Gegendemonstration verbunden.[92] Nach der Gründung der ADÜTDF fingen deutsche Gewerkschaften, Jungsozialisten und die Vorstände und Ortsvereine der FIDEF und HDF damit an, gemeinsame Protestaktionen gegen die Hauptversammlungen der »Grauen Wölfe« zu organisieren. So wurde etwa gegen die zwischen dem 28. Oktober und 1. November 1978 abgehaltenen Großveranstaltungen der »Grauen Wölfe« in Berlin, Dortmund und Frankfurt am Main gemeinsam demonstriert. Am ADÜTDF-Treffen mit 2.000 Anhänger*innen in Berlin-Kreuzberg am 28. Oktober 1978 nahm Türkeş teil; FIDEF-Verbände und IG Metall organisierten gemeinsam den Gegenprotest.[93] Am Tag darauf hielten ADÜTDF und Türkeş eine Großveranstaltung in Dortmund unter dem Namen »Folklorefestival« ab. Der DGB-Landesbezirk NRW und die Jungsozialisten hatten im Vorfeld von der Landesverwaltung gefordert, diese Veranstaltung abzusagen, und die örtlichen Vereine zu einer gemeinsamen Gegendemonstration aufgerufen.[94] Zur ADÜTDF-Veranstaltung in der Dortmunder Westfalenhalle kamen rund 8.500 Anhänger*innen. DGB, IG Chemie, Jusos sowie Migrant*innenvereine demonstrierten mit einem großen Protestmarsch in Richtung des Veranstaltungsorts der »Grauen Wölfe«.[95] Die nächste ADÜTDF-Versammlung war für den 1. November in Frankfurt geplant, an der auch MHP-Führer Türkeş wieder teilnehmen sollte. Der DGB-Landesbezirk Hessen forderte den Hessischen Innen- und Polizeiminister auf, die Veranstaltung zu untersagen.[96] Der DGB, die IG Metall und die IG Chemie-Papier-Keramik organisierten am 1. November eine große Protestdemonstration in Frankfurt, einen gemeinsamen Marsch mit der Teilnahme von 5.000 türkeistämmigen und deutschen Gewerkschafter*innen.[97] Auf diese Proteste hin sagte Türkeş das ADÜTDF-Treffen in Frankfurt ab.[98] Nach Angaben der Organisationsblätter der FIDEF wurden auch spätere Treffen, bei denen sich die »Grauen Wölfe« unter der Begründung der »Kulturarbeit« bei den Städten bewarben, durch die erfolgreiche Protest-Zusammenarbeit von Vereinen und Gewerkschaften in Bingen, Kassel, Gelsenkirchen und wieder in Frankfurt abgesagt.[99]

92 FIDEF Broschur gegen die Veranstaltung in Dortmund, 29.10.1978, AHGR, IGBE-Archiv, 1069 A.

93 Initiativkomitee gegen türkische Faschisten, Demonstration des Terrors der Grauen Wölfe in Westberlin, 1978, AdsD, IG Metall, 5/IGMZ930272.

94 Türken-Treffen, in: Rheinische Post, 28.10.1978; DGB ruft zum Boykott von Türkes-Rede auf, in: Frankfurter Rundschau, 28.10.1978; und DGB: Türkische Faschisten verbieten, in: NRZ, 28.10.1978, AHGR, IGBE-Archiv, 1069 A.

95 ›Graue Wölfe‹ tarnten sich als Kulturverein, in: WdA, 9.11.1978, AdsD, IG Metall, 5/IGMZ930272.

96 DGB gegen Türkendemonstration, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 31.10.1978, S. 30.

97 Türkes bugün Frankfurt'ta konusacak, in: Milliyet, 1.11.1978, S. 14; 1978: Das Jahr des neuen Frankfurt und alten des alten Frankfurt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.12.1978, S. 47.

98 Türkes Frankfurt'taki Ülkücülerin Toplantisina Gelmedi, in: Milliyet, 2.11.1978, S. 8.

99 Bericht des Generalvorstands an den 3. FIDEF-Kongress / 3. FIDEF Kurultayina sunulan Genel Yötetim Kurulu Raporu, 24.–25.3.1979, Duisburg, S. 24 f., TUSTAV-Archive; Idealisten-Föderation der Grauen Wölfe endlich verbieten, S. 6. Beispielsweise die »Kulturnacht« der »Türkischen Föderation« in Frankfurt wurde von der Stadtverwaltung auf Antrag des Türkischen Volkshauses und der Frankfurter Ortsverbände von DGB und SPD im April 1980 verboten. Frankfurt'da Fasistlerin Toplantisi Engellendi, in: Kurtulus, 7.5.1980, Nr. 222, S. 2, TUSTAV-Archive; Türken-Protest gegen Rechtsextremismus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.4.1980, S. 28.

Auf der anderen Seite gelang es den »Grauen Wölfen« bis 1980, Großveranstaltungen unter anderem in Köln, Recklinghausen, Paderborn und Duisburg abzuhalten, gegen die wiederum linke Migrant*innenverbände, Gewerkschaften und Jungsozialisten protestierten.[100]

Es bestand neben den Gewerkschaften auch eine Zusammenarbeit zwischen linken Migrant*innenvereinen und Jungsozialisten gegen die »Grauen Wölfe«. Funktionäre der FIDEF und der Jusos organisierten im Februar 1979 beispielsweise eine gemeinsame Pressekonferenz in Bonn, protestierten gegen die Mitgliederversammlung der ADÜTDF in Schwarzenborn und forderten erneut ein Verbot der Idealistenvereine.[101] Im Dezember desselben Jahres beteiligten sich die Jusos an einer von der HDF und der FIDEF organisierten Demonstration in Frankfurt am Main gegen den Kongress des türkischen Kulturvereins in Schwanheim.[102] Schließlich zeigten die von den Jusos 1979 in Köln organisierten Demonstrationen, wie wichtig Solidarität und Koordination zwischen Migrant*innenorganisationen, Gewerkschaften und politischen Organisationen waren. Der Vorstand der ADÜTDF plante, am 20. Mai in Köln ein Verbandstreffen abzuhalten und gegen den WDR Köln und seine angeblich »kommunistischen« türkeistämmigen Arbeiter*innen zu agitieren.[103] Um eine Gegendemonstration zu organisieren, beschlossen Jungsozialisten und lokale linke Organisationen, sich – ohne türkeistämmige linksgerichtete Verbände einzubeziehen – auf dem Kölner Opernplatz zu treffen. Kurz vor dem Tag der Protestdemonstration verbot das Verwaltungsgericht jedoch die Demonstration der Jusos aus Sicherheitsgründen.[104] Auch aufgrund von Kommunikationsproble-

100 Idealisten-Föderation der Grauen Wölfe endlich verbieten, S. 6; Nur 500 kamen zur Rhein-Ruhr-Halle, in: Rheinische Post, 18.6.1979; Vorwurf gegen Polizei, in: Neue Ruhr Zeitung, 16.6.1979, AdsD, IG Metall, 5/IGMZ930272. In Köln protestierten zum Beispiel die Ortsvereine der FIDEF sowie die Jugendorganisationen der SPD und FDP zusammen gegen ein Erinnerungsevent der »Grauen Wölfe« über den Ersten Weltkrieg in der Stadthalle im März 1979. Fasistlerin Köln-Bonn Eylemlerini Iscilerimiz Protesto Ediyorlar, in: Kurtulus, 21.3.1979, Nr. 199, S. 1 und 3, TUSTAV-Archive; MHP yanlısı kuruluşların yarın Köln'de yapacağı ›Çanakkale Zaferi‹ Gecesi'ne izin verilmedi, in: Milliyet, 17.3.1979. S. 12; Schreiben von FIDEF-Bundesvorstand vom 7.3.1979, Düsseldorf, d-602/79, AHGR, IGBE-Archiv, 14997. Auf ähnliche Weise hielt die ADÜTDF im März 1980 ihre dritte Mitgliederversammlung in Bergisch Gladbach ab. 25 Organisationen, darunter DGB, SPD, AWO und FIDEF, protestierten gegen diese Veranstaltung. Das Kölner Verwaltungsgericht hatte die Versammlung nicht untersagt, mit der Begründung, es bestehe kein Zusammenhang zwischen den »Grauen Wölfen« und den Idealistenvereinen. Getarnte Wölfe, in: Metall, 2.4.1980, Nr. 7, S. 17; FIDEF/KOMKAR/KDID (Hrsg.), Türkei Informationen, 1980, Nr. 2, S. 7, TUSTAV-Archive.

101 Bundessekretariat der Jungsozialisten, Presseerklärung: Aktivitäten rechtsradikaler Türken nicht weiter verharmlosen, 9.2.1979, AHGR, IGBE-Archiv, 1069A; Offener Brief von Jungsozialisten an den Ministerpräsidenten und Kulturminister des Landes NRW: Graue Wölfe auch bei uns, 12.2.1979, AHGR, IGBE-Archiv, 15036.

102 Jusos fordern Veranstaltungsverbot, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.12.1979, S. 52; Demonstrationsveranstalter distanzieren sich, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.12.1979, S. 26; Demonstration gegen ›Graue Wölfe‹, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.12.1979, S. 53; Polizeibeamte bei Türkendemonstration in Sachsenhausen niedergeschlagen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.12.1979, S. 23.

103 Köln'de Büyük Yürüyüs, in: Vatana Hasret, Mai 1979, Nr. 3, S. 1.

104 Gemeinsam gegen Rechtsradikale, in: Metall, 1979, Nr. 12, S. 4; Arbeiterkampf, 28.5.1979, Nr. 154, S. 4.

men kamen schließlich nur einige Hundert Menschen zu der Protestkundgebung, wobei im Vorfeld rund 7.000 Menschen erwartet worden waren. Andererseits hielten die »Grauen Wölfe« ihr Treffen mit circa 5.000 Menschen erfolgreich ab.[105] Die Zeitschrift des »Marxistischen Studentenbunds Spartakus« kommentierte diesen Misserfolg folgendermaßen: »Zum erstenmal [sic] war offensichtlich, wie stark Faschisten mobilisieren können. Bislang vertraute man darauf, zu allen Sachen ›etwas dagegen machen‹ zu können.«[106] Kurz nach dem erfolgreichen Verbandstreffen der »Grauen Wölfe« kam Alparslan Türkeş erneut in die Bundesrepublik Deutschland. Die Jungsozialisten, der DGB-Kreisverband Köln, die IG Metall sowie die Verbände FIDEF und HDF, die sich diesmal offiziell am 30. Mai trafen, organisierten gegen diesen letzten Besuch einen erfolgreichen Protestmarsch in Köln mit rund 4.000 Teilnehmer*innen.[107]

Der Wettbewerb um Mobilisierung und Veranstaltungsorganisation zwischen den »Grauen Wölfen« und linken Organisationen brachte gegenseitige Angriffe mit sich. In Ballungsgebieten wie in Frankfurt wurden die Treffen der MHP-nahen Kulturvereine und die gemeinsamen Protestaktionen dagegen meist während ihrer Flugblätter-Verteilungsaktionen angegriffen.[108] Die Stadt Rüsselsheim, wo 3.000 türkeistämmige Arbeiter*innen tätig waren, verwandelte sich bis Ende der 1970er-Jahre angeblich in ein »Schlachtfeld« zwischen den »Grauen Wölfen« und linken Migrant*innenorganisationen.[109] Laut FIDEF und IG Metall wurden die gewalttätigen Ereignisse von den offiziellen Stellen lange Zeit nicht ernst genommen.[110] Die deutschen Behörden, so die Kritik, ignorierten die Aktivitäten türkeistämmiger religiöser und nationalistischer Lager und die schnell wachsende Zahl von Korankursen, weil sie die deutsche Regierung und die öffentliche Sicherheit nicht beeinträchtigten.[111] Der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesinnenministerium, Andreas von Schoeler, erklärte in einem Interview mit der Zeitschrift Metall, dass es schwierig sei, den »Grauen Wölfen« ihre Aktivitäten nachzuweisen: Einiges an den Vorwürfen gegen die »Grauen Wölfe« würde zwar stimmen, aber vieles andere würde auf Denunziationen von anderen politischen Gruppierungen beruhen.[112] Der 4. Bundeskongress der FIDEF vom 4. bis 5. April 1980 in Frankfurt am Main warf in diesem Sinne den deutschen Behörden, Politikern und demokratischen Parteien

105 Gemeinsam gegen Rechtsradikale, S. 4.
106 Linkes Versagen, in: Spartacus, Juni 1979, Nr. 53, S. 14.
107 Idealisten-Föderation der Grauen Wölfe endlich verbieten, S. 7; Gemeinsam gegen Rechtsradikale, S. 4.
108 Fasistler Türk-Danis Görevlisini Bicakladi, in: Kurtulus, 21.3.1979, Nr. 199, S. 1, TUSTAV-Archive; Hessisches Ministerium des Innern (Hrsg.), Verfassungsschutzbericht 1979, Wiesbaden 1980, S. 37 f.; Jusos fordern Veranstaltungsverbot, in: Rhein-Main Zeitung, 1.12.1979, S. 52; Terrorüberfall der Grauen Wölfe in Frankfurt, in: Arbeiterkampf, 10.12.1979, Nr. 16, S. 39–40.
109 »Ein Häuflein Demokraten zwischen links und rechts«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.6.1979, S. 34; Hessisches Ministerium des Innern, Verfassungsschutzbericht 1978, S. 32.
110 Idealisten-Föderation der Grauen Wölfe endlich verbieten, S. 7; Gemeinsam gegen Rechtsradikale, S. 4. Dass der Verfassungsschutz 1979 auf die steigende Gefahr durch MHP- und Grauwolf-Verbände aufmerksam machte, wurde in der Zeitschrift Metall positiv aufgenommen. Endlich kapiert, in: Metall, 4.4.1979, Nr. 7, S. 19.
111 Almanya'daki iscilerimiz, in: Milliyet, 13.5.1978, S. 5.
112 Sprengstoff von Rechts, in: Metall, 2.8.1980, Nr. 11, S. 8.

»faschistische Tendenzen« und Untätigkeit gegenüber »faschistischen Organisationen« vor.[113]

Ein Attentat erschütterte die Öffentlichkeit Anfang 1980. Celalettin Kesim, Vertrauensmann der IG Metall und Sekretär des Türkischen Arbeitervereins in Berlin sowie Mitglied der FIDEF, starb am 5. Januar beim Verteilen von Flugblättern durch Messerattacken einer angeblich gemischten nationalistischen Gruppe, die sich anschließend zur Mevlana-Moschee, die der »Türkischen Union in Europa« angehört, begab.[114] Neben den FIDEF-affiliierten Vereinen wurde der Aufruf zur Gedenkfeier für den Getöteten von den Jungsozialisten des Landesverbands Berlin sowie der »Föderation der Arbeitervereine aus Kurdistan in der BRD e. V. – KOMKAR« unterstützt.[115] Eine Woche später schlossen sich rund 12.000 Menschen dem Trauermarsch in Berlin an, um Kesim zu gedenken. Die Berliner Arbeiterkreise von DGB und IG Metall sowie der Vorstand der FIDEF und die Ortsverbände in Berlin wiesen die Verantwortung für die Tat den Sicherheitsbehörden zu und forderten den Innensenator auf, die ADÜTDF in der Bundesrepublik Deutschland zu verbieten.[116] Die IG-Metall-Redaktion widmete die nächste Ausgabe der Zeitschrift Metall der zunehmenden Gewalt mit dem Titel »Terror der Grauen Wölfe«.[117]

Seitdem kam es bis zum Militärputsch in der Türkei am 12. September 1980 immer wieder zu teilweise tödlichen Übergriffen zwischen nationalistischen und linken Gruppen. Unter den Opfern waren der Leiter des ersten offiziellen MHP-Büros in Kempten sowie Mitglieder der linken und nationalistischen Vereine aus Hamburg, Aachen und Reutlingen.[118] Mit dem Putsch vom 12. September 1980 in der Türkei und dem folgenden Gerichtsfall »MHP und die nationalistischen Organisationen«, der wenige Monate später parallel zu den Klagen gegen die linken Fraktionen eröffnet wurde, gingen die Gewaltvorfälle in der Türkei und in der Bundesrepublik Deutschland deutlich zurück. Die ADÜTDF durchlebte ab 1981 eine turbulente Zeit, in der sie und ihre Funktionäre in der Türkei und in Europa vor Gericht gestellt wurden, sich im Laufe der Zeit islamistische Gruppen von der Organisation abspalteten, viele MHP-Anhänger im Zuge der Rückkehrpolitik in ihre Heimatländer zurückkehrten und die Organisation infolgedessen unter einem Mitgliederschwund litt.[119]

---

113 Bundesministerium des Innern, Verfassungsschutzbericht 1980, S. 144 f.; Daha yığınsal FIDEF icin ileri!, in: Kurtulus, 2.4.1980, Nr. 220, S. 7.

114 Informationsbulletin der FIDEF: C. Kesim mahnt uns. Verbot aller faschistischen Organisationen, Berlin 1981, S. 3.

115 Bundessekretariat der Jungsozialisten, Presseerklärung: Aktivitäten rechtsradikaler Türken nicht weiter verharmlosen, 9.2.1979, AHGR, IGBE-Archiv, 1069A.

116 Aufruf zur Trauerfeier und zur Protestdemonstration vor der Beisetzung am 12.1.1980, Westberlin, AHGR, IGBE-Archiv, 15036; Die Erklärung der IG Metall im DGB-Berlin, 7.1.1980, in: Türkei-Informationen, Gemeinsames Informationsbulletin der FIDEF, Komkar und KDID, o. D., Nr. 4, S. 2; »An der Ermordung von Celallettin Kesim sind die Behörden mitschuldig«, FIDEF-Pressesekretariat, Düsseldorf, 8.1.1980, AHGR, IGBE-Archiv, 15036.

117 Terror der Grauen Wölfe, in: Metall, 23.1.1980, Nr. 2, S. 1.

118 Bundesministerium des Innern, Verfassungsschutzbericht 1980, S. 146. Nachdem im Juni in Reutlingen ein »Grauer Wolf« getötet worden war, beschuldigte sein Verein den DGB, den er als »kommunistische Bande« bezeichnete, der Anstifter des Mordes zu sein. Blut für Blut, Zahn für Zahn, in: Metall, 25.6.1980, Nr. 13, S. 17.

119 Vgl. *Özcan*, Türkische Immigrantenorganisationen in der Bundesrepublik Deutschland, S. 102.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Gewerkschaften, Migrant*innenorganisationen und einige politische Organisationen wie die Jungsozialisten vor allem seit der Gründung der ADÜTDF 1978 organisiert und kollektiv auf die Organisation der »Grauen Wölfe« reagierten. In den Jahren 1977 und 1978 setzten der DGB und die neu gegründeten linken Migrant*innendachvereine, die FIDEF und die HDF, einen Schwerpunkt auf die Bekämpfung des Rechtsextremismus, was die Zusammenarbeit erleichterte. Von 1978 bis zum Militärputsch am 12. September 1980 nahmen diese Organisationen gemeinsam an Massendemonstrationen gegen Großveranstaltungen der ADÜTDF teil. Schließlich versuchten die linken Migrant*innenvereine, ihre Legitimität im Kampf gegen den Rechtsextremismus zu erhöhen. Auf Bundesebene blieben die Arbeitnehmerorganisationen angesichts der Skepsis des DGB-Vorstands gegenüber den linken Migrant*innenvereinen, insbesondere der FIDEF, distanziert. Auf lokaler Ebene hingegen gab es weiterhin eine Kommunikation zwischen den Ortsvereinen der FIDEF und der HDF und den lokalen Gewerkschaftsgliederungen, auch im Kampf gegen die »Grauen Wölfe«. Wie im Folgenden gezeigt wird, schuf diese Zusammenarbeit nicht nur einen kollektiven Widerstand gegen die »Grauen Wölfe«, sondern brachte auch den türkischen Ultranationalismus in die öffentlichen Nationalismusdebatten der deutschen Gesellschaft ein.

## III. »Graue Wölfe« und die Wahrnehmung des Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland

Die Rolle der »Grauen Wölfe« beim Aufstieg der NPD ist vor allem von Journalisten, Migrant*innenvereinen und Gewerkschaften thematisiert worden. Anfang der 1980er-Jahre wurde in Arbeiten von Journalisten und Historikern wie Jürgen Roth und Michael Opperskalski über Kontakte zwischen NPD und MHP berichtet.[120] Auch die FIDEF beschuldigte in ihren Organisationsblättern die MHP-Führung, mit der NPD zusammenzuarbeiten und beispielsweise an einem NPD-Parteitag in Köln teilgenommen zu haben.[121] Obwohl einige dieser Behauptungen nicht bewiesen werden konnten, wurde ein vermutlich von Alparslan Türkeş verfasster Brief, der sich auf die Zusammenarbeit mit der NPD bezog, in diese Veröffentlichungen aufgenommen. Das Schreiben vom Juli 1977 wurde von dem Türkischen Zentralbüro der DGB-Abteilung für Ausländische Arbeiter übersetzt. Darin rief Türkeş die MHP-Vertretung in der Bundesrepublik auf, sich nach dem Vorbild der NPD zu organisieren: »Dabei müssen unbedingt die Erfahrungen und Arbeitsmethoden der NPD benutzt werden, wie das in einer festgelegten Zusammenarbeit beider Parteien betont wurde.«[122] Es ist nicht bekannt, in welchem Umfang diese Zusammenarbeit

120 *Roth*, Die ›Grauen Wölfe‹ und ihr ›heiliger Krieg‹, S. 10–13; *Hoffmann/Opperskalski/Solmaz*, Graue Wölfe, Koranschulen, Idealistenvereine, S. 99 f. Für den aktuellen Stand dieser Kontakte *Bozay/Rammerstorfer/Schmidinger* u. a., Grauer Wolf im Schafspelz, S. 60 f.

121 Informationsbulletin der FIDEF/KOMKAR/KDID, Zusammenarbeit mit deutschen Neo-Faschicsten, FIDEF/KOMKAR/KDID (Hrsg.), Informationen über die Grauen Wölfe in der BRD, o. D., Nr. 3, S. 5, TUSTAV-Archive.

122 Alparslan Türkeş, Vorsitzender der Nationalistischen Bewegungspartei, Brief an den Geschäftsführenden Vorstand der Nationalistischen Bewegungspartei in Deutschland, Ankara, 28.7.1977.

stattgefunden hat, aber aus dem Schreiben geht hervor, dass es Kontakte zwischen den beiden Parteien gab.

Die oben beschriebene Strategie der linken Verbände, die »Grauen Wölfe« und den Neonazismus in den Antifaschismuskampagnen in einen Zusammenhang zu bringen, brachte erstere auf die Tagesordnung der Gewerkschaftsdemonstrationen. Wie bereits erwähnt, nahm die FIDEF 1978 an der DGB-Demonstration gegen Faschismus teil, während die HDF und die FIDEF 1979 gemeinsam mit den Jusos und dem DGB eine weitere Demonstration gegen die »Grauen Wölfe« organisierten. Schließlich ist es wichtig, die Rolle von Gewerkschafter*innen und Sozialberater*innen mit Migrationshintergrund bei der Sensibilisierung gegen die »Grauen Wölfe« zu diskutieren, zumal türkeistämmige Gewerkschaftsfunktionär*innen kritische Positionen in der Verwaltung der Arbeitnehmerorganisationen und in deren Kommunikation einnahmen. Yilmaz Karahasan von der Redaktion der Zeitschrift Metall, Fuat Bultan vom Vorstand der Arbeiterwohlfahrt und andere türkeistämmige Arbeitnehmer*innen in ähnlich kritischen Positionen trugen dazu bei, diese Organisationen auf die »Grauen Wölfe« aufmerksam zu machen.

Nach der ansteigenden Spannung in Betrieben zwischen türkeistämmigen Arbeitnehmer*innen sowie Vereinskampagnen und individuellen Bemühungen der Gewerkschafter*innen fingen die DGB-Gewerkschaften damit an, in ihren Kongressdokumenten eindeutig das Verbot sowohl deutscher als auch türkeistämmiger rechtsextremer Organisationen zu fordern. Der 11. Ordentliche Gewerkschaftstag der IG Metall (1974) hatte generell vor einer Zusammenarbeit mit »rechts- und linksextremen« Organisationen gewarnt und festgestellt: »Der Rechtsextremismus stellt unverändert eine latente Gefahr dar, konnte aber, zumindest bis zu Beginn des Bundestagswahlkampfes, seine innere Zerrissenheit und Isolierung nicht überwinden.«[123] Während sich der 12. Ordentliche Gewerkschaftstag 1977 nicht mit nationalistischen Organisationen befasste[124], lenkte der 13. Ordentliche Gewerkschaftstag 1980 angesichts der drastischen Mobilisierung der »Grauen Wölfe« seine Aufmerksamkeit auf dieses Thema; ein angenommener Antrag verlangte »das Verbot türkischer faschistischer Organisationen wie der Grauen Wölfe (MHP) und faschistischer Propaganda in den Koranschulen«.[125] Auch der 11. Ordentliche Kongress des DGB 1978 hatte einen Schwerpunkt auf den Kampf gegen Rechtsextremismus gelegt, ohne konkrete Namen zu nennen: »Ausschöpfung aller rechtlichen Möglichkeiten zur Bekämpfung neofaschistischer Organisationen und Aktionen; Verbot neofaschistischer Propagandamaterialen«.[126] Vier Jahre später forderte der 12. Or-

123 11. Ordentlicher Gewerkschaftstag der IG Metall, Hamburg 1974, E27. Bekämpfung des politischen Extremismus, in: Metall, 14.3.1977, Nr. 5a, S. 18.

124 Vgl. die Anträge 1033–1040, 12. Ordentlicher Gewerkschaftstag der IG Metall, Düsseldorf 1977, in: Metall, Sonderdruck, 15.7.1977, S. 111 f.

125 Entschließungen und Anträge, 26. Politischer Extremismus, 13. Ordentlicher Gewerkschaftstag der IG Metall, in: Metall, 8.10.1980, Nr. 20, S. 22–23.

126 Angenommener Antrag 36 für den 11. Ordentlichen Kongress des Deutschen Gewerkschaftsbundes, DGB, Protokoll, 11. Ordentlicher Bundeskongress Hamburg, 21. bis 26. Mai 1978, Lübeck 1978, S. 490.

dentliche DGB-Bundeskongress noch »das Verbot und die Auflösung der Wiking-Jugend und der Grauen Wölfe«.[127]

## Fazit

Die Mobilisierungsphase der Idealistenvereine oder der »Grauen Wölfe« in den 1970er-Jahren war geprägt von offiziellen Parteigliederungen und Tarnorganisationen sowie häufig von nationalistischer Agitation gegen deutsche Gewerkschaften und türkeistämmige linke und gewerkschaftlich organisierte Arbeitnehmer*innen sowie türkeistämmige Arbeitnehmer*innen in der AWO und dem WDR. Dies führte zu öffentlichem Widerstand und Gegeninitiativen von linken Migrant*innenvereinen, DGB-Gewerkschaften und Jungsozialisten, die Ende der 1970er-Jahre bei lokalen Protestaktionen zumeist zusammenarbeiteten. Es ist davon auszugehen, dass sich die Zusammenarbeit zwischen Gewerkschaften und linken Migrant*innenvereinen weiterentwickelt hätte, wenn die Gewalt zwischen nationalistischen und linken Migrant*innenorganisationen auch nach dem Militärputsch vom 12. September 1980 ein Thema geblieben wäre.

Türkischstämmige linke Migrant*innenorganisationen und türkischstämmige Gewerkschaftsfunktionäre setzten sich für ein Verbot der Idealistenvereine ein, auch um sich im gemeinsamen Kampf gegen Rechtsextremismus weiter zu legitimieren. Ihr Ziel war es, Öffentlichkeit und Politik über die »Grauen Wölfe« aufzuklären. Als Folge dieser Phase begannen die IG Metall und der DGB in ihren programmatischen Positionen die »Grauen Wölfe« und die nationalistischen deutschen Gruppierungen gemeinsam als die wichtigsten rechtsextremistischen Bedrohungen zu betrachten. Mit anderen Worten: Die »Grauen Wölfe« wurden zumindest von den DGB-Gewerkschaften nicht mehr als ein intrinsisches Problem der türkeistämmigen Arbeitnehmer*innen gesehen, sondern als ein gemeinsames Problem der deutschen Gesellschaft und der Türkeistämmigen in der Bundesrepublik.

127 1982 Antrag 37 »Für Verbot faschistischer und neo-faschistischer Organisationen an den 12. Ordentlichen DGB-Bundeskongress 1982«, in: *Gerhard Leminsky/Bernd Otto*, Politik und Programmatik des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Köln 1984, S. 92.

STEFAN ZEPPENFELD

# Teilhabe, Sicherheit – Rechtsextremismus?

Motive, Akteur*innen und Kontroversen der bundesdeutschen Initiativen »Ausländer in die Polizei« (1979–2013)

Im August 2013 legte der Untersuchungsausschuss des Bundestages seinen Abschlussbericht zum sogenannten Nationalsozialistischen Untergrund (NSU) vor. Die rechtsextreme Terrorzelle hatte bis zu ihrer Selbstenttarnung im Jahr 2011 unerkannt zahlreiche Anschläge und Raubüberfälle verübt. Zwischen 2000 und 2007 töteten die drei Haupttäter aus rassistischen Motiven mindestens neun Menschen mit Einwanderungsgeschichte aus der Türkei und aus Griechenland sowie eine Polizistin. Im Fokus der polizeilichen Ermittlungen hatten über Jahre fälschlicherweise die Opfer und ihr Umfeld gestanden, während rechtsextremistische Motive kaum geprüft wurden. Der Untersuchungsbericht stellte den deutschen Sicherheits- und Ermittlungsbehörden auf mehr als 1.300 Seiten ein verheerendes Zeugnis aus. Die Fraktion der FDP sprach »von einem flächendeckenden Totalversagen der Polizei und Nachrichtendienste«.[1] Bundestagspräsident Norbert Lammert bekundete in seinem Geleitwort »Scham und Fassungslosigkeit«.[2]

Der Untersuchungsausschuss entwickelte in seinem Bericht 47 Empfehlungen und Forderungen, durch die die Arbeit von Sicherheitsbehörden verbessert werden sollte. Da »der Umgang mit den Opfern und ihrem Umfeld im Rahmen der Ermittlungen in vielen Fällen nicht angemessen und sachgerecht« gewesen sei, benannte der Bericht als einen zentralen Ansatz, die Vielfalt in der Gesellschaft auch in der Polizei abzubilden: »Bemühungen, junge Menschen unterschiedlicher Herkunft für den Polizeiberuf zu gewinnen, müssen intensiviert werden.«[3]

Der Anteil von Polizist*innen mit Einwanderungsgeschichte erhöhte sich in den Folgejahren (sofern erhoben) in vielen Bundesländern deutlich.[4] Bei der Berliner Polizei, der statistischen Spitzenreiterin unter den Ländern, betrug ihr Anteil im Jahr 2022 bei den Einstellungen – wie auch in der Berliner Bevölkerung – rund 37 %.[5] Zwischen 2012 und 2014 hatten die Anteile noch bei rund 20 % gelegen, 2010 bei 8,5 %.

Debatten um Diversität, genauer: um als »fremd« Gelesene in deutschen Polizeistrukturen, verfügen über eine eigene, bislang wenig beachtete Geschichte. Während polizeiwissenschaftliche Studien vornehmlich die Gegenwart zum Ausgangspunkt für Vermessungen polizeilicher Personalstrukturen nahmen, widmet sich

1 Beschlussempfehlung und Bericht des 2. Untersuchungsausschusses nach Artikel 44 des Grundgesetzes, Drucksache des Deutschen Bundestages 17/14600, 22.8.2013, S. 903.

2 Ebd., S. III.

3 Ebd., S. 862. Gleichfalls für die Verfassungsschutzbehörden ebd., S. 865.

4 Die uneinheitliche Verwendung der Kategorien »mit Einwanderungsgeschichte«, »mit Migrationshintergrund« und »nichtdeutsche Staatsangehörigkeit« durch die Bundesländer verwässert die Vergleichbarkeit der Daten.

5 Hier und im Folgenden: Mediendienst Integration (Hrsg.), Polizist*innen mit Migrationshintergrund, Juni 2022, URL: <https://mediendienst-integration.de/fileadmin/Vielfalt_bei_der_Polizei_2022.pdf> [11.5.2023], o. S.

dieser Beitrag den »Fremden« in deutschen Polizeistrukturen in einer doppelten historischen Perspektive. Zum einen stehen die ambivalenten Beziehungen von (Arbeits-)Migrant*innen, Behörden des Innern und der Polizei im faktischen Einwanderungsland im Fokus, zu dem die Bundesrepublik spätestens mit der »Gastarbeit« (1955–1973) geworden war. Die umfassenden gesellschaftlichen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts spiegelten sich, wie zu zeigen sein wird, auch im Umgang dieser Parteien untereinander wider. Zum anderen trugen die gesellschaftlichen Konjunkturen von Rassismus und Rechtsextremismus zu den Entwicklungen bei; immerhin gilt das Jahr 1993 als (offizieller) Ausgangspunkt der interkulturellen Öffnung in Polizeistrukturen.[6] Grundlage dessen war ein Beschluss der »Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder« (IMK), die sich im Mai 1993 – in einer Hochphase rechtsextremer Gewalt im vereinten Deutschland – für eine Beschäftigung von nichtdeutschen Staatsangehörigen ausgesprochen hatte. Die IMK bezog sich dabei auf eine Ausnahmeregelung, die eine Beamtenlaufbahn nichtdeutscher Staatsangehöriger ermöglichte, wenn ein »dringendes dienstliches Bedürfnis« vorlag. Diese Option war bereits in der alten Bundesrepublik kontrovers diskutiert worden.

All diese Entwicklungen führt dieser Beitrag zusammen. Der Zugriff eröffnet sowohl eine Betroffenen- als auch eine Gegenperspektive auf den Rechtsextremismus nach 1945: sowohl mit Blick auf die migrantischen, oftmals spezifisch türkischen Forderungen nach Teilhabe und Sicherheit als auch auf staatlich-institutionelle Aushandlungsprozesse bei der Berücksichtigung von Migrant*innen in den Sicherheitsorganen. Dabei zeigt sich, wie sehr das Phänomen und die Gefahren des Rechtsextremismus in der alten und neuen Bundesrepublik, migrantische Perspektiven und Ansprüche sowie (vermeintlich zwingende) politische Reaktionen aneinander vorbeiliefen. Damit akzentuiert diese Untersuchung nicht zuletzt Ambivalenzen und vertrackte Entwicklungen und trägt so zum Verständnis Deutschlands und seiner komplexen Geschichte als »Einwanderungsland wider Willen« bei.

## I. Zwischen Angst und Aufstieg. »Gastarbeiter« und die Polizei in der alten Bundesrepublik

Das Verhältnis von Migrant*innen zur Polizei in der alten Bundesrepublik war seit Beginn der Arbeitsmigration ambivalent. Vor allem den Migrant*innen aus Nicht-EG-Ländern wie der Türkei galt die Polizei keineswegs uneingeschränkt als Sicherheitsgarant, sondern auch und vor allem als Bedrohung eines ungestörten Aufenthalts in der Bundesrepublik. Das restriktive Aufenthaltsrecht setzte mit der Aufenthaltsgenehmigung und der Arbeitserlaubnis gleich zwei Papiere voraus, die es regelmäßig zu verlängern galt. Nachlässigkeiten bei deren Erneuerung genügten,

6 Beispielhaft: Einleitung, in: *Daniela Hunold/Daniela Klimke/Rafael Behr* u. a., Fremde als Ordnungshüter? Die Polizei in der Zuwanderungsgesellschaft Deutschland, Wiesbaden 2010, S. 9; migrantische Polizist*innen ab 1979 bei *Heike Wüller*, Presseschau. Die Haltung der polizeilichen Berufsvertretungen zur Diversität in den eigenen Reihen, in: *Hunold/Klimke/Behr* u. a., Fremde als Ordnungshüter?, S. 157–176, hier: S. 165 f.

um den gewählten Lebensmittelpunkt mit einer gesetzmäßigen Beschäftigung – im Falle einer (polizeilichen) Kontrolle – von einer Ausweisung bedroht zu sehen.

Umgekehrt sah sich die Polizei, »deren uniformiertes Personal den Bürger*innen als sichtbare Repräsentanz des staatlichen Gewaltmonopols unmittelbar gegenübertritt«[7], mit einer sich verändernden und diversifizierenden Gesellschaft konfrontiert.[8] In ihrem Selbstanspruch als »Spiegel der Gesellschaft« stand sie damit vor grundlegenden und langfristigen Herausforderungen, denn damals wie heute galt und gilt die Polizei in Deutschland als »männlicher, weißer, deutscher, konservativer als der Durchschnitt«.[9] Gemessen an den in diesem Beitrag nachvollzogenen historischen Diskussionen um eine Anpassung an die gesellschaftliche Realität des faktischen Einwanderungslandes lässt sich die Polizei als eine »sich zaghaft diversifizierende[ ] Organisation« beschreiben.[10] Der Begriff »Diversifizierung« ist dabei nicht der zeitgenössischen Quellensprache entlehnt, sondern fungiert als moderner Analysebegriff, um die schrittweise Abkehr der männlich-weißen Personaltradition zu benennen. Damit soll dem Wandel sowohl nach innen, in institutioneller Hinsicht, als auch nach außen, in gesellschaftlicher Hinsicht, Rechnung getragen werden. Denn bis heute, so der Historiker Marcel Schmeer, gelte die Polizei der »Mehrheit der Gesellschaft« in den meisten Fällen als »Freund und Helfer«, während Minderheiten und marginalisierten Gruppen »die Polizei im alltäglichen Leben oft präsenter« sei, da sie sie verstärkt »als bedrohliche Willkürinstanz« wahrnähmen.[11]

Die Polizei in ihrer Funktion als Sicherheitsproduzent kontrollierte bereits zur Zeit der Arbeitsmigration den rechtmäßigen Aufenthalt von »Gastarbeitern« und rassifizierten Personen. Entsprechende Personenkontrollen stellten für nichtdeutsche Staatsangehörige mit befristetem und unsicherem Aufenthaltsstatus deshalb eine Bedrohung der Existenzgrundlage dar. Das Schüren von Unsicherheit und Angst (mindestens unter »Illegalen«) zählte ausdrücklich zu den Zielen von Polizeieinsätzen. Die Polizei Westberlin führte zur Bekämpfung der »Schwarzarbeit« seit dem Frühjahr 1970 Razzien »in bestimmten Gegenden« Westberlins durch. Bereits in den ersten Monaten, so die Senatskanzlei im Herbst 1970 in einem Schreiben an die Innenminister von Bund und Ländern, hätten die Razzien »in den Kreis der sich hier illegal aufhaltenden Ausländer eine heilsame Unruhe getragen«.[12] 1971 gründete die Berliner Polizei zudem die Sondereinheit »Arbeitsgebiet Gezielte Aus-

7 *Marcel Schmeer*, (Un-)Sicherheitsproduzent und Differenzmaschine? Erweiterte Perspektiven auf die Geschichte der bundesdeutschen Polizei nach 1945, in: *Sigrid Ruby/Anja Krause* (Hrsg.), Sicherheit und Differenz in historischer Perspektive / Security and Difference in Historical Perspective, Baden-Baden 2022, S. 289–316, hier: S. 290.

8 Zur Selbstverortung der bundesdeutschen Schutzpolizei in der Nachkriegszeit *Klaus Weinhauer*, Zwischen Tradition und Umbruch. Schutzpolizei in den 1950er bis 1970er Jahren (Personal, Ausbildung, Revierdienst, Großeinsätze), in: *Peter Leßmann-Faust* (Hrsg.), Polizei und Politische Bildung, Wiesbaden 2008, S. 21–43, hier: S. 21–23.

9 *Benjamin Derin/Tobias Singelnstein*, Die Polizei. Helfer, Gegner, Staatsgewalt. Inspektion einer mächtigen Organisation, Berlin 2022, S. 107.

10 *Schmeer*, (Un-)Sicherheitsproduzent und Differenzmaschine?, S. 292.

11 Ebd., S. 290. Dazu auch *Daniel Loick*, Was ist Polizeikritik?, in: *ders.* (Hrsg.), Kritik der Polizei, Frankfurt am Main 2018, S. 9–35, hier: S. 20–23.

12 Der Senator für Inneres an den Bundesminister des Innern und die Innenminister der Länder: Ausländerangelegenheiten, hier: Illegaler Aufenthalt in die Bundesrepublik Deutschland eingereister türkischer Arbeitnehmer, 29.9.1970, Landesarchiv Berlin (LAB), B Rep. 004, Nr. 4182.

länderüberwachung« (AGA), die mit Polizeihauptmeister Hans-Joachim Jankus in der Polizeiinspektion Wedding ein Experte für die »Sitten und Gebräuche der Muselmanen« leitete, wie die Zeitschrift der Berliner Polizei »Polizeischau« meldete.[13] Die AGA, später unter demselben Akronym als »Arbeitsgruppe Ausländer« tätig, hatte die »Doppelfunktion« von Vertrauenswerbung und Repression inne.[14] Gerade mit Blick auf erstgenanntes Ziel stellten Kritiker*innen die Funktionalität der AGA immer wieder infrage, denn ihre Aufgabe sei vor allem, »illegal in der Stadt aufhältige Personen zu ermitteln und die entsprechenden aufenthaltsbeendenden Maßnahmen einzuleiten«.[15] Die Gruppe führte regelmäßig Personenkontrollen in der Westberliner U-Bahn durch, um der Fluchtroute über die nicht anerkannte Grenze zur DDR entgegenzuwirken.[16]

Wie prägend die migrantische – genauer: die türkische – Furcht vor Polizeikontrollen war, verdeutlicht ihre kulturelle Verarbeitung. In seiner Kurzgeschichte mit dem bezeichnenden Titel »Bitte nix Polizei« erzählt der türkeistämmige Schriftsteller Aras Ören die Geschichte des mit einem Touristenvisum eingereisten und nun »illegal« in der Bundesrepublik lebenden Protagonisten Ali Itir: »Kaum ging ihm das Wort *Polizei* durch den Kopf, sah er sich schon festgenommen. […] Wenn sich nur das Wort *Polizei*, dieses Zeichen, dieses Symbol, das ihm jedesmal Angst, eine ganz bestimmte Angst einjagte, abschütteln ließe.«[17] Die Angst vor Polizeikontakt veranlasst Itir im weiteren Verlauf der Geschichte in einer Unfallsituation lebensrettende Hilfeleistung zu unterlassen.[18] Die wachsende Angst unter Türkeistämmigen ohne gültige Papiere vor Durchsuchungen durch die Polizei und der Gefahr einer Ausweisung nahm der türkeistämmige Schriftsteller Yüksel Pazarkaya in einer Kurzgeschichte ebenfalls auf: Hamza, der Protagonist, versteckt sich bei einer Polizeikontrolle aufgrund fehlender Papiere im Mülleimer des Sechs-Betten-Zimmers, das er mit fünf Landsleuten bewohnt.[19] Pazarkaya lässt Hamza metaphorisch mit dem Abfall verschmelzen. Nur durch diesen herabwürdigenden Schritt wird er für die Augen der Polizist*innen regelrecht unsichtbar, während sein sich unter dem Bett versteckender Kollege und Freund Ahmet gefasst und abgeschoben wird.

Die Angst vor der Polizei beschränkte sich jedoch nicht auf »illegal« in Deutschland lebende Migrant*innen. Der langjährige IG-Metall-Funktionär Nihat Öztürk[20]

13 Zit. nach: *Schmeer*, (Un-)Sicherheitsproduzent und Differenzmaschine?, S. 299.

14 *Otto Diederichs*, Die »Arbeitsgruppe Ausländer« der Berliner Polizei – eine Sondereinheit mit Doppelfunktion, in: Bürgerrechte & Polizei/CILIP 45, 1993, H. 2, S. 46–49; *Schmeer*, (Un-)Sicherheitsproduzent und Differenzmaschine?, S. 300.

15 *Eberhard Seidel-Pielen*, Die Angst vor dem »anatolischen Schutzmann«, in: taz.die tageszeitung, 2.6.1994.

16 *Lauren Stokes*, Racial Profiling on the U-Bahn. Policing the Berlin Gap in the Schönefeld Airport Refugee Crisis, in: Central European History 56, 2023, S. 236–254.

17 *Aras Ören*, Bitte nix Polizei. Kriminalroman, Düsseldorf 1981, S. 36 f.

18 Ebd., S. 50 f.

19 *Yüksel Pazarkaya*, Müll / Çöp, in: *ders.*, Heimat in der Fremde? 3 Kurzgeschichten, Berlin 1981, S. 32–43.

20 Zur Person *Nihat Öztürk*, »Ohne Angst verschieden sein – das wurde mein kategorischer Imperativ«, in: *Özcan Mutlu* (Hrsg.), Wie Deutschland zur Heimat wurde. 60 Jahre Deutsch-Türkisches Anwerbeabkommen, Essen 2021, S. 112–121.

argumentierte, die mit der Polizei verknüpfte Angst vor Ausweisungen habe auch nachhaltig das Vokabular von Familien mit Einwanderungsgeschichte geprägt:

> »Ich kann mir alles erlauben, nur nicht arbeitslos zu werden in den ersten Jahren, weil ohne Arbeitserlaubnis keine Aufenthaltserlaubnis – und ohne Aufenthaltserlaubnis keine Arbeitserlaubnis. Und wie willkürlich die Ausländerbehörden sind und welche Ermessensspielräume sie haben und weshalb sie nie Ausländerbehörden genannt wurden – und bis heute gibt es keine Angehörigen der ersten, zweiten, wahrscheinlich bis in die dritte Generation, die von Ausländerbüro oder Ausländerbehörde reden, sondern der Begriff in migrantischen Milieus lautet ›Ausländerpolizei‹, weil sie wie eine repressive Polizei in Zivil wahrgenommen wird.«[21]

Die ausgemachten Verknüpfungen des befristeten und damit fragilen Aufenthaltsstatus' mit der Polizei als Bedrohung manifestierten sich zudem auch räumlich, da die zuständigen Behörden vielerorts lange Zeit in den örtlichen Polizeipräsidien angesiedelt waren.[22] 1984 argumentierte hingegen ein Bericht der Kölnischen Rundschau, die spezifisch türkische Angst vor der Polizei sei (auch) durch die negativen Erfahrungen von jüngst geflüchteten politisch Verfolgten aus der Zeit des türkischen Militärputsches von 1980 in die Bundesrepublik importiert worden.[23]

Im Laufe der 1970er-Jahre stellten sich Migrant*innen und (zögerlich) auch staatliche Strukturen wie die Polizei auf eine dauerhafte Einwanderung ein. Der Polizeidienst als Beruf und das mit ihm verbundene soziale Renommee weckten das Interesse erster Arbeitsmigrant*innen. Im Frühjahr 1975 nutzte ein Türkeistämmiger seine Tätigkeit im öffentlichen Dienst und »bei der Polizei« als Verlässlichkeitsnachweis bei unternehmerischen Angelegenheiten: »Ich bin seit 12 Jahren in Deutschland, 11 Jahre davon im öffentlichen Dienst und seit 5 Jahren freiwilliger Polizei-Reservist […]. Dass ich einen völlig einwandfreien Lebenswandel führe, ergibt sich wohl allein aus der vorgenannten Tatsache, dass ich bei der Polizei bin.«[24] Die Freiwillige Polizei-Reserve hatte 1960 mit Blick auf die bedrohte »Insellage« Westberlins ihre Tätigkeit aufgenommen.[25] Die Mitgliedschaft setzte lediglich eine Art Schnellausbildung voraus, weshalb ihr ein Ruf als Sammelbecken für ehemalige Wehrmachtssoldaten und Rechtsextreme anheftete.[26] Die hier vorgenommene Stili-

21 Lebensgeschichtliches Interview mit Nihat Öztürk, 18.5.2022 in Düsseldorf-Benrath, Archiv der sozialen Demokratie, ab Minute 0:17:57.

22 *Maria Alexopoulou*, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen, Ditzingen 2020, S. 122.

23 *Cordula v. Wysocki*, Angst vor Polizisten aus der Heimat mitgebracht, in: Kölnische Rundschau, 7.12.1984.

24 M.A.K. an den Polizeipräzident [sic] von Berlin, Abteilung Ausländerpolizei: Änderung zur Gewerbegenehmigung, 26.2.1975, LAB, B Rep. 206, Nr. 6969.

25 *Martin Kutscha*, Die Freiwillige Polizei-Reserve in Berlin, in: *Gisbert van Elsbergen* (Hrsg.), Wachen, kontrollieren, patrouillieren. Kustodialisierung der Inneren Sicherheit, Wiesbaden 2004, S. 225–234.

26 *Norbert Steinborn/Hilmar Krüger*, Die Berliner Polizei 1945 bis 1992. Von der Militärreserve im Kalten Krieg auf dem Weg zur bürgernahen Polizei?, Berlin 1993, S. 153–155; *Wolfgang Wieland*, Reserve hat niemals Ruh. Die unendliche Geschichte der Freiwilligen Polizei-Reserve Berlin, in: Bürgerrechte & Polizei/CILIP 66, 2000, H. 2, S. 31–38, hier: S. 36–38.

sierung der Polizeireserve zum Dienst »bei der Polizei« zeugt von der Bedeutung, die auch Migrant*innen mit hoheitlichen Befugnissen in der Exekutive verbanden.

Im Herbst 1979 ebnete SPD-Innensenator Peter Ulrich den Karriereweg für Eingewanderte in der Westberliner Schutzpolizei. Er sprach sich für eine Beschäftigung von »zwei oder drei« Polizeidienstanwärtern aus der Türkei aus und begründete den Schritt als Angebot vor allem an die jüngeren der rund 100.000 Türkeistämmigen in Westberlin: »Ihnen müssen wir Signale geben, daß sie voll gleichberechtigt sind und die gleichen Chancen haben wie ihre deutschen Mitschüler.«[27] Weiterhin verwies er auf »spezifische Sicherheitsprobleme« und sein Ziel, »Intoleranz abzugraben«. Ulrich nutzte hierfür eine Ausnahmeregelung, die eine Einstellung von Nichtdeutschen ermöglichte, »wenn für die Gewinnung des Beamten ein dringendes dienstliches Bedürfnis besteht«.[28]

Mit Nihat Doğru nahm bereits im September 1979 tatsächlich der erste Türkeistämmige die Ausbildung für den mittleren Polizeidienst auf. Neben Doğru hatten sich lediglich zwei weitere Türkeistämmige um einen Ausbildungsplatz beworben, hatten jedoch die Aufnahmebedingungen nicht erfüllt.[29] Die Anwendung der genannten beamtenrechtlichen Ausnahmeregelung kam in Doğrus Fall nicht zum Tragen, da er seit 1976 die deutsche Staatsbürgerschaft besaß. Dennoch zielte das (am bloßen Ausbildungsbeginn eines 19-Jährigen gemessene) enorme gesellschaftliche und mediale Interesse immer wieder auf Fragen des »Deutschseins« beziehungsweise *race* und *ethnicity* im Einwanderungsland Deutschland. Die Berliner Zeitung »Der Abend« übertitelte ein Porträtfoto Doğrus in seiner Uniform mit der Frage »*Wie* kann ein Ausländer Deutscher werden?«[30], während das ZEIT-Magazin fragte: »Wie deutsch macht eine Uniform?«[31] Die über ihn und seine Berufswahl entladene nationale Grundsatzdebatte brach Doğru selbst: »Wenn die Berliner nicht wissen, daß ein Türke in der Uniform steckt, würden sie es vermutlich gar nicht merken.«

Nach Ansicht Ulrichs verbarg sich hinter dem Aufruhr eine Frage gesellschaftlicher Toleranz: »Es geht – das muß man nun auch mal ganz öffentlich benennen – um das Problem: Dürfen Schwarze Weiße verhaften.«[32] Die Medienberichte und die Reaktionen in großen Teilen der Gesellschaft bezeichneten Eberhard Seidel-Pielen und Klaus Farin als »mittleres Erdbeben«.[33] Heftige Kritik an den Vorhaben übten auch und vor allem die Polizeigewerkschaften.[34] Nach einigen ersten emotionalen

27 »Wir müssen Signale geben«, in: Der SPIEGEL, 9.9.1979. Zu den vorangegangenen internen Diskussionen *Stefan Zeppenfeld*, Vom Gast zum Gastwirt? Türkische Arbeitswelten in West-Berlin, Göttingen 2021, S. 192–194.

28 *Seidel-Pielen*, Die Angst vor dem »anatolischen Schutzmann«.

29 Nicat Dogru [sic], in: Frankfurter Rundschau, 17.9.1979.

30 *Brigitte Grunert*, Wie kann ein Ausländer Deutscher werden?, in: Der Abend, 24.9.1979.

31 Hier und im Folgenden: *Jens Priewe*, Wie deutsch macht eine Uniform?, in: ZEIT-Magazin, 26.10.1979.

32 »Wir müssen Signale geben«, in: Der SPIEGEL, 9.9.1979; Nicat Dogru [sic], in: Frankfurter Rundschau, 17.9.1979.

33 *Eberhard Seidel-Pielen/Klaus Farin*, Die Scharfmacher. Schauplatz Innere Sicherheit, Berlin 1994, S. 110. Vgl. auch *Rainer Guski*, Leserbriefe zum »türkischen Polizisten«. Über Schwierigkeiten beim Erstellen eines inhaltsanalytischen Kategoriensystems zum Thema »Vorurteile«, Bochum 1985, S. 5.

34 Beispielhaft: Türkenpolizei?, in: der kriminalist 11, 1979, S. 504; *Seidel-Pielen/Farin*: Die Scharfmacher, S. 110 f.

Reaktionen verwies die Gewerkschaft der Polizei (GdP) Berlin in der weiteren Debatte auf die nötige beamtenrechtliche Unterscheidung: Während Nihat Doğru zwar als vermeintlicher »Türke bei der Polizei« öffentlich im Rampenlicht stand, hegte die GdP, wie sie in der Folge mehrfach erklärte, gegen seine Beschäftigung als eingebürgerten Deutschen explizit keine Einwände.[35] Im Frühjahr 1980 schaltete sich mit Heinz Kühn (SPD) kurzfristig auch der Ausländerbeauftragte der Bundesregierung in die Debatte ein. Kühn hatte, nachdem sein Amt 1978 geschaffen worden war, im September 1979 das sogenannte Kühn-Memorandum veröffentlicht, in dem er als erster ranghoher Politiker die Bundesrepublik als faktisches Einwanderungsland anerkannte. Nun aber warnte Kühn davor, Menschen aus der Türkei oder Italien in eine »doppelte Loyalität zu versetzen«, und pochte auf die Voraussetzung der deutschen Staatsangehörigkeit.[36] Damit brachte er seine Sorge zum Ausdruck, dass Migrant*innen im Polizeidienst von Entwicklungen in der Türkei sowie im Iran nach der Islamischen Revolution 1979 beeinflusst oder gar gesteuert werden könnten. Dabei benannte er explizit die potenzielle Gefahr durch die »rechtsextremen ›Grauen Wölfe‹«.[37] Der konkret benannte Rechtsextremismus bezog sich in diesem Kontext demnach vor allem auf Problemlagen im Ausland beziehungsweise ließe sich in diesem Fall gar als vermeintliche Begleiterscheinung der Einwanderung deuten. Diese Debatte wurde offenbar nicht weiter vertieft.

1981 nahm mit Tülin Ünal eine türkeistämmige Frau ihre Ausbildung zur Kriminalkommissarin bei der Berliner Polizei auf, für die sie eigens die deutsche Staatsbürgerschaft beantragte.[38] Zu diesem Zeitpunkt hatte Doğru bereits den Rang des Polizeioberwachtmeisters erreicht.[39] Die beiden blieben bundesweit vorerst die einzigen (bekannten) Polizist*innen mit Einwanderungsgeschichte und hoheitlichen Aufgaben. Wenige Wochen nach Ünals Ausbildungsbeginn übernahm eine Minderheitsregierung der CDU die Regierungsgeschäfte in Westberlin. Zwar erklärte der neue CDU-Innensenator Heinrich Lummer gegenüber der Berliner GdP, die bestehende Regelung zur Einstellung von ausländischen Polizeidienstanwärter*innen beibehalten zu wollen.[40] Zu weiteren Einstellungen kam es bis zum Ende seiner Amtszeit 1986, die für eine besonders restriktive Phase der Berliner »Ausländerpolitik« steht, jedoch nicht.[41]

35 Vgl. *Günter Brosius*, Können Ausländer bei uns Polizeibeamte werden?, in: Deutsche Polizei. Landesbezirk Berlin, 1979, H. 10, S. 1 B; Arbeitstagung ’80 des Landesbezirks Berlin, in: Deutsche Polizei. Landesbezirk Berlin, 1980, H. 6, S. 1 B–B 2, hier: S. B 2.

36 *Jutta Roitsch*, Kühn warnt vor türkischen Polizisten auf deutschen Straßen, in: Frankfurter Rundschau, 16.4.1980.

37 Vgl. zu den »Grauen Wölfen« den Beitrag von Caner Tekin in diesem Band.

38 Zur Ausländerproblematik: Berlin gibt ihnen eine Chance, in: Deutsche Polizei, 1981, H. 5, Landesbezirk Berlin, S. 4; *Beatrice Bielert*, Spaß am Strafrecht, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.8.2011; Gefährliche Komplimente, in: Der SPIEGEL, 25.2.1985; *Zeppenfeld*, Vom Gast zum Gastwirt?, S. 199.

39 *Martin Bohr*, Beste Noten für Tülin Ünal. Erste türkische Polizistin will in Berlin Kriminalkommissarin werden, in: epd Landesdienst 90, 12.5.1981.

40 GdP-Vorstand bei Innensenator Lummer, in: Deutsche Polizei, 1981, H. 8, Landesbezirk Berlin, S. 3.

41 *Malte Borgmann*, Von der Anwerbung zur Anerkennung. Migration, Politik und Teilhabe in West-Berlin 1970–1984, in: *Hanno Hochmuth/Paul Nolte* (Hrsg.), Stadtgeschichte als Zeitgeschichte. Berlin im 20. Jahrhundert, Göttingen 2019, S. 271–297, hier: S. 289 f.

Mit der Aufnahme der »türkischen« Polizist*innen stand letztlich die Frage im Raum, wer das staatliche Gewaltmonopol (nicht) ausüben dürfe.[42] Dabei ging es jedoch nicht um eine grundsätzliche Beschäftigung von »Ausländern« bei der Polizei, sondern um vermeintlich »Fremde« als Exekutivorgan. Nur Tage nach Doğrus Dienstantritt hatte der Tagesspiegel von rund 30 Nichtdeutschen im Dienst der Berliner Polizei berichtet, darunter auch Angestellte aus der Türkei. Sie seien jedoch hauptsächlich als Dolmetscher und »in keinem Fall als Angehörige des Vollzugs- oder Ermittlungsdienstes beschäftigt«.[43]

Erst 1988 erhielten die Berliner Bestrebungen neuen Aufschwung, als CDU-Innensenator Wilhelm Kewenig die Kriterien für die Ausbildung bei der Polizei anpasste. Der reguläre Ausbildungsbeginn war nun nicht mehr an die deutsche Staatsbürgerschaft gebunden. Allerdings verpflichteten sich die künftigen Polizist*innen, diese bis zum Ausbildungsabschluss vorzuweisen.[44] Die Bezeichnung der Auszubildenden änderte sich von »Beamten auf Widerruf« zu »Polizeischülern«. Kewenig erklärte die neuerliche Initiative als Beitrag zur grundsätzlichen Verbesserung der Polizeiarbeit und vor allem – wie sein Amtsvorgänger Ulrich – »als wichtigen Beitrag zur Integrationspolitik« und als »Angebot […] an jugendliche Ausländer«.[45] Kewenigs Motive dürften jedoch auch strukturell auf eine »Pensionierungswelle« bei der Westberliner Polizei und einen akuten Personalmangel zurückzuführen sein.[46] 1989 nahmen vier Türkeistämmige die Ausbildung auf, 1990 fünf.[47]

Die beamtenrechtliche Ausnahmeregelung, im Falle eines »dringenden dienstlichen Bedürfnisses« auch Nichtdeutsche zu Beamt*innen ernennen zu können, war allen erhitzten Debatten zum Trotz in den Polizeistrukturen der alten Bundesrepublik (soweit bekannt) gar nicht zum Einsatz gekommen.[48]

42 In diesem Sinne auch *Schmeer*, (Un-)Sicherheitsproduzent und Differenzmaschine?, S. 291.

43 Bei der Polizei arbeiten 30 Ausländer, in: Der Tagesspiegel, 22.9.1979.

44 Hier und im Folgenden: *Albrecht Maurer*, AusländerInnen im Polizeidienst, in: Bürgerrechte & Polizei/CILIP 46, 1993, H. 3, S. 24–29.

45 Antwort auf die Kleine Anfrage Nr. 4273 der Abgeordneten Sevim Çelebi-Gottschlich (AL) über Polizeiausbildung für jugendliche Immigranten, 11.2.1988, Abgeordnetenhaus von Berlin, 10. Wahlperiode, Drucksache 10/2081, S. 39 f.

46 *Eberhard Seidel-Pielen*, Deutscher werden und Türke bleiben, in: Der Tagesspiegel, 20.5.1990, sowie *ders./Farin*, Die Scharfmacher, S. 114.

47 *Bettina Franzke*, Menschen ausländischer Herkunft im Polizeivollzugsdienst. Zur Situation in der Bundesrepublik Deutschland, in: Polizei und ethnische Minderheiten – ethnische Minderheiten in der Polizei, Schriftenreihe der Polizei-Führungsakademie 2/95, Lübeck 1995, S. 9–45, hier: S. 15; Ausländer bei der deutschen Polizei, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.3.1993; *Jakob Augstein*, Polizei öffnet sich ausländischen Mitbürgern, in: Süddeutsche Zeitung, 25.9.1993.

48 Aufmerksamkeit erlangten zwei Türkeistämmige, die 1979 als Angestellte Dolmetscher- und Aufklärungsarbeit ohne hoheitliche Befugnisse bei der Polizei Hamburg aufnahmen, vgl. *Karsten Plog*, Ein Mann aus Ankara soll Brücken schlagen, in: Frankfurter Rundschau, 24.9.1979. Abweichende Datierung auf 1983 bei *Maurer*, AusländerInnen im Polizeidienst, S. 25.

## II. Gewalt, Sicherheit – und Partizipation? Die Öffnung der Polizei in der Transformationszeit

Am Ende der 1980er- und zu Beginn der 1990er-Jahre verzeichneten zwei Themen Konjunktur in der Aufmerksamkeit der bundesdeutschen Behörden für Inneres: »Gewalt« und »Sicherheit«.

1987 geriet das Stichwort »Gewalt« in den Fokus, als die Bundesregierung aus Union und FDP mit Blick auf eine mögliche Verschärfung des Demonstrationsstrafrechts eine »Gewaltkommission« ins Leben rief.[49] Wissenschaftler*innen, Richter*innen, Staatsanwält*innen, Polizeibeamt*innen und andere Expert*innen beleuchteten in den folgenden Jahren das Phänomen Gewalt in zahlreichen Lebensbereichen – in Familien und Schulen, im Straßenverkehr, in Fußballstadien, auf Demonstrationen und in den Massenmedien. Die »Gewaltkommission« schlug in ihrem 1990 vorgestellten Gutachten mit Blick auf »die Kommunikationsfähigkeit der Polizei in Konflikten mit ethnischen Minderheiten« vor, »sich in den entsprechenden Problemgebieten frühzeitig um eine Rekrutierung von jungen Polizeibeamten aus den ethnischen Gruppen und der Bevölkerung des Problemgebiets [zu] bemühen«.[50] In dieser Empfehlung zeichnet sich die Stoßrichtung ab, nach der die Öffnung der Polizei für »Ausländer« in der Transformationszeit diskutiert werden sollte: Die nun nicht mehr lokal, sondern auf Bundesebene angestellten Überlegungen zu diversen Polizeistrukturen fanden ihre Begründung nicht als Angebot an die zur Gesellschaft gehörenden Minderheiten, sondern durch Sorge um die Handlungsmacht in »Problemgebieten«. Die Arbeitsergebnisse der Kommission sahen sich heftiger Kritik aus migrantischer Perspektive ausgesetzt. Denn über »Gewalt gegenüber Ausländern«, klagte eine noch im selben Jahr erschienene Gegenpublikation, wurde »in diesem wichtigen, sehr ausführlichen Gutachten nicht gesprochen, Fremdenhaß und/oder Ausländerfeindlichkeit als Phänomen nicht untersucht«.[51]

Das Thema »Sicherheit« machte die Innenministerkonferenz 1989 mit ihren Bestrebungen zum Schwerpunkt, das »Programm Innere Sicherheit« von 1974 fortzuschreiben. Damit plante die IMK, »ein zukunftsorientiertes Bild von polizeilicher Arbeit und Aufgabenwahrnehmung zu entwerfen« und Schwerpunktthemen zu berücksichtigen, zu denen etwa die »Stellung der Polizei in der Gesellschaft« ebenso zählte wie »veränderte und neue Erscheinungsformen der Kriminalität, insbesondere Rauschgiftkriminalität, Umweltkriminalität, Organisierte Kriminalität, Wirt-

49 *Roland Eckert/Anette Schumacher/Helmut Willems*, Im Schatten der Geschichte. Die (vergessene) »Gewaltkommission« der Bundesregierung (1987–1990), in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 15, 2018, H. 2, S. 369–382.

50 Unabhängige Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt (Hrsg.), Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt. Analysen und Vorschläge der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt (Gewaltkommission), Bd. 2: Erstgutachten der Unterkommissionen, Berlin 1990, S. 389.

51 *Isabel Basterra*, »Fremdenhaß« als Ursache von Gewalt? Staatliche (Des-)Information nährt Feindbilder, in: *Peter-Alexis Albrecht/Otto Backes* (Hrsg.), Verdeckte Gewalt. Plädoyers für eine »Innere Abrüstung«, Frankfurt am Main 1990, S. 100–107, hier: S. 104.

schaftskriminalität (einschl. Computerkriminalität)«.[52] Vor allem die »Organisierte Kriminalität« stand in der gesellschaftlichen Debatte in Verbindung mit international agierenden Banden, Mafia-Ringen und Drogenkartellen.[53] Die Überlegungen bezogen sich hier konkret auf Schutz *vor* ausgemachten Bedrohungslagen und entsprechende infrastrukturelle Anforderungen, nicht aber auf Sicherheit und Schutz *von* gefährdeten Personen oder Strukturen. Und so galt die Aufmerksamkeit auch nicht der Gewalt *gegen* Ausländer*innen oder der Sicherheit *von* Ausländer*innen. Sie fand ihre Begründung stets in der potenziell bedrohten öffentlichen Ordnung aus der Perspektive der sogenannten Mehrheitsgesellschaft.[54]

Auf dem Zusammenspiel der zwar anders gelagerten, aber dennoch verhandelten Themen »Gewalt« und »Sicherheit« fußte die Aussprache der IMK für diversere Polizeistrukturen vom Mai 1993. Zu deren Genese hatte im Frühjahr 1992 das Innenministerium des Landes Nordrhein-Westfalen unter SPD-Minister Herbert Schnoor beigetragen, indem es »Ausgewählte Eckpunkte der künftigen Polizeiarbeit« auf die Tagesordnung der IMK-Sitzung in Bonn setzte. Das dort verhandelte Spektrum zu reflektierender Angelegenheiten reichte von den Aufgaben des Bundesgrenzschutzes über »Frauen in der Polizei« bis hin zur Bürgernähe und dem Verhältnis zur Presse. Der Punkt »Personal« führte neben Nachwuchs- und Besoldungsfragen als ein Thema unter vielen die »Beschäftigung von Ausländern« auf.[55] Die IMK berief eine Arbeitsgruppe der Staatssekretäre ein, die sich mit den nordrhein-westfälischen Vorschlägen und – »soweit dieser nicht deckungsgleich ist« – dem Beschluss über die Fortschreibung des »Programms Innere Sicherheit« von 1989 befassen sollte. Den Vorsitz dieser Arbeitsgruppe übernahm im August 1992 das Land Baden-Württemberg mit dem frisch vereidigten SPD-Innenminister Frieder Birzele.[56]

Anfang Februar 1993 kündigte Birzele für sein Bundesland das Reformprogramm »Polizei 2000« an, den nach seinen Worten »größten Umbruch seit Jahrzehnten«.[57] Im Zuge dessen plante er, in einem Modellprojekt 20 bis 30 »Ausländer« zu baden-württembergischen Polizeibeamten zu ernennen.[58] Diese sollten nach ersten Überlegungen vor allem als »Kontaktbereichsbeamte« in Städten und Vierteln mit hohem »Ausländeranteil« eingesetzt werden. Birzele meinte damit explizit

52 Beschlußniederschrift über die Sitzung der Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder am 3. November 1989 in Bühl, TOP 15: Fortschreibung des Programms Innere Sicherheit, o. D., Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (LAV NRW), NW 1227, Nr. 152.

53 Beispielhaft: *Hans Haibach*, Das organisierte Verbrechen wird mächtiger, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.11.1990.

54 *Maurer*, AusländerInnen im Polizeidienst, S. 26.

55 Innenministerium Nordrhein-Westfalen: Anmeldung zur Innenministerkonferenz, TOP: Ausgewählte Eckpunkte der künftigen Polizeiarbeit, o. D., LAV NRW, NW 1227, Nr. 167/1.

56 Der Vorsitzende der Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder: Eckpunkte der künftigen Polizeiarbeit, Anlage: Umlaufbeschluß vom 18.8.1992, o. D., LAV NRW, NW 1227, Nr. 167/2.

57 Pressemitteilung Innenministerium Baden-Württemberg. Innenminister Birzele: Die Polizei steht vor dem größten Umbruch seit Jahrzehnten, 2.2.1993, Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStA Stuttgart), Q 1/70 Bü 539; Ausländer sollen Polizeibeamte werden können, in: Stuttgarter Zeitung, 3.2.1993.

58 Hier und im Folgenden: Ausländer bei der deutschen Polizei, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.3.1993.

Beamte mit ausländischem Pass; Eingebürgerte mit deutscher Staatsangehörigkeit hatten in der Zwischenzeit auch in Baden-Württemberg den Polizeidienst aufgenommen.[59] Bundesinnenminister Rudolf Seiters (CDU) hatte wenige Tage zuvor ebenfalls eine Beschäftigung von »Ausländern« bei der Polizei in Aussicht gestellt.[60] Das für die Verbeamtung nichtdeutscher Staatsangehöriger nach wie vor nötige dringende dienstliche Bedürfnis ergebe sich, so Birzele, »bei der täglichen Polizeiarbeit in Städten mit hohem Ausländeranteil«.[61] Ein Integrationsangebot zählte, anders als zuvor in Westberlin, nicht zu den genannten Motiven. Bedingung für die Beschäftigung in Baden-Württemberg war neben der perfekten Beherrschung der eigenen Mutter- sowie der deutschen Sprache ein bereits mindestens zehnjähriger Aufenthalt in Deutschland. Die Einführung als »Modellprojekt« sicherte das Vorhaben als reine Ressortangelegenheit rechtlich ab. Damit vermied Birzele die Notwendigkeit eines Kabinettsbeschlusses und einer Unterstützung durch die Koalitionspartnerin CDU.[62]

Überregionale Aufmerksamkeit fand das baden-württembergische Reformpaket durch eben den Aspekt migrantischer Polizist*innen. Tatsächlich folgten binnen weniger Wochen ähnliche Ankündigungen aus anderen Bundesländern. Ende März 1993 erklärte der bayerische Innenminister Edmund Stoiber (CSU), ab 1994 werde die Polizei »erstmals in Bayern auch Ausländer als Polizeibeamte« einstellen; er denke dabei »auch an türkische Staatsbürger«.[63] Sie sollten »dämpfend und deeskalierend« bei Konflikten »im Ausländermilieu« und zur Bekämpfung ausländischer Krimineller eingesetzt werden.[64] Weshalb Stoiber – anders als die baden-württembergische CDU[65] – die Pläne nicht nur befürwortete, sondern sich ihnen gleich anschloss, bleibt unklar.[66] Birzele bewertete die Einlassung Stoibers rückblickend als entscheidend für die weiteren Entwicklungen: Nachdem sich sein Amtskollege Stoiber seinem Plan angeschlossen hatte, habe die CDU nicht mehr dagegen stimmen können.[67]

59 Polizei stellt acht Ausländer ein, in: Nordwest-Zeitung, 9.9.1993.

60 »Ausländer in die Polizei«, in: Die Welt, 26.1.1993. Das Redemanuskript ist im Bestand von Rudolf Seiters im Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung nicht überliefert.

61 Ausländische Polizisten?, in: Mitteldeutsche Zeitung, 8.2.1993.

62 Einstellung von Ausländern als Polizeibeamte, 19.1.1993, HStA Stuttgart, Q 1/70 Bü 539; 66. Plenarsitzung des Landtags Baden-Württemberg, TOP 10: Antrag der Fraktion Die Republikaner und Stellungnahme des Innenministeriums – Modell »Ausländer bei der Polizei«, 27.4.1995, HStA Stuttgart, Audiovisuelles Archiv, R 10/004 DO L950044/101.

63 Bei der bayerischen Polizei kommt eine Beförderungswelle, in: Nürnberger Nachrichten, 23.3.1993.

64 Ausländer bei der deutschen Polizei, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.3.1993. Ähnlich sein CSU-Amtsnachfolger Günther Beckstein, vgl. Bayerische Polizei stellt Ausländer ein, in: Süddeutsche Zeitung, 1.7.1993.

65 Ausländer bei der deutschen Polizei, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.3.1993.

66 Weder das Archiv für Christlich-Soziale Politik der Hanns-Seidel-Stiftung noch das Bayerische Hauptstaatsarchiv verfügen über Unterlagen zu diesem Vorgang. Edmund Stoiber ließ auf eine Anfrage für diesen Beitrag ausrichten, zu diesen Sachverhalten keine Auskunft geben zu können.

67 Telefonat mit Frieder Birzele am 25.8.2022.

Als sich in den Folgewochen auch Rheinland-Pfalz sowie Bremen und Hamburg den Plänen anschlossen, verfolgten bereits sechs der alten Bundesländer eine Beschäftigung von »Ausländern« in ihren Polizeien. Im April 1993 setzte das Innenministerium Baden-Württemberg dann eine generelle Absichtserklärung für die Aufnahme von Nichtdeutschen in den Polizeidienst auf die Tagesordnung der nächsten IMK-Sitzung im Mai 1993.[68]

Während Behörden des Innern in gleich mehreren westdeutschen Bundesländern mit ihrer eigenen Perspektive auf »Gewalt« und »Sicherheit« eine Diversifizierung der Polizeistrukturen vorbereiteten, gefährdeten rechte Anschläge in zunehmendem Maße das Leben rassifizierter und marginalisierter Menschen in Deutschland. Die Eskalation rechter Gewalt im Zuge des deutschen Einigungsprozesses und der »Asyldebatte«[69] hatte ihre vorläufigen traurigen Höhepunkte in den Pogromen im sächsischen Hoyerswerda im September 1991 und in Rostock-Lichtenhagen im August 1992 erlebt. Spätestens mit dem tödlichen Brandanschlag auf die Wohnhäuser von türkeistämmigen Familien im schleswig-holsteinischen Mölln am 23. November 1992 war die Gewalt auch zu einer konkreten Gefahr für »Gastarbeiter« und andere rassifizierte Menschen geworden, die bereits seit Jahrzehnten im Westen Deutschlands gelebt hatten.

Der Vorsitzende der »Türkischen Gemeinde zu Berlin« (TGB) Mustafa Turgut Çakmakoğlu sah »eine neue Qualität der Gewalt« erreicht.[70] Der deutsch-jüdische Schriftsteller und Holocaust-Überlebende Ralph Giordano trat mit einem offenen Brief an Bundeskanzler Helmut Kohl eine kontroverse Debatte um die Selbstbewaffnung von Minderheiten los.[71] Türkeistämmige und andere von der Gewalt bedrohte Gruppen statteten ihre Wohnungen mit Feuerlöschern und Seilen aus, um im Falle eines Anschlags die Familie retten zu können, oder entfernten die Namensschilder von den Klingeln ihrer Häuser. Währenddessen bildeten sich in deutschen Großstädten nach ›Mölln‹ auf Initiative einer zivilgesellschaftlichen Münchner Gruppe »Lichterketten«, mit denen die Teilnehmenden nach Anbruch der Dunkelheit in stillem Protest ihre Anteilnahme zum Ausdruck brachten.

Am 14. und 15. Mai 1993 hielt die Innenministerkonferenz in Potsdam ihre erste Sitzung nach ›Mölln‹ ab. In seiner Begrüßung verwies der gastgebende Innenminister Brandenburgs Alwin Ziel (SPD) auf drängende innenpolitische Themen: »Rassismus und Fremdenfeindlichkeit sind zwei Stichworte, die die Arbeit der Innenminister in den letzten Monaten begleitet haben und – so vermute ich –

68 Innenministerium BW: Anmeldung eines Tagesordnungspunktes für die IMK, Thema: Einstellung von Ausländern in die Polizei, 26.4.1993, Landesarchiv Schleswig-Holstein (LASH), Abt. 611, Nr. 12519.

69 *Patrice G. Poutrus*, Umkämpftes Asyl. Vom Nachkriegsdeutschland bis in die Gegenwart, Berlin 2019, S. 83–102 für die Bonner sowie S. 161–177 für die Berliner Republik.

70 *Bettina Markmeyer*, Die deutschen TürkInnen sind entsetzt und zornig, in: taz.die tageszeitung, 24.11.1992.

71 Hier und im Folgenden: *Stefan Zeppenfeld*, Feuerlöscher, Revolver und der Kampf um Anerkennung. Migrantische Reaktionen auf rassistische Gewalt in Westdeutschland, in: *Till Kössler/Janosch Steuwer* (Hrsg.), Brandspuren. Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er-Jahre, Bonn 2023, S. 204–224, hier: S. 215 f.

auch noch künftig begleiten werden.«[72] Die Tagesordnung der Sitzung spiegelte die Dringlichkeit der »Fremdenfeindlichkeit« jedoch verzerrt wider: Von den 50 inhaltlichen Tagesordnungspunkten befassten sich lediglich zwei konkret mit Fragen der Gewalt, jedoch ohne Bezug zum Rechtsextremismus (Sport und Reality-TV).[73] Deutlicher zeigte sich hingegen der Einfluss der »Asyldebatte« zwei Wochen vor der Verabschiedung des »Asylkompromisses«.[74] Knapp die Hälfte der Diskussionspunkte galten den Themen »Ausländer«, Einwanderung, Bleiberecht, Abschiebungen und Visumsangelegenheiten.

In dieser Sitzung sprachen sich die Innenminister auf Grundlage des baden-württembergischen Antrags in einer vagen Handlungsempfehlung für Migrant*innen in der Polizei aus: »Die IMK hält es für einen sinnvollen Ansatz, bei Erfüllung gewisser persönlicher Voraussetzungen Ausländer in den Polizeien des Bundes und der Länder zu verwenden.«[75] Nach einer Abfrage des Innenministeriums Schleswig-Holstein hatten mindestens sieben Bundesländer zu Beginn des Jahres 1993 ohnehin bereits entweder Nichtdeutsche als Angestellte oder Eingebürgerte als Beamte in ihren Polizeien beschäftigt.[76] Nun lenkte die IMK mit ihrer Verlautbarung die Aufmerksamkeit auf einen Handlungsspielraum, der durch Nachweis des »dringenden dienstlichen Bedürfnisses« zwar ohnehin seit 1979 diskutiert, aber nie vollumfänglich ausgeschöpft worden war. Eine Reforminitiative des Beamtenrechts, die Teil der Beschlussvorlage Baden-Württembergs gewesen war[77], hatte offenbar keine Mehrheit unter den Innenministern gefunden und fand sich in der verabschiedeten Erklärung nicht wieder.

Die IMK sprach sich also in ihrer ersten Zusammenkunft nach dem tödlichen Anschlag in Mölln für das Ausschöpfen einer lange bekannten Option aus, in einer Zeit, in der die Beziehung zwischen dem Staat und seinen Minderheiten durch die anhaltende rechtsextreme Gewalt und den politischen Umgang mit Täter*innen und Opfern immer wieder erschüttert wurde. Deshalb erscheint es äußerst verwunderlich, dass die Beteiligten keine Verbindung zwischen der konkreten Bedrohungslage von Minderheiten in Deutschland und ihrer Empfehlung sahen, die sich doch letztlich auch als Partizipationsangebot in Reaktion auf die rechtsextreme Gewalt lesen ließ.[78] Einer der wenigen ausländischen Polizist*innen in Berlin hatte be-

72 Hier und im Folgenden: Anlage: Sitzung der Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder am 13./14. Mai 1993 in Potsdam, TOP 4: Bericht des Vorsitzenden, Beschlußniederschrift über die Sitzung der Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder am 14. Mai 1993 in Potsdam, o. D., LAV NRW, NW 1227, Nr. 172.

73 Beschlußniederschrift über die Sitzung der Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder am 14. Mai 1993 in Potsdam, o. D., LAV NRW, NW 1227, Nr. 172, S. I–V.

74 *Poutrus*, Umkämpftes Asyl, S. 179–185.

75 Beschlußniederschrift über die Sitzung der Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder am 14. Mai 1993 in Potsdam, o. D., LAV NRW, NW 1227, Nr. 172, S. 37.

76 Sieben Innenministerien reagierten auf die Abfrage, alle sieben beschäftigten Eingewanderte, Einstellung ausländischer Staatsangehöriger in den Polizeidienst, 28.1.1993, LASH, Abt. 611, Nr. 12519.

77 Stellungnahme für die Sitzung der Ständigen Konferenz der Innenminister/-senatoren der Länder am 13./14. Mai 1993 in Potsdam, TOP 27a, o. D., LASH, Abt. 611, Nr. 12519.

78 Vgl. *Norbert Robers*, Den Banden ein Bein stellen, in: Focus, 19.12.1994: »Der Sinneswandel, Ausländern auch ohne deutschen Paß eine Ausbildung bei der Polizei zu ermöglichen, kommt nicht von ungefähr. Anfang der 90er Jahre stieg die Zahl der fremdenfeindlichen Straftaten.

reits 1990 explizit als die Motivation seiner Berufswahl genannt, dafür Sorge tragen zu wollen, »daß den Ausländern in Deutschland mehr Gerechtigkeit widerfährt«.[79] Zwar argumentierte die Begründung zur IMK-Beschlussvorlage, dass sich »Sicherheitskonzeptionen […] nicht länger nur an der deutschen Bevölkerungsmehrheit ausrichten [ließen], sondern […] auch die große Zahl ausländischer Mitbürger einbeziehen« müssten.[80] Doch auch diese Formulierung zielte auf die Interessen der sogenannten Mehrheitsgesellschaft, denn als Grundlage galt hier wiederum das Zusammenspiel einer »angespannten Sicherheitslage, veränderter Aufgaben mit gestiegenen Anforderungen an die Polizei sowie begrenzter finanzieller und personeller Ressourcen«.

Auch das impulsgebende Innenministerium Baden-Württemberg zählte die rechtsextreme Gefahr nicht zu den »Argumente[n] für die Einstellung und Verwendung ausländischer Mitbürger bei der Polizei«. Auf einer eigens angefertigten Liste der »Vorteile für die Gesellschaft/Bevölkerung« fanden migrantische Perspektiven auf Gewalt und Sicherheit keine Berücksichtigung. Allerdings verbuchte diese Liste unter »Vorteile für die Polizei« einen Imagegewinn, da durch die Beschäftigung von Nichtdeutschen in den Polizeistrukturen »der Vorwurf der Ausländerfeindlichkeit, der Ausgrenzung oder der Einseitigkeit […] kaum mehr aufkommen bzw. eindrucksvoll widerlegt werden« könne.[81] Birzele, der sich immer wieder gegen Rechtsextremismus positioniert hatte, verneinte auch im Rückblick eine Verbindung zwischen der rechten Gewalt und seinem Modellprojekt. Dabei hatte er nur wenige Tage vor dessen Ankündigung angesichts der drastisch gestiegenen »fremdenfeindlichen« Straftaten in Baden-Württemberg eingeräumt, »Mölln hätte auch hier passieren können«.[82] Erst 1996, als Beobachtungen verstärkter »Fremdenfeindlichkeit in der Polizei« hitzig diskutiert wurden[83], entgegnete Birzele in einem ARD-Format auf die Frage, wie er »diese Entwicklungen im Polizeidienst stoppen« wolle, »in dieser Hinsicht [sei] schon einiges unternommen«, denn Baden-Württemberg habe »als erstes Land damit begonnen, Ausländer bei der Polizei als Beamte einzustellen«.[84] Das hier zugrunde liegende Phänomen des Tokenismus (englisch: *tokenism* nach Rosabeth Moss Kanter, im Deutschen auch das metaphorische »Feigenblatt«) beschreibt das (ungewollte) Einnehmen einer Alibifunktion von einzelnen Marginalisierten innerhalb einer sozialen Gruppe. Dieser kritische Erklärungsan-

---

Außerdem ist Deutschland nach der Wende zum beliebten Tatort ausländischer Verbrechersyndikate avanciert.«

79 *Seidel-Pielen*, Deutscher werden und Türke bleiben.

80 Hier und im Folgenden: Innenministerium BW: Anmeldung eines Tagesordnungspunktes für die IMK, Thema: Einstellung von Ausländern in die Polizei, Anlage: Begründung, 26.4.1993, LASH, Abt. 611, Nr. 12519.

81 Hier und im Folgenden: Argumente für die Einstellung und Verwendung ausländischer Mitbürger bei der Polizei, o. D., HStA Stuttgart, Q 1/70 Bü 539.

82 Telefonat mit Frieder Birzele am 25.8.2022; Zitat: Die Täter werden immer gewalttätiger, in: Stuttgarter Zeitung, 21.1.1993.

83 Fremdenfeindlichkeit in der Polizei? Ergebnisse einer wissenschaftlichen Studie, Schriftenreihe der Polizei-Führungsakademie 1/2/96, Lübeck 1996; beispielhaft für polizeiinterne Reaktionen *Manfred Murck*, Tabubruch, Nestbeschmutzung oder Persilschein?, in: Streife, 1996, H. 3, S. 6–9.

84 Interview mit Report (ARD), 15.1.1996, HStA Stuttgart, Q 1/70 Bü 539.

satz für Diversifizierungsbestrebungen innerhalb der Polizei wird am Ende dieses Beitrags noch eine Rolle spielen.[85]

Während sich die innen- und sicherheitspolitischen Überlegungen zu diverseren Polizeistrukturen im Jahr 1993 – gemäß dem Gebot eines »dringenden dienstlichen Bedürfnisses«, das jedoch keine explizite Erwähnung fand – allein an der als bedroht angesehenen Funktionsfähigkeit der Exekutivmacht orientierte, traten migrantische Stimmen immer deutlicher für die Sicherheit und Anerkennung von Minderheiten ein. Sie waren es auch, die nach der IMK-Erklärung und in Anbetracht der weiteren rechtsextremen Gewalttaten eine gedankliche Verbindung zwischen der Bedrohungslage rassifizierter Minderheiten und einer Öffnung der Polizeistrukturen als staatliches Partizipationsangebot herstellten.

## III. Sicherheit für wen? Der Anschlag von Solingen und neue Forderungen nach Teilhabe

Am 29. Mai 1993, nur Tage nach der Potsdamer IMK-Sitzung, ermordeten jugendliche Skinheads im nordrhein-westfälischen Solingen fünf türkeistämmige Menschen durch einen weiteren Brandanschlag, unter ihnen drei minderjährige Kinder. Dieser Mordanschlag folgte auf den am 26. Mai vom Bundestag verabschiedeten »Asylkompromiss«, der das Grundrecht auf Asyl weitgehend aushöhlte.[86] In vielen Großstädten reagierten vor allem Menschen mit Einwanderungsgeschichte mit Protesten auf ›Solingen‹, in vielen Fällen mündeten sie in Ausschreitungen.[87] Das ohnmächtige Entsetzen, das die vorrangige Reaktion auf ›Mölln‹ gewesen war, schlug um in Wut und Verzweiflung. »Wir müssen uns alle fragen, ob wir denn genug getan haben, als wir uns nach Mölln vornahmen, ein solches Verbrechen sich nicht wiederholen zu lassen«, räumte der frühere Bundespräsident und gebürtige Solinger Walter Scheel in seinem Kondolenzschreiben an den Solinger Bürgermeister ein.[88] Migrant*innen übten heftige Kritik an der symbolischen Anteilnahme nach ›Mölln‹. Die taz zitierte eine Unterstützerin des Türkischen Volkshauses in Hamburg: »Wenn die Deutschen jetzt nochmal auf die Idee kommen, Lichterketten zu machen, ist das die größte Verarschung.«[89]

Das nicht eingelöste staatliche Sicherheitsversprechen setzte Politik und Polizei unter Druck. Die Morde verliehen den Forderungen nach Teilhabe und Sicherheit für Menschen mit Einwanderungsgeschichte oder ohne deutsche Staatsangehörigkeit neue Dringlichkeit. Diese Entwicklung führte die Rede von Bundespräsident Richard von Weizsäcker (CDU) bei der Trauerfeier für die Todesopfer von Solingen in der Kölner DİTİB-Moschee vor Augen. Er fragte – in Abwesenheit von Bundeskanzler Helmut Kohl, der wie zuvor in Mölln auch dieser Trauerfeier ferngeblieben war – eindrücklich, ob es »immer so bleiben solle«, dass Türkeistämmige »unter den Regeln des deutschen Staates [stünden], aber ohne darauf, wie andere Bürger, Einfluß

85 *Daniela Hunold*, Polizisten mit Migrationshintergrund. Integration und Exklusion im Berufsalltag, in: *dies./Klimke/Behr* u. a., Fremde als Ordnungshüter?, S. 61–98, hier insb. S. 77–87.
86 *Poutrus*, Umkämpftes Asyl, S. 173 f.
87 *Zeppenfeld*, Feuerlöscher, Revolver und der Kampf um Anerkennung, S. 212 f.
88 Erschüttert, daß es so etwas immer noch gibt …, in: Solinger Tageblatt, 12.6.1993.
89 »Hört uns bloß auf mit Lichterketten …«, in: taz.die tageszeitung, 1.6.1993.

zu haben«.[90] Auch die Debatte um migrantische Selbstbewaffnung und Gegengewalt fand unter neuerlicher Beteiligung ihres Initiators Giordano in den Wochen nach ›Solingen‹ eine verschärfte Neuauflage.[91]

Im Zuge der nun immer lauter werdenden Forderungen nach Anerkennung rückten migrantische Organisationen die von der IMK goutierte Öffnung der Polizeistrukturen als Partizipationsmöglichkeit für Nichtdeutsche als Argument einer unterschlagenen Betroffenenperspektive ins Zentrum. Faruk Şen, Leiter des Zentrums für Türkeistudien in Essen, sprach mit der GdP-Zeitschrift »Deutsche Polizei« über die Befindlichkeiten der Türkeistämmigen angesichts der rechtsextremen Anschläge. Dabei stellte er konkrete Forderungen nach migrantischer beziehungsweise türkischer Repräsentanz im Staatsapparat:

> »Ich warte darauf, daß die Minister jetzt nicht mehr zögern, die ersten Türkinnen und Türken in ihren Ministerien einzustellen. Ich warte darauf, daß die ersten Türken bei der deutschen Polizei arbeiten, auch mit türkischer Staatsangehörigkeit. Und ich warte darauf, daß die ersten Staatsanwälte mit türkischem Paß hier ihre Tätigkeit ausüben.«[92]

Auch Mustafa Turgut Çakmakoğlu von der TGB forderte »deutliche Zeichen, daß das Sicherheitsbedürfnis der Minderheiten ernst genommen wird«.[93] Dabei hob er explizit auf die Entwicklungen bei der Berliner Polizei ab, mit denen »ein guter Anfang gemacht [sei] für eine Polizei, die der Bevölkerung dieser Stadt entspricht«. Die TGB drängte außerdem auf die Ernennung eines »Ausländerbeauftragten« bei der Polizei.[94] Eine vergleichbare Institution hatte die Bremer Polizei unmittelbar nach ›Solingen‹ durch »einen ständigen Gesprächskreis« mit ausländischen Interessenvertreter*innen ins Leben gerufen, um »Mißverständissen und Fehleinschätzungen auf beiden Seiten vorzubeugen«.[95]

Missverständnisse und zu attestierende fehlende Empathie für die Sicherheitsbedürfnisse von Minderheiten belasteten deren Verhältnis zur Polizei nachweislich. Ermittlungspannen in Mölln und Solingen schürten immer wieder Zweifel, ob die Polizei auch für Migrant*innen als Sicherheitsgarantin gelten könne. Auch ein offenbar in guter Absicht vorangetriebenes Kommunikationsangebot der Polizei im Sommer 1993 verfehlte seinen Zweck. Mehrere westdeutsche Landeskriminalämter verbreiteten ein deutsch- und türkischsprachiges Informationsblatt, das Türkeistämmigen zehn Tipps zum Schutz vor Angriffen und Maßnahmen im Fall eines Brandanschlags vermitteln sollte. Zwar belegt der Flyer ein grundsätzliches Problembewusstsein, legte aber gleichzeitig nahe, dass die Adressat*innen in Fragen ihrer Sicherheit und der Anschlagsprävention weitgehend auf sich allein gestellt

90 Dokumente zum Zeitgeschehen. Ansprache des Bundespräsidenten bei der Trauerfeier für die Opfer von Solingen in Köln am 3. Juni 1993, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 1993, H. 7, S. 896–897.

91 *Zeppenfeld*, Feuerlöscher, Revolver und der Kampf um Anerkennung, S. 215 f.

92 Angst vor dem Rassismus, in: Deutsche Polizei, 1993, H. 7, S. 6–8, hier: S. 8.

93 Hier und im Folgenden: *Mustafa Turgut Çakmakoğlu*, Bloße Appelle helfen niemandem, in: taz.die tageszeitung, 12.7.1993.

94 *Severin Weiland*, Polizei ist gefordert, in: taz.die tageszeitung, 18.6.1993.

95 Gesprächskreis mit der Polizei, in: taz.die tageszeitung, 10.6.1993.

waren: »Sie erwarten zu Recht Schutz und Hilfe von Ihrer Polizei. Wir können aber nicht immer zur Stelle sein, um alle Angriffe zu verhindern. Durch eigenes Handeln und in Nachbarschaftshilfe erreichen Sie jedoch auch selbst viel für Ihre Sicherheit.«[96] Neben allgemeinen Ratschlägen wie das aufmerksame Beobachten der Nachbarschaft und das Verriegeln von Haus- und Wohnungstüren riet die Polizei auch: »Lassen Sie sich nicht provozieren!«, und: »Halten Sie einen Feuerlöscher griffbereit und machen Sie sich mit seiner Handhabung vertraut.« Für einen Sprecher des Düsseldorfer Polizeipräsidiums war der Verweis auf den Feuerlöscher »vielleicht ein wenig deplatziert«. Das Landeskriminalamt NRW hingegen bekräftigte, dass die häufige Forderung, nun »vor jedes ausländische Haus einen Polizisten zu stellen«, vollkommen utopisch sei.[97]

Nach ›Mölln‹ und ›Solingen‹ sahen sich Migrant*innen im ganzen Bundesgebiet von Folgetaten bedroht. Eine migrantisch getragene Nachbarschaftsinitiative im Gallusviertel in Frankfurt am Main etwa beklagte im Juni 1993 nach einem Bericht der taz die mangelnde Unterstützung der Polizei, als ihr Wohnkomplex mit den Worten »Alle Türken sollen verbrennen, auch in diesem Haus« bedroht wurde. Die Beamten seien erst tätig geworden, so die Initiative, als sie die aus Selbstschutz organisierte Nachtwache der Bewohner*innen wegen Ruhestörung einkesselten: »Wir erwarten nichts mehr von der Polizei und von der Politik – auch nicht von den Roten und Grünen im Römer«, so der türkeistämmige Hausmeister der Mietanlage.[98] In Anbetracht solcher Berichte scheint wenig verwunderlich, dass Migrant*innen immer öfter bekannten, der Polizei nicht mehr zu trauen, weil, wie es ein 12-jähriger Türkeistämmiger von seinem Onkel hörte, »alle Polizisten« Nazis beschützten.[99] Polizeifreundliche Positionen unter (jungen) politischen Migrant*innen beschrieb die Stuttgarter Zeitung als Ausnahme.[100] Unterdessen erwarteten Mitglieder von migrantischen Jugendgangs teils heftige Reaktionen und Prügelstrafen ihrer Eltern, als diese vom »Ärger mit der Polizei« erfuhren.[101]

Die Ambivalenz migrantischer Perspektiven im Zwiespalt zwischen einem Mitgestaltungsanspruch und der Skepsis, mit der viele Migrant*innen die Polizei betrachteten, verarbeitete der türkeistämmige Heidelberger Rapper »Boulevard Bou« in seiner Single »Geh zur Polizei« von 1995. Er überführte das migrantische Befremden angesichts der rechtsextremen Gewalt und des in der Zwischenzeit immer wieder artikulierten Vorwurfs institutionellen Rassismus' unter Polizist*innen[102] in einen konstruktiven Appell:

---

96 Hessisches Landeskriminalamt: Polis Teşkilatından Bilgiler, o. D., Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland (DOMiD), BR 0094; für NRW: DOMiD, BR 1005.

97 *Jürgen Zurheide*, »Halten Sie den Feuerlöscher griffbereit …«, in: Stuttgarter Zeitung, 17.8.1993; *Andrea Schlotterbeck*, »Halten Sie einen Feuerlöscher bereit«, in: taz.die tageszeitung, 5.8.1993.

98 *Klaus-Peter Klingelschmitt*, »Die Polizei kann uns nicht schützen«, in: taz.die tageszeitung, 17.6.1993.

99 »Hört uns bloß auf mit Lichterketten …«, in: taz.die tageszeitung, 1.6.1993.

100 *Klaus Wagner*, Ein tiefer Graben zwischen jungen Ausländern und der Polizei, in: Stuttgarter Zeitung, 9.7.1993.

101 »Ich muß blöd gewesen sein«, in: Der SPIEGEL, 14.4.1997.

102 Beispielhaft »Geringe Sensibilität«, in: Der SPIEGEL, 22.5.1994: »Wenn Rechtsradikale randalieren, haben Polizisten, im Osten wie im Westen der Republik, in den letzten Jahren immer wieder nach dem Motto reagiert: Nichts sehen, nichts hören, nicht eingreifen.«

»Neonazi-Morde werden Einzeltaten genannt /
Die wahren Hintergründe werden absichtlich verkannt /
Wie soll ich mich auf den Schutz derer verlassen /
Die mich und alles nicht-deutsche von vornherein hassen /
Drum wird es Zeit, dass Ausländer aller Bundesländer /
Ausgestattet werden mit Polizeigewändern /
Um zu ändern, was geändert werden muss /
Damit auch ich und meine Leute in den Genuss /
Von Polizeischutz gelangen können /
Gesetze sich ändern, die uns dieses Recht nicht gönnen /
Denn wir sind hier und bleiben auch hier /
Also brauchen wir den Schutz vom Polizeirevier /
Doch solange dort nur Deutsche drin sind /
Bleibt die Polizei auf dem rechten Auge blind /
Brüder aus Italien, Afrika und der Türkei /
Wenn ihr nicht wisst, was ihr tun sollt /
Geht zur Polizei!«[103]

Auch Stimmen aus der Polizei sollen nach ›Solingen‹ und den gewaltvollen Reaktionen auf den Anschlag die Forderungen nach Diversifizierung unterstützt haben, jedoch aus einsatzstrategischen Überlegungen. Die Ausschreitungen hatten ihnen offenbar eine Notwendigkeit aufgezeigt: »Wir verstehen nichts! Wir wissen nicht, welche Parolen die rufen, ob das Linke, Rechte oder sonst etwas sind.«[104]

Der Partizipationsanspruch von migrantischen Vertreter*innen fand Unterstützung von Sicherheitsexperten. Der Direktor des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen Christian Pfeiffer attestierte nach dem Solinger Anschlag und den gewaltvollen Protesten in der ZEIT, Migrant*innen und *Black and People of Color* stünden »in großer Distanz zur deutschen Polizei und mißtrauen ihr häufig«.[105] Um dem entgegenzuwirken, sei eine Aufnahme von nichtdeutschen Staatsangehörigen in den Polizeidienst dringend geboten, da sich Eingewanderte »sicherer fühlen, wenn sie davon ausgehen könnten, daß ihre Landsleute bei der Polizei Dienst tun«. Nachdem er seine Forderung nach diverseren Polizeistrukturen noch im April 1993 mit der Bekämpfung der »angeblich wachsende[n] Kriminalität von Zuwanderern« begründet hatte[106], rückte er nach ›Solingen‹ die Perspektive von Migrant*innen in den Vordergrund und nannte als weitere Gründe Prävention bei Selbstbewaffnungstendenzen, eine symbolische Anerkennung migrantischer »Sorgen und Ängste« sowie eine Sensibilisierung der Polizei »für die Probleme, Ängste und Sichtweisen« und eine gesteigerte Effizienz der Ermittlungsarbeit. Den IMK-Beschluss aufgreifend forderte er, Ausländer*innen nun »in allen Städten und Landkreisen in dem Ausmaß in die Polizei [zu] integrieren, wie es ihrem jeweiligen Bevölkerungsanteil entspricht«. Beispielhaft nannte er für Solingen einen anzustrebenden »Anteil von 13 Prozent Polizeibeamte ausländischer Herkunft«, für Frankfurt am Main 25 %.

103 *Boulevard Bou*, Geh zur Polizei, 1995.
104 *Seidel-Pielen/Farin*, Die Scharfmacher, S. 116.
105 Hier und im Folgenden: *Christian Pfeiffer*, Ausländer in die Polizei, in: Die ZEIT, 4.6.1993.
106 Polizei I. Ausländer, in: taz.die tageszeitung Hamburg, 30.4.1993.

Trotz weitreichender Vorbehalte gegenüber der Polizei zeigten im Sommer 1993 zahlreiche Migrant*innen Interesse an einer Polizeilaufbahn. In Bayern beispielsweise hatten bereits nach der Absichtserklärung Stoibers rund 20 Männer unterschiedlicher Staatsangehörigkeit »mit einer Zeitung unter dem Arm vor dem Münchner Polizeipräsidium [gestanden] und wollten sich um eine Stelle bewerben«.[107]

## IV. Eine Polizei für ein Einwanderungsland. Der lange Weg ins 21. Jahrhundert

Im September 1993 begann in den meisten Bundesländern das neue Ausbildungsjahr der Polizei. »Ganz allmählich macht das Berliner Beispiel Schule«, berichtete der SPIEGEL.[108] Der baden-württembergische Initiator Frieder Birzele ging noch weiter und äußerte die Überlegung, dass einmal »ein Vorgesetzter nicht die deutsche Staatsbürgerschaft besitzt«. Man müsse damit leben, wenn dann »[m]anche glauben, das Abendland bricht auseinander«.

Die Ergebnisse der Rekrutierungsaktion blieben weit hinter den Erwartungen zurück. Eine Abfrage bei den Landespolizeien 1994, nach Beginn des zweiten Ausbildungsjahres seit Ankündigung der Initiative, ergab eine Beschäftigung von bundesweit 141 ausländischen Staatsangehörigen als Polizeibeamt*innen (in Ausbildung) bei mehr als 1.600 entsprechenden Bewerbungen.[109] Das impulsgebende Baden-Württemberg etwa hatte allen optimistischen Prognosen zum Trotz 1993 das Ziel von 20 bis 30 nichtdeutschen Einstellungen deutlich verfehlt: Von 83 ausländischen Bewerber*innen bestanden nur acht die Zulassungsprüfung – fünf Männer mit türkischem Pass, dazu zwei Männer und eine Frau aus dem ehemaligen Jugoslawien.[110]

Ohnehin kaum Interesse an den Bemühungen hatten die ostdeutschen Bundesländer gezeigt.[111] Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern sahen kein »Bedürfnis nach innovativen Schritten«.[112] Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen beschäftigten sich nach dem IMK-Ansatz nicht weiter mit Öffnungsperspektiven.[113] Das Innenministerium Sachsen unter CDU-Minister Heinz Eggert sah »im Hinblick auf Ausländeranteile in der Bevölkerung derzeit noch keine zwingende Notwendigkeit […], Ausländer als Polizeibeamte auszubilden«. Hier manifestiert sich erneut eine Hegemonie von Nützlichkeitsüberlegungen, die allein die Interessen des Staatsapparats »notwendig« werden lassen können, aber die Öffnung als mindestens symbolisches Partizipationsangebot für in Deutschland lebende Minderheiten au-

107 Ausländer interessiert, in: Nürnberger Nachrichten, 25.3.1993.
108 Hier und im Folgenden: »Dringendes dienstliches Bedürfnis«, in: Der SPIEGEL, 5.9.1993.
109 Hier und im Folgenden: *Franzke*, Menschen ausländischer Herkunft im Polizeivollzugsdienst, S. 24. Berlin: 66, Baden-Württemberg: 25, Rheinland-Pfalz: 13, NRW: 10, Brandenburg: 9, Bayern: 5, Niedersachsen: 4, Hessen: 3, Bremen und Schleswig-Holstein: je 2, Hamburg und Saarland: je 1.
110 Polizei plötzlich ohne Nachwuchssorgen, in: Stuttgarter Zeitung, 9.9.1993.
111 Ausländer bei der deutschen Polizei, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.3.1993.
112 *Maurer*, AusländerInnen im Polizeidienst, S. 28.
113 Hier und im Folgenden: *Franzke*, Menschen ausländischer Herkunft im Polizeivollzugsdienst, S. 15 f.

ßer Acht lassen. Das Ministerium vermutete zudem Unverständnis in der Bevölkerung, »wenn bei fehlenden Ausbildungsplätzen, hoher Arbeitslosigkeit und derzeit genügend geeigneter Bewerber [sic] für den Polizeidienst Ausländer in die Polizei eingestellt würden«. Mit Verweis auf das Leistungsprinzip im Beamtensystem gab das Ministerium weiterhin zu bedenken, dass auch »[e]ingestellte Ausländer« in der Folgezeit »hinsichtlich ihrer Verwendung nicht beschränkt werden« und letztlich auch Vorgesetztenfunktionen erreichen könnten, wodurch ein ursächliches dringendes dienstliches Bedürfnis nicht mehr gegeben sei.

Zwar blieben die Zahlen der neuen Einstellungspolitik überschaubar, dennoch nahm die Polizei eine Vorreiterrolle für die »interkulturelle Öffnung« staatlicher Dienste und Behörden ein, die die Ausländerbeauftragte der Bundesregierung Cornelia Schmalz-Jacobsen (FDP) dann Ende 1994 zum übergreifenden Ziel staatlichen Verwaltungshandelns erklärte.[114] »Ausländer« sollten nicht nur bei der Polizei, sondern insgesamt leichteren Zugang zu sozialen Versorgungsleistungen und staatlichen Diensten erhalten und damit auch Vertrauen in die Bundesrepublik gewinnen. Gleichzeitig zählte zu den Projektzielen, dass Behörden neue Kompetenzen für den Umgang mit einer multikulturellen Bevölkerung erlernen.

In der Bevölkerung und in den Polizeistrukturen löste die tatsächliche Beschäftigung von ausländischen Polizist*innen unterschiedliche Reaktionen aus. Während große Teile der Bevölkerung die Öffnung positiv betrachteten[115], äußerten sich speziell Menschen mit Einwanderungsgeschichte in Befragungen verhalten.[116] Eine deutliche Polarisierung legen Einblicke in die Innenperspektive der Polizei offen. Migrantische Polizist*innen selbst betonten ein Gefühl des Stolzes und das Prestige eines »ehrenwerten Berufs«.[117] In drei empirischen Umfragen unter insgesamt 1.155 (deutschen) Polizist*innen bei der Schutzpolizei in Frankfurt am Main, in Rheinland-Pfalz und in den neuen Bundesländern sprachen sich etwa zwei Drittel gegen »ausländische« Kolleg*innen aus.[118] Die Umfrage in Rheinland-Pfalz erregte ohnehin Aufmerksamkeit, da sie rechtsextreme und »fremdenfeindliche« Positionen in der Polizeistruktur offengelegt hatte.[119]

Eine grundsätzliche Diversifizierung der Polizeistrukturen erreichte die Initiative der frühen 1990er-Jahre nicht.[120] Erst um 2010 belebten politische Entscheidungsträger*innen die Bestrebungen erneut, als mehrere Bundesländer gezielt Auszubildende mit Einwanderungsgeschichte für ihre Polizeien anzusprechen be-

114 Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer (Hrsg.), Empfehlungen zur interkulturellen Öffnung sozialer Dienste, Bonn 1994.

115 »Dringendes dienstliches Bedürfnis«, in: Der SPIEGEL, 5.9.1993.

116 *Franzke*, Menschen ausländischer Herkunft im Polizeivollzugsdienst, S. 21; Ausländerausschuß debattiert über »Freund und Helfer«, in: Stuttgarter Zeitung, 4.2.1993.

117 *Murat Topal*, Der Bülle von Kreuzberg. Aus dem Leben eines deutsch-türkischen Polizisten, Berlin 2010, S. 57 und 60; »Meine Eltern sind stolz auf mich«, in: Streife, 1997, H. 9, S. 4–5.

118 Zusammenfassend und mit weiteren Quellenangaben *Franzke*, Menschen ausländischer Herkunft im Polizeivollzugsdienst, S. 19 f. Die Ablehnung war in den neuen Bundesländern mit etwa 70 % stärker ausgeprägt als in Frankfurt am Main (62,2 %) und Rheinland-Pfalz (62,0 %).

119 Warnung vor Rechtstendenzen, in: Saarbrücker Zeitung, 20.9.1994.

120 Die Polizei in Berlin verzeichnete 2005 etwa 200 nichtdeutsche Polizeibeamte in ihren Reihen, *Otto Diederichs*, Migranten meiden Ordnungshüterkarrieren, in: taz.die tageszeitung, 22.8.2005.

gannen.[121] In Baden-Württemberg plante Kultusminister Helmut Rau (CDU) 2009 gemeinsam mit dem türkischen Generalkonsul in Stuttgart Ümit Yardım entsprechende Werbemaßnahmen.[122] Innenminister Heribert Rech unterstrich im Frühjahr 2010 die »gute[n] Erfahrungen mit Ausländern im Polizeidienst«.[123] Als eine entsprechende Kampagne 2013 schließlich Umsetzung fand, stieg der Anteil von »Polizist*innen mit Migrationshintergrund« in Baden-Württemberg schlagartig von 17,5 % im Vorjahr auf 24,8 %.[124] In Berlin warben 2010 die Polizeianwärter*innen »Frau Onuroglu und Herr Sönmez« in der Kampagne »Berlin braucht dich!« um migrantische Jugendliche.[125] Der »Migrationshintergrund« bei Neueinstellungen erhöhte sich im Folgejahr offenbar deutlich und lag bei rund 10 %.[126]

In den 2010er-Jahren hat sich die Diversität der Polizei sichtlich erhöht, zumindest in Metropolen wie Berlin oder Frankfurt am Main kann eine migrantische Polizeistreife mittlerweile als weitgehender Normalfall gelten. Der »Mediendienst Integration« erhebt die Beschäftigung von »Polizist*innen mit Migrationshintergrund« wiederkehrend. In den meisten Bundesländern, die in den vergangenen Jahren Daten für die Recherche beisteuerten, hatte sich die Quote von Bewerber*innen und Eingestellten mit Migrationshintergrund zwischen 2010 und 2022 erhöht; in einigen Fällen mit nahezu stetigem Anstieg (Hessen und Rheinland-Pfalz), in anderen mit schwachem Zuwachs (Niedersachsen) und in wieder anderen mit einigen Konjunkturen (Berlin und Nordrhein-Westfalen).[127] 2022 verfügten etwa 43 % der Bewerber*innen in Berlin über eine eigene oder familiäre Einwanderungsgeschichte, damit führte die Berliner Polizei diese Statistik an. Unter den Eingestellten lag die Quote bei 37 %, was in etwa mit dem migrantischen Bevölkerungsanteil korreliert. Als einziges Bundesland außer Berlin entsprach in Sachsen-Anhalt die Einstellungsquote mit knapp 7 % näherungsweise dem migrantischen Bevölkerungsanteil.[128]

Diese Entwicklungen stehen in enger Verbindung zu neuerlichen rechtsterroristischen Anschlägen und Morden, allen voran den Taten des NSU. Die eingangs erwähnten Handlungsempfehlungen des NSU-Untersuchungsausschusses des Bun-

121 Vgl. dazu auch *Derin/Singelnstein*, Die Polizei, S. 104.

122 *Hilmar Pfister*, Ausländer in der Polizei bleiben die Ausnahme, in: Stuttgarter Nachrichten, 30.1.2009.

123 *Arnold Rieger*, Für Migranten ist der Staatsdienst Niemandsland, in: Stuttgarter Nachrichten, 30.4.2010.

124 Mediendienst Integration, Polizist*innen mit Migrationshintergrund.

125 Workshop im Rahmen der Kampagne »Berlin braucht dich!« 2009. Betriebliche Praxis als Ressource für die Berufsorientierung – neue Chancen für Schüler/innen mit Migrationshintergrund (Broschüre), o. D., URL: <https://www.bqn-berlin.de/site/assets/files/1149/dokumentation_workshop.pdf> [11.5.2023].

126 Multikulti bei Berliner Polizei, in: B.Z., 28.7.2011. Die Quote unter allen Polizist*innen der Stadt lag laut Schätzungen bei 1 bis 2 %, *Daniela Hunold*, Vom Promille zum Prozent. Der Bestand an Polizeibeamten mit migrantischem Hintergrund in den Bundesländern, in: *dies./Klimke/Behr* u. a., Fremde als Ordnungshüter?, S. 137–143, hier: S. 138; ähnliche Daten näherungsweise in Hamburg, Bremen, Niedersachsen und NRW.

127 Hier und im Folgenden: Mediendienst Integration, Polizist*innen mit Migrationshintergrund.

128 Ostdeutsche Polizeien bemühten sich gezielt um Bewerber*innen polnischer und tschechischer Herkunft. Sachsen-Anhalt steuerte als einziges ostdeutsches Bundesland Statistiken zur Umfrage bei.

destages von 2013 sahen mit Blick auf den viel kritisierten »Umgang mit den Opfern und ihrem Umfeld im Rahmen der Ermittlungen« eine Diversifizierung der Strukturen in Polizei und Verfassungsschutz vor. Angesichts der unbestimmten Formulierung des Passus' ließe sich jedoch infrage stellen, ob der Ausschuss vorrangig die Befindlichkeiten der fälschlich verdächtigten Angehörigen der NSU-Opfer im Blick hatte. Denn eine folgende Handlungsempfehlung benannte die Kommunikation mit Hinterbliebenen und Zeug*innen durch darauf spezialisierte Beamte »für die Opfer und ihre Angehörigen, für den Erfolg der Ermittlungen und das Vertrauen der Bevölkerung in den Rechtsstaat« als eine »wichtige Aufgabe«.[129] Von daher scheint sich auch dieser Schritt, der vielfach als zuvor lang verwehrtes, nun aber realisiertes Partizipationsangebot gepriesen wurde, in die historische Argumentationslinie einzureihen, die dieser Beitrag verfolgt hat: Diese berief sich stets auf die Funktionalität der Exekutive als Hauptgrund für eine der Bevölkerungsstruktur angemessene Diversifizierung der Polizeien. Ohnehin gelten die Handlungsempfehlungen als »unterschiedlich intensiv umgesetzt«, eine erhoffte »Kulturrevolution« blieb nach Ansicht des Historikers und Politikwissenschaftlers Christoph Kopke aus.[130]

Der Wirkungsgrad der Handlungsempfehlungen auf die steigenden Beschäftigungszahlen von Menschen mit Einwanderungsgeschichte bei der Polizei lässt sich kaum konkret quantifizieren. Umgekehrt gewendet haben der NSU-Komplex und Ermittlungsfehler bei weiteren seitdem erfolgten rechtsextremen Anschlägen wie in Halle am 9. Oktober 2019 oder in Hanau am 19. Februar 2020, so scheint es, die migrantischen Wahrnehmungen der Polizei weiter polarisiert. Während sich die Polizei inmitten der Gesellschaft seit den 2010er-Jahren immer »migrantischer« präsentierte, prangerten migrantische Gegenpositionen verstärkt und teils polemisch Praktiken, Ermittlungsfehler oder institutionellen und strukturellen Rassismus der Polizei an.[131] Einschlägige wissenschaftliche und publizistische Beiträge machten direkte Kontinuitäten zwischen der rechtsextremen Gewalt der frühen 1990er-Jahre, dem NSU-Terrorismus und ›Hanau‹ aus.[132] Auch andere Einflüsse auf ein (kritisches) Polizeibild in der heutigen Einwanderungsgesellschaft, etwa durch

129 Beschlussempfehlung und Bericht des 2. Untersuchungsausschusses nach Artikel 44 des Grundgesetzes, Drucksache des Deutschen Bundestages 17/14600, 22.8.2013, S. 862.

130 *Christoph Kopke*, Polizei und Rechtsextremismus, in: APuZ 69, 2019, H. 21–23, S. 36–42, hier: S. 41.

131 Beispielhaft *Hengameh Yaghoobifarah*, ACAB. All cops are berufsunfähig, in: taz.die tageszeitung, 15.6.2020, und die hitzige Folgedebatte.

132 Dostluk Sineması (Hrsg.), Von Mauerfall bis Nagelbombe. Der NSU-Anschlag auf die Kölner Keupstraße im Kontext der Pogrome und Anschläge der neunziger Jahre. Interviews, Statements, Filme, Berlin 2014; *Çağrı Kahveci/Özge Pınar Sarp*, Von Solingen zum NSU. Rassistische Gewalt im kollektiven Gedächtnis von Migrant*innen türkischer Herkunft, in: *Juliane Karakayalı/Çağrı Kahveci/Doris Liebscher* u. a. (Hrsg.), Den NSU-Komplex analysieren. Aktuelle Perspektiven aus der Wissenschaft, Bielefeld 2017, S. 37–56; *Kemal Bozay*, Die Wunden liegen tief. »Unser« Solingen 1993, in: *ders./Serpil Güner/Orhan Mangitay* u. a. (Hrsg.), Damit wir atmen können. Migrantische Stimmen zu Rassismus, rassistischer Gewalt und Gegenwehr, Köln 2021, S. 60–71, hier: S. 63.

sowohl kommerziell erfolgreiche[133] als auch explizit rassismuskritische[134] Rap-Musik, sollten in nötige weitere Forschungen einbezogen werden.[135]

Erklärungsansätze für die ambivalenten Entwicklungen der 2010er-Jahre zwischen steigenden Zahlen migrantischer Polizist*innen bei gleichzeitig zunehmender Distanzierung von der Polizei bietet die kritische Polizeiforschung. Einerseits sieht der Kriminologe Tobias Singelnstein in Polizeistrukturen »rechte Positionen stärker verankert als im Rest der Gesellschaft«. Nach seiner Einschätzung wählten »eher ordnungsphile Personen« den Weg in den Polizeidienst, während »[l]inke Positionen« bei der Polizei kaum existierten.[136] Andererseits gilt dies auch und vor allem für Polizist*innen mit Einwanderungsgeschichte, wie die Polizeiforscherinnen Daniela Hunold und Daniela Klimke beschreiben. Demnach seien migrantische Polizist*innen bemüht, sich der hegemonialen Kultur bei der Polizei (über-)anzupassen, um ihre Anwesenheit und Karrieren im Polizeidienst durch ihr Verhalten zu legitimieren.[137] Vielmehr fungiere die Organisationshomogenität der Polizei als Gatekeeper, durch die »([e]thnische) Unauffälligkeit […] zu einem Qualitätskriterium für Zugehörigkeit« bei der Polizei erhoben werde.[138] Vor allem für Tokens bestehe »die Gefahr eines überhöhten Anpassungsdruckes und tatsächlicher Überanpassungsleistungen«.[139] Diese Erklärungsansätze dienen dem Verständnis von Beobachtungen, nach denen rechte Weltanschauungen mittlerweile auch bei Polizist*innen mit eigener oder familiärer Einwanderungsgeschichte durchschimmern oder gar offen zutage treten.[140] Polizeiwissenschaftler*innen wie Rafael Behr dämpfen daher (zu) hohe Erwartungshaltungen an die Aufnahme von Polizist*innen mit Einwanderungsgeschichte in den Polizeidienst: »Beamte mit Migrationshintergrund sind

133 *Christian Wickert*, »Ich hab' Polizei«. Die Darstellung der Polizei in deutschsprachigen Rapliedern, in: *Anja Mensching/Astrid Jacobsen* (Hrsg.), Empirische Polizeiforschung XXI. Polizei im Spannungsfeld von Autorität, Legitimität und Kompetenz, Frankfurt am Main 2018, S. 163–183.

134 Zeitgenössisch bereits *Advanced Chemistry*, Fremd im eigenen Land, 1992, dazu auch der Abschnitt »Tod« des Dokumentarfilms von *Cem Kaya*, Aşk, Mark ve Ölüm [Liebe, D-Mark und Tod], 2022. Beispielhaft für jüngere Veröffentlichungen *Nura*, Niemals Stress mit Bullen, 2021, oder *OG Keemo*, 216, 2019.

135 Beispielhaft *Frank Gesemann*, »Ist egal ob man Ausländer ist oder so – jeder Mensch braucht die Polizei.« Die Polizei in der Wahrnehmung junger Migranten, in: *Axel Groenemeyer/Jürgen Mansel* (Hrsg.), Die Ethnisierung von Alltagskonflikten, Opladen 2003, S. 203–228.

136 *Nina Monecke*, Kriminologe: »Rassismus in der Polizei ist ein strukturelles Problem«, in: ze.tt, 15.1.2019, URL: <https://www.zeit.de/zett/politik/2019-01/kriminologe-rassismus-in-der-polizei-ist-ein-strukturelles-problem> [11.5.2023].

137 *Hunold*, Polizisten mit Migrationshintergrund; *dies.*, Migranten bei der Polizei. Zwischen politischer Programmatik und Organisationswirklichkeit, Frankfurt am Main 2008; *Daniela Klimke*, Die Polizeiorganisation und ihre Migranten, in: *Hunold/Klimke/Behr* u. a., Fremde als Ordnungshüter?, S. 27–59.

138 *Daniela Klimke*, Die Geschichte in der Einwanderungsgesellschaft, Dossier Migration und Sicherheit, 13.1.2020, URL: <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/kurzdossiers/migration-und-sicherheit/303141/die-polizei-in-der-einwanderungsgesellschaft/> [11.5.2023]; vgl. auch *dies.*, Aus europäischen Einwanderungsgesellschaften, in: *Hunold/Klimke/Behr* u. a., Fremde als Ordnungshüter?, S. 177–185, hier: S. 183.

139 *Hunold*, Polizisten mit Migrationshintergrund, S. 97. Zeitgenössisch dazu auch *Guido Göksel Terim*, »Einstellungen ausländischer Mitbürger in den Polizeidienst«, in: Polizei und ethnische Minderheiten – ethnische Minderheiten in der Polizei, S. 61–66.

140 *Gareth Joswig*, Schmale Linie zu den Rechten, in: taz.die tageszeitung Berlin, 26.2.2021.

kein Bollwerk gegen Rechtsextremismus.«[141] Zu diesem Schluss kommen auch Forschungen, die sich etwa mit Problemlagen der Polizei in den USA beschäftigten.[142] Damit bieten sich gleichsam weitere und vergleichend angelegte Forschungsvorhaben an.[143]

## Schluss

Die ambivalente Dreiecksbeziehung von Polizei, den Behörden des Innern und Eingewanderten ist als integraler Teil einer Sozialgeschichte des Einwanderungslandes Deutschland zu verstehen. Rassismus und Rechtsextremismus als gesellschaftliche Phänomene standen stets im Wechselspiel zu den (ausgebliebenen) Überlegungen hinsichtlich einer Pluralisierung staatlicher Strukturen. Dieser Beitrag hat gezeigt, dass die aufgeworfenen und durchaus verflochtenen Entwicklungen angesichts der kontinuierlichen Gefahr durch den Rechtsextremismus nach 1945 allzu oft unbeachtet blieben, ja die im Rückblick logisch erscheinenden Zusammenhänge parallel aneinander vorbeigelaufen zu sein scheinen. Damit liefert dieser Beitrag ein Deutungsangebot aus einer Gegenperspektive auf eine zu entwerfende Gesellschaftsgeschichte des Rechtsextremismus: die einer Trägheit von staatlich-institutionellen und politischen Akteur*innen sowie ungehörter Partizipationsansprüche marginalisierter Betroffenengruppen.

Die in Konjunkturen diskutierte Berücksichtigung von »Ausländern« im Polizeidienst scheint geradezu paradigmatisch für den Umgang mit Minderheiten und »Fremden« im Einwanderungsland Deutschland. Zu Beginn der Arbeitsmigration zählte zu den die öffentliche Ordnung betreffenden Aufgaben der Polizei, die aufenthaltsrechtliche Legitimität von Migration zu kontrollieren. Dann beginnende berufliche Integrationsbemühungen von lediglich zwei eingebürgerten Türkeistämmigen verfolgten die Presse und die breite Öffentlichkeit aufmerksam und begleitet von rassistischen Einwürfen. In Zeiten exzessiver rechtsextremer Gewalt, in den frühen 1990er-Jahren, fanden Menschen mit ausländischem Pass punktuell den Weg in den Polizeiberuf. Allzu leicht lässt sich dies als Partizipationsangebot an von

141 *Jennifer Pross*, Kann Vielfalt vor Rassismus schützen?, in: Mediendienst Integration, 22.2.2019, URL: <https://mediendienst-integration.de/artikel/kann-vielfalt-vor-rassismus-schuetzen.html> [11.5.2023]; vgl. auch: Polizei setzt auf Mitarbeiter mit Migrationshintergrund, in: FAZ.net, 12.2.2019, URL: <https://www.faz.net/aktuell/rhein-main/immer-mehr-polizisten-mit-migrationshintergrund16037226.html> [11.5.2023].

142 *Jennifer Cobbina/Alex Vitale*, Why Police Diversity Won't Fix the Problems of Policing, in: The Crime Report, 18.1.2021, URL: <https://thecrimereport.org/2021/01/18/1196218/> [11.5.2023]; *Jacinta M. Gau/Rod K. Brunson*, Why More Diverse Police Forces May Not Solve the Problems which Exist between Police and Disadvantaged Communities of Color, in: LSE Blog United States Politics and Policy, 18.5.2015, URL: <https://blogs.lse.ac.uk/usappblog/2015/05/18/whymore-diverse-police-forces-may-not-solve-the-problems-which-exist-between-police-and-disadvantaged-communities-of-color/> [11.5.2023].

143 Als zeitgenössische Zugriffe weiterhin *Shelley Collins*, Ethnische Minderheiten in der britischen Polizei, in: Polizei und ethnische Minderheiten – ethnische Minderheiten in der Polizei, S. 47–50, sowie *A. H. P. von Gils*, Polizeibeamtinnen und -beamte aus ethnischen Minoritäten. Erfahrungen und Perspektiven in den Niederlanden, in: ebd., S. 51–60.

Gewalt Betroffene (fehl-)interpretieren, allerdings lag dieser Schritt allein in innen- und sicherheitspolitischen Nützlichkeitsüberlegungen des Staats begründet.

Erst 2013 erhob die deutsche Innenpolitik in Konsequenz aus einem attestierten Staatsversagen in der Aufklärungsarbeit im NSU-Komplex eine Diversifizierung von Sicherheitsstrukturen zur Maxime. Auch hier erfolgte der Impuls aus dem Interesse, die Funktionstüchtigkeit der Staatsgewalt aufrechtzuerhalten (oder wiederherzustellen) und nicht die Sicherheit (oder zumindest symbolhaft das Sicherheitsgefühl) derer zu steigern, die konkret von rechter Gewalt betroffen waren.

Die Motivation der Prävention war nun anders gelagert: Anders als noch in den 1990er-Jahren war das Hauptziel nun nicht mehr die Verhütung und Aufklärung von »Ausländerkriminalität«, sondern die Bestärkung der durch Rassismus und Rechtsextremismus zutage getretenen geminderten Handlungsfähigkeit des Staats. Damit verankerten die 2010er-Jahre endgültig institutionalisierte Partizipationsmöglichkeiten von Menschen mit Einwanderungsgeschichte bei der Polizei. Ihre späte Durchschlagskraft dürfte die Öffnung der Polizeien in den 2010er-Jahren vor allem durch eine Überführung der vorherigen Initiativen einzelner Länder in eine bundesweite Top-down-Struktur erhalten haben.

Deutschland hatte in der Zwischenzeit die eigene Realität als Einwanderungsland auch auf staatlich-politischer Ebene anerkannt und ging mit aktiver Werbung um Nichtdeutsche deutlich über das bestehende Öffnungsangebot hinaus. Deshalb ist dem Umstand besondere Aufmerksamkeit zu widmen, dass das Motiv eines »Integrationsangebotes« nach der Westberliner Initiative 1979 bei allen weiteren Bemühungen deutlich in den Hintergrund trat. Entsprechend reaktionär, nahezu reumütig fand das Projekt »Ausländer in die Polizei« 2013 seine Neuauflage, als im Angesicht rechtsextremer Anschläge deutlich geworden war, dass die Sicherheitsgarantie des staatlichen Gewaltmonopols eines Einwanderungslandes nicht für alle eingelöst worden war. Damit einher ging die Hoffnung, durch die Einhegung der Bedrohten in die Strukturen ein Strukturversagen in Zukunft verhindern zu können.

Migrantische Stimmen hatten bereits in den 1990er-Jahren im Angesicht der rechtsextremen Mordanschläge von Mölln und Solingen aus einer Betroffenenperspektive Partizipationsmöglichkeiten im Polizeidienst gefordert. Dafür nutzten sie den als Steilvorlage wahrgenommenen IMK-Beschluss, in dessen Beweggründen ein Angebot an Eingewanderte unter den Vorzeichen ihrer politischen Anerkennung keine Berücksichtigung gefunden hatte.

Dabei wäre es für Innen- und Sicherheitsbehörden spätestens nach ›Solingen‹ ein Leichtes gewesen, die gerade erst befürwortete Aufnahme von Nichtdeutschen in den Polizeidienst auch als Zugeständnis sowohl an die Realität der Einwanderungsgesellschaft als auch an die omnipräsente Gefahr des Rechtsextremismus zu framen und zu vermitteln. Zum einen beschäftigten die meisten (westdeutschen) Bundesländer ohnehin Eingebürgerte und Nichtdeutsche in ihren Polizeien. Zum anderen handelte es sich bei der Initiative um eine »Bestenauslese«: Während durch den »Asylkompromiss« weiterer Zuwanderung von neuen »Fremden« ein Riegel vorgeschoben wurde, machte der Staat denjenigen »Ausländern« ein Angebot, die seit Jahren in Deutschland lebten, fließend Deutsch und die Sprache ih-

res Herkunftslandes sprachen und nicht zuletzt bereit waren, im deutschen Staatsdienst tätig zu werden.

Die Geschichte von Eingewanderten im Polizeidienst ging äußerst langsam vonstatten. Sie wirkt bis in die Gegenwart fort. Denn obwohl entsprechende Einstellungen punktuell bereits 1979 erfolgten, sollte es mehr als 40 Jahre dauern, bis die Einstellungsquoten von Menschen mit Einwanderungsgeschichte 2022 in den ersten Bundesländern ihren Bevölkerungsanteilen entsprachen. Bezeichnenderweise trugen rechtsextremistische Anschläge und gesellschaftlicher Rassismus dazu bei, dass Innen- und Sicherheitsbehörden die Notwendigkeit von Diversität in staatlichen Strukturen anerkannten und Diversifizierung zum politischen Ziel erklärten. Allerdings, das hat dieser Beitrag gezeigt, erfolgten die politischen Zugeständnisse in Zeiten rechtsextremer Gewalt nicht als Partizipationsangebote an die bedrohten Minderheiten, sondern unter der Prämisse einer aufrechtzuerhaltenden Funktionsfähigkeit der staatlichen Exekutive. Es blieb den marginalisierten migrantischen Stimmen selbst überlassen, diese am Wohl des Staats ausgerichteten politischen Überlegungen, mit wachsender Unterstützung der Zivilgesellschaft, als Mitspracherecht und Beteiligungsmöglichkeit für sich zu reklamieren.

YVES MÜLLER

# Der Anti-Nazi

Kurt Hirsch, die »Demokratische Aktion«/»Pressedienst Demokratische Initiative« und ihr Kampf gegen die extreme Rechte, 1968–1983

Wer sich heute tiefgehender mit der Geschichte der extremen Rechten in Deutschland nach 1945 befassen möchte und sich dabei auf Literaturrecherche begibt, wird wiederkehrend auf einen Namen stoßen. Der Beitrag befasst sich mit dem österreichischen Holocaust-Überlebenden Kurt Hirsch (1913–1999, Abbildung 1), der zum Anti-Nazi wurde. 1968 hatte Hirsch die »Demokratische Aktion« (DA) gegründet, die zunächst als »Presseausschuss Demokratische Aktion« (PDA) und ab Mitte der 1970er-Jahre als »Pressedienst Demokratische Initiative« (PDI) zu einer bedeutenden Trägerin der Auseinandersetzung mit der extremen sowie demokratischen Rechten der Bundesrepublik wurde. Dem Vorwurf, eine »kommunistische Tarnorganisation« zu sein, begegnete man mit einer Annäherung an die SPD. So bildete das von Bernd Faulenbach beschriebene »sozialdemokratische Jahrzehnt«[1] auch die Kernzeit von DA/PDI.

Jedoch waren bisher weder die Person Hirschs noch DA/PDI Gegenstand der zeithistorischen Forschung. Zuletzt erschien eine – bisher kaum beachtete – Biografie eines Weggefährten Hirschs.[2] Lediglich über den 1980 initiierten »blick nach rechts« (bnr), ein über viele Jahre bedeutender Informationsdienst zur bundesrepublikanischen extremen Rechten, existiert eine politikwissenschaftliche Studie.[3]

Auf der Grundlage der Broschüren und Mitteilungen der DA/PDI sowie den in der Sammlung Kurt Hirsch (Institut für Zeitgeschichte München–Berlin) erhaltenen Korrespondenzen soll in diesem Beitrag die Auseinandersetzung Kurt Hirschs und »seiner« DA/PDI mit dem organisierten und integrierten Nationalismus[4] beleuchtet werden. Während sich die »nationale Opposition« in einer Phase der Desintegration und Fragmentierung befand und auch die Konservativen in der Opposition einen massiven Umbruch erlebten[5], sahen sich radikaldemokratische Kräfte im Aufwind. Exemplarisch fragt der Beitrag nach einem Akteur des Anti-Nazismus ebenso wie

1 *Bernd Faulenbach*, Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reformeuphorie zur Neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982, Bonn 2011.

2 *Peter B. Heim*, Zwischen den Stühlen – aufrecht –. Kurt Hirsch. Jude, Trotzkist, Publizist. Eine Spurensuche, München 2021. Ich danke Peter B. Heim für seine Hinweise und die großzügige Bereitstellung von Material.

3 Die von dem aufgrund seiner extrem rechten Positionierungen umstrittenen Wissenschaftler Hans-Hellmut Knütter betreute Dissertation von Lars Normann hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Verbindungen des seit den 1980er-Jahren von der SPD getragenen bnr ins »linksextreme« Milieu nachzuweisen. Vgl. *Lars Normann*, Rechts im Spiegel von Links. Die Zeitschrift »blick nach rechts« als Symptom politischer Kultur der Bundesrepublik Deutschland, München 2008.

4 *Dominik Rigoll/Yves Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus. Für eine Historisierung von Nationalsozialismus und Rechtsradikalismus als politische Nationalismen, in: AfS 60, 2020, S. 323–351.

5 *Gideon Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland. 1949 bis heute, Darmstadt 2012, S. 60–81; *Frank Bösch*, Die Krise als Chance. Die Neuformierung der Christdemo-

nach den gesellschaftlichen Diskursen der »langen 1970er-Jahre«, also eben jenen von Konrad H. Jarausch markierten Jahren der Studentenrevolte und der sozial-liberalen Koalition (1968/69) bis zur konservativen »Tendenzwende« (1982/83).[6]

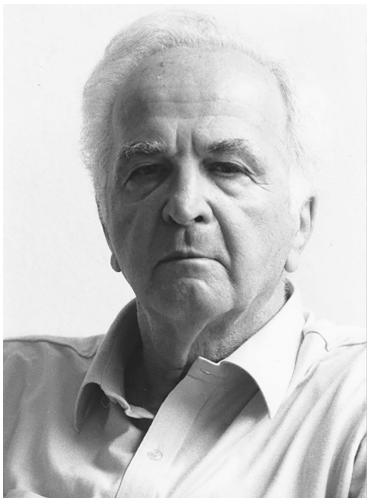

Abbildung 1: Porträt von Kurt Hirsch, o. D. Copyright: Peter B. Heim.

Der Fokus liegt auf der Gründung der DA angesichts des Erstarkens der »Nationaldemokratischen Partei Deutschlands« (NPD) (III.) und ihrem Kampf gegen extrem rechte Gruppierungen (IV.). Im Mittelpunkt stehen zudem sowohl die Auseinandersetzungen des PDI mit der CSU (V.) als auch dessen ambivalentes Verhältnis zur SPD (VI.). Doch zunächst soll eine Genese des Anti-Nazis entwickelt (I.) sowie die Lebens- und Verfolgungsgeschichte Hirschs von den 1930er- bis in die 1950er-Jahre skizziert werden (II.).

## I. Zur Genese des Anti-Nazis

Als Anti-Nazi kann jede Person gelten, die sich mit den ihr zur Verfügung stehenden Ressourcen gegen den »Nazismus«[7] und dessen Vertreter wendet. Anti-Nazismus ist daher zunächst als Gegnerschaft zum Nazismus und hier konkret zum Neona-

kraten in den siebziger Jahren, in: *Konrad H. Jarausch* (Hrsg.), Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008, S. 297–307.

6 *Konrad H. Jarausch*, Krise oder Aufbruch? Historische Annäherungen an die 1970er-Jahre, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 3, 2006, H. 3, S. 334–341. Vgl. auch die Beiträge des Themenbandes »Die Siebzigerjahre. Gesellschaftliche Entwicklungen in Deutschland«, in: AfS 44, 2004, S. 1–37.

7 Vgl. dazu *Rüdiger Hachtmann*, Nazismus (»Nationalsozialismus«), in: Sozial.Geschichte Online, 2022, H. 33, S. 311–332.

zismus (zeitgenössisch auch Rechtsradikalismus oder Neofaschismus) sowie seinen Protagonist:innen (Alt- und Neonazis, Rechtsradikale) anzusehen. Während »Nazi« als Quellenbegriff und Fremdbezeichnung des politischen Gegners häufige Anwendung findet[8], sind Selbstbeschreibungen als »Anti-Nazi« seltener. Doch wer sich der Rechten und ihren verschiedenen Ausformungen, ihren Organisationstypen und Kampagnen zuwendet, beleuchtet ebenso fast folgerichtig auch den gesellschaftlichen, staatlichen und medialen Umgang mit ihr.

Der Topos des Anti-Nazis entstammt bereits den Jahren der Weimarer Republik und ist insbesondere mit den Namen von Walter Gyßling (1903–1980), Hans Reichmann (1900–1964) und Emil Julius Gumbel (1891–1966) verbunden. Während der Mathematiker und Publizist Gumbel mit seinen regelmäßigen Veröffentlichungen über die politischen Morde der Weimarer Zeit vor allem über den rechten Terror aufklärte (beispielsweise »Lasst Köpfe rollen«, 1931) und dabei unter anderem mit der »Deutschen Liga für Menschenrechte« zusammenarbeitete[9], publizierte der republikanische Journalist Gyßling mit »Der Anti-Nazi« (1930) eine nicht zuletzt aus seiner journalistischen Expertise für die »C. V.-Zeitung« resultierende Argumentationshilfe gegen die NSDAP. Das von Reichmann seit 1929 geleitete »Büro Wilhelmstraße« des »Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« (C. V.) mit seinem Archiv, in dem Gyßling zwischen 1930 und 1933 in leitender Funktion tätig war, wurde zeitweise zu einem zentralen Akteur der Abwehrarbeit des C. V. So sammelte das seit 1929 etablierte »Spezialarchiv« Material über die NS-Bewegung, um daraus Informationen nicht nur für sozialdemokratische Funktionäre – Gyßling gehörte seit 1929 der SPD an –, sondern auch für Vertreter bürgerlicher Parteien zu erstellen.[10]

Nach 1945/49 engagierten sich als Erstes vor allem die überlebenden Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und der Shoa antinazistisch und wurden auf diesem Feld zu zentralen Akteur:innen.[11] Ihr Engagement beschränkte sich kei-

8 Vgl. unter anderem *Clemens Gussone*, Reden über Rechtsradikalismus. Nicht-staatliche Perspektiven zwischen Sicherheit und Freiheit (1951–1989), Göttingen 2020; *Dominik Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland. Von der Entnazifizierung zur Extremistenabwehr, Göttingen 2013; *Christian Schletter*, Grabgesang der Demokratie. Die Debatten über das Scheitern der bundesdeutschen Demokratie von 1965 bis 1985, Göttingen 2015.

9 *Emil Julius Gumbel*, »Lasst Köpfe rollen«. Faschistische Morde 1924–1931, Berlin 1931; *Dietrich Heither*, »Ich wusste, was ich tat«. Emil Julius Gumbel und der rechte Terror der Weimarer Republik, Köln 2016; *Ingo Runde/Matthias Scherer* (Hrsg.), Emil Julius Gumbel. Mathematiker – Publizist – Pazifist. Beiträge zur Tagung im Universitätsarchiv Heidelberg am 22. Juli 2019, Heidelberg 2022.

10 *Christian Dietrich*, Im Schatten August Bebels. Sozialdemokratische Antisemitismusabwehr als Republikschutz 1918–1932, Göttingen 2021, S. 260–264; *Walter Gyßling*, Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933 und Der Anti-Nazi: Handbuch im Kampf gegen die NSDAP, hrsg. v. *Leonidas E. Hill*, Bremen 2003; *Arnold Paucker*, Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik, Hamburg 1968, insb. S. 114–128; *Simon Sax/Sebastian Elsbach*, Der militante Journalist und Archivar Walter Gyssling, in: *Sebastian Elsbach/Marcel Böhles/Andreas Braune* (Hrsg.), Demokratische Persönlichkeiten in der Weimarer Republik, Stuttgart 2020, S. 223–238.

11 *Henning Fischer*, Überlebende als Akteurinnen. Die Frauen der Lagergemeinschaften Ravensbrück. Biografische Erfahrung und politisches Handeln, 1945 bis 1989, Konstanz 2018; *Katharina Stengel/Werner Konitzer* (Hrsg.), Opfer als Akteure. Interventionen ehemaliger NS-Verfolgter in der Nachkriegszeit, Frankfurt am Main 2008; *Philipp Neumann-Thein/Daniel Schuch/Markus*

neswegs auf die Etablierung einer opferzentrierten Erinnerungskultur und die Forderung nach materieller sowie symbolischer Anerkennung des Leids; Überlebende übten früh – und oft als einzige – Kritik an der Einbindung ehemaliger Nationalsozialisten, während sie selbst weitgehend von der politischen und gesellschaftlichen Teilhabe ausgeschlossen blieben.[12] In der Bundesrepublik wurden sie zu »engagierten Demokraten«.[13] Als Anti-Nazis bezeichneten sich die wenigsten. Vermutlich wäre auch Kurt Hirsch selbst lieber als »Antifaschist« verstanden worden und hätte sich nicht zum »Anti-Nazi« erklärt. Trotzdem scheint es treffend, ihn – wie auch andere – genau als solchen zu bezeichnen.

Fand der Nazismus-Terminus in der frühen Bundesrepublik der 1950er- und frühen 1960er-Jahre weite Verbreitung als politischer Kampfbegriff gegen »Restauration« und »Renazifizierung«, wurde er mit den »68ern« durch den Faschismus-Topos abgelöst. Im Verlauf der 1960er-Jahre problematisierte zunehmend eine Neue Linke das Fortwirken der NS-Vergangenheit (Kontinuitätsnarrativ) und fürchtete faschistische Tendenzen innerhalb der bundesrepublikanischen Demokratie (Latenznarrativ).[14] Die mit der Jahreszahl »1933« verbundene Mahnung vor einer Wiederholung der Geschichte trieb zudem ein Repetitionsnarrativ an, das die verschiedenen Faschismusdeutungen bestimmte und die unterschiedlichsten Akteure in ihrem antinazistischen Bestreben zu einen suchte.

An den Anti-Nazis zeigt sich eine Praxis der radikaldemokratischen Theorie. Radikale Demokratie im weitesten Sinne geht davon aus, dass Demokratie kein abgeschlossenes System, keine bloße Regierungsform ist, sondern stellt die kontingente Prozesshaftigkeit als Demokratisierung in den Vordergrund. Theorie und Praxis der radikalen Demokratie verweisen in experimentell-transformierender Absicht auf Defizite (in) der liberalen Demokratie.[15] In der Konkretion der bundesrepublikanischen Verhältnisse hieß das, die strukturellen Defizite einer »formellen« Demokratie ebenso wie restaurative Tendenzen anzuklagen und für Freiheitsrechte – ebenso in der DDR – zu streiten. So eignet sich der Anti-Nazi-Topos denn auch besonders, um ein Phänomen des Abwehrkampfes gegen rechte Kräfte zu beschreiben, das mit dem weitaus gebräuchlicheren, aber zugleich deutlich vorgeprägten Begriff

---

*Wegewitz* (Hrsg.), Organisiertes Gedächtnis. Kollektive Aktivitäten von Überlebenden der nationalsozialistischen Verbrechen, Göttingen 2022; NS-Verfolgte nach der Befreiung. Ausgrenzungserfahrungen und Neubeginn, hrsg. v. der Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte zur Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen, Göttingen 2022.

12 Die unbewältigte Gegenwart. Eine Dokumentation über Rolle und Einfluss ehemals führender Nationalsozialisten in der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. v. Präsidium der Vereinigungen der Verfolgten des Naziregimes, Frankfurt am Main 1962; Die nichtbewältigte Gegenwart, PDI-Sonderheft, Vorwort von Ingeborg Drewitz, mit Beiträgen von Axel Eggebrecht u. a., hrsg. v. Pressedienst Demokratische Initiative, München 1977.

13 *Claudia Frölich/Michael Kohlstruck* (Hrsg.), Engagierte Demokraten. Vergangenheitspolitik in kritischer Absicht, München 1999.

14 *Martin G. Maier*, Latenz und Kontinuität des Faschismus. Politische Aneignungen einer historischen Kategorie in der Bonner Republik der frühen 1960er-Jahre, in: Arbeit-Bewegung-Geschichte 21, 2022, H. 3, S. 49–68; *Gottfried Oy/Christoph Schneider*, Die Schärfe der Konkretion. Reinhard Strecker, 1968 und der Nationalsozialismus in der bundesdeutschen Historiografie, Münster 2014 (zuerst 2013).

15 *Rahel Sophia Süß*, 83. Theorie und Praxis, in: *Dagmar Comtesse/Oliver Flügel-Martinsen/Franziska Martinsen* u. a. (Hrsg.), Radikale Demokratietheorie. Ein Handbuch, Berlin 2019, S. 793–806.

des »Antifaschismus« wohl nicht so klar gefasst werden kann. Im Verlauf der letzten 100 Jahre diente der Antifaschismus einerseits als Movens verschiedenster Widerstandsformen gegen die europäischen (und globalen) Faschismen. Mithilfe linker Volksfront-Strategien erlangte der Antifaschismus zeitweise eine enorme gesellschaftliche Breite. Andererseits war er auch Vereinnahmungen, Simplifizierungen sowie Vulgarisierungen ausgesetzt und wurde mitunter – beispielsweise im Hochstalinismus – bis hin zur Unkenntlichkeit pervertiert.[16] Einen eigenständigen Theorieansatz entwickelte der Antifaschismus trotz verschiedenster Entwürfe angesichts von Phasen des Erstarkens der extremen Rechten hingegen nie, verblieb als politisch-moralische (Selbst-)Verortung meist auf der Postulats- und Haltungsebene. Seinen Kritikern zufolge gleicht sich der Antifaschismus im Totalitarismus seinem faschistischen Gegenüber an.

## II. Der Kommunist und Holocaust-Überlebende Kurt Hirsch

Kurt Hirsch wurde am 2. August 1913 in Wien geboren. Im Angesicht des Austrofaschismus organisierte er sich in dem österreichischen »Kommunistischen Jugendverband« (KJV), dem er 1934 beigetreten war. Aufgrund von Aussagen gegen die stalinistischen Säuberungen in der Sowjetunion war er bereits 1937 aus dem KJV ausgeschlossen worden. Trotzdem erfolgte nach dem »Anschluss« 1938 bereits am 25. März 1938 durch die Stapoleitstelle Wien die Verhaftung als »politischer Jude«. Am 17. Juni 1938 wurde Hirsch in das Konzentrationslager Dachau eingewiesen. Nach einigen Monaten kam Hirsch mit dem zweiten Transport jüdischer Häftlinge aus Dachau in das Konzentrationslager Buchenwald.[17] Seine Überstellung nach Buchenwald als »politischer« Häftling mit der Nummer 2240 ist mit dem 24. September 1938 verzeichnet – in einer Phase also, als die Gestapo verstärkt Juden aus dem Deutschen Reich und der angegliederten »Ostmark« (Österreich) nach Buchenwald verschleppte.[18] Dort war Hirsch kurzzeitig im »Maurerkommando«, in der »Gärtnerei« sowie schließlich als »Leichenträger« im »Revier«, also dem Häftlingskrankenbau, eingesetzt.[19] Einer Überstellung arbeitsfähiger jüdischer Häftlinge

16 *Gideon Botsch/Christoph Kopke*, Antifaschismus und Antifa, in: *Klaus Ahlheim/Christoph Kopke* (Hrsg.), Handlexikon Rechter Radikalismus, Ulm 2017, S. 11–13; *Hans Coppi*, Antifaschismus, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 1: Abbau des Staates bis Avantgarde, Hamburg 1994, Sp. 326–338.

17 Zu diesen Transporten vgl. Bericht von Emil Carlebach über »Die Juden in Buchenwald«, o. D. [nach April 1945], S. 1, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), SGY 27/193, o. S. Zur jüdischen Häftlingsgruppe vgl. *Harry Stein*, Buchenwald – Stammlager, in: *Wolfgang Benz/Barbara Distel* (Hrsg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 3: Sachsenhausen, Buchenwald, München 2006, S. 301–356, hier: S. 314–316.

18 Häftlingskarte von Kurt Hirsch, o. D., ITS Digital Archive, Arolsen Archives (ITS), 1.1.6.7/10661931, o. S.; Häftlings-Personal-Karte von Kurt Hirsch, o. D., ITS, 1.1.5.3/6100731, o. S.

19 Arbeitseinsatzkarte von Kurt Hirsch, o. D., ITS, 1.1.5.3/6100746, o. S.; *Heim*, Zwischen den Stühlen, S. 81 und 101.

aus Buchenwald in das KZ Majdanek entging Hirsch nur knapp, da der Transport kurzfristig abgesagt wurde.[20]

Während der Zeit in Buchenwald wurde Hirsch anscheinend von dem deutsch-jüdischen Kommunisten Emil Carlebach (1914–2001) unterstützt. Carlebach war Blockältester des jüdischen Häftlingsblocks. Inwiefern Hirsch damals auch in die Struktur des illegalen Internationalen Lagerkomitees eingebunden war, muss im Dunkeln bleiben. Vermutlich war er durch den Rauswurf aus dem KJV zunächst nicht eingebunden, soll aber im Lager KPÖ-Mitglied geworden sein. Der Makel des Trotzkismus-Vorwurfs jedoch blieb. In seinem 1954 verfassten »Bericht über das KL Buchenwald« sprach Carlebach trotz seiner vorherigen Unterstützung denkbar schlecht über Hirsch, den er darin als »Trotzkisten […], der sich in Buchenwald in die österreichische Parteiorganisation einzuschleichen verstand«, brandmarkte.[21]

Am 2. Mai 1945 erfolgte die offizielle Entlassung des Häftlings Kurt Hirsch durch die US-Army.[22] Nach der Befreiung kehrte Hirsch nach Wien zurück[23] und arbeitete zeitweise als Chefredakteur für die Tageszeitung der Vorarlberger KPÖ und für die sowjetische Nachrichtenagentur TASS. 1948 floh er mit seiner Familie – in Wien hatte er Leopoldine David (1920–1995) geheiratet, Tochter Vera Irene war 1946 geboren worden – aus der Sowjetischen Zone und ging in die Schweiz, wo ihm ein Asylstatus allerdings verweigert wurde. So bemühte sich Hirsch in der Bundesrepublik um Aufenthalt und erhielt Unterstützung sowohl von dem Linkskatholiken Eugen Kogon (1903–1987)[24] als auch von dem Sozialdemokraten Heinz Putzrath (1916–1996)[25], beide NS-Verfolgte. Hirsch dürfte Kogon in der gemeinsamen Lagerhaft in Buchenwald begegnet sein. Er kam nach Frankfurt am Main, später nach Aschaffenburg, wo er sich mit journalistischen Arbeiten für Gewerkschaftszeitungen und die Zeitung »Die Tat« der »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes« (VVN) verdingte. Wohl 1952 ging Hirsch nach Darmstadt und engagierte sich bei der Gründung eines Anti-Atom-Ausschusses[26] sowie in der Darmstädter Aktionsgemein-

20 Einschreiben von SS-Obersturmführer Heinz Büngeler, Inspekteur der Konzentrationslager, SS-Führungshauptamt, 19.1.1942, ITS, 1.1.5.1/5364748, o. S.; Zusammenstellung der im K.L. Buchenwald befindlichen arbeits- und einsatzfähigen jüdischen Häftlinge, 24.1.1942, ITS, 1.1.5.1/5364749 und 5364755, o. S.; Spruch Nr. 69, 26.1942, Abschrift, ITS, 1.1.5.1/5364746, o. S.

21 *Emil Carlebach*, Bericht über das KL Buchenwald (1954), abgedr. in: *Lutz Niethammer* (Hrsg.), Der ›gesäuberte‹ Antifaschismus. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald. Dokumente, Berlin 1994, S. 466–471, hier: S. 467.

22 Verfügungsbefehl für Kurt Hirsch, 2.5.1945, ITS, 1.1.5.3/6100731, o. S.

23 Liste der in Wien lebenden Glaubensjuden 1946, hrsg. v. der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Wien o. J. [1946], S. 34, ITS, 3.1.1.3/78805430.

24 Zu Eugen Kogons politischem und wissenschaftlichem Wirken vgl. *Dennis Beismann*, Eugen Kogon in der frühen Bundesrepublik. Ein öffentlicher Intellektueller zwischen Lehrstuhl und Fernsehstudio 1949–1969, Berlin 2020.

25 Zu Heinz Putzrath vgl. *Johannes Rau/Bernd Faulenbach* (Hrsg.), Heinz Putzrath – gegen Nationalsozialismus, für soziale Demokratie, Essen 1997.

26 Zu der Opposition gegen die Nuklearbewaffnung und der späteren Kampagne »Kampf dem Atomtod!« vgl. *Hans Karl Rupp*, Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer. Der Kampf gegen die Atombewaffnung in den fünfziger Jahren, Köln 1984 (zuerst 1970); »Kampf dem Atomtod!«. Die Protestbewegung 1957/58 in zeithistorischer und gegenwärtiger Perspektive, hrsg. v. der Forschungsstelle für Zeitgeschichte, Hamburg 2009.

schaft gegen atomare Aufrüstung. 1953 trat er dort auch in die SPD ein, zu der er zeit seines Lebens ein ambivalentes Verhältnis hatte.[27]

In Hessen gehörte er ebenso dem überwiegend von sozialdemokratischen und christdemokratischen NS-Verfolgten sowie jüdischen Holocaustüberlebenden im Jahr 1950 gegründeten »Verband für Freiheit und Menschenwürde e. V.« (VFM)/ »Bund der politisch, rassisch und religiös Verfolgten« (Bund PRV) an[28], der im 1954 ins Leben gerufenen »Zentralverband demokratischer Widerstandskämpfer und Verfolgtenorganisationen« (ZDWV)[29] eingegliedert war, welcher wiederum die Nachfolge des »Bundes der Verfolgten des Naziregimes« (BVN) als Dachverband der nicht-kommunistischen NS-Verfolgtenverbände in Westdeutschland antrat. Der BVN war in Abgrenzung zur VVN, in der Nicht-Kommunisten zunehmend minorisiert worden waren, gegründet worden.

Hirsch schrieb für verschiedene Zeitungen und Periodika. Spätestens am Ende der 1950er-Jahre begann seine Auseinandersetzung mit der nationalistischen Publizistik in Westdeutschland, so im August 1959 in »CIVIS – Zeitschrift für Christlich-Demokratische Politik«.[30] In einem 1961 in den »Blättern für deutsche und internationale Politik« veröffentlichten Artikel setzte er sich vornehmlich mit dem integrierten Nationalismus – den er freilich nicht so nannte – auseinander und sah eine Linie »[v]on der unbewältigten Vergangenheit zur nicht bewältigten Gegenwart«.[31] Um eine bloße Parallelisierung der Weimarer Republik und des ›Dritten Reiches‹ mit dem Antikommunismus der frühen Bundesrepublik ging es ihm dabei trotz offensichtlicher personeller Kontinuitäten nicht.[32]

Hirschs wohl erste eigenständige Buchpublikation war der in dem »Verlag Schaffende Jugend« veröffentlichte schmale Band »SS. gestern, heute und…«. (1957). Dieser in Frankfurt am Main ansässige Verlag gehörte zu einem größeren Anteil der »Sozialistischen Jugend Deutschlands – Die Falken« (SJD/Die Falken) und einem kleineren Anteil der SPD und hatte auch Kinder- und Jugendliteratur im Programm.[33] Schließlich wurden im Jahr 1960 gleich zwei Bücher bei dem von der westdeutschen VVN im Jahr 1950 gegründeten »Röderberg-Verlag« in Frankfurt

27 Biografische Informationen zu Kurt Hirsch vgl. *Heim*, Zwischen den Stühlen, S. 117–173 und 190.

28 Schreiben vom 12.2.1959 und handschriftlicher Vermerk »zurück 24.2.59 verzogen«, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main (ISG FFM), V55, 107, o. S. Knapp zum VFM vgl. *Cornelia Brink*, »Warschauer Ghetto« – »Auschwitz – Bilder und Dokumente«: Zwei Ausstellungen begleiten den Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963–1965, in: *Irene Ziehe/Ulrich Hägele* (Hrsg.), Populäre Präsentationen. Fotografie und Film als Medien musealer Aneignungsprozesse, Münster 2019, S. 225–243, hier: S. 228, Anm. 14.

29 *Jascha März*, VVN, ZDWV und AvS. Die Verbände der politischen Opfer des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Neumann-Thein/Schuch/Wegewitz*, Organisiertes Gedächtnis, S. 39–77, hier: S. 59 f.

30 Beispielhaft *Kurt Hirsch*, Bücher in Braun. Hitlers Literaten werden unter der Theke gehandelt, in: CIVIS – Zeitschrift für Christlich-Demokratische Politik 6, 1959, Nr. 56, S. 42–45.

31 *Kurt Hirsch*, Von der unbewältigten Vergangenheit zur nicht bewältigten Gegenwart, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 6, 1961, S. 330–338.

32 *Maier*, Latenz und Kontinuität des Faschismus, S. 55 f.

33 *Kurt Hirsch*, SS. Gestern, heute und..., Frankfurt am Main 1957. Vgl. zum Verlag *Andreas Feser*, Vermögensmacht und Medieneinfluss. Parteieigene Unternehmen und die Chancengleichheit der Parteien, Berlin 2003, S. 98.

am Main ebenso wie dem Kölner »Pahl-Rugenstein Verlag« herausgebracht, deren Sachbücher sich mit der Geschichte des antifaschistischen Widerstands, der personellen ›Restauration‹ in der Bundesrepublik und dem Nachleben des Nationalsozialismus auseinandersetzten. In »Die Blutlinie« setzte sich Hirsch mit der »Geschichte des Antikommunismus in Deutschland«, so hieß es im Untertitel, auseinander, während das Buch »Vom ›Gnadentod‹ des Dritten Reiches zur restaurativen Einschläferung in der Bundesrepublik« auf die vielfache Wiederverwendung von NS-Tätern rekurrierte.[34] Alle diese Veröffentlichungen hatten den etwas spröden, dokumentarischen Stil gemein, der auch in den folgenden Jahrzehnten die Bücher aus Hirschs Feder prägen sollte. Mit ausschweifenden Elaborationen hielt sich Hirsch merklich zurück. Stattdessen gleichen seine Publikationen oft Anthologien oder aneinandergereihten Zitatesammlungen rechter Provenienz. Hirsch wollte die Rechten für sich selbst sprechen lassen, ihr Denken und die Ideologie durch ihre eigenen Aussagen entlarven und so Aufklärung leisten.

Nach dem Aus bei den gewerkschaftlichen Blättern übersiedelte Hirsch nach München, wo ihm der Verleger Helmut Kindler (1912–2008), der zeitweilig der Widerstandsgruppe »Europäische Union« angehört hatte, einen Auftrag bei der Illustrierten »Revue« organisiert hatte. Das Engagement währte jedoch nicht lange. Im Jahr 1963 machte sich Hirsch mit dem kleinen Verlag »gestern und heute« selbstständig.[35] Hans Josef Mundt (1914–2002), Verlagsleiter beim Münchner »Verlag Kurt Desch« und Mitglied der Gruppe 47, Gerhard Szczesny (1918–2002), Verleger und Mitbegründer der Bürgerrechtsvereinigung »Humanistische Union« (HU), und der Theaterregisseur Kurt Wilhelm (1923–2009) für den »Gebrüder Weiss Verlag« befürworteten Hirschs Aufnahme in den Börsenverein des Deutschen Buchhandels ebenso wie den Bayerischen Verleger- und Buchhändlerverband.[36] Hirsch sei ein »verantwortungsbewußter Journalist«[37] und »politisch sehr engagierter Publizist«[38], hieß es in den Empfehlungsschreiben.

In seinem eigenen Verlag veröffentlichte er nun unter dem Titel »das beste aus gestern und heute« eine »aktuelle zeitgeschichtliche Dokumentation gegen antihumanistische und restaurative Tendenzen« und berichtete »regelmäßig vom Jahr-

34 *Kurt Hirsch*, Die Blutlinie. Ein Beitrag zur Geschichte des Antikommunismus in Deutschland, Frankfurt am Main 1960; *ders.*, Vom »Gnadentod« des Dritten Reiches zur restaurativen Einschläferung in der Bundesrepublik, Köln 1960. Vgl. unter anderem *Klaus Körner*, Gegen Krieg und Faschismus. Der Frankfurter Röderberg-Verlag und Reclam Leipzig, in: *Ingrid Sonntag* (Hrsg.), An den Grenzen des Möglichen. Reclam Leipzig 1945–1991, Berlin 2016, S. 142–156; *Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland, passim; Manfred Pahl-Rugenstein † [Nachruf], in: Blätter für deutsche und internationale Politik 35, 1990, S. 903.

35 Aufnahmeantrag von Kurt Hirsch in den Bayerischen Verleger- und Buchhändlerverband e. V. und in den Börsenverein des Deutschen Buchhandels e. V. v. 20.10.1965, DNB, Börsenverein, Mitgliederakte Hirsch, Kurt, o. S.

36 Schreiben von Hans Josef Mundt v. 5.11.1965, Schreiben von Gerhard Szczesny v. 9.11.1965, Schreiben von Kurt Wilhelm v. 7.1.1966, Mitteilung von Franz Ehrenwirth v. 12.1.1966, DNB, Börsenverein, Mitgliederakte Hirsch, Kurt, o. S.

37 Schreiben von Kurt Wilhelm v. 7.1.1966, DNB, Börsenverein, Mitgliederakte Hirsch, Kurt, o. S.

38 Schreiben von Gerhard Szczesny v. 9.11.1965, DNB, Börsenverein, Mitgliederakte Hirsch, Kurt, o. S.

markt rechtsorientierter Autoren und Verleger«, wie es in einer Annonce hieß.[39] Fortan brachte er unter dem Reihentitel »Sonderreihe aus gestern und heute« schmale Hefte zum Zeitgeschehen heraus (Untertitel: »gedenkartikel, zeitgeschichtliche beiträge und reportagen«, später: »dokumentation und zeitgeschichtliche beiträge«).[40] Die manchmal nur wenige Seiten starken weiß-blauen Hefte befassten sich mit Themen der NS-Verfolgung[41] und deren Nachgeschichte sowie extrem rechten Organisationen und Aktivitäten in Geschichte und Gegenwart.[42] Der Schriftsteller Frank Arnau (1894–1976)[43] veröffentlichte bei Hirsch seine kriminologischen Studien zu den bis dahin größten Justizskandalen der Bundesrepublik, »Der Fall Blomert« zu dem nicht aufgeklärten Tod des Münsteraner Rechtsanwalts Paul Blomert und »Der Fall Brühne-Ferbach« über den Doppelmord an dem Münchner Gynäkologen Otto Praun und dessen Haushälterin und Geliebten Elfriede Kloo, in denen er auf Verfahrensfehler aufmerksam machte.[44] Aufsehen erregte der Abdruck einer umstrittenen Rede des Psychoanalytikers Alexander Mitscherlich (1908–1982), in der er sich mit dem CDU-Vorsitzenden Rainer Barzel (1924–2006) auseinandersetzte.[45] Diese wie weitere Publikationen entstanden im Verbund mit der HU, die sich die Kritik am Einfluss der Union wie der katholischen Kirche zur Aufgabe gemacht hatte.[46] Insgesamt war der Absatz der preiswerten Hefte aber überschaubar; so belief sich der Umsatz für das Jahr 1965 auf gerade einmal 26.165,00 DM.[47] Im August 1966 wurde das Erscheinen der Reihe endgültig eingestellt.[48] Im Jahr darauf

39 Anzeige in: Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute. Dokumentation II, hrsg. v. *Rolf Seeliger*, München 1965, S. 83.

40 Vgl. dazu die Mitgliedsakte von Kurt Hirsch im Historischen Archiv des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e. V. in: DNB, Historische Sammlungen, HA/BV 97.1,955.

41 »Der vorletzte Akt – Brundibár«. Die Geschichte der Kinderoper von Theresienstadt (gestern und heute, Nr. 15), München o. J. [1965].

42 Landserhefte fördern den Sieg der Unmenschlichkeit (gestern und heute, Nr. 14), München o. J. [1965]; *Kurt Hirsch*, Von Harzburg 1931 bis Kulmbach 1966 (gestern und heute, Nr. 18), München o. J. [1966]; Von der »Thule-Gesellschaft« 1918 zum »Witikobund« des Jahres 1966 (gestern und heute, Nr. 22), München o. J. [1966]; *Wolfgang Benz*, Rechtsradikale Diffamierung in Vergangenheit und Gegenwart (gestern und heute, Nr. 24), München o. J. [1966].

43 Zu der Beteiligung von Frank Arnau an Widerstandsaktivitäten und seinen im Exil veröffentlichten Enthüllungsroman »Die braune Pest« (1934) vgl. *Richard Albrecht*, »Die ›braune Pest‹ kommt…«. Aspekte der Verfolgung Frank Arnaus im Exil 1933/34, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd. 3: 1985. Gedanken an Deutschland im Exil und andere Themen, hrsg. v. *Thomas Koebner/Wulf Köpke/Joachim Radkau*, München 1985, S. 158–172.

44 *Frank Arnau*, Der Fall Blomert. Eine kriminalwissenschaftliche Dokumentation (gestern und heute, Nr. 12), München o. J. [1965]; *ders.*, Der Fall Brühne-Ferbach. Autopsie eines Urteils (gestern und heute, Nr. 13), München o. J. [1965].

45 *Alexander Mitscherlich*, Das Porträt des Rainer Barzel (gestern und heute, Nr. 19), München o. J. [1966].

46 *Arnau*, Der Fall Blomert; *Fritz Bauer*, Die Reformbedürftigkeit der Strafrechtsreform (gestern und heute, Nr. 20), München o. J. [1966]. Zur HU vgl. *Norbert Reichling*, Ein »sehr zäher Intelligenzlerverein«. Kultursoziologische Betrachtung zur Genese und Entwicklung der Humanistischen Union, in: Vorgänge, 2011, Nr. 194, S. 16–26; *Fritz Sack*, Die HU und der Punitive Turn. Autobiografische Anmerkungen zu einem kriminalpolitischen Wandel, in: ebd., S. 27–44.

47 Schreiben des Verlags »gestern und heute« v. 31.5.1966, DNB, Börsenverein, Mitgliederakte Hirsch, Kurt, o. S.

48 Schreiben des Verlags »gestern und heute« v. 29.9.1966, DNB, Börsenverein, Mitgliederakte Hirsch, Kurt, o. S.

veröffentlichte Hirschs Verlag noch eine Studie des Politologen Jürgen Hofmann (1944–2009) über die HU.[49]

## III. Das Erstarken der NPD in der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre und die Gründung der »Demokratischen Aktion«

Im Jahr 1967 folgte das Taschenbuch »Signale von rechts«, publiziert beim renommierten Münchner »Wilhelm Goldmann Verlag«, das sich der Genese und Entwicklung der Programme rechter Parteien seit den Alldeutschen des Jahres 1867 bis zur NPD des Jahres 1967 widmete.[50] Im selben Jahr erschien ein Band im »Verlag Kurt Desch«, der eine damals vielfach diskutierte demokratiepolitische Frage stellte: »Kommen die Nazis wieder?« Darin befasste sich Hirsch mit den »Testamentvollstrecker[n] Hitlers nach 1945« und den »Rechtsradikale[n] Heckenschützen in den Gemeindestuben und Parlamenten«, um nur die Titel zweier Kapitel zu zitieren.[51] In dem Buch griff Hirsch die Unionsparteien scharf an, denen er fehlende Abgrenzungsbemühungen nach rechts und sogar selbst eine rechte Geisteshaltung vorwarf:

> »Die Gefahr der jüngsten Wahlerfolge der NPD liegt weniger in der Existenz dieser rechtsradikalen Partei als darin, daß vielfach die klare geistige Trennungslinie zwischen der NPD und den im Bundestag vertretenen Parteien – ausgenommen die Sozialdemokratie – fehlt. Allzu viele Politiker neigen, wenn sie zwischen republikanischer Gesinnung und ihrer Sympathie für rechtsradikale Organisationen zu entscheiden haben, zu den letzteren.«[52]

Das Erstarken der 1964 gegründeten NPD brachte gegen Ende der 1960er-Jahre auf Bundesebene nicht nur einen Publikations-, sondern auch einen Organisierungsschub aufseiten der antinazistischen Gegenkräfte. Auch Kurt Hirsch erschien die eigene publizistische Tätigkeit nicht mehr ausreichend. Eine in dieser Zeit bundesweit bedeutende Akteurin ist daher die von ihm im Jahr 1968 gegründete DA. Der von einer »Aktion Januar 1968« aus München verantwortete »Aufruf zur DEMOKRATISCHEN AKTION« warnte vor der »neonazistische[n] Gefahr, die nur wieder entstehen konnte, weil es nach der Katastrophe von 1945 keinen echten Neubeginn gegeben hat«. Im Angesicht der Bedrohung müssten »unterschiedliche politische Auffassungen« hintangestellt werden. Der Fokus des Aufrufs, der von etlichen Organisationen und Einzelpersonen unterzeichnet wurde, lag auf München und Bayern. Neben einigen künftigen Weggefährten des späteren PDI stellten sich auch der Kriminalschriftsteller Frank Arnau, der nur wenige Monate später verstorbene hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer (1903–1968), der Schriftsteller Hans Werner

49 *Jürgen Hofmann*, Die Humanistische Union. Ein Beitrag zur Soziologie der Intellektuellen, hrsg. in Zusammenarbeit mit dem Verlag »gestern und heute«, München 1967.

50 *Kurt Hirsch*, Signale von rechts. 100 Jahre Programme rechtsradikaler Parteien und Organisationen 1867–1967, München 1967. Vgl. zum Verlag *Thomas Lehning*, Das Medienhaus. Geschichte und Gegenwart des Bertelsmann-Konzerns, München 2004, S. 96 f.

51 *Kurt Hirsch*, Kommen die Nazis wieder? Gefahren für die Bundesrepublik, München 1967.

52 Ebd., S. 159.

Richter (1908–1993), die Geistlichen Martin Niemöller (1892–1984) und Joseph Cornelius Rossaint (1902–1991), die Politikwissenschaftler Iring Fetscher (1922–2014), Ossip K. Flechtheim (1909–1998), Eugen Kogon und der Verfassungsrechtler Helmut Ridder (1919–2007) sowie verschiedene Politiker wie der ehemalige bayerische Ministerpräsident Wilhelm Hoegner (1887–1980) und Otto Strasser (1897–1974), der zunächst in der NSDAP Karriere machte, sich dann von Hitler abwandte und nach 1945 mit der Kleinpartei »Deutsch-Soziale Union« (DSU) eine Art Nationalneutralismus[53] pflegte, hinter den Aufruf.[54] Die Breite der (fast ausschließlich männlichen) Unterzeichner zeugt von einer Fundamentalpolitisierung der intellektuellen Elite des Landes.

Etwa 3.000 Menschen waren am 30. Januar 1968 der Einladung der »Aktion Januar 1968« in den Kongresssaal des Deutschen Museums gefolgt (Abbildung 2). Die Kabarettisten Ursula Herking und Dieter Hildebrandt gaben Texte von Bertolt Brecht und Kurt Tucholsky zum Besten. Als Frank Arnau sprach, kam es zum Tumult; wohl einige Hundert anwesende NPD-Anhänger randalierten in dem Saal. Ein NPD-Anhänger erlitt einen tödlichen Herzinfarkt.[55] Die Veranstaltung war ein Fiasko, doch bildete sie letztlich den »Startschuss […] für den publizistischen Kampf gegen Neu- und Alt-Nazis«.[56]

Der Münchner Aufruf zeigte Wirkung und fand auch andernorts Nachahmer. Die Idee zu einem bundesweiten Export der DA sei von dem SPD-Politiker Rudolf Schöfberger (1935–2019) gekommen, so Hirsch.[57] Also lud der Theologieprofessor Hans-Werner Bartsch (1915–1983) gemeinsam mit dem Gewerkschafter Willi Reiss (1928–1985), seinerzeit hauptamtlicher Vorsitzender des DGB-Kreises Frankfurt am Main, und Aenne Kolb (1908–1984), Witwe des ehemaligen Frankfurter Oberbürgermeisters Walter Kolb, im März 1968 »zu einem Gespräch über die Möglichkeiten und Aufgaben der ›Demokratischen Aktion 1968‹« in die Mainmetropole ein. Für die Münchner Initiative sprechen sollte wiederum Arnau.[58] Trotzdem scheiterte die flächendeckende Etablierung von lokalen Initiativen. Die bayerische Landeshauptstadt blieb einziges Zentrum der Aktivitäten.

53 Zu den Nationalneutralisten der DSU vgl. *Alexander Gallus*, Die Neutralisten. Verfechter eines vereinten Deutschland zwischen Ost und West 1945–1990, Düsseldorf 2006 (zuerst 2001), S. 229–236.

54 Aufruf zur DEMOKRATISCHEN AKTION, o. D. [um Januar 1968], ISG FFM, V55, 29, Bl. 142.

55 *Heim*, Zwischen den Stühlen, S. 222–226; *Karl Stankiewitz*, Teil eins der AZ-Serie München 1968: Die APO und die Opas, in: Abendzeitung (München), 21.1.2018, URL: <https://www.abendzeitung-muenchen.de/muenchen/teil-eins-der-az-serie-muenchen-1968-die-apo-und-die-opas-art-430294> [6.2.2023].

56 *Heim*, Zwischen den Stühlen, S. 227.

57 Ebd., S. 231 f.

58 Einladungsschreiben vom 1.3.1968, ISG FFM, V55, 29, Bl. 141.

Abbildung 2: Plakat zur Veranstaltung »1933 mahnt – Griechenland warnt – Handelt! Noch ist es Zeit!« am 31. Januar 1968 im Kongresssaal des Deutschen Museums in München. BArch, Plak Y/1/2203.

In den 1970er-Jahren änderte die DA Gesicht und Aktivitäten. Unter der Ägide Hirschs firmierte die Gruppierung zunächst als »Presseausschuß Demokratische Aktion«, musste sich aber 1976 nach Klagen des »Pressedienstes der Arbeitgeber«, der sich das Kürzel »PDA« mit den Münchnern teilte, in »Pressedienst Demokratische Initiative« umbenennen. Dieser »Zusammenschluß von Schriftstellern und Journalisten«, hieß es in einer Zusammenfassung der »Politischen Plattform des PDI«, »will dazu beitragen, das Grundgesetz mit Leben zu erfüllen und die bestehende, immer größer werdende Kluft zwischen Verfassungsauftrag und Verfassungswirklichkeit zu überbrücken«. Dabei bekannte sich der PDI zur »radikalen Demokratie« nach Heinrich Böll.[59] In seiner am 11. Mai 1968 anlässlich des großen Sternmarsches gegen die geplante Notstandsgesetzgebung im Bonner Hofgarten gehaltenen Rede »Radikale für Demokratie« hatte der berühmte Schriftsteller die Demonstrierenden aufgefordert, sich so zu »artikulieren, daß die Gesellschaft, die Sie verändern wollen, zum Gespräch gezwungen wird«. Er appellierte im Sinne eines wortwörtlichen Radikalismus daran, »an die Wurzeln« zu gehen – und das war in dem konkreten Fall der bundesrepublikanischen Gesellschaftswerdung die Phase nach 1945, in der »die wichtigsten Privilegien verteilt worden sind«.[60] Der noch

59 Auszug aus der »politischen Plattform des PDI«, o. D. [1970er-Jahre], Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky (SUB), Nachlass Axel Eggebrecht, NE: B325, Bl. 3.

60 Radikale für Demokratie (1968), in: Heinrich Böll. Werke. Kölner Ausgabe, Bd. 15, 1966–1968, hrsg. v. *Werner Jung*, Köln 2005, S. 335–338, hier: S. 337. Vgl. auch *Monika Prachenská*, Intellektuelle und Politik am Beispiel von Heinrich Bölls Engagement in den Siebziger Jahren, in: Acta Universitatis Carolinae – Studia Territorialia, 2006, Nr. 7, S. 251–330, hier: S. 286–288.

diffuse radikaldemokratische Ansatz orientierte sich am Zeitgeist, diskutierten doch Antiautoritäre und Linkssozialisten ihr Verhältnis zum Parlamentarismus der bürgerlichen Demokratie angesichts des Ausbleibens einer linken Wahlalternative.[61]

Seit Mitte der 1960er-Jahre gehörte es für linke wie liberale intellektuelle Kreise zum guten Ton, sich in einer gesellschafts- oder parteipolitischen Initiative zu engagieren und damit die ›unpolitische‹ Adenauerära abzuschütteln.[62] Mit dem PDA/PDI baute Hirsch ein um seine Person zentriertes Netzwerk auf, das weder vereinsmäßig über qua Mitgliedschaft vergebene Rechte und Pflichten noch als unverbindliches Umfeld funktionierte. Zu den zumindest zeitweisen Mitgliedern des Ausschusses zählten neben Frank Arnau der Schriftsteller Peter O. Chotjewitz (1934–2010), die Schriftstellerin Ingeborg Drewitz (1923–1986), der bereits 1974 verstorbene Autor Erich Kästner (1899–1974), der Schriftsteller Siegfried Lenz (1926–2014), der spätere Münchner Oberbürgermeister Christian Ude (*1947), der Journalist Günter Wallraff (*1942)[63] und der Schriftsteller Martin Walser (1927–2023).[64] Dabei legte Hirsch großen Wert auf die stetige Erweiterung des Kreises derjenigen, die sich mit ihrem Namen für den PDI einsetzten. Beispielsweise kontaktierte er im Sommer 1976 den Journalisten Axel Eggebrecht (1899–1991), der nach dem Krieg den Nordwestdeutschen Rundfunk mitbegründet hatte, um ihn für die Mitarbeit zu gewinnen.[65] 1973 waren so 21 Personen im Ausschuss vertreten; für 1979 wurden 41 Namen gezählt und 1983 waren es bereits 116.[66]

Auch Emil Carlebach, der für die DKP und die VVN auftrat, wollte ebenso, aber durfte nicht Ausschussmitglied werden, wie Hirsch später erläuterte. Hirsch und die anderen PDI-Angehörigen achteten sehr genau darauf, nicht dem ohnehin stets im Raum stehenden Vorwurf der Kommunisten-Nähe noch zusätzliche Nahrung zu liefern. Nur sehr wenige Ausschussmitglieder gehörten der DKP an, so der Theaterregisseur Franz Xaver Kroetz (*1946) oder die Dokumentarfilmerin Erika Runge (*1939).[67] Martin Walser hatte der Partei zeitweise nahegestanden, sich bis Mitte

61 *Richard Heigl*, Oppositionspolitik. Wolfgang Abendroth und die Entstehung der Neuen Linken (1950–1968), Hamburg 2008, S. 225–237.

62 Zu nennen sind insbesondere das Kuratorium »Notstand der Demokratie« (1966) und die »Sozialdemokratische Wählerinitiative« (1968/69). Vgl. *Daniela Münkel*, Trommeln für die SPD. Die Sozialdemokratische Wählerinitiative (SWI), in: *Kai Schlüter* (Hrsg.), Günter Grass auf Tour für Willy Brandt. Die legendäre Wahlkampfreise 1969, Berlin 2011, S. 190–223; *Boris Spernol*, Notstand der Demokratie. Der Protest gegen die Notstandsgesetze und die Frage der NS-Vergangenheit, Essen 2008, S. 36–40.

63 Zu Günter Wallraffs umstrittenem (Anti-)Rassismus vgl. *Frank Biess*, »Ganz unten«. Günter Wallraff und der westdeutsche (Anti-)Rassismus der 1980er-Jahre, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 19, 2022, H. 1, S. 17–47; *Michael Lipkin*, Ein vielgehasster Mann. Günter Wallraffs Maskeraden, in: Merkur 76, 2022, Nr. 873, S. 5–20.

64 Zu Martin Walsers politischer Einstellung vgl. *Gerald A. Fetz*, Martin Walser, Stuttgart 1997, S. 104–110.

65 Schreiben von Kurt Hirsch an Axel Eggebrecht vom 25.8.1976, SUB, Nachlass Axel Eggebrecht, NE: B325, Bl. 1.

66 Lt. Briefbögen der verschiedenen Jahre sowie Erklärung und Vollmacht, unterschrieben von Ingeborg Drewitz am 21.7.1979, Akademie der Künste (AdK), Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

67 *Heim*, Zwischen den Stühlen, S. 244 f. und 254; *Georg Fülberth*, KPD und DKP. 1945–1990. Zwei kommunistische Parteien in der vierten Periode kapitalistischer Entwicklung, Heilbronn 1990, S. 128.

der 1970er-Jahre jedoch zunehmend von ihr entfremdet.[68] Hinter den Kulissen gab es natürlich Kontakte zwischen Hirsch und VVN- und DKP-Funktionären. So sei Hirsch von dem westdeutschen Kommunisten Hans Jennes (1910–1990) angeleitet worden, hieß es bereits 1970 in einem Bericht für das »Ministerium für Staatssicherheit« (MfS).[69]

Während manche Ausschussmitglieder lediglich ihren Namen hergaben, galten andere regelrecht als »Fachleute gegen Rechtsradikalismus«, wie es Hirsch später ausdrückte.[70] Fortan gehörte auch Eggebrecht zu denjenigen, die die Interessen des PDI nach außen vertreten sollten.

Herzstück des Vereins war ein vierköpfiger »Sprecherkreis«, der für die PDI-Mitglieder sprechen und Erklärungen herausbringen durfte. 1979 gehörten diesem neben Ingeborg Drewitz der Journalist Bernt Engelmann (1921–1994), die SPD-Politikerin Ursula Pausch-Gruber (1933–1996) und Peter Riemer von der »Holzarbeiterzeitung« der Gewerkschaft Holz und Kunststoff an.[71] Bis 1983 war noch der Bremer SPD-Politiker Ernst Waltemathe (1935–1997) hinzugekommen.[72]

Die tägliche Arbeit des PDI verrichtete Kurt Hirsch als Geschäftsführer. In München wurde ein Büro unterhalten, das auch ein Archiv umfasste. Die von Hirsch bereits in der ersten Hälfte der 1950er-Jahre in Darmstadt begonnene Sammlung vor allem extrem rechter Publikationen und Periodika bildete für Jahrzehnte die Grundlage der Recherchetätigkeit und der Veröffentlichungen des PDI. Neben seiner Münchner Redaktion mit Hirsch selbst an der Spitze wurden um das Jahr 1977 auch eine Berliner Dependance (mit Heinz Krüger) und eine Bonner Redaktion (mit Gisela Dreyer) etabliert. Zwischenzeitlich kamen noch Redaktionsadressen in Wien sowie Mailand hinzu.[73]

Der seit 1976 erscheinende »PDI-Hintergrunddienst« wurde herausgegeben von Ingeborg Drewitz, Bernt Engelmann und Horst Hermann. Er sollte »einen relativ großen Kreis wie Journalisten, Gewerkschaftsfunktionäre, Jugend- und Parteiorganisationen, Land- und Bundestagsabgeordnete ansprechen«.[74] Der Hintergrunddienst wurde nicht nur an Zeitungs- und Rundfunkredaktionen sowie Abgeordnetenbüros verteilt, auch etliche regionale und lokale Gliederungen linker Gruppierungen und der Gewerkschaften wurden als »Multiplikatoren« adressiert. Ebenso stand das Büro des ehemaligen Bundeskanzlers Willy Brandt (1913–1992) auf der Liste der Abnehmer.[75] Im Sommer 1977 hatte der Hintergrunddienst allerdings lediglich 198 Abonnenten. Allein die SJD/Die Falken erhielt 30 Stück, die an Funkti-

68 *Fetz*, Martin Walser, S. 110.
69 Wochenbericht (12.–16.10.70) aus der Redaktion der »tat«, o. D. [Oktober 1970], Stasi-Unterlagen-Archiv (StUA), BV Erfurt, Abt. II, Nr. 1170, Bl. 242–244.
70 *Heim*, Zwischen den Stühlen, S. 229.
71 Erklärung und Vollmacht, unterschrieben von Ingeborg Drewitz am 21.7.1979, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.
72 Einladungsschreiben zum Geburtsempfang für Kurt Hirsch, von Bernt Engelmann, 22.7.1983, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.
73 *Normann*, Rechts im Spiegel von Links, S. 161.
74 Schreiben von Kurt Hirsch an Ingeborg Drewitz und Herausgeber, 8.7.1977, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.
75 Zusammenstellung der ›Multiplikatoren‹ unter den Abonnenten des PDI-Hintergrunddienstes. Stand 19.12.1978, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

onäre weitergegeben wurden. Die Jungsozialisten (Jusos) hatten angekündigt, künftig 100 Stück zu bestellen, was allerdings infolge von internen Schwierigkeiten und Mittelkürzungen nicht umgesetzt wurde. Weitere Exemplare gingen an Zeitungsredaktionen, die dadurch verstärkt auf rechte Aktivitäten aufmerksam gemacht werden sollten. Die geringe Zahl der Abonnements konnte nicht zufriedenstellen. Schließlich war der Bezug mit Kosten verbunden, doch für viele »potentielle Abonnenten« ließ sich nur ein Teil für die eigene Arbeit nutzen. Es fehle zudem an Geldern für qualifiziertes Personal in den verschiedenen Städten, hieß es. So müssten Beiträge abgedruckt werden, die bereits in der Presse erschienen waren. Auch sonst würde »improvisiert«. Dringend benötigt werde ein Mitarbeiter, der die Arbeit der Redaktion übernehme, um das Büro – also Hirsch selbst – zu entlasten.[76]

Außenwirkung erzielte der PDI neben dem Pressedienst vor allem durch seine zahlreichen Handreichungen. Schon die DA hatte eine eigene »Schriftenreihe« unterhalten. Später entfalteten die »PDI-Sonderhefte« durch ihr Design in orangener Signalfarbe einen nicht zu unterschätzenden Wiedererkennungseffekt (Abbildung 3). Die Auflagen der handlichen Broschüren erreichten mehrere Tausend Stück, wobei die Zahl der abgesetzten Exemplare recht deutlich variierte: Die gemeinsam mit den Jungdemokraten herausgegebene Ausgabe über »Rechtsradikale Jugendorganisationen«[77] wurde mit 12.700 Stück Exemplaren besonders häufig verkauft. Andere Sonderhefte hingegen gingen schlechter weg. Von Heft Nr. 6 (»Bildungspolitik der CSU: ungenügend«)[78], das eine Auflage von 3.000 Exemplaren hatte, waren Anfang 1980 noch 1.250 Exemplare vorhanden.[79] Monica Lochner (1952–2012), die im Münchner Büro für die Heftpublikation verantwortlich zeichnete, kommentierte die mitunter starken Auflagen:

> »Aus dieser Aufstellung ist auch ersichtlich, daß der PDI im Vergleich zu großen Verlagen wie roro [sic!] oder Goldmann mit seinen Auflagenstärken sehr gut da steht, wenn man bedenkt, daß beispielsweise roro von politischen Taschenbüchern auch Auflagen zwischen 15000 und 20000 hat.«[80]

76 Schreiben von Kurt Hirsch an Ingeborg Drewitz und Herausgeber, 8.7.1977, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

77 Rechtsradikale Jugendorganisationen. Beiträge und Dokumentation (PDI-Sonderheft, Nr. 8), München 1979.

78 Bildungspolitik der CSU: ungenügend (PDI-Sonderheft, Nr. 6), München 1978.

79 Auflistung »Broschüren-Verkauf der Sonderhefte und Taschenbücher mit Stand 28.1.80«, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

80 Schreiben von Monica Lochner an Ingeborg Drewitz, 30.1.1980, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

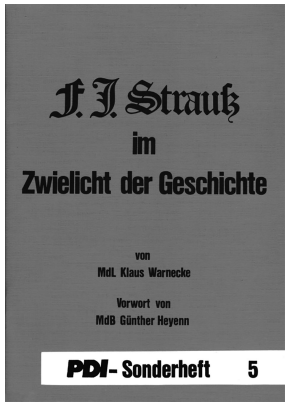


Abbildung 3: Cover des PDI-Sonderheftes »F. J. Strauß im Zwielicht der Geschichte« von 1978.

Seit 1979 wurde zusätzlich ein neues Reihenformat, das »PDI-Taschenbuch«, etabliert. In Ausgabe Nr. 2 befasste man sich mit den »Rechtstendenzen in der Bundesrepublik« (1979) und versammelte Beiträge unter anderem von etlichen SPD-Bundestagsabgeordneten.[81] Im Jahr darauf brachte der PDI den vierzehntäglich erscheinenden bnr heraus, der wiederum eigene Sonderausgaben hatte (Abbildung 4).[82]

Abbildung 4: Cover eines Sonderheftes des »blick nach rechts« von 1982.

81 Rechtstendenzen in der Bundesrepublik – Eine notwendige Auseinandersetzung (PDI-Taschenbuch, Nr. 2), hrsg. v. dem Pressedienst Demokratische Initiative, München 1979.

82 *Normann*, Rechts im Spiegel von Links, S. 160–163.

## IV. Der Kampf gegen extrem rechte Organisationen in den 1970er-Jahren

Eine der bedeutendsten Gruppierungen des »organisierten Nationalismus«[83] nach 1945 war das 1950 gegründete »Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes e. V.« (DKEG), dessen »Präsident«, der Schriftsteller Herbert Böhme (1907–1971), zu einer zentralen Integrationsfigur der extremen Rechten der Bundesrepublik avancierte.[84] Im DKEG fanden sich etliche mehr oder minder prominente nationalsozialistische Dichter, Schriftsteller, Musiker und Künstler zusammen. Viele von ihnen waren nach 1933 zu Funktionären in den Ministerien von Joseph Goebbels und Alfred Rosenberg aufgestiegen. Andere hatten sich durch ihr Wirken in kulturpolitischen Zirkeln und Einrichtungen des Nationalsozialismus wie dem »Bamberger Dichterkreis« exponiert. Es waren all jene, um es in den Worten Lutz Niethammers zu sagen, die »das bürgerliche Klassenziel, sich in die nunmehr gegebenen Machtverhältnisse erneut einzufügen, verfehlte[n]« und so zu »Kader[n] der postfaschistischen Szene« wurden.[85] Im Verbund mit dem von dem vormaligen »SA-Dichter« Böhme herausgegebenen Magazin »Klüter Blätter« und dem von ihm betriebenen »Türmer Verlag« bildete der Verein den Rahmen für ein überparteiliches personelles Netzwerk. Dabei huldigte er NS-»Kulturschaffenden« wie Hans Wilhelm Hagen (1907–1969), Alfred Karrasch (1893–1973), Erwin Guido Kolbenheyer (1878–1962), Agnes Miegel (1879–1964), Robert Scholz (1902–1981), Gerhard Schumann (1911–1995), Heinz Steguweit (1897–1964) oder Will Vesper (1882–1962). Das DKEG war eine elitäre, faktisch nach dem Führerprinzip hierarchisch strukturierte Organisation. Böhme entwickelte schnell eine vereinsmäßige Struktur mit Präsidium, Kuratorium, Ehrenhof, Landeswarten und Pflegstätten, die das Rückgrat des Vereins bildeten. 1952 existierten bundesweit 39 Pflegstätten und ihre Zahl stieg bis 1965 auf immerhin 49.[86] Die Aktiven waren angehalten, neue Mitglieder zu gewinnen und

83 Vgl. dazu *Lutz Niethammer*, Angepasster Faschismus. Politische Praxis der NPD, Frankfurt am Main 1969, S. 32–95.

84 Zum DKEG sowie zu Herbert Böhme vgl. *Kurt P. Tauber*, Beyond Eagle and Swastika. German Nationalism since 1945, Bd. 1, Wisconsin 1967, insb. S. 651–666; *Daniel Klünemann*, Das Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes (DKEG), in: *Rolf Düsterberg* (Hrsg.), Dichter für das »Dritte Reich«. Biografische Studien zum Verhältnis von Literatur und Ideologie, Bd. 3: 9 Autorenporträts und eine Skizze über das Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes, Bielefeld 2015, S. 277–306; *Yves Müller*, Herbert Böhme (1907–1971). »SA-Lyriker« und Netzwerker der »nationalen Opposition«, in: *Gideon Botsch/Christoph Kopke/Karsten Wilke* (Hrsg.), Rechtsextrem: Biografien nach 1945, Berlin 2023, S. 75–95; *André Schaper*, Herbert Böhme – der Dichter der »preußischen Ostmark«, in: *Rolf Düsterberg* (Hrsg.), Dichter für das »Dritte Reich«. Biografische Studien zum Verhältnis von Literatur und Ideologie, Bd. 4: 10 Autorenporträts, Bielefeld 2018, S. 83–113.

85 *Lutz Niethammer*, Nach dem Dritten Reich ein neuer Faschismus? Zum Wandel der rechtsextremen Szene in der Geschichte der Bundesrepublik (1981), in: *ders.*, Deutschland danach. Postfaschistische Gesellschaft und nationales Gedächtnis, Bonn 1999, S. 59–73, hier: S. 62.

86 Jahreshauptversammlung des Deutschen Kulturwerkes, in: Das Deutsche Kulturwerk – Mitteilungen für das Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes e. V. 3, 1953, Nr. 2, S. 7 f.; Anschriften des DKEG, Stand: 1.5.1965, Stadtarchiv München (StdA M), KOE-DEUK, Böhme, Herbert, unverzeichnet, o. S. Nach einer anderen Angabe hatte das DKEG mit Stand Juni 1952 23 Pflegstätten sowie 22 »Gruppen«. Vgl. Rundschreiben des Deutschen Kulturwerks Europäischen Geistes e. V. – Präsidium, 6.6.1952, Nr. 4, Deutsches Literaturarchiv (DLA), Handschriftensammlung, Nachlass, A: Scholz, Wilhelm von, HS00086871, o. S.

Abonnements zu generieren.[87] Zentrale Aufgabe des DKEG war die Durchführung turnusmäßiger Veranstaltungen wie die »Tage deutscher Kultur« und das »Treffen deutscher Dichter«, bei denen Böhme wiederholt als »hinreißender Redner«[88] in Erscheinung trat. Im Umfeld der Kulturtage fanden regelmäßig die Jahreshauptversammlung des DKEG und ein »Dichtertreffen« statt, bei dem ein »Kreis der Dichter« einen vom DKEG gestifteten Ehrenring »Dem deutschen Gedicht« verlieh.[89] Seit 1969 fand bei den Kulturtagen zudem die Überreichung des mit 10.000 DM dotierten »Schillerpreises des deutschen Volkes« statt, der alle zwei Jahre vergeben werden sollte.[90] Die Veranstaltungen der Pflegstätten und der Münchner Organisation sollen jedes Jahr Tausende Besucher:innen angezogen haben. Damit war der Verein zwischenzeitlich eine der mobilisierungsfähigsten und mitgliederstärksten extrem rechten Organisationen in der Bundesrepublik. 1964 zählte der nordrhein-westfälische Verfassungsschutz bundesweit bereits mehr als 2.000 Mitglieder.[91] »Zu seinen Hochzeiten« in den 1960er-Jahren und Anfang der 1970er-Jahre soll das DKEG 4.000 Mitglieder gehabt haben.[92] Regionale Hochburgen hatte der Verein im Großraum München: So hatte die hiesige Pflegstätte bereits Ende der 1950er-Jahre etwa 100 Mitglieder und konnte angeblich bis zu 400 »Interessierte« mobilisieren.[93] Weitere Schwerpunkte lagen in Norddeutschland und im Bundesland Nordrhein-Westfalen, wo das DKEG zeitweise einige Hundert Anhänger hatte.

87 So rief Böhme in einem Rundschreiben dazu auf, »mir Anschriften Ihrer Freunde mitzuteilen, die evtl. bereit wären, in örtlichen Pflegstätten aktiv mitzuarbeiten«. Vgl. Rundschreiben des Deutschen Kulturwerks Europäischen Geistes e. V., 18.10.1961, DLA, Handschriftensammlung, Nachlass, A: Grimm, Hans, HS00123494, o. S.

88 *O. V. [Fritz Stüber]*, Herbert Böhme. Ein Leben für Deutschland. Berichtet von Fritz Stüber, Sonderdruck des Deutschen Kulturwerks Europäischen Geistes, München o. J. [1972], S. 6.

89 Deutscher Kulturkongreß, in: CrP-Informationsdienst, Oktober 1961, S. 131; Rundschreiben von Herbert Böhme, Kreis der Dichter, September 1962, StdA M, o. Sign., o. S.; Das Deutsche Kulturwerk, in: Klüter Blätter 18, 1967, Nr. 11/12, S. 56–60, hier: S. 59; Aus europäischem Geiste. 20 Jahre Deutsches Kulturwerk, in: Deutsche Nachrichten, 8.5.1970, S. 9, Eintrag »Bockelmann, Siegfried Wilhelm«, in: Verzeichnis niederdeutscher Autorinnen und Autoren, sowie Tagungsberichte, in: Deutsche Nachrichten, 20.10.1967, S. 7; Deutsche Nachrichten, 18.10.1968, S. 8; *E.[rika] N.[eubauer]*, Tage deutscher Kultur 1971. Ein Erntefest des deutschen Geistes, in: Das Deutsche Kulturwerk – Mitteilungen für das Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes e. V. 21, 1971, Nr. 2, S. 67–77, hier: S. 70; *Jan Bartels*, Gerhard Schumann – der »nationale Sozialist«, in: *Rolf Düsterberg* (Hrsg.), Dichter für das »Dritte Reich«. Biografische Studien zum Verhältnis von Literatur und Ideologie, Bd. 1: 10 Autorenporträts, Bielefeld 2009, S. 259–294, hier: S. 290.

90 Werbungsflugblatt zum Schillerpreis, o. D. [um 1969], StdA M, KOE-DEUK, Böhme, Herbert, unverzeichnet, o. S.

91 Das Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes, in: CrP-Informationsdienst, November 1958, S. 115; Extremismus-Berichte des Innenministeriums NRW an den Landtag oder Landesbehörden 1963, S. 14; Extremismus-Berichte des Innenministeriums NRW an den Landtag oder Landesbehörden 1964, S. 18. Vgl. auch *Klünemann*, Das Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes; *Kurt Hirsch*, Rechts von der Union. Personen, Organisationen, Parteien seit 1945. Ein Lexikon, München 1989, S. 282.

92 Ebd., S. 253. Das Bundesamt für Verfassungsschutz sprach für das Jahr 1970 von nahezu 3.500 Mitgliedern. Vgl. Verfassungsschutzbericht 1982, hrsg. v. Der Bundesminister des Innern, Bonn 1983, S. 145.

93 Rundschreiben an den Förderkreis, 1958/1, Januar 1958, StdA M, KOE-DEUK, Böhme, Herbert, unverzeichnet, o. S.

Die Aktivitäten Herbert Böhmes und seines DKEG wurden von Politik, Behörden und Zivilgesellschaft genau wahrgenommen. Früh war die Öffentlichkeit durch Medienberichte über die Machenschaften Böhmes informiert. Hirsch selbst hatte sich bereits Ende der 1950er-Jahre mit Böhme auseinandergesetzt, als er einen in der Zeitschrift CIVIS erschienenen Artikel den in der Bundesrepublik immer noch aktiven nationalsozialistischen Schriftstellern widmete.[94] Später wurde das DKEG zum Gegenstand der Aufmerksamkeit der DA. Deren Erkenntnisse gingen maßgeblich auf Recherchen Bernt Engelmanns zurück, der sich in Artikeln sowie in einer 1971 von der DA herausgegebenen Broschüre mit der Organisation um den »Oberste[n] SA-Lyriker«[95] und »Trommler« Herbert Böhme befasste. Martin Walser steuerte ein Vorwort bei, in welchem er den Rechtsradikalismus als »Deutsche Krankheit« beschrieb.[96]

Die Engelmann-Broschüre behauptete zudem, das DKEG habe 100.000 DM vom »Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft« erhalten, der 1949 als Nachfolger der 1942 ins Leben gerufenen »Fördergemeinschaft der deutschen Industrie und Wirtschaft« gegründet worden war.[97] Böhme bestritt, eine solche Spende durch die »Großindustrie« empfangen zu haben. Das Gerücht sei »erstmalig in einigen sowjetzonalen Blättern« gestreut worden. Schließlich habe 1956 die Gewerkschaftszeitung »Welt der Arbeit« von dem Journalisten Eric A. Peschler (1922–2005) die »törichte Meldung« aufgegriffen. In der Folge sei Böhme selbst »schlimmer als ein Straßenräuber beschimpft« worden, wie er in einem DKEG-Rundschreiben bekundete.[98] Ein Beleg für eine Förderung des DKEG durch deutsche Industrielle existierte damals nicht und kann auch heute nicht nachgewiesen werden.

Dass das DKEG Beziehungen zur »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der Angehörigen der ehemaligen Waffen-SS e. V.« (HIAG) unterhielt, mit der es gemeinsame Veranstaltungen durchführte, war hingegen unbestritten.[99] DA/PDI setzten sich daher folgerichtig ebenso mit dem 1951 gegründeten Veteranenverband ausei-

94 *Hirsch*, Bücher in Braun.

95 *Bernt Engelmann*, Schwarzbraun ist der Spendenfluß, in: V-illustriert. Sozialdemokratische Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft und Kultur, November 1973, S. 7.

96 *Bernt Engelmann*, Das »Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes«. »Pflegestätte« der »Aktion W«. Fakten, Daten und ... Summen. Vorwort: Martin Walser (Schriftenreihe der Demokratischen Aktion, H. 4), o. O. o. J. [München 1971].

97 Ebd., S. 20. Vgl. bereits *Tauber*, Beyond Eagle and Swastika, S. 659 f. Zum Stifterverband: *Peer Heinelt*, Portrait eines Schreibtischtäters. Franz Ronneberger (1913–1999), in: *Wolfgang Duchkowitsch/Fritz Hausjell/Bernd Semra*d (Hrsg.), Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft, Münster 2004, S. 193–217, hier: S. 209 f.; *Winfried Schulze*, Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, 1920–1995, Berlin 1995, insb. S. 110–112. Der Verband selbst beruft sich heute auf den 1920 gegründeten »Stifterverband der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft«.

98 Rundschreiben von Herbert Böhme, 13.8.1956, StdA M, KOE-DEUK, Böhme, Herbert, unverzeichnet, o. S. Besagter Artikel konnte nicht ausfindig gemacht werden.

99 Dossier »Das ›Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes‹ (DKEG) und seine politische Bedeutung«, o. D., S. 1 f., Institut für Zeitgeschichte München-Berlin (IfZ), ED 716/5, Bl. 78 f. Beispielsweise plante die DKEG-Pflegstätte Hannover gemeinsam mit der HIAG für Mai 1957 einen Abend mit dem Schriftsteller Will Vesper. Vgl. Schreiben Walter Ott an Will Vesper, 8.3.1957, DLA, Handschriftensammlung, Nachlass, A: Vesper, Will/Deutsches Kulturwerk europäischen Geistes, HS00844577, o. S.

nander. Die HIAG stand wegen ihrer revisionistischen Ausrichtung seit Längerem bei Opferverbänden wie der VVN(-BdA) oder der »Arbeitsgemeinschaft verfolgter Sozialdemokraten« (AvS) in der Kritik. Doch in Kurt Schumacher, der sich der gesellschaftlichen Integration der »Mitläufer« wie der »Belasteten« verschrieben hatte, fand die HIAG schon Anfang der 1950er-Jahre auch Befürworter in der Sozialdemokratie.[100] In einem Artikel für die »Blätter für deutsche und internationale Politik« kreidete Hirsch bereits 1961 den »im Bundestag vertretenen Parteien« an, sie befänden sich in einem Wettlauf »um die Gunst der ehemaligen, in einer Organisation zusammengeschlossenen SS-Leute«. »[B]ei SS-Kundgebungen« würden »Redner der SPD auf[treten], so Hirsch.[101] Seine im Oktober 1977 und Januar 1978 im »Vorwärts« und in »Die Tat« veröffentlichten Recherchen ergaben zudem, dass sich die Veteranen der Waffen-SS Dutzende Male mit Bundeswehrangehörigen getroffen hatten.[102] Gegen die bundesweit stattfindenden HIAG-Versammlungen konnte er wenig unternehmen. Darauf weist ein Schreiben an Ingeborg Drewitz hin, in dem Hirsch angesichts eines HIAG-Treffens im hessischen Bad Arolsen auf die begrenzten Mittel des PDI verwies: »Es tut uns auch von Herzen weh, daß wir nicht auf viel mehr Neo-Nazi Aktivitäten eingehen können und gegen diese etwas unternehmen können.«[103]

Die SPD-geführte Bundesregierung unter Helmut Schmidt (1918–2015), dessen Aussagen über die Soldaten der Waffen-SS mitunter als Sympathisieren mit den Veteranen interpretiert wurden[104], musste sich wiederholt unbequeme Fragen der eigenen Fraktion gefallen lassen. Tatsächlich hatten einzelne SPD-Politiker in der Vergangenheit immer wieder den Austausch mit der HIAG gesucht. Andere Sozialdemokraten protestierten scharf gegen die vermeintliche Nähe mancher Genossen. Nach Hirschs Veröffentlichungen beschlossen zwischen Dezember 1977 und März 1979 21 Gliederungen der Partei die Unvereinbarkeit der Mitgliedschaft in SPD und HIAG. Doch erst 1981 fasste auch der SPD-Vorstand einen Unvereinbarkeitsbeschluss bei gleichzeitiger Absage an jede Verbotsdiskussion.[105]

## V. »Kommunistische Tarnorganisation« – Strauß' CSU gegen Hirschs PDI

Kurt Hirsch sah die extreme Rechte zum einen in ihren langen Linien von den Alldeutschen bis zu den Neonazis, zum anderen verfolgte er in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre immer deutlicher die zahlreichen Verbindungen ins konservati-

100 *Kristina Meyer*, Sozialdemokratische NS-Verfolgte und die Vergangenheitspolitik, in: *Stengel/Konitzer*, Opfer als Akteure, S. 64 f.

101 *Kurt Hirsch*, Von der unbewältigten Vergangenheit zur nicht bewältigten Gegenwart, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 6, 1961, S. 330–338, hier: S. 338.

102 *Andreas Eichmüller*, Die SS in der Bundesrepublik. Debatten und Diskurse über ehemalige SS-Angehörige 1949–1985, Berlin/Boston 2018, S. 171 f. Zur HIAG vgl. *Karsten Wilke*, Die »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit« (HIAG) 1950–1990. Veteranen der Waffen-SS in der Bundesrepublik, Paderborn/München etc. 2011.

103 Schreiben von Kurt Hirsch an Ingeborg Drewitz, 28.3.1979, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

104 *Wilke*, Die »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit«, S. 339–344.

105 Ebd., S. 344–349.

ve Lager. Die »Grenzen zwischen Rechtskonservativen und Rechtsradikalen [sind] fließend«, schrieb er 1979 in seiner Dokumentation »Die heimatlose Rechte«.[106] Nicht zufällig war der PDI nun daher den Angriffen aus den Reihen der CSU ausgesetzt. Dabei konnten die Christsozialen auf das eingeübte antikommunistische Framing zurückgreifen. Der »CSU-Kurier«, der dem »Bayernkurier« beigelegt war, hatte den PDI als »kommunistische Tarnorganisation« gebrandmarkt, woraufhin der PDI-Sprecherkreis im Verbund mit Günter Wallraff 1977 Klage gegen die CSU einreichte. Allerdings verlor der PDI den Gerichtsprozess ebenso wie die Berufungsverhandlung.[107] Das Urteil konnte nicht zufriedenstellen, denn so müsste sich jedes Mitglied, egal welcher Organisation, als »kommunistische Tarnorganisation« diffamieren lassen, wenn auch Kommunisten Mitglied darin seien, hieß es in einem Rundschreiben. Wer darüber hinaus das »Recht von Kommunisten […] öffentlich verteidigt«, könne demnach ebenso ein »›getarnter Kommunist‹ genannt« werden. Lediglich durfte Bernt Engelmann nicht mehr als »Untergrundkommunist« gezieh en werden.[108]

Besonders involviert in der Angelegenheit war Ingeborg Drewitz. Sie sammelte Spenden auf einem »Sonderkonto«, um die Gerichtskosten zu decken, und veröffentlichte die Broschüre »Standortzuweisung« (1978), die über den gescheiterten Prozess gegen den CSU-Vorsitzenden Franz Josef Strauß (1915–1988) sowie einen weiteren verlorenen Prozess vor einem Westberliner Gericht gegen den CDU-Politiker Jürgen Wohlrabe (1936–1995) informieren sollte.[109] Im selben Jahr hatte der PDI die Broschüre »F. J. Strauß im Zwielicht der Geschichte« (Abbildung 3) herausgegeben, zu dem der SPD-Bundestagsabgeordnete Günther Heyenn (1936–2009) ein Vorwort beisteuerte.[110]

Strauß seinerseits verhöhnte die PDI-Vertreter öffentlich, so bei einer CSU-Veranstaltung in Kronach im Sommer 1978: »Mit Ratten und Schmeißfliegen führt man keine Prozesse.«[111] Die straußsche Aussage provozierte eine Welle der Empörung, die die CSU dazu veranlasste, ihre Schmeißfliegen-Rhetorik ›nur‹ noch auf Engelmann angewendet wissen zu wollen. Trotz der Niederlagen habe der PDI durch die Prozesse öffentlich »Profil gewonnen«, hieß es in einem Rundschreiben. Man habe für den Presseausschuss sechs neue Mitglieder gewinnen können. Um die

106 *Kurt Hirsch*, Die heimatlose Rechte. Die Konservativen und Franz Josef Strauß, München 1979, S. 13.

107 Auszug aus dem Urteil des Oberlandesgerichts Stuttgart 4. Zivilsenat vom 1.6.1977, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

108 Rundschreiben von Ingeborg Drewitz und Bernt Engelmann, 29.6.1977, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S. Vgl. auch *Horst Möller*, Franz Josef Strauß. Herrscher und Rebell, München/Berlin 2015, S. 304.

109 *Ingeborg Drewitz* (Hrsg.), Standortzuweisung. Linksliberal = »kommunistische Tarnorganisation« (PDI-konkret, Nr. 10), Hamburg 1978.

110 F. J. Strauß im Zwielicht der Geschichte, (PDI-Sonderheft, Nr. 5), hrsg. v. dem Pressedienst Demokratische Initiative, München 1978.

111 Das deutsche Wort. Was veranlaßt Strauß, Gegner als »Ratten« zu diffamieren?, in: Der SPIEGEL, 25.2.1980, S. 29–30.

finanzielle Situation sei es hingegen schlecht bestellt, da die Prozesse kostenintensiv waren. So musste der PDI sogar kurzfristige Kredite aufnehmen.[112]

Neben den finanziellen Herausforderungen durch die juristischen Auseinandersetzungen waren die wiederholten Hiebe gegen den PDI langfristig irreversibel. Fortan bezeichnete das rechte »Deutschland-Magazin« den PDI als »tarnkommunistisch«.[113] Die CSU erklärte »Engelmann und seine Komplizen zu Handlangern der Ostberliner Subversion«.[114]

Auch in den Folgejahren geriet der PDI mit CSU-Vertretern aneinander. Der Bundestagsabgeordnete Klaus Rose (*1941) fragte die Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit, die Sozialdemokratin Antje Huber (1924–2015), im Mai 1980, ob sie die Zusammenarbeit des bundesgeförderten »Bundesjugendrings« (BJR) mit dem »weit links stehenden« PDI billige. Zuvor war einer Ausgabe des BJR-Blattes »Jugendpolitik« eine Veröffentlichung des PDI beigelegt worden.[115] Der Parlamentarische Staatssekretär Karl Fred Zander (1935–2012) beantwortete die Schriftliche Anfrage dahin gehend, dass vonseiten der Bundesregierung kein Anlass zu einer Kritik am Vorgehen des BJR bestehe.[116]

Spätestens die Beteiligung des PDI an der Kampagne gegen Strauß' Kanzlerkandidatur im Jahr 1980[117] führte zu weiteren Aktivitäten der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, die in der Hauptsache die SPD adressierte: So wandte sich der CDU-Bundestagsabgeordnete Ernst Müller-Hermann (1915–1994) an seinen Kollegen Ernst Waltemathe (1935–1997), weil dieser dem PDI beigetreten war und sich damit an der Anti-Strauß-Kampagne beteiligen würde. Dies jedoch sei ein »Affront«, so Müller-Hermann, der seinen Adressaten aufforderte, sich »diesen Schritt noch einmal zu überlegen und ihn rückgängig zu machen«.[118] Tatsächlich drohte der CDU/CSU weniger Gefahr von linksradikaler Seite. Die Anti-Strauß-Kampagne hatte vielmehr auch Teile der Sozialdemokratie erfasst.[119]

---

112 Rundschreiben an die Freunde und Mitglieder des PDI, 10.1.1978, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

113 Beim Namen genannt, in: Deutschland-Magazin 9, 1977, Nr. 1, S. 44–45, hier: S. 44; Linksradikale rennen zur ›Klassenjustiz‹, in: Deutschland-Magazin 9, 1977, Nr. 4, S. 18–20. Zuvor war der PDI als »Konsortium aus aktiven Kommunisten, Sozialdemokraten, FDP-Mitgliedern, ehemaligen DFU-Funktionären und Mitarbeitern der seinerzeit von der SED finanzierten Zeitschrift ›Konkret‹« bezeichnet worden. Vgl. DKP, SPD und FDP: Einig gegen Union, in: Deutschland-Magazin 8, 1976, Nr. 2, S. 48.

114 SPD und Kommunisten, Der Münchner. Wahlzeitung der CSU v. September/Oktober 1978.

115 Anfrage des Abgeordneten Klaus Rose, Deutscher Bundestag, Drucksache 8/4023, 8. Wahlperiode, Sitzungswoche vom 19.5.1980, S. 15.

116 Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll, 8. Wahlperiode, 219. Sitzung, 23.5.1980, Anlage 64, S. 17696(D) f.

117 *Saskia Richter*, Franz Josef Strauß. Das Scheitern eines Siegers, in: *Daniela Forkmann/Saskia Richter* (Hrsg.), Gescheiterte Kanzlerkandidaten. Von Kurt Schumacher bis Edmund Stoiber, Wiesbaden 2007, S. 202–235; *Christian Schletter*, Grabgesang der Demokratie. Die Debatten über das Scheitern der bundesdeutschen Demokratie von 1965 bis 1985, Göttingen 2015, S. 171–207.

118 Schreiben von Ernst Müller-Hermann an Ernst Waltemathe, 24.3.1980, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S. Ernst Waltemathe antwortete jedoch deutlich die Anwürfe zurückweisend auf Müller-Hermann. Vgl. Schreiben von Ernst Waltemathe an Ernst Müller-Hermann, 26.3.1980, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

119 *Möller*, Franz Josef Strauß, S. 318 f.

## VI. Die SPD und der PDI – ein wechselhaftes Verhältnis

Das Agieren der SPD gegenüber dem PDI blieb ambivalent, fand Hirsch in den Reihen der Sozialdemokratie doch etliche Unterstützer:innen, während das eigensinnige Handeln seiner Organisation der Parteispitze nicht geheuer war. Hirsch, der seit 1961 kein SPD-Mitglied mehr gewesen war, trat der Partei 1982 wieder bei, weil man ihn stets sowieso für einen »Genossen« gehalten habe. Daher habe er es »für anständiger und korrekter« gehalten, »der SPD beizutreten, ohne deshalb Sozialdemokrat zu werden«, wie er später rechtfertigte.[120] Tatsächlich werden die Gründe seiner Parteimitgliedschaft nicht ganz unpraktischer Natur gewesen sein, standen Hirsch so doch bedeutsame Netzwerke und gehörige Ressourcen zur Verfügung, gerade als der PDI in eine existenzielle Krise geriet.

Der PDI war auf die sozialdemokratische Unterstützung angewiesen. Die Schriftstellerin Luise Rinser (1911–2002), Mitglied des PDI-Sprecherausschusses, hatte sich Anfang 1978 an den SPD-Parteivorsitzenden Willy Brandt gewandt, um für den PDI zu werben.[121] Brandt antwortete wohlwollend und sicherte dem PDI seine Unterstützung zu: »Sie wissen, daß die SPD die Arbeit des PDI aufmerksam begleitet, auch wenn sie nicht alle Träger der Initiative zu ihren Mitgliedern oder Anhängern rechnet. Wo es möglich ist, bei Wahrung der beiderseitigen Unabhängigkeit diese Arbeit zu unterstützen, geschieht das auch.« So versprach er, zu prüfen, »inwieweit gezielte Aufträge zur Information über rechtsextreme Aktivitäten sinnvoll sind«.[122]

Anfang der 1980er-Jahre geriet der PDI in finanzielle Schieflage, die ihn immer mehr in die Abhängigkeit zur SPD rückte. Weil der PDI keine vereinsmäßige Gemeinnützigkeit vorweisen konnte, war die Spendenakquise stets eine Herausforderung gewesen.[123] Die Organisation war auf Abonnements angewiesen, die jedoch nicht ausreichend generiert werden konnten.[124] Eine befürchtete politische Isolation versuchte Hirsch durch verstärkte Werbung bei Abgeordneten der SPD – ebenso wie im akademischen Bereich durch die Einbindung von Wissenschaftlern – zu parieren.[125]

Letztlich war der PDI nicht zu retten. In einem Rundschreiben erläuterte der Sprecherkreis im November 1983 die Hintergründe für das Aus nach 15 Jahren:

> »Die Ursachen sind nicht leicht zu benennen: Die Rechtswende in Bonn, das damit verbundene Klima der Einschüchterung, aber auch das Engagement der demokratischen Kräfte in der Friedensbewegung haben die antifaschistische Arbeit in den Hintergrund gedrängt.

120 Zit. nach: *Heim*, Zwischen den Stühlen, S. 296.

121 Schreiben von Kurt Hirsch an Ingeborg Drewitz, 7.3.1978, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

122 Auszug aus einem Schreiben von Willy Brandt an Luise Rinser, o. D. [1978], Kopie, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

123 Schreiben von Kurt Hirsch an Ingeborg Drewitz, 21.2.1977, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.; Rundschreiben an die Freunde und Mitglieder des PDI, 10.1.1978, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

124 Schreiben von Kurt Hirsch an Ingeborg Drewitz, 30.11.1977, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

125 Rundschreiben von Kurt Hirsch an die Mitglieder des Sprecherkreises, 11.5.1982, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

> Die neofaschistische Szene befindet sich darüberhinaus in einem strukturellen Wandel, der ihre Beobachtung und die klare Definition und Abgrenzung zu konservativen Gruppen erschwert.«[126]

Zuletzt sei »die finanzielle Basis für unsere Arbeit« deutlich geschrumpft. Während die Absatzzahlen sanken, stiegen die Herstellungskosten für Broschüren und den bnr. Natürlich trug auch die jahrelange Diffamierungskampagne gegen Bernt Engelmann das ihrige bei. So habe man letztlich erfolglos »nach Wegen gesucht, eine neue finanzielle Grundlage für die Fortführung des Archives und des ›Blick nach rechts‹ zu finden«.[127] Das Ende des PDI bedeutete auch für Hirsch einen deutlichen Bruch, wie das Rundschreiben festhält:

> »Dem Sprecherkreis bleibt nur noch, allen zu danken, die auch in den schwierigen Jahren der Diffamierung unsere Arbeit unterstützt haben, durch Mitgliedschaft, durch Beiträge, durch publizistische Mitarbeit sowie durch Spenden. Undenkbar wäre unsere öffentliche Wirksamkeit gewesen ohne Kurt Hirsch. Er hat von Anfang an, seit 1967, die Last der täglichen Arbeit getragen. Die Liquidation ist für ihn besonders schmerzlich. Sie bedeutet für ihn auch die Zerstörung eines Lebenswerkes.«[128]

Das PDI-Archiv wurde an das Zentrum für sozialwissenschaftliche Forschung an der Freien Universität Berlin verkauft.[129] Immerhin waren die Versuche Hirschs, wenigstens den bnr mittels Übernahme durch den Sozialdemokratischen Pressedienst zu retten, letztlich erfolgreich. Nachdem das Informationsblatt ein ganzes Jahr gar nicht erscheinen konnte, ging es im September 1984 in Bonn mit neuem Layout weiter. Hirsch blieb zunächst als Chefredakteur erhalten, wurde 1985 jedoch entfernt, sodass ihm nur noch der Posten als »Redaktion München« blieb. 1987 schied er endgültig »aus gesundheitlichen Gründen« aus.[130]

So hängt Hirschs später abschätzige Einstellung gegenüber der deutschen Sozialdemokratie deutlich mit dem jähen Ende des PDI zusammen. In den letzten Jahren seines Lebens gab er ein scharfes historisches Urteil zu Protokoll: »Es gibt keinen großen historischen Anlaß, bei dem die SPD nicht versagt hätte. […] Wenn man die Geschichte der SPD betrachtet, so ist diese mit der Geschichte des ›kleineren Übels‹ identisch.«[131] Der pragmatisch-taktische Umgang mit der SPD – bis hin zur zweimaligen Parteimitgliedschaft –, der zeitweise sicherlich von Sympathie und Solidarität geprägt gewesen sein mag, war Verbitterung gewichen.

---

126 Rundschreiben des Sprecherkreises vom 17.11.1983, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

127 Ebd.

128 Rundschreiben des Sprecherkreises vom 17.11.1983, AdK, Ingeborg-Drewitz-Archiv, Drewitz 4223, o. S.

129 Gemeint ist das Otto-Stammer-Zentrum um den Politologen Richard Stöss. Nach Stöss' Emeritierung übernahm das in Berlin ansässige »antifaschistische pressearchiv und bildungszentrum« (apabiz) im Jahr 2008 den umfangreichen Bestand. Vgl. *Ulli Jentsch*, Archivbestände des Otto-Stammer-Zentrums, 15.3.2008, URL: <https://www.apabiz.de/2008/archivbestaende-des-otto-stammer-zentrums/> [6.2.2023].

130 *Heim*, Zwischen den Stühlen, S. 273–275.

131 Zit. nach: ebd., S. 150 f.

## Schluss

Eine Geschichte des Anti-Nazismus ist Desiderat. Ebenso wie der organisierte und der integrierte Nationalismus wellenförmig verschiedene Anläufe unternahmen, um Hegemonialität zu erlangen, veränderte sich auch das Gesicht seiner Gegner. Zwischen 1968 und 1983 war der Anti-Nazi Kurt Hirsch mit der DA/PDI zu einem zentralen Protagonisten des Kampfes gegen rechts geworden. Die DA/PDI suchte die strategische Nähe zur SPD, um dem zunehmenden Druck von konservativer Seite zu begegnen. An der Wende vom »sozialdemokratischen Jahrzehnt« zur »neuen Ära«[132] unter Helmut Kohl war der PDI in die Defensive geraten.

Das Ende des PDI bedeutete für Hirsch eine Zäsur. Gegen Ende der 1980er-/Anfang der 1990er-Jahre konzentrierte er sich auf publizistische Tätigkeiten. Neuerliche Organisierungsversuche sind nicht belegt. Das Hauptaugenmerk galt aber auch jetzt dem rechten Rand von CDU und CSU sowie der neuen Partei »Die Republikaner« (REP) um Franz Xaver Schönhuber (1923–2005). Der Fernsehjournalist und Politiker hatte die Partei 1983 als Sammelbecken enttäuschter CSU-Anhänger gegründet. Während seiner Amtszeit als Parteivorsitzender von 1985 bis 1994 schwenkte die Partei deutlich nach rechts, erlebte aber auch ihre größten Wahlerfolge.[133] Hirsch veröffentlichte zwei dünnleibige Taschenbücher – eines mit dem Rundfunkjournalisten Hans Sarkowicz (*1955) über Schönhuber und seine Partei und ein weiteres als »Aktuelles Handbuch zur rechtsextremen Szene«, zu dem der damalige Westberliner Regierende Bürgermeister Walter Momper (*1945) ein Vorwort beisteuerte.[134]

Die politische Wende ging auch an Hirsch nicht spurlos vorüber: 1993 ermittelte die Bundesanwaltschaft Karlsruhe gegen den inzwischen todkranken Holocaustüberlebenden, weil er seit den 1970er-Jahren für den DDR-Geheimdienst tätig gewesen sei. Tatsächlich war Hirsch bereits seit 1964 Gegenstand nachrichtendienstlicher Aktivitäten des MfS und hatte sich schließlich bereit erklärt, Informationen zu liefern.[135] Ihn als Parteigänger Erich Honeckers zu brandmarken, geht jedoch fehl, blieb er doch beiden Weltsystemen – Realsozialismus und Kapitalismus – ein Fremder. Sein Verhältnis zur DDR wäre Gegenstand weiterer Untersuchung.

---

132 *Andreas Wirsching*, Eine Ära Kohl? Die widersprüchliche Signatur deutscher Regierungspolitik 1982–1998, in: AfS 52, 2012, S. 667–684.

133 *Moritz Fischer*, Die »Parteienkrise« und die Identität des Konservativen. Die Gründung der Republikaner 1983–1985, in: *Felix Lieb/Thorsten Holzhauser* (Hrsg.), Parteien in der »Krise«. Wandel der Parteiendemokratie in den 1980er- und 1990er-Jahren, Berlin 2021, S. 70–83.

134 *Kurt Hirsch/Hans Sarkowicz*, Schönhuber. Der Politiker und seine Kreise, Frankfurt am Main 1989; *Kurt Hirsch*, Rechts, REPs, Rechts. Aktuelles Handbuch zur rechtsextremen Szene, Berlin 1990.

135 Die Akte von Kurt Hirsch zeigt, dass Hirsch dem MfS seit den 1950er-Jahren bekannt war. Im Februar 1964 erfolgte die »Kontaktaufnahme« und die Vereinbarung einer Zusammenarbeit, die jedoch aus Sicht des Geheimdienstes nicht zum Erfolg führte. Vgl. StUA, HA II/19, Nr. 251, passim. Vgl. auch *Hubertus Knabe*, Der diskrete Charme der DDR. Stasi und Westmedien, Berlin 2001, S. 297 f. Auch die PDI-Mitglieder Bernt Engelmann und Günter Wallraff gerieten seit den 1990er-Jahren aufgrund tatsächlicher oder vermeintlicher Verbindungen zum MfS in die Schlagzeilen.

Als jüdischer Kommunist, der die deutschen Konzentrationslager überlebt hatte, stach Kurt Hirsch nie heraus und wurde so nie zum Zeitzeugen. Er trat nicht als Überlebender der Shoa in Erscheinung. In seinen zahlreichen Veröffentlichungen tauchte seine Person ohnehin fast nie auf und er schrieb keine autobiografischen Texte. So ist er heute auch weniger mit den erinnerungspolitischen Kontroversen der Nachkriegszeit verbunden als mit den eher gegenwartsorientierten Auseinandersetzungen um das Nachleben des Nationalsozialismus in den rechten Akteuren der Bundesrepublik.

# Dokumentation – Analyse – Kritik

VOJIN SAŠA VUKADINOVIĆ

# Rassistisches Wissen 1978–1983

Der vergessene migrantische Beitrag zur frühen Rechtsextremismusforschung

Während sich die populäre wie die akademische Publizistik zu den Wirkungsweisen des Rassismus in den 2020er-Jahren mit dem Nimbus des Neuen umgibt und nach der Staatsaffäre, die der »Nationalsozialistische Untergrund« 2011 ausgelöst hatte, einen erheblichen Aufmerksamkeits- und Produktionsschub erfahren hat, reicht die wissenschaftliche Beschäftigung mit zugehörigen Fragen tatsächlich weit in die Geschichte Westdeutschlands zurück. Sie erlebte einige markante Konjunkturen, die heute in der Regel nicht mehr präsent sind. So wurden in den späten 1970er- und den frühen 1980er-Jahren eine Reihe an Studien verfasst, die noch vor der Etablierung einer systematischen Forschung zum Rechtsextremismus erschienen und die in der historiografischen Perspektivierung als Bausteine einer solchen kenntlich werden. Hierbei handelt es sich um Arbeiten von Haris Katsoulis (1941–2018), Badi Panahi (1935–2008) und Georgios Tsiakalos (geb. 1946), die heute weitgehend vergessen sind und an die sich nicht nur aus wissenschaftshistorischen Gründen zu erinnern lohnt, sondern auch, weil ihre Rezeption Auskunft über das Hochschulwesen und die Publizistik der alten Bundesrepublik gibt – und damit auch über deren Gesellschaft.

## I. Rechtsextremismus und Rassismus nach 1945 als gesellschaftliche Fragen

Am 8. März 1970 eröffnete Gustav Heinemann die 16. »Woche der Brüderlichkeit« in Köln.[1] In seiner Ansprache zu dieser Veranstaltung, die zu Beginn der 1950er-Jahre dem versöhnlichen Impetus einer christlich-jüdischen Zusammenarbeit nach der Shoah entsprungen war[2], erklärte der sozialdemokratische Bundespräsident:

> »Wir dürfen uns nicht scheuen, in aller Offenheit darüber zu reden, wo Mangel an brüderlicher Gesinnung das Zusammenleben in unserer Gesellschaft vergiftet. In einem freien Rechtsstaat sind Verbrechen und Untaten, wie sie in einem Regime nationalsozialistischer Prägung mit Billigung und auf Befehl der Herrschenden geschehen, unmöglich. Aber die Garantie der Grundrechte durch die Verfassung und die freiheitlichen Gesetze können nicht verhindern, daß auch in einer freien Gesellschaft Gruppen und vor allem Minderheiten zu Parias der öffentlichen und nichtöffentlichen Meinung werden. Wie wird bei uns z. B. über Gastarbeiter gesprochen? Sind wir bereit, sie auch gesellschaftlich und menschlich als gleichberechtigte Partner anzusehen, die mit ihrer Arbeit zu unserem Wohlstand beitragen?

1 Dank an Georgios Tsiakalos für Materialien und ein Hintergrundgespräch zu seiner Monografie von 1983, an Ioannis Politis für seine Hilfe bei der Recherche zu den griechischen Publikationen von Haris Katsoulis und Georgios Tsiakalos sowie an Magnus Klaue für Hinweise zu Badi Panahi in diesem Beitrag.

2 Zur Geschichte der Veranstaltung vgl. *Christoph Münz/Rudolf W. Sirsch* (Hrsg.), »… damit es anders anfängt zwischen uns allen.« 60 Jahre Woche der Brüderlichkeit, Berlin 2012.

> Wir sind nach unserem persönlichen Verhalten gefragt. Wir sollten Rechenschaft darüber ablegen, was wir tun, um Vorurteile aufzubrechen und Ressentiments zu entlarven.«[3]

Zehn Jahre nach Heinemanns Plädoyer für gesellschaftliche Wachsamkeit verteilte sich die migrantische Bevölkerung in der Bundesrepublik allein auf 33 % türkische, 14 % jugoslawische und rund 14 % italienische Staatsangehörige; der sogenannte »Ausländeranteil« an der Gesamtsumme aller Beschäftigten lag 1980 bei annähernd 10 %.[4] Zeitgleich erlangte der Rechtsextremismus seinen gewalttätigen Höhepunkt.[5] Im Januar jenen Jahres ermordeten türkische Faschisten und Islamisten den Westberliner Lehrer Celalettin Kesim.[6] Im August verübten die »Deutschen Aktionsgruppen« einen Brandanschlag auf ein Übergangsheim in Hamburg, bei dem zwei aus Vietnam geflohene Männer verbrannten beziehungsweise kurz darauf ihren Verletzungen erlagen.[7] Beim rechtsextremistischen Anschlag auf das Oktoberfest starben 13 Menschen, mehr als 200 Personen wurden zum Teil schwer verletzt.[8] Im Dezember ermordete Uwe Behrendt, Vize der »Wehrsportgruppe Hoffmann«, den jüdischen Verleger Shlomo Lewin und dessen Lebensgefährtin Frida Poeschke in Erlangen[9], fünf Tage später erschoss der Rechtsterrorist Frank Schubert einen Schweizer Grenzwächter und einen Polizisten im Kanton Aargau.[10]

Im Verlauf der 1970er-Jahre hatten sich die Bedingungen, innerhalb derer sich der Rassismus entfaltete, merklich verändert. Nach dem Anwerbestopp für »Gastarbeiter«, den die sozial-liberale Bundesregierung am 23. November 1973 infolge der Ölkrise verhängte, wurden aus den vermeintlichen »Gästen« zusehends die unmittelbaren Anderen der Bundesdeutschen und fortan »Ausländer« gerufen.[11] 1978 war das neuerliche neonazistische Selbstbewusstsein medienwirksam in Szene gesetzt worden, als eine mit Eselsmasken ausgestattete Kleingruppe um Michael Kühnen und Christian Worch öffentlich den Gebrauch von Gaskammern zur

3 *Gustav Heinemann*, Eröffnungsansprache zur »Woche der Brüderlichkeit« (8. März 1970), in: *René Leudesdorff/Horst Zilleßen* (Hrsg.), Gastarbeiter = Mitbürger. Bilder, Fakten, Gründe, Chancen, Modelle, Dokumente, Gelnhausen/Berlin 1971, S. V.

4 Vgl. *Jochen Oltmer*, Einführung: Migrationsverhältnisse und Migrationsregime nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *ders./Axel Kreienbrink/Carlos Sanz Díaz* (Hrsg.), Das »Gastarbeiter«-System. Arbeitsmigration und ihre Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa, München 2012, S. 9–21, hier: S. 11.

5 Ausführlich dazu *Clemens Gussone*, Reden über Rechtsradikalismus. Nicht-staatliche Perspektiven zwischen Sicherheit und Freiheit (1951–1989), Göttingen 2020, S. 279–329.

6 Vgl. *Barbara Hoffmann/Michael Opperskalski/Erden Solmaz*, Graue Wölfe, Koranschulen, Idealistenvereine. Türkische Faschisten in der Bundesrepublik, Köln 1981, S. 103.

7 Vgl. *Armin Pfahl-Traughber*, Rechtsextremismus in Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme, Wiesbaden 2019, S. 243 f.

8 Vgl. *Ulrich Chaussy*, Das Oktoberfest-Attentat und der Doppelmord von Erlangen. Wie Rechtsterrorismus und Antisemitismus seit 1980 verdrängt werden, Berlin 2020.

9 Vgl. dazu *Uffa Jensen*, Ein antisemitischer Doppelmord. Die vergessene Geschichte des Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik, Berlin 2022.

10 Vgl. *Armin Pfahl-Traughber*, Rechtsextremismus in der Bundesrepublik, München 2006 (zuerst 1999), S. 73.

11 Vgl. dazu *Matthias Jung/Thomas Niehr/Karin Böke*, Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch, Wiesbaden 2000.

Vernichtung der europäischen Juden anzweifelte.[12] Im Jahr darauf sorgte die Ausstrahlung der US-amerikanischen Fernsehserie »Holocaust« dafür, dass die Fiktionalisierung des systematischen Massenmords zu einem medialen Massenereignis in den bundesdeutschen Wohnzimmern geriet.[13] 1981 veröffentlichte ein Dutzend Professoren das Heidelberger Manifest, mit dem sie den Rassismus auf die Höhe der Zeit hievten, indem sie einerseits den Begriff der »Überfremdung« stark machten, andererseits deutlich auf ideologische Abstammungs- und Vererbungsprinzipien rekurrierten, die unverhohlen mit Anklängen aus der nationalsozialistischen Forschung warben.[14]

Die dauerhafte Präsenz migrantischer Menschen in der »Einwanderungsgesellschaft wider Willen«[15] (Maria Alexopoulou), die Radikalisierung des rechtsextremistischen Milieus, die populäre Medialisierung der Vernichtung der europäischen Juden und der Versuch, zumindest Elemente der einstigen »Rassenforschung« zu modernisieren, stehen alle für die soziopolitischen Transformationen des Rassismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zugleich indiziert die Anpassungsfähigkeit des Phänomens die Grenzen der Versuche nach 1945, das rassistische Denken durch Gesten und guten Willen einzudämmen. Deutlich wird dies daran, dass in Westdeutschland sehr früh wissenschaftlich wie essayistisch versucht wurde, dem Problem entgegenzutreten – und damit dem rechtsextremistischen beziehungsweise den neonazistischen Bestrebungen ein ideologisches Kernelement zu entziehen, das diesen wiederum als agitatorischer Motor diente.

Noch vor Gründung der Bundesrepublik war etwa die deutsche Übersetzung von Ruth Benedicts Abhandlung »Die Rassenfrage in Wissenschaft und Politik« erschienen. Darin hatte die US-amerikanische Anthropologin darauf hingewiesen, dass Rassisten zwar »einmal für diese, einmal für jene Rasse Überlegenheitsansprüche angemeldet« hätten, doch »in keiner Gemeinschaft konnte Überlegenheit durch das Keimplasma allein verewigt werden«.[16] Benedict plädierte dafür, »den rassistischen Schlagwörtern auf den Grund zu gehen und dem Konflikt, den sie schüren wollen, offen und ehrlich ins Auge zu schauen«; zudem bestimmte sie die »Abschaffung des Rassenkampfes« als »eine Aufgabe der sozialen Technik«, wiewohl dem in erzieherischer Hinsicht einzig beizukommen sei, wenn Kinder lernten, »unbefriedigende Verhältnisse nicht als unentrinnbare Naturtatsachen anzusehen, sondern als solche, mit denen man bei entsprechenden Anstrengungen fertig werden kann«.[17]

12 Bündig dazu *Fabian Virchow*, Eselsmasken-Aktion (1978), in: *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Bd. 4: Ereignisse, Dekrete, Kontroversen, Berlin/Boston 2011, S. 107–109.

13 Für eine zeitgenössische Studie zur Serie, die vor der Fragestellung dieses Beitrags besonders interessant ist, vgl. *Yizhak Ahren/Christoph Melchers/Werner Seifert* u. a., Das Lehrstück »Holocaust«. Zur Wirkungspsychologie eines Medienereignisses, Wiesbaden 1982.

14 Vgl. dazu *Andreas Wagner*, Das »Heidelberger Manifest« von 1981. Deutsche Professoren warnen vor »Überfremdung des deutschen Volkes«, in: *Johanna Klar/Robert Lorenz* (Hrsg.), Manifeste. Geschichte und Gegenwart des politischen Appells, Bielefeld 2010, S. 285–314.

15 Vgl. *Maria Alexopoulou*, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen, Ditzingen 2020.

16 *Ruth Benedict*, Die Rassenfrage in Wissenschaft und Politik, Bergen 1947 (zuerst engl. 1940), S. 117.

17 Ebd., S. 184 und 214 f.

1949 wurde »Der Rassenwahnsinn als Staatsphilosophie« von Ignaz Zollschan neu aufgelegt, der sich der Vorstellung eines »Rassenkäfigs für Seele und Geist« widmete, die anderthalb Jahrzehnte zuvor »die große Masse der nicht-selbständig Denkenden der Irreführung durch Pseudo-Wissenschaft« zugeführt hatte – gemeint war die Rassenlehre, das »Instrument zur Herbeiführung einer der größten Katastrophen der Menschheit«[18], wie der nach England geflohene Anthropologe schrieb.

Zehn Jahre später erschien dann die Übersetzung von »Rassen, Gruppen, Vorurteile und Erziehung« des britischen Biologen Cyril Bibby, der in diesem »Handbuch für Erzieher und Jugendleiter« das rassismuskritische Potenzial der Literatur pries und nach Pädagogen rief,

> »die den Mut haben, ihre Bürgerrechte wahrzunehmen, die sich an der Politik und an den Gemeindeangelegenheiten beteiligen und den Kontakt zu den verschiedenen sozialen Kreisen suchen. Der Lehrer, der seinen Schülern zu einem vollen, reichen und freien Leben verhelfen möchte, muß selbst bereit sein, an der Gestaltung jener Gesellschaft mitzuwirken, in die seine Schüler hineinwachsen werden«.[19]

Während diese Schriften im englischsprachigen Raum entstanden waren, auf den sie sich überwiegend auch bezogen, zeichnete sich in der Bundesrepublik spätestens seit den Wahlerfolgen der NPD Ende der 1960er-Jahre eine neuerliche deutsche Gestalt des Problems ab. Diese beschränkte sich jedoch nicht nur auf die zunehmend selbstbewussten Rechtsextremisten, sondern zeigte sich gerade im alltäglichen Umgang durchschnittlicher Bundesbürger mit den vermeintlichen »Fremden«. 1971 veröffentlichte Ernst Klee die Dokumentation »Die Nigger Europas«, um auf die Lage der »Gastarbeiter« hinzuweisen – und zwar mit O-Tönen ihrer Verleumder.[20] Der schon damals völlig deplatzierte Titel[21] darf nicht darüber hin-

18 *Ignaz Zollschan*, Der Rassenwahnsinn als Staatsphilosophie, Heidelberg 1949 (zuerst 1940), S. 89 und 15.

19 *Cyril Bibby*, Rassen, Gruppen, Vorurteile und Erziehung. Ein Handbuch für Erzieher und Jugendleiter, Berlin/Frankfurt am Main 1959, im Folgenden zitiert nach der vierten Auflage, Berlin/Frankfurt am Main 1963, S. 84 und 102.

20 *Ernst Klee*, Die Nigger Europas. Zur Lage der Gastarbeiter. Eine Dokumentation, Düsseldorf 1971.

21 Der Titel legt eine Analogie zwischen der schwarzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten und den »Gastarbeitern« der alten Bundesrepublik nahe, die in mehrerer Hinsicht falsch ist: Bei Ersterer handelte es sich um Nachfahren von Sklaven und um Menschen, die teils noch in Segregation gelebt hatten und die aus diesen Gründen eine grundsätzlich schlechtere Ausgangslage hatten als viele weiße US-Bürger, während die von Klee Gemeinten mit Arbeitsverträgen aus mehreren südeuropäischen und aus zwei nordafrikanischen Staaten sowie aus Südkorea in die Bundesrepublik gekommen waren. Die Vereinigten Staaten hatten zudem einen Bürgerkrieg zur Abschaffung der Sklaverei geführt sowie eine Bürgerrechtsbewegung hervorgebracht, die den Rassismus auf breiter gesellschaftlicher Basis bekämpfte, woran sich auch zahlreiche Weiße beteiligt hatten, während das mörderischste rassistischste System der Menschheitsgeschichte, der Nationalsozialismus, 1945 mit der Niederlage der Wehrmacht endete und nicht etwa wegen Einsicht. Jede Analyse der deutschlandspezifischen Ausprägungen des Rassismus im 20. Jahrhundert hat diesen Umstand zum Ausgangspunkt zu nehmen, da sie sonst droht, ahistorisch zu werden. Gleichwohl lässt Klees Wortwahl eine Suchbewegung nach Begriffen erkennen, mit denen um 1970 Probleme benannt werden sollten, für die sich bis dato noch keine Bezeichnungen durchgesetzt hatten.

wegtäuschen, dass der Journalist aufschlussreiches Material zusammengetragen hatte, das in seiner Fülle durchaus als repräsentativer Querschnitt durch die Ressentiments und den Hass gelten kann, die sich bis dahin Bahn gebrochen hatten. An dieser Stelle sei lediglich aus einem exemplarischen Flugblatt zitiert, das den eingangs zitierten Appell Gustav Heinemanns verständlicher macht:

> »Man nennt die Fremdarbeiter heute ›Gast‹-Arbeiter, Gäste sind Menschen, die man eingeladen hat. Haben wir die Ausländer eingeladen? Man hat uns überhaupt nicht gefragt. Man wußte von Anfang an, daß 90 % der Bevölkerung keine Ausländer wollen, und hat uns angelogen nach Strich und Faden […].« – »Man propagiert Kinderreichtum bei den Südländern, Pille bei uns und läßt den Geburtenüberschuß zu uns abwandern. Da ist System dahinter.«[22]

Umgekehrt bezeugen zeitgleiche Parteinahmen für »Gastarbeiter«, dass die differenzielle Logik deutsch/»ausländisch« nicht nur dem Rechtsextremismus und dem Alltagsrassismus jener Ära zugrunde lag, sondern auch vermeintliche Aufgeschlossenheit kennzeichnete. Nachdem er sich bereits in den 1960er-Jahren zur wirtschaftsbedingten Immigration in die Bundesrepublik geäußert hatte[23], behauptete der sozialdemokratische, vormalige Leiter des Arbeitsamtes Stuttgart Otto Uhlig[24] in seiner 1974 erschienenen Abhandlung »Die ungeliebten Gäste«, dass »die ausländischen Arbeiter aus allen Nationen« sich »sehr rasch auf das äußere Erscheinungsbild der Deutschen (und überhaupt aller nordeuropäischen Völker) ausgerichtet« hätten und nun »nach einer möglichst vollen Anpassung« strebten: »Der Motor dieser Tendenz liegt gerade in der ursprünglichen natürlichen Vitalität einer noch nicht ver-zivilisierten Lebensart; ausgelöst und potenziert wird sie bei der Berührung mit der anderen, ungewohnten Zivilisationsstufe.«[25]

## II. Rassistisches Wissen

Um diese gesellschaftliche Gleichzeitigkeit von Verachtung und Zugewandtheit begreifbar zu machen, die sich in den überlappenden wie divergierenden Arealen von Staat, Ökonomie, Wissenschaft, Kultur wie Alltag findet, ist zunächst an David Theo Goldbergs Konzept des *racial knowledge* zu erinnern, das Mark Terkessidis 2004 als »rassistisches Wissen« in die deutschsprachige Debatte überführt hat.[26] Goldberg bezeichnete damit die Produktion einer herrschaftsstabilisierenden Differenz durch Wissenschaftszweige wie Anthropologie und Biologie, deren Wirkmächtigkeit im 20. Jahrhundert eben keine politische Deviation gewesen sei, sondern

22 Zit. nach: *Klee*, Die Nigger Europas, S. 131.
23 Vgl. *Otto Uhlig*, Gastarbeiter in Deutschland, Mannheim 1966.
24 Zu Leben und Werk vgl. *Stefan Pabst*, Otto Uhlig (1902–1984), in: HdBA Bericht, 2012, Nr. 5, S. 205–223.
25 *Otto Uhlig*, Die ungeliebten Gäste. Ausländische Arbeitnehmer in Deutschland, München 1974, S. 52.
26 Vgl. *David Theo Goldberg*, Racist Culture. Philosophy and the Politics of Meaning, Oxford etc. 1993; *Mark Terkessidis*, Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive, Bielefeld 2004.

sich im Einklang mit den gegebenen Verhältnissen entfaltet habe; Terkessidis wiederum fragt im Anschluss hieran nach den Institutionen, die ein solches Wissen verfügbar halten, sodass Ungleichheit gesellschaftlich gewahrt werde. Demnach sei Rassismus kein persönliches Vorurteil, sondern eine grundsätzlich politische Angelegenheit.

Fernando Wawerek hat am Beispiel der frühen bundesdeutschen Rechtsextremismusforschung dargelegt, dass die systematische Beschäftigung mit diesem Sujet zu Beginn der 1980er-Jahre ihren Gegenstand wahlweise »als etwas Irrationales, ein Phänomen der unteren sozialen Klassen, eine radikale Erscheinung spezifischer, abgrenzbarer Organisationen oder auch als ein Problem orientierungsloser Jugendlicher«[27] fasste. Er kommt nach einer Sichtung paradigmatischer zeitgenössischer Schriften zum Schluss, dass sich in den damaligen Publikationen »all diejenigen Verdrängungsleistungen wider[spiegeln], die den Umgang der westdeutschen Gesellschaft mit dem Rechtsextremismus ebenso kennzeichneten wie auch die Erinnerungskultur der alten Bundesrepublik«.[28] Dieser Befund ist eine wichtige Korrektur des Verständnisses, das Goldberg wie Terkessidis von rassistischem Wissen haben, weil er ausdrücklich unbewusste Regungen einbezieht, die unzweifelhaft dann zutage treten, wenn die Fremdheit von Menschen beschworen wird, um dann politisch gegen diese zu mobilisieren.[29] Es geht bei der psychoanalytischen Bestandaufnahme neonazistischer Aktivitäten nicht darum, dass Individuen »letztlich irgendeine Form von Leiden […] an individuellen Störungen oder gesellschaftlichen Verwerfungen« unterstellt werde, »das sie mit der Abwertung von anderen bekämpfen wollen«[30], wie Terkessidis behauptet, sondern darum, dass rassistische Regungen ein gesellschaftliches Bedürfnis zur Sprache bringen. Dies festzuhalten, macht rechtsextreme Täter keineswegs zu Opfern, sondern ermöglicht die Untersuchung von Kräften, die auf Mord und Totschlag sowie auf die billigende Inkaufnahme schwerster Verletzungen zulaufen. Weil diese Enthemmung zur Voraussetzung haben, eignet sich das Instrumentarium der Psychoanalyse im Besonderen, das Konzept des rassistischen Wissens so zu erweitern, dass dieses tatsächlich zu einer konzeptuellen Größe wird, die sich auch für die historiografische Arbeit eignet. Im Folgenden meint der Begriff deshalb stets das Unbewusste als politischen Faktor mit.

Verdeutlichen lässt sich die Relevanz dieses Aspekts an Versuchen, rückblickend die Mankos der bisherigen Veröffentlichungen zum Thema herauszustellen. Als Claus Melter 2006 seine empirische Studie »Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe« veröffentlichte, wies er auf eine Auffälligkeit hin, welche die nunmehr selbst

27 *Fernando Wawerek*, Von durchschlagenden Berührungsängsten und entstellenden Absichten. Die Bedeutung des Unbewussten für die Probleme der Rechtsextremismus-Forschung in der Bundesrepublik der 1980er Jahre, in: *Vojin Saša Vukadinović* (Hrsg.), Rassismus. Von der frühen Bundesrepublik bis zur Gegenwart, Berlin/Boston 2023, S. 295–321, hier: S. 300.

28 Ebd., S. 317.

29 Grundsätzliches hierzu findet sich bei *Julia Kristeva*, Fremde sind wir uns selbst, Frankfurt am Main 1990.

30 *Terkessidis*, Die Banalität des Rassismus, S. 84. Der Rassismusforscher bezieht sich an dieser Stelle auf Annita Kalpaka und Nora Räthzel, auf die gleich einzugehen ist.

historisch gewordene westdeutsche Forschungsliteratur kennzeichne: So scheine es »[m]erkwürdig«, dass

> »in vielen Veröffentlichungen zu Rechtsextremismus und Rassismus die Vernachlässigung der Situation der von Rassismen Betroffenen nicht einmal thematisiert wird. Ab den 1980er Jahren waren es vor allem Angehörige der Mehrheitsgesellschaft, die die Rassismen ihrer eigenen Gruppe in ihren Untersuchungen thematisierten.«[31]

An diesem erstaunten Blick zurück ist das Erstaunen das tatsächlich Erstaunliche. Denn während Melters Befund zutrifft, dass die frühe Publizistik zum Rechtsextremismus herkunftsdeutschen Autoren eine Gelegenheit bot, über die Auseinandersetzung mit diesem politischen Phänomen den Zustand der Demokratie und ihre eigene Geschichte zu befragen, mangelte es zeitgleich nicht an Versuchen, aus minoritärer Warte auf die evidenten gesellschaftlichen Missstände im Land hinzuweisen. Als diesbezügliche Wendepunkte gelten heute vor allem die Sammelbände »Farbe bekennen« von Katharina Oguntoye, May Ayim und Dagmar Schultz sowie »Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein« von Annita Kalpaka und Nora Räthzel.[32] Beide Titel erschienen 1986, einige Jahre nachdem die »geistig-moralische Wende«[33] von Helmut Kohl ausgerufen worden war, von dem mittlerweile bekannt ist, dass ihm während seiner Kanzlerschaft vorschwebte, die Gesamtzahl aller in der Bundesrepublik lebenden Türken zu halbieren, weswegen seine viel zitierte Losung der hiesigen Rassismushistorie zufällt.[34]

Allerdings gab es schon vor diesen beiden Aufsatzsammlungen Versuche, die reaktionären Entwicklungen in Westdeutschland analytisch zu fassen und zugleich einen emanzipatorischen Vorstoß aus der Wissenschaft zu formulieren, wie diesen entgegenzuwirken wäre. Dies gilt insbesondere für die eingangs genannten drei Arbeiten, die bis heute im Schatten der SINUS-Studie stehen, welche 1981 empirisch feststellte, dass ein beachtlicher Teil der Bundesdeutschen vehemente Vorbehalte gegenüber »Ausländern« hegte und rechtsextremistischen Ideologemen zustimmte[35] – eine Erkenntnis, die auch einige populäre Bestandsaufnahmen und Darstellungen zum Neonazismus stützten, die um 1980 erschienen.[36] Dieser Umstand

31 *Claus Melter*, Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit, Münster 2006, S. 59.

32 *Katharina Oguntoye/May Ayim/Dagmar Schultz* (Hrsg.), Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Berlin 1986; *Annita Kalpaka/Nora Räthzel* (Hrsg.), Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein, Berlin 1986.

33 Für die Implikationen dieser Formulierung für die Fragestellung dieses Bandes vgl. *Rupert Seuthe*, »Geistig-moralische Wende«? Der politische Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Ära Kohl am Beispiel von Gedenktagen, Museums- und Denkmalprojekten, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2001.

34 Vgl. *Christoph Seils*, Ausländer in Deutschland: Kohls »Türken-Raus«-Pläne trafen einen Nerv der Deutschen, in: Tagesspiegel, 5.8.2013.

35 Vgl. SINUS-Institut Heidelberg/München (Hrsg.), 5 Millionen Deutsche: »Wir sollten wieder einen Führer haben…«. Die SINUS-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen, Reinbek 1981.

36 Exemplarisch sind hier zu nennen: *Herta Däubler-Gmelin* (Hrsg.), Bericht über neonazistische Aktivitäten 1978. Eine Dokumentation, München 1979; *Hartmut Herb/Jan Peters/Matthias Thesen*, Der neue Rechtsextremismus. Fakten und Trends, Lohra-Rodenhausen 1980; *Alwin Mey-*

macht die drei Publikationen, um die es im Folgenden gehen soll, selbst zu Fallstudien, da sie die Leerstellen einer etablierten Rassismusforschung kenntlich machen, während sie selbst Rassismusforschung *avant la lettre* sind. Da das, was die drei Autoren jeweils erarbeitet hatten, nicht das politische Bewusstsein der aufgeschlosseneren Areale des bundesdeutschen Wissenschaftsbetriebs erreichte, gingen die zugehörigen Erkenntnisse rasch wieder verloren – und damit gewichtige Einsichten über die gesellschaftspolitischen Vorbedingungen des Rechtsextremismus, seiner psychologischen Dispositionen und seiner deutschlandspezifischen Ausprägungen.

Zunächst ist festzuhalten, dass diese drei Publikationen derselben historischen Amnesie erlagen, mit der eine ganze Reihe an Schriften belegt worden ist, die einst den politischen Bewusstseinsstand der alten Bundesrepublik zu Einwanderungsfragen sondierten. Nicht minder vergessen sind beispielsweise, um einige exemplarische Titel in Erinnerung zu rufen, Mustapha El Hajajs Versuch, der Fremdheitserfahrung Ende der 1960er-Jahre eine literarische Form zu verleihen, die Überlegungen von Marios Nikolinakos zur politischen Ökonomie der »Gastarbeiterfrage« zu Beginn der 1970er-Jahre oder Vera Kamenkos autobiografischer Bericht »Unter uns war Krieg«, der am Ende jenes Jahrzehnts veröffentlicht wurde.[37] Dieses Vergessen stützt Özkan Ezlis These, »dass die Bundesrepublik Deutschland eine Einwanderungsgesellschaft ist, deren Kulturgeschichte noch nicht geschrieben wurde, weil sie nie zum politischen System gehörte«[38], und gemahnt an die Unerlässlichkeit einer psychoanalytisch alerten Geschichtsschreibung, die in der Lage ist, evidente Auslassungen in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Rechtsextremismus als Spur zu werten, die zu Unausgesprochenem führt. Am folgenden Sample bestätigt sich ein Befund von Fatima El-Tayeb, die der gegenwärtigen Rassismusforschung attestiert, ihre eigenen Anfänge zu verleugnen, um sich selbst als autarke Innovation auszugeben, die aus sich selbst heraus entstanden sei: »Die zögerliche, verspätete und unfreiwillige Auseinandersetzung mit Rassismus(forschung) erscheint so als selbstgewählt und originell, während ihre eigentlichen Initiatorinnen und Initiatoren ausgeschlossen bleiben.«[39] Auch dies spricht für rassistisches Wissen, das sich freilich niemals als solches kenntlich machen würde, und auch hier bietet sich die historiografische Korrektur eines gängigen wissenschaftlichen Mythos an.

---

*er/Karl-Klaus Rabe*, Unsere Stunde wird kommen. Rechtsextremismus unter Jugendlichen, Bornheim-Merten 1980; *Rudolf Schneider*, Die SS ist ihr Vorbild. Neonazistische Kampfgruppen und Aktionskreise in der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 1981.

37 *Mustapha El Hajaj*, Vom Affen, der ein Visum suchte und andere Gastarbeiter-Geschichten, Wuppertal 1969; *Marios Nikolinakos*, Politische Ökonomie der Gastarbeiterfrage. Migration und Kapitalismus, Reinbek 1973; *Vera Kamenko*, Unter uns war Krieg. Autobiografie einer jugoslawischen Arbeiterin, Berlin 1978.

38 *Özkan Ezli*, Narrative der Migration. Eine andere deutsche Kulturgeschichte, Berlin/Boston 2022, S. 689.

39 *Fatima El-Tayeb*, Deutschland postmigrantisch? Rassismus, Fremdheit und die Mitte der Gesellschaft, in: APuZ, 2016, Nr. 14–15, S. 15–21, hier: S. 21.

### *Haris Katsoulis und das Ausländergesetz*

Im Jahr 1977 veröffentlichte Patrik von zur Mühlen seine Studie »Rassenideologien«, die mit der Erkenntnis schloss, dass Rassismus unabhängig von den – zu diesem Zeitpunkt bereits historischen – Rassentheorien entstanden war und »ohne sie wirksam sein konnte«, sie allerdings »überlebt« habe.[40] Der Politikwissenschaftler hob ausblickend hervor, dass die »Quelle des Rassendünkels« so lange bestehen bleibe, wie die »Ungleichheit zwischen reichen Industrievölkern und armen Entwicklungsländern« fortexistiere, weil Erstere Letztere als »billige Rohstofflieferanten, ertragreiche Absatzmärkte und Reservoir billiger Arbeitskräfte betrachten« würden.[41]

An genau diesem Punkt, Rassismus primär als gesellschaftliches Verhältnis zu begreifen, hatte eine kurz darauf erschienene Studie angesetzt. 1978 veröffentlichte Charalambos [Haris] Katsoulis, damals Vorsitzender der griechischen Gemeinde in Ludwigshafen, seine politikwissenschaftliche Dissertation »Bürger zweiter Klasse«, die an der Universität Heidelberg entstanden war.[42] Katsoulis, 1941 in Athen geboren, war vor der Militärdiktatur geflohen, hatte in der Bundesrepublik politisches Asyl erhalten, dort studiert und in den 1970er-Jahren an der Universität Mainz sowie an der Fachhochschule für Sozialwesen in Mannheim unterrichtet. Schon vor seiner Monografie hatte er mit merklicher politischer Verve, die über bloßes wissenschaftliches Interesse an seinem Gegenstand hinausging, zur Lage der sogenannten Gastarbeiter publiziert.[43] An deren Situation interessierten ihn weniger etwaige Fremdheitsaspekte als vielmehr die Konstitution einer multinationalen Arbeiterklasse und die sozialen Implikationen, die aus dieser ökonomisch und rechtlich determinierten Stellung resultierten. So galt seine Aufmerksamkeit primär dem Ausländerrecht, das er, wie der Titel der Publikation vorausschickte, als einen politischen Entmündigungsgaranten verstand: In der Bundesrepublik deklassiere es Menschen auf eine Funktion, namentlich Arbeit, während die Folgen der Unterscheidung zwischen Bürgern und Anderen, die in das Recht eingelassenen war, vor allem gesellschaftliche waren.

---

40 *Patrik von zur Mühlen*, Rassenideologien. Geschichte und Hintergründe, Berlin/Bonn 1977, S. 264.

41 Ebd., S. 266.

42 *Haris Katsoulis*, Bürger zweiter Klasse. Ausländer in der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 1978. Da der Begriff »Gemeinde« aufgrund der christlichen Konnotation etwas missverständlich ist, sei dieser kurz erklärt: Gemeint ist kein religiöser Zusammenschluss, sondern gesellschaftspolitische und kulturelle Interessenvertretungen, die als eingetragene Vereine bei Problemen mit dem Arbeitsplatz, der Wohnung oder der Schulsituation der Kinder und bei ausländerrechtlichen Belangen vor Ort sowie im Falle einer Rückkehr nach Griechenland dort helfen konnten. In Ludwigshafen waren zum Publikationszeitpunkt der Studie 500 Personen in die griechische Gemeinde eingebunden, die dort 1974 gegründet worden war, im Großraum Mannheim etwa 10.000. Vgl. ebd., S. 193 ff. und 227, Anm. 52, sowie *o. V.*, Χαράλαμπος Κατσούλης (†) [Nachruf auf Charalambos Katsoulis], o. D. [2018], URL: <https://dflti.ionio.gr/gr/staff/33-katsoulis/> [1.7.2023].

43 Vgl. etwa *Haris Katsoulis*, Gastarbeiter – Menschenmaterial oder Menschen?, in: GMH, 1974, S. 27–34; *ders.*, Fremdarbeiter. Rechtsnot einer diskriminierten Minderheit, in: blätter des iz3w, 1974, Nr. 40, S. 16–21.

Hervorzuheben ist hier, dass Katsoulis lange vor der Rassismusforschung, die später tatsächlich unter diesem Begriff die wissenschaftliche Arbeit aufnehmen sollte, davon ausging, dass es sich bei der von ihm noch »Xenophobie« genannten Abneigung um ein Herrschaftsmittel handle, welches die objektive Kälte des Gesetzes mit der subjektiven Wärme der Verachtung zu verbinden vermöge. So wies er darauf hin, dass das »bewußte oder unbewußte Schüren von xenophoben Gefühlen und Überfremdungsängsten« seitens des Staats gerade »bei einem Teil der Generation, die in der Zeit des Nationalsozialismus aufgewachsen ist, seine Wirkung nicht« verfehle.[44] Gleichwohl richtete er das Augenmerk auf das, was im 21. Jahrhundert als »Alltagsrassismus« bezeichnet wird, indem er betonte, dass die Wirkmächtigkeit des scheinbar neutralen Rechts darin bestehe, Ressentiments Raum zu gewähren, die Gustav Heinemann in seiner Ansprache von 1970 kritisiert hatte. Bei jenen, denen diese Ressentiments galten und die Katsoulis aus »rassischen«[45] Gründen Verfolgte nannte, äußere sich verweigerte Anerkennung dahin gehend, sich »total abhängig und verwaltet«[46] zu fühlen. Dies stecke hinter der umgangssprachlichen Formulierung »Ausländerpolizei«, eine sarkastische Bezeichnung für Ausländerbehörden seitens der Gemeinten.[47]

Während Jürgen Pomorin und Reinhard Junge im Publikationsjahr von Katsoulis' Studie einen eher konventionellen politischen Vorschlag zur Bekämpfung des Neonazismus veröffentlichten, ohne weiter auf die Situation der migrantischen Bevölkerungsgruppen einzugehen[48], denen die Anfeindungen zunehmend galten, sprach der Politikwissenschaftler von einer »fatale[n] Kontinuität in der deutschen Ausländerpolitik«, welche »die offiziellen Behauptungen von einem ›freiheitlichen‹, ›modernen‹ und ›weltoffenen‹ Ausländerrecht als blanken Hohn erscheinen lassen«[49] – nicht zuletzt deshalb, weil die bewusstseinsprägende Macht des Ausländergesetzes ein klar umrissenes Feindbild erlaubte, das rechtsextremistische Agitation leicht aufgreifen und ihrerseits zum Ziel machen konnte.

### *Badi Panahi und die Vorurteilsforschung*

Im Jahr 1980 veröffentlichte der Sozialwissenschaftler Badi Panahi seine empirische Untersuchung »Vorurteile«, die sich Rassismus, Antisemitismus und Nationa-

44 Ebd., S. 89.
45 *Katsoulis*, Bürger zweiter Klasse, S. 40.
46 Ebd., S. 154.
47 Ein zeithistorisch witziges Detail ist, dass der Begriff »Ausländerpolizei«, den Katsoulis schon hier als Slang dokumentiert hatte, bis in die Gegenwart in migrantischen Kreisen verwendet wird, um ironisch auf herkunftsdeutsche Maßregelung hinzuweisen. Dem gab Boulevard Bou, spätes Mitglied der Heidelberger Hip-Hop-Pioniere Advanced Chemistry, 1995 eine insofern ernste Wendung, als er seine migrantischen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in seinem Song »Geh zur Polizei« dazu aufforderte, eine berufliche Laufbahn als Polizistin beziehungsweise als Polizist einzuschlagen. Dem Rassismus und der gesellschaftlichen Benachteiligung sollten sie eigenmächtig entgegenwirken – und zwar als Beamte und in der Institution selbst. Vgl. *Boulevard Bou*, Geh zur Polizei, 12", Intercord Record Service, 1995.
48 Vgl. *Jürgen Pomorin/Reinhard Junge*, Die Neonazis und wie man sie bekämpft, Dortmund 1978.
49 *Katsoulis*, Bürger zweiter Klasse, S. 69.

lismus in Westdeutschland widmete.[50] Panahi war 1935 in Teheran geboren worden, kam in den 1950er-Jahren in die Bundesrepublik, promovierte später an der Universität Erlangen-Nürnberg mit einer Arbeit über die Bedeutung der Psychoanalyse für die Sozialwissenschaften[51] und war 1980 Mitbegründer der »Internationalen Gesellschaft für Vorurteils- und Friedensforschung e. V.« (»International Society for the Study of Peace and Prejudice«), welche auch die »Internationale Zeitschrift für Friedens- und Vorurteilsforschung« herausgab, die in Bahá'i-Kreisen wohlwollend zur Kenntnis genommen wurde.[52]

Bei »Vorurteile« handelte es sich um einen beachtlichen Sprung nach vorne, weil die Begriffe Rassismus, Antisemitismus und Nationalismus prominent hervorgehoben wurden und damit wissenschaftlich auf die ideologischen Prämissen hingewiesen worden war, welche rechtsextremistische Gewalt bedingten. Neben der quantitativen Messung von Vorbehalten führte die Monografie nochmals in die Geschichte des Rassendenkens ein und erinnerte daran, dass die Kritische Theorie, auf die sich der Max Horkheimer verbundene Panahi wesentlich bezog, gewichtige Vorarbeit geleistet hatte. Ausgangspunkt seiner Überlegungen war der Befund, dass die Bevölkerungen der westeuropäischen Länder »von den bitteren politischen und sozialen Ereignissen während der nationalsozialistischen Zeit viel gelernt« hätten, die »rassischen Vorurteile« jedoch nicht verschwunden seien.[53]

Der wesentliche Gewinn der Publikation lag im Bereitstellen von Zahlen, die alle Thesen untermauerten. Panahi hatte 1977 eine repräsentative Umfrage konzipiert, durchgeführt und ausgewertet, in der die Befragten – mehr als 1.400 nach soziologischen Kriterien ausgewählte Bundesdeutsche – Auskunft über ihr persönliches Verhältnis zu sogenannten Gastarbeitern und zu Juden gaben.[54] Die Antworten der Erhebung (die Rücklaufquote belief sich auf rund 74 %[55]) ließen zum Teil ein recht ausdifferenziertes Verhältnis der herkunftsdeutschen Mehrheit zu den besagten Minderheitengruppen in Westdeutschland erkennen, sodass eine Verteilung an Vorurteilen gegenüber anderen Menschen messbar wurde, die unter anderem mit geografischer Distanz zu Westdeutschland und mit Hautfarbenabstufungen korrelierte – je dunkler, desto unsympathischer. Die Analyse wartete zudem mit überraschenden Erkenntnissen auf, beispielsweise dem Nachweis modernen Ständedünkels: So bekundete ein nicht unerheblicher Anteil der Befragten, migrantische Menschen in der Nachbarschaft in Ordnung zu finden, nicht aber als Vorgesetzte.[56]

Die große Innovation von »Vorurteile« bestand darin, dass Panahi Antisemitismus und Rassismus als unterschiedliche, wiewohl korrelierende Phänomene ver-

50 *Badi Panahi*, Vorurteile. Rassismus, Antisemitismus, Nationalismus … in der Bundesrepublik heute. Eine empirische Untersuchung, Frankfurt am Main 1980.

51 Vgl. *ders.*, Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Sozialwissenschaften, Erlangen-Nürnberg 1974. Vgl. zudem *ders.*, Die Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Sozialwissenschaften, Kronberg im Taunus 1977.

52 Vgl. *Adolf Kärcher*, Vorurteils- und Friedensforschung. Internationale Zeitschrift für Friedens- und Vorurteilsforschung, Verlag für interdisziplinäre Forschungen (ViF), Nürnberg, in: Bahá'i-Briefe, November 1984, Nr. 48, S. 71–72.

53 *Panahi*, Vorurteile, S. 22.

54 Vgl. ebd., S. 204 f., zum Vorgehen des Wissenschaftlers.

55 Vgl. ebd., S. 205.

56 Vgl. ebd., S. 109.

stand – eine Differenzierung, die in der Neuen Linken und bei den in der Folge entstandenen Neuen sozialen Bewegungen weitgehend unbekannt war. Gleichzeitig konnte er zeigen, dass die Feindschaft gegenüber Juden stets dort besonders ausgeprägt ist, wo rassistische Unterscheidungen gefällt werden.[57] Daraus folgte für den Forscher ein unmittelbarer gesellschaftspolitischer Auftrag, die damalige Gegenwart an die Geschichte des Nationalsozialismus rückzubinden: »Die aufwühlenden Untaten« der Deutschen im Zweiten Weltkrieg »haben sich in unserer Zeit ereignet. Unsere Pflicht ist jetzt, die Ursachen aufzuspüren, damit wir verhindern können, daß sie sich jemals wieder ereignen.«[58] Die »ungeheuren Kräfte und Vernichtungspotenziale«, die Antisemitismus, Rassismus und Nationalismus noch am Ende des 20. Jahrhunderts mobilisieren konnten, müssten »durch wirksame erzieherische Maßnahmen und langfristige Aufklärungsstrategien auf nationaler und internationaler Ebene bekämpft werden«, schloss er.[59] Obschon das rechtsextremistische Milieu an dieser Stelle nicht explizit adressiert worden war, bezeugten die von Panahi eruierten Zahlen die Wirkmächtigkeit der Stereotypenbildung, die der Neonazismus für seine politische Agitation benötigt. Im Anschluss an die Erkenntnisse zum Autoritarismus, die seitens der Kritischen Theorie vorgelegt worden waren, verdeutlichte dies die Vorzüge einer psychoanalytisch fundierten Forschung, zumal deren Resultate noch in der historiografischen Perspektivierung überzeugen.

»Vorurteile« liegt chronologisch zwischen zwei weiteren bedeutsamen Publikationen zum Antisemitismus, an welche an dieser Stelle ebenfalls zu erinnern ist. 1979 erschien die deutsche Übersetzung von »Über Rassismus«, eine Aufsatzsammlung von Léon Poliakov, Christian Delacampagne und Patrick Girard, in dem die drei französischen Forscher – ebenfalls mit starker Rückbindung an die Psychoanalyse – gewichtige Überlegungen zur Funktionsweise der Feindschaft gegenüber Juden versammelten.[60] Drei Jahre später veröffentlichte Alphons Silbermann die Resultate seiner empirischen Erhebung zum Stand des Antisemitismus im Bewusstsein der Bundesdeutschen.[61] Zum Ausgangspunkt hatte sie jenen gesellschaftlichen Moment genommen, als »die Hydra des Antisemitismus wieder ihr Haupt zu erheben begann, als sie, mit Ausschreitungen, Diskriminierungen oder als Anti-Zionismus oder Rechtsextremismus verkleidet, sich zu regen begann«.[62] Finanziert worden war die Erhebung von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, deren Gutachter jedoch »Rückfragen, Einwände, Vorschläge und Bemängelungen« vorgetragen haben sollen, die »in den meisten Fällen einen dubiosen Eindruck hinterließen«[63] – ein Hinweis, der für die weiter unten diskutierte Rezeption der Arbeiten von Katsoulis, Panahi und Tsiakalos ebenfalls relevant ist. Während die Titel von Poliakov, Delacampagne und Girard sowie von Silbermann Panahis Befunde stützten, sind sie

57 Vgl. ebd., S. 94 ff.
58 Ebd., S. 81.
59 Ebd., S. 194.
60 Vgl. *Léon Poliakov/Christian Delacampagne/Patrick Girard*, Über den Rassismus. Sechzehn Kapitel zur Anatomie, Geschichte und Deutung des Rassenwahns, Stuttgart 1979 (zuerst frz. 1976).
61 Vgl. *Alphons Silbermann*, Sind wir Antisemiten? Ausmaß und Wirkung eines sozialen Vorurteils in der Bundesrepublik Deutschland, Köln 1982.
62 Ebd., S. 16.
63 Ebd., S. 17.

der heutigen Forschung geläufiger als »Vorurteile«; zudem wurden die in dieser Monografie ausgebreiteten Erkenntnisse Anfang der 1980er-Jahre rasch von der SINUS-Studie verdeckt.[64]

### *Georgios Tsiakalos und der Kulturrassismus*

Im Jahr 1983 veröffentlichte Georgios Tsiakalos seine Abhandlung »Ausländerfeindlichkeit«, eine der ersten Publikationen, die diesen Begriff in gebotener Entschiedenheit zur wissenschaftlichen Angelegenheit machte.[65] Das damit bezeichnete Problem wurde nun explizit als bundesdeutsches Politikum ausgewiesen, was vor allem deshalb hervorzuheben ist, weil Rassismus zeitgleich häufig als Phänomen der US-amerikanischen Gesellschaft verstanden worden war.[66] Der gewichtige Unterschied zu den vorhergehenden Arbeiten von Katsoulis und Panahi bestand darin, dass nun ausdrücklich von organisierter »Ausländerfeindlichkeit« die Rede war – und von einer schweigenden herkunftsdeutschen Mehrheit, die nicht nur um die reaktionäre Tendenz wusste, sondern sie im Stillen bejahte. Zudem wurde hier erstmalig die bedrückende migrantische Lebensrealität in der alten Bundesrepublik dokumentiert, die von Cafés, die »Ausländern« den Zutritt untersagten, bis zum öffentlich vollzogenen Suizid der Dichterin Semra Ertan reichten.[67] Tsiakalos hob zwar hervor, dass eine rassistische »Stimmung« als solche »nicht exakt nachweisbar«[68] sei, zum Zeitpunkt der Publikation habe allerdings genügend Material vorgelegen, um nachzuweisen, dass sich in der westdeutschen Gesellschaft etwas merklich verschlechtert habe. Deutlich würde dies vor allem an »rechtsradikalen Publikationen«, die nunmehr »zahlreich« seien[69], vor allem aber an der Präsenz des Kulturrassismus, der es seiner Anhängerschaft leicht mache, die vermeintliche »Kultur« anderer abzuwerten, weil er dadurch nicht auf die Rede von »Rassen« angewiesen sei, die offiziell verpönt war.

Tsiakalos wurde 1946 in Griechenland geboren und hatte zunächst Biologie, Anthropologie und Geologie/Paläontologie in Hamburg und Kiel studiert und in Biologie promoviert, anschließend Soziologie, Politikwissenschaft und Pädagogik in Kiel und Dortmund und dem sozialwissenschaftlichen Abschluss ebenfalls eine Dissertation folgen lassen. Anschließend unterrichtete er an der Universität Bremen und erörterte in seinen Lehrveranstaltungen die Herausbildung von »Theorien in Biologie und Soziologie«, wie er in einer Rückschau erklärte; zudem versuchte er damals, »das Primat des Politischen bei der Konstituierung soziobiologischer

64 Vgl. SINUS-Institut Heidelberg/München, 5 Millionen Deutsche.

65 *Georgios Tsiakalos*, Ausländerfeindlichkeit. Tatsachen und Erklärungsversuche, München 1983.

66 Davon zeugen beispielsweise Forschungsarbeiten und andere Publikationen zu Rassismus in Büchern für Heranwachsende. Vgl. etwa *Jörg Becker*, Alltäglicher Rassismus. Die afro-amerikanischen Rassenkonflikte im Kinder- und Jugendbuch der Bundesrepublik, Frankfurt am Main/New York 1977; *Regula Renschler/Roy Preiswerk* (Hrsg.), Das Gift der frühen Jahre. Rassismus in der Jugendliteratur, Basel 1981.

67 Vgl. *Tsiakalos*, Ausländerfeindlichkeit, S. 24 f.

68 Ebd., S. 24.

69 Ebd., S. 28.

Begriffssysteme als eine Erklärungsmöglichkeit« einzuführen.[70] Zum Publikationszeitpunkt von »Ausländerfeindlichkeit« hatte er bereits zur Diskriminierung migrantischer Individuen, zu pädagogischen Problemen sowie zu den psychischen Belastungen veröffentlicht, die mit Einwanderung einhergehen.[71]

Seine doppelte Ausbildung in den Natur- und in den Sozialwissenschaften kam dem zweifach promovierten Forscher besonders zugute, da er mit seinen Kompetenzen im Fach Biologie das biologistische Denken deutscher Rechtsextremisten entkräften und dieses zugleich soziologisch erklären konnte. So widmete er sich unter anderem den Publikationen von Jürgen Rieger und August Vogl im rechtsextremen Journal »Neue Anthropologie« und formulierte ausgehend von der Analyse des neonazistischen Milieus die These, dass ebenjener Kulturrassismus den rechtsradikalen Rassismus bedinge, weil er eine Angst vor der vermeintlichen »Kultur« der Anderen generiere, die sich dann hervorragend als Motor für extremistische Agitation eignet. In »Ausländerfeindlichkeit« wurde zudem ausdrücklich der populären These widersprochen, dass es einen Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und rechtsextremistischen Bestrebungen gebe.[72] Als fataler wurde hier bewertet, dass die Aktivität neonazistischer Organisationen an sich zwar eine überschaubare »propagandistische Wirkung« erziele, diese jedoch

> »zum unerwünschten, aber ›normalen‹ Alltagsbild wird, das allmählich Abstumpfung und Gleichgültigkeit bedingen könnte. Deren Folge könnte wiederum die Herabsetzung jener Aggressionsschwelle sein, die bisher Gewalttaten gegen Ausländer trotz vorhandener Ablehnung verhinderte.«[73]

Allerdings macht die eher vage gehaltene, denn präzise definierte »Ausländerfeindlichkeit« einen wesentlichen Unterschied zu Panahi deutlich, der bereits ausdrücklich von »Rassismus« gesprochen hatte, während Tsiakalos mit der Rede vom »Ausländer« auf einen Begriff setzte, der – wie Maria Alexopoulou nachweist[74] – ohnehin nie objektiv gewesen war. Während Tsiakalos korrekt urteilte, dass »die Rechtsradikalen« keinen Beweis für »die These von der ›Minderwertigkeit der Ausländer‹«[75] bräuchten, beschloss er seine Darstellung mit der Hoffnung, dass die migrantische Bevölkerung der Bundesrepublik ihre »Befreiung« anstreben werde, um der zunehmenden Gefahr zu trotzen.[76] Dieses Urteil mag weniger Analyse denn

70 *Georgios Tsiakalos*, Der Beitrag von Ethnologie und Anthropologie zur Bildung gesellschaftsrelevanter Kategorien, in: *Eckhard J. Dittrich/Frank-Olaf Radtke* (Hrsg.), Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten, Opladen 1990, S. 227–244, hier: S. 233.

71 Vgl. unter anderem *Georgios Tsiakalos*, Integrationsdruck und psychosomatische Belastungen bei Migranten, in: *Wilfried Röhrich* (Hrsg.), Vom Gastarbeiter zum Bürger. Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1982, S. 63–70; *ders./Sigrid Tsiakalos*, Ausländische Kinder im Kindergarten. Ihre Umwelt, ihre Probleme, pädagogische Hilfen, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 1982; *ders.*, Ausländerfeindlichkeit und Anthropologie, in: *Horst Seidler/Alois Soritsch* (Hrsg.), Rassen und Minderheiten, Wien 1983, S. 35–51.

72 Vgl. *Tsiakalos*, Ausländerfeindlichkeit, S. 50 ff.

73 Ebd., S. 56–59, hier: S. 59.

74 Ausführlich dazu *Alexopoulou*, Deutschland und die Migration.

75 *Tsiakalos*, Ausländerfeindlichkeit, S. 100.

76 Vgl. ebd., S. 120.

Wunsch gewesen sein, rassistische Prinzipien gesellschaftlich zu überwinden und dafür aus der Minderheitenposition heraus zu kämpfen. Tatsächlich war die Entwicklung, die folgte, jedoch eine andere – denn in den 1980er-Jahren begann die offensive Selbstethnisierung insbesondere derjenigen Einwanderungsgruppen aus Ländern, in denen die Scharia gilt oder aber ein hohes Ansehen genießt.[77]

### *»Für Leser, die sich mit dem Problembereich beschäftigen«*

Für eine Gesellschaftsgeschichtsschreibung des Rechtsextremismus sind die Studien von Katsoulis, Panahi und Tsiakalos vor allem deshalb von Relevanz, weil ihre Urheber Aspekte aufgriffen, die ihren herkunftsdeutschen Kollegen und Zeitgenossen überwiegend entgangen waren. Sie legten – so wie Katsoulis – den Schwerpunkt auf das Ausländerrecht, das die symbolische Trennung zwischen »denen« und »uns« politisch institutionalisiert hatte, worauf rechtsextreme Agitation leicht bauen konnte, weil sie die vermeintlichen »Anderen« gar nicht erst selbst anders machen musste, sondern bereits als gesellschaftlich konstruierte Gruppe vorfand.[78] Sie widmeten sich – so wie Panahi – autoritärer Sozialisation, um zu ergründen, weshalb sich rassistische und antisemitische Vorurteile nach Ende des Zweiten Weltkriegs so persistent bei den Bundesbürgern halten konnten und in welchem Wechselverhältnis diese zueinander standen. Und sie richteten die Aufmerksamkeit – so wie Tsiakalos – auf die Transformation des Rassismus durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, die dafür sorgten, dass Rechtsextreme nicht mehr pseudobiologisch argumentiert mussten, weil sich nunmehr »Kultur« zur Plausibilisierung der eigenen Agenda anbot, um unvereinbare Differenzen zwischen Kollektiven zu postulieren. Damit formulierten diese Autoren einige gewichtige Vorstöße, die viele Einsichten vorwegnahmen, die später stilprägend werden sollten, zumal sie rechtsextremes Gedankengut nicht als randständige Angelegenheit der westdeutschen Gesellschaft begriffen, sondern als Frage von deren Mitte. Das, was heute mit »rassistischem Wissen« gemeint ist, war von den drei diskutierten Titeln bereits umkreist worden. Zugleich formulierten sie Vorschläge, wie der Ungleichheit in der Bundesrepublik entgegenzutreten wäre – zu einer Zeit wohlgemerkt, als mit diesem Thema allenfalls einige wenige engagierte Juristen befasst waren; siehe etwa die jahrzehntelange beharrliche Aufklärungsarbeit von Hans Heinz Heldmann (1929–1995) in Sachen Ausländerrecht.[79]

Die Rezeption der drei Monografien war in den 1980er-Jahren bescheiden. Der Umstand, dass sie alle bei großen Verlagen erschienen waren – diejenige von Katsoulis bei Campus, diejenige von Panahi bei S. Fischer und diejenige von Tsiakalos bei C. H. Beck –, macht dies besonders auffällig, denn an ungünstiger verlegeri-

77 Für eine zeitgenössische Bestandsaufnahme dieser Entwicklung vgl. *Hoffmann/Opperskalski/Solmaz*, Graue Wölfe, Koranschulen, Idealistenvereine.

78 Dies wird insbesondere an der SINUS-Studie deutlich, in der dieser Aspekt überhaupt nicht auftaucht.

79 Vgl. etwa *Hans Heinz Heldmann*, Ausländerrecht. Disziplinarordnung für die Minderheit, Darmstadt/Neuwied 1974.

scher Platzierung kann das nachfolgende Desinteresse nicht gelegen haben.[80] Dieses spricht vielmehr für den Unwillen herkunftsdeutscher Wissenschaftskreise, sich in gebührender Weise mit den Arbeiten minoritärer Kollegen zu befassen, zumal diese mit nuancierten wie überraschenden Erkenntnissen aufwarteten, die sich merklich von anderen Publikationen absetzten, in denen bisweilen gröbste Irrungen als innovative Thesen ausgegeben wurden. Der Soziologe Hartmut Esser etwa, dessen Arbeiten für die hiesige Migrationssoziologie prägend wurden, behauptete 1983 – als alle diskutierten Titel vorlagen –, dass die Bundesdeutschen deshalb ein Problem mit »Fremdheit« hätten, weil ihnen die Erfahrung kolonialer Herrschaft fehle.[81] Damit wurde Rassismus zu einem zwischenmenschlichen Kontaktproblem karikiert, während seine tatsächliche Wirkungsweise längst umrissen war.

Die systematische Durchsicht der relevanten Forschungsliteratur der 1980er-Jahre bestätigt, dass sich zur Ignoranz gegenüber »Bürger zweiter Klasse«, »Vorurteile« und »Ausländerfeindlichkeit« ein gewisses Kleinreden dieser Arbeiten oder aber eine Privatisierung des Analysegegenstands seitens Dritter gesellte. Im Verlauf des Jahrzehnts tauchten die drei Studien zwar immer wieder in Abhandlungen zu »Ausländern« auf, dort allerdings vorwiegend in Form von Randnotizen.[82] Als Wolfgang Freund 1980 einen Sammelband zum Thema »Gastarbeiter« herausgab, lobte er Katsoulis' Einleitung in einer Anmerkung als »lesenswert«[83], ohne weiter auf sie einzugehen, was nicht nur dem kurzen zeitlichen Abstand zwischen den beiden Publikationen geschuldet gewesen sein dürfte. Das im selben Jahr von Pea Fröhlich und Peter Märthesheimer herausgegebene »Ausländerbuch für Inländer« nannte die Studie eine »Darstellung der Rechtssituation aus der Sicht eines Ausländers«.[84] Dietrich Thränhardt anerkannte sie in einer Sammelrezension zu »Ausländer-Politik«, die in der »Politischen Vierteljahresschrift« erschien, ähnlich als eine »der besten Gesamtdarstellungen des Ausländerproblems in der Bundesrepublik«, um im selben Satz anzumerken, dass sich hier »die Perspektive des Betroffenen in die

80 Dieses Desinteresse beschränkte sich in einem Fall allerdings nicht nur auf die Rezeption, sondern auch auf die Produktion: Georgios Tsiakalos ist in Erinnerung geblieben, dass die Zusammenarbeit mit C. H. Beck »äußerst schwierig« gewesen sei und einige Überzeugungsarbeit zu leisten war, um den Titel überhaupt ins Programm aufgenommen zu bekommen, weil der Verlag nicht von dessen Relevanz überzeugt gewesen sei und es darüber hinaus noch weitere Vorbehalte gegeben habe. Georgios Tsiakalos, Gespräch vom 10.2.2023.

81 Vgl. *Hartmut Esser*, Multikulturelle Gesellschaft als Alternative zu Isolation und Assimilation, in: *ders.* (Hrsg.), Die fremden Mitbürger. Möglichkeiten und Grenzen der Integration von Ausländern, Düsseldorf 1983, S. 25–38, hier: S. 25. Hierauf hat auch Maria Alexopoulou hingewiesen, vgl. *Alexopoulou*, Deutschland und die Migration, S. 194.

82 Vgl. exemplarisch etwa *Gernot Dallinger* (Hrsg.), Ausländer und Massenmedien. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Vorträge und Materialien von einer Fachtagung vom 2. bis 4. Dezember 1986, Bonn 1987, S. 72.

83 *Peter-A. Reischauer*, Hinweise für einen Politiker, der sich genötigt sieht, zum Problem der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen eine Rede zu halten, in: *Wolfgang Slim Freund* (Hrsg.), Gastarbeiter. Integration oder Rückkehr? Grundfragen der Ausländerpolitik, Neustadt/Weinstraße 1980, S. 9–14, hier: S. 13, Anm. 3.

84 *Pea Fröhlich/Peter Märthesheimer* (Hrsg.), Ausländerbuch für Inländer. Bausteine zum Begreifen der Ausländer-Probleme, Frankfurt am Main 1980, S. 257.

Darstellung« mische.[85] Auch als Katsoulis 1984 eine zweite und erweiterte Auflage seiner Dissertation publizierte, stieß dies keine neuerliche Beschäftigung mit ihr an.[86]

Im Falle Panahis wiederum ist selbst eine positive Hervorhebung aufschlussreich, denn seine Erhebung wurde in Richard Stöss' 1988 erschienener Abhandlung »Die extreme Rechte in der Bundesrepublik« als »eindrucksvoll« erinnert – in einer Fußnote.[87] Kurz nach Erscheinen war in Frankreich noch eine knappe Besprechung erschienen, in der Doris Bensimon die gute technische Umsetzung der Erhebung lobte, mehr aber auch nicht.[88] Hajo Funke erwähnte »Bernd« [sic] Panahis Studie in einem Aufsatz zum Bitburg-Skandal, der 1986 erschien.[89] Als Werner Bergmann und Rainer Erb vier Jahre darauf ihren Sammelband »Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945« veröffentlichten, steuerte Ersterer einen Beitrag zur Geschichte der Meinungsumfragen zu antisemitischen Überzeugungen in der alten Bundesrepublik bei und merkte dort kritisch an, dass die Untersuchungen von Panahi und Silbermann »in der Soziologie bisher keine Folgestudien gefunden«[90] hätten.

Tsiakalos schließlich erreichte mit »Ausländerfeindlichkeit« einen größeren medialen Radius als seine beiden Kollegen, der sich bei genauerer Betrachtung jedoch vor allem auf bündige Hinweise belief. In der taz hieß es anerkennend, hier würden »drastisch und plausibel […] Thesen von der angeblich angeborenen Ausländerfeindlichkeit vom Tisch« gefegt.[91] Das Göttinger Tagblatt vermerkte noch knapper, der Autor werte »Ausländerfeindlichkeit« als »Ausdruck einer Kulturüberheblichkeit gegenüber den Fremden«.[92] In einer Kurzbesprechung in der ZEIT machte deren Rezensent darauf aufmerksam, dass es »das alltägliche und nicht das spektakuläre Beispiel« sei, das »betroffen macht, weil eine schweigende Mehrheit zusieht und zuhört, wenn in schlechter deutscher Stammtischmanier Türkenwitze die Runde machen«.[93] In »Das neue Buch« lagerte ein weiterer Rezensent dieselbe Sorte ›Betroffenheit‹ gleich ganz aus und konkludierte: »*Für Leser, die sich mit dem Prob-*

85 *Dietrich Thränhardt*, Ausländer-Politik, in: Politische Vierteljahresschrift, 1980, Nr. 2, S. 159–169, hier: S. 165.

86 Vgl. *Haris Katsoulis*, Bürger zweiter Klasse. Ausländer in der Bundesrepublik, 2., erw. u. aktual. Ausg., Berlin 1984.

87 Vgl. *Richard Stöss*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik. Entwicklung – Ursachen – Gegenmaßnahmen, Opladen 1988, S. 48, Anm. 17.

88 Vgl. *Doris Bensimon*, o. T. [Rezension von *Badi Panahi*, Vorurteile], in: Archives de Sciences Sociales des Religions 26, Oktober–Dezember 1981, Nr. 52/2, S. 273.

89 *Hajo Funke*, Bitburg, Jews, and Germans: A Case Study of Anti-Jewish Sentiment in Germany during May, 1985, in: New German Critique, Frühling–Sommer 1986, Nr. 38, S. 57–72, hier: S. 65 f.

90 *Werner Bergmann*, Sind die Deutschen antisemitisch? Meinungsumfragen von 1946–1987 in der Bundesrepublik Deutschland, in: *ders./Rainer Erb* (Hrsg.), Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945, Opladen 1990, S. 108–130, hier: S. 110.

91 *O. V.*, Ausländerfeindlichkeit, in: taz, 6.3.1984.

92 *O. V.*, Bei uns eingetroffen: aktuelle Neuerscheinungen, in: Göttinger Tagblatt, 12.1.1984.

93 *Bernd Rudolph*, Weil eine schweigende Mehrheit zusieht und zuhört …, in: Die ZEIT, 25.11.1983.

*lembereich beschäftigen.*«[94] Nur wenige Besprechungen hoben überhaupt hervor, dass sich Tsiakalos ausdrücklich mit dem Rechtsextremismus in der Bundesrepublik befasste, so etwa der »Börsen-Kurier« und die »Annotierte Bibliographie für die politische Bildung«, die dem Band immerhin einen »Eingang in den Sozialkundeunterricht« wünschte.[95] Eine Buchvorstellung in der NDR 2-Reihe »Taschenbuchtip« vermerkte, der Autor klage »rechtsextremistische und neonazistische Organisationen an, den Boden für derlei Haßgefühle systematisch zu bereiten, und zwar als eine Chance, aus ihrer bisherigen politischen Bedeutungslosigkeit herauszukommen«.[96] In einer weiteren Sendung, die von NDR 3 ausgestrahlt wurde, hieß es, dem Leser werde »in erschreckender Fülle ausländerfeindliche Reaktionen vor Augen geführt – von brutalen Gewaltakten neonazistischer Gruppen bis hin zum Vermerk der Dortmunder Ausländerbehörde ›VORHER MAL WIEDER WASCHEN‹.«[97]

Als die Soziologen Lutz Hofmann und Herbert Even 1984 – also ein Jahr nach Tsiakalos – ihre Studie »Soziologie der Ausländerfeindlichkeit« veröffentlichten, in der sie mit demselben Begriff dasselbe Problem begreiflich zu machen versuchten, kritisierten sie ihren migrantischen Kollegen beiläufig, obwohl er es gewesen war, der diesen Terminus erst in den Rang der Wissenschaftlichkeit gehievt und dargelegt hatte, dass sich damit zumindest ein gesellschaftliches Phänomen benennen lässt, das bis anhin bereits für eine stattliche Anzahl an Verbrechen und mehr verantwortlich war.[98] Auch als nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten 1990 eine rassistische Gewaltwelle losbrach[99], erinnerte niemand an die Arbeiten von Katsoulis, Panahi und Tsiakalos.[100] So zeitigte die ausgebliebene Beschäftigung mit diesen Titeln erhebliche gesellschaftliche Folgen, woran sich die Warnung bestätigt, die Léon Poliakov, Christian Delacampagne und Patrick Girard in »Über den Rassismus« formuliert hatten: Demnach stelle dieser,

> »obgleich abgeschwächt, noch immer eine wirkliche Gefahr dar. Sein Weiterbestehen auferlegt dem Historiker die Pflicht, ein Urteil zu fällen, und dabei kann es sich nicht um

94 *H. Lindenlaub*, Verfehlte Ausländerpolitik und Kulturrassismus als Begründung für die Ausländerfeindlichkeit, in: Das neue Buch. Buchprofile für die katholische Büchereiarbeit, 1984, Nr. 3, S. 135.

95 *O. V.*, Ausländerfeindlichkeit, in: Börsen-Kurier, 27.10.1983; *Ralf Lotysch*, Ausländerfeindlichkeit, in: Annotierte Bibliographie für die politische Bildung, 1984, Nr. 1, o. S.

96 *Werner Lansburgh*, Georgios Tsiakalos: Ausländerfeindlichkeit, in: NDR 2, Taschenbuchtip, Sendung vom 8.12.1983.

97 *Jeanette Choisi*, Ausländerfeindlichkeit (Georgios Tsiakalos, C. H. Beck, München), in: NDR 3, Neue Bücher, Sendung vom 19.5.1984.

98 Vgl. *Lutz Hofmann/Herbert Even*, Soziologie der Ausländerfeindlichkeit. Zwischen nationaler Identität und multikultureller Gesellschaft, Weinheim/Basel 1984, S. 22 und 163.

99 Ausführlich dazu *Sabri Deniz Martin*, »Das Boot ist voll«. Wiedervereinigung, Renationalisierung und die Einschränkung des Grundrechts auf Asyl, in: *Vukadinović*, Rassismus, S. 369–402.

100 Anzumerken ist hier allerdings, dass dies auch für die migrantische Selbstorganisierung gegen den Rassismus in jenen Jahren gilt; in den zugehörigen Debatten spielten die drei Schriften, soweit bekannt, keine Rolle. Zu den damaligen Debatten und Aktivitäten vgl. *Annette Seidel-Arpaci*, Von der migrantischen Selbstorganisierung der 1990er Jahre zur antirassistischen »Opferkonkurrenz«. Der multidirektionale Schlussstrich unter die Bekämpfung des Antisemitismus, in: *Vukadinović*, Rassismus, S. 403–436.

eine einfache Feststellung, einen kühlen Blick über die Tatsachen handeln, sondern um ein ethisches Urteil.«[101]

Auch wenn im Falle von Katsoulis mittlerweile zumindest dessen großes gesellschaftspolitisches Engagement vor »Bürger zweiter Klasse« in Erinnerung gerufen worden ist[102], bleibt die überschaubare Rezeption der drei Studien vor allem deshalb erklärungsbedürftig, weil sich alle drei Wissenschaftler vor, während und nach deren Veröffentlichung akademisch betätigten und zwei von ihnen Professoren wurden: Katsoulis gründete 1984 die Ionische Universität mit, wo er zehn Jahre später C3- und 1999 zum C4-Professor ernannt worden war; Tsiakalos war bereits 1982, das heißt vor »Ausländerfeindlichkeit«, an die Aristoteles-Universität in Thessaloniki berufen worden. Panahi wiederum hatte 1980 neben »Vorurteile« noch seine Abhandlung »Die wissenschaftlichen und philosophischen Grundlagen der Tiefenpsychologie und der modernen Psychotherapie« publiziert und betätigte sich bis in die 1990er-Jahre wissenschaftlich.[103] Es handelt sich also mitnichten um drei Fälle akademischen Austritts nach erfolgter Qualifikation, in dessen Zuge das jeweilige Werk dann abnehmende Aufmerksamkeit erfahren hätte. Die Karriere zumindest zweier dieser Forscher andernorts spricht dafür, dass es grundsätzliche Vorbehalte gegeben haben dürfte, die ihnen in der ohnehin schwerfälligen und oftmals intransparenten bundesdeutschen Hochschullandschaft den Aufstieg versperrten.

## III. Vergangenes und gegenwärtiges Verdrängen

Die Amnesie gegenüber den migrantischen Beiträgen zur wissenschaftlichen wie gesellschaftspolitischen Analyse des Rechtsextremismus hat auch materielle Effekte, die bis in die Gegenwart reichen: Weder Campus, S. Fischer noch C. H. Beck haben Pressemappen zu Katsoulis, Panahi respektive Tsiakalos aufbewahrt.[104] Während diese verlegerische Auslassung nicht mit Böswilligkeit gleichgesetzt werden sollte, kann festgehalten werden, dass es sich bei ihr dennoch um einen Beitrag zu dieser Amnesie handelt. Dieses ist nicht zuletzt deshalb fatal, weil vieles an den aktuellen politischen Auseinandersetzungen um Migrationspolitik und Diversität, die Rede von einer »Intersektionalität« mehrerer Diskriminierungsachsen sowie

101 *Poliakov/Delacampagne/Girard*, Über den Rassismus, S. 144.

102 Vgl. *Franz Hamburger*, Lange Wege, Blumen am Wegesrand, mutiger Rückblick, in: Migration und Soziale Arbeit, 2018, H. 1, S. 4–11, hier: S. 4.

103 Vgl. *Badi Panahi*, Die wissenschaftlichen und philosophischen Grundlagen der Tiefenpsychologie und der modernen Psychotherapie, Berlin 1980; *ders.*, Zur Vorurteilsproblematik, in: *Harald Niemeyer* (Hrsg.), Beiträge zur Heim- und Sonderpädagogik. Festgabe für Gerhard Kammerinke, Frankfurt am Main 1988, S. 50–75; *Badi Panahi*, Grundlagen der modernen Psychotherapie. Ihre Quellen in Wissenschaft und Philosophie, Frankfurt am Main 1994.

104 Eine im Januar 2023 gestellte Anfrage bei den drei Verlagen ergab folgendes Bild: Der Campus-Verlag verfügt nicht mehr über eine physische Pressemappe zu Katsoulis; bei S. Fischer sind die ehemaligen Unterlagen aus jener Zeit auf dem Weg ins Literaturarchiv in Marbach, weswegen eine Überprüfung zu Panahi derzeit nicht möglich sei; bei C. H. Beck existieren angeblich etwaige Dokumente zu Tsiakalos ebenfalls nicht mehr.

die inflationäre Verwendung des Schlagworts »Rassismus« in der Regel deutlich hinter die Analysen zurückfallen, die die drei Autoren in den späten 1970er- und den frühen 1980er-Jahren vorgelegt hatten.[105] Die Feststellung etwa, dass es sich bei Rassismus und bei Nationalismus um Phänomene handelt, »die bei fast allen Völkern und Nationen der Welt beobachtet werden können«[106], wie Panahi 1980 im Duktus jener Jahre anmerkte, ist zwar banal. Den apodiktischen Satzungen des akademischen Antirassismus der Gegenwart jedoch, der nicht die politische Differenzproduktion zwischen Deutschen und »Ausländern« und die damit zusammenhängende Frage der Staatsbürgerschaft und gesellschaftlicher Regulierung durch diese geltend macht, sondern ahistorisch von »Weißen« und »Schwarzen« spricht, ist sie fundamental entgegengesetzt. Gleiches gilt für eine Bemerkung, die Katsoulis bereits 1978 getätigt hat: dass sich Deutsche und »Ausländer« *gemeinsam* gegen die Benachteiligung, Diffamierung und Ausgrenzung Letzterer erheben müssten, um den Rassismus wirksam zu bekämpfen.[107] Während sich »Betroffenenperspektiven« gegenwärtig enormer Popularität erfreuen, offenbart sich an der zumeist gutgläubigen Wahrnehmung solcher Veröffentlichungen das Missverständnis, Betroffenheit a priori für Erkenntnis zu halten. Zu loben sind Katsoulis', Panahis und Tsiakalos' Vorstöße schließlich nicht vorrangig dafür, dass die drei Autoren etwas ›als Migranten‹ zum Problem gemacht haben, sondern als Wissenschaftler. Gleichwohl ist das soziale Detail, das sie teilten, insofern von Relevanz, als es indiziert, dass Vorbehalte und Ignoranz auch dort walteten, wo Rassismus zum akademischen Belang geworden war. Die Tatsache, dass der migrantische Beitrag zur bundesdeutschen Rechtsextremismusforschung von Fachkreisen weitgehend übersehen worden ist, macht deren stille Prämissen kenntlich. Und dennoch ist die historiografische Erinnerung an diese drei Publikationen keine Heroisierung: Es kann in der Gegenwart schließlich nicht um die unkritische Reaktivierung von Termini wie »Ausländerfeindlichkeit«[108] gehen, die selbst der multikulturalistischen Ägide entstammen und für die Analyse des Rassismus im 21. Jahrhundert schon deshalb untauglich sind,

105 Für eine Kritik an einigen der genannten Phänomene vgl. *Ulrike Marz*, Kritik des Rassismus. Eine Einführung, Stuttgart 2020.

106 *Panahi*, Vorurteile, S. 41, Anm. 1. Ähnlich ebd., S. 31.

107 Vgl. *Katsoulis*, Bürger zweiter Klasse, S. 210 ff. Diese Idee einer gemeinsamen Überwindung sozialer Ungleichheit firmiert in aktuellen akademischen Publikationen zum Thema »Antirassismus« bezeichnenderweise als Unmöglichkeit. Hieran lassen sich fundamentale Verschiebungen seit den 1970er-Jahren ausmachen, denn Katsoulis, Panahi wie Tsiakalos hatten die politische Produktion sozialer Unterschiede zum Thema, während sich der publizistische wie der akademische Antirassismus der 2020er-Jahre auf unveräußerliche Merkmale beruft und an diesem Punkt regressive Qualitäten beweist. Wulf D. Hund hat zu Recht darauf hingewiesen, dass es hier keineswegs bloß um »unsolide Argumentation« geht, sondern um grundsätzliche Probleme, weil populäre aktivistische Postulate zunehmend mit akademischem Anstrich versehen werden, obwohl sie überhaupt nicht wissenschaftlich sind. Vgl. *Wulf D. Hund*, Rassismus und Antirassismus, Köln 2018, S. 121. Ausführlich dazu auch die Beiträge in *Ingo Elbe/Robin Forstenhäusler/Katrin Henkelmann* u. a. (Hrsg.), Probleme des Antirassismus. Postkoloniale Studien, Critical Whiteness und Intersektionalitätsforschung in der Kritik, Berlin 2022.

108 Vgl. die Kritik von Mark Terkessidis an Tsiakalos in *Terkessidis*, Die Banalität des Rassismus, S. 17 ff.

weil der rechtliche Referent dieses Begriffs – das Ausländergesetz – 2006 dem Zuwanderungsgesetz wich.[109]

Entscheidend ist vielmehr, dass sich an diesen drei Fallstudien einzeln und in toto zeigen lässt, dass bereits die Vorphase der Rechtsextremismus- und der Rassismusforschung im heutigen Sinne Überlegungen hervorbrachte, die deutlich avancierter waren als vieles, das zugleich publiziert wurde – und die bisweilen, siehe Panahis Ausführungen zur Unterscheidung von Rassismus und Antisemitismus, an entscheidenden Punkten präziser ausfallen als Publikationen des 21. Jahrhunderts.[110] Dessen Gegebenheiten machen Analysen wie die hier untersuchten »aktueller denn je«[111], wie der Nachruf auf Katsoulis der Ionischen Universität betont, ohne damit eine akademische Floskel zu bedienen. Schließlich war es Tsiakalos, der im Gedenken an die Vernichtung der europäischen Juden und mit ausdrücklichem Rekurs auf Theodor W. Adorno an Fragen erinnert hat, denen sich im 21. Jahrhundert nicht nur Hochschulen stellen müssen: »Welche Art Vorbilder soll unsere Gesellschaft ehren? Welche Werte und welche Prinzipien sind unsere politischen Institutionen aufgerufen zu pflegen und zu verteidigen? Was für Wissenschaftler sollen unsere Universitäten hervorbringen?«[112]

So konturieren die Monografien dieser drei Forscher die unausgesprochenen Vorbehalte des akademischen Betriebs der alten Bundesrepublik, der sich nunmehr selbst als historiografischer Gegenstand aufdrängt. Denn das Vergessen dieser Arbeiten ist nicht von der jahrzehntelangen kollektiven Verdrängung in Westdeutschland zu trennen, eine Einwanderungsgesellschaft zu sein, weswegen das Wissen, das zwischen 1978 und 1983 über rassistisches Wissen gewonnen worden ist, auch die politischen Aporien der Gegenwart tangiert, die mitunter Folgen dieser Verdrängung sind.

109 Vgl. dazu die Beiträge in *Ulrike Davy/Albrecht Weber* (Hrsg.), Paradigmenwechsel in Einwanderungsfragen? Überlegungen zum neuen Zuwanderungsgesetz, Baden-Baden 2006.

110 Diese Ineinssetzung nimmt leider auch Maria Alexopoulou vor, in deren im Übrigen sehr gewinnbringend zu lesenden Studie zur westdeutschen Einwanderungsgeschichte Antisemitismus als Unterform von Rassismus firmiert, wodurch die postnazistische Dimension des Phänomens unter den Tisch fällt und die lange Geschichte seiner migrantischen Variante vollständig dethematisiert bleibt.

111 *O. V.*, Χαράλαμπος Κατσούλης (†).

112 *Georgios Tsiakalos*, Trauer um die Toten von Auschwitz. Rede am Gedenktag zum Holocaust der 50.000 Juden aus Thessaloniki in der Synagoge Monastirioton am 27. April 2014, in: Vereinigung der deutsch-griechischen Gesellschaften (Hrsg.), Hellenika. Jahrbuch für griechische Kultur und deutsch-griechische Beziehungen, Neue Folge 9, Münster 2014, S. 17–25, hier: S. 19.

FRANK SCHAUFF

# Santiago Carrillo's First Coup?

## The Formation of the »Juventudes Socialistas Unificadas« in Spain and Its International Context, 1933–1936[1]

»Truth is not a crystal
one can put in one's pocket,
but an infinite fluid
into which one falls headlong.«
Robert Musil, The Man Without Qualities[2]

The Spanish »Juventudes Socialistas Unificadas« (United Socialist Youth, JSU) offers the only example of a Socialist and a Communist youth organisation uniting without the pressure of the Red Army, as was to happen in a number of cases in eastern Europe after the Second World War. The organisation became famous for playing an important role during the Spanish Civil War (1936–1939). In addition, it brought to the fore one of the most illustrious leaders of the international Communist movement, Santiago Carrillo Solares (1915–2012), the son of a leading Socialist. Having been secretary-general of the »Federación de Juventudes Socialistas« (FJS) since 1934, in 1936 Carrillo took on the same position in the newly formed organisation. Later, he became a member of the Politburo of the »Partido Comunista de España« (Communist Party of Spain, PCE), finally to be promoted to secretary-general in 1960. In due course, Carrillo played an important part in the evolution towards *Eurocommunism* and the peaceful *transición* from the Francoist dictatorship to the constitutional monarchy of the late 1970s.[3]

The JSU itself became an important political actor as Carrillo, with some of his comrades, came to be co-opted into the inner circle of power of the Republic during

1 I would like to express my gratitude for critical advice with regard to contents and language at the initial stage of this manuscript to Helen Graham, one of the most important scholars of Spanish history of the 1930s. I am also grateful to Aidan Kirwan, the former Irish ambassador to Latvia, for help with the final editing of the text. I would also like to express my gratitude to my wife and children who have been patiently accepting the investment in time for the work on this piece. I dedicate this article to my parents who have always supported me in different ways with regards to my scientific work.

2 »Die Wahrheit ist eben kein Kristall, den man in die Tasche stecken kann, sondern eine unendliche Flüssigkeit, in die man hineinfällt.« *Robert Musil*, Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. I. Erstes und zweites Buch, Frankfurt am Main 1978, S. 533 f.

3 For Carrillo's later role within the PCE see *Gregorio Morán*, Miseria y grandeza del Partido Comunista de España 1939–1985, Barcelona 1986. For his role in the *transición* see *Paul Preston*, Die Kommunistische Partei Spaniens im Kampf um die Demokratisierung, in: *Peter Waldmann/Walther L. Bernecker/Francisco López-Casero* (eds.), Sozialer Wandel und Herrschaft im Spanien Francos, Paderborn/Munich etc. 1984, pp. 325–347. For Carrillo's own view see *Santiago Carrillo*, The Consensus-Building Role of the Spanish Communist Party, in: *Monica Threlfall* (ed.), Consensus Politics in Spain. Insider Perspectives, Bristol/Portland 2000, pp. 53–60.

the Spanish Civil War. The organisation's membership soared to about 300,000[4], making it by far the largest youth organisation outside Nazi Germany or the Soviet Union during this period.[5] The FJS had had a membership of about 40,000, while the »Unión de Juventudes Comunistas« (Communist Youth League, UJC) counted only about 5,000 members at the time of the merger. Between May and July, the organisation grew to 140,000, and, by 1937, the JSU would grow to more than 300,000 members.[6] Thousands of new JSU militants became soldiers in the Popular Army fighting against the military rebellion, and many of its members rose to be officers or political commissars.

Nonetheless, the result of the organisational fusion turned out to be ambiguous, since not all Young Socialists were satisfied with this development. The leadership of the JSU had to fight tendencies of disintegration within its organisation soon after the start of the Civil War and especially when it became clear that Carrillo and other former Young Socialists had entered the PCE at the beginning of the siege of Madrid in November 1936. This was a result of the endless internal conflicts within the »Partido Socialista Obrero Español« (Spanish Socialist Workers' Party, PSOE)[7] and led to the JSU entering the orbit of the PCE, in turn increasing potential for conflict within the Socialist Party itself.[8]

---

4 Rossiiskii Gosudarstvennyi Arkhiv Sotsial'no-Politicheskoi Istorii (Russian State Archive for Social and Political History, hereafter: RGASPI), fond 495, register 12, file 92, p. 168. The figure is given in a report from Carrillo to the Comintern on a meeting with the representatives of the SYI Executive Committee on April 8, 1937.

5 In the year 1932, the Hitler Youth (Hitlerjugend, HJ) counted around 50,000 members. At the end of 1933, after the forced absorption of the still existing independent youth organisations, it had been inflated to nearly 2,300,000 members, by which time it had already become a quasi-state organisation. See *André Postert*, Die Hitlerjugend. Geschichte einer überforderten Massenorganisation, Göttingen 2021, pp. 13, 32 and 113. The Soviet Komsomol reported a membership of 5,353,630 children from the age of six years up to young men and women till their mid-twenties for January 1932. It, however, had also a different character than the JSU, since it had already taken up the role of one of the »Soviet socializing agencies«. *Matthias Neumann*, The Communist Youth League and the Transformation of the Soviet Union, 1927–1932, London/New York 2011, pp. XIV and 227. Both organisations also had at least two different characteristic features, since they organized children from primary school age till adolescence, while the JSU had members from around fifteen till thirty-five. In contrast to the voluntary membership in the JSU – certainly under specific conditions – both Hitlerjugend and Soviet Komsomol were based on semi- or even pseudo-voluntary membership. See *Postert*, Die Hitlerjugend, p. 252; *Neumann*, The Communist Youth League, p. 220.

6 *Paul Preston*, The Last Stalinist. The Life of Santiago Carrillo, London 2014, p. 65; *Sandra Souto Kustrín*, Entre el Parlamento y la calle: políticas gubernamentales y organizaciones juveniles en la Segunda República, in: Ayer 59, 2005, p. 118.

7 For these conflicts within the PSOE esp. see *Santos Juliá*, La Izquierda del PSOE 1935–1936, Madrid 1977; *Paul Preston*, The Coming of the Spanish Civil War. Reform Reaction and Revolution in the Second Republic, London 1994; *Helen Graham*, The Eclipse of the Socialist Left: 1934–1937, in: *Frances Lannon/Paul Preston* (eds.), Élites and Power in Twentieth-Century Spain. Essays in Honour of Sir Raymond Carr, Oxford 1990; *Paul Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, 1879–1936, Cambridge 1990, pp. 110–175.

8 See for this process *Helen Graham*, The Socialist Youth in the JSU: The Experience of Organizational Unity, 1936–8, in: *Martin Blinkhorn* (ed.), Spain in Conflict, 1931–1939. Democracy and Its Enemies, London 1986, pp. 83–102; *Óscar J. Monterrubio Rodríguez*, Las J.S.U. y el P.S.O.E. en la guerra civil. Historia de una ruptura, in: Arbor, 1986, no. 491–492, pp. 101–120.

Meanwhile, the JSU inherited the FJS membership of the Socialist Youth International (SYI). This was used by the Communist Youth International (CYI) – and thus in turn by its parent organisation, the Communist International (Comintern) – to try and exert influence on the SYI[9] and through this on the Labour and Socialist International (LSI), or at least to receive internal information from the Socialist side. Only after the end of the Civil War, however, did the PSOE rescind the status of the JSU as its youth organisation. In the post-Civil-War period, the SYI in turn excluded Carrillo's youth organisation at the behest of Erich Ollenhauer, later chairman of the German Social Democrats (SPD) and at that time long-standing secretary-general of the SYI.[10]

The unification process, which took place against the backdrop of a highly complex national and international historical development, left the Spanish Socialists without a youth organisation, recalling a situation that they had already experienced once before, in 1920, when the Socialist youth league deserted from the party to form the first Communist Party in Spain.[11]

## I. State of Research

One decisive step related to the formation of the new organisation was a visit of a delegation of Young Socialists, including Carrillo, and their Communist counterparts to the Communist International in March 1936, shortly after they had been released from prison as one of the first measures taken after the victory of the Popular Front in the February general elections. This trip to Moscow and the negotiation process connected with it has not been reflected in the literature, although the related documentation has been accessible in the former Archive of the Communist Party of the Soviet Union (»Rossiiskii gosudarstvennyi arkhiv sotsial'noi-politicheskoi istorii«), which also contains the existing archival documentation for the Comintern and its youth section.

In spite of this open access to the Comintern archives, even recent literature does not go deeper into the question of the two Spanish labour youth organisations' delegation to Moscow and the negotiations leading to this unique merger.[12] However,

9 See *Frank Schauff*, Einheitsfront gescheitert. Erich Ollenhauer, Santiago Carrillo und der Spanische Bürgerkrieg, in: *Florian Legner* (ed.), ¡Solidaridad! Deutsche im Spanischen Bürgerkrieg, Berlin 2006, pp. 133–163.

10 *Monterrubio*, Las J.S.U. y el P.S.O.E. en la guerra civil, p. 111; *Heinrich Eppe*, Die Kraft der Solidarität. 80 Jahre Sozialistische Jugendinternationale, Bonn 1987, p. 66. See also the minutes of the 1939 congress of the SYI in Lille, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam (hereafter: IISG), fond of the Sozialistische Jugend-Internationale (hereafter: SJI), register Kongreß der SJI in Lille, file 184, p. 37; ibid., file 175, pp. 1 and 4 f.

11 *José Luis Martín Ramos*, Historia del PCE, Madrid 2021, pp. 35–39; *Antonio Elorza/Marta Bizcarrondo*, Queridos Camaradas. La Internacional Comunista y España, 1919–1939, Barcelona 1999, pp. 19–28; *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 65–71.

12 For instance, neither Brigitte Studer nor Jonathan Haslam, although both deal with the Spanish Civil War and also rely on Moscow archival documentation, mentions this unique move. See *Jonathan Haslam*, The Spectre of War. International Communism and the Origins of World War II, Princeton 2021; *Brigitte Studer*, Reisende der Weltrevolution. Eine Globalgeschichte der Kommunistischen Internationale, Berlin 2020.

this event is mentioned in works on the Spanish Civil War, its prehistory and the labour movement without going into detail. In the aftermath, the formation of the JSU became subject to a long and harsh debate between the two main wings of the PSOE on the one hand and between the Socialists and the PCE on the other, but also amongst historians.

After the formation of the new youth organisation, the reformists within the PSOE accused the Socialist left of having lost it out to the PCE. The PSOE left, in turn, saw themselves as having been deceived by the PCE.[13] Some historians see the formation of the JSU as a Stalinist coup against the Socialist movement. The Soviet historian E. Khavanov, most probably due to the conflicts amongst the Communist parties related to the development of Eurocommunism in the 1970s, goes so far as completely to delete Carrillo from the whole story. The picture he draws instead is rather absurd, depicting the secretary-general of the much smaller UJC, Trifón Medrano, as responsible for the unification.[14] The right-wing Spanish historian Ricardo de la Cierva tries to prove that Carrillo, the secretary-general of the FJS, acted on behalf of the Communist Party from very early on.[15] As one would expect, in his work on the Spanish Civil War Burnett Bolloten also dedicates a conspiracy theory to the formation of the joint Socialist-Communist youth organisation, which he calls Carrillo's ›coup‹.[16] The Trotskyist historian Pierre Broué concludes that »beyond Carrillo, it was the line of the miniscule minority of the [Communist youth] which prevailed and continued to prevail. In fact, the JSU joined the [Communist Party], and that is the result of the work of Carrillo.«[17] Antonio Elorza and Marta Bizcarrondo are also of the opinion that the Socialist youth under Carrillo's leadership simply gave in to the Comintern's requirements. For them, already by mid-February, i.e. before the victory of the Popular Front and the delegation visit to Moscow, »the subordination of the young Socialists to the demands of the Comintern was complete«.[18] While José Luis Martín Ramos does not even mention the unification of the youth leagues in his recent »Historia del PCE«[19], Paul Preston comes to a rather harsh and personalised judgment in his biography of Carrillo, the then twenty-one year old leader of the Socialist youth movement, at the moment of his first trip to the Soviet Union:

13 See *Helen Graham*, Socialism and War. The Spanish Socialist Party in Power and Crisis, 1936–1939, Cambridge 1991, pp. 31–33, 71–73 and 112–117.

14 *Evgenii Ivanovich Khavanov*, Volei sil'ny. Shtrikhi k portretam bortsov-deyatelei Kommunsticheskogo Internatsionala Molodezhi, Moscow 1980, pp. 82–84.

15 *Ricardo de la Cierva*, Carrillo miente. 156 documentos contra 103 falsedades, Madrid 1994, pp. 89–94.

16 *Burnett Bolloten*, The Spanish Revolution. The Left and the Struggle for Power during the Civil War, Chapel Hill 1979, pp. 132–136, quotation: p. 135.

17 See *Pierre Broué*, Staline et la révolution: Le cas espagnol, Paris 1993, pp. 46–49 and 57–60, quotation: p. 49. This line of argument is also pursued by *George Esenwein/Adrian Shubert*, Spain at War. The Spanish Civil War in Context, 1931–1939, London 1995, p. 114. *Hugh Thomas*, The Spanish Civil War, Harmondsworth 1990, p. 200.

18 *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, p. 276.

19 *Martín Ramos*, Historia del PCE.

»Although it had been long coming, Carrillo's change of position was breath-taking. He had played a significant part in encouraging the capricious and vacuous revolutionary rhetoric of Largo Caballero that had contributed to the disaster of October 1934. He had been a central figure in the project to bolshevize the PSOE and had done significant damage to the moderate and more realistic wings of the Socialist movement. Gil Robles and Salazar Alonso knew that Largo Caballero's threats were meaningless. In contrast, the insistent demand of Carrillo and the FJS leadership in [its journal] Renovación for the conquest of power and the dictatorship of the proletariat can only have terrified the moderates of the Spanish right and played into the hands of the conspiratorial extremists. The same can be said about Octubre: segunda etapa. Yet now he put all behind him without apology or regret. […] Having contributed to the intensification of hatreds in Spain and thereby weakening the Republic, he had now initiated a process that would mortally wound the party of his father and his patron. In doing so, he demonstrated a poisonous cocktail of vaulting ambition, supreme self-consciousness and irresponsibility.«[20]

In contrast to this, long before the opening of the Moscow archives, Ricard Viñas tried to explain the foundation of the newly united youth organisation as the understandable outcome of the efforts made since 1934. According to Viñas, the FJS undertook the enterprise of unifying the Spanish left in the broadest possible sense under the influence of the class struggles in Spain, the theoretical development of the Spanish Socialist left and the international labour movement.[21]

In this context, one has to keep in mind what Rainer-Gerd Horn has dubbed the factor of ›contingency‹ in the historical process of interaction between the Socialist and the Communist branches of the labour movement in the face of rising fascism. In relation to the Great Depression and the rise of fascism, Horn argues »that crisis points are moments of maximum choice« and continues:

»In the concrete context of 1933–1936, this meant that no inherent necessity or inbuilt determination predestined the ultimate sequence of events with the societies at large and, more specifically, the politics of the Left. These years were some of those exceptional moments in the interplay of agency and structure when the former reached maximum potential. It was a period when voluntarist notions, viewpoints that stressed the subjective factor in historical change, were widely disseminated and accepted within all segments of the European Left. For once, the impossible appeared to be within reach. Contingency was seemingly reigning supreme.«[22]

Following this line of argument, it is hardly possible to see the unification of the two working-class youth organisations as either the clear result of a master plan for unity or a Communist conspiracy. Contingency indeed played a major role in the formation of the new youth organisation. This has to be seen against the complex background of a broad spectrum of actors at the level of the two Spanish youth organisations, the Socialist national and international movement, the Comintern and its youth section, the CYI, and unforeseeable historical developments, while it

20 *Preston*, The Last Stalinist, pp. 63 f.
21 *Ricard Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas (1934–1936), Madrid 1978, pp. 5–63.
22 *Gerd-Rainer Horn*, European Socialists Respond to Fascism. Ideology, Activism and Contingency in the 1930s, New York 1996, pp. 11 f.

would be wrong to expect them to act on the basis of a coherent strategy or even a masterplan.

The role of the Communist International and of the Spanish youth delegation to Moscow in March 1936 in discussing the terms of the merger is still largely obscure. After the delegation had returned from Moscow, unification seemed to take place swiftly, as though these talks had helped to elaborate a scheme for the forthcoming months. The essence of most interpretations of the Moscow talks is that the FJS was sold out to the Comintern by Carrillo during his stay in the Soviet Union. But this interpretation was dependent on missing documentary evidence of the Moscow talks, the line of the Comintern and its youth section. In any case, the development up to the merger and the merger itself cannot be understood without taking also a closer look at the national and international context.

## II. Spain's Place in European Historical Geography and the Development of Its Labour Movement

Spain has for a long time followed along a specific path in European history which might with some justice be called a historical *Sonderweg*. This particular course was confirmed by the fact that Spain abstained from the military participation in the First World War, while it seemed to have profited significantly in its industrial development by supplying both sides between 1914 and 1918. The social conflicts which came to the surface in the years starting from 1917, called the *Trienio bolchevique*, could no longer be controlled by the semi-democratic political system of the monarchy, ultimately leading to the establishment of the dictatorship of Miguel Primo de Rivera on September 13, 1923, which lasted until the early 1930s.[23] Spain thus formed an exception in Europe alongside Horthy's Hungary and Mussolini's Italy, as well as the rather peripheral Bulgaria and Turkey.[24] While ignoring the broader politics of the Primo de Rivera dictatorship, this had important implications for the Spanish labour movement and its already existing complexities, which again seem to be historically unique in Europe.

It is a well-known fact that the Spanish labour movement since its infancy had displayed a major split between a Marxist wing, which had established itself through the formation of the PSOE in 1879 as one of the oldest Socialist parties, and an anarchist movement that had already existed since the 1860s and remained significantly stronger than its Socialist counterparts for decades to come. This division of the labour movement forms part of the Spanish *Sonderweg*.

23 On this see *Shlomo Ben-Ami*, Fascism from Above. The Dictatorship of Primo de Rivera in Spain, 1923–1930, Oxford 1983; *Gerardo Muñoz Lorente*, La dictadura de Primo de Rivera. Los seis años que le costaron el trono a Alfonso XIII., Córdoba 2022.

24 The following countries moved from more or less democratic to fully-fledged right-wing or fascist dictatorship during the interwar period: 1920, Hungary; 1922/23, Italy; 1923–1930, Bulgaria; 1923, Turkey; 1923–1930, Spain; 1925, Albania; 1926, Poland, Portugal, Lithuania; 1929, Yugoslavia; 1930, Romania; 1933, Germany, Austria; 1934, Latvia, Estonia; 1936, Greece. *Michael Mann*, Fascists, Cambridge 2004, p. 38.

While the Socialists, in classic application of Marxist theory, had formed a hierarchically organised party and thereafter a trade union federation, the »Unión General de Trabajadores« (UGT), in 1888, both led for decades by Pablo Iglesias, the Anarchists typically refrained from organising themselves in any manner which might have come close to an ideologically homogenous, hierarchical or even centralised structure. This changed to a certain degree only with the formation of the »Confederación Nacional de Trabajo« (National Confederation of Labour, CNT) in 1910, which subsequently became the stronger of the two now existing trade union federations of the left. In addition, the geographical strength of the anarchists in Catalonia constituted – along with the PSOE's centralism in Madrid – one of the reasons for the Socialists' weakness in the most industrially advanced region of Spain.[25]

As a reaction to national and international developments, including the Russian Revolution, labour unrest started to manifest itself asynchronously in different parts of the country starting from 1917. In this context, the two competing trade union organisations even came to agree on cooperation. Attempts were made to coordinate with bourgeois and even military opposition to the *ancién regime*. However, the breakdown of these attempts to overthrow the monarchy led to a backlash by the conservative élites, mostly aiming at suppressing the violent extreme left as it was gathered in the Anarchist movement and its Syndicalist wing, the CNT. State repression aimed at the Anarchist movement led to its leaders going into exile after the *pronunciamiento* of Primo de Rivera.[26] The dictatorship and the response of different parts of the labour movement had major consequences for its development at the beginning of the 1930s and up to the Civil War.

While the CNT was also seeking to join the newly established Comintern, the new division within the international labour movement led also to repercussions for the PSOE. The years 1919 till 1921 were broadly spent upon the internal conflict between the mainstream of the party and the so-called *terceristas*. Subsequently, two groups split from the PSOE in 1920 and 1921, merging into the PCE in 1922. The first of these two groups formed mostly around the leadership of the youth organisation of the PSOE, who took around 1,000 members with them, while the body of the FJSE remained substantially weakened, since another part of its militants simply left the field of political activity.[27]

The PCE was forced underground, with its leadership mainly in exile shortly after its formation. This was one important factor for the Communist Party remai-

25 *Albert Balcells*, El socialismo en Cataluña hasta la Guerra Civil, in: *Santos Juliá* (ed.), El socialismo en las nacionalidades y regiones, Madrid 1988, pp. 7–39; *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 39 f.

26 *Julián Vadillo Muñoz*, Historia de la CNT. Utopía, pragmatismo y revolución, Madrid 2019, pp. 157–173.

27 *Martín Ramos*, Historia del PCE, pp. 35–39; *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, pp. 19–28; *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 65–71. For the FJS before the foundation of the Republic see e.g. *Souto Kustrín*, Entre el Parlamento y la calle, pp. 100–102; *Antonio González Quintana/Aurelio Martín Nájera*, Apuntes para la historia de las juventudes socialistas de España, Madrid 1983, pp. 3–43; *Francisco de Luis Martín*, Las Juventudes Socialistas como frente cultural pedagógico del socialismo español. El caso madrileño 1903–1914, in: Historia Contemporánea, 1992, no. 8, pp. 249–267.

ning very small and politically insignificant until well into the Second Republic.[28] In contrast to the extreme left, the Socialists soon found a modus vivendi with the dictator, who tried to involve this wing of the labour movement, which – with the notable exception of the *trienio bolchevique* – had always despite its Marxist rhetoric pursued a consistently reformist practice. The dictator proposed collaboration to the UGT, the proposal in turn leading to sharp controversies and splits between different leading representatives of the Socialist movement, which remained virulent even after the end of the Civil War. The movement remained dominated by figures who had been active at the top level of the party and the trade union well before the dictatorship: Julián Besteiro, who became leader after Iglesias's death in 1925, Francisco Largo Caballero, Indalecio Prieto and Fernando de los Ríos. Besteiro came out in favour of limited cooperation with the dictatorship, with Largo Caballero supporting this position as long as it seemed to enhance the position of the UGT, especially in its competition with the CNT. In contrast, Prieto and de los Ríos argued consistently against cooperation with the dictatorship and in favour of cooperation with the bourgeois opposition as soon as the latter started to form.[29]

The already existing rivalry between Socialists and Anarcho-syndicalists was intensified by the collaboration of PSOE/UGT-leadership, especially Largo Caballero, with the dictatorship, introducing an arbitration mechanism that included the UGT but excluded, and therefore was rejected by, the CNT.[30] Its difficult situation, in turn, led to an organisational split within the Anarcho-syndicalist movement when the »Federación Anarquista Ibérica« (FAI) was formed clandestinely in Valencia in July 1927, bringing together radicals in favour of anti-politicism and Bakuninist tradition and becoming highly influential within the CNT with the end of the dictatorship from 1931 onwards.[31]

Towards the end of the twenties, the dictatorship for a number of reasons ran into multiple crises[32], partly caused by effects of the Great Depression, partly homemade, and its end began to look predictable. While Besteiro, mostly for reasons of ideological bias, refused to change the Socialists' position and to engage in a coalition with the emerging bourgeois opposition to the dictatorship, Largo Caballero, who had sided with him, in this moment took a different decision, most probably when he anticipated that the coming end of the dictatorship might otherwise damage the UGT's position with the working class. He therefore moved over to the side of the reformist camp led by Prieto and de los Ríos, who had taken up the dialogue with bourgeois oppositionists, ready to replace the current regime and overthrow the monarchy in favour of a Second Republic.[33]

28 *Martín Ramos*, Historia del PCE, pp. 81–90, 94 f. and 113.
29 *Paul Preston*, The Origins of the Socialist Schism in Spain, 1917–31, in: Journal of Contemporary History 12, 1977, pp. 101–132.
30 *John Brademas*, Anarchosindicalismo y revolución en España 1930–1937, Barcelona 1974, pp. 21–25.
31 Ibid., pp. 34 f.
32 *Mann*, Fascists, p. 306. *Ben-Ami*, Fascism from Above, pp. 319–392; *Muñoz Lorente*, La dictadura de Primo de Rivera, pp. 403–448.
33 *Preston*, The Origins of the Socialist Schism in Spain, pp. 101–132.

Primo de Rivera resigned at the end of January 1930. The pressure remained after his successor, General Dámaso Berenguer, had taken over, and finally municipal elections were called for mid-April 1931, which were won by the coalition of the Republican parties, some of which had newly formed, and the Socialists. This, in turn, led to King Alfonso XIII leaving the country. The newly-established Republic was legitimised by general elections bringing a coalition of PSOE and the Republican parties into government under Prime Minister Manuel Azaña later during the year. With this development, Spain again deviated from the general tendency by establishing a bourgeois-democratic republic – the only European state to do so between the mid-1920s and the liberation of German-occupied countries towards the end of the Second World War.

The Second Spanish Republic partly inherited, partly itself caused, a bundle of problems which would lead, first to the end of the coalition, then to the formation of a right-wing government after general elections in autumn of 1933, the uprising of October 1934, the formation of the Popular Front and its electoral victory, and finally the breakdown of the Republic as it was confronted by military rebellion and Civil War starting in mid-July 1936.

One fundamental problem was that the Spanish economy was marked by deeply enshrined social conflicts, especially in the rural south. These problems were linked to the high degree of concentration of large estates, *latifundias*, in the hands of a small group of mostly absentee landowners exploiting the mass of landless seasonal labourers, *braceros*. The foundation of the Republic and the announcement made by the new governing parties with regard to the redistribution of land raised expectations within the social group of *braceros* on the one hand while provoking fierce resistance by the landowners on the other. This, together with opposition from industrialists to already existing labour legislation, led to the formation of right-wing forces which had experienced political defeat by the end of dictatorship and monarchy.[34]

The potential for social conflict was enlarged by the effects of the Great Depression on the Spanish economy – a development which already had started during the dictatorship and was inherited by the Republic – and was exacerbated by the behaviour of the bourgeoisie, reacting with capital flight to the establishment of the Republic as an endogenous factor[35], and the deterioration of the terms of trade for the main export products of the Spanish economy as an exogenous one. Though it has been argued that the Spanish economy remained widely insulated from the Great Depression partially due to the devaluation of its currency[36] and was therefore hit less hard than a number of other European countries or the USA[37], nonetheless some export products such as steel from the north or grain, wine and fruit from the

34 See *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 38–73.

35 *Joseph Harrison*, The Spanish Economy in the Twentieth Century, Beckenham/Sydney 1985, pp. 69–72 and 77 f.; *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 120 f.

36 *Ángel Viñas/Julio Viñuela/Fernando Eguidazu* et al., Política comercial exterior en España (1931–1975), vol. 1, Madrid 1979, p. 60.

37 *Harrison*, The Spanish Economy in the Twentieth Century, p. 82.

south suffered from a deterioration of the terms of trade.[38] This, in turn, motivated landowners and industrialists to try to push down costs by cutting wages, which led to serious economic difficulties for workers, especially in the countryside, who had been living on the brink of starvation even before the crisis. However, the situation of the rural and industrial working classes seems to have differed depending on the region and most probably also due to the social legislation functioning better in the industrial than in the agricultural sector.[39] Besides this, unemployment was significantly higher in rural areas with around 45 per cent of the rural labour force affected, constituting up to two-thirds of all the unemployed throughout the country.[40]

Even the limited effects of the Great Depression on Spain, combined with the inability of the government to fulfil its promises of social and more specifically land reform, resulted in economic hardship for the lower classes and unfulfilled expectations. In turn, this provoked a radicalisation of parts of the Socialist movement, which would lead, together with the changing international political conditions, to an increasing share of the rank and file demanding revolutionary steps to overthrow the existing social order. This disillusionment of parts of the Socialist movement due to the Republic's inability to safeguard significant moves towards social reform was at least partly caused by the misconception of the nature of Spanish society by the Socialist Party and the wrong political strategy deduced from this mistaken analysis.[41]

Paradoxically, the Socialist movement and more specifically the UGT had developed and strengthened its organisation under the dictatorship, as the trade union had been involved in the mechanism of arbitration with the employers, while the PSOE could even hold its party congresses while Communists and especially Anarchists had to remain underground. One part of the strengthening of the Socialist ranks was constituted by the establishment of the rural labourers' trade union, »Federación de Trabajadores de la Tierra« (Federation of Agricultural Workers, FNTT), in April 1930, one year before the end of the dictatorship, inducing a significant growth in UGT membership.[42] It grew from roughly 280,000 members in December 1930 to more than one million within one and a half years, with the FNTT, as »the giant of the UGT«[43], contributing the larger part of this growth.[44] Heywood comments on this development: »Part of the reason for the spectacular growth of

38 Ibid., pp. 81 and 97; *Viñas/Viñuela/Eguidazu* et al., Política comercial exterior en España (1931–1975), pp. 66 f., 70, 72 and 132. *Mann*, Fascists, p. 50, relying on more recent historical statistical research shows Spain as ranking fifth out of thirty countries with regard to severity of the slump.

39 *Harrison*, The Spanish Economy in the Twentieth Century, pp. 81 and 97; *Aviva* and *Isaac Aviv*, The Madrid Working-Class, the Spanish Socialist Party and the Collapse of the Second Republic 1934–1936, in: Journal of Contemporary History 2, 1981, pp. 229–250, here: pp. 233 and 236–238.

40 *Harrison*, The Spanish Economy in the Twentieth Century, p. 93.

41 *Preston*, The Origins of the Socialist Schism in Spain, p. 126; *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 121–124.

42 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 30 f.

43 *Graham*, The Eclipse of the Socialist Left, p. 131.

44 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, p. 78.

the FNTT had been the expectation of far-reaching reform; as such expectations were dashed, the leadership found it increasingly difficult to temper its members' indignation and unilateral violent intervention against owners.«[45] This newcomer in the trade union landscape changed the picture especially with respect to the strengthened ability to confront the landowners on the one hand while increasing competition with the CNT on the other. The division between Anarchists and Socialists constituted the main split within the left; the rivalry between PSOE and UGT on one side and the CNT on the other contributed to destabilising the Republic, the more so that the moment they lost their position in the government the UGT adopted the concept of revolutionary general strike aiming at the destruction of the state, as had already been the traditional practice of the Anarchists.[46]

The political and social development therefore was defined by increasingly sharp conflicts not only between left and right but also within the left, when the Anarchists re-emerged and used the freedom granted by the Republic for their own ends.[47] The already existing rivalry between Socialist trade unionists and Anarcho-syndicalists had been intensified by the collaboration of the Socialist leadership with the dictatorship, while the CNT had been repressed.[48] While the Anarcho-syndicalists had not actively participated in the transition from dictatorship and monarchy to the Republic, they also did not prevent it from happening.[49] However, they characterised the new state – similar to the Communist reproach of ›Social fascism‹ – as simply a different form of dictatorship[50], and the new extremist anarchist leadership of the CNT made extensive use of the new liberties in order to pursue their plans of insurrection.[51] The decentralised structure and the low discipline of the CNT rank and file led to permanent minor and major strikes and rebellions which weakened the left-of-centre government of the Republic without advancing any fundamental goals, thereby in the last resort strengthening the right. John Brademas emphasises the CNT's structural and strategic weakness:

> »The Confederation not only was not responsible for what the organizations did, but also had no way of imposing itself on them. The atomisation of the strikes produced a multiplicity of disorders that made the government of the country more difficult every day. We do not know the social history of this period well enough to know if the multitude of strikes and riots of these years, of these months [1931] at least, were the result of a new revolutionary mentality of the workers or lack of education for the struggle. But, if it was the former, there is no doubt that the Anarcho-syndicalist game was dangerous: any joint and organized revolutionary effort was impossible, the methods followed were more conducive

45 *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, p. 122.
46 *Santos Juliá*, Historia económica y social moderna y contemporánea de España, Madrid 1991, pp. 63–66.
47 *George Woodcock*, Anarchism. A History of Libertarian Ideas and Movements, Harmondsworth 1962, p. 361.
48 *Brademas*, Anarchosindicalismo y revolución en España 1930–1937, pp. 21–25; *Santos Juliá*, Los socialistas en la política española 1879–1982, Madrid 1996, p. 169.
49 *Brademas*, Anarchosindicalismo y revolución en España 1930–1937, p. 57.
50 *Juliá*, Los socialistas en la política española 1879–1982, p. 189.
51 *Julián Casanova*, Anarchism, the Republic and Civil War in Spain: 1931–1939, London 2005, p. 55.

> to fomenting a right-wing reaction – which came – than a true revolutionary crisis. Anarchism weakened liberalism, not the right. But it may be that the riots and exaggerations came from mere worker indiscipline. Here, the disadvantages of the Anarcho-syndicalist methods against the Socialists were evident. Once a local federation went on strike, another time an ex officio union proclaimed that the time for revolution had come; the hatred between Socialists and Cenetistas worsened; the workers were divided, and the union funds and the workers' pockets were emptied. And all this without it being evident that the situation was propitious for the revolution; even more: against the profound conviction of the syndicalist leaders themselves that the revolution was still far, far away.«[52]

In due course, this situation caused splits within the Anarcho-syndicalist movement, further weakening it.[53] Finally, the CNT leadership decided to abstain from the general elections of November 1933, thereby strengthening the right, while the so-called *treintista* faction moved more and more in the direction of reformism and cooperation with the Socialists.[54] At the end of 1935 and beginning of 1936, due to exhaustion in internal and external conflicts, an unsuccessful and split leadership the CNT found itself close to collapse, which was prevented due to the elections and the rebellion happening in the following months.[55]

The Anarchist movement was not alone in going through numerous splits, but this tendency was even more pronounced in the much smaller Communist niche. The PCE, also due to the unfavourable conditions of the dictatorship, remained a miniscule party with a membership of less than 9,000 members at the founding moment of the Republic. It managed to grow to 13,500 by the end of 1932 but then stagnated at that level for some time.[56] Right from the beginning, the party had been under supervision by the Comintern headquarters and never, till the end of the Civil War, seemed to act to the satisfaction of the International's Moscow headquarters.[57] As a reflection of the twists and turns of the factional disputes in the Soviet Union and subsequently the Comintern, it was also riven by fierce internal conflicts within and organisational splits. Most prominently, Andreu Nin, who had been a deputy head of the Red International of Labour Unions (RILU or Profintern) from shortly after the inception of this international organisation of Communist trade unions and had sided with Leon Trotsky during the factional struggle of the second half of the 1920s, was expelled from the Communist Party of the Soviet Union (VKP[b]) and returned to Spain in 1930, where he helped to organise the Trotskyist »Izquierda Comunista« (Communist Left, ICE). Joaquín Maurín, who like Nin had originally been active within the CNT, became leader of the Catalan Com-

52 *Brademas*, Anarchosindicalismo y revolución en España 1930–1937, p. 73.
53 Ibid., pp. 76 f. and 87–91; *Casanova*, Anarchism, the Republic and Civil War in Spain, pp. 50–53.
54 *Brademas*, Anarchosindicalismo y revolución en España 1930–1937, p. 111.
55 *Casanova*, Anarchism, the Republic and Civil War in Spain, pp. 90 f.
56 *Martín Ramos*, Historia del PCE, p. 95.
57 See *Svetlana P. Pozharskaya/Aleksandr I. Saplin*, Komintern i grazhdanskaya voina v Ispanii, in: Rossiiskaya akademiya nauk/Insitut vseobshchei istorii (eds.), Istoriya Kommunisticheskogo Internatsionala 1919–1943. Dokumetal'nye ocherki, Moscow 2002, pp. 116–144; *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, passim; *Frank Schauff*, Der verspielte Sieg. Sowjetunion, Kommunistische Internationale und Spanischer Bürgerkrieg 1936–1939, Frankfurt am Main 2004, pp. 117–161.

munist Federation, was forced into exile after Primo's *pronunciamiento* and split from the PCE with other Catalan Communists in 1930 to form the »Bloc Obrer i Camparol« (Workers' and Peasants' Bloc, BOC) together with another dissident Catalan Communist group.[58]

But the Communist Party itself also contributed further to the fragmentation of the labour movement: in June 1932 it founded the »Confederación General del Trabajo Unitaria« (Unitary General Confederation of Labour, CGTU) as the latecomer of the Spanish labour movement. It was grotesquely named »unitary« in spite of manifesting another organisational split within the labour movement as a competitor to CNT and UGT.[59] Víctor Alba concludes: »The labour movement's fragmentation was extreme.«[60]

## III. The International Framework

With the contingent transition, contrary to the European mainstream, to a republican form of government, Spain – on both left and right – seems to have become more receptive to international developments and implications. As already mentioned, the Great Depression, as a global development, made itself felt, even though its repercussions were more limited to certain sectors and regions than in a number of other countries. In any case, the intensifying class conflicts, and especially the reorganisation of the right aiming at a corporatist state model inspired by Italian Fascism and Catholic social theory, affected the left in such a way that in the course of 1933 it started to perceive itself as a part of the international struggle against fascism. Within the Socialist segment of the Spanish labour movement, this seems to have been especially true for the youth organisation, which earlier than other parts began to be alarmed by Hitler's accession to power as a harbinger of a larger fascist wave.[61] In parallel, it started to look more than before at the development of the international labour movement, of the LSI and the Comintern and their youth sections more specifically, although their preoccupation with internal Spanish developments seems to have prevented them and the PSOE from active participation in the LSI and SYI.[62] They became recipients in a specific Spanish way[63] of a European labour discourse which Gilles Vergnon has characterised as follows:

58 *Reiner Tosstorff*, Andreu Nín [sic!] und Joaquín Maurín. Vom revolutionären Syndikalismus zum antistalinistischen Kommunismus, in: *Theodor Bergmann/Mario Keßler* (eds.), Ketzer im Kommunismus. 23 biografische Essays, Hamburg 2000, pp. 218–229. For a detailled analysis of these dissident Communist groups see *Andy Durgan*, Comunismo, revolución y movimiento obrero en Cataluña 1920–1936. Los orígenes del POUM, Barcelona 2016.

59 *Martín Ramos*, Historia del PCE, pp. 102 f.; *Víctor Alba*, La Alianza Obrera. Historia y análisis de una táctica de unidad en España, Madrid 1978, p. 51, fn. 1.

60 Ibid., p. 38. Original: »La fragmentación obrera era extrema«.

61 *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, p. 126.

62 *Gilles Vergnon*, Les gauches européennes après la victoire nazie. Entre planisme et unité d'action 1933–1934, Paris 1997, p. 356.

63 For the specific and partial Spanish perception of international Marxist thought and the low quality of Marxist debate in the Spanish labour movement and especially its Socialist part see *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, passim.

> »[I]t is legitimate, with the necessary prudence, to speak of Communist or Socialist public opinion on a European scale, in the sense that a few tens of thousands of individuals across borders share representations and a common vocabulary, read articles written by the same authors, in short, share the same politico-mental universe which is superimposed on ›objective‹ reality.«[64]

Developments in Germany had been essential for both Internationals since at least the end of the 1920s, as the SPD and the KPD were each the most important party of their respective current in Europe. These two parties had been involved in a fierce struggle over influence on the German working class, which became more and more counterproductive in terms of defending their constituency against the offensive of the Nazi party. This struggle was linked to the SPD's fundamental position in favour of the defence of the Weimar Republic and their rejection of the Soviet model on the one hand, and the revolutionary rhetoric of the Communists against the Republic and their support for the Soviet Union on the other. Linked to the intrinsic conflicts inside the Comintern and their specific analysis of developments in the capitalist world, the label of ›Social fascism‹ was developed and finally officialised as the term to describe international Social Democracy. Even though the acceptance of this phrase by the Comintern had been subject to debate, the German Communists were finally able to push their position through after the bloody repression of their demonstration by the Socialist-led police in Berlin on May 1, 1929.[65] In the following years, both sides could resort to reinterpreting political facts in such a manner as to mobilise their own supporters through mutual recriminations. This was continued by the Communists when the SPD started to tolerate the Brüning government, which pursued policies of deflation and limiting the labour movement's influence on the state. It even supported Field Marshal Hindenburg's re-election as President against the candidates of the Communist and the Nazi party as the »lesser evil«[66] – the same President who would appoint Hitler as Chancellor a few months later. At the moment, however, that the Nazis started their exceptional ascent, the concept of ›Social fascism‹ turned out to be an obstacle to stopping Hitler from coming to power, as the Social Democrats remained the Communists' main adversary.[67]

The Social Democrats, besides being offended by the label of ›Social fascists‹, could refer, for instance, to the KPD's actions against the Socialist-led government

64 *Vergnon*, Les gauches européennes après la victoire nazie, p. 10.

65 *Peer H. Lange*, Stalinismus versus »Sozialfaschismus« und »Nationalfaschismus«. Revolutionspolitische Ideologie und Praxis unter Stalin 1927–1935, Göppingen 1969; *Leonid Luks*, Entstehung der kommunistischen Faschismustheorie. Die Auseinandersetzung der Komintern mit Faschismus und Nationalsozialismus, Stuttgart 1984, pp. 137–139; *Heinrich August Winkler*, Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, Frankfurt am Main 1994, pp. 350 f.; *José Luis Martín Ramos*, El Frente Popular. Victoria y derrota de la democracia en España, Barcelona 2016, pp. 27–33.

66 *Julius Braunthal*, Geschichte der Internationale, vol. 2, Bonn 1978 (first published 1963), pp. 378 f. and 389 f.

67 *Haslam*, The Spectre of War, pp. 116–118.

in Prussia[68] as well as the strike of the Berlin traffic workers in 1932[69], which were seen as coordinated with the Nazis. All this took place against the background of a deepening depression and the rapid growth of the Nazi Party, which emerged as the strongest faction in Parliament in July 1932 with the SPD losing votes to the KPD. Also due to frictions within the Social Democratic movement, i.e. between party, trade unions and the *Reichsbanner* (the republican defence militia)[70], neither the SPD nor the KPD acted decisively when Hitler was appointed Chancellor by the President. Within less than half a year first the KPD, then the trade unions and finally the SPD were prohibited and most of their leaders either arrested or forced into exile.

Against the background of the Great Depression and growing authoritarian tendencies, already at its Vienna Congress in July 1931 the LSI had discussed the question of how to react to the danger of right-wing and fascist take-overs. The congress had decided that in such a case violence had to be exerted in order to defend the democratic bourgeois state and thereby the achievements of the reformist labour movement.[71] The SPD did not abide by this resolution when the Socialist-led Prussian government was suspended in July 1932, instead continuing to campaign for the *Reichstag* elections ten days later, from which the Nazis emerged the strongest party.[72] After Hitler's accession to power, the SPD again did not comply with the guidance of the LSI. The explanation for this lay in a bundle of problems which the reformist part of the German labour movement could not overcome: the »immobilism of the SPD Executive«[73], tying itself to legalistic tactics in spite of the illegal blow of the German against the Social Democratic-led Prussian government, the weakening of the trade unions by shrinking membership and demoralisation under the pressure of unprecedented unemployment and the unwillingness of its leadership to go for a general strike under objectively economically disastrous conditions, the attempts of some parts of the social democratic movement – be it trade unions or the militia – to come to terms with the non-parliamentarian governments since 1932 and even with Hitler after January 1933, and last but not least the question whether violent resistance of the working class against the armed forces of the bourgeois state supported by the heavily inflated Nazi militia could have been successful or would have led only to thousands of lives lost in vain.[74]

68 *Ossip K. Flechtheim*, Die KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt am Main 1969, pp. 277 f. and 282; *Klaus-Michael Mallmann*, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996, p. 281.

69 *Winkler*, Weimar 1918–1933, pp. 533–535.

70 *Hagen Schulze* (ed.), Anpassung oder Widerstand? Aus den Akten des Parteivorstands der deutschen Sozialdemokratie 1932/33, Bonn 1975.

71 *Braunthal*, Geschichte der Internationale, pp. 382–386.

72 Ibid., pp. 388–399. For the events and consequences of the coup against the Prussian government see also *Wolfgang Benz/Imanuel Geiss*, Staatsstreich gegen Preußen. 20. Juli 1932, Düsseldorf [1982].

73 *Hans Mommsen*, Die Sozialdemokratie in der Defensive: Der Immobilismus der SPD und der Aufstieg des Nationalsozialismus, in: *id.* (ed.), Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei, Frankfurt am Main 1974, pp. 106–133.

74 *Helga Grebing*, Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, in: *Wolfgang Luthardt* (ed.), Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik. Materialien zur gesellschaftlichen Entwicklung 1927–1933, vol. 2, Frankfurt am Main 1978, pp. 259–279. See also *Helga*

The KPD was also paralysed, falling victim to self-deception. It gained votes in the November 1932 elections while SPD and NSDAP saw their shares fall, making a government led by Hitler seem a less likely prospect. Yet the Communists' apparent strength was shown to be illusory in February and March 1933.[75] But the wrong perception of the political situation was a function of a more fundamental mistaken analysis of the broader economic and social picture: besides the fatal consequences of equating SPD and NSDAP, the KPD, like the Comintern overall, had misinterpreted the economic crisis and deteriorating economic indices as identical with an offensive of the proletariat against capitalism: »[T]he Comintern, beaten [...] by intellectually regressive processes and bans on contemplation, did already for a long time not possess any more the strength and the concepts actually to confront the sad reality.«[76] This economistic misperception, first, led to an underestimation of the class struggle as a political matter and, secondly, therefore misled the KPD into assuming that the breakdown of the capitalist social order would be a quasi-automatic consequence of the Great Depression.[77] Meanwhile, it had prepared neither to attack the state nor to defend itself against the Nazi offensive after January 30, 1933.

For both LSI and Comintern, the defeat of their most important party on the European continent without any resistance came as a shock.[78] The first reaction was a call of the LSI to the Comintern for common action in mid-February 1933, which seems to have caught the leadership in Moscow by surprise[79], as it rejected it in spite of the united front rhetoric applied by the Communists for years.[80]

Amongst the European Socialists, a process of radicalisation of a number of parties took place, which was motivated by the German disaster and by domestic difficulties including the growth of extreme right-wing parties and intensifying class struggle. While especially the northern European parties, such as those of Scandinavia, Great Britain and the Netherlands, but also that of Czechoslovakia,

---

*Grebing*, Flucht vor Hitler? Historiographische Forschungsergebnisse über die Aussichten des Widerstandes der Arbeiterbewegung gegen die nationalsozialistische Machtübernahme, in: APuZ, 1983, issue 4–5, pp. 26–42; *Stephen Salter*, The Object Lesson: The Division of the German Left and the Triumph of National Socialism, in: *Helen Graham/Paul Preston* (eds.), The Popular Front in Europe, Basingstoke 1987, pp. 20–34. For a detailed account of the German labour movement's development from the beginning of the Great Depression to the prohibition of its organization see the massive work of *Heinrich August Winkler*, Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933. Der Weg in die Katastrophe, Bonn 1987.

75 *Haslam*, The Spectre of War, pp. 120 f.

76 *Gert Schäfer*, Der Faschismus und die Kommunistische Internationale, in: *Theodor Bergmann/Mario Keßler* (eds.), Aufstieg und Zerfall der Komintern. Studien zur Geschichte ihrer Transformation 1919–1943, Mainz 1992, p. 175.

77 *Nicos Poulantzas*, Fascism and Dictatorship. The Third International and the Problem of Fascism, London 1979, pp. 36–54; *Gert Schäfer*, Die Kommunistische Internationale und der Faschismus, Offenbach 1973. Without any specific reference their position seems to be similar to Karl Kautsky, who also sees the economic crisis as a problem for the labour movement. See the discussion on Kautsky below.

78 *Haslam*, The Spectre of War, p. 123.

79 Ibid., pp. 124–126.

80 *Ursula Langkau-Alex*, Von Krieg zu Krieg. Zu den Beziehungen zwischen der Kommunistischen Internationale und den Sozialistischen Internationalen – eine Zwischenbilanz, in: IWK 39, 2003, pp. 446–478, here: p. 464.

maintained their position in defence of bourgeois democracy, the Austrian, the French and not least the Spanish Socialists largely moved to the left, with some parties such as the SPD in exile taking a centre position. These three currents were in evidence at the Paris Congress, the last of the LSI, in August 1933.[81]

The congress took two important decisions in the given context. It basically repeated the commitment, made at the Vienna Congress two years before, to deploy all means to defend the working class and its organisations against right-wing or fascist attacks and the establishment of a dictatorship. Secondly, it authorised the LSI leadership to negotiate with the Communist International, thereby seeking to prevent negotiations between individual Socialist and Communist parties on the national level.[82] In the aftermath of the congress, the left wing of the LSI, including the Austrian, the French and the Spanish Socialists, started to coordinate amongst each other.[83]

The interaction between both Internationals, however, did not move forward, as the XIII. Plenary Session of the Executive Committee of the Comintern (ECCI) in November and December 1933 would absurdly reaffirm the correctness of the KPD's strategy and its view of Social Democracy as ›Social fascism‹. The plenary session, which was also supposed to prepare the VII. Comintern World Congress for the following year, came to the definition of fascism as »the open terroristic dictatorship of the most reactionary, chauvinistic and imperialist elements of finance capital«.[84]

The crises that followed culminated shortly afterwards, in parallel developments in Austria and France, in mid-February 1934. Relations between the two main Austrian parties, the Social Democratic Workers' Party and the Christian Social Party, which since 1932 had been led by Chancellor Engelbert Dollfuss and was gradually converging with the clerical-fascist *Heimwehr*, had already deteriorated after a violent clash in Vienna in 1927. The Socialists had been in opposition on the national level since the beginning of the 1920s but still held important positions in the capital and other major cities, while the Christian Socials held the federal government and were struggling to stem the growth of the pro-German Nazi party. Dollfuss prevented Parliament from meeting at the beginning of March 1933, while the Socialists remained passive, similar to their German sister party, thereby ignoring their own manifesto as well as the LSI decision of 1931. Tensions grew in the following months with the Socialist movement, amongst them the militia, the *Schutzbund*, while the regime in parallel suppressed the Austrian Nazi Party, which in turn was welcomed by the Socialists. In September, Dollfuss declared open dictatorship.[85] He seems to have taken the example of his Hungarian and Italian,

81 *Vergnon*, Les gauches européennes après la victoire nazie, pp. 282–298.

82 *Braunthal*, Geschichte der Internationale, pp. 419 f. For a more recent view on the LSI in 1933 see *Herbert Mayer*, Die internationale Sozialdemokratie im Jahre 1933, in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung 2, 2003, no. 1, pp. 4–22.

83 *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, p. 42. For a deeper analysis of the internal dynamics of the LSI see *Bruno Groppo*, Die gelähmte Internationale. Zur politischen Entwicklung der sozialistischen Parteien in Europa nach 1933, in: GG 17, 1991, pp. 220–241.

84 *Langkau-Alex*, Von Krieg zu Krieg, pp. 464 f.

85 *Mann*, Fascists, pp. 213–232; *Martin Kitchen*, The Austrian Left and the Popular Front, in: *Graham/Preston*, The Popular Front in Europe, pp. 35–48.

but also his German, neighbours[86], and was again advised by Benito Mussolini on February 11, 1934, against the background of the events in France, finally to crush the Socialists.[87] On the following day, the police and the *Heimwehr* militia moved in against an arms depot of the *Schutzbund* in Linz, thereby sparking a short civil war throughout the country, in which the Socialist militia was defeated by the police, the *Heimwehr* and the army.[88] The miniscule Austrian Communist Party meanwhile stood aloof.[89]

Karl Kautsky, for decades the main authority in interpreting Marx' works within the Socialist International[90], anonymously published an analysis of the insurrection in April 1934. Contradicting the notion of it being an offensive success for the labour movement, widespread amongst Socialists in Europe, he explained that the *Schutzbund* had been isolated and the general strike had not succeeded due to the long-term demoralisation of the working class caused by high unemployment rates and the continuous political retreat of the Socialist Party. He calls into question the notion that the experience of the German disaster had justified the heroic and bloody but ultimately futile resistance of the Austrian *Schutzbund*: »What we are against […] is the view which wishes to reinterpret a defeat as a victory and which may seduce others to, perhaps, again unleash a fight to the bitter end, even if the ultimately defeat is crystal clear from the beginning.« Referring to Friedrich Engels' assessment of the impossibility of armed insurrection as long as the repressive part of the state apparatus was controlled by the ruling class, he argues in favour of further peaceful agitation for democracy and coalition building in order to further political progress.[91] Kautsky thereby anticipated the turn which would take place in the European labour movement after the insurrection in Spain in October 1934.

In parallel to the Austrian crisis, events in France were also moving towards their climax by mid-February 1934. Against the background of the serious effects of the Great Depression on the French economy[92], permanent government crisis[93], and street clashes between left and right[94], extreme right-wing movements had also developed in France: »Fascism was infectious.«[95] The most important of these had

86 *Braunthal*, Geschichte der Internationale, p. 421.
87 Ibid., p. 427; *Haslam*, The Spectre of War, p. 182.
88 *Kitchen*, The Austrian Left and the Popular Front, p. 49.
89 *Braunthal*, Geschichte der Internationale, p. 432. *Kitchen*, The Austrian Left and the Popular Front, p. 49, contradicts Braunthal's view, explaining that the Communists joined the fighting Socialists spontaneously. With the suppression of the SDAP, the proportionally strongest Socialist party in international comparison had been destroyed. See *Braunthal*, Geschichte der Internationale, pp. 353 and 424.
90 *Hans-Josef Steinberg*, Karl Kautsky, in: *Edmund Jacoby* (ed.), Lexikon Linker Leitfiguren, Frankfurt am Main/Olten etc. 1988, pp. 205–206.
91 *[Karl Kautsky]*, Grenzen der Gewalt. Aussichten und Wirkungen bewaffneter Erhebungen des Proletariats, Karlsbad 1934. Quote in English translation taken from: *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, p. 126.
92 See e.g. *Jan-Otmar Hesse/Roman Köster/Werner Plumpe*, Die Große Depression. Die Weltwirtschaftskrise 1929–1939, Frankfurt am Main/New York 2014, pp. 139–144; *Dominique Borne/Henri Dubief*, La crise des années 30. 1929–1938, Paris 1989, pp. 20–35.
93 Ibid., pp. 75–80.
94 Ibid., pp. 105–108.
95 *Haslam*, The Spectre of War, p. 180.

become the *Croix-de-Feu*, based on a core of war veterans and with a membership of around 150,000 led by Colonel François de La Rocque[96], which mobilised together with other right-wing organisations for a demonstration in Paris on February 6, 1934, was seen by some extremists as an opportunity for a coup d'état. La Rocque stopped the attempt at overthrowing the government, but this day of assaults on government buildings and violent clashes with the police ended with 15 dead and around 2,000 injured. The French left was quick and decisive in counteracting this revolt. For February 12, coincidentally the day of the *Schutzbund* uprising in Austria, the trade union federation »Confédération générale du travail« (CGT), led by the later Nobel laureate Léon Jouhaux, called for a general strike supported by the French Socialist Party (»Section française de l'Internationale ouvrière«, SFIO), which was supported by approximately 4.5 million workers, accompanied by demonstrations with more than one million participants, more than 300,000 of which in Paris.[97] The Communist trade union organisation »Confédération générale du travail unitaire« (CGTU) and the French Communist Party (PCF) for the first time followed the call of the reformist CGT for demonstrations.[98] This happened against the background of the PCF leadership, namely Maurice Thorez and André Marty, at the end of January and beginning of February still having defined the Socialists as the main adversary and supporter of the »fascisation« of France[99], thereby also confronting Jacques Doriot, another member of the PCF leadership, who had started to promote the idea of a united front »from above« with the Socialists.[100] While the PCF continued to attack other sections of the left even after February 12[101], the separate columns meeting in the centre of Paris were a significant success and culminated in spontaneous fraternisation between Socialist and Communist rank-and-file members: »The demonstration at the Cours de Vincennes, tolerated by the government, brought together 100,000, and the two processions of inimical brothers merged into a single cry of ›Unity! Unity!‹. In both camps, activists who had experienced the split in Tours[102] were crying with emotion.«[103]

While the PCF for the time being did not change its line officially, behind the scenes a peculiar interaction started to evolve between Paris and Moscow. Undeniably, the changes in the behaviour of the Comintern and its turn to a ›united front from above‹ were also made possible by the reorientation in Soviet foreign policy towards France, even though the International displayed its own specific dynamics. The Soviet Union and France had started negotiations to pre-empt the German threat in September 1933, the USSR would enter the League of Nations within a year, and in May 1935 would sign a pact of mutual assistance with the French.[104]

96 *Borne/Dubief*, La crise des années 30, pp. 93–96.
97 Ibid., pp. 111–113; *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, pp. 67 f.
98 *Borne/Dubief*, La crise des années 30, p. 129.
99 *Stéphane Courtois/Marc Lazar*, Histoire du Parti communiste français, Paris 1995, pp. 117 f.
100 *Braunthal*, Geschichte der Internationale, p. 442.
101 *Maurice Agulhon/André Nouschi/Ralph Schor*, La France de 1914 à 1940, Paris 1993, p. 112.
102 At the SFIO congress at Tours of December 1920, the PCF separated from the Socialist Party. See *Courtois/Lazar*, Histoire du Parti communiste français, pp. 59–67.
103 *Borne/Dubief*, La crise des années 30, p. 130.
104 *Haslam*, The Spectre of War, pp. 135–137, 140–143 and 153–159; *Braunthal*, Geschichte der Internationale, pp. 448 f.

A few days after the joint demonstration in France and the beginning of the Socialist insurrection in Austria, Georgi Dimitrov, who already in October 1932 had questioned the aggressive line of the KPD against the German Social Democrats as head of the Western European Secretariat of the Comintern in Berlin[105], was released from prison in Germany and could leave for Moscow, where – now endowed with the status of a hero after confronting Hermann Göring, the second most important Nazi politician, in the highest German court – he joined the ECCI in April 1934. He became the central figure of strategic change within the leadership of the Comintern, with direct access to Stalin and thereby tipping the balance in favour of a revision of the inadequate strategy of the past years.[106]

The PCF was not yet in line with the changes which were evolving behind closed doors in Moscow but would occupy itself with a grotesque interlude of a conflict within its leadership, initially pointing in a direction opposite to developments at the centre. At the end of January 1934, Doriot alone had already voted within the PCF Central Committee against the confirmation of the latest Comintern decisions on the fight against ›Social fascism‹ remaining the highest priority, while he was the only member of the leadership present during a demonstration which had been called by the Party for February 9 and had led to a confrontation with the police, with nine participants killed and more than one thousand arrested.[107] As the Comintern confirmed its old line on March 3, Doriot continued his rebellion. In mid-April, he refused to go to Moscow together with his main adversary, Maurice Thorez, resigned as mayor of the Paris suburb Saint-Denis, concluded a cooperation agreement with the Socialists, and was then overwhelmingly re-elected. Thorez, for his part, now was pushed by the Comintern in the direction demanded by Doriot, and within three days, during a PCF conference at the end of June, he made an about-turn, offering the SFIO leadership united action and the CGT even unification with the Communist trade union CGTU. One day later, the PCF expelled Doriot, who reacted by forming the French Popular Party, which was supposed to compete with the PCF, but soon moved to the far right, ending in collaboration with the German occupation during the Second World War.[108]

The fierce internal debate in Moscow seems to have led to indecisiveness with respect to events in western Europe. On July 1, 1934, Dimitrov sent a letter to Stalin with theses putting into question the Communist parties' struggle against ›Social

105 *Langkau-Alex*, Von Krieg zu Krieg, p. 467. Dimitrov's letter to the ECCI quoted in: *Fridrikh Firsov*, Stalin i problemy politiki edinogo fronta, in: Politicheskoe obrazovanie, 1989, no. 1, p. 82.

106 *Haslam*, The Spectre of War, pp. 184–186.

107 *Braunthal*, Geschichte der Internationale, pp. 442 f.; *Courtois/Lazar*, Histoire du Parti communiste français, pp. 118 f.

108 *Braunthal*, Geschichte der Internationale, p. 446; *Courtois/Lazar*, Histoire du Parti communiste français, pp. 120 and 122 f.; *Alan Forrest*, The French Popular Front and the Politics of Jacques Doriot, in: *Martin S. Alexander/Helen Graham* (eds.), The French and Spanish Popular Fronts. Comparative Perspectives, Cambridge 1989, pp. 145–154.

fascism‹.[109] As a consequence of the fluid situation, the VII. World Congress was postponed to the following year.[110]

Due to these conflicts at the centre, grassroots dynamics seem to have taken over in the Saar, which was preparing for the referendum on union with Germany and where Socialists – ignoring the will of the exiled SPD leadership – and Communists formed the first United Front one day later.[111] At the end of July, the French Communists and Socialists signed their agreement on united action, most probably also under the influence of rank-and-file cooperation between Socialists and Communists since the February events.[112] Hence, the SFIO ignored the decision of the Paris Conference of the LSI of the year before not to conclude individual united front agreements.

Motivated by the success of his party during the cantonal elections of October 1934 and a growing membership, Thorez went even further and spoke in Nantes for the first time on the Popular Front on the eve of the congress of the Radical Party, which was supposed to take place in the city. Individual sections of the Radicals, and the youth organisation more specifically, had already started to cooperate with the two working-class parties and their youth leagues; in September talks had begun between representatives of the Communist and Radical party leaderships. These initiatives did not have the backing of the Comintern leadership, and its envoy, Palmiro Togliatti, even tried to stop the PCF from taking this road.[113]

## IV. Spain's Growing Polarisation

These events in France coincided with the culmination of the radicalisation of the Spanish Socialist labour movement in the insurrection of October 4, 1934, as the answer to the threatening fascist takeover when three ministers of the right-wing »Confederación Española de Derechas Autónomas« (CEDA) entered the government. The violent suppression of the insurrection – especially in Asturias, where the army was commanded by Francisco Franco – left hundreds of workers dead and thousands injured or arrested and formed a turning point for the Spanish as well as for the international labour movement.

This process of radicalisation of the PSOE had started by the summer of 1933, when the leadership of the Socialist Party and the trade unions under its control had understood that its social base, especially the disillusioned *braceros*, could not be content with the gains made under the first Republican coalition government. The Socialist youth league took on a specific and reinforcing role in this process

109 *Alexander Dallin/Fridrikh I. Firsov* (eds.), Dimitrov and Stalin, 1934–1943, New Haven/London 2000, pp. 13–16. Russian original of the letter in: Rossiskaya akademiya nauk/Federal'naya arkhivnaya sluzhba Rossii (eds.), Komintern protiv fashizma. Dokumenty, Moscow 1999, pp. 326–329.

110 *Haslam*, The Spectre of War, p. 185.

111 *Langkau-Alex*, Von Krieg zu Krieg, p. 469.

112 *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, pp. 138–143.

113 *Haslam*, The Spectre of War, pp. 188–190; *Courtois/Lazar*, Histoire du Parti communiste français, pp. 124 and 423; *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, pp. 149 f.

of radicalisation and later insurrection, which would continue until the outbreak of the Civil War three years later and beyond. It had already started to radicalise in 1932, which became clear at its congress, where it claimed to have 50,000 members.[114] One expression of this tendency was the decision to create its own militia[115], which would become significant in street fighting with right-wing groups from 1933 onwards and during the 1934 insurrection.[116] The relationship between the FJS and PSOE grew progressively antagonistic during the Republic, as was also the case for other parties and their respective youth organisations.[117]

The stalemate within the Spanish government and its inability to solve both the most pressing social problems in the countryside and the increasing discontent within the labour movement led Largo Caballero to first speak critically about the achievements of the coalition at an event organised by the FJS at the Cine Pardiñas in Madrid at the end of July 1933. He would become even more outspoken at the Young Socialists' summer school at Torrelodones some days later, where Besteiro and Prieto also appeared: »From this point on, Largo was to adopt an ever more revolutionary rhetoric until confronted with genuine revolution in the Civil War.«[118]

The coalition ran into a crisis in summer and broke down in August 1933, when the Socialists withdrew their participation. Early elections were held in mid-November, after a caretaker government had been formed[119], leading to a victory of the centre-right. Alejandro Lerroux, the long-term leader of the Radical Party, was able to form a government, which he had already been in a position to do before the elections, because President Niceto Alcalá-Zamora did not want to hand over power to the leader of the CEDA, José Maria Gil Robles, as he originally also had not wanted to call early elections.[120] The CEDA had been formed by a number of right-wing groups in early 1933[121], in order to legally win political power for »reactionary authoritarian Catholicism« in a manner similar to the Austrian Christian Social Party, although it was perceived as fully-fledged fascist by the left.[122] During the run-up to the elections, the actually fascist »Falange Española« was founded by José Antonio Primo de Rivera, the former dictator's son. In any case, Gil Robles increasingly adopted fascist rhetoric and the CEDA adopted a more and more fascist

114 *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, p. 127.
115 *Quintana/Nájera*, Apuntes para la historia de las juventudes socialistas de España, pp. 45 and 49; *Souto Kustrín*, Entre el Parlamento y la calle, p. 103.
116 *Sandra Souto Kustrín*, Octubre de 1934 en Madrid: Acción colectiva y violencia política, in: Hispania 59, 1999, no. 203, pp. 1063–1103.
117 *Souto Kustrín*, Entre el Parlamento y la calle, p. 109. For similar processes, for instance, in Germany at the beginning of the 1930s see *Martin Martiny*, Sozialdemokratie und junge Generation am Ende der Weimarer Republik, in: *Luthardt*, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik, pp. 56–64; *Hans Mommsen*, Generationenkonflikt und politische Entwicklung in der Weimarer Republik, in: *Jürgen Reulecke* (ed.), Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, Munich 2003, pp. 115–126.
118 *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 127 f.
119 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, p. 118.
120 *Nigel Townson*, La república que no pudo ser. La política de centro en España (1931–1936), Madrid 2002, pp. 219–240.
121 Ibid., pp. 64 f.
122 *Mann*, Fascists, p. 331. For a sociological portrait of the CEDA see ibid., pp. 325–334. *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, p. 69.

outward appearance[123], also encouraged by events in Germany, Italy, Portugal, and other countries.

The end of the centre-left government and the take-over of the right combined with international developments had three significant effects on the left of the political spectrum: first, the radicalisation, at least rhetorically, of the left wing of the Socialist movement under the leadership of Largo Caballero, culminating in the October 1934 uprising; second, originating in this radicalisation, a deepened split within the PSOE leading to a bitter struggle, which would not end until well after the Civil War; third, the reversal, again at least rhetorically, of the tendency of fragmentation in favour of one of unifying the organisations of the Marxist-inspired labour movement within a united front, later on also including the left republican parties.

The rank and file of the Socialist movement, namely the FNTT and the Young Socialists, were sorely disillusioned by the inability of the first coalition government to deliver fundamental social change. This disillusionment grew deeper when the Republican government of autumn 1933 started to dismantle parts of the social legislation created by the Socialists. While at the beginning of his rhetorical turn, before the Socialists had withdrawn their support, Largo Caballero seems to have sent signals to the President in order to prevent him from ousting the PSOE from the government, this changed during the following months:

> »Between 1931 and 1933 the Republican-Socialist coalition had endeavoured to create a socially progressive Republic. In a context of world depression, it is inconceivable that their programme of tentative reform could have resolved the highly conflictive social and economic problems inherited from the monarchy. Nevertheless, Left Republicans and Socialists believed that they had done enough to distinguish the new regime from the old and to set Spain off on its first faltering steps to modernity. They agreed that any step back from the minimum achieved so far would be disastrous for the majority of the population. The Socialists, however, had been disturbed by the vehemence of opposition to what they regarded as basic humanitarian legislation. In the light of this, a growing sector of the trade union movement and the FJS, encouraged by rather reckless rhetorical support from Largo Caballero, were losing faith in the possibility that bourgeois democracy would allow the establishment of even a minimal social justice, let alone full-blown socialism.«[124]

During the controversy over the next steps to be taken, Largo Caballero sided with Prieto against Besteiro, who controlled the UGT. Voting on different proposals at the beginning of January 1934 on how to proceed, Besteiro lost in light of the PSOE Executive proposals made for an economic programme drafted by Prieto and for the organisation of revolutionary action formulated by Largo Caballero in a rare moment of their cooperation. Besteiro and his supporters resigned from the UGT Executive, thereby leaving control over the trade union organisation to Largo Caballero and his followers[125], while he had already taken over the control of the

123 Ibid., pp. 145 f.
124 Ibid., pp. 117 f., quotation: p. 120.
125 *Juliá*, Los socialistas en la política española 1879–1982, pp. 202 f.

PSOE at the party congress in October 1932.[126] Thus, the leadership structures of PSOE, UGT and FJS now were dominated by the *Caballeristas*.

In the following weeks and months, the question of a revolutionary act against the threat of CEDA ministers joining the government was at the centre of the Socialists' interests. For this purpose, they formed a revolutionary committee, which besides the party and trade union also comprised the FJS leadership, including Carrillo. Of this committee, Santos Juliá remarks:

> »The most interesting novelty of the mixed committee consisted of incorporating the youth into an insurrectional organization. This connection recognised the growing importance of the youth in the Socialist movement as a whole, a consequence of the substantial increase in youth in the cities and their rapid politicization in the 1930s. Since the end of the First World War and, above all, since the economic crisis, Europe experienced a strong youth politicisation, with the entry of hundreds of thousands of young people into the corresponding sections of the political parties. [...]
> The involvement of the youth in leading the preparations for revolution had an immediate [...] consequence. Largo Caballero and the senior leaders of the UGT and the PSOE were accustomed to thinking of the revolution as a general strike [...]. It was the youth who added to the general strike the theory of the seizure of power by the party of the proletariat.«[127]

The beginning of this process coincided with the events in Austria and France, the former displaying the defeat of the isolated Socialist *Schutzbund*, the latter indicating that concerted action with other parts of the labour movement could be a successful approach. Nonetheless, Carrillo would cite the Austrian example as that valid for Spain.[128] In the following weeks and months, the Young Socialists would be instrumental in bringing either subdivisions of the party or the trade union under the control of *Caballeristas*, as happened with the most important regional party organisation in Madrid, or they took over control themselves of such trade unions, as had already happened with the urban transport workers' union in the year before and with the UGT's largest federation, namely the FNTT, at the end of January 1934.[129] After they had pushed Besteiro and his supporters aside, the Young Socialists aimed the brunt of their attacks at the *Prietistas*.[130]

The formation of a new coalition government without PSOE participation in September 1933 confirmed the bankruptcy of the left-of-centre policies it had pursued. The Socialist left became convinced that there was no chance of reconciling the interests of the proletariat with the bourgeois democratic republic. Ironically, under the leadership of the originally right-wing Largo Caballero, the left of the PSOE, and with it the FJS, turned away from a reformist strategy towards a revolutiona-

126 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 104 f.
127 *Juliá*, Los socialistas en la política española 1879–1982, pp. 204 f.
128 *Preston*, The Last Stalinist, p. 38.
129 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 122 and 138.
130 *Souto Kustrín*, Entre el Parlamento y la calle, p. 111.

ry one.[131] While Largo Caballero himself never really overcame his reformism[132], the rank-and-file, including the Socialist youth, radicalised rapidly.[133] The Socialist youth developed a fundamental criticism of the reformist policies of the PSOE and especially of the centre and right-wing currents within the party. The aim, defined already before the October 1934 uprising, was formulated as the *bolshevización* of the PSOE. One of the central measures to reach this goal was to purge the party of its reformist wing and to unify the revolutionary parts of the Spanish left as far as they saw themselves as Marxist-inspired within the Socialist Party. This tendency was reinforced when in April 1934 a new youth leadership was elected under Carlos Hernández Zancajo, who was also the leader of the urban transport workers' union, as president[134] and the then nineteen-year-old Carrillo as secretary-general of the FJS.[135] This new leadership was not only younger on the average than its predecessor but also more radical.[136] Meanwhile, the international orientation of the FJS moved away from participation in the SYI, which was seen as unable to develop any strategy against fascism. This became manifest in the vote on the international affiliation of the FJS at its congress: »[O]nly 103 out of 779 delegates with voting rights voted for the continued affiliation with the SYI, 76 in favour of a Fourth International and the vast majority, 600 votes, preferred to abstain.«[137] The same was true for the LSI itself. Thus, the FJS developed the idea of joining the Communist Youth International, or of the PSOE of entering the Comintern, as a part of the programme for *bolshevising* the Spanish Socialist movement.

In the aftermath of the murder of one Socialist militant, Juanita Rico, by the fascist *Falange*, the Executive Committees of the Socialist and the Communist Youth met twice, on July 26 and 30, 1934, in order to discuss the political situation. As a consequence of the meeting, the two youth leagues organised common resistance against fascist meetings, such as that held at El Escorial later that year. In August, joint meetings were held to remember the twentieth anniversary of the start of the First World War.[138]

The violent clashes between Socialist and Communist youth on one side and *falangistas* on the other, as well as the attempt of the government to curb the political activity of young people below the age of 23, which was widely ignored, had the effect of bringing the two youth leagues closer together during the summer.

131 For the development of the PSOE before the Civil War see *Juliá*, La Izquierda del PSOE, passim; *id.*, Los socialistas en la política española 1879–1982, pp. 197–238; *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, passim.

132 Ibid., p. 155.

133 See *Juliá*, La izquierda del PSOE, passim.

134 *Marta Bizcarrondo*, Historia de la UGT, vol. 3: Entre la democracia y la revolución, 1931–1936, Madrid 2008, p. 99.

135 *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, p. 11.

136 *Souto Kustrín*, Entre el Parlamento y la calle, p. 111.

137 *Rainer-Gerd Horn*, European Socialists Respond to Fascism: The Drive towards Unity, Radicalisation and Strategic Innovation in Austria, Belgium, France, Germany and Spain, 1936–1939, PhD Thesis, University of Michigan 1992, pp. 396–403, quotation: p. 402.

138 *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, pp. 16–20 and 156.

Repression functioned as a catalyst for the rapprochement and finally the impetus for unification, especially after the defeat of October 1934.[139]

The FJS had already started a public debate on the question of unification. For them it was always clear that this unification could only be realised by other Marxists joining the Socialist organisations, i.e. the PSOE, the UGT and the FJS, or at least becoming part of the newly-formed *Alianzas Obreras*. The refusal of the Young Communists to follow these instructions led to a suspension of the talks between the two youth organisations.[140]

*Alianzas Obreras*, Workers' Alliances, had originally been developed as a concept by the dissident Communist groups centered on Catalonia. After several steps of preparation, an agreement on the Catalonian Workers' Alliance was signed in December 1933 by all workers' organisations of the region with the notable exceptions of the CNT and the Catalan Communist Party (PCC). This model led to the foundation of such alliances throughout a number of regions of Spain, even including – for a brief period of time – the PCE, which joined at the beginning of 1934, dropped out again in March and rejoined shortly before the October insurrection.[141]

Rhetorically, Largo Caballero supported the idea of *Alianzas Obreras*, while refusing to enter with the Socialist Party and the UGT on the national level, as he only accepted unity through other working-class organisations joining the Socialists, leaving the alliances unable to represent a national united front.[142] The region with the most fertile ground for the *Alianzas* was Asturias, where even the CNT would join the alliance and which during the October insurrection would be the region in which the left held on to control the longest.[143]

The Socialists, however, never intended to join any cooperation on an equal footing with the other organisations, as they were the largest of the Marxist labour movement in Spain and internationally. Their assumption was always that the others should join the Socialist Party.[144] This was also true for the liaison committee

139 *Souto Kustrín*, Entre el Parlamento y la calle, pp. 112–115. For the role of the Socialist youth during the troubled spring and summer of 1934 see *Sandra Souto Kustrín*, Taking the Street: Workers' Youth Organizations and Political Conflict in the Spanish Second Republic, in: EHQ 34, 2004, pp. 131–156, here: pp. 135–142.

140 *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, pp. 220 and 491, note 24; *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, pp. 21 f.

141 As one illustration of the contingent situation during these years, Béla Kun, the legendary leader of the short-lived Hungarian revolution of 1919 who would later fall victim to the Terror, as Comintern secretary even proposed that Largo Caballero could, as an exception, start negotiations for joining the Comintern without even coming to Moscow. This proposal was endorsed by the leadership of the Comintern on September 21, 1934. RGASPI, fond 495, register Ispaniya, envelop 4, p. 72, »Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der Politischen Kommission des Politsekretariats des EKKI, 21. IX 1934«.

142 *Preston*, The Last Stalinist, p. 58; *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, pp. 58 f. For a detailed description of this development see *Alba*, La Alianza Obrera.

143 *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, pp. 60–62; *Alba*, La Alianza Obrera, pp. 157–161.

144 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 156 f. and 270; *Santos Juliá*, Orígines del Frente Popular en España (1934–1936), Madrid 1979, pp. 70–82; *Graham*, Socialism and War, p. 32; *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 144 and 156; *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, p. 59.

formed together with the PCE in December 1934, which never developed any practical relevance.[145]

Largo Caballero had made at least three fundamental mistakes in the run-up to the October insurrection. First, besides giving in to the growing radicalization of the Socialist rank and file – not least amongst the Young Socialists, who tried later to flatter him by calling him the »Spanish Lenin« – he irresponsibly indulged in revolutionary rhetoric, thereby reinforcing this radicalisation. Meanwhile, the Socialist movement beyond Asturias, paradoxically under the leadership of Prieto, did not prepare systematically for an armed uprising. Second, he made the timing of the uprising dependent on actions of his adversary by linking it to the CEDA joining the government through ministerial participation. Third, as it seems to have been mainly a rhetorical radicalization – again with the notable exception of the Young Socialists – of a largely reformist movement, the lack of secrecy around the preparations[146] made it highly likely that the threat of revolution was supposed to remain a threat in the direction of the right wing as well as the President aiming at preventing him from calling in the CEDA.[147]

Although Socialist trade unions, especially the FNTT, had experienced several defeats throughout the year 1934[148], the decisive moment came when CEDA joined the government. The insurrection, a combination of armed fighting in such places as Madrid and Catalonia, but first and foremost Asturias, and an attempted general strike, started on October 4 and only lasted for a few days in most places. Only in Asturias did fighting continue for approximately two weeks.[149] The Young Socialists were amongst the most important drivers of the insurrection, as could be seen especially in Madrid, where their militia played an outstanding role. Nonetheless, Madrid also highlighted major organizational and material deficiencies in the preparation and the practical implementation of strike and insurrection combined with a high level of miscoordination.[150]

The aftermath of the events was marked by draconic repression with summary executions, around 1,500 killed and thousands injured and arrested.[151] Carrillo was arrested in Madrid on October 7 and imprisoned in the *Cárcel Modelo* with Largo Caballero and other leading Socialists as Hernández Zancajo, but also Young Communists such as the UJC's secretary-general Trifón Medrano.[152] Although im-

145 *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 154 f. The joint committee would be re-established again during the Civil War, see *Graham*, Socialism and War, pp. 75–85.

146 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, p. 139.

147 *Aviva Aviv/Issac Aviv*, The Madrid Working Class, the Spanish Socialist Party, and the Collapse of the Second Republic (1934–1936), in: Journal of Contemporary History 16, 1981, pp. 229–250, here: p. 244.

148 *Bizcarrondo*, Historia de la UGT, pp. 103–115.

149 On the events of October see *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 161–179; *Aurelio Martín Náreja*, Partido Socialista de España, Madrid 2009, p. 157.

150 *Souto Kustrín*, Octubre de 1934 en Madrid, pp. 1063–1103; *id.*, Entre el Parlamento y la calle, p. 114; *id.*, Taking the Street, pp. 142–145.

151 *Mann*, Fascists, p. 319.

152 *Preston*, The Last Stalinist, p. 57; *id.*, The Coming of the Spanish Civil War, p. 212; *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, p. 231.

prisonment certainly restricted activities, conditions were remarkably lax, as the prisoners could receive visitors and at least one PSOE Executive meeting could even be held in prison.[153]

The reaction of the Socialist leadership to the defeat was ambiguous. While Prieto started to reconsider the Socialist strategy and soon started to move in the direction of re-establishing cooperation with the Republican parties, Largo Caballero and the leaders of the FJS, especially Carrillo, went for an intensification of the revolutionary rhetoric, although the October insurrection had been an obvious failure.[154] Another strategic mistake made by Largo Caballero was his refusal to publicly take over the responsibility for the insurrection. While he might have thought that this might soften the state repression against the Socialist movement[155], he thereby opened the door for the Communists to maintain their authorship and – at least partially – take over the reputational gain: »Asturian October – or the immediate post-October – was justly described as ›the period of the great harvest‹ for the PCE and the Comintern. In fact, it represents the definitive starting point for the evolution towards a mass party [...].«[156] This propagandistic advantage became underpinned by practical help which showed the Comintern in bright contrast to the LSI, which simply did not have an instrument such as the International Red Aid, quickly rendering material support to victims of the repression or facilitating refuge for several hundred insurgents into France or the Soviet Union. This itself created also the opportunity for the Comintern to extend its immediate presence in Spain.[157]

## V. Back to the International Context

During the phase following the Austrian and French events, the Comintern gradually changed its behaviour in reaction to evolving circumstances but also due to the French and Spanish Socialists becoming more open to cooperation.[158] The LSI, on their part, also had to go through further internal conflict during this period, which led to a stalemate within the LSI connected to the fact that the Socialist parties, having concluded united front agreements with their Communist counterparts, thereby acted against the position found in 1933.[159] Reacting to the Spanish insurrecti-

153 E.g., *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 159 and 166; *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 212, 225, 227 and 230; *id.*, The Last Stalinist, p. 58.

154 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 211 f. and 214 f.; *id.*, The Last Stalinist, pp. 52 f.

155 Ibid., pp. 50 f.

156 *Bernhard Bayerlein*, El significado internacional de Octubre de 1934 en Asturias. La comuna asturiana y el Komintern, in: *Gabriel Jackson/Pierre Broué/Bernard Bayerlein* et al., Octubre 1934. Cincuenta años para la reflexión, Madrid 1985, p. 20. Bayerlein here quotes Enrique Castro Delgado.

157 *Bayerlein*, El significado internacional, pp. 34 f. and 37; *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, p. 230.

158 *Langkau-Alex*, Von Krieg zu Krieg, p. 465.

159 *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, pp. 42 f.; *Groppo*, Die gelähmte Internationale, p. 238.

on, the Comintern made a proposal to the LSI for common action, leading to the first meeting for a long time of representatives of both internationals in Brussels, on October 15, 1934. This meeting, however, evoked the protest of a number of Socialist parties, namely the Dutch, Swedish and Czech Social Democrats as well as the British Labour Party, and a sharp controversy during the November Executive session forced the LSI to reject the Comintern's offer and left it paralysed on this issue for the rest of its existence, as it had to delegate this question to the discretion of the respective individual national parties, though informative meetings between the two internationals also took place on the Abyssinian and the Spanish Civil War.[160] This – in conjunction with the Comintern's actions in Spain after the breakdown of the insurrection – must have made a highly unfavourable impression on the Spanish working-class organisations, not least the FJS and its leadership.

The SYI under the chairmanship of the Dutch Koos Vorrink, who also became president of the Social Democratic Workers' Party of the Netherlands, and then, from 1935, H. C. Hansen, while Erich Ollenhauer was secretary-general since 1923, largely reflected the fate of its parent organisation. The controversy between those in favour of cooperation with the Communist youth leagues and those against led to far-reaching paralysis of the SYI. The Socialist youth leagues of Austria, Belgium, France, Italy and Spain met in July and again in December 1935 in a group labelled »Amicale de Toulouse«. The first meeting took place before the SYI Congress in Copenhagen in August 1935, where the left remained in a clear minority, not least due to the formal distribution of votes. At the December meeting, they would finally form an executive committee and withhold membership dues from the SYI for their own purposes, thereby driving the conflict close to an organisational split. This conflict was defused in the following year with the general turn of the more radical organizations towards the formation of popular fronts.[161]

From the Spanish insurrection onwards, international Social Democracy – after the period since the beginning of 1933 with the tendency toward radicalisation caused by pressures from the rank and file – tended to return to a more moderate

160 Ibid., p. 239; *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, p. 43; *Langkau-Alex*, Von Krieg zu Krieg, p. 470; *Braunthal*, Geschichte der Internationale, pp. 496–500 and 502–505. For the interaction between Comintern and SAI during the Spanish Civil War see *Schauff*, Der verspielte Sieg, pp. 160–177. Alternatively, the Spanish edition: *Frank Schauff*, La victoria frustrada. La Unión Soviética, la Internacional Comunista y la Guerra Civil española, Barcelona 2008, pp. 159–175.

161 *Horn*, PhD Thesis, pp. 396–403; *Rainer-Gerd Horn*, Die Krise der Sozialistischen Jugend-Internationale, 1934–1936, in: *Alexander J. Schwitanski* (ed.), »Nie wieder Krieg!«. Antimilitarismus und Frieden in der Geschichte der Sozialistischen Jugendinternationale, Essen 2012, pp. 79–99; *Erich Wittmann*, Zwischen Faschismus und Krieg. Die Sozialistische Jugendinternationale 1932–1940, Wien 1982, pp. 92–101; *Schauff*, Einheitsfront gescheitert, pp. 133–144. For this specific question of the SYI charter with regard to voting rights see *Horn*, Die Krise der Sozialistischen Jugend-Internationale, p. 91. Viñas, who in general gives a well-founded account of the development of the FJS, is mistaken when he states that there was no meeting between the left-wing member organisations of the SYI (*Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, p. 16), but it happened later than expected. There exists a short report by the secretary-general of the CYI, Raymond Guyot, who, however, did not attend personally on the meetings in Toulouse on July 25 and December 25, 1935, in: RGASPI, fond 495, register 20, file 269, pp. 46 f.

stance. The course of forming united fronts with the Communists and other left-wing groups calling for revolutionary action was now revised towards cooperation with wider circles of society within given countries, as had been demanded by Kautsky immediately after the February events in Austria[162], making the formation of Popular Fronts possible.[163]

The French Communists had already started to move in this direction in parallel to the Spanish events of October 1934 by offering cooperation to the Radicals, leading to the agreement on the first Popular Front, the *Rassemblement Populaire*, including Socialists, Radicals and Communists, in summer 1935. This was even before the VII. World Congress of the Comintern, which rather rubber-stamped the French initiatives as it had happened before with the formation of the United Front. From December 1934 onwards, Prieto would, on behalf of the moderate wing of Spanish Social Democracy, begin to communicate with Azaña and others on resuming cooperation with the republican groups.[164] Interestingly enough, in Spain the role of the Communist Party was marginal for the formation of the Popular Front.[165]

## VI. Spanish Paradoxes

These developments on the international as well as on the national level led to several specifically Spanish phenomena: first, while PSOE's moderate wing moved in the direction of renewing cooperation with the Republicans, the left under Largo Caballero's leadership remained on their at least rhetorical revolutionary position, supported and pushed by the Young Socialists who took this position seriously. The internal distribution of forces led to an internecine struggle within the party, which would produce significant negative consequences for the stability of the party itself and of the Republic as a whole. Secondly, the FJS leadership was looking indiscriminately for allies in their assumed revolutionary struggle within and without the Socialist movement, ignoring such unbridgeable differences as they existed between the PCE/UJC on the one hand and the Communist dissidents of BOC and ICE on the other. This position would be documented in the publication of »Octubre – Segunda Etapa« in spring 1935.[166] Thirdly, the political development leading to the ever-tighter cooperation between FJS and UJC appeared to be paradoxical, as the FJS stuck to their revolutionary position as before October 1934 and therefore fought against the reformist wing of PSOE, who would move in the direction of the Popular Front, while the Communists, though slower than their French counterparts, sought to join the Popular Front as well and moved away from – at least immediate – revolution, as demonstrated again in France and as formalised by the VII. World Congress of the Comintern and the VI. World Congress of the CYI. The obvious conclusion

162 See discussion above.
163 *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, pp. 51 f.
164 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 215–221.
165 See *Juliá*, Orígines del Frente Popular en España; *Schauff*, Der verspielte Sieg, pp. 28–32.
166 See Federación Nacional de Juventudes Socialistas, Octubre. Segunda etapa, in: *Marta Bizcarrondo* (ed.), Octubre del 34: Reflexiones sobre una revolución, Madrid 1977, pp. 83–156.

is that the analysis of the FJS was voluntaristic, self-referential, and not in line with the reality of ongoing national and international political processes. They were frantically looking for reinforcement in the internal Socialist struggle, which could not be won as the tide had already turned towards moderation.

One lesson drawn from the defeat of 1934 by several groups within the Spanish Marxist labour movement was to overcome its extreme fragmentation. This led, first, to the merger of the dissident Communists of ICE and BOC into the »Partido Obrero de Unificación Marxista« (POUM) with its main base in Catalonia by September[167], then to the dissolution of the CGTU and the absorption of its membership by the UGT in December 1935.[168] The unification of the youth leagues was supposed to take place along similar lines.[169] By the time the unification process of the FJS and UJC into the JSU had already advanced very far, and right after the *pronunciamiento* of Franco in July 1936, the »Partit Socialista Unificat de Catalunya« (PSUC) was formed out of several smaller groups including the Catalan Communist and Socialist organisations.[170]

After the PCE, in the last moment before the October insurrection, had decided to join the *Alianzas Obreras*, co-operation between FJS and UJC started to intensify. The local and regional organisations began to set up joint committees, carrying out joint actions and discussing questions of common future strategy and tactics.[171]

After the abortive October 1934 uprising, the discussion about unification gained pace. The arrest of both Socialist and Communist youth functionaries helped to intensify the discourse about future strategy.[172] In spite of the inherent contradiction, during the summer of 1935, Carrillo and the leader of the »Bloc Obrer i Camperol« (BOC), Maurín, started a debate focussing on the aim of unifying the revolutionary left in a purged PSOE. The new, unified party of the Spanish proletariat should, as Carrillo put it, include the PCE as well as the oppositional Communists or even Trotskyists of BOC and ICE. The discussion ended when these two groups refused to join the Socialist Party for the fear of being marginalised within PSOE[173], as it actually happened to their French counterparts within the SFIO[174], but merged into

167 *Andy Durgan*, Comunismo, revolución y movimiento obrero en Cataluña 1920–1936. Los orígenes del POUM, Barcelona 2016, pp. 316 f. For the complicated interaction between several groups of the Spanish left during the Second Republic before the Civil War see also *Helen Graham*, The Spanish Republic at War, 1936–1939, Cambridge 2002, pp. 43–70.

168 *Bizcarrondo*, Historia de la UGT, pp. 150 f. and 155–158; *Reiner Tosstorff*, Profintern: Die Rote Gewerkschaftsinternationale 1920–1937, Paderborn/Munich etc. 2004, pp. 684–687.

169 *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, p. 272.

170 See *Josep Lluís Martín i Ramos*, Els orígens del Partit Socialista Unificat de Catalunya (1930–1936), Barcelona 1977, pp. 226–235; *Lyudmila V. Ponamariova*, La formación del Partit Socialista Unificat de Catalunya, Barcelona 1977.

171 *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, pp. 23 f.

172 *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, p. 231; *Preston*, The Last Stalinist, p. 57.

173 *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 168 f.

174 *Tom Kemp*, Trotskyist and left-wing Critics of the Popular Front, in: *Alexander/Graham*, The French and Spanish Popular Fronts, pp. 104–115. For a broader view of this specific segment of the French left-wing political spectrum see *Jean-Pierre Rioux* (ed.), Révolutionnaires du Front Populaire. Choix des documents 1935–1938, Paris 1973.

the POUM instead, of which Trotsky himself was critical.[175] Broué points out that the refusal of these groups to co-operate with the Young Socialists opened the way to unification with the Communist youth.[176]

Since any other partner for unification had obviously fallen away with the formation of the POUM, the FJS started to intensify the negotiations with the Young Communists. However, in principle, Carrillo and most of his comrades were against any moderation: »With the important exception of the social democratic youth federation, resistance to a broadening of the alliance to the right disintegrated in the following months.«[177] This position had been publicly announced in the pamphlet »Octubre – Segunda etapa«, a blueprint for *bolshevising* the PSOE:[178] »It is necessary to disarm the Communists, who are identified with the right wing of the Socialist Party in the evaluation of this question, presenting ourselves as the real Bolsheviks, who in contrast to the label of the Popular Antifascist Bloc keep up the alliance of the proletariat.«[179]

Nonetheless, the position of the Young Socialists, as announced in »Octubre«, was not completely consistent in itself. While it seems to be logical that they also objected to the SYI's criticism of the Spanish Young Socialists' involvement in the October 1934 events, it seems rather unclear whether they would in the meantime prefer to leave the ›dead organism‹ of the LSI and enter the Comintern and its youth branch. As they had shown its practical help through their subsidiary, International Red Aid[180], while in parallel the FJS objected to the Communists' line in favour of an alliance with the Republicans. However, the FJS leadership saw the Comintern as the best of two bad alternatives. It did not make the impression of being too enthusiastic about entering the Third International.[181] Interestingly enough, the Young Socialists expressed themselves in favour of centralisation on the national level while rejecting the centralist approach of the Comintern on the international level.[182] This purely voluntarist position did not have much to do with the realities of the international context.

Obviously, the Young Socialists had to modify their view during the autumn of 1935, since otherwise they would have remained completely isolated and the ideal

175 For the debate between Carrillo and Maurín see *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, pp. 24–26; Polémica Maurín – Carrillo, in *Víctor Alba* (ed.), La revolución en la práctica. Documentos del POUM, Madrid 1977, pp. 52–71. For the conflict between the POUM with Trotsky see *Juan Andrade*, Notas sobre la guerra civil. Actuación del POUM, Madrid 1986, pp. 27 f. *Pierre Broué*, Quand Carrillo était gauchiste… Les Jeunesses Socialistes d'Espagne (1934–1936), in: Cahiers Léon Trotsky, 1983, no. 16, pp. 17–53, here: pp. 42 f. and 52; *Paul Heywood*, The Development of Marxist Theory in Spain and the Frente Popular, in: *Alexander/Graham*, The French and Spanish Popular Fronts, pp. 116–130, here: p. 125; *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 168–170.

176 *Broué*, Quand Carrillo était gauchiste…, p. 52; *Heywood*, The Development of Marxist Theory, pp. 126 f.

177 *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, p. 104.

178 *Bizcarrondo*, Octubre del 34, p. 50.

179 Federación Nacional de Juventudes Socialistas, Octubre. Segunda etapa, in: *Bizcarrondo*, Octubre del 34, p. 126.

180 *Bayerlein*, El significado internacional, pp. 34 f.

181 Federación Nacional, Octubre. Segunda etapa, pp. 128 and 131.

182 Ibid., pp. 132–137.

of proletarian unity would have become unreachable. In addition, there seemed to be no alternative, because the FJS had condemned the Socialist Internationals and, in spite of some criticism, selected the Comintern as its new international haven. Thus, it willy-nilly had to swallow the new Communist strategy. It might well be, as Broué proposes, that the exile in the Soviet Union and presence during the VII. World Congress of the Comintern and the VI. World Congress of the CYI of one leading Young Socialist from Madrid, José Laín, indeed helped to change the views of his comrades in Spanish prisons and outside.[183] Meanwhile, in the autumn of 1935, the conflicts inside the PSOE intensified, rendering the party even less attractive to the FJS, the more so as the reformist wing would be victorious when Largo Caballero resigned during a dramatic meeting of the PSOE Executive in mid-December 1935 for reasons which seem difficult to understand.[184] Finally, the membership of the FJS was strongly in favour of unity with their Communist counterparts[185], leaving the leadership without choice if it wanted to stay in its position. On November 22, 1935, Carrillo wrote a letter to a political ally called »Margarita«, presumably the Socialist deputy Margarita Nelken[186], in which he characterised the position of the FJS in relation to the popular front and the unification with the Communist Youth:

> »Referring here to the young Communists, I believe that we will continue to understand each other. It is to be hoped that they do not insist much on their position, to leave aside the political character of the youth organisation, and that they understand the necessity that, for the good of the revolution, the [FJS] continues to work within the party, until the realisation of the well-known orders, which has to be of interest to all of us.«

In this situation, he still confirmed Largo Caballero's determination to *bolshevise* the PSOE and effusively praised the president of the party:

> »The chief [el patrón] is in a magnificent mood, surpasses himself at every step in the same direction, without any vacillation like the youth. It is an extraordinary case. His maturity grows with each passing day. Those who live with him observe with enthusiasm how he shows a firmer and more resolute position day by day.«[187]

Even at the beginning of December 1935, Carrillo was still insisting that negotiations between FJS and UJC were looking successful, with the Young Socialists deman-

183 *Broué*, Quand Carrillo était gauchiste..., pp. 44 f. This impression is confirmed by the discussion in the Comintern's Spanish commission on January 19, 1936, as documented in RGASPI, fond 495, register 20, file 269, p. 46.

184 *Preston*, The Coming of the Spanish Civil War, pp. 231–233.

185 This was pointed out by José Diaz during the meeting of the Comintern's Spanish commission on January 19, 1936, as documented in RGASPI, fond 495, register 20, file 269, pp. 50–52. See *Graham*, Socialist Youth in the JSU, p. 88.

186 On Margarita Nelken see *Paul Preston*, Doves of War. Four Women of Spain, London 2003, pp. 295–407.

187 A copy of the letter is to be found in RGASPI, fond 495, register 120, file 123, pp. 11 f. This indicates that Margarita Nelken, if she was the addressee, had already close ties with the Communists at that time.

ding only »that the organic unification is going to come in order to strengthen our bolshevising task […] inside the Socialist Party«.[188]

After further heavy conflicts within the PSOE leadership resulting in Largo Caballero's resignation as president of the party in mid-December 1935, the way was finally free for the conclusion of the Popular Front electoral agreement of January 15, 1936.[189] This, presumably, constituted the turning point in the evaluation of the PSOE by the Socialist Youth leadership. Tacitly, Carrillo and his comrades would give up the idea of *bolshevising* the party, gradually moving beyond the Socialist orbit.[190] The PSOE to them also resembled a »dead organism«.

## VII. Muscovite Reflexions on the International Situation

Related to this, the breakthrough on the level of the youth organisations from the point of view of the Communists was achieved as a consequence of the decisions of the VII. World Congress of the Comintern in August and the subsequent VI. World Congress of the CYI in September 1935. Concerning the youth movement, the Communists planned to give them more, at least formal, autonomy. Another essential point of the decisions was that the character of the youth organisations should change dramatically. The Communists took the rather voluntarist decision to make mass organisations out of their rather tiny and sectarian youth organisation, which had never developed any great momentum in attracting young people since its foundation in the 1920s.[191] The Communist Youth Leagues (CYL) were to become organisations with a broader focus on the everyday problems of young people and to embrace as many different groups as possible. The resolution of the CYI Congress on this topic states that the current situation of the »labouring youth« demands

> »imperiously its unification of non-party, *real mass organisations of the youth, embracing in its ranks not only Communist, but also Socialist, as well as non-party, national-revolutionary,*

188 *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, p. 139.

189 For the highly complex process of forming the popular front in Spain see *Juliá*, Orígines del Frente Popular en España, esp. pp. 134–149. *Santos Juliá*, The Origins and the Nature of the Spanish Popular Front, in: *Alexander/Graham*, The French and Spanish Popular Fronts, pp. 24–37; *Paul Preston*, The Creation of the Popular Front in Spain, in: *Graham/Preston*, The Popular Front in Europe, pp. 84–105.

190 *Graham*, Socialism and War, p. 33.

191 Part of the problem of the Communist youth leagues surely was that the Communist party membership was quite young on average and thus had little interest in a specific youth organisation. There exists a controversy on the character of the Communist parties as organisations dominated by young people. Even if some authors would emphasise that the party did not differ in age structure from its Social Democratic counterpart, others would correctly point out that the leading cadres of the Communist parties were on average younger than those of other parties. This is especially true if comparing the age structure of the Communist parties with bourgeois parties or parties existing today. For the first position see e.g. *Klaus Michael Mallmann*, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996, pp. 106–108. For the contrasting position see *Hermann Weber*, Kommunismus in Deutschland 1918–1945, Darmstadt 1983, p. 70.

*pacifistic, religious and other youths in order to build organisations* [...] *caring from day to day for the economic and cultural interests and rights of the labouring youth*«.[192]

The CYL were supposed to embody a popular front of the youth within one organisation.

Two Spaniards took part in the VI. World Congress of the CYI in late summer of 1935. They were Laín of the FJS, who seems to have gone into exile to the Soviet Union supported by the International Red Aid[193] after having had a leading role in the Madrid part of the October insurrection[194], and Medrano, Secretary-General of the UJC, who ironically had been acquitted in court of participation on the October insurrection.[195] He could therefore leave prison earlier than others and be elected as a member of the Executive Committee of the CYI (ECCYI).[196]

The decisions taken in Moscow in late summer of 1935 and the consequences they had contained at least three contradictions. First, it posed a rather difficult task for the CYL to come to terms with their new strategy of attracting masses of young people defined as broadly as possible in their ideological outlook while they were nonetheless to »*educate* [the] *members in the spirit of class struggle, of proletarian Internationalism, in the spirit of Marxism-Leninism*«.[197] The second contradictory, even paradoxical, fact was that the Communist Youth made a complete turn towards the defence of the bourgeois state while the radicalised left wing of the Socialist youth organisations had adopted a revolutionary line.[198] The FJS was the best example for this, as it would only reluctantly accept the Popular Front as the means of obtaining amnesty for those in prison since October 1934[199], though others might be quoted. The third contradiction, which became a problem, was the unmasking of and hunt for ›Trotskyists‹. In consequence, Communists tended to call anyone ›Trotskyist‹ or under ›Trotskyist‹ influence who articulated the slightest criticism in relation to their policies.[200] All these obstacles brought a complete breakdown of any effort aimed at unifying youth organisations – except in Spain.

192 Text of the resolution adopted on the VI. World Congress of the Communist Youth International, Moscow 1935, see IISG, fond SJI, register 461, p. 41.

193 *Bayerlein*, El significado internacional, pp. 34 f.; *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, p. 257; *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, p. 36.

194 *Souto Kustrín*, Entre el Parlamento y la calle, p. 114; *id.*, Octubre de 1934 en Madrid, pp. 1070 and 1079.

195 *Khavanov*, Volei sil'ny, p. 82.

196 RGASPI, fond 533, register 4, file 250, p. 29.

197 IISG, fond SJI, register 461, p. 41.

198 A good impression can be gained by comparing the behaviour of the left-wing organisations within the SYI during its congress in Copenhagen in summer 1935, while in Moscow the Comintern was taking decisions running completely counter to those of the radicalised Young Socialists. Already in September 1934 this radicalisation had been observed by the Communist International. See *A. Froumkine [Frumkin]*, La crise dans les jeunesses socialistes, in: L'Internationale Communiste, 1934, no. 18, pp. 1202–1213.

199 *Souto Kustrín*, Entre el Parlamento y la calle, p. 116.

200 For example, the Belgian and French Young Socialists were accused of Trotskyism although they tended to co-operate with the CYL in their countries. They criticised the Moscow Show Trials starting in the second half of 1936. RGASPI, fond 533, register 4, file 270, pp. 50–55. From the Communists' point of view, this was not entirely incorrect, as Horn shows in his analysis of the

After the end of the right-wing government in December 1935 and the February 1936 elections resulting in the victory of the Popular Front, which made possible the release of the prisoners of the October 1934 insurrection, the pace towards unification accelerated. In February and March, meetings were held in order to work out the details of the unification process. A part of these talks was carried out when a delegation of Communists and Socialists went to Moscow in order to meet with the leading functionaries of the CYI and the Comintern and to get an impression of the Socialist construction in the Soviet Union. The FJS leadership seemed to ignore that the result of the elections, also with regard to specific results of the Socialist candidates, pointed in the direction of further moderation rather than radicalisation. This could be seen, for instance, from the number of ballots cast for Besteiro, the Socialist candidate with the highest number of votes.[201]

The Comintern actively intervened in the question of the unification of the two youth organisations. Already in October 1934, the Comintern leadership had helped to formulate a telegram to Spain's Young Communists in relation to the united front with the Young Socialists.[202] More than a year later, the Secretariat of the ECCI, i.e. the main decision-making body of the Comintern, discussed the unification of the two Spanish youth organisations.[203]

The immediate preparations for the delegation of Socialist and Communist youth functionaries to come to Moscow started in January 1936, when the Secretariat of the ECCYI, the body running the day-to-day work of the international Communist Youth, intensified the discussion concerning the unification of the two Spanish youth organisations. »Evaristo«, pseudonym of the UJC secretary-general, Medrano[204], and a representative of the FJS were to be called to Moscow for discussion. The delegates of the PCE in Moscow were to be involved in the process as well.[205] But the visit would not take place so soon.

On January 16, 1936, the arrival in Moscow of the secretary-general of the PCE, José Diaz, was marked by a meeting of the Spanish commission of the Romance secretariat of the ECCI, which was headed by Dmitri Manuil'skii. Victorio Codovilla and Ernö Gerö, the two advisors of the Comintern in Spain, had also arrived. Beyond general political questions, the organisational state of the PCE, the preparation of the electoral campaign and trade union questions, the commission touched upon the unification of the youth organisations. Other contributors were the ECCI secretary, Palmiro Togliatti, the secretary-general of the CYI, Raymond Guyot, the Bulgarian Comintern functionary, Stepanov, who would be in Spain with Togliatti during the

connection between the radicalised member organisations of the SYI, the so-called »Amicale de Toulouse«, the youth branch of the London Bureau and Trotskyist youth organisations. *Horn*, PhD Thesis, pp. 396–403.

201 *Aviv/Aviv*, The Madrid Working-Class, p. 241.

202 RGASPI, fond 495, register Ispaniya, envelop 5, p. 2, »Auszug aus dem Protokoll Nr. 405 der Sitzung der Politischen Kommission des Politsekretariats des EKKI vom 3. X 1934«.

203 RGASPI, fond 495, register Ispaniya, envelop 6, p. 3, »Auszug aus dem Protokoll Nr. 20 der Sitzung des Sekretariats des EKKI vom 29. und 30. Dezember 1935«.

204 *Pierre Broué*, Histoire de l'Internationale Communiste 1919–1943, Paris 1997, p. 902.

205 RGASPI, fond 533, register 4, file 256, p. 8.

Civil War, and a youth representative named »Diego«.[206] In contrast to Elorza's and Bizcarrondo's argument[207] that during this meeting Manuil'skii made clear the general line for this question the whole discussion leaves the impression that the participants were anything but puzzled about the aim of the Socialist Youth and the route to be followed in order to achieve unification.[208] Manuil'skii pointed out that there obviously was the will on the Socialists' side to merge with the Communist Youth, to join the CYI on the one hand, but to stay with the PSOE in order to exert its *bolshevising* influence on the party on the other.[209] Diaz made clear that the PCE was not completely in favour of the unification, at least not on the conditions of the Young Socialists. He argued that the Communists had hitherto only witnessed excessive demands and manoeuvres by the FJS leadership:

> »[T]hey are ready to liquidate […] the Communist Youth and to develop their organisation. […] It is clear, that they want to remain young Socialists in order to play a role in the Socialist Party as the left wing. I think that one has to consider whether it is convenient for us to enter the Socialist Youth.«[210]

That the Secretariat of the ECCI occupied itself with the unification of the Spanish youth organisations showed both the high political significance that the Comintern assigned to this question as well as the limited autonomy of the UJC.

When Manuil'skii asked what would happen if the merger did not take place, Codovilla gave the answer: »In my opinion, the danger is indeed the danger of Trotskyism.«[211] And when Manuil'skii wanted to know if the young Socialists really had accepted the whole programme of the Comintern for youth organisations, including its subordination to Stalin's leadership, Codovilla, the Comintern's main expert on Spain, could not give him a clear answer.[212] Wisely, Manuil'skii tried to turn the discussion in a different direction:

> »If we concentrate all our efforts on the question of procedure, this will not be advantageous for us, the more, since, anyway, their organisation is much larger than ours. […] It will be politically necessary to succeed in drafting a declaration on the programme of the CYI […], then on the Soviet Union, then on Stalin, then the recognition of the decisions of the VI. Congress [of the CYI] on the broad organisation and, finally, on relations with the CYI. […] Naturally, after some internal fights, the political victory will be ours and, for them, it will be the victory of the organisation.«[213]

Togliatti also agreed that the Young Socialists should make clear whether they wanted to join the CYI or not, and that anything else would be intolerable. Diaz did not

206 This was the pseudonym of the Austrian Young Communist Fritz Glaubauf. *Broué*, Histoire de l'Internationale Communiste, p. 1005.
207 *Elorza/Bizcarrondo*, Queridos Camaradas, p. 274.
208 RGASPI, fond 495, register 20, file 269, pp. 45–76.
209 Ibid., p. 45.
210 Ibid., pp. 50–52, quotation: p. 52.
211 Ibid., p. 57.
212 Ibid., p. 59.
213 Ibid., p. 62.

believe that they would agree to these conditions.[214] Manuil'skii therefore proposed that the Communists should demand agreement on the political points that he had already mentioned and, as a compromise, the new organisation could become only a ›sympathising‹ member of the CYI while the Communists inside the organisation should maintain their relations with the PCE.[215] But he himself remained unsure whether this was the right path to follow:

> »If this is a manoeuvre of theirs, if they want to betray us, if they want to drag us into the into the Socialist Youth and afterwards perhaps turn right, as Ercoli has indicated; is our youth capable in this sense of breaking up, of reinforcing their positions within the ranks of this Socialist Youth?«[216]

The point was finally left without a clear-cut proposal for a decision.[217] In this context, it is worth citing Horn's earlier remark on broader developments to the effect that this »is a rare example of confusion tearing at the edges of a seemingly monolithic party. [It constitutes] a rare snapshot of a communist party in motion.«[218] A few days later, the Secretariat of the ECCI itself discussed the question and now it took an important decision: »To regard it as necessary that the CYI already at this point should address a letter to the Socialist Youth organisation of Spain and that a delegation of the Communist and the Socialist youth in Spain will be invited [to Moscow] after the parliamentary elections.«[219]

At the beginning of February, following the directive of the ECCI Secretariat, the ECCYI Secretariat drafted a letter to the Spanish organisations, the contents of which had to be confirmed by the Secretariat of the ECCI.[220] The letter obviously included the invitation of the FJS to Moscow. On February 17, 1936, Carrillo left prison; within less than a month he would be in Moscow for the first time in his life.

On March 3, about one week before the Spanish delegations were to arrive, the Secretariat of the ECCYI met again in order to arrange the negotiations. All secretaries were required to prepare for the delegation's visit. The talks were to be led by Massie, Michal Wolf and Torres. Two secretaries were directly responsible for the reception of the delegates.[221] One, the Russian Frumkin, had already occupied himself with the development of the Socialist youth organisations for several years.[222] Frumkin would become a victim of the Terror in mid-1937, since, as would be announced at a session of the Secretariat, he had not shown sufficient *alertness*, in spite of his mother[223], his sister, and his brother-in-law having been exposed

214 Ibid., p. 63.
215 Ibid., pp. 67 f.
216 Ibid., p. 69.
217 Ibid., p. 74.
218 *Horn*, European Socialists Respond to Fascism, pp. 34 f.
219 RGASPI, fond 495, register Ispaniya, envelop 6, p. 4, »Auszug aus dem Protokoll Nr. 25 der Sitzung des Sekretariats des EKKI vom 21. Januar 1936«.
220 Ibid., p. 37.
221 Ibid., p. 49.
222 See e.g. *Froumkine*, La crise dans les jeunesses socialistes.
223 *Broué*, Histoire de l'Internationale Communiste, p. 1000.

as *enemies of the people*.[224] The Secretariat came together again two days before the arrival of the delegation and confirmed Frumkin's and Ferri's proposals for its reception[225], which turned out to be impressive, as Carrillo remembered nearly six decades later.[226]

Before the delegation arrived in Moscow, a draft resolution dealing with »new tasks of the Communist youth movement« was circulated amongst the members of the Secretariat. In the text, it was emphasised that the parties had to follow the decisions of the two World Congresses of the previous summer. Demands were made on the youth leagues to broaden their range, including sport and cultural activities, and to merge with other, especially Socialist, youth organisations. As if in answer to Diaz' reservation about the merger of the two Spanish youth organisations, the text says:

> »The change in character of the youth leagues does not mean in any sense the liquidation of the [Communist youth leagues], but, on the contrary, its bold enlargement. This change is not an end in itself, but the most important precondition for strongly enlarging and establishing the Communist influence among the younger generation.«[227]

Obviously, some resistance against the change of line was still to be overcome. This can be seen as another sign of the sectarianism which continued to plague the PCE, the fear of losing influence over even a miniscule group of people and, as the Moscow leadership would probably have put it, the lack of dialectical thinking.

The joint Spanish Socialist-Communist youth delegation presumably arrived in Moscow on March 10, 1936. Its members were Carrillo, Federico Melchor and Laín[228] for the FJS, and Evaristo[229] and Felipe Arconada for the UJC. A major part of their visit was dedicated to an information tour.[230]

In his biography of Carrillo, Fernando Claudín explains that during the Moscow talks, the leader of the Young Socialists had the opportunity to meet such figures as Georgi Dimitrov, secretary-general of the ECCI, Dmitri Manuil'skii, Aleksandr Kosarev, leader of the Komsomol, and a number of other leading functionaries of the CYI.[231] Carrillo himself also gave an account of the delegation to Moscow in March 1936, confirming Claudín's statements. Carrillo, the only surviving witness of the Moscow meetings between the Spanish Communists and Socialists with the CYI, mentions in his »Memorias« that he was very impressed by Vasilii Chemodanov, the representative of the Komsomol in the ECCYI, while Kosarev, the secretary-gene-

224 RGASPI, fond 533, register 4, file 294, p. 39.
225 Ibid., file 256, p. 65.
226 »In Moscow we had a fraternal reception [...].« *Santiago Carrillo*, Memorias, Barcelona 1994, p. 149.
227 RGASPI, fond 495, register 20, file 895, pp. 39–45, quotation: p. 41.
228 *Fernando Claudín*, Santiago Carrillo. Crónica de un secretario general, Barcelona 1983, p. 36.
229 Evaristo was the pseudonym for Trifón Medrano, secretary-general of the UJC indicated in *Broué*, Histoire de l'Internationale Communiste, p. 902.
230 *Carrillo*, Memorias, pp. 149–156, and *Claudín*, Santiago Carrillo, pp. 35–39, more than anything else talk about the touristic and emotional side of the visit to Moscow.
231 *Claudín*, Santiago Carrillo, pp. 35–39. On p. 36 Fernando Claudín states that he himself did not take part in the delegation.

ral of the Komsomol, is not depicted positively: »He seemed vain to me and as if he wanted to imitate Stalin [...].« Neither of these Komsomol functionaries would survive the following years.[232] Claudín and Carrillo himself imply that the leader of the Spanish Young Socialists was very impressed by the meetings, the atmosphere in Moscow and the parties that were given. But both only tell a part of the story. It confirmed his impression of the Socialist construction in the Soviet Union, its significant growth rates in a stark contrast to a Spain hit by the Great Depression, although as the great famine in Ukraine and other regions of the country had shown that the Soviet Union had not completely isolated itself from the capitalist world, as the leadership had decided to continue and even increase imports of Western machinery while the terms of trade for Soviet export goods, such as grain for instance, had deteriorated.[233]

In the Moscow archives, there exists a record of a speech made by Evaristo, presumably in front of members of the Secretariat without the Spanish Young Socialists being present. Although Carrillo notes in his memoirs that »the meetings were long but during the sessions no important differences emerged«[234], Evaristo cited some problematic points concerning the unification. He implied that the two organisations could not agree on a name.[235] He stated that the FJS had initially been reluctant to accept the necessity of work amongst the Catholic youth, but that this question had meanwhile been resolved. In addition, Evaristo emphasised that some leading Socialists had contacts with Trotskyists.[236] He indicated that the Socialists were not willing to give up their position towards the PSOE, since they irrefutably played an important role in the radicalisation of the party. Thus, Evaristo stated, the Young Communists »want to help in the fight within the Socialist Party [...] and the trade unions against reformist and centrist elements«. As a solution, he proposed helping to continue the Young Socialists' work within the PSOE on the one hand while preventing the dissolution of the UJC on the other.[237] In general, the FJS had also accepted the task of youth education in the spirit of Marxism-Leninism.[238] But, obviously, there existed a direct contradiction between the two organisations concerning the adherence to one of the youth internationals. While the FJS had decided to join the CYI, Evaristo declared his point of view: »We fully discussed this question in order to convince them to work within the SYI, to put pressure on the SYI, that they would agree to proposals of the CYI [...].«[239] Another problem

232 *Carrillo*, Memorias, p. 151.

233 See e.g. *Hesse/Köster/Plumpe*, Die Große Depression, pp. 162–175; *Alec Nove*, An Economic History of the USSR (1917–1991), Harmondsworth 1992, pp. 176–181, 196 and 231. For the link between Soviet industrialisation, foreign trade, food shortages and famine, politics and the evolving Stalinist system in parallel to the onset of the Great Depression see *Michal Reiman*, Die Geburt des Stalinismus. Die UdSSR am Vorabend der »zweiten Revolution«, Frankfurt am Main 1979; *Moshe Lewin*, The Making of the Soviet System. Essays in the Social History of Interwar Russia, London 1985, pp. 91–120 and 142–177.

234 *Carrillo*, Memorias, p. 150.

235 RGASPI, fond 533, register 4, file 259, pp. 1 f.

236 Ibid., p. 3.

237 Ibid., pp. 4 f.

238 Ibid., p. 9.

239 Ibid., pp. 5 and 9.

worrying Evaristo were inevitably the contacts with the Trotskyists. He maintained that the Trotskyists found support in several local organisations of the FJS. One has to bear in mind that the term »Trotskyists« by that time was already being used by the Communists rather arbitrarily in order to smear adversaries with the label of their self-defined worst enemies. »Some comrades from the FJS say that it was a manoeuvre when they supported the Trotskyists. [...] Carrillo in particular has declared that he agrees absolutely and is ready to fight with us [against the Trotskyists]. He has even already started to write some articles.«[240]

Evaristo's account of relations between the youth organisations shows that in general both sides had a clear interest in unifying. Nonetheless, although Carrillo later maintained the opposite, there existed a certain degree of dissent in some areas. Moreover, and probably more importantly, the Communists obviously feared that the connection with the ›Trotskyists‹ or even the activity of ›Trotskyists‹ within the FJS might be an obstacle to future co-operation. Indeed, in a later conversation, Carrillo admitted that within the Communist Youth League there existed some resistance from »a sectarian group« to unification with the Socialist Youth.[241]

The first joint session of the whole Spanish group with the Secretariat took place on March 11, 1936. The ECCYI secretary Massie opened the session by indicating that »the example of our Spanish comrades is one of the important factors, which would also help the achievement of unification in other countries«.[242] For the CYI, it was obviously clear that the unification had to take place, ignoring all possible obstacles. The Spanish example was to be only the first one of a number of other unifications to come. He summarised the points of agreement between the two organisations: the right decisions of the 1935 Moscow Congresses, the necessity to build up a broad mass organisation for the majority of the youth in order to educate them in the spirit of Marxism-Leninism, the recognition of the example of the Soviet Union in achieving socialism.[243] He also indicated that the FJS wanted to become a member of the CYI. Carrillo answered this speech, stating »that the Second International and the SYI are living corpses«.[244] He expressed optimism concerning the forthcoming unification and the task of attracting peasant youths into the new organisation. He also stated the necessity of remaining in close relations with the PSOE and within the SYI for a certain time, but nonetheless wanted the united organisation to become at least a »sympathising member« of the CYI. He maintained the cost of dissolving the UJC would be very low for the Communists, because the new organisation would have at least 100,000 members within a few months[245] – a figure which turned out to be much higher in reality. Carrillo finally expressed his decision to fight any leftist deviation within the new organisation.[246] Chemodanov, the representative of the Komsomol in the Secretariat, responded to

240 Ibid., pp. 16 f.
241 Interview with Santiago Carrillo in Madrid, April 28, 1998.
242 RGASPI, fond 533, register 4, file 260, p. 74.
243 Ibid., pp. 76 f.
244 Ibid., p. 79.
245 Ibid., p. 81.
246 Ibid., p. 82.

Carrillo by emphasising the necessity of continuing the work within the PSOE.[247] He demanded a certain caution concerning unification, his aim being to attract more young people than just those within the FJS and the UJC. He defined the object of a popular front of youth, which would be broader than the two youth organisations taken alone.[248] Then the session was cut short as a meeting was about to take place with Manuil'skii.[249]

The meeting dedicated to working out the details for unification was scheduled for March 13, 1936. Carrillo summarised the position of the Spanish delegations who had a meeting before coming together with the Secretariat. He said that the new organisation had to be independent of the PCE in order to be able to work within the Socialist movement. The Spaniards had reached the point of view that the new organisation nonetheless had to become a sympathising member of the CYI immediately. »It is certain that the continuing existence of the name ›Socialist Youth‹ has only one purpose, to preserve influence within the [Socialist] Party.« On the one hand, the Communists within the united youth organisation were to have the freedom of remaining with the PCE, which was not supposed to be made public for political reasons.[250] On the other hand, »nor can we avoid the necessity of joining the [Communist] party at some point«. This was a new position articulated by the FJS leadership. Previously, the idea had been to remain a part of the Socialist movement. This idea obviously had been given up as a consequence of the permanent conflict inside the PSOE, which had brought a major defeat with the resignation of Largo Caballero.

Chemodanov, who seemed rather dissatisfied with the discussion, emphasised the necessity of paying attention to political developments in Spain, which meant that it would not be enough just to preserve the old name. »The question of the connection with the party, the connection to the struggle going on within the Socialist party, may not be ignored at any moment.« In addition he demanded, once again, a broader approach than that of simply unifying Communists and Socialists.[251] At the end of the meeting, they decided to create a commission to formulate a final declaration.[252] On March 15, the Secretariat met again with the Spanish delegations in order to discuss the draft declaration.[253]

The events in Moscow show that relations between the two Spanish youth organisations were more uneasy than Carrillo concedes. Evaristo, in his meeting with the secretaries of the ECCYI, touched upon the vital questions of ›Trotskyism‹, of the adherence to the international bodies of CYI or SYI, and of the existence of the UJC. The Communists wanted the merger, but they did not want to have ›Trotskyists‹ disturbing their political strategy. One of the aims to be achieved by the fusion of FJS and UJC was obviously to extend Communist influence into the Socialist organisations in order to further the cause of proletarian unity but also in order

247 Ibid., pp. 83–86.
248 Ibid., p. 92.
249 RGASPI, fond 533, register 4, file 256, p. 69.
250 Ibid., file 261, pp. 40 f.
251 Ibid., pp. 46 f.
252 Ibid., p. 50.
253 RGASPI, fond 533, register 4, file 256, p. 77.

to receive information on the processes inside the SYI (and maybe the LSI) and to influence them.[254] Evaristo, as the Secretary-General of the UJC, was interested in remaining in control of the processes within the new organisation, expressed by his sorrow that the UJC would just disappear. The Socialists had obviously changed their perspective on their own position within the Spanish labour movement, as the organisational centre of the revolutionary left with a certain degree of influence. They seemed to be undecided what to do. On the one hand, they saw that the past two years had not brought any improvement for their position within the Socialist Party, the more so since the leadership had been relinquished by the *Caballerista* left, but on the other hand, they nonetheless wanted to conserve their political influence within the Socialist movement. This meant that the future organisation had to retain its Socialist name. There existed, however, a contradiction between the FJS leaders' perspective on the Spanish situation and their outlook on the international arena. The FJS wanted to leave the SYI because to them it did not seem worth any further effort to try and move it in a more radical direction, the more so since, at this point, the left opposition within the SYI had already started to disintegrate.[255]

## VIII. Back in Spain

After the delegation had left Moscow, the joint declaration was published in Spain towards the end of March. The declaration set out the central tasks of the new organisation to be formed by the FJS and the UJC. It cites the decisions of the CYI Congress and defines the struggle for the everyday interests of young people, the attraction of broad masses of labouring youth as well as the defence of »freedom against reaction, fascism and an imperialist war [...], and the victory for socialism«. The new organisation was to become a »sympathising member« of the CYI while maintaining »friendly relations with [...] the left of the SYI«. Its duty was to fight for the »revolutionary unity of the Spanish proletariat« while defeating the »secessionist elements of the right and of Trotskyism«. Concerning the immediate and technical problems of the unification process, the declaration announced that a national congress of unification would decide all further details. Nonetheless, the united organisation was to be formed »on the basis of the FJS«, in order to maintain good relations with the PSOE.[256]

Up to this point, the FJS was able to push through the main features of the unification process, as they had planned in the past. It was agreed that unification could only take place with the Communists joining the FJS. It was also clarified that relations with the Socialist movement should not be severed. But the newly formed organisation was to become only a »sympathising member« of the CYI.

254 In the following years, the JSU indeed channelled internal information from the SYI to the Comintern. There exist a number of internal documents in the Comintern archive, which presumably were transferred to Moscow via Spain.

255 See *Horn*, PhD Thesis, p. 403.

256 See the text of the declaration in: *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, pp. 145–146. It was originally published in Mundo Obrero, March 26, 1936.

Clearly the Communists, for their part, had three essential objectives, which partially differed from those of their Socialist counterparts. First, they wanted to achieve unification at any price, thus abandoning their objections to giving up their own organisation. Obviously, the change of attitude was partly motivated by the decisions of the most recent World Congresses, which had given up the older sectarian approach. The main point, however, had been emphasised by Carrillo in Moscow. The CYI could probably gain a lot by giving up the UJC since it could be used as an example for further moves towards the merging of youth organisations in other countries such as France and Belgium. Second, the CYI accordingly had an intense interest in the new organisation remaining a member of the SYI in order to influence the latter's development from within, as had become obvious in Moscow. Third, as Communists worldwide were worried about ›Trotskyism‹, so they were in Spain, where the POUM represented one of the bigger organisations of left-wing Communist oppositionists and was labelled »Trotskyite« despite having broken with Trotsky in 1935.[257] The UJC and the CYI made sure that the new organisation would see the struggle with ›Trotskyism‹ in any form, in this case the POUM, as one of its main tasks. In addition, a National Committee of Unification was formed with Hernández Zancajo, Carrillo and Melchor from the FJS, and Medrano, Vidal, Arconada representing the UJC.[258]

But the process was not as straightforward as it might seem. As the leaderships of the two youth organisations were stepping forward, opposition against unification within the FJS was already making itself heard. In November 1935, the Madrid leadership demanded a purge of the organisation and a motion to join the Comintern was supported by a majority, but there was dissent. In January 1936, a group of Asturian Young Socialists imprisoned in Oviedo sent a letter to the FJS Executive speaking out in favour of a coalition with the Republicans and against the idea of *bolshevising* the Socialist movement.[259] Segundo Serrano Poncela, member of the Executive Committee, published an article in the FJS newspaper »Renovación« denouncing the unification based on the CYI's 1935 decisions: »As one can see, the contents are clear. A Youth without party, without programme, without concrete objectives, completely undialectical, comprising everything from the petty bourgeois liberal of spiritualist philosophical content up to the stubborn Marxist […].«[260] Meanwhile, Gerö informed Dimitrov that a secret left-wing faction had been formed, which was operating against unification. He emphasised once again the danger of ›Trotskyism‹ within the Socialist youth movement.[261]

257 *Leon Trotsky*, The Spanish Revolution (1931–1939), New York 1973, pp. 209, 211, 218, 246, 251, 259 and 265–267.

258 *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, p. 57.

259 *Souto Kustrín*, Taking the Street, p. 147; *Heywood*, Marxism and the Failure of Organised Socialism in Spain, pp. 159 f.

260 *Viñas*, La formación de las Juventudes Socialistas Unificadas, p. 142.

261 Rossiiskaya akademiya nauk et al. (eds.), Komintern i grazhdanskaya voina v Ispanii, Moscow 2001, pp. 109 f.

## IX. The Comintern Intervenes Again

One of the main questions that remained before the publication of the declaration was the name of the future joint organisation, which stayed unresolved even as late as mid-July 1936. On July 13, the Secretariat of the ECCYI met in order to discuss the latest developments in Spain. One of the topics on the agenda was the name of the Spanish organisation. The Secretariat favoured the name »Association of the Labouring Youth«.[262] But this decision was only taken after the Secretariat of the ECCI had already discussed the issue two days earlier. It had been decided to inform the Spanish Communists that they should insist on the name »Association of the Labouring Youth of Spain«.[263] During this session, Dimitrov and Manuil'skii advised the CYI concerning the issue of unification. Dimitrov adopted the position that the Spanish Communists should insist on this name.[264] Carrillo later explained that this proposal for a new name of the unified youth organisation was never made known to him.[265] Obviously, the question of the new name for the joint youth organisation was not solved in the eyes of the Comintern, but with the outbreak of the Civil War a few days later – a development which the ›General Staff of World Revolution‹ had not foreseen – this question fell victim to the ›normative force of the factual‹.

Dimitrov also advised caution with the entrance of the new organisation into the CYI: »Indeed, we cannot call a congress in order to decide to let them join [the CYI].« He indicated that any further split in PSOE would be dangerous for further cooperation of the two parties within the Popular Front: »A split within the [Socialist] Party exists and this does not help.«[266] He described the tactics to be adopted by the Communists: »We have to agree to the unification with the youth league of Spain as a sympathising member if this question threatens a split at the Congress.«[267]

The Secretariat of the ECCI therefore decided to »recommend that the Spanish Communists should support the movement in the direction of the entry of the united youth association into the CYI«. But in case resistance to entry into the CYI was too strong, threatening to provoke new splits, the Communists should agree that the new youth organisation should »only temporarily join the CYI as a sympathising member«.[268] A similar position was also adopted by the Young Communists.[269]

It remained unclear how the Spanish would decide the question of adherence to either youth international. But the Comintern and its youth branch did not want to risk any rift within the newly unified organisation given the highly volatile situa-

262 The minutes of the decisions of the Secretariat read as follows: »Beschlossen: [...] a) Die Linie auf die Vereinigung der KJV- und SJ-Organisation unter dem Namen ›Verband der jungen Werktätigen‹ zu unterstützen.« RGASPI, fond 533, register 4, file 257, p. 51.

263 Ibid., register 18, file 1099, p. 35.

264 Ibid., p. 48.

265 Interview with Santiago Carrillo in Madrid, April 28, 1998.

266 RGASPI, fond 495, register 18, file 1099, pp. 46 f. In this context, p. 47, Dimitrov said: »Caballero is a great dreamer and sectarian.«

267 Ibid., p. 48.

268 Ibid., p. 35.

269 RGASPI, fond 533, register 4, file 257, pp. 51 f.

tion within the FJS, the PSOE and Spain as a whole. Accordingly, they were probably reluctant to start a new discussion over the name of the joint youth league, which they had themselves proposed. To have done so might have prevented any advance towards the proposed unification of PSOE and PCE. The decisions of the Comintern and its youth branch discussed here show how the Communists acted in the period running up to the Civil War. They were obviously not very sure of their own position in the political landscape of the Spanish Republic. The PCE had consequently to act cautiously in order to promote the cause of unification of the labour movement in Spain and internationally. But more importantly, it shows the way the Comintern acted before the beginning of the intensive hunt for ›Trotskysts‹, before the show trials and the Terror in the Soviet Union. At this point, the Communist approach to other parts of the labour movement, to groups of a divergent political position, if they could be won over as allies, was still more flexible and cautious than it would be after August 1936.

## X. The JSU in the Civil War

The future development of the unfolding Civil War, however, prevented any formal decisions on the name, on adherence to any of the international Socialist or Communist organisations, or on unification as a whole. Within less than one week after the latest Moscow decisions had been taken, the rebel generals attempted their abortive *pronunciamento*, which, in turn, unleashed the Spanish Civil War. The formal national congress of unification, announced at the end of March, would never take place.

In January 1937, when the merger was already a fact, the JSU would under that name hold its first national congress in Valencia as a member of the SYI. This congress saw the participation of a representative of the SYI, the Austrian Ernst Papanek, as well as the secretary-general of the CYI, Raymond Guyot.

By this time, the JSU under Carrillo's leadership had moved away from the old form of youth organisation represented by the FJS and the UJC. Its membership had grown sixfold, which meant it had more members than PSOE and PCE taken together[270], and these new members knew nothing about the old debates, taking the existence of the JSU as a given fact. The JSU articulated their interests in the polarised situation of an armed class struggle and tried to give them organisation and orientation, albeit under the heading of Marxism-Leninism. The organisation seemed to be extremely successful at this time, but it remained the only case of a united Socialist and Communist youth before the Second World War. However, the JSU soon started to disintegrate[271] and it would virtually fall apart with the end of the Civil War. This perhaps was, towards the end of the given crisis situation, the reverse side of the historical contingency favouring working-class unity.

---

270 *Preston*, The Last Stalinist, p. 67.

271 For the formation of an opposition against Carrillo and the new course of the JSU see *Graham*, Socialism and War, pp. 31, 69–74, 114–117 and 223–231; *id.*, The Socialist Youth in the JSU; *Monterrubio*, Las J.S.U. y el P.S.O.E. en la guerra civil.

## XI. The Formation of the JSU – a Stalinist Coup?

It would most probably be wrong to assume that the unification and the subsequent shift of the JSU from the PSOE to the PCE was the final aim of a Stalinist masterplan. There are several important factors that speak against a sell-out of the Socialist youth organisation to the PCE as well as of Carrillo setting out on a straight path towards Communism from 1934 onwards, even if he himself tries to give the impression in his »Memorias«. The situation in Spain as well as on the international level was much too volatile and complex for such an approach.

The idea of unification was born out of the polarised political situation in Spain of the 1930s. It was a conclusion also drawn from the fatal defeats of the German and Austrian labour movements and the »extreme fragmentation« of the Spanish. The concept of unification of the revolutionary Spanish left, as the Young Socialists saw it, implied the entry of Spain's diverse left groups into the PSOE while getting rid of the party's reformist wing. But this strategy was not acceptable to most of the groups until mid-1935. The situation only started to change when the Communists modified their line as a consequence of their World Congresses in the summer of 1935. The Spanish Communists reluctantly started to give in to demands to dissolve the UJC. This was finally achieved through the Moscow talks of March 1936. In this sense, the influence exerted by the Comintern was vital. The Young Socialists under Carrillo's leadership also agreed to curb their own radical objectives. The unified organisation was supposed to keep its Socialist label, to work inside the PSOE and therefore also to remain within the SYI. The strategy worked out by the Communists was more consistent than that of the FJS, which had sought to abandon the SYI and to enter the CYI immediately while remaining connected to the PSOE. The defeat of the left in December 1935 caused some of the FJS leaders who had been members of the PSOE slowly to change their minds and move over to the other side.

Under the conditions of the contingent historical situation, it seems to be understandable that a group of young radicals in the FJS, acting at the centre of the armed class struggle in the wake of the Spanish Civil War, felt themselves drawn to the Communist Party, which showed a high degree of unity in ideological and organisational matters, and firm determination in a moment of mortal danger for the labour movement. Likewise, it seems consistent that they gradually moved away from the PSOE, a party which, in stark contrast to the Communists, was mired in bitter internal conflicts which were never to be resolved. This specific strength of the Communists was displayed when the rebels started their siege of Madrid in November 1936. While the government led by Largo Caballero took refuge in Valencia, the Communists stayed and organised the defence of the capital. This was the moment when Carrillo and others changed their party affiliation to the PCE.[272] In short, it is scarcely surprising that these young radicals of the FJS should have joined an international Communist movement which attracted so many on the left all over the world, many of whom were significantly more experienced than the leaders of Spain's Socialist Youth, a rather marginal youth organisation within the international political firmament of the left in the 1930s. In any case,

272 *Preston*, The Last Stalinist, pp. 68–72.

with the contingent formation of that organisation, Spain once again confirmed its *Sonderweg* in relation to the European mainstream.

BENJAMIN ZIEMANN

# Massenbewegungen der Arbeiterschaft im Ersten Weltkrieg

## Der Aprilstreik 1917

Die Massenbewegungen der deutschen Arbeiterschaft seit 1917 sind ein wichtiges Kapitel der Sozialgeschichte Deutschlands im Ersten Weltkrieg, nicht nur, aber auch im Hinblick auf ihre Rolle in der Vorgeschichte der Revolution von 1918/19.[1] Den ersten Höhepunkt dieser Massenbewegungen bildete der Aprilstreik 1917 in Berlin und Leipzig. Anders als der relativ gut untersuchte Januarstreik des Jahres 1918 hat er in der Forschung bislang nur relativ geringe Aufmerksamkeit gefunden.[2] Es ist das Ziel dieses Beitrags, durch eine genauere Untersuchung des Aprilstreiks zu einem besseren Verständnis der Massenbewegungen im Ersten Weltkrieg beizutragen. Ich verwende diesen vielleicht etwas veraltet anmutenden Begriff hier, da er den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Formen des Protests hervorhebt, welche während der Kriegs- und Revolutionszeit auftraten. Neben

1 Vgl. immer noch grundlegend: *Gerald D. Feldman/Eberhard Kolb/Reinhard Rürup*, Die Massenbewegungen der Arbeiterschaft in Deutschland am Ende des Ersten Weltkrieges (1917–1920), in: PVS 13, 1972, S. 84–105; *Klaus Tenfelde*, Massenbewegungen und Revolution in Deutschland 1917–1923. Ein Forschungsüberblick, in: *Helmut Konrad/Karin M. Schmidlechner* (Hrsg.), Revolutionäres Potential in Europa am Ende des Ersten Weltkrieges. Die Rolle von Strukturen, Konjunkturen und Massenbewegungen, Wien/Köln 1991, S. 9–15. Die beste Regionalstudie ist *Friedhelm Boll*, Massenbewegungen in Niedersachsen 1906–1920. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung zu den unterschiedlichen Entwicklungstypen Braunschweig und Hannover, Bonn 1981; vgl. *ders.*, Spontaneität der Basis und politische Funktion des Streiks 1914–1918. Das Beispiel Braunschweig, in: AfS 17, 1977, S. 337–366. – Der vorliegende Aufsatz ist im Zuge der Arbeit an einer Gesamtdarstellung zur Geschichte von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg entstanden: *Benjamin Ziemann*, Vom Burgfrieden zur Novemberrevolution. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1914–1918, Bonn 2025 (in Vorbereitung). Die Alexander von Humboldt-Stiftung hat meine Forschungen 2021 mit einem Reisestipendium unterstützt, Till Kössler hat mir an seinem Lehrstuhl an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg hervorragende Arbeitsbedingungen geboten. Beiden gilt mein herzlicher Dank. Klaus Weinhauer danke ich für hilfreiche Hinweise zu einer ersten Fassung dieses Textes.

2 Als kurzer, inzwischen überholter Überblick: *Susanne Miller*, Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1974, S. 290–296. Zu Berlin vgl. *Dirk H. Müller*, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918: Ein Beitrag zur Geschichte des Lokalismus, des Syndikalismus und der entstehenden Rätebewegung, Berlin 1985, S. 295–305; zu Leipzig: *Karsten Rudolph*, Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik (1871–1923), Weimar 1995, S. 133–140; *Sean Dobson*, Authority and Upheaval in Leipzig, 1910–1920. The Story of a Relationship, New York 2001, S. 167–170. Die älteren Studien aus Sicht der DDR-Historiografie sind aufgrund ihrer extremen Überzeichnung des Einflusses der Spartakusgruppe nur noch als Materialsammlung zu gebrauchen. Vgl. Deutschland im Ersten Weltkrieg, Bd. 2: Januar 1915 bis Oktober 1917, 2. Aufl., Berlin 1970, S. 676–695; *Heinrich Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, in: Revolutionäre Ereignisse und Probleme in Deutschland während der Periode der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution 1917/18, Berlin 1957, S. 3–88; *Erwin Winkler*, Die Bewegung der Berliner revolutionären Obleute im Ersten Weltkrieg. Entstehung und Entwicklung bis 1917, Diss., Berlin 1964, S. 291–334; *Kurt Schneider*, Der politisch-ideologische Differenzierungsprozeß in der Leipziger Arbeiterbewegung während des ersten Weltkrieges, Diss., Leipzig 1964, S. 172–217.

Arbeitskämpfen und politischen Streiks zählten dazu auch Demonstrationen und Lebensmittelunruhen sowie andere Formen des Konsumentenprotests.[3] Zugleich weist der Begriff darauf hin, dass die massenhafte Beteiligung ein wichtiges Merkmal dieser Bewegungen war und sie damit von Streiks unterscheidet, die auf einzelne Betriebe beschränkt blieben.

Die Geschichte des Aprilstreiks wird hier vor dem Hintergrund von Fragestellungen analysiert, die für die Erforschung von Streiks in der Zeit seit 1914 generell von Bedeutung sind. Dazu zählt zunächst die Frage, ob für Arbeitskämpfe im Kern ökonomische Motive leitend waren oder ob sie auch eine politische Dimension beziehungsweise politische Ziele hatten.[4] Der Aprilstreik hatte gewiss bereits deshalb eine »eminent politische Qualität«, weil die Beschwerden über eine unzureichende Nahrungsmittelversorgung, die sein Auslöser waren, »ursächlich mit dem Krieg zusammenhingen«. Insofern trifft die Feststellung zu, dass auch reine »Ernährungsstreiks« der Sache nach »latente Antikriegsstreiks« waren.[5] Aber damit ist nur eine Funktion beschrieben, die der Streik aus Sicht der Behörden annahm, nämlich die Legitimität des politischen Systems infrage zu stellen. Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob der Arbeitskampf auch aus Sicht der Streikenden eine politische Zielsetzung aufwies, die sie in Forderungen, Parolen oder Zwischenrufen in Belegschaftsversammlungen äußerten.

Eine zweite Fragestellung betrifft den Charakter der Freien Gewerkschaften als »Disziplinierungsagentur« im Krieg.[6] Im Zuge des Burgfriedensschlusses hatte die Generalkommission der Freien Gewerkschaften im August 1914 einen Verzicht auf Angriffsstreiks während des Kriegs beschlossen. Lokale Gewerkschaftsbeamte unterstützten weiterhin Arbeitskämpfe und übernahmen im Namen der Streikenden Verhandlungen mit den Arbeitgebern oder den Militärbehörden, die sich nicht erst seit dem Erlass des Hilfsdienstgesetzes im Dezember 1916 zu einer wichtigen Instanz für die Regulierung von Arbeitskonflikten entwickelten. Zur Debatte steht hier, ob die Gewerkschaftsverbände – im Fall des Aprilstreiks der Deutsche Metallarbeiter-Verband (DMV) – auf Streiks »mit einer Kombination von Abwiegelung und

3 Zu Konsumentenprotesten von 1914 bis 1923 vgl. *Belinda J. Davis*, Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Life in World War I Berlin, Chapel Hill/London 2000; *Robert Scholz*, Ein unruhiges Jahrzehnt. Lebensmittelunruhen, Massenstreiks und Arbeitslosenkrawalle in Berlin 1914–1923, in: *Manfred Gailus* (Hrsg.), Pöbelexzesse und Volkstumulte in Berlin. Zur Sozialgeschichte der Straße, Berlin 1984, S. 79–123; *Molly Loberg*, The Struggle for the Streets of Berlin. Politics, Consumption, and Urban Space, 1914–1945, Cambridge 2018; *Martin H. Geyer*, Teuerungsprotest und Teuerungsunruhen 1914–1923. Selbsthilfegesellschaft und Geldentwertung, in: *Manfred Gailus/Heinrich Volkmann* (Hrsg.), Der Kampf um das tägliche Brot. Nahrungsmangel, Versorgungspolitik und Protest 1770–1990, Opladen 1994, S. 319–345; *Martin H. Geyer*, Teuerungsprotest, Konsumentenpolitik und soziale Gerechtigkeit während der Inflation: München 1920–1923, in: AfS 30, 1990, S. 181–215.

4 *Gerald D. Feldman*, Streiks in Deutschland 1914–1933. Probleme und Forschungsaufgaben, in: *Klaus Tenfelde/Heinrich Volkmann* (Hrsg.), Streik. Zur Geschichte des Arbeitskampfes in Deutschland während der Industrialisierung, München 1981, S. 271–286, hier: S. 277.

5 *Hans-Joachim Bieber*, Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914–1920, Hamburg 1981, 2 Bde., Zitate: S. 442 f.

6 Vgl. als Überblick *Klaus Schönhoven*, Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt am Main 1987, S. 94–115, Zitat: S. 106.

Kollaboration mit den Behörden« reagierten.[7] Bestand die Reaktion der DMV-Führung und der Generalkommission auf den Aprilstreik in einer Kombination aus »Herunterspielen der sachlichen Anlässe des Streiks, Zurückhaltung bei der Vertretung der Arbeiterforderungen gegenüber den Behörden« sowie der »Verletzung demokratischer Spielregeln«, gefolgt von einem »Durchhalteappell«?[8]

Schließlich stehen in einer weiteren Perspektive auch die sozialgeschichtlichen Kontexte und Ursachen für die Handlungsfähigkeit der Streikenden zur Debatte. Als wichtiger Faktor, der die Massenbewegungen der zweiten Kriegshälfte und insbesondere die politisch aufgeladenen Massenstreiks seit dem Solidaritätsstreik für Karl Liebknecht im Juni 1916 ermöglichte, wird oft auf die Umstrukturierung der Arbeiterklasse während des Kriegs verwiesen. Demnach hat es in den Zentren der radikalen Agitation, also den Hochburgen der burgfriedenskritischen SPD-Opposition beziehungsweise ab April 1917 der USPD, einen Zustrom jugendlicher und weiblicher Arbeiter gegeben, die den Organisationsroutinen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung fernstanden und nicht über deren in jahrelanger Gewerkschaftsmitgliedschaft geprägtes Klassenbewusstsein verfügten. Die »grassroots militancy« der Jahre 1917/18 habe sich aus dem Zusammenwirken der bereits vor 1914 organisierten und damit politisch erfahrenen Arbeiter mit den bis dahin Unorganisierten ergeben.[9] Welche Einsichten in die sozialgeschichtlichen Voraussetzungen kollektiver Handlungsfähigkeit vermittelt der Aprilstreik in Berlin und Leipzig? Auf die lange diskutierte Frage, ob sich im Zuge des Aprilstreiks in Berlin und Leipzig die ersten Arbeiterräte gebildet haben, gehe ich nicht gesondert ein, da sie bereits abschließend negativ beantwortet worden ist.[10]

Methodisch gesehen knüpft dieser Beitrag an die sozialhistorische Erforschung von Arbeitskämpfen an, die sich seit den 1970er-Jahren als ein wichtiges Feld der Sozialgeschichte etabliert hat.[11] Neuere Zugänge zur Geschichte von Streiks wie die Frage nach der Rolle von Emotionen berücksichtige ich aufgrund des Mangels an geeigneten Quellen nicht.[12] In Berlin und Leipzig nahmen Frauen während des gesamten Verlaufs des Aprilstreiks in großer Zahl teil, wie im Folgenden deutlich werden wird. Sie traten dabei allerdings, soweit es die vorhandenen Quellen erken-

7 *Bieber*, Gewerkschaften in Krieg und Revolution, S. 289.

8 Ebd., S. 448.

9 *Geoff Eley*, Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000, Oxford 2002, S. 132 f. Eine ähnliche Argumentation, die im Zustrom vor allem jugendlicher und ungelernter Arbeiter in die Kriegsindustrie »eine der tieferen Ursachen« für die »Radikalisierung« der Arbeiterschaft seit 1917 sah, vertrat bereits *Gerhard A. Ritter*, Die sozialistischen Parteien in Deutschland zwischen Kaiserreich und Republik, in: *Werner Pöls* (Hrsg.), Staat und Gesellschaft im politischen Wandel. Beiträge zur Geschichte der modernen Welt, Stuttgart 1979, S. 100–155, hier: S. 101.

10 Dazu abschließend *Müller*, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918, S. 302–304. Von der Bildung von Arbeiterräten spricht zum Beispiel *Bieber*, Gewerkschaften in Krieg und Revolution, S. 448.

11 Als Überblick vgl. *Feldman*, Streiks in Deutschland 1914–1933; vergleichende Perspektiven bei *Leopold Haimson* (Hrsg.), Strikes, Social Conflict and the First World War. An International Perspective, Mailand 1992.

12 Vgl. *Christian Koller*, »Es ist zum Heulen«. Emotionshistorische Zugänge zur Kulturgeschichte des Streikens, in: GG 36, 2010, S. 66–92.

nen lassen, nicht als eine eigenständig handelnde Gruppe in Erscheinung.[13] Wie unlängst mit Blick auf die Beteiligung von Frauen an Streiks und Massenprotesten während des Kriegs formuliert worden ist, verstanden sich streikende Arbeiterinnen als Teil der Arbeiterschaft, nicht in erster Linie als Frauen.[14]

Vorab noch einige Bemerkungen zum Kontext: Die Streikbewegungen in der ersten Jahreshälfte 1917 setzten Ende Februar mit Arbeitskämpfen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ein, an denen sich bis zu 100.000 Arbeiter beteiligten. Von Mai bis Juli kam es zu Streiks der Bergleute an der Ruhr und im oberschlesischen Revier. Im August traten dann Belegschaften im mitteldeutschen Industrierevier in den Arbeitskampf, darunter allein 16.000 Arbeiter in den Leunawerken. Den Abschluss dieser Streikwelle – und zugleich eine lokale »Vorwegnahme« des noch größeren Massenstreiks im Januar 1918 – markierte der Generalstreik in Braunschweig vom 15. bis zum 18. August.[15] Ihren Höhepunkt erreichte diese Streikwelle in den Tagen seit dem 16. April 1917, als es in Berlin und Leipzig gleichzeitig zu Massenstreiks kam.

## I. Die Kürzung der Brotration und die »Osterbotschaft«

Wie bei vielen anderen Streik- und Protestbewegungen der ersten Jahreshälfte 1917 waren auch beim Aprilstreik Fragen der Lebensmittelversorgung der Auslöser. Am 23. März gaben die Behörden bekannt, dass ab dem 15. April die tägliche Mehlration von 200 auf 170 Gramm herabgesetzt werde. Hinzu kam die Kürzung von Schwer- und Schwerstarbeiterzulagen sowie die Streichung der Zulagen für Jugendliche. Als Kompensation versprachen die Behörden eine bessere Versorgung mit Kartoffeln und eine Erhöhung der wöchentlichen Fleischration um ein halbes Pfund. Selbst die sozialdemokratische Presse, die die Kürzung der Brotration als »notwendig« verteidigte, kam nicht umhin, ihre Besorgnisse über Folgen für die »Stimmung der Bevölkerung« kundzutun und die Verantwortung des Staats für eine gerechte Verteilung der vorhandenen Lebensmittel zu betonen.[16]

Seit Anfang April waren die staatlichen Behörden durch zahlreiche aus der Bevölkerung eingelaufene Hinweise und durch die Überwachungsmaßnahmen der Polizei darüber informiert, dass für Montag, den 16. April, Massenstreiks in Berlin

13 Für den Januarstreik 1918 vgl. *Peter Kuhlbrodt*, Die Rolle der proletarischen Frauen im Januarstreik 1918, in: Mitteilungsblatt der Forschungsgemeinschaft Geschichte des Kampfes der Arbeiterklasse um die Befreiung der Frau, 1980, H. 2, S. 34–51.

14 *Matthew Stibbe/Anna Hammerin/Katharina Hermann* u. a., Socialist Women and ›Urban Space‹. Protest, Strike and Anti-Militarism 1914–18, in: *Corinne Painter/Ingrid Sharp/Matthew Stibbe* (Hrsg.), Socialist Women and the Great War, 1914–21. Protest, Revolution and Commemoration, London 2022, S. 31–64, hier: S. 64.

15 Deutschland im Ersten Weltkrieg, Bd. 2, S. 646 und 694 f.; *Bieber*, Gewerkschaften in Krieg und Revolution, S. 441 f.; *Boll*, Massenbewegungen in Niedersachsen 1906–1920, S. 245–249, Zitat: S. 246.

16 Die Brotfrage, in: Lübecker Volksbote, 24.3.1917, (Zitat); Weniger Brot, in: Volksstimme (Magdeburg), 24.3.1917; vgl. *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 13.

und anderen Großstädten geplant waren.[17] Die Regierung versuchte, der Streikbewegung durch die Ankündigung politischer Reformen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg versuchte, Wilhelm II. davon zu überzeugen, die sofortige Einführung des gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts für den preußischen Landtag zu verkünden. Aufgrund des hartnäckigen Widerstands in der Obersten Heeresleitung und bei den preußischen Konservativen war dies nicht möglich. So erging am 7. April eine als Erlass an den Reichskanzler formulierte öffentliche Erklärung von Wilhelm II., in der er die Aufhebung des Dreiklassenwahlrechts in Preußen und Reformen in der Zusammensetzung des Herrenhauses für die Zeit nach Kriegsende in Aussicht stellte, ohne Details zu nennen oder explizit das gleiche Wahlrecht zu versprechen. Dies war die sogenannte Osterbotschaft des Kaisers.[18]

## II. Innergewerkschaftliche Diskussionen

Für den Mehrheitsflügel der SPD war die sofortige Demokratisierung des Wahlrechts nicht nur in Preußen, sondern auch in Mecklenburg, Sachsen und anderen Bundesstaaten sowohl vor als auch erst recht nach dem Aprilstreik eine entscheidende Planke ihres innenpolitischen Reformprogramms, wie Philipp Scheidemann und andere Redner in einer Sitzung des Parteiausschusses am 18. April betonten. Vor dem Streik gab es in den Führungszirkeln von SPD und Generalkommission Diskussionen darüber, ob die Gewerkschaftsverbände eine öffentliche Erklärung abgeben sollten, die vor einem Arbeitskampf warnte. Leitend dafür war die Überlegung, dass die Gegner einer preußischen Wahlrechtsreform den Streik für ihre Zwecke instrumentalisieren würden. Adolf Cohen, der Berliner Bezirksleiter des Deutschen Metallarbeiter-Verbands und zugleich Mitglied der Generalkommission, lehnte eine solche Erklärung aber als nutzlos ab und befürchtete zudem, sie würde seine Bemühungen zur Kontrolle und Eindämmung des Streiks torpedieren. Generalkommission und Parteivorstand stimmten dem zu.[19] Die Reichsregierung ging am 14. April auf die SPD-Führung zu und versuchte, sich ihrer Unterstützung bei der Bekämpfung des Streiks zu versichern. Diesem Zweck diente eine Besprechung von Arnold Wahnschaffe, dem Unterstaatssekretär im Reichskanzleramt, mit Friedrich Ebert und Philipp Scheidemann. Beide erklärten Wahnschaffe, es sei »vergeblich«, den Streik verhindern zu wollen. Zugleich forderten sie ihn auf, Reichskanz-

17 Vgl. preuß. Innenminister 7.4.1917 an den Berliner Polizeipräsidenten, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch), R 1501/20096, Bl. 112.

18 *Gerald D. Feldman*, Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918, Berlin/Bonn 1985, S. 267–269. Feldman datiert die Osterbotschaft fälschlich auf den 17. April (ebd., S. 269); *Hans-Ulrich Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4: 1914–1949, München 2003, S. 138, auf den 18. April. Damit geht der direkte Bezug zur Streikprävention verloren. Text der Botschaft in: *Wolfdieter Bihl* (Hrsg.), Deutsche Quellen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges, Darmstadt 1991, S. 264 f. Vgl. *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 15–20.

19 Vgl. *Klaus Schönhoven* (Bearb.), Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914–1919, Köln 1985, S. 344–348; *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 20 f.; *Dieter Dowe* (Hrsg.), Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD 1912–1921, 2 Bde., Bonn 1980, S. 467–470 und 480–482; *Philipp Scheidemann*, Der Zusammenbruch, Berlin 1921, S. 63.

ler Bethmann Hollweg die Notwendigkeit eines Vorgehens gegen die kriegstreiberische nationalistische Rechte zu vermitteln, deren annexionistische Forderungen die Stimmung der Massen negativ beeinflussten. Wahnschaffe sollte dem Reichskanzler zudem die Notwendigkeit einer Politik erläutern, die auf »Frieden, Brot und konsequente Demokratisierung« setze.[20] Parallel dazu fanden am selben Tag im Berliner Rathaus Gespräche zwischen Vertretern staatlicher und militärischer Behörden sowie von Funktionären des Berliner DMV und rund 70 Mitgliedern von Arbeiterausschüssen in den Großbetrieben statt, in denen es um die Erfassung und Verteilung von Lebensmitteln ging.[21]

Anders als bei dem Solidaritätsstreik für Karl Liebknecht im Juni 1916 ging die Initiative und Vorbereitung des Aprilstreiks nicht von den oppositionellen Obmännern des DMV um Richard Müller, dem Branchenobmann der Dreher im Berliner DMV aus, die 1918 dann als revolutionäre Obleute auftraten.[22] Die Initiative lag vielmehr bei den Belegschaften in den Betrieben, bei denen es vereinzelt bereits im Februar und März zu Arbeitseinstellungen kam. In vielen Betrieben fanden am 12. April Versammlungen statt, die einem Streik am 16. April zustimmten. In einer Sitzung der Betriebsobleute des DMV am 13. April »waren die Ansichten über die Ausführung der geplanten Kundgebung sehr geteilt. Die Mehrzahl der Obmänner war jedoch der Meinung, dass die Bewegung in den Betrieben einen solchen Umfang angenommen habe, dass die Arbeiter nicht mehr zu halten seien«, und beschloss, dass die Arbeiter am Morgen des 16. April die Betriebe verlassen sollten.[23] Die Bildung einer Streikleitung blieb aber in dieser Sitzung noch offen. Am 15. April fanden weitere Treffen statt, darunter eine Generalversammlung der Vertrauensmänner des Berliner DMV. Adolf Cohen gelang es hier – nicht zuletzt aufgrund der zögerlichen Haltung der DMV-Obleute in ihrer Sitzung am 13. April –, die Repräsentation der Streikbewegung bereits vorab unter Kontrolle zu bekommen. Seinem Vorschlag zufolge sandten die etwa 300 am Streik beteiligten Betriebe am 16. April jeweils einen Delegierten in das DMV-Verbandshaus und wählten eine elfköpfige Kommission, die aus acht Delegierten, den beiden Bevollmächtigten des DMV und dem Vorsitzenden der Berliner Gewerkschaftskommission bestand.[24]

Aus Einsendungen an die Behörden und Berichten über Betriebsversammlungen werden die Erwartungen deutlich, die im Vorfeld des Streiks bestanden. So berichtete ein Postmeister aus dem südöstlich von Berlin gelegenen Ort Storkow den Behörden, dass »Nahrungsmittelmangel« die Ursache für den geplanten Streik sei, und zwar konkret die Beschwerde darüber, dass die »Vorräte auf dem platten

20 Ebd., S. 63 f., Zitat: S. 64. *Feldman*, Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918, S. 270, erwähnt ohne weitere Details ein Treffen von Reichsregierung und Gewerkschaftsführung.

21 *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 21.

22 Zu den Obleuten vgl. *Müller*, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918, S. 285–294; zu Müller vgl. die biografische Studie von *Ralf Hoffrogge*, Working-Class Politics in the German Revolution. Richard Müller, the Revolutionary Shop Stewards and the Origins of the Council Movement, Leiden 2015.

23 Polizei-Präsident Berlin, Abt. VII, 14.4.1917 an das Oberkommando in den Marken, Landesarchiv Berlin (LAB), A. Pr.Br.Rep. 030, 15838/1, Bl. 91 (Zitat); vgl. *Müller*, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918, S. 295 f.

24 Ebd., S. 297–299.

Lande immer noch nicht erfasst werden«. Es gehe aber auch um das Wahlrecht in Preußen, die »Osterbotschaft« des Kaisers gehe »der Masse nicht weit genug«, die das »allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht« fordere.[25] Eine von mindestens 1.500 Arbeitern besuchte Belegschaftsversammlung der Riebe Kugellagerfabrik in Berlin-Weißensee am 15. April nahm einstimmig eine Resolution an, welche die zwangsweise Beschlagnahme von Lebensmitteln und die Einführung von Massenspeisungen, an denen »jeder, ohne Unterschied von Stand oder Beruf, teilzunehmen hat«, von der Regierung forderte. Zugleich wurde die Anbahnung von Friedensverhandlungen mit Russland gefordert, die zu einem »ehrlichen Frieden« führen solle. Die Arbeiter artikulierten also ihre Forderungen teils im Gegensatz zu den agrarischen Produzenten – wie auch aus Storkow berichtet wurde –, teils im Blick auf die Gleichstellung der städtischen Konsumenten jenseits von »Stand und Beruf«, also mit dem Ziel des Abbaus sozialer Unterschiede in der Konsumption von Lebensmitteln. Sie bezeichneten ihre Zustimmung zum Streik als Teilnahme an einem »Protest gegen die Regierungsmaßnahmen in der Ernährungsfrage«.[26]

## III. Der erste Streiktag in Berlin

Am ersten Streiktag, dem 16. April, traten in Berlin nach Angaben der Polizei knapp 150.000 Arbeiter in den Arbeitskampf. Der »Vorwärts« nannte am 18. April die Zahl von 210.000 Streikenden, während der Berliner DMV die Zahl der Teilnehmer an den ersten beiden Streiktagen später anhand seiner Unterlagen auf 217.420 bezifferte. Nun streikten in Berlin auch Arbeiter anderer Berufe, vor allem in den Branchen Holz und Papier sowie in Zigarettenfabriken. Die in der Literatur üblicherweise genannte Gesamtzahl von 300.000 Streikenden ist dennoch deutlich überhöht. Sie geht auf die unkritische Übernahme einer Angabe zurück, welche die Spartakusgruppe nach Beendigung des Streiks verbreitete, um ihn als ein »Ruhmesblatt« in der »Geschichte des deutschen sozialistischen Proletariats« glorifizieren zu können.[27] Insgesamt dürfte die Zahl der Streikenden nicht mehr als 230.000 betragen haben. Auch mit einer solchen Teilnehmerzahl war der Aprilstreik die bis dato größte Massenbewegung in Berlin während des Kriegs. Zugleich wird deutlich, dass das im Januarstreik 1918 beobachtbare Mobilisierungsniveau im Frühjahr 1917 noch nicht annähernd erreicht wurde.

Am 16. April, dem ersten Streiktag, gab es in Berlin rund zehn Demonstrationszüge mit insgesamt etwa 35.000 Teilnehmern, in denen sich jeweils zwischen 500 und 10.000 Arbeiter auf verschiedenen Routen der Innenstadt näherten. Gewaltsame

25 Wilhelm Neumann (Storkow) 12.4.1917 an das Polizeipräsidium Berlin, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15838/1, Bl. 56.

26 Schutzmann Jastrow, Bericht über die Versammlung der Arbeiter der Riebischen Fabrik am 15.4.1917, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15838/1, Bl. 120.

27 Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. II/1: Juli 1914–Oktober 1917, Berlin 1958, S. 611 und 618–621, Zitat: S. 621. Direkt nach Beginn des Streiks hatte die Spartakusgruppe die Zahl der Streikenden noch auf 200.000 beziffert. Ebd., S. 615; vgl. *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 24–31. Die Zahl von 300.000 zum Beispiel bei *Bieber*, Gewerkschaften in Krieg und Revolution, S. 441.

Zusammenstöße mit der Polizei blieben aus. Auf dem Rückweg in die Außenbezirke kam es aber wiederholt zu Plünderungen von Bäckereigeschäften.[28] Gerade bei diesen Demonstrationszügen trat der Bezug zur Verkürzung der Brotration deutlich hervor. Ein Beispiel dafür ist eine Arbeiterin, die verhaftet wurde, nachdem sie einen Stein in die Schaufensterscheibe einer Konditorei in der Leipziger Straße geworfen hatte. Bereits davor fiel sie der Polizei auf, als sie an der Spitze eines aus etwa 400 Personen überwiegend jugendlichen Alters bestehenden Demonstrationszuges »johlte« und »fortgesetzt« schrie: »Wir wollen Brot haben!«[29] Auch an den Streiks in den Betrieben nahmen Frauen in größerer Zahl statt. Ein Beispiel dafür ist Christine Pieck, geborene Häfker, die Ehefrau von Wilhelm Pieck. Sie arbeitete in der Kriegsküche der Firma Optische Anstalt C. P. Goerz in der Rheinstraße in Friedenau. Als die Arbeiter dieses Betriebes am 16. April in den Ausstand traten, wurde auch in der Kriegsküche aus Solidarität »nicht gekocht«.[30]

Trotz der oft erhobenen Forderung nach Brot ist es unzureichend, den Berliner Aprilstreik als »Brotstreik« zu bezeichnen, wie sich dies in der Literatur eingebürgert hat.[31] Das machen vor allem Belegschaftsversammlungen deutlich, in denen die Beschäftigten die mit dem Streik verbundenen Ziele diskutierten. Bereits an den ersten beiden Streiktagen wurden dort wiederholt Forderungen vorgebracht, die eindeutig politischen Charakter trugen. So kamen die Arbeiter der Telefonapparatefabrik Zwietusch am Morgen des 16. April in zwei überfüllten Versammlungen im Volkshaus der Charlottenburger SPD in der Rosinenstraße zusammen. Gewerkschaftliche Vertrauensleute forderten die Arbeiterinnen und Arbeiter auf, nur an diesem Tag in den Streik zu treten und nach der Versammlung friedlich nach Hause zu gehen. Durch einen 24-stündigen Streik von etwa 20.000 bis 25.000 Arbeitern, so erklärten sie, solle das Ziel erreicht werden, »nämlich mehr Brod [!]«. Doch dann wurde, offenkundig auf Initiative aus den Reihen der Belegschaft, eine Resolution angenommen, nach der »die Einberufung des Reichstages in die Wege zu leiten wäre, die deutschen Arbeiter und Arbeiterinnen würden mit dem russischen Volke gemeinsame Ziele verfolgen um dadurch den ersehnten Frieden zu erzielen«.[32]

Am selben Morgen fand im Humboldthain eine Versammlung statt, an der etwa 5.000 Arbeiter »beiderlei Geschlechts« – wie der berichterstattende Polizeileutnant betonte – aus einer Reihe verschiedener Betriebe teilnahmen. Hier sprach ein DMV-Obmann der Werkzeugmaschinenfabrik Hasse & Wrede aus Neukölln zunächst über die Knappheit und »ungerechte Verteilung« der Lebensmittel. Danach führte er aus, dass »man sich auf die Regierung nicht verlassen könne, es daher nicht mehr am Platze wäre, sich von dieser länger am Gängelbande führen zu lassen«. Die knapp halbstündige Versammlung endete mit einem »Hoch auf die in-

28 *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 32–36.

29 Einlieferungs-Anzeige der Arbeiterin Minna Buth v. 16.4.1917, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15839, Bl. 654.

30 Bericht der Abt. VII, Außendienst, 3. Kommissariat 19.4.1917 an den Polizeipräsidenten Berlin, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15839, Bl. 10.

31 Vgl. zum Beispiel *Hoffrogge*, Working-Class Politics in the German Revolution, S. 42.

32 Bericht der Abt. VII, Außendienst, 3. Kommissariat 17.4.1917, sowie Bericht des Kriminalbeamten Engelbracht 16.4.1917 (Zitate) an den Polizeipräsidenten Berlin, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15838/1, Bl. 392 und 396.

ternationale revolutionäre Sozial-Demokratie«. Unter den Versammelten befanden sich auch zwei Soldaten, die sich die Schulterklappen und die Knöpfe mit der Nummer ihrer Kompanie abgerissen hatten, um von den unter der Menge verstreuten Polizeibeamten nicht identifiziert zu werden.[33] Auch auf einer Versammlung von 12.000 Arbeitern in Schöneweide betonte ein Redner, dass sich der Streik nicht gegen die Direktoren der Betriebe richte, sondern »gegen die Regierung«. Auf seine Frage, was geschehen solle, antworteten viele Teilnehmer mit dem Ausruf: »Stürzt die Regierung!« Der Versammlungsleitung gelang es danach allerdings, einen Forderungskatalog durchzusetzen, der sich auf die Lebensmittelverteilung und eine Verkürzung der Arbeitszeit beschränkte.[34]

Diese aus den Reihen der Belegschaften kommenden Forderungen waren in sich disparat und vage. Wie gegen die Regierung vorgegangen werden solle, blieb offen. Allerdings wurde zumindest bei den Arbeitern der Firma Zwietusch deutlich, dass die russische Februarrevolution dem Verlangen nach Frieden eine neue Dringlichkeit verschaffte und zugleich zumindest implizit die Perspektive einer Revolutionierung auch in Deutschland eröffnete. Es trifft also nicht zu, dass der Streik in der Reichshauptstadt erst ab dem 18. April einen politischen Charakter bekam, als die Berliner Arbeiter die Forderungen der Streikenden in Leipzig aufgriffen.[35]

## IV. Der Verlauf des Streiks in Leipzig

Der Streik hatte dort ebenfalls am 16. April begonnen. Am dritten Streiktag erreichte er mit angeblich bis zu 30.000 Teilnehmern – auch hier liegen von Behördenseite deutlich niedrigere Zahlen vor – seinen Höhepunkt. Nicht nur Arbeiter in Rüstungsbetrieben, sondern auch die Arbeiterinnen in den Textilfabriken legten nun kurzfristig die Arbeit nieder. Am ersten Streiktag fanden in Leipzig mehrere Versammlungen statt, die eine Liste von sieben gleichlautenden Forderungen verabschiedeten. Neben der Versorgung mit Kohlen und Lebensmitteln wurde die Aufhebung von Zensur, Belagerungszustand und Beschränkungen des Koalitions- und Versammlungsrechts sowie des »schändlichen Arbeitszwangsgesetzes« – gemeint war das Hilfsdienstgesetz – gefordert. Die Streikenden forderten ferner eine Befreiung der aus politischen Gründen verurteilten Gefangenen sowie das gleiche Wahlrecht auch in den Bundesstaaten und Kommunen. Schließlich sollte die Regierung »unter Verzicht auf jede offene oder versteckte Annexion« ihre Bereitschaft zu sofortigen Friedensverhandlungen erklären.[36]

33 Bericht 82. Polizeirevier 16.4.1917 an die VII. Polizeihauptschaft, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15838/1, Bl. 518–520.

34 *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 38 f.

35 So übereinstimmend *Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 138; *Feldman*, Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918, S. 271; *Müller*, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918, S. 300.

36 Text der Resolution in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. II/1, S. 612; vgl. *Dobson*, Authority and Upheaval in Leipzig, S. 167–170, zur Höchstzahl der Streikenden ebd., S. 169. Ein Bericht der Amtshauptmannschaft Leipzig an die Kriegsamtsstelle Leipzig v. 20.4.1917 bezifferte die Gesamtzahl der Streikenden auf 13.000 bis 14.000, BArch, R 43/2431, Bl. 94.

Dieser Forderungskatalog demonstrierte den Einfluss der USPD in der Leipziger Arbeiterschaft. Richard Lipinski, der Vorsitzende der Leipziger USPD, der sich sogleich an die Spitze der Streikbewegung setzte, befürwortete gegen den Widerstand örtlicher Gewerkschaftsvertreter die Einbeziehung politischer Forderungen. Die am 16. April von den Streikenden beschlossene Resolution beauftragte eine aus Vertretern von USPD und DMV-Ortsverwaltung bestehende Delegation, Reichskanzler Bethmann Hollweg ihre Forderungen vorzutragen. Die dreiköpfige Delegation, in der Lipinski die USPD vertrat, wurde aber nur von Arnold Wahnschaffe, dem Unterstaatssekretär im Reichskanzleramt, und von Adolf von Batocki-Friebe, dem Chef des Reichsernährungsamts empfangen. Wahnschaffe teilte der Abordnung aus Leipzig kurz und bündig mit, dass er über politische Fragen nicht verhandeln könne. Zudem fand dieses Treffen erst statt, nachdem die Leipziger Arbeiter am 18. April nach Verhandlungen mit den örtlichen Metallarbeitgebern beschlossen hatten, die Arbeit wieder aufzunehmen. Eine Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit von 56 auf 52 Stunden mit Lohnausgleich, die Gewährung von Teuerungszulagen und der Verzicht auf Maßregelungen bewogen sie dazu. Für die streikenden Arbeiter in Leipzig, das zeigt sich daran ganz klar, standen also trotz des am 16. April verabschiedeten Forderungskataloges wirtschaftliche Ziele an erster Stelle.[37] Nach dem Zeugnis eines führenden Vertreters der Leipziger USPD in diesem Streik kamen die gewährten Zugeständnisse für viele Arbeiter einer Verdoppelung ihres Lohns gleich.[38]

## V. Verhandlungen am 16. und 17. April

Auch in Berlin traf sich die am 16. April gebildete elfköpfige Delegation der Streikenden mit Vertretern des Staats. Nach einer Besprechung mit dem preußischen Staatskommissar für Ernährungsfragen, Georg Michaelis, wurde sie in eine ständige Kommission umgebildet, die fortan über Probleme der Lebensmittelversorgung informiert werden sollte. Michaelis versprach zugleich die vollständige Austeilung der herabgesetzten Rationen, Maßnahmen zu einer besseren Erfassung der Nahrungsmittel bei den Produzenten und zur Eindämmung des Schleichhandels. Am zweiten Streiktag verhandelten drei Mitglieder der Delegation mit dem Oberkommando in den Marken. Dabei ging es um Richard Müller, den Branchenleiter der Dreher im Berliner DMV und Sprecher der revolutionären Obleute. Er war am 14. April zum Heeresdienst eingezogen worden, offenkundig, um einen potenziellen Anführer der Streikbewegung aus dem Verkehr zu ziehen. Die Forderung nach der Entlassung Müllers aus dem Militärdienst spielte im Berliner Streik von Beginn an eine wichtige Rolle. Die Besprechung mit den Vertretern des Oberkommandos brachte aber nichts weiter als die vage Zusage, dass man Müllers Entlassung prüfen werde, wenn ein Rüstungsbetrieb ihn zur Arbeit reklamiere. Eine Versammlung

37 *Fritz Opel*, Der deutsche Metallarbeiter-Verband während des Ersten Weltkrieges und der Revolution, Köln 1980 (zuerst 1958), S. 60 f. Vgl. *Dobson*, Authority and Upheaval in Leipzig, S. 169, der den Einfluss politischer Ziele überschätzt und die Gründe für den Abbruch des Streiks nicht erwähnt.

38 *Hermann Liebmann*, Der erste Arbeiterrat in Deutschland, in: Leipziger Volkszeitung, 8.11.1919.

von rund 200 Betriebsdelegierten akzeptierte am 17. April diese Ergebnisse und beschloss bei 40 Gegenstimmen, am folgenden Tag die Arbeit wieder aufzunehmen.[39]

Wie die über diese Versammlung vorliegenden, lückenhaften Berichte erkennen lassen, war den Delegierten klar, dass »nicht alle Wünsche der Arbeiter erfüllt« worden seien. Im zentralen Punkt der Ernährungsfrage stimmte man aber in der Erwartung überein, dass Michaelis die gegebenen Zusicherungen »unbedingt« erfüllen werde.[40] Einem anderen Bericht zufolge hatte Adolf Cohen in der Versammlung betont, dass die Zusagen von Michaelis in schriftlicher Form vorlägen und deshalb »keine leeren Versprechungen« seien. Weiterhin wies er darauf hin, dass aus gewerkschaftlicher Sicht allein die mit dem Streik angesprochenen wirtschaftlichen Probleme relevant seien.[41]

Die widersprüchlichen Reaktionen, die dieses Ergebnis des Streiks in der Berliner Arbeiterschaft auslöste, lässt sich am Beispiel einer Belegschaftsversammlung der Riebe Kugellagerwerke in Weißensee verdeutlichen, die am späten Nachmittag des 17. April stattfand. Knapp 2.500 Arbeiter, darunter 1.500 Frauen, hatten sich versammelt. Der DMV-Obmann des Betriebes übergab als Versammlungsleiter das Wort sogleich an den Genossen Wollstein, der von der vorherigen Besprechung der Delegation mit Michaelis berichtete. Wollstein bewertete die Zusage der staatlichen Vertreter positiv, dass »auf dem Lande überall Lebensmittelsammelstellen eingerichtet werden sollen«. Die Knappheit an Lebensmitteln wurde damit zu einem Problem ihrer Erfassung bei den bäuerlichen Produzenten umgedeutet, wie das bereits die von der Belegschaftsversammlung derselben Firma am 15. April verabschiedete Resolution getan hatte. Das Versprechen, den Schwarzmarkt einzudämmen und die Lebensmittel den »Konsumenten zuzuführen«, mochte den Arbeitern als ein wichtiges Zugeständnis erscheinen. Wollstein hob sodann hervor, dass die Einberufung von Müller, der nun in Jüterbog »mit Geschlechtskranken und heruntergekommenen Menschen« untergebracht sei, »besondere Erbitterung« unter den Streikenden hervorgerufen habe. Die »Funktionäre«, die in der Versammlung der Betriebsdelegierten am Vortag mit 160 zu 40 Stimmen die Wiederaufnahme der Arbeit beschlossen hätten, stünden zwar der Regierung »mißtrauend« gegenüber, seien aber überzeugt, dass Georg Michaelis »sein Versprechen halten werde«.[42]

In der Diskussion trat ein Genosse namens Waffenschläger den Ausführungen von Wollstein »energisch« entgegen. Er forderte die Anwesenden auf, die Arbeit nicht aufzunehmen, ehe nicht nur Müller aus dem Militärdienst, sondern auch »die wegen politischer Vergehen inhaftierten Genossen aus der Haft entlassen« worden seien. Von der Regierung sei zu verlangen, »mit dem auf Eroberungen

39 *Müller*, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918, S. 298 f. Der Branchenobmann der Dreher im Berliner DMV, Richard Müller, behauptete in seiner zuerst 1924 veröffentlichten Geschichte der Revolution unzutreffenderweise, Adolf Cohen habe es gerade eben geschafft, den Beschluss »mit geringer Mehrheit durchzudrücken«. *Richard Müller*, Vom Kaiserreich zur Republik (1924), in: *ders.*, Eine Geschichte der Novemberrevolution, hrsg. v. *Jochen Gester/Ralf Hoffrogge/Rainer Knirsch*, 5., erw. Aufl., Berlin 2012, Zitat: S. 96.

40 So der Bericht im Vorwärts: Der Streik der Berliner Rüstungsarbeiter, in: Vorwärts, 18.4.1917.

41 Zitat: Das Ende der Streikbewegung in Groß-Berlin, in: Berliner Tageblatt, 18.4.1917, Morgen-Ausgabe; vgl. *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 46.

42 Bericht der Abt. VII, Außendienst, 3. Kommissariat 18.4.1917 an den Polizeipräsidenten Berlin, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15838/1, Bl. 431 f.

verzichtenden Rußland« sogleich eine »Verständigung« herbeizuführen. Das war ein deutliches Echo der Friedensformel, die das Manifest des Petrograder Sowjets vom 27. März 1917 propagiert hatte. Doch danach wandte sich eine Genossin an Wollstein mit der Bitte um Aufklärung, wo die Hindenburgspende bei der Firma Riebe abgeblieben sei. Bisher habe man von ihr dort »noch nichts zu sehen bekommen«. Die Hindenburgspende war eine im Dezember 1916 mit einigem propagandistischen Aufwand inszenierte Aktion, bei der Landwirte freiwillig Lebensmittel abgeben sollten, die dann ausschließlich den Schwerarbeitern der Rüstungsindustrie zugutekommen sollten. Dieser Arbeiterin ging es also in erster Linie um eine Sonderzuteilung von Lebensmitteln für eine bestimmte Arbeiterkategorie. Angesichts dieser gespaltenen Reaktion konnte der Versammlungsleiter die Anwesenden guten Gewissens auffordern, am nächsten Tag die Arbeit aufzunehmen. Das Mittel des Streiks, so fügte er vage hinzu, »stehe uns ja noch immer zur Verfügung«.[43]

## VI. Grenzen der Mobilisierungsfähigkeit

Bereits bei Beginn des Streiks in Berlin war erkennbar, dass auch in der Metall- und Rüstungsindustrie bestimmte Arbeitergruppen nicht für den Arbeitskampf mobilisierbar waren. Ein wichtiges Beispiel dafür ist die Belegschaft der Siemens-Werke. Diese beschäftigten im Sommer 1917 an mehreren Standorten rund 47.000 Arbeiter und Angestellte, immerhin etwa 30 % aller in den Unternehmen des Verbands der Berliner Metallindustriellen Beschäftigten. Am Aprilstreik beteiligten sich allerdings nur knapp 3 % der zu diesem Zeitpunkt bei Siemens Beschäftigten. Am ersten Streiktag versuchten etwa 200 Arbeiterinnen und Arbeiter der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik, die Beschäftigten des Siemens Glühlampenwerks in Charlottenburg beim Schichtwechsel um 19.00 Uhr zum Eintritt in den Streik zu bewegen, blieben aber ohne Erfolg.[44]

Der Grund für das Ausscheren der Siemens-Arbeiter aus der Streikfront lag in der repressiven Politik der Unternehmensleitung begründet, die in den Jahren vor 1914 den wirtschaftsfriedlichen, »gelben« Werkverein finanziell und organisatorisch massiv unterstützt hatte. So waren 1914 rund 80 % der Beschäftigten im Siemens Werkverein organisiert. Im Juli 1916 lag dieser Wert immer noch bei 50 %, ein Jahr später bei 40 %, da die große Mehrheit der während des Kriegs in den Betrieb eingetretenen Arbeiter dem Werkverein nicht mehr beitraten. Hinzu kam, dass bei Siemens bis zum Kriegsende keine Wahlen für die nach § 11 des Hilfsdienstgesetzes vorgesehenen Arbeiterausschüsse stattfanden. Da die bereits vor dem Krieg bestehenden Arbeiterausschüsse den Bestimmungen des Gesetzes formal genügten, konnte die Unternehmensleitung sich dem Verlangen nach Neuwahlen widersetzen. So blieben die Arbeiterausschüsse in der Hand von Vertretern

43 Ebd. Vgl. *Christoph Nübel*, Die Mobilisierung der Kriegsgesellschaft. Propaganda und Alltag im Ersten Weltkrieg in Münster, Münster 2008, S. 154.

44 Vgl. *Ilse Costas*, Management and Labor in the Siemens Plant in Berlin (1906–1920), in: *Haimson*, Strikes, Social Conflict and the First World War, S. 269–286, Zahlen: S. 269; *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 27 und 30.

des Werkvereins.[45] Die mit den Arbeiterausschüssen geschaffenen Mitwirkungsrechte hatten nicht nur zu einem Aufschwung der freigewerkschaftlichen Verbände auch in jenen Branchen wie dem Bergbau geführt, die ihnen vor dem Erlass des Hilfsdienstgesetzes verschlossen waren. Die Arbeiterausschüsse waren auch ein wichtiger Faktor für die Ermöglichung von Arbeitskämpfen, da deren Mitglieder in vielen Fällen an der Vorbereitung und Durchführung von Streiks beteiligt waren. Ein Beispiel aus dem Kontext des Aprilstreiks ist der Kupferschmied August von Rolland. Er gehörte dem »Arbeiterausschuß« der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in der Kaiserin-Augusta-Allee in Moabit an, war gewerkschaftlich und in der USPD organisiert und nach Informationen der Polizei während des Aprilstreiks der »Haupträdelsführer« in diesem Betrieb, dessen 6.400 Beschäftigte sämtlich in den Ausstand traten.[46] In der Maschinengewehrabteilung der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken arbeitete ein Fabrikschlosser, der wie andere Mitglieder des Arbeiterausschusses dieses Betriebes vorwiegend damit beschäftigt war, bereits in den Wochen vor dem 16. April die Arbeiter in einzelnen Abteilungen des Betriebes zu kurzfristigen Arbeitseinstellungen aufzustacheln.[47] Die hauptamtlich tätigen Gewerkschaftssekretäre nutzten deshalb den Streik, um die Vorzüge der Arbeiterausschüsse herauszustellen. Bei einer Versammlung in Leipzig am 16. April führte ein Gewerkschaftsbeamter darüber Klage, dass die Wahlen zu den Arbeiterausschüssen immer noch nicht überall erfolgt seien.[48]

Neben den Siemenswerken waren auch die Beschäftigten der staatlichen Betriebe nur teilweise und mit Verzögerung am Streik beteiligt. Das galt unter anderem für die Arbeiter der dem preußischen Kriegsministerium unterstehenden Betriebe in Spandau. Bis zum Kriegsbeginn mussten die Arbeiter aller Staatsbetriebe erklären, dass sie weder der SPD noch einem Verband angehörten, der das Streikrecht vertrat. Diese Bestimmungen waren zwar im Zeichen des Burgfriedens 1914 aufgehoben worden.[49] Aber obwohl somit 1917 auch in den Berliner Staatsbetrieben viele Arbeiter gewerkschaftlich organisiert waren, blieb die Beteiligung am Aprilstreik dort gering. So traten die Beschäftigten der Artilleriewerkstatt in Spandau erst am 17. April in den Streik. Auch in diesem Betrieb brachten die Streikenden umgehend politische Ziele ins Spiel, wie die Behörden in Erfahrung brachten. Die Wortführer des Streiks trugen demnach folgende Argumente vor:

45 *Costas*, Management and Labor in the Siemens Plant in Berlin, S. 271 und 276 f.; zum Kontext vgl. *Heidrun Homburg*, Externer und interner Arbeitsmarkt. Zur Entstehung und Funktion des Siemens-Werkvereins 1906–1918, in: *Toni Pierenkemper* (Hrsg.), Historische Arbeitsmarktforschung. Entstehung, Entwicklung und Probleme der Vermarktung von Arbeitskraft, Göttingen 1982, S. 215–248.

46 Bericht der Abt. VII, Außendienst, 3. Kommissariat 28.4.1917 an den Polizeipräsidenten Berlin, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15839, Bl. 260 f.; vgl. *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 27.

47 Bericht des Tatbestandes betreffend »Peters« für das Polizeipräsidium, o. D. [Juni 1917?], LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15838/1, Bl. 575 f.

48 Vgl. den Polizeibericht über die Streikversammlung im Brauereigarten Leipzig-Stötteritz am 16.4.1917, abgedr. in: *Schneider*, Der politisch-ideologische Differenzierungsprozeß in der Leipziger Arbeiterbewegung, S. XLI–XLVI, Zitat: S. XLII.

49 *Bieber*, Gewerkschaften in Krieg und Revolution, S. 30 f. und 118.

> »Wir können den Frieden nur erzwingen, wenn wir die Rüstungsarbeit verweigern. Unsere Kollegen in England, Rußland und Frankreich sind mit uns einig. In dem Kongreß in Schweden wird diese Frage jetzt auch eingehend behandelt. Es braucht ja nicht soweit zu kommen wie in Rußland, aber anders muß es hier werden. Zuerst müssen wir den Frieden erzwingen, was nicht durch Waffen, sondern durch Arbeitsverweigerung für einige Wochen geschehen kann. Wenn wir die Arbeit verweigern, dann wird auch England folgen und den Krieg einstellen.«

Für die meisten der bei den Artilleriewerkstätten streikenden Arbeiter ging es allerdings nicht um politische Forderungen, sondern um die Verkürzung der Arbeitszeit, den Fortfall der Sonntagsarbeit und eine »Verbesserung der Kantinenverhältnisse«.[50] Weiterhin waren auch die Arbeiter in den Munitionsfabriken »von Anfang an für den Streik nicht zu haben«.[51]

## VII. Das Abbröckeln der Streikfront

Nach der am 17. April von rund 200 Betriebsdelegierten getroffenen Entscheidung, die Arbeit wieder aufzunehmen, bröckelte die Streikfront bereits am folgenden Tag stark ab. Der Streik konzentrierte sich am 18. April unter anderem auf die Beschäftigten des AEG-Werks in Hennigsdorf, die beiden Betriebe der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik in Moabit und Wittenau sowie die Spandauer Artilleriewerkstatt, die ja erst am 17. April in den Streik eingetreten war. Zusammen handelte es sich um etwa 32.000 Streikende.[52] Nach Informationen der Polizei war das wichtigste Motiv derjenigen, die den Streik weiterführten, dass Richard Müller nach seiner Einziehung zum Militärdienst »noch nicht wieder freigegeben ist«. Am 19. April waren in Berlin dann nur noch 20.000 Arbeiter im Ausstand, wiederum vor allem bei der AEG, den beiden Betrieben der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik sowie der Knorr-Bremse AG, während die Bewegung in Spandau bereits wieder abflaute.[53] In den folgenden Tagen bröckelte die Streikfront weiter ab, bis am 23. April nur noch die etwa 5.000 Beschäftigten der AEG Hennigsdorf im Ausstand waren. Am Tag darauf nahmen aber auch diese die Arbeit wieder auf.[54]

Innerhalb der weiterhin bestreikten Betriebe war die Beteiligung am Arbeitskampf aber nicht mehr einmütig und Spannungen innerhalb der Belegschaften

50 Vgl. stv. GK III AK 30.5.1917 an preuß. Kriegsministerium, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15839, Bl. 615 f.; vgl. *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 31.

51 Polizeibericht vom 9.5.1917, in: *Ingo Materna/Hans-Joachim Schreckenbach* (Bearb.), Berichte des Berliner Polizeipräsidenten zur Stimmung und Lage der Bevölkerung in Berlin 1914–1918, Weimar 1987, S. 203.

52 *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 50. Die bei *Hoffrogge*, Working-Class Politics in the German Revolution, S. 42, genannte Zahl von 50.000 ist deutlich zu hoch. Hoffrogge stützt sich hier und anderswo auf die Darstellung von *Müller*, Vom Kaiserreich zur Republik, der als Zeitzeuge dazu neigte, die Größe und Bedeutung des Streiks zu überzeichnen.

53 Polizeipräsident Berlin 19.4.1917 an das Oberkommando in den Marken und den preuß. Minister des Innern, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15838/1, Bl. 430. Der Bericht bezifferte die Zahl der Streikenden am 18. April auf 27.500.

54 *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 69.

wurden sichtbar. Ein Beispiel dafür ist ein im Namen »vieler Ihrer Arbeiter« unterzeichnetes Schreiben an die Direktion der Knorr-Bremse AG vom 19. April. Darin wandte sich der Verfasser – der angab, für 600 Arbeiter des Betriebes zu sprechen – gegen den »wilden Streik« und forderte die Betriebsleitung auf, dem Ausstand durch ein »Machtwort« ein »rasches Ende zu bereiten«. Stein des Anstoßes war, dass »Anhänger« der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft (SAG) und des preußischen Landtagsabgeordneten Adolf Hoffmann auf die »besonnenen Arbeiter« des Betriebes erheblichen »Druck« ausübten. Dabei handelte es sich vor allem, so der Verfasser des Schreibens, um eine »große Anzahl jugendlicher, kaum den Kinderschuhen Erwachsener«.[55] Den Hintergrund dieser Beschwerde bildeten zwei Versammlungen von Beschäftigten der Knorr-Bremse AG, die am 17. und 18. April stattfanden und in denen Adolf Hoffmann als Hauptredner auftrat. Hoffmann hatte die Beschäftigten aufgefordert, den von den 200 Betriebsdelegierten gefassten Beschluss zur Einstellung des Streiks so lange zu ignorieren, bis er, Hoffmann, mit dem Reichskanzler gesprochen habe. Hoffmann hatte weiterhin erklärt, dass die radikalen Elemente in der Sozialdemokratie jetzt die »Pflicht hätten«, für die Einstellung des Kriegs gegen Russland zu sorgen und den Streik zu benutzen, um »alle politischen Rechte« zu fordern, darunter die Pressefreiheit und ein »freies Wahlrecht«.[56] In einer Betriebsversammlung der Knorr-Bremse AG am 19. April gab es dann ein gespaltenes Meinungsbild, das die Angaben des anonymen Schreibens vom selben Tag bestätigte. In einer geheimen Abstimmung mit Stimmzettel waren 500 Arbeiter für die Fortsetzung des Streiks, aber immerhin 400 »für Aufnahme der Arbeit«.[57]

Die Ereignisse bei der Knorr-Bremse AG sind typisch für die Entwicklung des Streiks in Berlin seit dem 18. April. Politische Forderungen waren bereits in eine Reihe von Betriebsversammlungen während der ersten beiden Streiktage vorgebracht worden und hatten erhebliche Zustimmung gefunden. Was sich vor allem ab dem 18. April änderte, war, dass nun Vertreter der eben gegründeten USPD in einer Reihe von Versammlungen streikender Arbeiter auftraten und dort Forderungen vertraten, die denen der Leipziger Arbeiter ähnelten und die politischen Ziele der USPD ausdrückten. So sprachen Hugo Haase und Adolf Hoffmann am 18. April in einer Versammlung in der Kronenbrauerei, während Ewald Vogtherr in den Pharussälen sprach. Die Teilnehmer an diesen Versammlungen nahmen Entschließungen mit folgenden, an den Reichskanzler adressierten Forderungen an:

> »Sofortige Einführung der Presse- und Redefreiheit, Aufhebung des Belagerungszustandes und über die Bestimmungen der Schutzhaft, Freigabe sämtlicher politischer Gefangenen, sofortige Bekanntgabe der Friedensbedingungen und auch Bekanntgabe sofortiger Verhandlung mit den kriegführenden Mächten.«[58]

55 Anonymes Schreiben an die »Direktion der A.G. Knorr Bremse«, 19.4.1917, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15839, Bl. 482.
56 Polizeibericht vom 24.4.1917, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15839, Bl. 468.
57 Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. II/1, S. 614.
58 Polizeipräsident Berlin 19.4.1917 an das Oberkommando in den Marken, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15839, Bl. 447.

In einer von rund 1.000 Arbeitern besuchten Betriebsversammlung bei der Knorr-Bremse AG am 19. April wurden folgende sieben Forderungen gestellt: »Freilassung Liebknechts«, »Freilassung der in Schutzhaft befindlichen Personen«, »Aufhebung des Vereinsgesetzes«, »völlige Freiheit in der politischen Entwicklung«, »Ausreichende Ernährung durch Sicherstellung von Lebensmitteln«, »Aufhebung des Belagerungszustandes« sowie die »Beendigung des Krieges ohne Anspruch auf Entschädigungen und Eroberungen«.[59]

Seit dem 18. April stand der Streik also nicht mehr unter politischen Vorzeichen im weiteren Sinne, wobei die Streikenden mit dem Hinweis auf das Beispiel der russischen Revolution vereinzelt auch systemüberwindende Vorstellungen vertraten. Die Streikbewegung stand nunmehr unter im engeren Sinne parteipolitischen Vorzeichen, da die Streikenden Forderungen der USPD vertraten. Diese Zuspitzung des Arbeitskampfes stieß aber, wie die Polizeibehörden in Erfahrung brachten, keineswegs auf ungeteilte Zustimmung in den Betrieben, deren Beschäftigte ab dem 18. April weiterhin im Ausstand waren. Das Beispiel der Knorr-Bremse AG habe ich bereits erwähnt. Der Polizeipräsident konnte nach dem Abbruch des Streiks berichten, dass man in Kreisen der USPD mit dem Ausgang des Streiks »unzufrieden« sei. Als Grund dafür nannte er, dass die Forderungen der USPD teils aus Mangel an »gewandten radikalen Rednern«, teils aufgrund von Widerständen in Belegschaftsversammlungen nicht zur Geltung gekommen seien. So hätten »verschiedene Versammlungsleiter Vorlesung und Abstimmung« der von der USPD propagierten Forderungen abgelehnt. Wo es dann doch geschah, habe man »nur noch geringen Einfluß ausüben« können.[60]

## VIII. Die Streikbewegungen abseits von Berlin und Leipzig

Die massiven Streikbewegungen der ersten Jahreshälfte 1917 waren dadurch gekennzeichnet, dass es wiederholt in mehreren Städten und Regionen des Reiches zu Arbeitskämpfen kam. In diesem Zusammenhang zeigt der Aprilstreik ein widersprüchliches Bild. Auf der einen Seite erreichte er durch die massenhafte Beteiligung der Arbeiter in der Berliner Metallindustrie einen größeren Umfang als alle anderen Streiks dieses Jahres. Auf der anderen Seite blieb er auf zwei Großstädte beschränkt. Obwohl es nach der Absenkung der Brotration in vielen Regionen Deutschlands zu einer Welle von Beschwerden und einer rapiden Verschlechterung der Volksstimmung kam, fanden Streikbewegungen einer nennenswerten Zahl von Arbeitern nur in wenigen anderen Städten statt.[61] Außerhalb von Berlin und Leip-

59 Polizeibericht vom 19.4.1917, in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. II/1, S. 613.

60 Bericht der Abt. VII, Außendienst, 3. Kommissariat 23.4.1917 an den Polizeipräsidenten Berlin, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15839, Bl. 333.

61 Einen regionalen Überblick vermittelt die Aufzeichnung über eine Besprechung im Kriegsamt am 26.4.1917 aus Anlass der Streikbewegung: *Wilhelm Deist* (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914–1918, 2 Bde., Düsseldorf 1970, Bd. 2, S. 724–735. Deutschland im Ersten Weltkrieg, Bd. 2, S. 681, nennt Streiks in Dresden, Halle, Magdeburg und Braunschweig. In Braunschweig streikten am 17. und 18. April aber nur 30 Arbeiter einer Maschinenfabrik. *Boll*, Massenbewegungen in Niedersachsen 1906–1920, S. 211. In Dresden wirkten Vertreter von

zig am stärksten scheinen die Arbeitskämpfe in Magdeburg gewesen zu sein. Dort kam es bereits unmittelbar nach der Ankündigung über die bevorstehende Senkung der Brotration am 28. März zu einer von der Polizei rasch unterdrückten Demonstration von mehreren Hundert Frauen, Männern und Jugendlichen. Bereits am 6. April traten dann die Belegschaften praktisch aller Magdeburger Großbetriebe in den Streik, insgesamt bis zu 10.000 Arbeiterinnen und Arbeiter. Vor allem im Krupp-Gruson Werk brachten die Streikenden auch politische Forderungen vor. Da die Behörden umgehend reagierten und andere Lebensmittel als Ersatz für die gekürzte Brotration versprachen, wurde der Streik am 10. April abgebrochen.[62] In Chemnitz gab es im Vorfeld des 15. April bei den Behörden Befürchtungen über mögliche Arbeitsniederlegungen in verschiedenen Großbetrieben. Tatsächlich legten dann erst am 20. April rund 3.000 Arbeiter der Wanderer-Werke – wo neben Fahrrädern auch Werkzeugmaschinen hergestellt wurden – kurzzeitig die Arbeit nieder. Das war insofern bemerkenswert, als dieser Betrieb vor dem Krieg fest in der Hand der gelben Gewerkvereine war. Während des Kriegs waren diese allerdings verdrängt und durch betriebliche Obleute des DMV ersetzt worden, die diese Arbeitsniederlegung gegen den Willen der örtlichen Verbandsführung unterstützten.[63] In Bayern kam es im Kontext des Aprilstreiks nur zu einem einzigen Arbeitskampf. Am 18. April legten die Arbeiterinnen in der Sprengstofffabrik im Fürther Ortsteil Stadeln für einen Tag die Arbeit nieder.[64]

Zuweilen wird auch der Arbeitskampf auf den Bremer Werften zum Kontext des Aprilstreiks gezählt. Dieser Streik setzte aber schon am 31. März ein und war am 3. April bereits wieder beendet. Er konzentrierte sich vor allem auf die AG Weser Werft, von deren rund 7.700 Beschäftigten mehr als 6.000 in den Streik traten. Zu den Gründen für diesen Ausstand zählten neben Klagen über das hohe Arbeitstempo und die daraus resultierende Erschöpfung auch die ungenügende Lebensmittelversorgung. Wie ein von den Streikenden als Wortführer bestimmter Schlosser erklärte, bezogen sich die Klagen vor allem auf die »derzeitigen Rationen«, also noch vor der auf den 15. April terminierten Absenkung.[65] So gesehen ist

---

Freien Gewerkschaften und MSPD mäßigend auf die Arbeiterschaft ein und eine lang erwartete Kartoffellieferung sorgte kurzfristig für eine Verbesserung der Stimmung. Zu Arbeitseinstellungen kam es in der sächsischen Residenzstadt im April 1917 nicht. Vgl. *Carsten Schmidt*, Zwischen Burgfrieden und Klassenkampf. Sozialpolitik und Kriegsgesellschaft in Dresden 1914–1918, Diss., Dresden 2007, S. 258. Im Ruhrgebiet blieben Streiks offenbar gänzlich aus. Vgl. aber den Hinweis auf einen kurzzeitigen Ausstand der Belegschaft der Zeche Sterkrade und von Teilen der Belegschaft im dortigen Maschinenbauwerk am 20. April 1917 in einem Bericht der Polizeiverwaltung Sterkrade, in: *Klaus Tenfelde/Thomas Urban* (Hrsg.), Das Ruhrgebiet – Ein historisches Lesebuch, Essen 2010, Bd. 1, S. 512 f.

62 *Martin Gohlke*, Die Räte in der Revolution von 1918/19 in Magdeburg, Diss., Oldenburg 1999, S. 35 f.

63 *Karlheinz Schaller*, »Radikalisierung aus Verzweiflung«. Geschichte der Chemnitzer Arbeiterschaft vom Ersten Weltkrieg bis zur Inflation (1914 bis 1923), Bielefeld 2003, S. 107 f.; *Rudolph*, Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik, S. 136, nennt für Chemnitz 4.800 streikende Arbeiter, etwa 7 % der dortigen Rüstungsarbeiter.

64 Telegramm des bayer. Ministerium des Äußern an das Reichsamt des Innern v. 19.4.1917, BArch, R 1501/20096, Bl. 115.

65 Vgl. *Antonio Farina*, Produktionsverhältnisse und sozialer Konflikt in den Bremer Werften zwischen dem Ersten Weltkrieg und der Räterepublik (1914–1919), in: Sozial.Geschichte Online 12,

der Arbeitskampf auf der AG Weser eher als Prolog denn als Teil des Aprilstreiks zu sehen. Die Nachricht von dem Streik in Bremen verbreitete sich allerdings rasch entlang der Unterweser und am 3. April stellten die Arbeiter der Tecklenborg-Werft in Geestemünde die Arbeit ein. In einer von 1.500 Arbeitern besuchten Protestversammlung gab es heftige Beschwerden gegen die Großbauern, die nicht genügend Lebensmittel für die städtischen Konsumenten abliefern würden, aber auch den Hinweis auf die russische Revolution und die Warnung, dass auch in Deutschland »auf solche Weise Wandel geschaffen« werden könne.[66]

Die Resonanz des Aprilstreiks außerhalb von Berlin und Leipzig blieb so eng begrenzt. Auffällig ist zudem, dass es gerade in wichtigen Hochburgen der USPD im April 1917 zu keinen nennenswerten Arbeitskämpfen kam. Im Bezirk Halle-Merseburg beteiligten sich nur wenige Arbeiter vor allem in kleineren Betrieben an Arbeitskämpfen, so auf einem Schacht im Mansfelder Kupferbergbaurevier vom 10. bis zum 12. April, in Halle vom 19. bis 24. April sowie in einem Flugzeugwerk in Radefeld am 16. April.[67] Erst einige Monate später, vom 15. bis 18. August 1917, kam es im Regierungsbezirk Merseburg zu einem Massenstreik, an dem rund 12.000 Arbeiter vor allem aus den Leunawerken teilnahmen und der überwiegend von USPD-Funktionären geleitet wurde.[68] In Düsseldorf blieben Arbeitskämpfe im April 1917 aus, erst im Juni kam es dort in einigen Großbetrieben der Metallindustrie zu Arbeitskämpfen.[69] Nach dem Zeugnis von Hermann Liebmann, einem Redakteur der »Leipziger Volkszeitung« und Mitglied der dortigen USPD, hatten einige der Delegierten am Rande des Gründungsparteitages der USPD in Gotha vom 6. bis zum 8. April Absprachen über einen Streik getroffen, der am 15. April beginnen sollte. Dort hatte ein Delegierter aus Mannheim erklärt, dass die »Arbeiterschaft seines Ortes die Herabsenkung der Brotration nicht ruhig hinnehmen werde«.[70] Ein Streik blieb in Mannheim dann allerdings aus. Ein in der Mannheimer Rüstungsindustrie drohender Arbeitskampf konnte im April durch Verhandlungen unter Beteiligung der Militärbehörden verhindert werden. Zudem warnte der »Volksfreund«, die örtliche SPD-Tageszeitung, seine Leser davor, »sich zu unbedachten Schritten hinreißen zu lassen«. In den Tagen nach dem Treffen in Gotha versuchte ein Mitglied der Leipziger USPD, in Kiel Unterstützung zu gewinnen, musste aber feststellen, dass es

2013, S. 8–39, Zitat: S. 23. Der Hinweis bei *Opel*, Der deutsche Metallarbeiter-Verband während des Ersten Weltkrieges und der Revolution, S. 61, ist ungenau.

66 *Jörg Berlin*, Die Arbeiterbewegung in den Küstenstädten der Nordsee zwischen Ems und Elbe vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zum Ausbruch der Revolution 1918/19, Diss., Hamburg 1981, S. 351–355, Zitat: S. 354.

67 *Roswitha Mende/Karl-Heinz Leidigkeit*, Von der Jahrhundertwende bis zum Roten Oktober. Geschichte der sozialdemokratischen Bezirksorganisation Halle-Merseburg 1900 bis 1917, Halle an der Saale 1987, S. 225.

68 Ebd., S. 326–329; *Roswitha Mende*, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Halle im Ersten Weltkrieg, in: *Helga Grebing* (Hrsg.), Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bis 1933, Essen 1993, S. 171–180, hier: S. 178.

69 *Detlef Josczok*, Die Entwicklung der sozialistischen Arbeiterbewegung in Düsseldorf während des 1. Weltkrieges, Hamburg 1980, S. 76 f. und 81–84; *Mary Nolan*, Social Democracy and Society. Working-Class Radicalism in Düsseldorf 1890–1920, Cambridge 1981, S. 264 f.

70 *Liebmann*, Der erste Arbeiterrat in Deutschland. Zu Liebmann und seiner Beteiligung am Streik in Leipzig vgl. *Dobson*, Authority and Upheaval in Leipzig, S. 168 und 170.

dort für eine Streikbewegung keine Grundlage gab.[71] In Stuttgart, einer Hochburg des Spartakusbundes, blieb es gänzlich ruhig, wie die Streikwelle des Frühjahrs 1917 an Württemberg überhaupt »spurlos vorübergegangen« ist. Ein Grund dafür lag in der spezifischen Erwerbsstruktur vieler gewerblicher Arbeiter in Württemberg, die in ihrem Heimatdorf einen kleinen Parzellenbetrieb bewirtschafteten und zur Fabrikarbeit täglich pendelten. Diese Arbeiterbauern waren von der Herabsetzung der Brotration, dem Auslöser des Streiks, als Selbstversorger kaum betroffen.[72] Insgesamt kann also keine Rede davon sein, im April 1917 seien »Hunderttausende in anderen industriellen Ballungsgebieten« als Berlin und Leipzig in den Ausstand getreten.[73]

## IX. Die Reaktion von Behörden und Gewerkschaftsführungen

Die Staats- und Militärbehörden reagierten auf den Aprilstreik mit einer Verschärfung ihres repressiven Instrumentariums. Bereits am 19. April kam es zur »Militarisierung« der beiden Betriebe der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Moabit und Wittenau. Es war das erste Mal, dass ein militärischer Befehlshaber überhaupt zu diesem Mittel griff.[74] Die Leitung der Betriebe wurde nach Maßgabe des Gesetzes über den Belagerungszustand einem Offizier übertragen. Den Streikenden wurde das Fernbleiben von der Arbeit, der Wechsel der Arbeitsstelle und die Bummelei untersagt. Für Verstöße drohten Geld- und Haftstrafen. Die Militarisierung des Betriebs war mit einem Ultimatum an die Streikenden verbunden, bis zum 21. April die Arbeit wieder aufzunehmen. Alle wehrpflichtigen Arbeiter, die diesem Ultimatum nicht nachkamen, galten automatisch als zum Heeresdienst eingezogen, erhielten nur den Militärsold anstelle ihres Lohns und unterstanden den Militärgesetzen.[75] Zugleich wurden die Sicherungen des Hilfsdienstgesetzes aufgehoben. Arbeiter in militarisierten Betrieben konnten demnach nicht den Schlichtungsausschuss anrufen. Durch die Einstellung in den Heeresdienst war ihre Freizügigkeit aufgehoben. Die Freien Gewerkschaften hatten genau diese Implikation einer möglichen Militarisierung von Betrieben hervorgehoben, um ihren Mitglie-

71 *Klaus-Peter Müller*, Politik und Gesellschaft im Krieg. Der Legitimationsverlust des badischen Staates 1914–1918, Stuttgart 1988, S. 458 f. (Zitat); zu Kiel vgl. *Liebmann*, Der erste Arbeiterrat in Deutschland.

72 *Gunther Mai*, Kriegswirtschaft und Arbeiterbewegung in Württemberg 1914–1918, Stuttgart 1983, S. 367 f. und 371, Zitat: S. 367.

73 So *Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 137.

74 Bericht des Oberkommandos in den Marken v. 21.2.1918, in: *Deist*, Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914–1918, Bd. 1, S. 636–639, Zitat: S. 636. In Württemberg kam es bis zum Kriegsende nicht zur Militarisierung eines Betriebes. *Mai*, Kriegswirtschaft und Arbeiterbewegung in Württemberg 1914–1918, S. 270.

75 *Scheel*, Der Aprilstreik 1917 in Berlin, S. 65–67. Vgl. die Bekanntmachung des Oberbefehlshabers in den Marken vom 19.4.1917, in: *Leo Stern* (Hrsg.), Die Auswirkungen der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution auf Deutschland, 4 Teilbde., Berlin 1959, Bd. 2, S. 453–455.

dern die Zwangselemente des Hilfsdienstgesetzes, das die Freizügigkeit eben nicht aufhob, schmackhaft zu machen.[76]

Wie der mit der Militarisierung der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken beauftragte Oberst Hans von Feldmann berichtete, war die angemessene Besetzung und Kontrolle des Betriebes durch eine militärische Wache entscheidend für den Erfolg dieser Maßnahme. Zugleich hatte Feldmann mit dem Arbeiterausschuss Kontakt aufgenommen und versucht, Wünsche und Gravamina der Belegschaft durch Vermittlung des Arbeiterausschusses zu bündeln. Die Einberufung zahlreicher Arbeiter aus beiden Betrieben zum Militärdienst, die dem Ultimatum nicht gefolgt waren, komplettierte das repressive Instrumentarium. Das Mittel der Militarisierung blieb auch in der Folgezeit stets auf wenige Betriebe und einen kurzen Zeitraum beschränkt. Im Bereich des Oberkommandos in den Marken kam es erst bei einem Streik der Daimler-Werke in Berlin-Marienfelde im November 1917 erneut zur Anwendung.[77]

Die staatlichen Repressionsmaßnahmen erstickten zumindest in Berlin alle Pläne, kurz nach dem Ende des Aprilstreiks erneut öffentliche Proteste und Streiks durchzuführen. Die Spartakusgruppe rief in einem Flugblatt zu Demonstrationen am 1. Mai auf, die sich zu »Massenstreiks« weiten sollten.[78] Zu diesem Zweck fand unter anderem bei der Firma Zwietusch eine Versammlung statt, in der Paul Feikert, ein Anhänger des Spartakusbundes, dazu aufrief, den Betrieb am 1. Mai zu bestreiken. Feikert war nach einer Verwundung als dienstuntauglich aus dem Heeresdient entlassen worden. Zu Ostern hatte er mit anderen Genossen einen Ausflug in das Berliner Umland unternommen und mit dem Ordensband des Eisernen Kreuzes II. Klasse im Knopfloch seiner Jacke von Bauern die Herausgabe von Lebensmitteln erbeten.[79] Angesichts der »repressiven Maßnahmen der Militärbehörden« konnte am 1. Mai dann allerdings »nichts unternommen werden«, wie der Redner auf einem USPD-Zahlabend in Berlin-Neukölln mit Erbitterung feststellen musste. Der geplante Streik sei »erdrosselt worden« und der »heilige Arbeiterfeiertag« 1. Mai »somit wieder ein Tag der Hilfe zur Vernichtung der Völker« geworden.[80]

---

76 *Deist*, Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914–1918, Bd. 1, S. 638; vgl. *Mai*, Kriegswirtschaft und Arbeiterbewegung in Württemberg 1914–1918, S. 205.

77 *Deist*, Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914–1918, Bd. 1, S. 637 f. Zu den Einberufungen der Polizeibericht vom 21.4.1917, in: *Materna/Schreckenbach*, Berichte des Berliner Polizeipräsidenten zur Stimmung und Lage der Bevölkerung, S. 201. Ob tatsächlich »einige Tausend Arbeiter« eingezogen wurden, wie der Bericht behauptet, ist zweifelhaft. Der Bericht macht klar, dass sich die Einberufungen nur auf Arbeiter der beiden militarisierten Betriebe bezogen. Bereits bei einer Besprechung im preußischen Kriegsministerum am 21.4.1917 mit Vertretern von Reichs- und preußischen Behörden herrschte Übereinstimmung darüber, dass die Militarisierung der Betriebe »sobald als möglich wieder aufzuheben« sei. Vermerk vom 21.4.1917, BArch, R 1501/20096, Bl. 29 f.

78 Vgl. den Aufruf in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. II/1, S. 634 f.

79 Bericht der Abt. VII, Außendienst, 3. Kommissariat 26.4.1917 an den Polizeipräsidenten Berlin, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15839, Bl. 532 f.

80 Bericht der Abt. VII, Außendienst, 3. Kommissariat 10.5.1917 an den Polizeipräsidenten Berlin, LAB, A. Pr.Br.Rep. 030, 15983, Bl. 178.

In Leipzig kam es dann aber am 16. Juli 1917 erneut zu Demonstrationen, Protesten sowie Streiks, an denen rund 1.700 Arbeiter in insgesamt 15 Betrieben teilnahmen. In einer aus Arbeitern und Frauen bestehenden Menschenmenge vor dem Volkshaus fielen Rufe wie: »Hier wird gegen Hungertyphus geimpft.« Richard Lipinski erhielt von der Polizei die Genehmigung, am Nachmittag des 16. Juli eine Versammlung abzuhalten, an der etwa 1.500 Menschen, darunter viele Jugendliche, teilnahmen. Die Teilnehmer verabschiedeten eine Resolution, nach der die am 15. April aufgestellten Forderungen erneut dem Rat der Stadt, dem stellvertretenden Generalkommando und dem Reichstag vorgelegt werden sollten. Daneben wurde auch die Frage eines »Verständigungsfriedens« diskutiert und festgestellt, die vom Reichstag verabschiedete Friedensresolution »genüge durchaus noch nicht. Man müsse sich den Beschluss des russischen Arbeiter- und Soldatenrates zum Beispiel nehmen.« Zugleich beschlossen die Versammelten allerdings, gegen die Stimmen einer kleinen Minderheit, am folgenden Tag die Arbeit wieder aufzunehmen, während eine von Lipinski geleitete Kommission am nächsten Tag im Rathaus und beim stellvertretenden Generalkommando vorsprechen sollte. Auf einer Versammlung am Abend im Zoologischen Garten mit etwa 4.000 Teilnehmern sprachen dann unter anderem der USPD-Reichstagsabgeordnete Friedrich Geyer und der USPD-Landtagsabgeordnete Friedrich Seger und kritisierten die Politik der SPD-Mehrheit.[81]

Die Reaktion der Gewerkschaftsverbände auf den Aprilstreik war uneinheitlich und hinter den Kulissen auch in den Verbandsleitungen umstritten. Der Beirat des DMV und Bevollmächtigte verschiedener Verwaltungsstellen trafen sich bereits am 21. April, um Schlussfolgerungen aus den Streiks zu diskutieren. Das Ergebnis war ein in der »Metallarbeiter-Zeitung« veröffentlichter Aufruf an die Mitglieder. Der ausführliche Text hob zunächst das »Verschulden« der Behörden für die Mängel in der Lebensmittelversorgung hervor und bezeichnete den »Ruf nach Abhilfe« ausdrücklich als »berechtigt«. Damit verband sich allerdings sogleich der Appell an die DMV-Mitglieder, ihrer »Verantwortung gegenüber unseren zur Verteidigung auf den Schlachtfeldern stehenden Arbeitsbrüdern« bewusst zu sein. Sie sollten sich deshalb nicht von »falschen Propheten« zu Arbeitseinstellungen verführen lassen, vor allem wenn diese »politischen Zwecken« dienten. Streikende Arbeiter würden sich an ihren im Feld stehenden »Volksgenossen« vergehen.[82]

Die Reaktion der Generalkommission setzte je nach Adressaten unterschiedliche Akzente. In einem internen Rundschreiben an die freigewerkschaftlichen Verbandsvorstände vom 23. April hob sie hervor, dass Vertreter der Arbeitsgemeinschaft versucht hätten, eine »Streikbewegung auf politischer Grundlage« in Gang zu setzen. Dies diene keineswegs »den Interessen der deutschen Arbeiter« und gefährde einen Friedensschluss, da im Ausland der Eindruck entstehe, Deutschland sei »von inneren Wirren erschüttert«. Das Schreiben rief die Verbände und Funktionäre dazu auf, den »Revolutionsspielereien« von SAG und Spartakusgruppe entge-

81 Drahtmeldungen der Kriegsamtsstelle Leipzig vom 15., 16. und 17.7.1917, BArch, R 1501/20096, Bl. 306–308.

82 An unsere Mitglieder, in: Metallarbeiter-Zeitung, 28.4.1917, (Zitate); zur Entstehung vgl. *Schönhoven*, Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914–1919, S. 358.

genzutreten.[83] Die öffentliche Reaktion bereitete ein von der Generalkommission angeregtes gemeinsames Treffen mit den Vertretern der anderen Richtungsgewerkschaften und der Angestelltenverbände vor, das am 24. April stattfand. Sein materielles Ergebnis war ein gemeinsames, in der Gewerkschaftspresse veröffentlichtes Schreiben an Wilhelm Groener. Dieser Text benannte ganz klar die »unzureichenden Maßnahmen auf dem Gebiet der Ernährungspolitik« als die Ursache für die »Mißstimmung«, die dem Streik zugrunde lag, und äußerte die »bestimmte« Erwartung, dass versprochene Maßnahmen zur Abhilfe nun mit »Schärfe« und »Erfolg« durchgeführt würden. Zugleich wies es unmissverständlich auf weitere Gravamina der Arbeiterschaft wie die »unzureichende Entlohnung« und die Einschränkung der Rechte der Arbeiter hin. Zugleich machten die Verbände klar, dass aus ihrer Sicht Streiks »zu vermeiden« seien und eine »Erhöhung der Widerstandskraft« des Reiches einen baldigen Frieden bringen könne.[84] Eine »Ergebenheitsadresse« an Groener war dieses Schreiben somit gewiss nicht.[85]

Alexander Schlicke, Vorsitzender des DMV und seit Herbst 1916 als Vertreter der Freien Gewerkschaften im Kriegsamt tätig, traf den Gestus des Schreibens wohl eher, als er es als eine Versicherung der »Loyalität« zu den Regierungsstellen bezeichnete. Gegenüber der Generalkommission beklagte sich Schlicke nicht über den Inhalt des Schreibens, »sondern des Schreibens überhaupt wegen«. Nach seiner, durch seine Einsicht in die Arbeit des Kriegsamts geprägten Ansicht hatten die Gewerkschaften gute Gründe, an der »Aufrichtigkeit« und der »Entschlossenheit« der Regierung zu zweifeln, dass sie sich für die Belange der Arbeiterschaft einsetze. Man müsse öffentliche »Loyalitätsbezeigungen« ablehnen, da sie das »Vertrauen in den hinter uns stehenden Arbeitermassen erschüttern« würden, solange die staatlichen Stellen sich nicht tatsächlich energisch für diese einsetzten.[86] In den Streit um das Schreiben der Verbände an Groener griff auch Theodor Leipart ein, der Vorsitzende des Holzarbeiterverbands. Er beschwerte sich bei der Redaktion des »Vorwärts«, die das Schreiben unter der Überschrift »Die Gewerkschaften an die Rüstungsarbeiter. Arbeitseinstellungen sind zu vermeiden. Ein Mahnruf der Gewerkschaften« veröffentlicht hatte. In der Sache durchaus zutreffend stellte Leipart fest, dass es sich nicht um einen Mahnruf an die Rüstungsarbeiter, sondern vielmehr um einen »Mahnruf an die Regierung« handele. Zugleich beklagte sich Leipart darüber, dass der »Vorwärts« in einem Kommentar zu dem Schreiben mehrfach betont hatte, innenpolitische Reformen seien erst »nach« dem Kriege möglich. Er verwies darauf, dass die Gewerkschaften seit Kriegsbeginn unablässig

83 Text in ebd., S. 350–353.

84 Ebd., S. 354–356. Das Schreiben war formell als eine Antwort auf ein Schreiben Groeners konzipiert, mit dem dieser eine alsbald veröffentlichte Stellungnahme Paul von Hindenburgs zum Streik vom 19. April übermittelt hatte. Dieses Schreiben ebd., S. 348. Zum Kontext und zu Groeners Reaktion auf den Streik vgl. *Feldman*, Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918, S. 272–278.

85 So *Ottokar Luban*, Spartakusgruppe, revolutionäre Obleute und die politischen Massenstreiks in Deutschland während des Ersten Weltkriegs, in: Mitteilungsblatt des Instituts für Soziale Bewegungen, 2008, Nr. 40, S. 23–38, hier: S. 28.

86 August Schlicke an die Generalkommission, 28.4.1917, in: *Schönhoven*, Die Gewerkschaften in Weltkrieg und Revolution 1914–1919, S. 358–360.

Reformen in der Sozialpolitik und in anderen gewerkschaftlichen Arbeitsfeldern gefordert hatten, die »schnellstens« umgesetzt werden sollten.[87]

Die Reaktion der freigewerkschaftlichen Verbände auf den Aprilstreik war somit nicht einheitlich. Örtliche Funktionäre des besonders stark burgfriedlich orientierten Alten Verbands reagierten auf Streiks in erster Linie mit Durchhalteappellen und Vorwürfen an die westlichen Alliierten und die »englischen Großkapitalisten«.[88] Aber solche Durchhalteappelle blieben eine Ausnahme, und es kann keine Rede davon sein, dass die öffentlichen Verlautbarungen der freigewerkschaftlichen Verbände von einem »Herunterspielen der sachlichen Anlässe des Streiks« gekennzeichnet waren, im Gegenteil.[89]

## Fazit

Welche Beobachtungen zum Charakter des Aprilstreiks und seiner Bedeutung in den Massenbewegungen am Ende des Ersten Weltkriegs erlaubt das hier ausgebreitete Material? Dazu im Folgenden einige zusammenfassende Bemerkungen.

Erstens fällt auf, dass der Streik zumindest in Berlin als eine Abfolge von drei miteinander verknüpften, jedoch distinkten Protestformen erscheint. Am ersten Streiktag, dem 16. April, zeigten sich Elemente dessen, was in der Forschung als »communal strikes« bezeichnet wird. Dabei handelt es sich um eine Protestform, mit der Frauen als Arbeiterinnen und als Konsumentinnen zusammen mit ihren Männern »Regierungsstellen zum Handeln veranlassen« wollen und damit gegen unzumutbare Lebensbedingungen protestieren.[90] Eine wichtige Voraussetzung dafür, die Präsenz von politischen Herrschaftsträgern im Wohnviertel der Streikenden, lag in Berlin nicht vor. Deshalb hatten die Demonstrationszüge, an denen sich Zehntausende von Frauen, Männern und Jugendlichen beteiligten, das Regierungsviertel als Ziel, bevor sie von der Polizei abgedrängt wurden. Plünderungen von Bäckereien und anderen Geschäften, also von Frauen dominierte Protestformen, ergänzten den Arbeitskampf.[91]

87 Theodor Leipart 27.4.1917 an die Redaktion des Vorwärts, in: ebd., S. 357 f. Die Generalkommission schloss sich der Beschwerde Leiparts an. Ebd., S. 357. Vgl. Vorwärts, 27.4.1917.

88 Vgl. das Beispiel aus Recklinghausen bei *Bieber*, Gewerkschaften in Krieg und Revolution, Zitat: S. 447. Vgl. allerdings den »Mißstände« in der Lebensmittelversorgung klar ansprechenden Aufruf des Verbands »An die Bergarbeiter!«, in: Bergarbeiter-Zeitung, 28.4.1917.

89 So die nicht hinreichend belegte These bei *Bieber*, Gewerkschaften in Krieg und Revolution, S. 448. Ebd., S. 449, auch die weit überzogene These, die Reaktion der Gewerkschaften habe sich »nur graduell« von der Politik der »gelben«, wirtschaftsfriedlichen Verbände unterschieden.

90 *Klaus Weinhauer*, Konflikte am Arbeitsplatz und im Quartier. Perspektiven einer sozialgeschichtlichen Erforschung von Arbeitskämpfen und Konsumentenprotesten im 20. Jahrhundert, in: AfS 38, 1998, S. 337–356, hier: S. 353 f.

91 Die Unruhen in Stettin vom 18. bis zum 21. Juni 1917 zeigen mit ihrer Kombination eines Massenstreiks von etwa 10.000 Arbeitern – darunter allein 6.200 Arbeiter der Vulkanwerft – mit einer Demonstration von Arbeiterinnen vor dem Rathaus und der Entsendung einer Delegation in dasselbe zur Verbesserung der Lebensmittelversorgung ganz deutlich die Züge eines solchen »communal strike«. Vgl. dazu den Bericht von Hermann v. Vietinghoff, kommandieren-

Am 17. und auch noch am 18. April dominierte dann ganz klar die Handlungsform des betriebsbezogenen Arbeitskampfes. In den zahlreichen Betriebs- und Belegschaftsversammlungen diskutierten Männer und Frauen ihre kollektiven Ziele als Arbeiter.[92] Fragen der Lebenshaltung verschränkten sich dabei mit genuin politischen Themen wie einem Friedensschluss, dem Sturz der Regierung und der internationalen Solidarität der Sozialdemokratie. Ansatzweise bereits am 18. April, ganz ausgeprägt dann in den folgenden Tagen bis zum 23. April, nahm die Bewegung den Charakter eines von Zielen und Vertretern der USPD dominierten politischen Streiks an. Auffällig ist unter anderem, dass sich dabei auch die Ziele der Streikenden veränderten. An den ersten beiden Tagen erhoben sie in verschiedenen Belegschaftsversammlungen die Forderung nach einem Sturz der Regierung und ließen ihre Sympathie mit der revolutionären Umwälzung in Russland erkennen. In den letzten, von der USPD geprägten Streiktagen ging es dagegen mehr um konkrete politische Freiheits- und Demokratieforderungen und einen baldigen Friedensschluss. Man muss nicht so weit gehen wie Arthur Rosenberg, der in seiner Darstellung der Entstehung der Weimarer Republik den aus sieben Punkten bestehenden Forderungskatalog der Leipziger Arbeiter vom 16. April – und damit auch die in etwa gleichlautenden Forderungen, die ab dem 18. April in Berlin erhoben wurden – als ein »bürgerliches Reformprogramm« bezeichnet hat, das im Wesentlichen den Forderungen der Mehrheitsfraktionen des Reichstages um die Jahreswende 1917/18 entsprochen habe. Allein die Forderung nach einer Aufhebung des Hilfsdienstgesetzes, so urteilte Rosenberg zutreffend, hätten die im Interfraktionellen Ausschuss zusammengeschlossenen Parteien »nicht unterschrieben«.[93] Aber Rosenberg traf insofern einen wichtigen Punkt, als er bemerkte, dass vom Streben nach »Sozialismus« in den Leipziger Forderungen »keine Spur« zu finden ist.[94] Gemessen an den in Berlin an den ersten beiden Streiktagen vorgetragenen Attacken gegen die Regierung und den dort deutlich anklingenden Bezugnahmen auf das Vorbild der russischen Revolution bedeutete die Übernahme der Lenkung der Streikbewegung durch die USPD somit zugleich eine Domestizierung und Engführung ihrer Ziele und ihre Verlagerung auf die parlamentarische Ebene.[95]

Zweitens lassen sich Aussagen zu denjenigen Personen und Gruppen treffen, die den Streik organisierten und durchführten, und damit auch zu den Grenzen der

---

der General stv. GK II. AK, 24.6.1917 an das preuß. Kriegsministerium, BArch, R 1501/20096, Bl. 294–297.

92 Bei der Besprechung im Kriegsamt am 26.4.1917 aus Anlass der Streikbewegung erwähnte der Vertreter des Berliner Polizeipräsidenten, dass solche Betriebsversammlungen, anders als Versammlungen von SPD und USPD, bisher keiner Anmeldepflicht unterlegen hätten. Dies wurde nun geändert. Die freie Durchführung dieser Belegschaftsversammlungen ist als Faktor für die Ermöglichung des Streiks kaum zu überschätzen. Vgl. *Deist*, Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914–1918, Bd. 2, Zitat: S. 725.

93 *Arthur Rosenberg*, Entstehung und Geschichte der Weimarer Republik (1928/1935), Frankfurt am Main 1988, S. 184 f.

94 Ebd., S. 185.

95 *Müller*, Vom Kaiserreich zur Republik, S. 96, betonte den »revolutionären Charakter« der Bewegung vom 18. April bis zur vollständigen Wiederaufnahme der Arbeit am 23. April. Verglichen damit ist das zugespitzte Urteil von Arthur Rosenberg sehr viel dichter an der historischen Realität.

Streikbewegung. Anders als die DDR-Historiografie es wiederholt behauptet hat, spielte die Spartakusgruppe bei der Durchführung des Streiks keinerlei Rolle. Dies lag nicht nur daran, dass die Spartakusgruppe über keine feste Verbindung zu den oppositionellen Kräften im Deutschen Metallarbeiter-Verband in Berlin und Leipzig verfügte. Entscheidend war vielmehr, dass die Anhängerschaft der Spartakusgruppe 1917 so gering war, dass sie zur Organisation oder Leitung einer betrieblich basierten Massenbewegung in keiner Weise in der Lage war. Kurt Retzlaw hat berichtet, dass die gesamte Spartakusgruppe des Reichstagswahlkreises Potsdam-Spandau-Osthavelland 1917 aus ihm und fünf anderen Personen bestand.[96]

Den Aprilstreik trugen also die betrieblichen Vertrauensmänner und Obleute des Metallarbeiter-Verbands. In Hochburgen der USPD wie Leipzig und Berlin gehörte dessen Basis Anfang 1917 mehrheitlich der Opposition gegen den burgfriedlichen Kurs der Verbandsleitung an.[97] Von entscheidender Bedeutung war, dass in den Betrieben ein seit Längerem bestehendes Netzwerk von aktiven Mitgliedern und Vertrauensleuten des DMV existierte. Eine besondere Rolle spielten dabei offenbar die Arbeiterausschüsse nach § 11 des Hilfsdienstgesetzes, die in Betrieben mit mindestens 50 Arbeitern eingerichtet wurden und deren Mitglieder aus dem Kreis der Arbeiter gewählt wurden. Empfehlungen und Beschlüsse dieser Arbeiterausschüsse hatten keine für das Unternehmen bindende Wirkung, und das Gesetz formulierte im Sinne einer sozialharmonischen Konfliktvermeidung als ihre Aufgabe, »das gute Einvernehmen […] zwischen der Arbeiterschaft und dem Arbeitgeber zu fördern«. Aber die Ausschüsse waren autorisiert, »Wünsche und Beschwerden« zu allen Aspekten der Lohn- und Arbeitsverhältnisse im Betrieb zu artikulieren.[98] Die in den Ausschuss gewählten Gewerkschaftsvertreter konnten sich damit nach beiden Seiten – gegenüber den Belegschaften und den Unternehmern – als legitime Interessenvertreter der Arbeiter präsentieren. Auf diese Weise entwickelten sich die Ausschüsse, wie Thomas Welskopp am Beispiel der Hütten- und Walzwerke des Ruhrgebiets gezeigt hat, »sukzessive zu einer über ihre gesetzlichen Grenzen hinausdrängenden betrieblichen Partizipationsbewegung«.[99]

Die Bedeutung eines längerfristig aufgebauten Netzwerkes von Vertrauensleuten und ihrer Tätigkeit in diesen Arbeiterausschüssen zeigt sich auch *ex negativo* in jenen Betrieben, bei denen nur eine ganz geringe Zahl der Beschäftigten am April-

96 *Karl Retzlaw*, Spartakus, Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters, Frankfurt am Main 1971, S. 41. Die Spartakusgruppe hatte in Berlin feste Verbindungen nur zu den freigewerkschaftlichen Verbänden der Handwerksgehilfen und Holzarbeiter. *Ottokar Luban*, Die Berliner Basis der Spartakusgruppe (Herbst 1915 bis Oktober 1918): Soziale Zusammensetzung und Zusammenarbeit mit der Spartakusführung, in: *Hans-Jürgen Mende* (Hrsg.), Anmerkungen zur Geschichte Berlin-Brandenburgs. Ein Kolloquium. Ingo Materna zum 65. Geburtstag, Berlin, 1999, S. 107–113, hier: S. 110 f.

97 Dieser Personenkreis ist nicht mit den sogenannten Revolutionären Obleuten identisch, einer Gruppe, zu der etwa 40 Personen gehörten, während etwa 2.000 Vertrauensleute Zutrittsrechte zur Generalversammlung der Berliner Ortsverwaltung des DMV hatten. Vgl. *Müller*, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918, S. 324 f.

98 Text des Gesetzes in *Feldman*, Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918, S. 424–428, Zitat: S. 426.

99 Vgl. *Thomas Welskopp*, Arbeit und Macht im Hüttenwerk: Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren, Bonn 1994, S. 628–631, Zitat: S. 630.

streik beteiligt waren. Dazu zählten die Staatsbetriebe, deren Arbeiter erst seit dem Burgfrieden des Jahres 1914 Mitglieder eines freigewerkschaftlichen Verbands werden konnten. Dazu zählten weiterhin die Betriebe der Firma Siemens, wo der DMV erst in der zweiten Hälfte des Kriegs eine steigende Zahl von Mitgliedern gewinnen konnte. Dabei handelte es sich allerdings um Arbeiter, die erst während des Kriegs neu in das Unternehmen eintraten und deshalb in den Belegschaften noch kaum vernetzt waren. Ein wichtiger Faktor war auch, dass die Unternehmensleitung bei Siemens die Neuwahl der mit dem Hilfsdienstgesetz geschaffenen Arbeiterausschüsse verschleppte. Die in den Betrieben der Siemens AG bestehenden Arbeiterausschüsse basierten deshalb noch auf den durch die Novelle der Gewerbeordnung 1891 geschaffenen Grundlagen und waren ausschließlich mit Mitgliedern des wirtschaftsfriedlichen, von der Betriebsleitung unterstützten Werkvereins besetzt.[100]

Damit verdeutlicht der Aprilstreik in Berlin und Leipzig, dass die kollektive Handlungsfähigkeit und Militanz der Arbeiterschaft 1917 keineswegs durch die kriegsbedingte Neustrukturierung der Belegschaften ermöglicht wurde, zu der vor allem der Zustrom weiblicher, jugendlicher sowie un- oder angelernter Arbeiter in die Betriebe der Rüstungsindustrie gehörte. Weibliche und jugendliche Arbeiter nahmen am Aprilstreik in großer Zahl teil und äußerten verschiedentlich lautstark ihre Meinung. Aber der entscheidende Faktor, der den Streik ermöglichte und seinen Verlauf bestimmte, war die langjährige innerbetriebliche Präsenz und Vernetzung der Vertrauensmänner des DMV. Wo sie erst seit Kriegsbeginn möglich wurde und deshalb auch 1917 noch lückenhaft war, wie in den Betrieben der Siemens AG und den Staatsbetrieben, blieb eine Beteiligung am Streik weitgehend aus.[101]

Es ist weiterhin nicht zutreffend, dass die burgfriedliche Führung der Berliner Ortsverwaltung des DMV um Adolf Cohen die Front der Streikenden gespalten und dadurch zur raschen Eindämmung des Arbeitskampfes beigetragen hat.[102] Die Streikfront war vielmehr von vornherein lückenhaft und gespalten, da die Arbeiter der Siemens AG und der meisten staatlichen Rüstungsbetriebe sich nicht an ihm beteiligten. Es trifft zu, dass Cohen sich im Sinne der burgfriedlichen Einstellung der Freien Gewerkschaften um eine rasche Beendigung des Streiks bemühte. Aber dies gelang ihm nur deshalb, weil die überwältigende Mehrheit der 200 Betriebsdelegierten am 17. April den vagen Versprechungen der Behörden, die Cohen als Ergebnis vorlegte, zustimmte. Die Mehrheit der Vertrauensmänner des DMV in Berlin stand im April 1917 im Lager der Burgfriedenskritiker und unterstützte eher die USPD. Dennoch gelang es Cohen, die aus diesem Kreis stammenden Betriebsde-

100 Vgl. dazu *Gerhard A. Ritter/Klaus Tenfelde*, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992, S. 394 und 422–424. Demnach gab es nach Erhebungen des DMV 1902 erst in vier von zehn Berliner Großbetrieben solche nach der Gewerbeordnung eingerichteten Arbeiterausschüsse. Ebd., S. 423.

101 Betriebsspezifische Faktoren kamen als konflikttreibende Faktoren hinzu. So berichtete Wilhelm Groener in der Besprechung am 26. April 1917, dass die »Ungeschicklichkeit der Direktion« ein wichtiger Faktor für die Intensität des Streiks in den Betrieben der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik war. *Deist*, Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914–1918, Bd. 2, Zitat: S. 731.

102 So *Hoffrogge*, Working-Class Politics in the German Revolution, S. 43.

legierten für den Abbruch des Streiks zu gewinnen.[103] Eine »Verletzung demokratischer Spielregeln« durch Cohens Vorgehen lag also nicht vor.[104] Wie die Frage einer in der SPD oder USPD organisierten Arbeiterin nach dem Verbleib der Hindenburgspende in der Riebe AG andeutet, trugen auch die Sonderzuteilungen von Lebensmitteln an Rüstungsarbeiter dazu bei, die Stoßkraft der Streikbewegung zu schwächen.[105] Der Aprilstreik war keine Hungerrevolte, sondern ein Arbeitskampf vor allem der gelernten Metallarbeiter, deren Reallöhne bis 1917 vergleichsweise weniger zurückgegangen waren als die in anderen Branchen, und von denen viele eine Schwerarbeiterzulage zur Lebensmittelration erhielten.[106]

Wie steht es schließlich – drittens – um die Stellung des Aprilstreiks in den Massenbewegungen der zweiten Kriegshälfte? Die in der Literatur üblicherweise für Berlin genannte Zahl von insgesamt 300.000 Streikenden ist deutlich zu hoch. Insgesamt nahmen nicht mehr als 230.000 Berliner Arbeiter am Aprilstreik teil. Erst im Januarstreik 1918 ließ sich eine deutlich größere Zahl von Arbeitern – vermutlich bis zu 400.000 – für den Arbeitskampf mobilisieren.[107] Noch wichtiger ist allerdings, dass das am Rande des Gründungsparteitages der USPD von Vertretern aus Berlin, Leipzig und anderen Städten verabredete Ziel einer breiten, viele Städte zugleich erfassenden Mobilisierungswelle deutlich verfehlt wurde. In allen anderen Hochburgen der USPD blieb ein Streik aus oder erfasste nur wenige, zumeist kleinere Betriebe. Allein in Chemnitz gab es einen von mehreren Tausend Beschäftigten geführten Arbeitskampf, der in der Chronologie und Handlungslogik des mit dem Stichtag 15. April beginnenden Streiks zu sehen ist. Aus all diesen Gründen ist es nicht sinnvoll, den Aprilstreik als eine »Generalprobe für die Novemberrevolution« zu bezeichnen.[108] Diese Theatermetapher ist auch deshalb problematisch, weil sie den Streikenden eine über den aktuellen Streikanlass hinausreichende Zielstrebigkeit unterstellt, die dem disparaten Charakter der Massenbewegungen der Jahre 1917/18 widerspricht. Teleologische Kontinuitätskonstruktionen werden

103 *Opel*, Der deutsche Metallarbeiter-Verband während des Ersten Weltkrieges und der Revolution, S. 59; zur Entwicklung der Opposition im DMV vgl. *Günther Högl*, Gewerkschaften und USPD von 1916–1922. Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen Arbeiterbewegung unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen Metallarbeiter-, Textilarbeiter- und Schuhmacherverbandes, Diss., München 1982, S. 36–68; *Marco Swiniartzki*, Der Beginn der gegenseitigen Entfremdung: Arbeiter und Deutscher Metallarbeiter-Verband im Chemnitzer Maschinenbau 1914 bis 1918, in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung 13, 2014, S. 106–123.

104 Vgl. die Kritik am Verhalten der Verbandsführungen bei *Bieber*, Gewerkschaften in Krieg und Revolution, S. 448.

105 Dazu bereits *Feldman/Kolb/Rürup*, Die Massenbewegungen der Arbeiterschaft in Deutschland am Ende des Ersten Weltkrieges, S. 88.

106 Vgl. die Übersicht über die Reallöhne ausgewählter Branchen in Württemberg bei *Mai*, Kriegswirtschaft und Arbeiterbewegung in Württemberg 1914–1918, S. 396. Nominalverdienste für verschiedene Branchen bei *Jürgen Kocka*, Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918, Frankfurt am Main 1988 (zuerst 1973), S. 29.

107 Diese Zahl unter anderem bei *Müller*, Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918, S. 309. Nach einem Bericht im »Vorwärts« nennt *Stephen Bailey*, The Berlin Strike of January 1918, in: Central European History 13, 1980, S. 158–174, hier: S. 159, eine Zahl von 300.000 Streikenden.

108 So *Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, S. 138.

dem Moment der Diskontinuität, das die Massenbewegungen des Ersten Weltkriegs auszeichnete, nicht gerecht.[109] Wenn man den Aprilstreik in die Geschichte der Massenbewegungen der zweiten Kriegshälfte einordnen will, erscheint die Feststellung zutreffend, dass 1917 eben noch nicht gelang, was dann im Januar 1918 möglich war: die Mobilisierung breiterer Gruppen der Arbeiterschaft zu einem Massenstreik, der in vielen Städten des Reiches gleichzeitig stattfand.

109 Ein Beispiel dafür ist *Jens-Uwe Guettel*, Reform, Revolution, and the »Original Catastrophe«: Political Change in Prussia and Germany on the Eve of the First World War, in: Journal of Modern History 91, 2019, S. 311–340, hier: S. 329 f., der den Solidaritätsstreik für Karl Liebknecht im Juni 1916 ohne jeden Beleg in eine Kontinuität mit den Kämpfen für eine preußische Wahlrechtsform 1914 stellt.

FABIAN RAUSCH

# Verfassungen als Revolutionsgeschichten

## Zur Legitimation konstitutioneller Herrschaft in Frankreich, 1814–1851[1]

> »Es gilt, mit Ausdauer, das vielleicht waghalsige, aber notwendige Werk zu verwirklichen, das die Nation 1789 begann, 1814 weiterverfolgte und 1848 zu Ende brachte: Die Regierung der Nation durch die eigene Hand. Die zunächst unvollständige, immer fortschrittliche und zugleich konservative Organisation der geregelten Demokratie.«[2]

So urteilte 1850 Alphonse de Lamartine im Rückblick auf die revolutionären Ereignisse von 1848, die er als starker Mann der provisorischen Revolutionsregierung maßgeblich mitbestimmt hatte. Mit seiner Einlassung situierte sich Lamartine in einem Verfassungsdiskurs, der die politische Kultur im Frankreich des 19. Jahrhunderts maßgeblich strukturierte. Politische Akteure maßen den von ihnen entwickelten oder unterstützten Verfassungen die Kraft zu, die Verwerfungen der französischen Geschichte seit 1789 endgültig zu überwinden. Dieses Verhältnis zwischen Verfassungs- und Geschichtskonzeptionen soll im Folgenden analysiert werden. Im Zentrum steht die Zeit zwischen 1814 und 1851, in der die Franzosen, die Episode der *cent jours* ausgenommen, längere Phasen erlebten, in denen Verfassungen nicht nur verabschiedet wurden, sondern zu dauerhafter Anwendung gelangten und das politische Leben strukturierten. Dies geschah im Rahmen zweier konstitutioneller Monarchien unter den zurückgekehrten Bourbonen von 1814 bis 1830 sowie unter der orléanistischen Nebenlinie von 1830 bis 1848 und schließlich in der Zweiten Republik von 1848 bis zum bonapartistischen Staatsstreich von 1851.

Mit diesem Blickwinkel ergänzt die Studie ein gängiges Narrativ der gegenwärtigen Verfassungsgeschichte und Verfassungstheorie. Zentral in der Forschung ist die Vorstellung, dass gerade integrative und mithin ›erfolgreiche‹ Verfassungen von politischen Akteuren als Ausdruck eines geteilten Verständnisses der nationalen Geschichte akzeptiert werden. Dies wurde vor allem für das 19. Jahrhundert herausgearbeitet, in dem das Streben nach einer funktionierenden Verfassung zu einem politischen Leitdiskurs wurde.[3] So unterschiedlichen institutionellen Arrangements

---

1 Der Aufsatz beruht außer auf meinem Buch zum Thema (*Fabian Rausch*, Konstitution und Revolution. Eine Kulturgeschichte der Verfassung in Frankreich, 1814–1851, Berlin/Boston 2019) auf zwei Vorträgen, die ich im Rahmen zweier Tagungen diskutieren durfte: »Tradition und politische Verwendungen der Verfassungsgeschichtsschreibung: ein interdisziplinärer und vergleichender Dialog«, organisiert von Egas Bender de Moniz Bandeira und Chia-Hsin Yuan am IFRA und dem MPI für Rechtsgeschichte Frankfurt, 9.–10. Juni 2022; sowie »Sprachdenken der Aufklärung und der französischen Revolution« am Lehrstuhl Romanistische Sprachwissenschaft der HHU Düsseldorf, Rolf Kailuweit, 2.–3. Februar 2023. Den Organisatoren und den Teilnehmer:innen, von denen insbesondere Jacky Hummel, Caroula Argyriadis-Kervégan sowie Jürgen Trabant hervorzuheben sind, danke ich für die wertvollen Anregungen.

2 *Alphonse de Lamartine*, Le passé, le présent, l'avenir de la République, Paris 1850, S. 181 (diese und alle folgenden Übersetzungen vom Verf.).

3 Linda Colley zeigte kürzlich, wie sehr der moderne Konstitutionalismus im Zeitalter der atlantischen Revolutionen und aufgrund der mit diesen verbundenen kriegerischen Auseinanderset-

wie der ungeschriebenen englischen Verfassung, der amerikanischen Verfassung von 1787 oder auch der belgischen Verfassung von 1831 wird eine zentrale Rolle dabei zugemessen, die sozialen und politischen Auseinandersetzungen der Moderne in rechtliche Bahnen kanalisiert und so revolutionäre Umstürze verhindert zu haben.[4] Im Folgenden soll gezeigt werden, wie auch in konstitutionell instabilen Staaten wie dem postrevolutionären Frankreich für politische Akteure ein historisierender Blick auf Verfassungen eine große Rolle spielte.[5] Der Begriff des Postrevolutionären verweist dabei auf die Vielschichtigkeit des Erfahrungsraums nach 1814, dessen permanenter Offenheit und Instabilität politische Akteure divergierende Zukunftserwartungen entgegensetzen, die vor allem um die Idee kreisten, die Revolutionszeit von 1789 bis 1814 zu einem finalen, positiven Abschluss zu bringen.[6]

Meine These ist, dass das Scheitern der Verfassungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Blick auf zentrale Bedingungen und Risiken konstitutioneller Integration durch Verfassungsgeschichte freilegt: Verfassungen sind vor allem dann integrierender Referenzpunkt politischer Gemeinwesen, wenn sie nicht nur als Ausdruck der Geschichtskonzeptionen ihrer Autoren interpretiert werden, sondern für verschiedene historische Entwürfe und auf diesen fußenden Zukunftserwartun-

---

zungen zu einem weltweiten Leitdiskurs wurde. Nicht zuletzt beförderte dieser Diskurs und seine Adaptionen auch in imperialen Konstellationen Emanzipationsbestrebungen: *Linda Colley*, The Gun, the Ship and the Pen. Warfare, Constitutions and the Making of the Modern World, London 2021. Zur Herausbildung eines weltweit einflussreichen »Kanons« der Grundprinzipien des modernen Konstitutionalismus in den atlantischen Revolutionen: *Horst Dippel*, Moderner Konstitutionalismus. Entstehung und Ausprägungen. England – Nordamerika – Frankreich – Deutschland – Europa/Europäische Union – Lateinamerika, Berlin 2021, S. 7–24.

4 *Andreas Wirsching*, Parlament und Volkes Stimme. Unterhaus und Öffentlichkeit im England des frühen 19. Jahrhunderts, Göttingen 1990; *James Vernon*, Politics and the People. A Study in English Political Culture, c. 1815–1867, Cambridge 1993; *Hans-Christoph Schröder*, Ancient Constitution. Vom Nutzen und Nachteil der ungeschriebenen Verfassung Englands, in: *Hans Vorländer* (Hrsg.), Integration durch Verfassung, Wiesbaden 2002, S. 137–212; *Bruce Ackermann*, We the People, 3 Bde., Cambridge 1991–2014; *John Gilissen*, Die belgische Verfassung von 1831 – ihr Ursprung und Einfluß, in: *Werner Conze* (Hrsg.), Beiträge zur deutschen und belgischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1967, S. 38–69.

5 Einige Beispiele zu instabilen europäischen Verfassungskulturen: *Reinhard Blänkner*, Integration durch Verfassung? Die Verfassung in den institutionellen Symbolordnungen des 19. Jahrhunderts in Deutschland, in: *Vorländer*, Integration durch Verfassung, S. 213–236; *Jacky Hummel*, Le constitutionnalisme allemand (1815–1918): Le modèle allemand de la monarchie limitée, Paris 2002; *Markus Josef Prutsch*, Making Sense of Constitutional Monarchism in Post-Napoleonic France and Germany, New York 2013; *Jens Späth*, Revolution in Europa 1820–23. Verfassung und Verfassungskultur in den Königreichen Spanien, beider Sizilien und Sardinien-Piemont, Köln 2012; *Jussi Kurunmäki*, Political Representation, Imperial Dependency and Political Transfer: Finland and Sweden 1809–1819, in: *Friedemann Pestel/Fabian Rausch* (Hrsg.), The Post-Revolutionary Experience of 1814/15. Themenheft des Journal of Modern European History 15, 2017, H. 2, München 2017.

6 Ausführlicher zu dieser postrevolutionären Erfahrung von der Warte 1814/15 aus gedacht: *Friedemann Pestel/Fabian Rausch*, 1814/15 – A Threshold of Post-Revolutionary Experience. Introduction, in: Journal of Modern European History 15, 2017, H. 2, S. 187–196. Zum Geschichtsverständnis der Sattelzeit und dem damit verbundenen Auseinandertreten von »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont«: *Reinhart Koselleck*, »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien, in: *ders.*, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1989, S. 349–375.

gen in einer politischen Kultur anschlussfähig sind und sich so weiterentwickeln können. Wie steinig der Weg zu einer solchen inklusiveren Verfassungskultur sein kann, zeigt das postrevolutionäre Frankreich besonders klar. Aus den Versuchen französischer Verfassungsväter, konstitutionelle Weiterentwicklung im Namen allzu voreiliger Enden der Geschichte zu bekämpfen, resultierte die charakteristische Instabilität nach 1814. Zugleich verweisen diese Versuche auf die Grenzen der Instrumentalisierung normativ-präskriptiver Repräsentativverfassungen, deren Polysemie vor allem von progressiven, aber auch von konservativen Oppositionellen immer wieder produktiv genutzt wurde. Die Lehren aus dieser Aneignung verschiedener Verfassungen waren langfristig für eine konstitutionelle Stabilisierung Frankreichs in der Dritten Republik von überragender Bedeutung.

Im ersten Teil dieses Beitrags sollen die historisierenden Diskurse französischer Verfassungsgeber des 19. Jahrhunderts im Vordergrund stehen, die ihre Konstitutionen oftmals zu einem Ende der Geschichte erklärten. Wie Oppositionelle Gegengeschichten zu diesem Diskurs entwickelten und was die langfristigen Folgen dieser Auseinandersetzungen waren, steht im Mittelpunkt des zweiten Teils. Abschließend sollen ausgehend von der Analyse des postrevolutionären Frankreichs Überlegungen zum Verhältnis zwischen Geschichtsbildern und integrativen Verfassungen angestellt werden.

## I. Enden der Geschichte

Dass Frankreich in der Restaurationszeit hinter einer scheinbaren Rückkehr zum Ancien Régime politisch, sozial und wirtschaftlich einen Modernisierungsschub erlebte, ist seit Langem Konsens der Historiografie.[7] Auch für die Verfassungskultur des postrevolutionären Frankreichs waren die Jahre von 1814/15 bis 1830 prägend, erlebten die Zeitgenossen doch erstmalig ein regulär und ohne permanente Staatsstreiche funktionierendes konstitutionell-parlamentarisches System.[8] Weiterhin zeigte sich in diesen Jahren wie in einem Brennglas das Paradoxon der postrevolutionären Verfassungskultur zwischen einer von fast allen politischen Akteuren ersehnten funktionierenden Repräsentativverfassung und dem Wunsch von Verfassungsvätern, die Pluralität der postrevolutionären Gesellschaft im Namen eines Endes der Geschichte aufzulösen.

7 *Guillaume de Bertier de Sauvigny*, La Restauration, Paris 1974; *Emmanuel de Waresquiel/Benoît Yvert*, Histoire de la restauration, 1814–1830. Naissance de la France moderne, Paris 1996; *Francis Démier*, La France de la Restauration (1814–1830). L'impossible retour du passé, Paris 2012.

8 Dass sich die politische Praxis der Restauration einer parlamentarischen Monarchie annäherte, diese jedoch aus dem eingangs benannten und im Folgenden weiter zu analysierenden Widerspruch stets prekär blieb, führte zu einer ein Jahrhundert überspannenden Forschungstradition: *Joseph Barthélemy*, L'introduction du régime parlementaire en France sous Louis XVIII et Charles X, Paris 1904; *Joseph Bonnefon*, Le régime parlementaire sous la Restauration, Paris 1905; *Paul Bastid*, Les institutions politiques de la monarchie parlementaire française, Paris 1954; *Martin Kirsch*, Monarch und Parlament im 19. Jahrhundert. Der monarchische Konstitutionalismus als europäischer Verfassungstyp – Frankreich im Vergleich, Göttingen 1999; *Isabelle Backouche*, La monarchie parlementaire, 1815–1848. De Louis XVIII à Louis-Philippe, Paris 2000; *Alain Laquièze*, Les origines du régime parlementaire en France (1814–1848), Paris 2002.

Besonders augenfällig wurde dieser Grundwiderspruch bereits in der Entstehung und dem Text der »Charte constitutionnelle« von 1814: Dass die Bourbonen ohne Zugeständnisse an das revolutionäre Frankreich kaum auf den Thron zurückkehren konnten, war nicht nur den Führern der Koalitionsarmeen klar, sondern auch dem Monarchen selbst.[9] Eine Rolle dürfte dabei auch gespielt haben, dass dieser sich während seines englischen Exils davon überzeugen konnte, dass in parlamentarischen, nach zeitgenössischer Interpretation durch eine *constitution mixte* eingehegten Institutionen keinesfalls zwangsläufig eine Revolution schlummert.[10] Nach der Abdankung Napoleons am 6. April 1814 hatte zunächst dessen Senat versucht, das entstehende Machtvakuum auszunutzen, und verfasste in kurzer Zeit ein sich am englischen politischen System sowie an der revolutionären Tradition orientierendes Dokument, mit dem die Rückkehr der bourbonischen Linie an die Souveränität der Nation rückgekoppelt werden sollte. So statuierte die Senatsverfassung in ihrem Art. 2, dass das »Französische Volk in freiem Willen den Bruder des letzten Königs auf den Thron beruft«, und legte fest, dass sie nach ihrer Annahme durch den König der Nation in einem Referendum vorgelegt werden soll. Ludwig selbst ging zunächst davon aus, nur auf Basis dieses Dokuments nach Frankreich zurückkehren zu können – hatte sich doch sogar sein als erzreaktionär geltender Bruder, der spätere Karl X., am 14. April vom Senat zum Generalstatthalter des Königreiches ernennen lassen und bei dieser Gelegenheit erklärt, die Basis der Senatsverfassung anzuerkennen.[11] Durch ihre Entscheidung, sich als erbliche Mitglieder des neuen Oberhauses bei gleichen Bezügen selbst zu perpetuieren, desavouierten die Senatoren ihr Projekt jedoch postwendend und ermöglichten nolens volens Ludwig XVIII. einen unverhofften konstitutionellen Handlungsspielraum. In seiner

9 Dass Verfassungen im ausgehenden 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts oftmals auch der Absicherung neuer Regime vor dem Hintergrund kriegerischer Auseinandersetzungen dienten, zeigte jüngst Linda Colley in einem globalgeschichtlichen Zugriff: *Colley*, The Gun, the Ship and the Pen, insb. S. 7–12. Wie wirkmächtig dieser Zusammenhang im Frankreich der Jahre 1814/15 war, zeigte auch der von Elba zurückgekehrte Napoleon. Sein »Acte additionnel aux constitutions de l'Empire« war ungeachtet des Namens eine neue Verfassung, die sich mit der Charte intensiv auseinandersetzte und vor allem das Ziel verfolgte, die skeptischen parlamentarischen Eliten für das Kaiserreich und den unausweichlichen Krieg mit den Koalitionsarmeen zu gewinnen. Zu dieser bonapartistischen Auseinandersetzungen mit dem Verfassungsdiskus der Jahre 1814/15 vgl. meine Ausführungen: *Rausch*, Konstitution und Revolution, S. 80–86.

10 Zum Verfassungsgebungsprozess und der Rolle Ludwigs XVIII: *Philip Mansel*, Louis XVIII, London 2005, S. 178–188; *Pierre Rosanvallon*, La monarchie impossible. Les Chartes de 1814 et de 1830, Paris 1994, S. 57–60; *Volker Sellin*, Die geraubte Revolution. Der Sturz Napoleons und die Restauration in Europa, Göttingen 2001, S. 231–273. In der Glorifikation der englischen Verfassungen trafen sich Akteure beider (gemäßigten) Seiten des politischen Spektrums. Von Liberalen wie Benjamin Constant bis zu den Monarchiens: *Benjamin Constant*, Réflexions sur les constitutions, la distribution des pouvoirs et les garanties, dans une monarchie constitutionnelle, Paris 1814; *Peter Geiss*, Der Schatten des Volkes. Benjamin Constant und die Anfänge liberaler Repräsentationskultur im Frankreich der Restaurationszeit 1814–1830, München 2011, S. 75–82; *Friedemann Pestel*, Kosmopoliten wider Willen. Die »monarchiens« als Revolutionsemigranten, Berlin 2015, S. 427–438; *John A. W. Gunn*, When the French Tried to be British. Party, Opposition, and the Quest for Civil Disagreement, 1814–1848, Montréal 2009.

11 Den Text der Senatsverfassung findet man bei *Rosanvallon*, La monarchie impossible, S. 193–196. Volker Sellin betonte die ideengeschichtliche Verwandtschaft von Charte und Senatsverfassung; *Sellin*, Die geraubte Revolution, S. 225–240.

Deklaration von Saint-Ouen vom 2. Mai 1814 versprach er so zwar eine »liberale Verfassung«, erklärte dabei jedoch die »in ihrer Basis gute« Senatsverfassung zu einem hastig redigierten Dokument, das nicht zum neuen »Grundgesetz des Staates« werden könne.[12]

Die von einer aus Senatoren, Abgeordneten des *Corps législatif* und Vertrauten Ludwigs zusammengesetzten Kommission redigierte Charte – der Name »Verfassung« wurde bewusst vermieden – trug dem Einfluss der Senatsverfassung dann zwar in vielen zentralen Artikeln deutlich Rechnung, wandte sich aber in der zeitgenössisch wichtigen Souveränitätsfrage mit einer legitimistischen, vor allem historisch fundierten Breitseite gegen das revolutionäre Verständnis einer Souveränität der Nation: Die Charte wurde als unilateraler Oktroi eines ununterbrochenen und letztlich siegreichen französischen Königtums präsentiert und jegliche Referenz auf den revolutionären Verfassungsgebungsprozess vermieden. Der Kanzler des Königs Charles Dambray konnte so in seiner Rede vor den versammelten Abgeordneten anlässlich der Verkündung der Charte am 4. Juni 1814 behaupten, dass der König »nur die Autorität ausüben will, die ihm von Gott und seinen Vätern überantwortet wurde und freiwillig seiner Herrschaft Grenzen auferlegt«.[13] Dass diese Grenzen der royalen Macht keinerlei Zugeständnis an die Revolution, sondern ebenfalls Ausfluss der Vergangenheit seien, konkretisierte die Präambel, die zu einem Schlüsseldokument des royalistischen Verfassungsdiskurses wurde.[14] Aus der langen Geschichte des schon immer reformorientierten französischen Königtums wurden die allzu liberal anmutenden Artikel der Charte mit den alten Institutionen der Monarchie verbunden. So wurde zum Beispiel die gewählte Deputiertenkammer zur Nachfolgerin der als März- und Maifelder bekannten Kriegerversammlungen des mittelalterlichen Frankenreiches sowie des dritten Standes. Ungeachtet dieser kaum verhohlenen Provokation beendete die Verkündung der neuen Verfassung jedoch nicht die intensiven Aushandlungsprozesse um die Verfasstheit des postrevolutionären Frankreichs, sondern kanalisierte diese lediglich auf die Ausdeutung eines polysemischen Verfassungsdokuments.

Diese Offenheit und die Deutungskämpfe um die Charte erklären auch, warum diese nach 1830 mit einigen zentralen Modifikationen zur Verfassung der aus der Julirevolution hervorgegangenen orléanistischen Monarchie werden konnte. Dass Liberale in den Jahren 1814 bis 1820 sowie in der Folge auch Royalisten allzu voreilige endgültige Eroberungen der »Charte constitutionnelle« gefeiert hatten, führte paradoxerweise nicht zu einer größeren Toleranz für die Pluralität des postrevolutionären politischen Feldes, sondern eher zu einer Stärkung des historischen Siegerdiskurses. Die »Charte de 1830« wurde so in wenigen Tagen Anfang August von der noch vor der Julirevolution gewählten und durch die Demission

12 Deklaration von Saint-Ouen, abgedr. in: *Rosanvallon*, La monarchie impossible, S. 209 f.

13 Archives parlementaires, recueil complet des débats législatifs et politiques des Chambres françaises de 1800 à 1860, faisant suite à la réimpression de l'ancien »Moniteur« et comprenant un grand nombre de documents inédits. 2e série, 1800–1860 (1862–1912). 126 Bände. Paris, Bd. 12, S. 33.

14 Ein besonders extremes Beispiel, das überhaupt nur in der Präambel den Wert der Verfassung erkennen wollte, war *Louis de Bonald*, Réflexions sur l'intérêt général de l'Europe, suivies de quelques considérations sur la noblesse, Paris 1814, S. 10.

der meisten Royalisten nach links gerutschten Deputiertenkammer, die den *pouvoir constituant* an sich gerissen hatte, überarbeitet und nach einem Schwur des neuen Königs Louis-Philippe vor beiden Legislativkammern am 9. August am 15. August in Kraft gesetzt. Die Veränderungen beinhalteten vor allem die Abschaffung der Präambel der alten Charte. Diese wurde in einer Deklaration, die in den folgenden Jahren als eine Art Präambel fungierte, als Beleidigung der »nationalen Würde« abgeschafft. Im Verfassungstext selbst wurde lediglich lakonisch präzisiert, dass die Charte vom »König der Franzosen« akzeptiert wurde. Die prononciertesten Änderungen umfassten dabei die Abschaffung der katholischen Staatsreligion, ein verfassungsrechtlich verbrieftes Verbot der Pressezensur, eine Kürzung des Art. 14 um den umstrittenen Nebensatz, mit dem Karl X. seine Juliordonnanzen begründet und somit die Revolution von 1830 ausgelöst hatte, die Erweiterung der Gesetzesinitiative auf alle Legislativorgane – König, Deputierte und Pairs – und die Reduktion der Legislaturperiode auf fünf Jahre. Bedeutend war weiterhin, dass die Verfassung keinen genauen Zensus und keine Ernennungsweise der Pairs mehr festschrieb, was spätere Reformen mittels eines einfachen Gesetzes in den Bereich des Möglichen rückte. Die unmittelbaren Folgen einer leichten Reduktion des Zensus für das aktive Wahlrecht von 300 auf 200 Franc waren gleichwohl minimal: Hatten in der Restauration 1817 von 30 Millionen Franzosen circa 100.000 das Wahlrecht, stieg diese Zahl 1831 auf circa 166.000. Dass die Zahl der Wähler bis 1847 auf circa 244.000 stieg, lag nicht an einer Anpassung des Zensus, sondern lediglich am Wirtschaftswachstum der Jahre nach 1831.[15]

Dass diese wenig veränderte Verfassung dennoch zu einer Art konstitutionell verbrieftem Sieg der Liberalen von 1830 wurde, lag auch an einer mit der Verfassung verbundenen historischen Deutung der ›Verfassungsrevolution‹ von 1830, die in die langen Zyklen der französischen Geschichte integriert wurde. Besonders augenfällig wurde dies in der maßgeblich von Louis-Philippe selbst vorangetriebenen Umgestaltung des Schlosses von Versailles zu einem nationalen Museum zwischen 1833 und 1837. Im Rahmen der Ausstellung, die sich gemäß der Ankündigung im offiziellen »Moniteur universel« vom 5. September 1833 »aller nationalen Gloria widmen« solle, gönnte sich Louis-Philippe einen opulent ausgestatteten, auf die jüngste Vergangenheit gerichteten Raum, die *salle de 1830*, die noch heute besichtigt werden kann. Das Narrativ des Raumes prägten fünf historische Gemälde – welche chronologisch von der Ernennung des Königs zum Generalstatthalter des Königreichs durch die Deputierten am 31. Juli im Pariser Rathaus von François Gérard über Eugène Devérias Schwur Louis-Philippes auf die Charte am 9. August bis zur Verteilung der Standarten an die Nationalgarden am 29. August 1830 auf dem Champ-de-Mars von Joseph-Desiré Court reichen. Im wörtlichen wie im übertragenen Sinn überwölbt und präzisiert wird diese Deutung der jüngsten Vergangenheit mit einem allegorischen Deckenfresko der Wahrheit (eine Referenz auf Louis-Philippes Deklaration vom 31. Juli, dass die Charte nun »eine Wahrheit« sei). Flankiert ist diese von zwei Gemälden, die in Trompe-l'œil-Technik Reliefs imitieren

15 Hierzu *Georges-Denis Weil*, Les élections législatives depuis 1789. Histoire de la législation et des mœurs, Paris 1895, S. 85 f. und 147 f.; *Sherman Kent*, Electoral Procedure under Louis-Philippe, New Haven 1937, S. 26.

und klare Botschaften vermitteln: zur Rechten »Juillet 1830, la France défend la Charte« (Abbildung 1), zur Linken »La monarchie constitutionnelle protège l'ordre et la liberté«. So erzählt das Bildprogramm eine Geschichte des Jahres 1830, die fast vollkommen ohne die eigentlich revolutionären Akteure der Pariser Bevölkerung auskommt und lediglich den abstrakten Wunsch Frankreichs nach der Charte und deren Gewährleistung durch die Führungsfiguren der parlamentarischen Revolution in den Blick nimmt.[16]

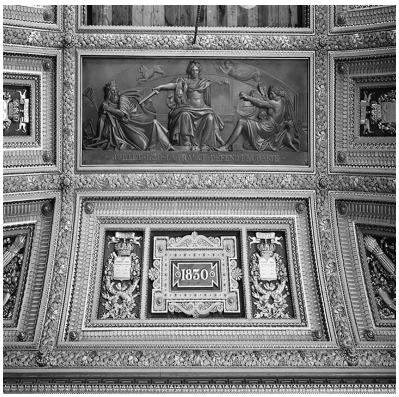


Abbildung 1: Jean-Louis Bézard nach François-Édouard PICOT, Juillet 1830, la France défend la Charte, 1835.

Natürlich war die *salle de 1830* von anderen Räumlichkeiten und ihren Arrangements umgeben, welche sich der weiter zurückliegenden französischen Geschichte widmeten. Die erste Etage des Museums, wo sich die *salle de 1830* befand, wurde neben den in ihrer barocken Pracht restaurierten Räumen Ludwigs XIV. vor allem von mehreren spezifischen historischen Ereignissen gewidmeten Räumen und Galerien geprägt. Im direkten Anschluss an die Wohnräume des zentralen Gebäudes und im Übergang zum Südflügel befand sich die *salle du Sacre de Napoléon*. Diese versuchte einen Spagat zwischen der positiven Referenz auf den großen Militärführer und der Entlarvung seiner egoistischen Motive: Neben einer Kopie von Jacques-Louis Davids Krönung und einigen Porträts von General und Kaiser wird der Raum vor allem von Antoine-Jean Gros' Darstellung der Schlacht bei Abukir dominiert. Diese rief Napoleons Ägyptenfeldzug ebenso in Erinnerung wie seine politisch motivierte Flucht nach Frankreich 1799. Zusammengehalten und verstärkt wird diese didaktische Zielsetzung mit einer allegorischen Darstellung des Staatsstreichs an der Decke. Auf diesen Raum folgte die *salle de 1792*, die vor allem durch ihre Auslassungen bestach: In seiner orléanistischen Interpretation wurde das Jahr

16 Zum Museum: *Michael Marrinan*, Painting Politics for Louis-Philippe, New Haven 1988, S. 56–66. Zum Museum im Kontext der französischen Erinnerungspolitik: *Thomas Wolfgang Gaehtgens*, Le musée historique de Versailles, in: *Pierre Nora* (Hrsg.), Les lieux de mémoire, Bd. 2,3, Paris 1984–1992, S. 143–168; *Friedemann Pestel*, Memory that Governs by Itself? Appropriations of Versailles Memory, in: European Review of History 24, 2017, S. 527–551.

1792, eines der innenpolitisch umkämpftesten und blutigsten der Revolutionsepoche, zum militärisch-patriotischen Schaulaufen einer einigen Nation. Das neben den Schlachtendarstellungen von Valmy und Jemmapes (in denen Louis-Philippe, damals Kolonel unter Charles-François Dumouriez, selbstverständlich prominent zugegen war) einzige innenpolitische Bild ist der Auszug der Pariser Nationalgarde im September 1792 von Léon Cogniet, das Paris zur Zeit der Gefängnismassaker zum Schauplatz des Enthusiasmus guter Bürger machte. Verbunden wurden diese Räume mit der *salle de 1830*, die sich am äußersten Ende des Südflügels befindet, durch die 120 Meter lange *galerie des Batailles*, die Frankreichs militärisch-heroische Vergangenheit von Tolbiac 496 bis Wagram 1806 chronologisch abhandelte.[17] Einem Besucher der Museen zur Zeit der Julimonarchie bot sich so, wie einem heutigen Besucher, ein geradezu pädagogisches Spektakel: Die *salle de 1830* als einziger ausschließlich der Geschichte des Regimes gewidmeter Raum konkurriert mit entweder diskreditierten (Staatsstreich) oder ausgeklammerten (Republik und Sturz der Monarchie) politischen Gegenmodellen.[18] Insbesondere die Verbindung zwischen diesen überwundenen Gegenmodellen und der politischen Gegenwart der 1830er-Jahre ist dabei nicht ohne subtile Raffinesse. Die zentralen Schlachten der französischen Geschichte in den monumentalen Gemälden der *galerie de Batailles* und das politisch-militärische Streben der Nation finden so ein Ende in der endgültigen Gewährleistung der konstitutionellen Monarchie von 1830.

Die ostentative Zurschaustellung dieser Deutung der französischen Verfassungsgeschichte war keinesfalls Konsens in der zerklüfteten politischen Kultur des postrevolutionären Frankreichs. Auch wenn die Umwandlung des Schlosses in ein Museum von Kritikern und dem überwiegenden Teil der politischen Elite zunächst durchaus positiv aufgenommen wurde, war die allzu deutliche öffentliche Inszenierung der Charte als Sinn der Revolution von 1830 und als Ende eines 1789 begonnenen Revolutionszeitalters zum Beispiel im Rahmen der jährlichen Feierlichkeiten der Jahrestage der Julirevolution steter Quell des Protestes der Pariser Bevölkerung, vor allem aus den Vierteln des Ostens, die maßgebliche Träger der Julirevolution gewesen waren.[19] Hier war insbesondere im Umfeld der republikanischen Klubs (vgl. Teil II) die Idee, dass die Revolution von den parlamentarischen Eliten »gestohlen« worden sei, weitverbreitet.[20] Die 1840er-Jahre, in denen das Regime unter

17 *Thomas Wolfgang Gaehtgens*, Versailles als Nationaldenkmal. Die Galerie des Batailles im Musée Historique von Louis-Philippe, Berlin 1985.

18 Die Besichtigungsreihenfolge der 1830er-Jahre entsprach, so legen es Zeitungsberichte und zeitgenössische Museumsführer nahe, dem heutigen Parcours der zahlreichen internationalen Besucher. Vgl. Journal des débats, 13.6.1837; Nouveau guide aux musée, château et jardins de Versailles, Versailles 1848; Musée national du château de Versailles et de Trianon, Catalogue général des galeries historiques de Versailles par salles et par lettres alphabétiques au guide du voyageur à Versailles, Paris 1846.

19 Zum Protest gegen die Feiern der Julirevolution: *Emmanuel Fureix*, La France des larmes. Deuils politiques à l'âge romantique (1814–1840), Seyssel 2009, S. 300–304. Zu den Trägerschichten der Julirevolution: *Edgar Leon Newman*, The Blouse and the Frock Coat: The Alliance of the Common People of Paris with the Liberal Leadership and the Middle Class during the Last Years of the Bourbon Restoration, in: Journal of Modern History 46, 1974, H. 1, S. 26–59.

20 Das Schlagwort der »Révolution escamotée« stammt von *Étienne Cabet*, Révolution de 1830, et situation présente, Paris 1833, S. 137.

dem zunehmend konservativen Minister François Guizot regelrecht erstarrte und sich einer auch von den linken parlamentarischen Eliten getragenen Wahlrechtsreformbewegung verweigerte, gingen folgerichtig mit deutlich zurückgenommenen politischen Festen einher.[21]

Diese Zurücknahme im Rahmen politischer Feste war den Politikern der frühen Zweiten Republik und im Grunde auch der gemäßigt-republikanischen Mehrheit der verfassungsgebenden Nationalversammlung fremd. Gerade in der Aufladung einer (zunächst zu erschaffenden) Verfassung mit historischen Leitideen zeigt die Zweite Republik auch eine Kontinuität zur Verfassungskultur der Vorgängerregimes, die jedoch hinter der ostentativen Abgrenzung der Zeitgenossen für viele Historiker aus dem Blick geriet.[22] Die Analyse der Zweiten Republik zeigt so auch exemplarisch die neuen Perspektiven und Erkenntnisse einer kulturgeschichtlich informierten Verfassungsgeschichte: Die Gründer der Zweiten Republik teilten einen Anspruch mit den liberalen Apologeten der Chartes von 1814 und 1830 – auch sie beschäftigte die endgültige Verfassung der 1789 symbolisch ins Zentrum politischer Herrschaft gestellten Nation, auch sie dachten diese Verfassung oft weniger als Regelung der in diese Nation eingeschriebenen politischen Differenz, sondern als deren endgültige Versöhnung und Vereinigung.[23] Das Scheitern der Chartes hatte dabei für Politiker wie Lamartine oder Alexandre Ledru-Rollin nicht die Aufgabe dieses Anspruchs nach sich gezogen, sondern lediglich die Erkenntnis, dass der von den Monarchien gewählte Weg, nur einen ›fähigen‹ Teil der Nation in ein komplexes Institutionengefüge zu integrieren, fundamental falsch war. Mit der Imagination eines neuen Weges erlebte der Anspruch, politische Differenz im Rahmen einer Verfassungsordnung aufzulösen, ab Februar 1848 noch einmal eine regelrechte Hypertrophie.

Hiermit war allerdings ein im Vergleich zu den konstitutionellen Monarchien anders gelagertes Verhältnis zur ersten Revolution verbunden. Zwischen den Polen des Aufgreifens und der Idee eines abermaligen Neuanfangs verorteten sich die Akteure der utopischen Republik von 1848 näher an einem Neuanfang. Eine Art Mimesis der ersten Revolution ab 1789 im Verhalten der 1848er wurde bereits von Zeitgenossen konstatiert und war in der Folge auch Gegenstand historiografischer Analysen.[24] In der postulierten Radikalität des Neuanfangs war für die Republikaner von 1848 nur die Situation der ersten Revolution mit der eigenen Gegenwart vergleichbar. Diese war so nicht nur ein zentraler Ausgangspunkt einer histori-

21 Zur Rückkehr der sterblichen Überreste Napoleons 1940: *Benjamin Marquart,* Held – Märtyrer – Usurpator. Der europäische Napoleonismus im Vergleich (1821–1869), Baden-Baden 2019.

22 Ein Beispiel hierfür ist einer der besten Kenner der Verfassungsgeschichte, sowohl der konstitutionellen Monarchien als auch der Zweiten Republik: *Paul Bastid*, Les institutions politiques de la monarchie parlementaire française, Paris 1954, S. 10.

23 Den lagerübergreifenden Charakter dieser Souveränitätskonzeption und deren lange Dauer betont auch *Sudhir Hazareesingh*, How the French Think. An Affectionate Portrait of an Intellectual People, New York 2015.

24 Geradezu klassisch sind die auch polemischen Betrachtungen von *Alexis de Tocqueville*, Souvenirs, Œuvres, papiers et correspondances, 18 Bde., Paris 1951–1990, Bd. 12, S. 75. Zentral in der Historiografie ist *Klaus Deinet*, Die mimetische Revolution. Oder die französische Linke und die Re-Inszenierung der Französischen Revolution im neunzehnten Jahrhundert (1830–1871), Stuttgart 2001.

schen Entwicklung, die zu einem positiven Ende geführt werden sollte, sondern auch eine goldene Ära, deren Handlungen mithin zum Vorbild der eigenen Revolution wurden. Hatte man von 1789 bis 1792 ein Ancien Régime der rechtlichen und politischen Privilegien überwunden, war die Situation von 1848 für zahlreiche Akteure absolut vergleichbar: Auch nun ging es um die Überwindung politischer Privilegien aus einer korrupten monarchischen Vorzeit, die der Inklusion der ganzen Nation in die neuen politischen Institutionen weichen musste.[25]

In ihren politischen Festen wurde für die 1848er dieser abermalige Neuanfang regelrecht greifbar. Dies gilt vor allem für die frühen spontanen wie offiziellen Feierlichkeiten nach der Februarrevolution. In den spontanen Festen im Rahmen oder kurz nach der Revolution zeigt sich besonders deutlich, wie der Neuanfang von 1848 in den alten, seit der Revolution von 1789 eingeübten Praktiken erfahrbar wurde: Die massenhaften und bald auch mit staatlichen Mitteln geförderten Pflanzungen von Freiheitsbäumen, oft begleitet von lebenden Freiheitsallegorien oder Mariannen, sowie die Zerstörung der Symbole des alten Regimes, besonders prominent in der Verbrennung von Louis-Philippes Thron auf dem Bastille-Platz, prägten die Pariser Szene, waren aber auch ein zentrales Medium der Verbreitung der Revolution im ganzen Land.[26]

Diese Erfahrung der republikanischen Einheit im Medium des politischen Festes machten bezeichnenderweise auch die politischen Führer und Initiatoren der offiziellen Festkultur der beginnenden Republik. In den ersten Monaten nach der Revolution waren diese offiziellen Feste überaus zahlreich: die Feier anlässlich der endgültigen Ausrufung der Republik vom 27. Februar, die Trauerfeier für die Gefallenen der Revolution am 4. März, die *fête de la fraternité* am 20. April, die Proklamation der Republik anlässlich der Eröffnungssitzung der Konstituanten sowie die *fête de la concorde* am 21. Mai. Als Triumphzüge oder Defilees mit starker Beteiligung von Nationalgarde und Militär waren die Feste schlicht gehalten und insofern äußerlich kein deutlicher Bruch zur Julimonarchie. Lediglich die *fête de la concorde*, maßgeblich von Ledru-Rollin orchestriert und mit aufwendigen Dekors an Maximilien de Robespierres *fête de l'être suprême* erinnernd, sprengte diesen Rahmen zu einem gewissen Grad.[27]

---

25 Vgl. *Pierre Rosanvallon*, Le sacre du citoyen. Histoire du suffrage universel en France, Paris 1992, S. 342–345.

26 Grundlegend: *Maurice Agulhon*, Fête spontanée et fêtes organisées à Paris en 1848, in: *Jean Ehrard/Paul Viallaneix* (Hrsg.), Les fêtes de la Révolution. Colloque de Clermont-Ferrand, Juni 1974, Paris 1977, S. 243–271. Klassisch zur Marianne: *Maurice Agulhon*, Marianne au combat. L'imagerie et la symbolique républicaine de 1789 à 1880, Paris 2001. Zum Ikonoklasmus: *Emmanuel Fureix*, Introduction, in: *ders.* (Hrsg.), Iconoclasme et révolutions. De 1789 à nos jours, Ceyzérieu 2014, S. 9–24. Speziell zum verbrannten Thron: *Rolf Reichardt*, Le trône brulé: un imaginaire iconoclaste dans la Révolution de février 1848, in: *Fureix*, Iconoclasme et révolutions, S. 142–152.

27 Einen guten Überblick über die Abläufe aller offiziellen Feste liefert der offizielle »Moniteur universel«, der sich exzellent durch Memoiren und frühe Historiografie politisch unterschiedlicher Couleur ergänzen lässt. Zum Beispiel *Odilon Barrot*, Mémoires posthumes d'Odilon Barrot, 2 Bde., Paris 1875–1876; *Daniel Stern [Marie d'Agoult]*, Histoire de la Révolution de 1848, Paris 1869; *Louis-Antoine Garnier-Pagès*, Histoire de la Révolution de 1848, 8 Bde., Paris 1866; *Louis Blanc*, Histoire de la Révolution de 1848, 2 Bde., Paris 1880.

So bezogen die Feste der frühen Zweiten Republik ihren eigenen Charakter weniger aus den Mitteln, derer man sich in ihrem Rahmen bediente, als aus den Einschätzungen und Interpretationen, die sie bei ihren Betrachtern auslösten. Dass die Pariser Bevölkerung auf die Feste extrem positiv reagierte und im Grunde keine Protestaktionen bekannt wurden, betonten sogar konservative Beobachter.[28] Für die lokalen Abwandlungen der Feste in ganz Frankreich untermauert die Historiografie dieses Bild.[29] Für einen großen Teil der politischen Führer waren die Feste ein privilegiertes Medium der neuen Republik, die die Vereinigung Frankreichs konkret erfahrbar machten. Das maßgeblich von Ledru-Rollin als Innenminister finanzierte und von George Sand als Autorin und weiblicher Vordenkerin der Republik geprägte »Bulletin de la République« ging am 21. April sogar so weit, die *fête de la fraternité* des Vortages und die in ihm erfolgte Akklamation der neuen politischen Zustände zum vollkommenen Abbild einer idealen, rousseauschen Republik zu machen. Diese antiparlamentarischen Implikationen waren der gemäßigt-republikanischen Kammermehrheit zwar fremd, doch auch ihre klügste außerparlamentarische Kommentatorin Marie d'Agoult urteilte in ihrer unter dem Pseudonym Daniel Stern verfassten Geschichte der Revolution aus der Rückschau, dass am 20. April eine wahre, wenn auch letztlich gescheiterte Zeitenwende erfahren wurde, welche die schönsten Tage der idealen griechischen Antike evoziert hatte.[30]

Das Fest anlässlich der Verkündung der neuen Verfassung der Republik am 12. November 1848 in Paris und am 19. November im Rest Frankreichs lässt sich dann in vielerlei Hinsicht als tragischer Abgesang auf diesen republikanischen Diskurs lesen, an den inzwischen nur noch die gemäßigten Republikaner um die Zeitung »Le National« glauben wollten. Infolge der mit erbitterter Härte niedergeschlagenen Juniaufstände hatte sich die republikanische Bewegung zunehmend aufgespalten und die Linke, bald *démocrates-socialistes*, *Rouges* oder *Montagne* genannt, in der verfassungsgebenden Nationalversammlung zahlreiche Abstimmungsniederlagen erfahren. Auch deshalb hatte sie sich zunächst von der verfassten Republik entfernt und lernte diese erst sukzessive in den Wahlen von 1849 bis 1850 wieder schätzen.[31] Die Sehnsucht der blauen National-Republikaner um Regierungschef Louis-Eugène Cavaignac, die Euphorie der Februartage wiederzubeleben, lässt sich exemplarisch in einer Erklärung lesen, die der ehemalige Innenminister Antoine Marie Jules Sénard im Namen der Festkommission verlas. In seinem Glauben, die Feier der Verfassung als Fest aller Franzosen nur unter freiem Himmel abhalten zu können, griff er sogar die rousseauschen Fantasien George Sands vom 21. April auf. Nur eine solche Veranstaltungsform erschien ihm aufgrund der in ihr zum Ausdruck kommenden Analogie zwischen öffentlichem Raum und öffentlicher Ver-

28 Vgl. *Odilon Barrot*, Mémoires posthumes d'Odilon Barrot, 2 Bde., Paris 1875–1876, Bd. 2, S. 78 und 178.

29 Vgl. exemplarisch *Alain Corbin*, Archaïsme et modernité en Limousin au XIXe. siècle, 1845–1880, Paris 1975, S. 708–709.

30 *Stern*, Histoire de la Révolution de 1848, S. 327.

31 Vgl. *Maurice Agulhon*, 1848 ou l'apprentissage de la République. 1848–1852, Paris 1992, S. 105–108.

fassung dem Anlass angemessen.[32] Bedenken, dass eine solche Feier im Spätherbst auch meteorologische Gefahren in sich tragen könne, wischte er mit diesen hehren pädagogischen Zielen schnell beiseite. In der starken Einbeziehung der Kirche in die Feierlichkeiten wie auch in Cavaignacs Zirkularen an die Administration lag sicher auch ein konservativer Impetus, zugleich jedoch verweist die religiöse Fundierung auf die aus republikanischer Sicht weitgehend positive Rolle der Kirche in den Februartagen.

In Paris wie im Rest Frankreichs bestand das Fest insbesondere aus der Lektüre der Verfassung, welche bereits im ersten Satz ihrer Präambel die Republik zur »definitiven« und mithin abschließenden Regierungsform erklärte. Wenig zur Wirkung dieser Erklärung dürfte allerdings beigetragen haben, dass nach der Präambel noch, wenig zuhörerfreundlich für eine öffentliche Lektüre, insgesamt 116 Artikel der längsten Verfassung des 19. Jahrhunderts folgten. Vielerorts prägten die Feierlichkeiten auch visuelle didaktische Elemente wie eine Statue der Republik von Étienne-Jules Ramey auf der Pariser *Place de la Concorde*. Mit Lorbeerkranz statt der phrygischen Mütze ausgestattet, widmete ihr Victor Hugo – Ende 1848 noch Unterstützer der Kandidatur Louis-Napoléon Bonapartes für die Präsidentschaft und erst am Anfang seines Weges zum Republikanismus – ein Gedicht, in der er sie als »Gipsgespenst« verspottete.[33] Den Witterungsbedingungen angemessen war die Reaktion der Pariser Bevölkerung, wie auch im Rest Frankreichs, eher unterkühlt und nahm die ›Republik gegen die Republikaner‹ nach der Wahl Louis-Napoléon Bonapartes zum Präsidenten am 10. Dezember und einer konservativen Parlamentsmehrheit – bald Ordnungspartei genannt – am 13. Mai 1849 vorweg.[34]

Die neue und durchaus innovative symbolische Politik einer gemäßigten Republik, die sich im Verfassungsfest abzuzeichnen begann, blieb so letztlich ohne unmittelbare Folgen für die Zweite Republik, was ihrem partiellen Wiederaufgreifen seit der Dritten Republik jedoch keinen Abbruch tat.[35] Dennoch lädt ihr Scheitern dazu ein, zu dem eingangs des Kapitels skizzierten Grundwiderspruch französischer Verfassungskultur zwischen liberalem Anspruch und Exklusion zurückzukehren. Allen Träumen von einer republikanischen Einstimmigkeit und einer endgültigen Überwindung der postrevolutionären Pluralität zum Trotz machten sowohl die gemäßigten Verfassungsväter als auch die Linke nach dem Scheitern des Aufstands

32 Vgl. *Jacqueline Lalouette*, Célébrer la constitution: La fête du 19 Novembre 1848 dans les départements de l'Allier, du Cantal, de la Haute-Loire et du Puy-de-Dôme, in: *Jean-Eric Iung* (Hrsg.), Fidélité républicaine et monde rural, 1848–1851, Aurillac 2001, S. 111–141, hier: S. 112.

33 *Victor Hugo*, Souvenirs personnels, 1848–1851, Paris 1952, S. 112.

34 Die Aufnahme der Pariser Bevölkerung lässt sich gut in den Tageszeiten vom konservativen »Journal des débats« über den »Siècle« und den »National« bis zur »Réforme« nachvollziehen, gerade weil sie in der Einschätzung durchaus abweichen. Die Memoiren liefern für das Fest teils beredtes Schweigen, teils sehr knappe Berichte. Für einige Departements: *Lalouette*, Célébrer la constitution, S. 117–136.

35 Ein gutes Beispiel hierfür ist der von Maurice Agulhon detailliert untersuchte Wettbewerb für die *figure symbolique de la République française*, der am 13. März im »Bulletin de la République« angekündigt worden war. Einer der Preisträger, Jean-Jacques Barre, schuf nicht nur den Entwurf, der für die erste französische Briefmarke ausgewählt wurde, sondern auch die Allegorie der Republik mit Strahlenkrone, die noch heute das Siegel der Republik ist. *Agulhon*, Marianne au combat, S. 129–134; *Albert Boime*, The Second Republic's Contest for the Figure of the Republic, in: The Art Bulletin 53, 1971, H. 1, S. 68–83.

vom 13. Juni 1849 in extremis mit den liberalen Implikationen der demokratischen Verfassung ernst und akzeptierten ihre Wahlniederlagen. Auch den Initiatoren des Aufstands sollte man allerdings zugutehalten, dass sie sich gegen einen klaren Verfassungsbruch der neuen Machthaber wandten. Die Verfassung statuierte im fünften Paragrafen der Präambel nicht nur, dass Frankreich ausländische Nationalitäten respektiere, sondern keinen Eroberungskrieg unternehme und vor allem seine Streitkräfte nie »gegen die Freiheit irgendeines Volkes« richte. Die Expedition nach Rom gegen die kurzlebige Republik und zugunsten des Papstes lässt sich mit diesen Artikeln kaum rechtfertigen, was die Führer der neuen rechten Parlamentsmehrheit und Louis-Napoléon Bonaparte auch nicht einmal versuchten.

## II. Gegengeschichten

In der Auseinandersetzung mit dem Diskurs vom konstitutionellen Ende der Geschichte hatten Oppositionelle im postrevolutionären Frankreich zwei Möglichkeiten: die radikale Ablehnung der bestehenden Verfassung, in der Regel im Namen eigener Verfassungsentwürfe, oder den Versuch, auch gegen Widerstände von Verfassungsvätern auf Grundlage einer bestehenden Verfassung Gegengeschichten und damit auch alternative Zukunftsvisionen zu entwerfen und so auf eine Reform der aktuellen Institutionen hinzuarbeiten. Scheinbar paradox angesichts des Scheiterns aller Verfassungen bis 1851 war die zweite Option in den meisten Phasen des Untersuchungszeitraums präsent. Dies lag, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, vor allem in der Polysemie der modernen Repräsentativverfassung begründet, die teils unbewusste Lernprozesse begünstigte, welche hinter den sich in Revolutionen entladenden Verwerfungen der Jahre 1814 bis 1851 oftmals verborgen blieben. Auch da sie für eine Integration qua Verfassung deutlich produktiver war, soll im Folgenden vor allem die zweite Option im Vordergrund stehen.

Zu einer politischen Massenbewegung wurde die Fundamentalopposition vor allem in den ersten Jahren der Julimonarchie von 1831 bis 1835. Neben den zu Legitimisten gewordenen Royalisten, die die Julimonarchie im Namen einer angeblich natürlichen Verbindung Frankreichs zur bourbonischen Hauptlinie fundamental ablehnten und sich neben einer Art innerer Emigration hoffnungslosen Putschversuchen widmeten[36], war dies vor allem die sich bald offen republikanisch gebende äußere Linke. Die schnell von den parlamentarischen Eliten kanalisierte Julirevolution hatte bei dieser für eine extreme Enttäuschung gesorgt, die sich zusammen mit einer ökonomischen Krise in mehreren brutal niedergeschlagenen Pariser und Lyoner Aufständen 1831, 1832 und 1834 Bahn brach. Aus dieser Konstellation entstand auch ein spezifischer oppositioneller Verfassungsdiskurs, der vor allem die revolutionäre Tradition in den Vordergrund stellte und dem die großen republikanischen

36 Die Jahre der Julimonarchie waren aufseiten des Legitimismus dennoch eine Zeit, um neue politische Entwürfe auch in Auseinandersetzung mit der »Charte constitutionnelle« zu entwickeln: *Robert Gildea*, The Past in French History, New Haven 1994, S. 299–304. Über das Verhältnis des Royalismus zum (allgemeinen) Wahlrecht informiert *Stéphane Rials*, Les royalistes français et le suffrage universel au XIXe siècle, in: *ders.*, Révolution et contre-révolution au XIXe siècle, Paris 1987, S. 153–160. Vgl. auch *ders.*, Le Légitimise, Paris 1983.

Klubs, die »Société des amis du peuple« und die »Société des droits de l'homme et du citoyen«, einen Rahmen der Organisation und Verbreitung boten. Die »amis du peuple« hatten 1830 in Paris geschätzt 1.000 Mitglieder, waren aber insgesamt noch von bürgerlichen Eliten dominiert. Die »Société des droits de l'homme« wurde erst bedeutend, nachdem die »amis du peuple« infolge der polizeilichen Untersuchungen nach dem Juniaufstand von 1832 schließen musste. Die nach eigenen Angaben 1833 in Paris bereits 4.000 Mitglieder starke Gesellschaft mit mehreren lokalen Ablegern integrierte in höherem Maße als ihre Vorgängerin auch städtische Handwerker und Industriearbeiter. In den Publikationen der »Société des droits de l'homme« betonte man die Respektabilität des einfachen Volkes, das sich in minutiös geregelten Sitzungen an der öffentlichen Lektüre revolutionärer Verfassungstexte beteilige. Bezeichnenderweise war die »unsterbliche Deklaration«, die man ins Zentrum auch des Namens der Gesellschaft rückte, nicht etwa die Erklärung der Menschen und Bürgerrechte von 1789, sondern jene, die Robespierre am 24. April 1793 in den Nationalkonvent eingebracht hatte.[37] In den Augen des Bürgertums diskreditierten sich die Gesellschaften mit dieser Tätigkeit freilich weitgehend, und so war es den Machthabern relativ einfach möglich, auch einen publizistischen Sieg gegen die Linke einzufahren. Die langfristige Bedeutung der Jahre 1831 bis 1835 lag somit nicht in einer akuten Destabilisierung der Julimonarchie, sie war eher ein schleichendes Gift, das für die bald dominierenden konservativen Liberalen, *parti de la Résistance* genannt, jede Reformforderung auch konstitutioneller Opposition unter den Generalverdacht stellte, als trojanisches Pferd dem Untergang der Monarchie Vorschub zu leisten. Für ihre Führer wie den dominierenden Minister der 1840er-Jahre François Guizot war diese Monarchie als Folge der letzten und definitiven Revolution Frankreichs nach 1789 vor allem in ihrer aktuellen Gestalt und mittels des zunehmend als skandalös empfundenen restriktiven Zensuswahlrechts zu bewahren.[38] Die daraus resultierende Sklerose der 1840er-Jahre verhinderte jede Reform der Julimonarchie und machte die konstitutionelle Monarchie in den Augen weiter Teile der auch gemäßigten Linken endgültig zum System der Exklusionen und mithin ohne Zukunft, verweigerte das Ministerium doch Gruppen das Wahlrecht, die bereits seit der Restauration als Leser von Tageszeitungen, im Rahmen politischer Bankette oder von Trauerzügen für gestorbene Parlamentarier regen Anteil am nationalen politischen Leben nahmen.[39] Seit 1831 konnten weiterhin zahlreiche dieser Franzosen an lokalen Wahlen teilnehmen und als National-

37 *Jean-Jacques Vignerte*, Au rédacteur en chef du National, Paris 1833; Sociéte des droits de l'homme et du citoyen. [Reglement], in: Les révolutions du XIXe siècle. 1830–1834, Bd. 3. Ausführlich zu diesem republikanischen Verfassungsdiskurs und seinen publizistischen und juristischen Folgen: *Rausch*, Konstitution und Revolution, S. 214–231. Zu den Strukturen der *Sociétés*: *Pamela M. Pilbeam*, Republicanism in Nineteenth-Century France, 1814–1871, Basingstoke/New York 1995, S. 99.

38 So zum Beispiel in einer Rede am 15. Februar 1841 in der Diskussion einer sehr bescheidenen Wahlrechtsreform des dynastischen Oppositionellen Théodore Ducos: *François Guizot*, Histoire parlementaire de France. Recueil complet des discours prononcés dans les Chambres de 1819 à 1848, 5 Bde., Paris 1863–1864, Bd. 3, insb. S. 557–563.

39 Vgl. *Vincent Robert*, Le temps des banquets. Politique et symbolique d'une génération (1818–1848), Paris 2010; *Fureix*, La France des larmes.

gardisten ihre Offiziere wählen.[40] Zunächst als Zugeständnisse an die Revolutionäre von 1830 gedacht, ließen diese Wahlgesetze den Zensus auf der nationalen Ebene und dessen Legitimation als Auslese politisch ›fähiger‹ Wähler immer grotesker erscheinen. Die Revolution von 1848 war so direkte Folge einer Spirale aus Generalverdacht, Repression und Eskalation politischer Konflikte.

Diese Spirale stand auch am Ende der Restauration in den Julitagen von 1830, dennoch waren die Jahre vor 1830 als Lehrjahre konstitutioneller Opposition fruchtbarer als die Zeit der Julimonarchie. Die Janusköpfigkeit der »Charte constitutionnelle« und die anfangs zurückhaltende Politik vor allem Ludwigs XVIII., zu Beginn seiner Herrschaft aber auch Karls X., ermöglichten tatsächlich mehrere innenpolitische Kurswechsel zwischen royalistischen und moderat liberalen Ministerien, die sich auf wechselnde Parlamentsmehrheiten stützten. Besonders bezeichnend ist, dass sich auch die der bourbonischen Dynastie relativ indifferent gegenüberstehenden Liberalen über die lange Phase der Jahre 1820 bis 1827 unter den tendenziell nach rechts rutschenden Ministerien Armand-Emmanuel du Plessis, Duc de Richelieu und Joseph de Villèle weitgehend auf eine Opposition im Verfassungsrahmen verlegten. Wie Robert Alexander zeigen konnte, lag diese Strategie auch in der Erfahrung begründet, dass der zwar kleine, aber öffentlichkeitswirksame revolutionäre Flügel des Liberalismus mit seinen Aktionen der Jahre 1820 bis 1823 den Wahlchancen der gesamten liberalen Bewegung schadete.[41] Vor diesem Hintergrund erfolgte nach der verheerenden Wahlniederlage von 1824 und just mit dem Wechsel zum als Ultra verschrienen Karl X. eine Besinnung fast aller Schattierungen des Liberalismus auf die Oppositionsarbeit innerhalb der Charte, die in den Wahlen von 1827 spektakuläre Erfolge nach sich zog.[42] Dass diese Fokussierung

40 Das Gesetz vom 21. März 1831 verlieh je nach Größe der Kommune zwischen 10 % (Dörfer mit unter 1.000 Einwohnern) und circa 5 % (große Städte mit über 15.000 Einwohnern) der gesamten Bevölkerung Stimmrecht für die Wahlen. Insgesamt konnten 1834 nach offiziellen Zahlen 2.872.089 Franzosen ihre Vertreter auf Munizipalebene wählen, die Wahlbeteiligung sollte sich in den folgenden Jahren zwischen 50 und 70 % einpendeln. Zu den lokalen Wahlen: *Christine Guionnet*, L'apprentissage de la politique moderne. Les élections municipales sous la monarchie de Juillet, Paris 1997. Die Wahlen der Nationalgarde umfassten im Vergleich zu den Munizipalwahlen sogar einen noch weiteren Personenkreis. Das Gesetz vom 22. März 1831 gab gemäß den Berechnungen von Louis Girard 3.781.206 Nationalgardisten das Wahlrecht, auch wenn die Wahlbeteiligung in manchen Departements wie Bouches-du-Rhône 1837 gerade einmal 10% betrug. Vgl. *Louis Girard*, La Garde nationale, 1814–1871, Paris 1964, S. 211 f. Zur Nationalgarde in Paris und den Departements: *Mathilde Larrère*, L'urne et le fusil. La Garde nationale parisienne de 1830 à 1848, Paris 2016; *Axel Dröber*, Nation, Militär und Gesellschaft. Die französische Nationalgarde in Rennes, Lyon und Paris, 1814–1848, Heidelberg 2022.

41 Die spektakulärsten Aktionen waren die Pariser Verschwörung von 1820 um die nach ihrem Treffpunkt als »Bazar français« bekannt gewordenen Militärs, die Versuche, Erhebungen in Belfort (1821), Saumur und La Rochelle (beide 1822) zu organisieren, sowie die abermals auf das Überlaufen des Militärs ausgerichtete Aktion während des Spanienfeldzuges von 1823. Vgl. *Robert S. Alexander*, Re-writing the French Revolutionary Tradition. Liberal Opposition and the Fall of the Bourbon Monarchy, Cambridge 2003.

42 Biografien, die dem durchaus schillernden Karl X. gerecht werden, sind relativ rar. Zu nennen sind vor allem: *Vincent W. Beach*, Charles X of France. His Life and Times, Boulder 1971; und eher literarisch angelegt: *Jean-Paul Clément*, Charles X. Le dernier Bourbon, Paris 2015. Zu den Wahlen von 1827: *Sherman Kent*, The Election of 1827 in France, Cambridge 1975, sowie meine Ausführungen: *Rausch*, Konstitution und Revolution, S. 149–161.

der liberalen Bewegung auf die Charte aus der Defensive gelingen konnte, lag an der modernen Repräsentativverfassungen inne liegenden Polysemie, der bezeichnenderweise auch die Provokation der Präambel wenig entgegensetzen konnte. Auch wenn die Charte seitens der Restaurationsmonarchen in eine vorgeblich lange Geschichte royaler Reformen eingebettet werden mochte, trug sie in sich doch die Erfahrung und die Auseinandersetzung mit den rechtlichen Errungenschaften und der schwierigen konstitutionellen Synthese der Revolution. An diese alternativen Geschichten konnten die Liberalen der Restauration anknüpfen und auf deren Basis alternative Zukunftsentwürfe und eine entsprechende Weiterentwicklung der Charte imaginieren. Dieses ermöglichende Potenzial der modernen Verfassung lässt sich in Anlehnung an den politischen Theoretiker Jan-Werner Müller als normativen Überschuss fassen.[43] Die Auseinandersetzung mit dem Fall des postrevolutionären Frankreichs zeigt, wie sehr der normative Überschuss als Integrationsmechanismus gerade aus der Verschränkung von Vergangenheits- und Zukunftsentwürfen an Kraft gewinnen kann.

Die Attraktivität der Opposition im Namen des normativen Überschusses zeigte sich auch im Rahmen eines politischen Rituals, das von seinen Initiatoren als triumphale Aufführung der Rückkehr Frankreichs auf seinen natürlichen Weg unter seiner legitimen Dynastie geplant wurde: die Krönung Karls X.[44] Diese folgte in ihrem Ablauf von der Entrée des Königs am 28. Mai in Reims über die eigentliche Krönungszeremonie am 29. Mai 1825 nebst den Zeremonien der königlichen Orden und einer Reliquienschau inklusive anschließender ›Heilung‹ der Skrofeln in der Tradition der ›wundertätigen Könige‹ minutiös den Traditionen des Ancien Régime.[45]

---

43 *Jan-Werner Müller*, Verfassungspatriotismus, Berlin 2010.

44 Minutiöse Darstellungen der Krönung in Reims bieten die zeitgenössischen Werke *Achille Darmaing*, Relation complète du sacre de Charles X avec toutes les modifications introduites dans les prières et les cérémonies, et la liste de tous les fonctionnaires publics qui ont été appelés au sacre par lettres closes, Paris 1825; *François Miel*, Histoire du sacre de Charles X, dans ses rapports avec les beaux-arts et les libertés publiques de la France, ornée de quatre planches gravées, Paris 1825. Die Einschätzungen der Krönung in der Historiografie divergieren teils von der hier präsentierten Einordnung in die Verfassungskultur der Restauration. In Sheryl Kroens Darstellung der offiziellen Repräsentation der Monarchie, die auch Natalie Scholz übernahm, wird die Krönung zumeist als Teil einer allgemeinen Klerikalisierung der Politik der Restauration unter dem späten Kabinett Villèle und mit tatkräftiger Mithilfe des neuen Monarchen gedeutet, die den Untergang der Monarchie befeuert habe, *Sheryl Kroen*, Politics and Theater. The Crisis of Legitimacy in Restoration France, 1815–1830, Berkeley 2000, S. 116–120; *Natalie Scholz*, Die imaginierte Restauration. Repräsentationen der Monarchie im Frankreich Ludwigs XVIII., Darmstadt 2006, S. 66 f. Eine nuanciertere Deutung der Krönung im Rahmen der Klerikalisierung nach 1825 bietet *Emmanuel de Waresquiel*, Le sacre de Charles X et le tournant de 1825, in: *Jean-Claude Caron/Jean-Philippe Luis* (Hrsg.), Rien appris, rien oublié? Les Restaurations dans l'Europe postnapoléonienne (1814–1830), Rennes 2015, S. 329–340. Eher kunst- und religionsgeschichtliche Einordnungen, die naturgemäß die traditionellen Elemente betonen, finden sich bei *Françoise Waquet*, Les fêtes royales sous la Restauration ou l'Ancien Régime retrouvé, Genève 1981, und *Landric Raillat*, Charles X. Le sacre de la dernière chance, Paris 1991.

45 In Marc Blochs Klassiker zur französischen Mentalitätsgeschichte firmiert die Krönung Karls X. als eine Art Abgesang auf ein Ritual, an das selbst große Teile der extremen Rechten nicht mehr glauben wollten, *Marc Bloch*, Les Rois thaumaturges. Étude sur le caractère surnaturel attribué

Gerade in der Krönungszeremonie in der Kathedrale schlichen sich jedoch weitere Bedeutungsschichten ein, konnte man doch die inzwischen auch unter royalistischen Politikern ob der neuen Einflussmöglichkeiten im Parlament überaus populäre Verfassung kaum übergehen. In einem dekorativen Fries an den Zuschauertribünen wurden 40 französische Könige mit den bedeutendsten Errungenschaften ihrer Regierungszeit dargestellt – für Ludwig XVIII. rückte man die »Charte constitutionnelle« in den Vordergrund. Weiterhin war die Verfassung im Rahmen der Krönung auch in ihren Amtsträgern und in der charakteristischen Ambivalenz der Restauration präsent. Die zentralen Plätze um den Thron besetzten die Mitglieder der königlichen Familie sowie die Würdenträger des Hofes. Auch den Botschaftern der europäischen Höfe wurde als Repräsentanten ihrer Monarchen eine herausgehobene Stellung beigemessen, während die Vertreter der beiden Kammern im Querschiff Platz nahmen. Hinzu kam jedoch auch die punktuelle Privilegierung einzelner Vertreter der neuen Institutionen. Als Träger der königlichen Insignien Schwert, Zepter, Krone und *main de justice* fungierten die schon im Kaiserreich in diese Würde eingesetzten Marschälle und später sämtlich zu Pairs ernannten Bon-Adrien Jeannot de Moncey, Jean-de-Dieu Soult, Jean-Baptiste Jourdan und Édouard Mortier. Besonders argwöhnisch wurden von der liberalen Öffentlichkeit die Formeln der Krönungszeremonie beäugt. Diese wurde an mehreren Stellen im Vergleich zu den Gebräuchen des Ancien Régime modifiziert. So strich man zum Beispiel in der Rede des Erzbischofs im Rahmen der Salbung die noch bei Ludwig XVI. verwendete Passage, dass der König jeden »gemäß seinem Stande« regiere; wie der zeitgenössische Chronist der Krönung und Redakteur des »Constitutionnel« Achille Darmaing nicht ohne Freude bemerkte, aufgrund des inhärenten Widerspruchs der Passage zum in Art. 1 der Charte festgelegten Grundsatz der Rechtsgleichheit. Besonders prominent und explizit wurde die Integration der Charte jedoch im umgestalteten Schwur des Königs durchgeführt, der seit 1814 gemäß Art. 74 auch die Beachtung der Charte zu schwören hatte. Karl X. kam dieser Obliegenheit 1825 nach, indem er garantierte, »gemäß den Gesetzen des Königreiches und der Charte constitutionnelle zu regieren und diese treu zu befolgen«.

Ähnlich wie bei der Verkündung der Charte fand auch bei der Krönung ein öffentlicher Umdeutungsprozess statt. Der »Constitutionnel«, auflagenstärkstes liberales Organ, widmete der Krönung bereits im Vorfeld eine Serie von fünf Leitartikeln, welche diese in ihrer historischen und aktuellen Bedeutung situierten. Zur Grundprämisse wurde dabei deren grundlegend neue Bedeutung im Rahmen der konstitutionellen Monarchie: Die Charte erwähne die Krönung sowie den in ihrem Rahmen zu leistenden Schwur explizit. Hierarchisch sei die Krönung der Verfassung somit untergeordnet und werde zu einer »Verfassungsfeier«.[46] Der eindeutige Höhepunkt war selbstverständlich der Schwur des neuen Königs auf die Verfassung. Dieser war für den »Constitutionnel« ein endgültiger Abgesang auf die Institutionen der alten Monarchie, die für die neue konstitutionelle Monarchie gestorben seien.[47] Dass der Wille der liberalen Öffentlichkeit zur Umdeutung der Krönung

à la puissance royale particulièrement en France et en Angleterre, Straßburg/Paris 1924, S. 402–405.

46 Le Constitutionnel, 27.5.1825.

47 Le Constitutionnel, 1.6.1825.

durch deren allzu traditionellen Teile – insbesondere die Heilung der Skrofeln erschien zahlreichen Betrachtern schlicht lächerlich – und den innenpolitischen Kontext auch auf eine harte Probe gestellt wurde, zeigte die nach der positiven Überraschung des Schwurs rasch abkühlende Berichterstattung. Der »Courrier français« bedauerte bereits am 4. Juni, dass man die Krönung nicht um ein Fest für den Jahrestag der Charte ergänze, was das ministerielle Blatt »L'Étoile« dazu veranlasste, seinem politischen Gegner Träume von republikanischen Festen zu unterstellen.[48] Auch die Entrée des Königs nach Paris Anfang Juni malten die meisten Zeitungen in tristen Farben, zu sehr habe die Politik der Regierung auf die Stimmung der Bevölkerung gewirkt.[49] Während die großen liberalen Zeitungen ungeachtet aller Kritik durchaus im Rahmen der über Jahre eingeübten Umdeutung der monarchischen Repräsentation zu einer Verpflichtung auf die Charte verblieben, nutzten manche Vertreter der äußeren Linken die Krönung auch zu einem Frontalangriff auf die Restauration. Mit seinem Lied »Le sacre de Charles le simple«, das ihm 1828 neben anderen Werken seine zweite Gefängnisstrafe einbringen sollte, setzte Pierre-Jean de Béranger der Krönung ein Denkmal, das vor allem deren Anachronismen verhöhnte und die anwesenden Würdenträger der neuen Institutionen, die bereits Napoleon gefolgt waren, als prinzipienlose Kleptokraten darstellte.[50]

Dass Charles ungeachtet dieses Willens der politischen Linken, auf eine Reform im Rahmen der populären Verfassung hinzuarbeiten, zwar nicht 1825 aus einer Position der Stärke, sondern 1830, als die Liberalen die Früchte ihrer konstitutionellen Opposition ernten wollten, eine brutale Verneinung einer kontraktualistischen und parlamentarischen Deutung der Charte formulierte, verweist auf die Aporien, die dem Appell an den normativen Überschuss im postrevolutionären Frankreich stets drohten. Vor allem auf der politischen Rechten war man stets versucht, den alternativen Zukunftsentwürfen oppositioneller Gruppierungen ein Ende der Geschichte entgegenzusetzen, in dessen Namen auch Transgressionen der Verfassungsordnung wie die Juliordonnanzen Karls im Jahr 1830 legitim erschienen. Dass sich die konservativeren Teile des Restaurationsliberalismus nach der Julirevolution ähnlich verhielten wie ihr royaler Gegenspieler zuvor, entbehrt nicht einer gewissen Tragikomik.

Dass die Polysemie der Repräsentativverfassung dennoch für Oppositionen attraktiv blieb, zeigte sich dann vor allem in der Zweiten Republik, die mit einer neuen Konstellation noch einmal Lernprozesse anstieß, welche langfristig eine stets prekäre konstitutionelle Befriedung des postrevolutionären Frankreichs in den Bereich des Möglichen rückten. Nach den brutalen Wahlniederlagen der blauen Republikaner im Dezember 1848 und Mai 1849 prägte die republikanische Bewegung

48 *Georges Clause*, Les réactions de la presse et de l'opinion au sacre de Charles X, in: Le sacre des rois, Paris 1985, S. 289–303, hier: S. 292.

49 *Landric Raillat*, Les manifestations publiques à l'occasion du sacre de Charles X ou les ambiguïtés de la fête politique, in: *Alain Corbin/Noëlle Gérôme/Danielle Tartakowsky* (Hrsg.), Les usages politiques des fêtes aux XIXe-XXe siècles, Paris 1994, S. 53–61. Für die in zahlreichen Pariser Theatern aufgeführten und durch öffentliche Mittel geförderten *pièces de circonstances* konstatierte Jean-Claude Yon eine kühle und teils von Protesten geprägte Aufnahme des Publikums, *Jean Claude Yon*, La mise en scène du pouvoir sur les scènes parisiennes lors du sacre de Charles X, in: *Caron/Luis*, Rien appris, rien oublié?, S. 341–351.

50 *Pierre-Jean de Béranger*, Œuvres de P.-J. de Béranger, Paris 1867, Bd. 2, S. 139–141.

eine Wiedervereinigung unter roten Vorzeichen wie ein neues Verständnis des Verhältnisses von Geschichte und republikanischer Verfassung. An die Stelle eines mit der republikanischen Vereinigung der Nation unmittelbar anbrechenden goldenen Zeitalters trat nun die Vorstellung einer permanenten Erziehungsarbeit im Rahmen konstitutioneller Institutionen, welche die endgültige Verankerung der Republik nach sich ziehen musste.

Diese Lehre der demokratischen Republik fand vor allem in den roten Hochburgen des Südostens, der Departements zwischen Alpen und Zentralmassiv sowie der großen Städte statt. Ihre Träger waren die republikanischen Organisationen vor Ort, die ihre Aktion vor allem auf die großen Wahlkämpfe des Jahres 1849 und mehr noch die zahlreichen Nachwahlen des Jahres 1850 richteten.[51] Die republikanische Verfassung, die nach dem Schock der Juniaufstände 1848 vor allem das Werk der gemäßigten Republikaner und der ehemaligen dynastischen Opposition der Julimonarchie war, hatten die roten Republikaner zunächst aufgrund des starken Präsidenten und der weitgehend fehlenden sozialen Grundrechte abgelehnt und dieser eine idealisierte »wahre Republik« entgegengestellt. In der konkreten politischen Auseinandersetzung vor Ort lernte man jedoch bald die Garantie zu schätzen, welche die Verfassung bot: Grundrechte, allgemeines Männerwahlrecht und repräsentative Institutionen stellten sicher, dass sich eine ideale Republik auf evolutionärem Weg erreichen ließ. Dieses neue Verhältnis zur verfassten Republik lässt sich auch in der populären Bildkultur nachvollziehen. Anfang 1850 veröffentlichte die »Propagande démocratique et sociale«, eine Ende 1848 gegründete Assoziation zur Unterstützung der demokratischen und sozialen Republik, eine Lithografie der Künstlerin Marie-Cécile Goldsmid mit dem Titel »Le sommeil du Peuple« (Der Schlaf des Volkes).[52] Sie zeigt eine Allegorie der Republik als Marianne in der volkstümlich-kämpferischen Darstellung mit phrygischer Mütze und wehender Toga, die sich deutlich von der Bildsprache des Verfassungsfestes von November 1848 abgrenzte. Lediglich die Rottöne ihrer Fackel und Mütze erleuchten eine nächtliche Szenerie, in der die Republik ein unter einer steinernen und mit Faszien bewehrten Verfassungstafel schlafendes Volk beschützt. Dieses Volk wird von einem Nationalgardisten, einem einfachen Arbeiter und einem Bürger im Ausgehanzug verkörpert. Die Kraft dieser Klasseneinheit aus den Februartagen symbolisiert ein ebenfalls schlafender Löwe, auf den sich die drei anderen Männer gebettet haben. Beschützt wird die Gruppe vor einer sich verstohlen anschleichen-

51 Zahlreiche Lokalstudien widmeten sich dieser Republik jenseits der Pariser Szene, um nur einige herausragende Beispiele zu nennen: *Maurice Agulhon*, La République au Village. Les populations du Var de la Révolution à la Seconde République, Paris 1970; *ders.*, Une ville ouvrière au temps du socialisme utopique. Toulon de 1815 à 1851, Paris 1970; *Corbin*, Archaisme et modernité en Limousin au XIX. siècle; *Raymond Huard*, Le mouvement républicain en Bas-Languedoc, 1848–1881. La préhistoire des partis, Paris 1982; *Peter McPhee*, The Politics of Rural Life. Political Mobilization in the French Countryside, 1846–1852, Oxford/New York 1992; *Laurent Le Gall*, L'électeur en campagnes dans le Finistère. Une Seconde République de Bas-Bretons, Paris 2009; *Thomas Stockinger*, Dörfer und Deputierte. Die Wahlen zu den konstituierenden Parlamenten von 1848 in Niederösterreich und im Pariser Umland (Seine-et-Oise), Wien 2012.

52 Vgl. *Raimund Rütten*, Republik im Exil. Frankreich 1848 bis 1851: Marie-Cécile Goldsmid – Citoyenne und Künstlerin – im Kampf um eine République universelle démocratique et sociale, Hildesheim 2012.

den und bewaffneten Gruppe, in der deutlich die parlamentarischen Führer der Ordnungspartei auszumachen sind: in vorderster Front der orléanistische General Antoine de Gramont und Pierre Jules Baroche, der als *procureur général* in Paris die Repression der republikanischen Presse besonders vorangetrieben hatte. Geschoben wird Baroche vom kleinwüchsigen Adolphe Thiers, der so seine Rolle als Strippenzieher der Konservativen einmal mehr bestätigte. Weiterhin sticht Charles de Montalembert hervor, der den breitkrempigen Hut des Kirchenmanns in der Luft schwenkt. Diese dichotomische Vorstellung einer wahren Republik, die nur durch die endgültige Überwindung ihrer korrupten, in der Bevölkerung nicht verankerten Gegner zu erreichen war, zeigt, wie stark auch die republikanische Linke in einem antipluralistischen Verfassungsdiskurs verhaftet blieb.

Abbildung 2: Marie-Cécile Goldsmid, Le sommeil du Peuple, 1850, Lithographie, BnF Paris, De Vinck 15826.

Die Jahre 1849 und 1850 weisen jedoch nicht nur wegen des neuen Verhältnisses der Linken zur verfassten Republik über die Zweite Republik hinaus, sondern auch wegen einer neuen politischen Konstellation. Der republikanischen Linken standen politische Widersacher gegenüber, die wie sie das Ende ihrer Gegner erträumten. Sie waren jedoch mindestens temporär und aus einer Position der Stärke bereit, diesen Kampf im Rahmen der republikanischen Institutionen zu führen.[53] Gegen das Urteil des allgemeinen Männerwahlrechts konnte man auf der Linken, zumindest wenn man mit dem eigenen Anspruch ernst machte, keinen Widerspruch

53 Zu dieser konservativen Erfahrung der Republik: *Christopher Guyver*, The Second French Republic 1848–1852. A Political Reinterpretation, London 2016.

einlegen und verlegte sich nach einigem Zögern auf eine konstitutionelle Reformpolitik. Eine endgültige Akzeptanz einer demokratischen Republik aufseiten der Rechten war jedoch in diesen Jahren noch nicht möglich, zu verlockend waren die Systemalternativen der Vergangenheit zwischen bonapartistisch-imperialer Diktatur oder einer Restauration der konstitutionellen und zensitären Monarchie, denen man abermals zutraute, weitere Revolutionen zu verhindern, ohne eine konstitutionell eingehegte Republik akzeptieren zu müssen. Für diese Optionen war man noch immer zur Transgression der Verfassungsordnung bereit, solange sich diese im Namen des Schutzes der Gesellschaft vor einem illegitimen Gegner vollzog. Deutlich wird dieses in zwei Artikeln des »Journal des débats«, das als zentrales Organ der liberaleren Schattierungen der Ordnungspartei die Erfahrung der Wahlen von 1849 und 1850 reflektierte. Am 20. Mai 1849 setzte sich ein ausführlicher Leitartikel mit den Überraschungen des allgemeinen Wahlrechts auseinander und betonte, dass gerade für Politiker, die diesem Wahlrecht immer kritisch gegenübergestanden hätten, die richtigen Lehren aus den Wahlen zu ziehen seien. Die Wahlen hätten zwar nicht die erhoffte Marginalisierung der Republikaner gezeitigt, seien jedoch ebenso weit davon entfernt, kompletten Mutverlust zu rechtfertigen. Im Gegenteil zeigten sie, dass die Zeiten, in denen man Politik zu betreiben habe, Zeiten eines unablässigen Kampfes seien. Hinter diesen nicht notwendigerweise unehrlichen Analysen schimmerte jedoch auch ein tiefes Unbehagen angesichts einer bereits 1849 schmerzlich wahrgenommenen Kontingenz durch: Die Massen, mit denen man sich nun zum ersten Mal seit der Revolutionsepoche im Rahmen repräsentativer Institutionen auseinanderzusetzen hatte, verliehen der politischen Auseinandersetzung immer eine fundamentale Unwägbarkeit, die gegenüber der auch nachträglich überhöhten Kontrollierbarkeit der konstitutionellen Monarchien in besonders grellem Licht erscheinen musste. Diese Unwägbarkeit war in einer Konstellation, in der man dem politischen Gegner jegliche Legitimität absprach und seinen potenziellen Wahlsieg mit dem Untergang der gesamten Gesellschaft gleichsetzte, nur schwer zu akzeptieren und machte alle verkündeten und vollzogenen Lehren letztlich prekär.

Wie prekär diese Lehren wirklich waren, zeigte sich dann in den 31 Nachwahlen im März 1850 aufgrund der zahlreichen Ausschlüsse und Fluchten ins Exil (unter anderem von Ledru-Rollin) infolge des Aufstands vom 13. Juni 1849.[54] Vor allem die Pariser Auseinandersetzung wurde von der Ordnungspartei zu einer Schicksalswahl übersteigert. Nachdem die Linken alle drei zu vergebenden Sitze im ersten Durchgang am 10. März gewonnen hatten und auch bei einer Nachwahl am 28. April in Gestalt des sozialistischen Romanciers Eugène Sue triumphierten, war für die Ordnungspartei die Zeit für einen Fundamentalangriff auf die Verfassung gekommen. Schon nach dem ersten Wahlgang am 16. März eröffnete das »Journal des débats« seinen Leitartikel mit einer Betrachtung über legitime und illegitime Oppositionen. Auf welcher Seite dieses Spektrums sich die Linke befand, wurde in brutalen Worten verdeutlicht, diese verdiene nicht einmal mehr die Bezeichnung

54 Für eine Einordnung der linken Erfolge: *Raymond Huard*, Aspects de l'opinion et de la pratique du suffrage entre mai 1849 et décembre 1851: le témoignage des élections partielles à l'Assemblée législative, in: Revue d'histoire du XIXe siècle 22, 2001, S. 15–40, hier: S. 16–27.

einer politischen Partei, sondern sei eine Eroberungsarmee, die nichts anderes als den Untergang der aktuellen Gesellschaft im Sinn habe. Mit dem Gesetz vom 31. Mai 1850 zog die konservative Kammer dann die juristischen Schlüsse aus diesem Diskurs: Da die Verfassung nicht nur die Souveränität in der »Gesamtheit der französischen Bürger« (Art. 1) verankerte, sondern das Wahlrecht als »direkt und universell« (Art. 24) festlegte und ausdrücklich konkretisierte, dass jede Wahl »ohne Zensus« (Art. 25) stattfinde, konstruierte man auf der Rechten den »Ausweg« (Montalembert in seiner zynischen Rede vom 21. Mai[55]) der Wohnortsbeschränkung. Von nun an mussten Bürger drei Jahre ununterbrochenen Aufenthalt am Wahlort über die Steuerrolle nachweisen. Dazu kam der Entzug des Wahlrechts bereits für kleinere Delikte in der Vergangenheit. Insbesondere die erste Bestimmung zielte klar gegen die von Thiers am 24. Mai als »ruchlose Vielzahl«[56] qualifizierten armen Industriearbeiter der Städte, die wie die ländlichen Wanderarbeiter zu häufigen Wohnortswechseln gezwungen und, teils ohne feste Wohnung, überhaupt nicht auf der Steuerrolle eingeschrieben waren. Dass man insbesondere auf Unterstützer der Parlamentarier der *Montagne* vor Ort abzielte, verdeutlicht die dritte Bestimmung: Zahlreichen republikanischen Aktivisten hatten ihre Tätigkeiten nach 1849 Konflikte mit der Staatsgewalt eingebracht. Insgesamt verloren so drei Millionen Franzosen ihr Wahlrecht.

Ungeachtet aller Angst, die der Gesetzgebung der Rechten im Mai 1850 Pate stand, hatte diese jedoch auch eine zunächst erfolgreich erscheinende taktische Komponente. Der massive Angriff auf das allgemeine Wahlrecht, den das Gesetz vom 31. Mai darstellte, manövrierte die Linke in eine politische Sackgasse: Zwar hatte das Gesetz in den meisten Departements gemeinsam mit der verschärften Repression eine endgültige Abkehr vom Wahlkampf und eine Hinwendung zur klandestinen Aktion in Geheimgesellschaften zur Folge und war vielerorts auch mit einer verstärkten politischen Durchdringung der Alltagskultur im Rahmen des Karnevals oder lokaler Bräuche verbunden.[57] An einer tatsächlich gewaltsamen Auseinandersetzung hatten jedoch die meisten Führer und Aktivisten, auch in Kenntnis der politischen und militärischen Kräfteverhältnisse, keinerlei Interesse. Kennzeichnend war für diese so weiterhin die Beschwörung des Jahres 1852, das jedoch auf diesem Wege zunehmend eine Art Aufstand mit Ansage werden musste. Diesen potenziellen Aufstand konnte die Rechte dann zum Schreckgespenst übersteigern, dem nur Systemalternativen gewachsen seien.[58] Am Ende nützte diese Taktik vor allem dem sich als Anwalt des Volkes gerierenden und eine besonders radikale Auflösung der postrevolutionären Pluralität versprechenden Louis-Napoléon Bonaparte.[59]

55 Le Moniteur universel, 22.5.1850.

56 Le Moniteur universel, 25.5.1850.

57 Vgl. mit zahlreichen Beispielen *Peter McPhee*, Les semailles de la République dans les Pyrénées-Orientales. 1846–1852, Perpignan 1995, S. 315–363; *Agulhon*, La République au village, S. 405–435; für Marianne vgl. *Agulhon*, Marianne au combat, S. 129–156.

58 Durchaus vielsagend ist das zeitgenössische Traktat von *Auguste Romieu*, Le spectre rouge de 1852, Paris 1851.

59 Zu dieser illiberalen Demokratie: *Pierre Rosanvallon*, La démocratie inachevée. Histoire de la souveraineté du peuple en France, Paris 2000, S. 214; *Quentin Deluermoz*, Le crépuscule des révolutions. 1848–1871, Paris 2012, S. 114.

Nachdem sich auch diese Systemalternative durch das ihr eigene Streben nach militärischer Größe und die Niederlage von 1870 diskreditiert hatte, ergab sich abermals eine dem Jahr 1849 ähnliche Konstellation einer Republik gegen die Republikaner. Deren sukzessive Entwicklung zu einem stabilen politischen System resultierte auch aus der Erfahrung der Zweiten Republik. Im gemäßigt rechten Lager machte sich auch angesichts des Verhaltens der bourbonischen Prätendenten und ihrer Anhänger sukzessive und dauerhafter als 1849 eine positiv gewendete Resignation breit, die als Integrationsmechanismus nicht unterschätzt werden sollte: Zahlreiche Politiker hatten nicht vergessen, dass eine liberale Republik noch immer die Möglichkeit bot, sozial defensive Politik zu betreiben und die linken Republikaner einzudämmen. Bezeichnenderweise wurde die Dritte Republik zu Beginn von mehreren prominenten Exponenten der alten Ordnungspartei wie Thiers oder Jules Dufaure, die nun mit ihrem liberalen Anspruch ernst machten, bestimmt und letztlich gegründet. Diesen Politikern war inzwischen bewusst, dass im Frankreich des ausgehenden 19. Jahrhunderts die Republik, ob man sie schätzte oder nicht, schlicht alternativlos geworden war.[60] Damit einher ging auch ein nüchternes Verfassungsverständnis, das die Konstitution der Dritten Republik nicht als Kulminationspunkt französischer Nationalgeschichte verstand, sondern vielmehr als Dokument geregelter konstitutioneller Herrschaft.[61]

## III. Verfassungsgeschichten und Integration

Wie stellt sich das Verhältnis zwischen Verfassung und Geschichte im Frankreich der Jahre 1814 bis 1851 dar und welche Überlegungen zum Verhältnis zwischen Geschichtsbildern und integrativen Verfassungen lassen sich aus der Untersuchung herleiten?

Das postrevolutionäre Frankreich zeigt deutlich die Gefahren der sehr starken politischen Aufladung einer Verfassung. Konstitutionen zum Ende der Geschichte zu überhöhen, mochte gruppenspezifisch integrierend sein. Gruppenspezifische Integration ging jedoch in diesem Diskurs oftmals mit einer allzu vehementen Ablehnung auch ernst gemeinter konstitutioneller Opposition einher. Besonders fatal war dieser Diskurs auf der politischen Rechten in all ihren Wandlungen. Dies lässt sich gerade an einem Denker verdeutlichen, den Pierre Rosanvallon zum Paradebeispiel des modernen Konservativen erklärte: François Guizot. Dieser sei in der Julimonarchie zu einem Politiker geworden, der glaubte, in einer Gesellschaft zu leben, die keine Revolution mehr vor sich habe.[62] Aus der Perspektive einer Kulturgeschichte der Verfassung sollte ergänzt werden, dass dieser Diskurs in seinen Extremformen vom Konservativen direkt zum Reaktionär führt, der sich im

60 *Maurice Agulhon*, La République française: vision d'un historien, in: *Paul Isoart/Christian Bidégaray* (Hrsg.), Des Républiques françaises, Paris 1988, S. 50–61, hier: S. 55–58.

61 Die integrativen Folgen einer solchermaßen ›entleerten‹ Verfassung, reflektierten in Ansätzen bereits einige Zeitgenossen: *Hugh Stewart Jones*, Constitutions éphémères, structures sociales durables? A propos d'un paradoxe français, in: Journal of Modern European History 6, 2008, S. 58–71.

62 *Pierre Rosanvallon*, Le moment Guizot, Paris 1985, S. 277 f.

Namen seines Endes der Geschichte legitimen Forderungen nach rechtlich-politischer Teilhabe verschließt oder sogar einem aggressiven Rollback gesellschaftlicher Teilhaberechte Vorschub leistet.[63] Indem Regierungen in den Jahren 1814 bis 1851 ihre Zukunftsentwürfe weniger als eine Option der Verfassungswirklichkeit sahen denn als ein aktuelles oder kurz bevorstehendes Ende der Geschichte, neigten sie in Krisensituationen dazu, eine fatale Spirale in Gang zu setzen: Aus dem Verdacht der ›Verfassungsfeindlichkeit‹ heraus, Oppositionelle mit einer Engführung oder gar Transgression der Verfassungsordnung zu bekämpfen, war der denkbar schlechteste Weg, bei diesen die Lust zur Reform der bestehenden Ordnung zu wecken, und trieb mehrere wohlmeinende Oppositionen in die Revolution. Dass die Liberalen der Restauration in der Julimonarchie schon kurz nach 1830 in eine ähnliche Falle tappten wie Karl X., ist dabei durchaus bezeichnend. Auch wenn den Männern der Résistance zugutezuhalten ist, dass die außerparlamentarische republikanische Linke der Jahre 1831 bis 1835 mit ihrer provokanten und keinesfalls demokratisch-konstitutionellen Glorifikation der Terreur ihnen ihre reaktionäre Wende auch einfach machte. Festzuhalten bleibt immerhin, dass die republikanische Bewegung der 1848er-Revolution in extremis mit den liberalen Implikationen ihrer Verfassung ernst machte, ungeachtet der antipluralistischen Stoßrichtung ihres Verfassungsdiskurses. Dass die Ordnungspartei dem Wiederaufstieg der republikanischen Bewegung 1850 mit einer Einschränkung des Wahlrechts begegnete, war die wohl brutalste und folgenreichste Wendung gegen eine Verfassung im 19. Jahrhundert in Frankreich, mündete sie doch in 20 Jahre bonapartistische Diktatur.[64]

Wenn der Diskurs der Verfassung als Ende der Geschichte besonders fatal war, stellt sich selbstverständlich die Frage, inwieweit dieser im postrevolutionären Frankreich auch durchbrochen werden konnte. Wie eingangs als Hypothese formuliert, kam es hier vor allem darauf an, dass politische Akteure es zuließen, dass die Geschichte der gegenwärtigen Verfassung nicht nur als Geschichte im Singular verstanden wurde, da mit Geschichtsdeutungen zumindest in der politischen Moderne auch verschiedene Zukunftsentwürfe einhergehen. Diese Zukunftsentwürfe mochten zwar im koselleckschen Sinne »vergangene Zukunft« werden, im Sinne einer integrativen Verfassung sollte deren Trägern jedoch zumindest gestattet werden,

63 Augenfällig ist die enge Verwandtschaft zur einflussreichen amerikanischen Rechtsdoktrin des »Originalismus«, einer vorgeblichen Rückkehr zu den Ursprüngen der Verfassung. Mit dem Zug ihrer Anhänger durch Parlamente und Gerichte ging ein nur oberflächlich kaschierter Frontalangriff auf die Teilhabe- und Bürgerrechte großer Teile der amerikanischen Bevölkerung einher – von ›Minderheiten‹, die zusammengenommen einen großen Teil der Bevölkerung ausmachen, bis zur weiblichen Hälfte der Bevölkerung. Wissenschaftlich einflussreich für die Doktrin: *Randy E. Barnett*, Restoring the Lost Constitution. The Presumption of Liberty, Princeton 2005. Die wirkmächtigste Gegenposition der »lebenden Verfassung« vertritt *Bruce Ackermann*, The Living Constitution, in: Harvard Law Review 120, 2007, S. 1737–1812; *ders.*, We the People, 3 Bde., Cambridge 1991–2014.

64 Mehrere modernisierungstheoretische Werke zeichnen ein positiveres Bild des Kaiserreiches als Zeit wirtschaftlicher sozialer Integration des ländlichen Frankreichs und der formalen Gewöhnung an den Wahlakt: *Eugen Weber*, Peasants into Frenchmen. The Modernization of Rural France, 1870–1914, Stanford 1976; *ders.*, The Second Republic, Politics, and the Peasant, in: French Historical Studies 11, 1980, S. 521–550; *Sudhir Hazareesingh*, From Subject to Citizen. The Second Empire and the Emergence of Modern French Democracy, Princeton 1998.

die Probe aufs Exempel zu unternehmen und im Namen ihrer Verfassungsgeschichte um die Zukunft der Verfassung zu ringen.[65]

Die Analyse zeigte zwei Modi, in denen politische Akteure die historische Polysemie der Verfassung produktiv nutzten und so in der Lage waren, konfligierende Verfassungsgeschichten zumindest temporär zu akzeptieren. Der erste Modus war der Appell oder der Glauben an den normativen Überschuss der Verfassung: Indem oppositionelle Bewegungen die Fähigkeit entwickelten, die gegenwärtige politische Situation als eine mögliche Ausdeutung einer geteilten Verfassung zu verstehen und gewillt waren, innerhalb dieser Verfassung eigene Zukunftsentwürfe zu verwirklichen, ermöglichten sie die Koexistenz auch verfeindeter politischer Gruppierungen und zumindest temporär auch alternierende Regierungen im Verfassungsrahmen. In der Zeit der konstitutionellen Monarchien gelang diese Koexistenz von 1814 bis 1830 besser: Die Offenheit der »Charte constitutionnelle« und das zumindest bis zur radikalen Wende des Jahres 1830 zurückhaltende Agieren der bourbonischen Monarchen ermöglichte es Monarchisten, in der Restauration eine Art verbessertes und konstitutionalisiertes Ancien Régime zu sehen, und Liberalen, auf die Stabilisierung der Errungenschaften der gemäßigten Revolution von 1789 zu hoffen. Dass dieses Gleichgewicht nur ein prekäres war, weil auf beiden Seiten des politischen Spektrums nach wie vor ein manichäisches Politikverständnis vorherrschte, zeigte Karl X. mit seinen Juliordonanzen, aber auch der sich rapide aufspaltende Restaurationsliberalismus nach 1830. Die Eskalationsspirale aus Repression im Namen der Verfassung und Radikalisierung jenseits des Verfassungsrahmens führte dazu, dass die Linke nach 1835 ungeachtet ihrer Besinnung auf die Reform der gegenwärtigen Institutionen kein nennenswerter Teil des politischen Systems mehr werden konnte. Die Hoffnung der 1848er auf ein neues Zeitalter republikanischer Eintracht zerstob zwar schon bald in den Verwerfungen der Juniaufstände, in der Folge waren sie jedoch zur Koexistenz mit der Ordnungspartei und zur republikanischen Erziehungsarbeit im Rahmen der Verfassung von 1848 bereit. Mit der Wendung der Ordnungspartei gegen das allgemeine Wahlrecht war diese Phase jedoch bereits 1850 im Grunde beendet.

Allerdings schimmerte hinter diesem Angriff ein zweiter Integrationsmodus hervor, der sein Potenzial insbesondere in der Kombination mit dem normativen Überschuss entfachte: eine Integration qua positiv gewendeter Resignation. Ein Konservativismus, der die Aporie der Reaktion umschiffte, indem er an die Stelle des Endes der Geschichte eine Skepsis gegenüber allzu linearen Fortschrittserzählungen setzte, sich der gesellschaftlichen Demokratisierung aber auch nicht vollständig verweigerte, war mit der französischen Linken des 19. Jahrhunderts durchaus kompatibel. In der Zweiten Republik war die Ordnungspartei zu dieser Einsicht noch nicht bereit, zu attraktiv erschien es, aus einer Position der Stärke auf eine monarchische Systemalternative zu setzen. In den Geburtswehen der Dritten Republik stellte sich die Situation jedoch anders dar und die Erfahrung der Zweiten Republik war als Beispiel nach wie vor präsent.

Es steht zu vermuten, dass die in den Jahren 1814 bis 1851 zutage tretenden Aporien historisierender und exklusiver Verfassungsdiskurse sowie die Mechanis-

65 *Koselleck*, Vergangene Zukunft.

men ihrer (temporären) Einhegung auch in anderen Konstellationen relevant waren und sind. Dies gilt umso mehr, als sie in letztlich nur schwer hintergehbaren Grundcharakteristika der modernen Repräsentativverfassung verankert sind. Diese legt zwar stets einen Rahmen legitimen politischen Verhaltens fest und trägt insofern immer ein Element des Ausschlusses in sich. Innerhalb dieses Rahmens ermöglicht sie jedoch andere Erzählungen der Verfassung und ihrer Zukunft. Sie erklärt den Schutz von Grundrechten und sie ermöglicht eine politische Auswahl. Von diesem Anspruch wollten sich auch die meisten Akteure des Untersuchungszeitraums nicht abwenden und verliehen ihren Verfassungen manchmal weit über den eigenen Erwartungshorizont reichendes Potenzial für oppositionelle Gruppierungen, eine weitere demokratische Öffnung und eine stärkere Verankerung grundrechtlichen Schutzes. Die Analyse Frankreichs weist so über den nationalen Rahmen hinaus und lädt zu weiterer, auch komparativer Erforschung der Integrationswirkung von Verfassungen ein – gerade auch jenseits der Musterbeispiele verfassungsgeschichtlicher Kontinuität.

# Forschungsberichte und Sammelrezensionen

DOMINIK RIGOLL / LAURA HASSLER

# Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten

Teil 2: Handlungen und Wirkungen[1]

## »NATIONALISMUS – EINE IDEE SUCHT HANDELNDE«

Es ist einiges passiert in Bezug auf die deutsche Rechte, seitdem das Manuskript für den ersten Teil dieses Forschungs- und Quellenberichts im Herbst 2021 abgeschlossen wurde. So ist das Urteil gegen Beate Zschäpe mittlerweile rechtskräftig. Das Oberlandesgericht München hatte die Rechtsterroristin im NSU-Prozess als Mittäterin zu lebenslanger Haft verurteilt. In Justiz, Medien und Politik wurden die von Uwe Böhnhardt und Uwe Mundlos mit Zschäpes Unterstützung begangenen zehn Morde meist als rassistisch, fremdenfeindlich oder rechtsextrem bezeichnet. Auch in den Studien, die wir für diesen Bericht ausgewertet haben, ist dies der Fall. Kaum thematisiert wurde bislang dagegen, dass die Mitglieder des NSU ihre Taten selbst als nationalistisch bezeichneten. In dem Video, in dem sie sich zu ihren Taten bekannten, ist an einem der Tatorte ein Schild zu sehen, auf dem »Nationalist bei der Arbeit« steht.[2] Auf einer Demonstration gegen die Wehrmachtsausstellung in Dresden trugen Böhnhardt, Zschäpe, Mundlos und ihr späterer Unterstützer Jan Morgenroth 1998 ein Banner, auf dem »NATIONALISMUS – EINE IDEE SUCHT HANDELNDE« zu lesen war.[3] Auch als Zschäpe sich im Zuge des Prozesses wenig glaubhaft von ihren Taten distanzierte, lautete ihre Formulierung, sie hege »keine Sympathien mehr für Nationalismus«.[4]

Zweifelsohne ist Zschäpe eine Rechtsextreme und Rassistin, deren Handeln im Netzwerk des NSU von einer Weltsicht geprägt war, die bestimmte Menschen als »fremd« markiert und ihnen die Existenzberechtigung in Deutschland abspricht. Aus zwei Gründen erscheint es aus unserer Sicht dennoch angebracht, ihre Selbstbezeichnung in den Fokus der Analyse zu stellen. Rechtsextremismus ist – genau wie Neonazismus, Neofaschismus oder Rechtspopulismus – ein Konzept, das nach 1945 in der politischen Sphäre entwickelt und von Teilen der Sozialwissenschaften übernommen wurde, um bestimmte Phänomene auf der rechten Seite des politischen Spektrums besser bekämpfen und zugleich untersuchen zu können. Was jedoch die Kräfte auf der äußersten Rechten des politischen Spektrums nach 1945

1 Wir danken Kirsten Heinsohn für ihre wichtigen Anmerkungen zu diesem Text. Außerdem danken wir allen, die uns Feedback auf den ersten Berichtsteil gegeben haben. Vgl. *Dominik Rigoll/Laura Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten. Teil 1: Ansätze und Akteur*innen, in: AfS 61, 2021, S. 569–611.

2 Vgl. das vom antifaschistischen pressearchiv und bildungszentrum (apabiz) in Berlin erstellte Transkript, URL: <https://www.nsu-watch.info/material/transkript-des-nsu-bekennervideos/> [23.1.2023].

3 Vgl. *Gideon Botsch*, »Nationalismus – eine Idee sucht Handelnde«. Die Nationalistische Front als Kaderschule für Neonazis, in: *Heike Kleffner/Anna Spangenberg* (Hrsg.), Generation Hoyerswerda. Das Netzwerk militanter Neonazis in Brandenburg, Berlin/Brandenburg 2016, S. 74–97, hier: S. 97.

4 *Frank Jansen*, »Hege keine Sympathien mehr für Nationalismus«, in: Tagesspiegel, 29.9.2016.

verband und noch verbindet, ist der Nationalismus.[5] So ist jeder rechte Radikalismus, Extremismus und Populismus nationalistisch, weil er »die Nation« oder »das Volk« vor inneren und äußeren Gegner*innen zu schützen vorgibt, aber mitnichten jede Person rechts, die nationalistische Dinge sagt oder tut. Nationalistisches Handeln kann außerhalb eines ganzheitlich nationalistischen Weltbildes passieren, wenn etwa Fußballfans sich mit Nationalflaggen schmücken, Politiker*innen den »Standort Deutschland« fördern wollen oder die Brandt-SPD mit dem Slogan »Deutsche, wir können stolz sein auf unser Land« warb. Politikgeschichtlich betrachtet kann Nationalismus als eine politische Bewegung untersucht werden, die seit dem 18. Jahrhundert mit anderen Bewegungen wie dem Liberalismus, dem Sozialismus und dem Konservatismus konkurriert. Diese Feststellung soll nicht die verschiedenen, teils aufeinander bezogenen Entstehungskontexte dieser Bewegungen überdecken, sondern den politischen Nationalismus gleichsam aus dem Schatten der anderen Ismen hervorholen. Obwohl sie vielfältige Überschneidungen aufweisen – aber auch andere Mischformen dieser Bewegungen existieren –, plädieren wir dafür, den politischen Nationalismus als eigene Bewegung zu betrachten, die bislang vor allem für das 18. und 19. Jahrhundert erforscht wurde, viel weniger jedoch für das 20. und 21. Jahrhundert. Tatsächlich schien der Nationalismus als erfolgreiche politische Bewegung in Deutschland und vielen anderen Ländern im Jahr 1945 an sein Ende gekommen zu sein. Nun ist der politische Nationalismus fast überall auf der Welt wieder auf dem Vormarsch, und zwar sowohl in autokratischen Staaten als auch in liberalen Demokratien.

Rassismus dagegen ist (noch) keine politische Bewegung. Meist handelt es sich um ein soziales Konstrukt, einen Wissensbestand und eine Vorurteilsstruktur, die als gesamtgesellschaftliche Realität weit über den politischen Nationalismus hinausreicht. Wie die Historikerin Maria Alexopoulou in ihrer Studie »Deutschland und die Migration« am Beispiel der Stadt Mannheim auf der Grundlage von Zeitzeug*inneninterviews und Archivmaterial herausgearbeitet hat, war die westdeutsche Gesellschaft nach 1945 »stark von rassistischem Wissen über *Ausländer* geprägt, das schon weit vor 1933 entstanden war und über unterschiedliche Wege bis heute weitergegeben und neu produziert wurde«. Dieses Wissen existiere in Diskursen, »etwa als das ewige Gerücht über den kriminellen Ausländer«, in Institutionen, »beispielsweise über lange Zeit im deutschen Staatsangehörigkeitsrecht, das deutsches Blut als Kriterium der Zugehörigkeit festgelegt hatte«, in Strukturen, »etwa in der politischen Partizipation, von der Einwanderer*innen sehr lange bewusst ausgeschlossen wurden«, sowie in Praktiken, was unintendiertes Handeln weißer Menschen ebenso umfasst wie zielgerichtete Gewalttaten.[6]

---

5 Vgl. *Dominik Rigoll/Yves Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus. Für eine Historisierung von Nationalsozialismus und Rechtsradikalismus als politische Nationalismen, in: AfS 60, 2020, S. 323–351; *Claudia Gatzka*, Nationalismus in der Zeitgeschichte, in: Merkur 77, 2023, S. 5–20. Zum Nationalismus als verbindendes Moment der (mehr oder weniger) radikalen Rechten außerdem *Tamir Bar-On*, The Radical Right and Nationalism, in: *Jens Rydgren* (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Radical Right, Oxford 2018, S. 17–41; speziell zu Deutschland vgl. *Uwe Backes*, The Radical Right in Germany, Austria, and Switzerland, in: ebd., S. 452–477, hier: S. 456.

6 *Maria Alexopoulou*, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen, Philipp Reclam jun. Verlag, Ditzingen 2020, 281 S., geb., 24,00 €, S. 14 f.

Gideon Botsch hat auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Selbstbezeichnungen rechter Akteur*innen – früher vor allem als »national«, heute eher als »patriotisch« – ernst zu nehmen. Während der historisch arbeitende Politologe auf diese Weise überzeugend die »äußerste Rechte«, die selbsterklärte »nationale Opposition«, seit Langem systematisch seziert und von der »demokratischen politischen Rechten« unterscheidet[7], nehmen wir ergänzend dazu den politischen Nationalismus insgesamt in den Blick, um Schnittstellen zwischen organisiertem und integriertem Nationalismus besser analysieren zu können. Botsch hat auch früh betont, dass es aus historiografischer Sicht »sinnvoller« sein kann, »statt von ›Rechtsextremismus‹ oder ›Rechtsradikalismus‹ von ›radikalem Nationalismus‹ zu sprechen«, weil »Nationalismus« der hier entscheidende »Eigen- und Quellenbegriff« ist, »der den Untersuchungsgegenstand für den trans- oder internationalen synchronen Vergleich erschließt und zugleich im diachronen Vergleich anschlussfähig« macht.[8] Auch hieran knüpfen wir unmittelbar an, wobei wir den Begriff »integral« gegenüber »radikal« bevorzugen. Denn die Problemlösungen einer Rechten, »die soziale und politische Fragen zu ethnisch-kulturellen Problemen verklärt«[9], gehen in der Regel nicht an die Wurzel (lat. *radix*), sondern zielen aufs Ganze (lat. *integralis*, ganz). Außerdem nehmen wir zusätzlich partiale Nationalismen in den Blick, bei denen sich Nationalismus etwa mit Liberalismus, Konservatismus oder auch Sozialismus mischt. Auf diese Weise können wir zum Beispiel die rechten Flügel demokratischer Parteien in die Analyse integrieren.

Rassistisches Handeln und Wirken war und ist also kein Alleinstellungsmerkmal organisierter Rechter, egal ob in Deutschland oder woanders. Der politische Nationalismus hat jedoch sehr wohl ein Monopol auf die programmatische Ausgrenzung und mitunter auch Ermordung von Menschen aus rassistischen Gründen.[10] Wie

---

7 *Gideon Botsch*, ›Nationale Opposition‹ in der demokratischen Gesellschaft. Zur Geschichte der extremen Rechten in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Fabian Virchow/Martin Langebach/Alexander Häusler* (Hrsg.), Handbuch Rechtsextremismus, Wiesbaden 2016, S. 43–82, hier: S. 44 f.; *Gideon Botsch*, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland. 1949 bis heute, Darmstadt 2012, S. 2–6.

8 *Ders.*, Zeitgeschichtliche Impulse für die Rechtsextremismus-Forschung, in: Zeitgeschichte-online, Oktober 2019, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/zeitgeschichtliche-impulse-fuer-die-rechtsextremismus-forschung> [23.1.2023]. Zum Nationalismusansatz vgl. auch *ders.*, Der rekonstruktive Nationalismus und die Demokratie. Zur Typologie des Nationalismus im 21. Jahrhundert, in: *Christian Jansen/Marianne Zepp* (Hrsg.), Kann es demokratischen Nationalismus geben? Über den Zusammenhang zwischen Nationalismus, Zugehörigkeit und Gleichheit in Europa von 1789 bis heute, Darmstadt 2021, S. 87–116; ferner *ders.*, »Wann i' denk wie's früher war.« Nationalismus in der »postnationalen Konstellation«, in: *Ralf von Appen/Thorsten Hindrichs* (Hrsg.), One nation under a groove – »Nation« als Kategorie populärer Musik, Bielefeld 2020, S. 15–29. Erst nach Redaktionsschluss erreicht hat uns *Gideon Botsch/Friedrich Burschel/Christoph Kopke/Felix Korsch* (Hrsg.), Rechte Ränder. Faschismus, Gesellschaft und Staat, Verbrecher Verlag, Berlin 2023, 471 S., brosch., 30,00 €.

9 So treffend *Matthias Quent*, Deutschland rechts außen. Wie die Rechten nach der Macht greifen und wie wir sie stoppen können, München 2019, S. 41. Ursprünglich waren es revolutionäre Demokrat*innen, also Angehörige der Linken, die sich – affirmativ – als Radikale bezeichneten, etwa im Kontext der 1848er-Revolution. Klassisch hierzu: *Gustav Mayer*, Radikalismus, Sozialismus und bürgerliche Demokratie, hrsg. v. *Hans-Ulrich Wehler*, Frankfurt am Main 1969.

10 Ähnlich verhält es sich mit Antisemitismus und Antirationalismus oder Antiintellektualismus, die zwar auch fast überall anzutreffen sind, meist aber von Rechten unterschiedlicher Couleur

die historische Nationalismusforschung der letzten Jahrzehnte herausgearbeitet hat, waren es Nationalist*innen, die seit dem 19. Jahrhundert rassistisches Wissen systematisch in ihre politische Programmatik integriert und einiges dafür getan haben, diese auch umzusetzen. Dabei überhöhten nationalistische Organisationen, Netzwerke und Einzelpersonen nicht nur die eigene Nation gegenüber anderen, sondern wendeten ihren Nationalismus auch nach innen, indem sie bestimmten Bevölkerungsgruppen das Recht absprachen, deutsch zu sein oder werden zu können. Sie bekämpften Sozialdemokrat*innen als »vaterlandslose Gesellen« und Katholik*innen als »Ultramontane«, deren Loyalität nicht dem deutschen Volk, sondern der Internationale oder dem Papst gelte. Sie griffen die zum Teil sehr alten Gerüchte über die »kriminelle Veranlagung« bestimmter Minderheiten auf, förderten ihre Verbreitung und pseudowissenschaftliche Legitimierung und formulierten eine Politik, die das sich hieraus vermeintlich ergebende Problem lösen sollte – allem voran die »Polenfrage« und »Judenfrage«. Sie schmiedeten das parteiübergreifende Bündnis, das 1913 im Deutschen Reich für das Staatsbürgerrecht das sogenannte Blutrecht durchsetzte – und damit eine der Voraussetzungen für die staatliche Verfolgung von jüdischen und anderen »fremdrassigen« Deutschen nach 1933. Sie formulierten aber auch ein positives Programm, das bestimmte Bevölkerungsteile fördern sollte, namentlich alle »gesunden«, »reinrassigen« und »national eingestellten« Deutschen. Politischer Nationalismus »glorifiziert« demnach nicht nur »die eigene Nation und setzt andere Nationen herab«, wie es etwa in einer Definition der Bundeszentrale für politische Bildung heißt, sondern propagiert und praktiziert eine weit darüber hinausreichende nationalistische Utopie.[11]

Wie die Forschungen und Quellen zu nationalistischen Akteur*innen zeigen, die wir im ersten Teil des Berichts in den Blick genommen haben, konnte die deutsche Rechte nach 1945 an die oben skizzierten Traditionen nicht unmittelbar anknüpfen, weil offener Nationalismus unter der Militärbesatzung verboten war und im geteilten Deutschland als »diskreditiert« galt. Darauf hin befragt, welche Aktionsräume dem politischen Nationalismus angesichts der von den Alliierten etablierten und in den beiden deutschen Staaten teilweise weitergeführten Anti-rechts-Politik überhaupt noch blieben, verdeutlichten die besprochenen Arbeiten, dass dieser Nationalismus im Nachkriegsdeutschland regelmäßig Aggregatzustände einnahm, die sich stark von denen im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Naziregime unterschieden. Nicht minder sprang aber ins Auge, dass die im 19. Jahrhundert angelegten und breitgetretenen Pfade von der Nachkriegsrechten durchaus genutzt wurden, auch wenn sie ihren Nationalismus an die für sie schwierigen Bedingungen in Ost und West anpassen musste. In diesem zweiten Berichtsteil stellen wir ausgewählte Bücher der letzten Dekade vor und arbeiten heraus, was sie Forscher*innen über die Handlungs- und Wirkungsmacht deutscher Nationalist*innen seit der Zerschlagung des »Nazismus und deutschen Militarismus« im Jahr 1945 zu sagen haben. Welche politischen Handlungen vollzogen Rechte und welche

in politisches Handeln überführt werden. Auch im Deutschland der Gegenwart sind es vor allem Rechte, die die Ablehnung wissenschaftlich empfohlener Maßnahmen gegen den Klimawandel und das Corona-Virus in ihre Programmatik integrieren.

11 Bundeszentrale für politische Bildung, kurz&knapp, Pocket Politik: Nationalismus, URL: <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/pocket-politik/16503/nationalismus/> [21.2.2023].

sozialen Auswirkungen hatte dieses Tun, inwiefern veränderte es also gesellschaftliche Diskurse, Strukturen, Institutionen und Praktiken? Über wie viel Handlungsmacht (Agency) verfügten einzelne Akteur*innen innerhalb ihres Lagers und worin bestand ihre gesamtgesellschaftliche Wirkungsmacht (Legacy)? Wann und weshalb waren sie in der Lage, die Bundesrepublik und die DDR weiter zu nationalisieren, sprich: nationalistischer zu machen? Wo und warum misslang ihnen dies?

Was wir meinen, wenn wir nach den Handlungen und Wirkungen der deutschen Rechten seit 1945, der Handlungs- und Wirkungsmacht von Nationalistinnen und Nationalisten im besetzten, geteilten und vereinigten Deutschland fragen, sei noch einmal am Beispiel des NSU illustriert (vgl. auch Abbildung 1 und 2). Das Netzwerk ermordete Menschen mit dem Ziel, die migrantische Community in Angst zu versetzen, was ihm zumindest teilweise gelang, wie der Beitrag von Stefan Zeppenfeld in diesem Band zeigt. Es gab allerdings auch nicht intendierte Auswirkungen wie zum Beispiel ein langsam wachsendes Bewusstsein für die Existenz von strukturellem Rassismus in den Sicherheitsbehörden. Aus Wirkungsmacht erwuchs Gegenmacht, die den Wirkungsraum der Rechten wieder einschränken konnte.

Michelle Hale Williams hat ein Begriffsinstrumentarium vorgeschlagen, mit dessen Hilfe der Einfluss randständiger Rechtsparteien – im Grunde aber auch anderer Minderheiten aller politischen Spektren – untersucht werden kann. Untersucht hat sie »The Impact of Radical Right-Wing Parties in West European Democracies« zwischen 1990 und 2002 auf der Grundlage von qualitativen Interviews, quantitativen Daten und einer vergleichenden Auswertung der Forschungsliteratur. Die Politologin zeigt, dass auch kleine Oppositionsparteien, wie seinerzeit der französische »Front National« (FN), politischen Impact haben können, wenn es ihnen gelingt, die öffentliche Debatte über Themen wie Migration durch nationalistische Forderungen nach rechts hin zu öffnen. Ohne an der Macht zu sein, betreiben sie so nicht nur *Agenda Setting*, sondern auch *Institution Shaping* und sogar *Policy Making*, wenn zum Beispiel andere Parteien rechte Claims teilweise (und stillschweigend) umsetzen. Williams arbeitet aber ebenso heraus, dass der Einfluss der sogenannten Republikaner (REP) in der Bundesrepublik auch deshalb viel geringer blieb als der des französischen FN oder der österreichischen FPÖ, weil die westdeutschen »Volksparteien« ohnehin eine nationalistische Migrationspolitik betrieben.[12]

Man kann auch – wie wir es im ersten Berichtsteil vorgeschlagen haben – davon sprechen, dass Nationalist*innen durch ihr Handeln einen politischen Rechtsdruck aufbauen. Wo sie damit Erfolg haben, übersetzt sich der Druck von rechts in einen politischen und gesellschaftlichen Ruck nach rechts – also in eine Rechtsverschiebung dessen, was als »politische Mitte« wahrgenommen wird. Ihre Positionen und Inhalte entfalten also Wirkmacht. An diesem Rechtsruck sind immer auch partiale Nationalist*innen oder auch nicht-nationalistische Akteur*innen beteiligt, die zum Beispiel zulassen, dass die »Grenzen des Sagbaren« erweitert werden, oder sich integralnationalistischen Forderungen anschließen. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist der sogenannte Asylkompromiss von 1993, der auch wegen des durch nationali-

12 Außer den Grünen hätten alle Parteien »in Migranten ein Problem« gesehen: *Michelle Hale Williams*, The Impact of Radical Right-Wing Parties in West European Democracies, New York 2015, S. 114. Eigene Übersetzung aus dem Englischen.

stische Pogrome gegen »Ausländer« ausgeübten Drucks zustande kam. Die Dynamik aus Rechtsdruck und Rechtsruck kann als Nationalisierung beschrieben werden, also ein Prozess, der bestimmte Bereiche der Gesellschaft nationalistischer macht. Er verlief historisch parallel zu Liberalisierungs- und Sozialisierungsschüben, die das Gemeinwesen liberaler und sozialer machten, ist im Gegensatz dazu bislang aber kaum erforscht.[13] Konkret ist mit Nationalisierung ein Prozess gemeint, der (latent möglicherweise schon vorhandene) Einstellungen offen sag- und ausdrückbar macht oder gar politisch verankert, und zwar nicht nur in der politischen Sphäre, sondern auch in der kulturellen und in der des Alltags. Im politischen Diskurs der Gegenwart ist deshalb auch von einer »Normalisierung« nationalistischer Topoi die Rede, die eben noch als »extremistisch« skandalisiert wurden. Ob als rechtes *Policy Making* oder Nationalisierung bezeichnet, erleichtern diese Konzepte die Analyse der sogenannten politischen Mitte. Denn was als »Mitte« bezeichnet wird, ist historisch dynamisch und kann durch Handlungen politischer Akteur*innen nach rechts (oder auch nach links) verschoben werden. Wenn von Parteien die Rede ist, die nach links oder rechts rücken, ist dieser Eindruck auch ein Ergebnis einer solchen Verschiebung dessen, was als akzeptierte Mitte gilt.

Der Beitrag umfasst zwei Abschnitte, die sich auf komplementäre Weise mit der Historisierung des politischen Nationalismus in Deutschland seit 1945 beschäftigen. Der erste Abschnitt behandelt neun Publikationen zur Geschichte der deutschen Rechten zwischen den 1945er- und 1990er-Jahren, also von der Militärbesatzung bis zur Wiedervereinigung, zieht dabei aber immer auch Linien bis in die Gegenwart. Der zweite Abschnitt nimmt vier Arbeiten zur Gegenwartsrechten in den Blick und weist zudem auf Bezüge zur Geschichte dieser Rechten hin. Am Ende des zweiten Abschnitts besprechen wir außerdem zwei Überblickswerke, die sich aus nationalismushistorischer Perspektive mit dem internationalen Kontext beschäftigen, in dem sich die deutsche Rechte bewegt(e). Schließlich stellen wir die Frage, in welche Richtung sich die Forschung zur deutschen Rechten entwickeln könnte. Wir plädieren für eine erneuerte Nationalismusforschung, die auch an die Konzepte und Befunde derjenigen Historiker*innen und historisch arbeitenden Politolog*innen anknüpft, die bereits in den 1968er-Jahren, die in etwa vom Godesberger Programm der SPD 1959 bis zur Gründung der Grünen 1979 reichen, eine Reihe von Arbeiten zum deutschen Nationalismus veröffentlichten, deren Befunde aber keinen Eingang in die Standardwerke zur Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik fanden.

## I. Von der Geschichte zur Gegenwart der deutschen Rechten

Als sich vor einigen Jahren abzeichnete, dass sich die gegenwärtigen Erfolge des politischen Nationalismus in der Bundesrepublik möglicherweise verstetigen würden, haben Historiker*innen vor allem mit drei Publikationsarten reagiert. Erstens

13 Vgl. hierzu neben *Rigoll/Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten, Teil 1, auch *Dominik Rigoll*, Public History von links nach rechts. Zur De:Nationalisierung des Zeithistorischen in Besatzungszeit und Bundesrepublik, in: *Frank Bösch/Stefanie Eisenhuth/Hanno Hochmuth* (Hrsg.), Public Historians. Zeithistorische Interventionen seit 1945, Göttingen 2021, S. 87–105; *ders./Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus.

erschienen Bände über die Geschichtspolitik der Rechten, wie »Schleichend an die Macht« von Claudia Gatzka und dem Grünen-Politiker Andreas Audretsch, oder »Gegenwartsgestrige« von einem Herausgeber*innenkollektiv des Gesprächskreises »Geschichte« der Rosa-Luxemburg-Stiftung.[14] Zweitens wurde eine Reihe von Essays über Entwicklungen in der Geschichte der deutschen Rechten veröffentlicht, bei denen sich ein mehr oder weniger direkter Bezug zur Gegenwart herstellen ließ. Uffa Jensen schrieb aus emotionsgeschichtlicher Perspektive über »Zornpolitik« im Kaiserreich und arbeitete heraus, inwiefern »viele der gegenwärtigen Vorurteils- und Diskriminierungsphänomene interessante und wichtige Parallelen zu Entwicklungen im 19. Jahrhundert besitzen« (S. 19); Eckart Conze legte ein Buch über die »Schatten des Kaiserreichs« vor, das sich am Ende auch mit der Gegenwart beschäftigt, namentlich mit dem nationalistischen Revisionismus der AfD und der Hohenzollern; Andreas Wirsching gab ein Sammelbändchen über »Weimarer Verhältnisse?« mit heraus mit dem Ziel, »historische Lektionen für unsere Demokratie« zu formulieren; Michael Wildt setzte in »Volk, Volksgemeinschaft, AfD« seine langjährigen Forschungen zur ›Volksgemeinschaft‹ im Nazismus in vergleichende Beziehung zum Volksbegriff der AfD.[15] Drittens haben Historiker*innen Interventionen vorgelegt, die auf sehr unterschiedliche Weise dafür plädierten, dem (deutschen) Nationalismus nicht (nur) ablehnend gegenüberzustehen. Neben nationalistischen Publikationen wie »Der deutsche Donner« von Stefan Scheil sind hier vor allem die politisch liberalen Essays von Peter Alter über »Nationalismus« und Aleida Assmann über »Die Wiedererfindung der Nation« zu nennen, aber auch »Mit Rechten reden«, an dem der Historiker Per Leo mitwirkte, sowie, als konservative Wortmeldung, »Wer hat Angst vor Deutschland?« von Andreas Rödder.[16]

Einen Eindruck davon, wie die hier aus ganz unterschiedlichen Perspektiven in den Blick genommenen Phänomene in eine gemeinsame Geschichte des deutschen Nationalismus integriert werden können, vermitteln Norbert Frei, Franka Maubach, Christina Morina und Maik Tändler in ihrem Buch »Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus«.[17] Die Autor*innen nehmen den Einzug der AfD in den Bundestag im September 2017 zum Anlass, danach zu fragen, was die von dieser »Zäsur« verkörperte »Renaissance rechten und rechtsradikalen Denkens«, namentlich »das Verlangen nach einer homogenen Nation und die Sehnsucht

14 *Andreas Audretsch/Claudia C. Gatzka* (Hrsg.), Schleichend an die Macht. Wie die Neue Rechte Geschichte instrumentalisiert, um Deutungshoheit über unsere Zukunft zu erlangen, Bonn 2020; Herausgeber*innenkollektiv des Gesprächskreises »Geschichte« der Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.), Gegenwartsgestrige. Rechte Geschichtspolitik heute, Berlin 2021.

15 *Uffa Jensen*, Zornpolitik, Berlin 2017; *Eckart Conze*, Schatten des Kaiserreichs. Die Reichsgründung von 1871 und ihr schwieriges Erbe, München 2020; *Michael Wildt*, Volk, Volksgemeinschaft, AfD, Hamburg 2017; *Andreas Wirsching/Berthold Kohler/Ulrich Wilhelm* (Hrsg.), Weimarer Verhältnisse? Historische Lektionen für unsere Demokratie, Ditzingen 2018.

16 *Stefan Scheil*, Der deutsche Donner. Deutschlands Kampf mit sich und der Welt – 1796 bis 1946, Schnellroda 2022; *Peter Alter*, Nationalismus. Ein Essay über Europa, Stuttgart 2016; *Aleida Assmann*, Die Wiedererfindung der Nation. Warum wir sie fürchten und warum wir sie brauchen, München 2020; *Per Leo/Maximilian Steinbeis/Daniel-Pascal Zorn*, Mit Rechten reden. Ein Leitfaden, Stuttgart 2017; *Andreas Rödder*, Wer hat Angst vor Deutschland? Geschichte eines europäischen Problems, Frankfurt am Main 2018.

17 *Norbert Frei/Franka Maubach/Christina Morina* u. a., Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Berlin 2019.

nach einer fleckenlosen Geschichte« historisch bedeutet. Sie fragen sowohl nach den Gründen dafür, dass im vereinigten Deutschland »der Nationalismus – ein im 19. Jahrhundert entstandenes Konzept – wieder derart attraktiv geworden ist«, als auch nach den »Vorläufern« heutiger »Erfolge der Rechtspopulisten« und den »Bedingungen«, unter denen nach 1945 »rechte Denkweisen verfangen und Anhänger finden konnten« (S. 7 f.). Seit Kurt P. Taubers monumentaler Studie[18] ist dies die erste Geschichte des deutschen Nachkriegsnationalismus, die beide deutsche Staaten im Blick hat und sich für organisierten wie integrierten Nationalismus gleichermaßen interessiert, wobei der Fokus – dem Forschungsstand entsprechend – auf rechte Parteien und NS-Kontinuitäten im Westen gerichtet ist, respektive auf den gesellschaftlichen Umgang mit beiden. Nationalistische Politik wird vor allem als NS-apologetische, rassistische und gegen die Sozialliberalisierung der Bundesrepublik gerichtete Politik untersucht. Mit Blick auf die Frage nach der Handlungs- und Wirkungsmacht des Nationalismus heißt es in der Einleitung, »dass es der Rechten ungeachtet ihrer hartnäckigen Bemühungen und mancher Konjunkturen über Jahrzehnte nicht gelungen ist, ihre zeitweiligen Erfolge in dauerhaften politischen Einfluss zu übersetzen«. Im Deutschland der Gegenwart sei das »besorgniserregend Neue« denn auch nicht so sehr die »alten Parolen«, die sich zum Teil »kaum verändert« hätten, sondern dass diese auf »Resonanz« stießen: »Plötzlich erzielen sie, von einer Welle getragen, politische Wirkungsmacht«. Daher könne die Geschichte der Bundesrepublik zwar weiter als »die Geschichte einer – im Großen und Ganzen – erfolgreichen Auseinandersetzung mit Autoritarismus und antidemokratischem Denken« erzählt werden – nicht mehr aber als bloße »Erfolgsgeschichte« (S. 8–10).

Tatsächlich liefert die Studie viele Beispiele dafür, dass es deutschen Rechten auch vor der AfD gelang, das Gemeinwesen in ihrem Sinne zu beeinflussen – indirekt, weil andere politische Kräfte um die Loyalität der »national« eingestellten Bevölkerung warben. Das Kapitel zur »Gegenwart der Vergangenheit in der Ära Adenauer« erinnert daran, dass CDU/CSU und SPD bei der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit »eher getriebene als gestaltende Kräfte« waren – stets darauf bedacht, »den Rechten möglichst wenig Platz zu lassen«. Die Union etwa versuchte, ihre nationalkonservative Koalitionspartnerin, die »Deutsche Partei« (DP), und den nationalistischen Flügel der FDP »durch eigene Initiativen in Schach zu halten« (S. 23). Eine konfrontativere Anti-rechts-Politik praktizierten die Westalliierten, die zum Beispiel mit einer Verhaftungsaktion gegen den Versuch vorgingen, die FDP in eine nationalistische Sammlungspartei umzuwandeln – in eine AfD *avant la lettre*, wenn man so will. Auch das bekannte »Gruppenexperiment« von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sollte die »Nervenpunkte des deutschen Nationalismus« (S. 34) freilegen, »um dem aufkeimenden deutschen Nationalismus zu begegnen«, wie es in einem Memorandum von 1950 heißt. Nicht nur sollte die Studie »spezifische Typen von Nationalismus und nationalistischen Personen [herausarbeiten]«, sondern auch »prüfen, durch welche Mittel eine Einwirkung im Sinne des Geistes internationalistischer Verständigung sich als fruchtbar erweist«.[19] Im Kapitel über »Geschich-

18 *Kurt P. Tauber*, Beyond Eagle and Swastika. German Nationalism since 1945, Middletown 1967.

19 Das Schlüsseldokument ist hier und auch in »Zur rechten Zeit« zit. nach: *Johannes Platz*, Die Praxis der kritischen Theorie. Angewandte Sozialwissenschaft und Demokratie in der frühen Bundesrepublik 1950–1960, Trier 2012, S. 71.

te und politische Kultur in der DDR« wird deutlich, wie wichtig auch hier die Integration rechter Funktionseliten in Bereichen wie dem Militär war und welchen Stellenwert das Nationale bei allem internationalistischen Anspruch behielt. Während Walter Ulbricht am siebten Jahrestag der Bombardierung Dresdens gegen die »deutsch- und volksfeindliche Kriegspolitik der Adenauer-Regierung« wetterte und vor einem »von der Wallstreet« aus geplanten erneuten Krieg warnte (S. 63), stellten die Kurator*innen der Ausstellung am Kyffhäuser-Denkmal im thüringischen Steinthaleben die Nationale Volksarmee in die Tradition des antinapoleonischen Befreiungsnationalismus. Um nur ein weiteres, ungleich bekannteres Beispiel aus dem eben vereinigten Deutschland zu nennen: die im Mai 1993 auch als Reaktion auf rechte Pogrome beschlossene massive Einschränkung des Grundrechts auf Asyl.

In der Tat war mit dem »Untergang des Kommunismus« im Ostteil des Landes nicht nur der politische Liberalismus zurückgekehrt, sondern auch ein organisierter Nationalismus, der bisher unterdrückt oder nach Westen verdrängt worden war. Insofern »droht« Deutschland nicht nur, »von rechts zusammenzuwachsen« (S. 17). Vielmehr ist genau dies gerade in der Migrationspolitik bereits in den 1990er-Jahren geschehen, wie etwa die Studie von Patrice G. Poutrus zum »Umkämpften Asyl« zeigt. Wie Maria Alexopoulou in ihrer erwähnten Arbeit stellt Poutrus die Sicht derer in den Mittelpunkt, die durch Nationalismus ausgegrenzt werden. Sein Buch kann daher mit Gewinn als Ergänzung zu »Zur rechten Zeit« gelesen werden, das diese Perspektive nur antippt.[20] Davon abgesehen ist das Buch der wichtigste von Historiker*innen verfasste Kommentar zur aktuellen Rechtsentwicklung in Deutschland, weil die Autor*innen die Geschichte und die Gegenwart des deutschen Nationalismus nicht nur einander gegenüberstellen (wie in den Büchern von Eckart Conze, Michael Wildt und anderen der Fall), sondern diese historisierend miteinander verbinden. Was dem Buch indes fehlt, ist ein Kapitel über die 1945er-Jahre, in denen die Grundlagen des politischen Nationalismus in seiner organisierten und integrierten Form geschaffen wurden und auch die des politischen Umgangs mit ihm unter den Vorzeichen von Antifaschismus, Antinazismus und Antiextremismus.[21] Offen bleiben musste bei einem solchen Überblickswerk auch die hier besonders interessierende, aber eben noch kaum erforschte Frage nach den längerfristigen Auswirkungen der andauernden Präsenz von – aber auch verschiedener Arten des Umgangs mit – organisiertem und integriertem Nationalismus in Deutschland. Inwiefern veränderte es die demokratischen Parteien und ihre Politik, wenn sie sich – aus welchen Gründen auch immer – nationalistische Forderungen aneigneten, beziehungsweise die SED, wenn sie mit der »National-Demokratischen Partei Deutschlands« (NDPD) eine Partei schuf, die diese Arbeit für sie übernehmen sollte? Inwiefern veränderte es den jeweiligen Staatsapparat, wenn in ihm über Jahrzehnte hinweg nicht nur ehemalige Nazis, sondern auch aktive Nationalist*innen geduldet wurden, etwa im Sicherheitsbereich? Um Fragen wie diese zu beantworten, müssen integrierte Nazis künftig nicht mehr als »Belastete« historisiert werden, die irgendwie das »politische Klima« verändern, sondern als integrierte

20 *Patrice G. Poutrus*, Umkämpftes Asyl. Vom Nachkriegsdeutschland bis in die Gegenwart, Bonn 2020, S. 161–200; *Alexopoulou*, Deutschland und die Migration.

21 *Rigoll/Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus; *Tauber*, Beyond Eagle and Swastika, Kap. III–IV.

Nationalist*innen, die sich einerseits in vielerlei Hinsicht anpassten, andererseits aber auch ihr unmittelbares Umfeld beeinflussen und womöglich längerfristig verändern konnten. Neben den bekannten Prozessen der Liberalisierung und Sozialisierung auch De:Nationalisierungsprozesse in den Blick zu nehmen, heißt insofern auch, Abschied von der westdeutschen Erfolgs- und der ostdeutschen Misserfolgsgeschichte zu nehmen.

Ein interessanter Beleg für die Existenz von Nationalisierungsprozessen in der SBZ/DDR ist Christoph Schreibers geschichtswissenschaftliche Dissertation »›Deutsche, auf die wir stolz sind.‹ Untersuchungen zur NDPD«.[22] Tatsächlich wurde die NDPD 1948 in der SBZ auf Initiative von Stalin gegründet, der hoffte, mit einer SED-loyalen Rechtspartei zumindest Teile der »national« eingestellten Bevölkerung für den Sozialismus gewinnen zu können, sie vom Weggang nach Westen abzuhalten und nicht zuletzt die bürgerlichen Blockparteien zu schwächen, indem man ihnen ihren rechten Flügel nahm. Schreiber nutzt den großen NDPD-Bestand im Bundesarchiv leider kaum, da er bei seinen Recherchen noch wenig erschlossen war. Stattdessen greift er unter anderem auf Stasi-Akten und Akten der sogenannten Ostbüros von SPD und FDP zurück. Außerdem befragte er Zeitzeugen und nutzte veröffentlichtes Material – allem voran geschichtspolitische Schriften aus dem parteieigenen »Verlag der Nation«. Dieser publizierte auch eine Buchreihe zu historischen Persönlichkeiten, auf die der Obertitel der Studie verweist. Sie verkaufte sich relativ gut und mit Herbert Scurla verantwortete sie ein ehemaliger Nazi-Propagandist. Das Buch ist keine Gesamtdarstellung der NDPD, sondern fokussiert drei Aspekte der Parteientwicklung. Der erste Abschnitt besteht aus einer kleinen Parteigeschichte, die viele Probleme anspricht, die eine Vertiefung verdient hätten: Von einer Unterredung zwischen Stalin und SED-Führern, auf der durchaus kontrovers über die NDPD-Gründung gesprochen wurde[23], über Hinweise auf eine innerparteiliche Rechtsopposition (»Wir arbeiten versteckt und sind die große Mehrzahl«, heißt es 1953 in einer Art anonymen Drohbrief an die Parteiführung, S. 55) bis hin zum Ausblick auf die Jahre nach 1990, der nur das Verhältnis ehemaliger »Nationaldemokraten« zur PDS behandelt, nicht aber zur FDP und zur nationalistischen Rechten. Der zweite Abschnitt behandelt die Biografien der Aufbaugeneration der Partei und zeigt, dass der Anteil ehemaliger NSDAP-Mitglieder in der NDPD mit 8,6 % (im Jahr 1951) nur minimal höher war als in der SED. Den Begriff der »Ehemaligenpartei« deshalb als »nicht zutreffend« zu bezeichnen (S. 138), erscheint aber übertrieben, schließlich waren in der Partei auch andere »Ehemalige« aktiv, namentlich frühere Berufssoldaten der Wehrmacht wie Vincenz Müller, denen es erst ab 1943 erlaubt war, der NSDAP beizutreten. Der letzte und zugleich längste Abschnitt behandelt die »Geschichtsarbeit der NDPD«, die sich insbesondere den Befreiungsnationalismus des antinapoleonischen Widerstands anzueignen versuchte.

22 *Christoph Schreiber*, »Deutsche, auf die wir stolz sind.« Untersuchungen zur NDPD (Studien zur Zeitgeschichte, Bd. 108), Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2018, 329 S., brosch., 98,80 €.

23 Vgl. Unterredung zwischen Stalin und der SED-Führung, 31.1.1947, abgedr. in: *Jochen P. Laufer/Georgij P. Kynin*, Die UdSSR und die deutsche Frage 1941–1948. Dokumente aus dem Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation, Bd. 3, Berlin 2004, S. 136–156, hier: S. 142–145.

Um etwas über die Handlungs- und Wirkungsmacht der NDPD in Erfahrung zu bringen, muss man die Studie gegen den Strich lesen, denn Schreiber macht sich die in der Politikwissenschaft aufgestellte These von der »Bedeutungslosigkeit« der Partei zu eigen und analysiert ihre Aktivitäten entsprechend als »Wege«, sich »mit Bedeutung aufzuladen« (S. 9). Dabei hat der Historiker viel Material zusammengetragen, das zeigt, dass die Partei insofern über Agency verfügte, als sie zur Genese eines Nationalismus beitrug, der mit dem autoritären Sozialismus in der SBZ/DDR konform ging. Sie formulierte eine Programmatik und Propaganda, die viele Begriffe der nationalistischen Rechten aufgriff (allem voran das Adjektiv »national«), die Dominanz der SED aber nie infrage stellte. Ihrem Anhang bot die NDPD eine Erzählung an, die es Nationalist*innen erlaubte, ihr Leben in der DDR als Teil eines »nationalen Befreiungskampfes« zu deuten, der im Westen um Bündnispartner warb. Um ihren sozialistischen Nationalismus unter die Leute zu bringen, verfügte die NDPD nicht nur über Mitgliederzeitungen wie »Der nationale Demokrat«, sondern auch über die überregionale »National-Zeitung«, regionale Blätter wie die »Sächsischen Neuesten Nachrichten« sowie über Zeitschriften wie die »Deutsche Illustrierte«, die allerdings nur kurz existierten. Legacy entfaltete die Partei insofern, als es ihr im Bündnis mit der SED tatsächlich gelang, die DDR ein wenig mehr im Interesse ihrer Klientel einzurichten, die staatssozialistische Ordnung also nationalistischer zu machen – und damit zugleich stabiler im Sinne der SED. Gesellschaftspolitisch wurde die von der NDPD versprochene Gleichstellung der »Ehemaligen« weitgehend umgesetzt (mitunter zum Nachteil von Verfolgten). Auch in der Kulturpolitik setzte die NDPD regelmäßig »nationale« Akzente. So ging 1952 die Benennung eines Sportparks in Berlin-Prenzlauer Berg nach dem nationalbewegten Friedrich Ludwig Jahn auf sie zurück. Bisweilen versuchten »Nationaldemokraten«, die Nationalisierung des DDR-Sozialismus aber auch weiter zu treiben als von der SED gewünscht. Am 17. Juni 1953 wirkten NDPD-Mitglieder der unteren Funktionärsebenen am Volksaufstand gegen das Regime mit, der freie Wahlen und die Vereinigung von West- und Ostdeutschland zu einem Nationalstaat forderte.

In politikwissenschaftlichen Studien wird die NDPD als bloßer »Satellit« der SED dargestellt – eine Bezeichnung, die schon 1979 im »DDR-Handbuch« des Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen auftaucht.[24] In Überblicken zur Geschichte der SBZ/DDR kommt sie nur am Rande vor – aber auch bei der Darstellung zweier Schlüsselmomente: Ulrich Mählert etwa erwähnt die Partei in seiner »Kleinen Geschichte der DDR« einerseits im ersten Kapitel und streicht heraus, dass sie »nationalistische Parolen« habe vertreten dürfen, um ehemalige Nazis für den Sozialismus zu gewinnen und den anderen Blockparteien abspenstig zu machen. Andererseits kommt sie im letzten Kapitel vor, denn die NDPD zählte zu den Volkskammerparteien, die am 13. November 1989 forderten, den Führungsanspruch der SED aus der Verfassung zu streichen und freie Wahlen abzuhalten.[25] In den Jahrzehnten davor war die NDPD zwar sicherlich noch stärker als andere Blockparteien ein Anhängsel der SED gewesen, ein »Transmissionsriemen«. Die Partei

24 *Eckhard Jesse*, Die Parteien in der SBZ/DDR 1945–1989/90, in: *Oscar W. Gabriel/Oskar Niedermayer/Richard Stöss* (Hrsg.), Parteiendemokratie in Deutschland, Wiesbaden 1997, S. 84–105, hier: S. 90; *Peter Christian Ludz* (Hrsg.), DDR-Handbuch, Bd. 2, Köln 1979 (zuerst 1975), S. 761.

25 *Ulrich Mählert*, Kleine Geschichte der DDR, München 2009.

war aber mehr als das, wie der Historiker Jürgen Frölich schon 1995 gezeigt hat.[26] Bei Schreiber kann man nachlesen, inwiefern die ostdeutschen »Nationaldemokraten« auf der Ebene der Parteipolitik treibende Kräfte in jener Entwicklung waren, die der Historiker Jan Palmowski vor allem aus alltagsgeschichtlicher Perspektive als »Erfindung der sozialistischen Nation« untersucht hat. Palmowski selbst problematisiert die Rolle der NDPD zwar nicht weiter, aber es fällt auf, dass einige Akteure, die an den von ihm untersuchten Nationalisierungsprozessen mitwirkten, der Partei angehörten – Lothar Bolz etwa, erster Parteivorsitzender, der von 1953 bis 1965 Minister für Auswärtige Angelegenheiten und von 1950 bis 1967 stellvertretender Ministerpräsident der DDR war. Funktionäre der Partei betätigten sich aber auch als Heimathistoriker, waren in den 1980er-Jahren in lokalen Umwelt- und Denkmalschutzinitiativen aktiv, die das Regime misstrauisch beobachtete. Einige beteiligten sich sogar am Nationalisierungsschub von 1989/90, der »friedlichen Revolution«. Vor diesem Hintergrund lässt sich Schreibers Studie nicht nur mit Forschungen zur »Nationalisierung« der Sowjetunion verbinden und auf andere kommunistische Regime erweitern.[27] Sie kann auch als ein Beitrag zur Vor- und Frühgeschichte der Rechtsentwicklung in der Spät-DDR gelesen werden.

Mit einer der beiden »Nationaldemokratischen« Parteien auf der anderen Seite der Mauer beschäftigt sich Valérie Dubslaff in ihrer geschichtswissenschaftlichen Dissertation über die Frauen in der NPD.[28] Für den langen Zeitraum von der Parteigründung 1964 bis ins Jahr 2020 untersucht sie, aus welchen (biografischen) Beweggründen und in welchen Strukturen Frauen sich in der Partei organisierten, was die Ziele ihrer Arbeit waren, welche Ansichten sie verfolgten und welchen Einfluss sie letztlich in der Partei ausübten. In mühevoller Arbeit ist die Autorin den dünnen Spuren weiblicher Aktivitäten in der ohnehin dispersen Überlieferung zur nationalistischen Rechten gefolgt – unter anderem hat sie Nachlässe, die Quellen des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) und parlamentarische Archive konsul-

26 *Jürgen Frölich*, Transmissionsriemen, Interessenvertretung des Handwerks oder Nischenpartei? Zu Rolle, Bedeutung und Wirkungsmöglichkeiten der NDPD, in: Deutscher Bundestag (Hrsg.), Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (1992–1994), Bd. 1, Baden-Baden/Frankfurt am Main 1995, S. 1542–1578.

27 Zur Nationalisierung des Kommunismus in der Sowjetunion Stalins vgl. *Bernhard H. Bayerlein*, Deutscher Kommunismus und transnationaler Stalinismus – Komintern, KPD und Sowjetunion 1929–1943: Neue Dokumente zur Konzeptualisierung einer verbundenen Geschichte, in: *Hermann Weber/Jakov Drabkin/Bernhard H. Bayerlein* u. a. (Hrsg.), Deutschland, Russland, Komintern, Bd. 1: Überblicke, Analysen, Diskussionen, Berlin/Boston 2014, S. 225–400, hier: S. 233 und passim. Zur DDR vgl. *Jan Palmowski*, Die Erfindung der sozialistischen Nation. Heimat und Politik im DDR-Alltag, Berlin 2016; *Sven Brajer/Johannes Schütz*, Old Concepts in Changing Societies? Continuities and Transformation of Nationalism in East Germany, 1871–2019, in: *Frank Jacob/Carsten Schapkow* (Hrsg.), Nationalism in a Transnational Age. Irrational Fears and the Strategic Abuse of Nationalist Pride, Berlin/Boston 2021, S. 41–68.

28 *Valérie Dubslaff*, »Deutschland ist auch Frauensache«. NPD-Frauen im Kampf für Volk und Familie 1964–2020 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 131), De Gruyter Oldenbourg, Berlin/München etc. 2021, IX + 395 S., geb., 59,95 €. Zur anderen, gerade wegen ihrer Kurzlebigkeit in der frühen Nachkriegszeit (1945–1950) nicht minder interessanten »nationaldemokratischen« Rechtspartei vgl. *Horst W. Schmollinger*, Die Nationaldemokratische Partei [NDP], in: *Richard Stöss* (Hrsg.), Parteien-Handbuch. Die Parteien der Bundesrepublik Deutschland 1945–1980, Opladen 1986, S. 1892–1921.

tiert und einschlägige Periodika systematisch ausgewertet. Entstanden ist eine Geschichte der NPD, die diese gesellschaftlich kontextualisiert, also in Beziehung setzt zu den Handlungen anderer zeitgenössischer (partei-)politischer Akteur*innen und größerer Entwicklungen in der Bundesrepublik. Geschlecht soll dabei als Analysekategorie dienen, um das Verhältnis der Partei zur Demokratie differenzierter zu betrachten. Diesen innovativen Ansatz hält sie leider nicht immer durch: Neben pointierten Analysen vergeschlechtlichter Praktiken und Machtverhältnisse in der Partei stehen nicht wenige eher deskriptive Passagen, bei deren Lektüre nicht immer deutlich wird, welchen Erkenntnisgewinn das Geschlecht der untersuchten Akteurinnen jeweils mit sich bringt. Auch werden durch die chronologische Gliederung der Arbeit, da diese sich an den Zäsuren der Parteigeschichte ausrichtet, spezifische Aspekte weiblicher Organisation und Wandlungsprozesse teilweise im Buch verstreut. Zumindest Ersteres dürfte allerdings auch der schwierigen Quellenlage geschuldet sein, die die Studie zwangsläufig auf die wenigen Frauen beschränkte, die in einer Position waren, in der sie Spuren im überlieferten Material hinterließen.

Sowohl über die Handlungs- als auch die Wirkungsmacht deutscher Rechter gibt Dubslaffs Untersuchung vielfach Aufschluss. Die Agency der Frauen innerhalb der NPD ist dabei explizites Erkenntnisinteresse der Studie, während Einordnungen zur gesellschaftlichen Wirkungsmacht der NPD eher zwischen den Zeilen zu suchen sind. Dubslaff zeigt, dass Frauen innerhalb der Partei systematisch von Führungspositionen ferngehalten, vornehmlich für Sekretariatsaufgaben eingesetzt und thematisch auf angeblich geschlechterspezifische Themen wie Frauen- und Familien- sowie Kulturpolitik beschränkt wurden. So ergibt sich die Besonderheit eines »weiblichen Rechtsextremismus« (S. 359) für Dubslaff auch nicht aus einem biologistischen Essenzialismus, sondern aus den sozialstrukturellen und politischen Bedingungen des Engagements in der Partei. Impulse für ihre Arbeit bezogen die Frauen nicht nur aus der Rechten. Obwohl sie die autonome Frauenbewegung ablehnten, griffen sie deren Protest- und Organisationsformen auf. Versuchten die in den 1960er-Jahren noch top-down-organisierten Frauen in den Strukturen der NPD zu wirken, dezentralisierten sie ihre Arbeit in den 1970er-Jahren zumindest zeitweise und schufen reine Frauenräume. Sie konnten in dieser Zeit erstmals größere Wirkmacht in der NPD entfalten und Interesse für ihre Themen bei den männlichen »Kameraden« wecken – die Bewegung von Frauen auch anderer politischer Lager hatte also einen Effekt, der ebenso auf die Rechte ausstrahlte. Die separaten Frauengruppen lösten sich bald von Formaten, die darauf fokussierten, politische Probleme »unter sich« zu besprechen, und gingen zu Aktivitäten wie Familienausflügen und geselligen Treffen über, bevor sie sich um 1980 auflösten – eine Entwicklung, die Dubslaff als Verlust ihres politischen Anspruchs beschreibt. Künftige Studien könnten untersuchen, inwiefern diese weiblichen Räume, die sich stark von den Vergemeinschaftungsformen der männlichen Parteikameraden unterschieden, vor dem Hintergrund von Frauenbewegungen umzudeuten wären, die gerade das Private zum Politischen erklärten. Anhand öffentlicher Aktionen kann Dubslaff den Wandel gegenderter Praktiken im Untersuchungszeitraum zeigen. Zum Beispiel brachten sich die NPD-Frauen wegen des offensiven und körperlichen Charakters nicht in die Demonstrationen der »Aktion Widerstand« ein, sondern agierten als

»ideologische Multiplikatorinnen« bevorzugt über die Organisation von Veranstaltungen und das Erstellen und Verteilen von Schriften (S. 154 f.). Die Entstehung der Skingirls in den 1990er-Jahren zeigt jenseits der früheren Existenz einzelner »viril« auftretender Frauen in der Ästhetik einen Wandel von Geschlechterrollen in der Rechten, der für die Frauen auf der Handlungsebene neue Möglichkeiten schuf, wie etwa den Einsatz von körperlicher Gewalt oder den öffentlichen übermäßigen Genuss von Alkohol. In der Beurteilung der Wirkmacht der Frauen in der NPD schwankt Dubslaff in ihrem Urteil. Laut Titel sei der Nationalismus schon immer »auch Frauensache« gewesen, doch zeigt die Arbeit zugleich, dass die weiblichen NPD-Mitglieder in der Partei systematisch in ihrem Einfluss beschränkt wurden. In der Mobilisierung der Wähler*innen waren sie – wie die NPD insgesamt – in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt. Mit Blick auf aktuell populäre weibliche Führungsfiguren rechter Parteien wie Marine Le Pen, Giorgia Meloni, aber auch Frauke Petry und Alice Weidel, steht die Frage im Raum, ob es nicht auch die Marginalisierung von Frauen war, die die Agency und damit auch Legacy der NPD schmälerte.

Während in den Sozialwissenschaften in den letzten Jahrzehnten vielseitig, aber fachbedingt gegenwartsbezogen zu Geschlecht und extremer Rechter geforscht wurde, ist das Gros der historisch angelegten Studien zur Rechten der Bundesrepublik eher geschlechtsblind.[29] Vergleichsweise jung sind Studien, die Männlichkeiten in den Blick nehmen.[30] Impulse gehen seit 2000 vom »Forschungsnetzwerk Frauen und Rechtsextremismus« aus, einem Zusammenschluss interdisziplinärer Expertinnen aus Wissenschaft und Praxis. Wie gewinnbringend der Zugriff über die Analysekategorie Geschlecht ist, zeigen nicht nur die Ergebnisse, sondern gerade auch die neuen Fragen, die der geschlechtergeschichtliche Blick aufwirft. Interessant ist in dieser Hinsicht etwa Dubslaffs Befund, dass die Partei für viele Frauen nur eine von vielen Stationen einer nationalistischen Biografie war – zu unattraktiv stellte sich für einen Großteil rechter Frauen die Parteiarbeit dar. Sie engagierten sich in einer Reihe von Vorfeldorganisationen, die gleichwohl mit der NPD verbunden waren, indem sie ihre Inhalte verstärkten und als Multiplikatorinnen dienten. Ebenso bemerkenswert sind die familiären Netzwerke: Auffällig viele der NPD-Frauen hatten einen Ehemann, der ebenfalls in der Partei aktiv war, und lernten dort teils neue zukünftige Ehepartner kennen. Untersuchenswert

29 Vgl. etwa *Ursula Birsl* (Hrsg.), Rechtsextremismus und Gender, Opladen 2011, und *Renate Bitzan*, Selbstbilder rechter Frauen. Zwischen Antisexismus und völkischem Denken, Tübingen 2000. Historische Forschung zu Nationalismus und Geschlecht existiert sowohl für die Zeit des Nazismus als auch zum Kaiserreich und der Weimarer Republik. Vgl. etwa *Claudia Koonz*, Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich, Reinbek 1994; *Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum* (Hrsg.), Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt am Main 2002; *Raffael Scheck*, Mothers of the Nation. Right-Wing Women in Weimar Germany, Oxford 2004; *Elissa Mailänder Koslov*, Gewalt im Dienstalltag. Die SS-Aufseherinnen des Konzentrations- und Vernichtungslagers Majdanek 1942–1944, Hamburg 2009, sowie den Klassiker von *George L. Mosse*, Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, München/Wien 1985.

30 *Susanne Kaiser*, Politische Männlichkeit. Wie Incels, Fundamentalisten und Autoritäre für das Patriarchat mobilmachen, Berlin 2020; *Robert Claus/Esther Lehnert/Yves Müller* (Hrsg.), »Was ein rechter Mann ist…«. Männlichkeiten im Rechtsextremismus, Berlin 2011.

wäre etwa, inwiefern Frauen spezifische Geschlechterrollen, die ihnen führende Parteipositionen zumeist verwehrten, eigensinnig nutzten, um auf anderen Wegen, etwa Heiratspolitik, Einfluss zu gewinnen. Verorten lässt sich Dubslaffs Studie aber auch in den Forschungen, die sich – wie das Buch des Publizisten Thomas Wagner über »1968 und die Neuen Rechten« und das des Politikwissenschaftlers Christoph Schulze über die »Autonomen Nationalisten« – für die Aneignung ursprünglich als links geltender Praktiken durch deutsche Nationalist*innen interessieren.[31] Ein Desiderat wäre hier eine Geschichte der rechten Anti-68er in der Bundesrepublik und anderen westlichen Ländern, wo es sie ebenfalls gab.[32]

Das Beispiel des Hamburger Politanwalts und Multiaktivisten Jürgen Rieger (1946–2009) zeigt, dass schon einzelne Nationalisten über Handlungsmacht verfügten, wenn sie sich ständig neu organisierten und vernetzten. Die Studie, die der Politologe Christoph Schulze ihm gewidmet hat, ist keine klassische Biografie, sondern nähert sich ihrem Gegenstand in zehn systematischen Kapiteln und einem Dokumentenanhang.[33] Neben veröffentlichtem Material hat er unter anderem Bestände im »Archiv der deutschen Jugendbewegung« im hessischen Witzenhausen, im »antifaschistischen pressearchiv und bildungszentrum berlin« (apabiz) und im Niedersächsischen Landesarchiv ausgewertet. Nach einer Skizze von Riegers »Lebensstationen« zeichnet Schulze die »Politisierung« des Gymnasiasten nach, die nach Selbstauskunft im Einklang mit seinem Vater und Bruder mit der Lektüre von Schriften des »Rasseforschers« und Naziideologen Hans F. K. Günther sowie mit Aktivitäten für die irredentistische »Aktion Oder-Neiße« einsetzte. Es folgen Kapitel über Riegers Rassismus, der vielfach an »Rasse-Günther« anknüpft, und die von ihm begründete »›Rassen-Religion« mit extrem judenfeindlichem Gehalt. Sodann wird Rieger als »Gewalt- und Straftäter« porträtiert, den ein »Vernichtungsantisemitismus« (S. 72) antrieb, als politischer »Rechtsanwalt«, der Gleichgesinnte vor Gericht verteidigte, als »Bewegungsförderer«, der dank seiner »wohlhabenden Familie« über ein »beträchtliches Vermögen« (S. 91) verfügte, das er oftmals politisch investierte, sowie als »Organisator und Mittler«, der sich nach außen hin konfrontativ, nach innen durchaus integrativ verhielt. Die letzten Kapitel behandeln Riegers kompliziertes Verhältnis zur NPD und sein »Nachleben« in der organisierten Rechten.

Zeitgeschichtlich ist Rieger interessant, weil er die mannigfaltige »Kontinuität des Rechtsextremismus« (S. 9) von der Bonner zur Berliner Republik repräsentiert und zugleich illustriert, wie verschränkt hier die »Vorgeschichte der Gegenwart«

31 *Thomas Wagner*, Die Angstmacher. 1968 und die Neuen Rechten, Berlin 2017; *Christoph Schulze*, Etikettenschwindel. Die Autonomen Nationalisten zwischen Pop und Antimoderne, Baden-Baden 2017. Zum konservativen Flügel, den anderen 68ern vgl. außerdem *Anna von der Goltz*, The Other '68ers. Student Protest and Christian Democracy in West Germany, Oxford 2021.

32 Vgl. zu den USA und Frankreich insbesondere *Rebecca E. Klatch*, A Generation Divided. The New Left, the New Right, and the 1960s, Berkeley/Los Angeles etc. 1999, und *Mathieu Dubois*, Génération politique. Les »années 68« dans les jeunesses des partis politiques en France et en RFA, Paris 2014.

33 *Christoph Schulze*, Rassismus in nationalsozialistischer Tradition. Der Neonazi Jürgen Rieger (1946–2009) (Zeitgeschichte*N*, Bd. 23), Metropol-Verlag, Berlin 2020, 144 S., brosch., 16,00 €. Vom selben Autor vgl. auch *ders.*, Rechtsextremismus. Gestalt und Geschichte, S. Marix Verlag, Wiesbaden 2021, 223 S., geb., 20,00 €.

stets mit der »Nachgeschichte des Nationalsozialismus« ist.[34] Rieger agierte sowohl als ein rechter Vordenker, der Programmatiken aus der Zeit der Weimarer Republik und des Naziregimes an die neue Situation anpasste, als auch als rechter Pionier, der neue Handlungsräume zu erschließen versuchte und in ihnen ausprobierte, wie das Gedachte umgesetzt werden konnte. Er tat dies in unzähligen Organisationen, deren Spannbreite von den »CSU-Freundeskreisen« (!) über die »Nationalistische Front« (NF) bis hin zu den »Jungen Nationaldemokraten« und der NPD reicht. Mit der »Artgemeinschaft« schuf er sogar eine heidnische Pseudoreligion, eine ganz auf Rassedenken bezogene »Glaubens-Gemeinschaft«, der er von 1989 bis zu seinem Tod vorstand. Rieger nahm an Zusammenkünften rechter Netzwerke teil, darunter insbesondere die »Göttinger Runde«, die »Sababurg Runde«, die »Lippoldsberger Dichtertage« und die »Hetendorfer Tagungswochen«, wobei er letztere maßgeblich organisierte. Er war für unzählige Publikationen verantwortlich, die sich mit Rassismus und Religiosität beschäftigten, aber auch mit Nationalismus und Negationismus sowie mit der ganz konkreten Frage, wie sich »Patrioten und nationale Aktivisten« (S. 103) in einer ihnen feindlichen Demokratie verhalten sollten. Auf lange Sicht trugen derlei Tätigkeiten dazu bei, die Handlungsmacht der Rechten zu erweitern. Wirkmacht über den organisierten Nationalismus hinaus entfaltete Rieger möglicherweise vor allem durch seine Gewalttaten: Die Aktivisten und Journalisten etwa, die er tätlich angriff, mochten auf diese Weise eingeschüchtert oder im Gegenteil in ihrem Engagement bestätigt worden sein. Sicher ist, dass seine Aktivitäten in einer kleinen nationalistischen Avantgarde auf lange Sicht dazu beitrugen, den Handlungsspielraum der integralen Rechten zu erhöhen. Rieger erschloss neue Pfade, die erst heute, Jahre nach seinem Tod, von vielen genutzt werden. So wirkte er unter anderem daran mit, Immigration zu einem rechten Kampagnenthema zu machen, und sprach früh vom »Volkstod« durch Bevölkerungsaustausch. In den Strukturen, die er schuf, bewegten sich Zschäpe und andere Nazis nachfolgender Kohorten. Symbole der »Artgemeinschaft« finden sich – markenrechtlich geschützt – auf Thor-Steinar-Produkten wieder.

Schulze arbeitet überzeugend heraus, wie Rieger als »militanter Neonazi und fanatischer Rassist« (S. 7) einen »Rassismus in nationalsozialistischer Tradition« zugleich weiterdachte und praktizierte. Etwas in den Hintergrund rückt dabei, dass Rieger sein politisches Handeln als das eines Nationalisten verstand, eines »nationalen Deutschen« und »Patrioten«, der Wert darauf legte, dass sein Rassedenken das Nationale nicht infrage stellte, sondern stärkte. Im Vorwort zu seiner programmatischen Schrift »Sittengesetze unserer Art« heißt es: »Auch für Sittengesetze gilt das Wort Friedrichs des Großen: ›Die Gesetze müssen zum Geist der Nation passen, oder man darf nicht auf ihre Dauer hoffen.‹«[35] Sehr deutlich wird bei der Lektüre hingegen, wie lohnend es sein kann, das Handeln und Wirken einzelner gut vernetzter Rechter als Analysesonde in den organisierten Nationalismus im

34 *Yves Müller*, »Normalfall« Neonazi – Oder: Gibt es eine zeithistorische Rechtsextremismus-Forschung?, in: Zeitgeschichte-online, Oktober 2019, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/normalfall-neonazi-oder-gibt-es-eine-zeithistorische-rechtsextremismus-forschung> [21.2.2023].

35 *Jürgen Rieger*, Sittengesetze unserer Art, Hamburg 2003, S. 15.

Nachkriegsdeutschland zu nutzen.[36] Die Studie kann hier in einer Biografik verortet werden, für die Ulrich Herberts bekannte Best-Biografie steht, aber auch neuere Arbeiten zu Friedrich Grimm und Werner Naumann[37] – alle Nazis, die ihrem Nazismus auch nach 1945 treu blieben und ihn zugleich an die neue Situation anpassten. Auch der Beitrag von Katharina Trittel über Hans-Michael Fiedler in diesem Band ist hier zu nennen. Zu diskutieren wäre vor diesem Hintergrund, warum man Rechte wie Rieger oder später Zschäpe weiter »Neonazis« nennt und sie von »Altnazis« wie Werner Best unterscheidet, also eine in der Nachkriegszeit noch Sinn ergebende Begrifflichkeit auch nach mehreren Generationen immer weiter verwendet. Sinnvoller erscheint es, den – in der politischen Debatte viel zu oft verwendeten – Begriff »Nazi« schlicht auf diesen in der Tradition des Nazismus stehenden Personenkreis zu beschränken. Bei anderen politischen Gruppen verzichtet man schließlich auch auf das Präfix »Neo«. Ähnliches gilt für die in der Forschung bisweilen übernommene Unterscheidung zwischen der »Erlebnisgeneration« derjenigen Rechten, die das Naziregime aus persönlicher Anschauung kannten, und der »Bekenntnisgeneration« der Nachgeborenen. Abgesehen davon, dass Generationserzählungen leicht nationalistische Einseitigkeiten reproduzieren, indem sie die Perspektive von Frauen, Linken und Eingewanderten ausblenden[38], führen diese Begriffe den Nationalismus nach 1945 auf die Tradition des Nazismus eng und versperren mitunter den Blick auf längere Linien wie auch auf die vielen Metamorphosen des Nationalismus in der Demokratie. Eine breite Rezeption ist Schulzes Studie nicht nur wegen der Fülle an Informationen zu wünschen, die sie zu Rieger und seinen Netzwerken enthält, sondern auch, weil sie neue Forschungsfelder aufzeigt, deren Bearbeitung lohnend erscheint. Zum Beispiel erfährt man, dass Rieger als »Jazz-Fan« (S. 13) nach dem Abitur in die USA reiste – und möchte erfahren, was er von dort mitbrachte. Der Umstand schließlich, dass er von 1978 bis 1996 im Vorstand des »Blankeneser Grundeigentümer-Vereins« saß (S. 93), wirft

36 Vgl. auch die vom Argument-Verlag herausgegebene Reihe »Gestalten der Faschisierung«, die sich bisher mit Peter Sloterdijk, Sahra Wagenknecht und Björn Höcke befasst hat, sowie die biografischen Porträts in *Ralf Fücks/Christoph Becker* (Hrsg.), Das alte Denken der Neuen Rechten. Die langen Linien der antiliberalen Revolte, Wochenschau-Verlag, Frankfurt am Main 2020, 287 S., brosch., 19,90 €.

37 *Ulrich Herbert*, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, Bonn 1996; *Dominik Rigoll*, Internationalismus von rechts. »Deutsch-französische Versöhnung« unter nationalistischen Vorzeichen am Beispiel von Friedrich Grimm (1888–1959), in: *Anne Couderc/Corine Defrance/Ulrich Pfeil* (Hrsg.), La réconciliation/Versöhnung. Histoire d'un concept entre oubli et mémoire/Geschichte eines Begriffs zwischen Vergessen und Erinnern, Brüssel 2022, S. 241–261; *Günter J. Trittel*, »Man kann ein Ideal nicht verraten…«. Werner Naumann – NS-Ideologie und politische Praxis in der frühen Bundesrepublik, Göttingen 2013. Aus nationalistischer Perspektive vgl. ferner *Werner Bräuninger*, Kühnen. Portrait einer deutschen Karriere. Die Biographie, Gerhard Hess Verlag, Bad Schussenried 2016, 718 S., brosch., 39,80 €. Erst nach Redaktionsschluss erreichte uns der als E-Book frei zugängliche Sammelband von *Gideon Botsch/Christoph Kopke/Karsten Wilke* (Hrsg.), Rechtsextrem: Biografien nach 1945, Berlin/München etc. 2023.

38 Zur nationalistischen Dimension des Generationsbegriffs vgl. auch *Rigoll*, Public History von links nach rechts, sowie *Christina Benninghaus*, Das Geschlecht der Generation. Zum Zusammenhang von Generationalität und Männlichkeit um 1930, in: *Ulrike Jureit/Michael Wildt* (Hrsg.), Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, Hamburg 2005, S. 127–158.

ein Schlaglicht auf die soziale Integration dieser politisch hochgradig organisierten Rechten.

Ein gutes Beispiel dafür, wie deutsche Nationalist*innen ihre Handlungs- und Wirkungsmacht immens erweitern konnten, wenn sie sich international vernetzten und Allianzen jenseits der organisierten Rechten schmiedeten, liefert die Historikerin Stéphanie Courouble Share in ihrer Studie zum Negationismus als »Geschichte eines internationalen Netzwerks«.[39] Wie vor ihr schon die Historikerin Elke Mayer, deren Doktorarbeit über die »Entstehung der Holocaust-Leugnung in der Bundesrepublik« jedoch wenig zitiert wird[40], setzt Courouble Share mit den Okkultations- und Negationspraktiken des Naziregimes ein – von der Nutzung einer codierten Sprache (»Endlösung«, »Sonderbehandlung«) über die systematische Zerstörung von Beweismitteln bis hin zu Desinformationspropaganda. Zur Verdunkelung und Leugnung ihrer Verbrechen zerstörten die Nazis so viele Beweise für den Völkermord an den jüdischen Europäer*innen und zeichneten die Gegner des ›Dritten Reiches‹ – besonders die Jüdinnen und Juden – als die eigentlichen Verbrecher*innen. Negationismus ging hier mit einem Konspirationismus einher, der die eigenen verbrecherischen Handlungen oder Planungen (»Weltherrschaft«!) auf die Jüdinnen und Juden projizierte. Die ideellen, materiellen und personellen Grundlagen der späteren Holocaust-Leugnung wurden also schon vor 1945 geschaffen, nach der durch die Anti-Hitler-Allianz herbeigeführten Kriegswende. Personell deshalb, weil die Angehörigen der europäischen Kerntruppe des Negationismus bereits in der Nazidiktatur als Propagandisten aktiv waren: Courouble Share konzentriert sich auf den Franzosen Maurice Bardèche, zur Gruppe zählten aber auch der Brite Oswald Mosley und der Deutsche Friedrich Grimm. Das Buch endet mit einer Skizze des organisierten und integrierten Negationismus im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, das von einem Netzwerk ganz anderer Art geprägt ist: dem Internet.

Courouble Share will verstehen, wie Leugner*innen der Shoah »in die Öffentlichkeit verschiedener Demokratien eindrangen und wie die Reaktionen – politisch, staatlich, rechtlich, assoziativ, medial, intellektuell – auf das Phänomen ausfielen« (S. 31). Ohne die beiden Begriffe zu nutzen, fragt also auch sie nach der Agency und Legacy des Negationismus. Um die Frage zu beantworten, hat sie vor allem negationistische Publikationen und Veröffentlichungen über diese ausgewertet. Sie referiert aber auch die reale Dokumentation und Erforschung von Naziverbrechen – vorangetrieben ab 1933 von Pionieren wie Alfred Wiener, Isaac Schneersohn, Franz Neumann, Ernst Fraenkel, Eugen Kogon, David Rousset, Léon Poliakov, Gerald Reitlinger und Raul Hilberg. Deutsche Nationalisten spielen in der globalen Verflechtungsgeschichte, die sich um das organisierte Anzweifeln dieser Forschungen und die Diskreditierung der Forschenden entspannt, eine Schlüsselrolle. Auf die Verbrechensvertuschung im Krieg folgte in den 1945er-Jahren die hunderttausendfach artikulierte Lüge vor Gericht oder bei der Entnazifizierung, nichts von dem gewusst zu haben, was allein Heinrich Himmler in den Konzentrationslagern

39 *Stéphanie Courouble Share*, Les idées fausses ne meurent jamais… Le négationnisme, histoire d'un réseau international, Editions Le Bord de l'eau, Lormont 2021, 530 S., brosch., 26,00 €.

40 *Elke Mayer*, Verfälschte Vergangenheit. Zur Entstehung der Holocaust-Leugnung in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung rechtsextremer Publizistik von 1945 bis 1970, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2003.

verantwortet habe. In den 1950er-Jahren waren westdeutsche Zeitschriften wie »Nation Europa« und »Die Europäische Nationale«, aber auch das in Argentinien erscheinende Naziexilanten-Blatt »Der Weg«, wichtige Foren, in denen Propagandapublizisten die Zahl der jüdischen Opfer anzweifelten und die Nazipropaganda restaurierten, »die Juden« hätten Deutschland 1939 den Krieg erklärt. Deutsche Rechte frischten auch ihre aus der Nazizeit stammenden Kontakte mit arabischen Nationalisten auf, die sich ebenfalls für antijüdische Propaganda interessierten, sowie mit US-amerikanischen Rechten, etwa um das Verbot von Schriften in der Bundesrepublik zu umgehen. »The Big Swindle of the Six Million« von Heinrich Malz und Karl Heinrich Peter erschien 1954 in den USA und wurde dort von dem Historiker Harry Barnes rezipiert, der eine von der Linken her kommende Negationismus-Variante begründete. Barnes bestärkte auch den Harvard-Historiker David Hoggan darin, eine Studie über die Kriegsschuld der Alliierten zu schreiben. In den 1960er-Jahren tourte Hoggan mit seinen Thesen durch die Bundesrepublik, wurde vom rechten Grabert-Verlag verlegt und bekannte im SPIEGEL, er sei »ein amerikanischer Nationalist, der sich auch in Deutschland unter Nationalisten am wohlsten« fühle (S. 119).[41] In den 1970er-Jahren brachte eine »deutsche Offensive« (S. 179) erstmals die glatte Leugnung des Judenmords. In den 1980er-Jahren übernahmen westdeutsche Ordinarien wie Hellmut Diwald und Ernst Nolte teilweise die negationistischen Thesen und warben für Verständnis für die »Revisionisten«, allerdings ohne Erfolg. In den USA setzte sich der linke Linguist Norman Chomsky für das Recht des französischen Holocaust-Leugners Robert Faurisson auf freie Meinungsäußerung ein – obwohl dessen Thesen falsch seien. Zustimmend zitiert wurden die Publikationen Faurissons von dem palästinensischen Sozialisten Mahmoud Abbas, der 1982 in Moskau eine Doktorarbeit über die »Zusammenhänge zwischen Zionismus und Nazismus« abschloss. Seit den 1990er-Jahren half nicht nur das Internet dabei, negationistische Propaganda in Teilen der Welt zu verbreiten, die kaum in die Shoah involviert gewesen waren, sondern auch der Islamismus.

Courouble Share rekonstruiert auf globaler Ebene, was Mayer am Beispiel des deutschen Negationismus ebenfalls gezeigt hat, nämlich dass die im Krieg einsetzenden transnationalen Negationsschübe aufeinander aufbauten und daher auf längere Sicht eine erstaunliche Handlungs- und Wirkungsmacht entfalten konnten, trotz der vergleichsweise kleinen Zahl organisierter Shoah-Leugner*innen. Ein vergleichbares Phänomen hat der Historiker Gavriel D. Rosenfeld in den Blick genommen, namentlich, wie der Topos vom »Vierten Reich« nach 1945 nicht nur in Nazikreisen überlebte, sondern auch bei Gegner*innen und in der Popkultur, sodass es auf dieser Grundlage seit den 1970er-Jahren zu einer Restauration des Reichsgedankens kommen konnte. Letztere wurde nicht nur von »Reichsbürgern« und Aktivisten wie Michael Kühnen vorangetrieben, sondern auch von Rechtsintellektuellen wie dem Historiker Hans-Dietrich Sander, der 1980 sein Buch »Der nationale Imperativ« veröffentlichte.[42] Auch die von Nicolas Lebourg vorgelegte Studie über die Reorganisation nazistischer Strukturen vor allem in Frankreich und den USA, aber

41 Rückübersetzung aus dem Französischen nach: *o. V.*, Einfach schön, in: Der SPIEGEL, 12.5.1964.

42 *Gavriel D. Rosenfeld*, The Fourth Reich. The Specter of Nazism from World War II to the Present, Cambridge 2019. *Hans-Dietrich Sander*, Der nationale Imperativ. Ideengänge und Werkstücke zur Wiederherstellung Deutschlands, Krefeld 1980.

auch in Australien, Neuseeland, Südafrika und islamischen Ländern ist zu nennen. Der Historiker rekonstruiert die Zusammenarbeit zwischen alten und jungen Nazis, die sich zunächst auf die Suche nach einem europäischen Nationalismus, später dann nach einem »universellen Nazismus« (Roger Griffin) begaben, die beide dem historischen Nazismus als zeitgemäßes Substitut dienen sollten. Er zeichnet nach, wie sich der Nazi-Rassismus zu einer Ideologie entwickelte, die sich den Schutz der »Weißen« auf die Fahnen schreibt und heute vor allem außerhalb Deutschlands eine weite Verbreitung findet.[43] Überhaupt wäre zu prüfen, ob das Phänomen, das gegenwärtig als »weißer Nationalismus« historisiert und auch in seiner globalen Vernetzung untersucht wird[44], nicht eine der handlungs- und wirkungsmächtigen aktuellen Verkörperungen des Nazismus darstellt. Auch die Klärung der Frage, inwiefern der Antiislamismus als neuer Orientalismus den Antislawismus, Antisemitismus und Antikommunismus ablöst oder flankiert, ist ein Desiderat. In »Vernetzte Islamfeindlichkeit« hat der Religionswissenschaftler Oliver Wäckerlig gezeigt, dass heutige antiislamistische Netzwerke zum Teil aus antikommunistischen heraus entstanden.[45] Vor diesem Hintergrund wäre jedenfalls nicht nur dem Buch von Courouble Share, sondern auch den Werken von Nicolas Lebourg und Gavriel D. Rosenfeld eine breitere Rezeption in Deutschland zu wünschen. Umgekehrt erscheint es angesichts aktueller Debatten um Fake News, Corona und Klimawandel sinnvoll, die Negation des Holocaust mit anderen Formen der Propaganda einerseits und der Wissenschaftsleugnung andererseits ins Verhältnis zu setzen, agier(t)en doch auch die Negationist*innen stets als Propagandist*innen und »Merchants of Doubt«.[46]

Nicht ganz so spektakulär, aber nicht minder bedeutend für die Entwicklung der deutschen Rechten im geteilten und vereinigten Deutschland, ist das Thema von Martin G. Maiers ideengeschichtlicher Dissertation »Der herausgeforderte Konservatismus«. Auf der Grundlage ausgewählter Bücher und Beiträge in sieben Zeitschriften (»Criticón«, »Konservativ heute«, »Zeitbühne«, »Die politische Meinung«, »HPI – Hochschulpolitische Informationen«, »Der Staat« und »Merkur«) untersucht der Politologe, wie konservative Intellektuelle zwischen 1968 und 1994 auf die Neue Linke und den »Marsch durch die Institutionen« reagierten (der freilich auf einige wenige Institutionen beschränkt blieb und etwa beim Militär und den Sicherheits-

43 *Nicolas Lebourg*, Les nazis ont-ils survécu? Enquête sur les Internationales fascistes et les croisés de la race blanche, Paris 2019. Zu den Rückwirkungen dieser internationalen Verflechtungen in die Bundesrepublik Deutschland vgl. auch *Michelle Lynn Kahn*, The American Influence on German Neo-Nazism. An Entangled History of Hate, 1970s–1990s, in: The Journal of Holocaust Research 35, 2021, S. 91–105.

44 *Daniel Geary/Camilla Schofield/Jennifer Sutton* (Hrsg.), Global White Nationalism. From Apartheid to Trump, Manchester 2020.

45 *Oliver Wäckerlig*, Vernetzte Islamfeindlichkeit. Die transatlantische Bewegung gegen »Islamisierung«. Events – Organisationen – Medien, Bielefeld 2019. Vgl. auch *Marc Thörner*, Rechtspopulismus und Dschihad. Berichte von einer unheimlichen Allianz, Edition Nautilus, Hamburg 2021, 177 S., brosch., 16,00 €.

46 *Naomi Oreskes/Erik M. Conway*, Merchants of Doubt. How a Handful of Scientists Obscured the Truth on Issues from Tobacco Smoke to Global Warming, New York/Berlin etc. 2010. Ferner die Beiträge in *Dominik Rigoll* (Hrsg.), Die Macht der Information. Politische Konflikte um sensible Akten im internationalen Vergleich, Debatten-Schwerpunkt in: Zeithistorische Forschungen 10, 2013, S. 111–147, sowie *Nils-Christian Kumkar*, Alternative Fakten. Zur Praxis der kommunikativen Erkenntnisverweigerung, Berlin 2022.

behörden schlicht ausblieb).[47] Maier unterscheidet zwischen »Liberalkonservatismus«, dem er auch »konservative« (S. 261) Sozialdemokraten wie Richard Löwenthal zuordnet, »Klerikalkonservatismus«, der im Untersuchungszeitraum marginal blieb, und einem »neurechten Konservatismus«, den man wohl auch als Nationalkonservatismus bezeichnen könnte – jedenfalls spricht Maier von einer »nationalen, aber nicht faschistischen Rechten« (S. 683). Zudem springt die besondere Bedeutung ins Auge, die neurechte Vordenker wie Armin Mohler und Caspar von Schrenck-Notzing dem Nationalen beimaßen. Manche der konservativen Intellektuellen schrieben »gegen die Demokratie« an – manche nur »gegen die Demokratisierung« als zentrale Forderung der 68er-Linken (S. 71–75). Die politisch-intellektuellen Konflikte, die Maier untersucht, betreffen die Bildungspolitik (hier protestierte der »Bund Freiheit der Wissenschaft« gegen sozialdemokratische Schulreformen), Sozialpolitik (hier wurde vor einer »Anspruchsinflation« gewarnt; S. 297), innere Sicherheitspolitik (Streitpunkte: ›Radikalenerlass‹ und RAF), äußere Sicherheitspolitik (vor allem Nachrüstung und Friedensbewegung), Vergangenheitspolitik (unter anderem beim Historikerstreit) sowie das Verhältnis von Konservatismus und sogenannter Neuer Rechter »auf dem Weg in die Berliner Republik« (S. 617).

In Bezug auf die spezifischen Handlungen rechter Intellektueller bietet Maiers Werk, das über 700 Textseiten umfasst, aber keinen Personenindex, ebenfalls viel Anschauungsmaterial. Regelmäßig agieren nicht nur liberalkonservative, sondern auch nationalkonservative Intellektuelle als Stichwortgeber. Sie entfalten ihre Handlungsmacht als intellektuelle Avantgarde. Ein Beispiel von vielen ist hier der nationalistische Revisionismus, den Maier unter anderem anhand von »Ernst Noltes Flirt mit dem Negationismus« untersucht (S. 574–580). Deutlicher herausgearbeitet hätte werden können, dass rechte Intellektuelle bisweilen auch wissenschaftlich verbrämte Verschwörungsmythen produzierten, wie etwa Helmut Schelsky in seinem 1971 zuerst in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschienenen Essay zur »Systemüberwindung« von links, der bis in den rechten Flügel der sozial-liberalen Koalition hinein auf viel Zuspruch stieß.[48] Mit Blick auf die Frage nach der Wirkungsmacht der deutschen Rechten nach 1945 trägt Maier nicht nur »Diskursfragmente einer Rechtsverschiebung« (S. 629) des intellektuellen Konservatismus durch Angehörige seines (mehr oder weniger) nationalistischen Flügels seit den 1980er-Jahren zusammen, sondern arbeitet auch die »Einflussgrenzen des neurechten Konservatismus« heraus. Uwe Backes etwa habe der Neuen Rechten nicht abgenommen, dass sie ohne die alten Feindbilder auskomme. Und Alexander Gauland empfahl Armin Mohler, er solle den Geschichtsrevisionismus einstellen, um die Deutschen in die Lage zu versetzen, »dieses Kapitel endgültig abzuschließen« (S. 676). Vom rechten Flügel der hessischen CDU aus konnte man die Neue Rechte um Mohler also auch deshalb kritisieren, weil ihr Gepolter beim stillschweigenden Schlussstrichziehen störte.

Maiers Buch lässt sich gut im Anschluss an die Dissertation von Darius Harwardt über »Amerikabilder deutscher Rechtsintellektueller in der Bundesrepublik«

47 *Martin G. Maier*, Der herausgeforderte Konservatismus. Von 1968 bis zur Berliner Republik (Hochschule, Bd. 12), BdWi-Verlag, Marburg 2019, 802 S., brosch., 34,00 €.

48 Vgl. *Dominik Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland. Von der Entnazifizierung zur Extremistenabwehr, Göttingen 2013, S. 304–334.

und die Studie des Historikers Volker Weiß über die »Autoritäre Revolte« der sogenannten Neuen Rechten lesen. Weiß zeigt im Kapitel über »Armin Mohler – Die Erfindung einer Tradition«, wie es Mohler in der frühen Nachkriegszeit gelang, nationalistische Intellektuelle der Jahre 1918 bis 1945 als »konservative Revolutionäre« darzustellen, Bezeichnungen wie »Nazi« und »Konterrevolutionär« also durch »Konservativer« und »Revolutionär« zu ersetzen.[49] Dieses Phänomen eines kryptonationalistischen Pseudokonservatismus war nicht auf den deutschen Sprachraum beschränkt. In dem 1955 von dem amerikanischen Soziologen Daniel Bell herausgegebenen Sammelband »The Radical Right«, der übrigens eine wichtige Rolle bei der Etablierung des Rechtsradikalismusbegriffs in den Politik- und Sozialwissenschaften spielte, bezeichnet Bell den Ultraantikommunismus eines Joseph McCarthy als »neuen Nationalismus« (S. 46) und der Historiker Richard Hofstadter seziert den McCarthyismus als »pseudo-konservative Revolte« (Kap. 3). Hofstadter bezieht sich dabei explizit auf die Frankfurter Schule, die von »Pseudokonservativen« gesprochen hatte, die in Wirklichkeit »Reaktionäre« seien.[50] Vor diesem Hintergrund und angesichts der von Maier präsentierten Befunde zum Verhältnis von Konservatismus und Neuer Rechter erscheint es einigermaßen plausibel, dass der »radikalisierte Konservatismus«, den die Politikwissenschaftlerin Natascha Strobl in der Kurz-ÖVP und den US-Republikanern unter Donald Trump am Werk sieht, historisch betrachtet ein nationalisierter Konservatismus ist, also einer, der durch seine Allianz mit rechtspopulistischen oder rechtsextremen Kräften nationalistischer wurde als zuvor, also nach rechts rückte.[51] Auch mit Blick auf das von Maier als klerikalkonservativ bezeichnete Spektrum erscheint es naheliegend, dass die »christliche Rechte«, zu der Lucius Teidelbaum ein lesenswertes Buch vorgelegt hat, nicht zuletzt nationalistische Christen sind, die nicht zufällig das Bündnis mit der AfD suchen, an deren Vorstand mit Beatrix von Storch eine der ihren sitzt.[52] Ein Desiderat besteht zweifelsohne darin, auch in anderen Bereichen der Konservatismusgeschichte nach dem nationalkonservativen Element zu fragen: Wie viel Nationalismus steckte in der »Internationale der Konservativen«, die Johannes Großmann untersucht hat,

49 *Volker Weiß*, Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes, Stuttgart 2017; *Darius Harwardt*, Verehrter Feind. Amerikabilder deutscher Rechtsintellektueller in der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 2019.

50 *Daniel Bell*, The Radical Right. The New American Right, expanded and updated, New York 1963; *Theodor W. Adorno*, Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt am Main 1995, S. 205–219.

51 *Natascha Strobl*, Radikalisierter Konservatismus. Eine Analyse, Suhrkamp, Berlin 2021, 188 S., brosch., 16,00 €. Entsprechendes gilt für *Constantin Goschler*, Radikalkonservative Intellektuelle in der frühen Bundesrepublik, in: *Erhard Schütz/Peter Uwe Hohendahl* (Hrsg.), Solitäre und Netzwerker. Akteure des kulturpolitischen Konservatismus nach 1945 in den Westzonen Deutschlands, Essen 2009, S. 23–33.

52 *Lucius Teidelbaum*, Die christliche Rechte in Deutschland. Strukturen, Feindbilder, Allianzen (rechter rand, Bd. 18), Unrast-Verlag, Münster 2018, 95 S., brosch., 7,80 €. Vgl. außerdem *Liane Bednarz*, Die Angstprediger. Wie rechte Christen Gesellschaft und Kirchen unterwandern, München 2018. Vgl. auch *Johann Hinrich Claussen/Martin Fritz/Andreas Kubik* u. a., Christentum von rechts. Theologische Erkundungen und Kritik, Mohr Siebeck, Tübingen 2021, VI + 231 S., brosch., 19,00 €.

wie viel in den von Martina Steber erforschten »Sprachen der Konservativen«?[53] Und könnte es nicht sein, dass das »konservative Milieu«, dessen Auflösung im Nachkriegsdeutschland der Historiker Frank Bösch rekonstruiert hat, lediglich auf ein »nationales Milieu« geschrumpft ist, das seit 1990 wieder anwächst und konservative Elemente anzieht?[54] Für diese These spräche zum Beispiel, was seit einigen Jahren in Dresden-Loschwitz passiert, wo sich das konservative Bürgertum eines Uwe Tellkamp dem dort gut vernetzten Nationalismus annähert.[55]

Ein anderes Phänomen, dessen Geschichte in der alten Bundesrepublik und der DDR an ein Ende gekommen zu sein schien, ist rechte Gewalt – jedenfalls kommt diese in den meisten Überblicksdarstellungen ebenso wenig vor wie ihre Opfer. Umso erfreulicher ist, dass sich das Memorium Nürnberger Prozesse des Themas angenommen hat und eine Ausstellung über »Rechtsterrorismus. Verschwörung und Selbstermächtigung – 1945 bis heute« zeigt.[56] Rechte Terroristinnen und Terroristen »verschwören sich mit Gleichgesinnten«, um »ein Klima der Angst zu erzeugen«, heißt es einführend in dem auf Deutsch und Englisch verfassten Katalog, »oder ermächtigen sich selbst dazu und geben dabei vor, im Namen von ›Volk‹ und ›Rasse‹ zu handeln« (S. 25). Der Kunsthistoriker Thomas Eser, Direktor der Museen der Stadt Nürnberg, formuliert in seinem Grußwort gar, dass Rechtsterrorismus »als eine Verschwörung gegen die Menschheit begriffen werden« müsse: »Rechtsterroristen glauben, das ›eigene Volk‹ müsse sich schützen, indem es vermeintliche ›Eindringlinge‹ bekämpft und ermordet; sie wenden sich gegen den eigenen Staat und dessen Repräsentanten, weil sie sich von ihm verraten fühlen« (S. 11). Die zweite Besonderheit der Ausstellung besteht in dem großen Platz, den die Kurator*innen den 1945er-Jahren einräumen, wohingegen die bisherige Forschung meist mit den 1970er-Jahren einsetzt. Zudem gibt es einen Fokus auf Nürnberg, kontextualisierende Exkurse in andere Länder und einen Essay von Imanuel Baumann, der die rechte Gewalt der Bundesrepublik in der Geschichte der rechten Gewalt seit der Weimarer Republik verortet.

Ohne explizit gestellt zu werden, steht die Frage nach der Agency und Legacy rechter Gewalttäter*innen im Zentrum der Ausstellung, denn die Macher*innen sind sichtlich bemüht, neben den Täter*innen und ihren Taten auch die Betroffe-

53 *Johannes Großmann*, Die Internationale der Konservativen. Transnationale Elitenzirkel und private Außenpolitik in Westeuropa seit 1945, München 2014; *Martina Steber*, Die Hüter der Begriffe. Politische Sprachen des Konservativen in Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland, 1945–1980, Berlin 2017. Zum rechten Flügel des Konservatismus vgl. außerdem *Helga Grebing*, Konservative gegen die Demokratie. Konservative Kritik an der Demokratie in der Bundesrepublik nach 1945, Frankfurt am Main 1971; *Kurt Lenk*, Rechts, wo die Mitte ist. Studien zur Ideologie. Rechtsextremismus, Nationalsozialismus, Konservatismus, Baden-Baden 1994; *Ludwig Elm*, Der deutsche Konservatismus nach Auschwitz. Von Adenauer und Strauß bis Merkel und Stoiber, Köln 2007.

54 *Frank Bösch*, Das konservative Milieu. Vereinskultur und lokale Sammlungspolitik in ost- und westdeutschen Regionen (1900–1960), Göttingen 2002. Eine Studie zum »nationalen Milieu« in den verschiedenen Regionen des besetzten, geteilten und vereinigten Deutschlands ist ein Desiderat.

55 Vgl. etwa *Alexa Anders*, Rechte Annäherungen, in: Der rechte Rand, Januar/Februar 2021.

56 Für die Museen der Stadt Nürnberg, hrsg. v. *Imanuel Baumann*, Memorium Nürnberger Prozesse, Rechtsterrorismus – Verschwörung und Selbstermächtigung 1945 bis heute, Michael Imhof Verlag, Petersberg 2022, 120 S., brosch., 19,95 €.

nen zu zeigen und wenn möglich zu Wort kommen zu lassen. Ihr Vorgehen ist dabei nicht chronologisch, sondern systematisch. Der erste Teil der Ausstellung »Revanchismus – die Rache der Unterlegenen« beschäftigt sich mit der nationalistischen Gewalt, die sich gegen die Alliierten richtete. Das Spektrum der Gewalttaten ist breit und reicht vom Bombenanschlag der sogenannten Gruppe »Odessa« auf den Sitz der amerikanischen Militärpolizei in Stuttgart 1946 über den fast tödlichen Anschlag eines Mitglieds der »Europäischen Befreiungsfront« auf den ukrainischen Wachsoldaten Iwan Iwanowitsch Schtscherbak am sowjetischen Ehrenmal in Westberlin 1970 bis hin zu den Bombenanschlägen von Angehörigen der »Hepp-Kexel-Gruppe« in den 1980er-Jahren. Ein Anschlag auf den Nürnberger Gerichtshof und die Befreiung von Rudolf Heß aus dem Kriegsverbrechergefängnis von Spandau waren zwar geplant, scheiterten aber, wobei Westmächte und Sowjets antinazistische Arbeitsteilung betrieben. Der Abschnitt »Vigilantismus – Feindschaft mit dem Staat« behandelt Gewalt, die sich gegen den »demokratischen Staat« (S. 41) richtete – von dem Brandanschlag gegen die Nürnberger Spruchkammer während des Verfahrens gegen Hitlers ehemaligen Vize-Kanzler Franz von Papen 1947 über (mutmaßlich) geplante Anschläge auf den Staatsanwalt und Nazi-Jäger Fritz Bauer respektive die »Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen« in den 1960er-Jahren bis hin zum Oktoberfestattentat von 1980 und einem Drohbrief an einen bayerischen Bürgermeister 2020. »Antisemitismus – Hass auf Jüdinnen und Juden« behandelt unter anderem den Angriff auf den Gedenkort Friedhof Jammertal 1957, den Aktivismus der Klarsfelds in den 1968er-Jahren und den Anschlag auf die Synagoge von Halle 2019. »Rassismus – Gewalt gegen Vielfalt« schließlich, der letzte Teil der Ausstellung, schenkt nicht nur den Morden des NSU viel Raum, sondern erinnert auch an den Brandanschlag auf ein von türkeistämmigen Menschen bewohntes Haus im bayerischen Schwandorf 1988, dem vier Personen zum Opfer fielen, und an den Amoklauf eines jungen Nationalisten in Nürnberg 1982, der drei Todesopfer forderte.

Es wäre zu begrüßen, wenn die kleine, aber feine Ausstellung noch an anderen Orten gezeigt wird, denn den wenigsten dürfte bewusst sein, in welchem Ausmaß es in Westdeutschland schon seit 1945 rechte Gewalt gab – und dass neben vielen Verschwörungsmythen, denen unlängst ebenfalls eine sehenswerte Ausstellung gewidmet wurde, auch reale Verschwörungen existierten, die zu erforschen genauso wichtig ist.[57] Es spricht sogar einiges dafür, die Nachkriegsgeschichte dieser Gewalt in Deutschland bereits mit dem Mord an Franz Oppenhoff am 25. März 1945 beginnen zu lassen, also kurz vor dem Ende der Nazidiktatur, aber schon unter alliierter Besatzung: Oppenhoff war der erste von den Amerikanern eingesetzte Oberbürgermeister (im Herbst 1944 in Aachen) und wurde von einem »Werwolf«-Kommando getötet, das noch von Himmler beauftragt worden war und dem neben den die Tat ausführenden SS-Männern auch ein HJ- und ein BDM-Mitglied angehörten.[58]

57 Stiftung Kloster Dalheim (Hrsg.), Verschwörungstheorien – früher und heute. Katalog zur Sonderausstellung, Münster 2019; *Armin Pfahl-Traughber*, Verschwörung/Verschwörungshypothese, in: *Helmut Reinalter* (Hrsg.), Handbuch der Verschwörungstheorien, Leipzig 2018, S. 298–300.

58 *Wolfgang Trees/Charles Whiting*, Unternehmen Karneval. Der Werwolf-Mord an Aachens Oberbürgermeister Oppenhoff, Aachen 1982. Eine quellengesättigte Geschichte des Mordes ist Desi-

Die Ausstellung zeigt, dass die etwa von dem Politologen Sebastian Gräfe geäußerte Annahme, wonach die »ersten rechtsterroristischen Gruppierungen in der Bundesrepublik« erst 1969/70 entstanden seien, also »fast zeitgleich zum Linksterrorismus« (S. 79), nur dann zutrifft, wenn man – wie die Extremismustheorie – eine sehr enge Definition von Rechtsterrorismus hat, respektive die rechten Netzwerke der Besatzungszeit und paramilitärische Strukturen wie den »Technischen Dienst« des »Bundes Deutscher Jugend« (BDJ) nicht im Blick.[59] Der Politikwissenschaftler Daniel Koehler datiert die Entstehung des deutschen Rechtsterrorismus ebenfalls auf die Jahre um 1968, obwohl er auch den Verfassungsschutzbericht des Bundesinnenministeriums von 1971 zitiert, dem zufolge es zwischen 1960 und 1970 immerhin 103 rechte Straftaten mit »terroristischen Motiven« gegeben habe (S. 75).[60] Vollkommen auf die falsche Fährte führt die vom Publizisten Olaf Sundermeyer verwendete Kapitelüberschrift »Das rote Vorbild – die RAF und die Neonazis« –, als bräuchten deutsche Rechte die Linke, um terroristisches Handeln zu lernen.[61] Den besten historischen Überblick zum Thema bietet also weiterhin »Blut und Ehre« von Andrea Röpke und Andreas Speit. Die beiden Journalist*innen lassen die Geschichte rechter Gewalt immerhin in den 1950er-Jahren mit den »Rollkommandos« der »Sozialistischen Reichspartei« beginnen (S. 24).[62] Der Politologe Fabian Virchow schließlich setzt in seinem lesenswerten Bändchen »Nicht nur der NSU« mit dem BDJ ein, dessen bewaffneter Arm 1952 aufflog und der den im hessischen Landesarchiv aufbewahrten Akten zufolge Listen mit (vor allem sozialdemokratischen) Personen führte, die am »Tag X kaltgestellt« oder »aus dem Verkehr gezogen« werden sollten (S. 12).[63] In dem von der Historikerin Sybille Steinbacher herausgegebenen Sammelband zum Thema heißt es zu Recht, die »Reorganisation des Nationalsozialismus« habe gleich nach 1945 eingesetzt, der Band selbst nimmt aber nur die Jahre ab dem Oktoberfestattentat in den Blick.[64]

Der Journalist der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Julius Bender setzt seine Reflexionen über rechten Terrorismus und den Umgang damit dagegen auf überzeugende Weise mit den »Werwolf«-Planungen der SS in der letzten Phase des Zweiten

derat. Vgl. ferner die verdienstvolle, im Juli 1945 mit der Schändung eines jüdischen Friedhofs im bayerischen Diespeck einsetzende Chronik von *Ronen Steinke*, Terror gegen Juden. Wie antisemitische Gewalt erstarkt und wie der Staat versagt, Berlin 2021, S. 149–235 – mit Dank an Jakob Schlieper für den Hinweis.

59 *Sebastian Gräfe*, Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik Deutschland. Zwischen erlebnisorientierten Jugendlichen, »Feierabendterroristen« und klandestinen Untergrundzellen (Extremismus und Demokratie, Bd. 34), Nomos-Verlag, Baden-Baden 2017, 356 S., brosch., 64,00 €.

60 *Daniel Koehler*, Right-Wing Terrorism in the 21st Century. The »National Socialist Underground« and the History of Terror from the Far-Right in Germany, London/New York 2017.

61 *Olaf Sundermeyer*, Rechter Terror in Deutschland. Eine Geschichte der Gewalt, Verlag C. H. Beck, München 2012, 271 S., kart., 16,95 €.

62 *Andrea Röpke/Andreas Speit* (Hrsg.), Blut und Ehre. Geschichte und Gegenwart rechter Gewalt in Deutschland, Ch. Links Verlag, Berlin 2013, 286 S., geb., 19,90 €.

63 *Fabian Virchow*, Nicht nur der NSU. Eine kleine Geschichte des Rechtsterrorismus in Deutschland, Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2. Aufl., Erfurt 2020, 104 S., brosch., kostenfrei.

64 *Sybille Steinbacher* (Hrsg.), Rechte Gewalt in Deutschland. Zum Umgang mit dem Rechtsextremismus in Gesellschaft, Politik und Justiz (Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 16), Wallstein-Verlag, Göttingen 2016, 251 S., brosch., 20,00 €, S. 8.

Weltkriegs an. Von dort zieht er in seinem Essay »Der Plan« eine Linie bis zu »The Way Forward«, einem im Jahr 2000 erschienenen Strategiepapier eines Blood-&-Honour-Aktivisten.[65] Auf 80 Seiten breitet der Autor ein Argument über Strategie und Kalkül des Rechtsterrorismus aus: Rechtsterrorist*innen werden ihm zufolge als dumm wahrgenommen, ganz im Gegensatz zu den studierten RAF-Täter*innen. Bender will hingegen zeigen, dass Rechtsterroristen in ihren Taten durchaus einer Strategie oder vielmehr einem Set an Kalkülen folgen. Als Quelle zieht er eine Auswahl veröffentlichter Pläne und Manifeste rechter Provenienz heran, kuratiert auf Basis der Angaben von Mitarbeitern deutscher Sicherheitsbehörden zum jeweiligen Grad der Popularität unter Rechten. Bender geht von der – für ein Essay ohne wissenschaftlichen Apparat und Anspruch akzeptabel – vagen Prämisse aus, dass die Terrorist*innen die Pläne, Manifeste und Handbücher nicht im Einzelnen befolgt oder gar gelesen haben müssen, sie aber einen Kanon an Strategien und Handlungsanleitungen bilden, die als bekannt gelten dürfen. Zum Zweck seines größeren Arguments fasst Bender die sehr unterschiedlich aufgebauten rechtsterroristischen Organisationen und teils widersprüchlichen inhaltlichen Positionen einzelner Akteur*innen zu einer im Großen monolithisch handelnden Szene zusammen – auch diese Vereinfachung ist für ein Essay zulässig. Aus Arthur Ehrhardts »Werwolf – Winke für Jagdeinheiten« – verfasst vermutlich in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs – stamme etwa die Bestärkung darin, dass auch einsame Kämpfer gegen eine Übermacht tätig werden können. Von »Hans Westmar« (ein Pseudonym) und James Mason komme die aus dem Anarchismus entlehnte »Propaganda der Tat«, die Terrorismus als wirtschaftlich effizienten Weg begreift, die eigenen Inhalte über die Berichterstattung der »Systemmedien« zu verbreiten. Louis Beams »White Resistance Manual« (1992) lehre Gleichgesinnte, durch ihre Taten »nicht nur ein Angstverhältnis zwischen sich und ihren Opfern [zu] schaffen, sondern eine Spaltung der Gesellschaft [zu] betreiben, die in einem Bürgerkrieg endet« (S. 57).

Benders Kernargument behandelt also die mediale und gesellschaftliche Wirkmacht von Rechtsterrorismus: Die Täter*innen zwingen die wertende Gruppierung von Menschen, die ihren Taten zugrunde liegt, auch der übrigen Gesellschaft auf. In der medialen Berichterstattung werde die Unterscheidung reproduziert, da die Gruppe der Opfer sprachlich gefasst und damit markiert werden müsse. Menschen, die durch die Logik der Täter*innen Teil einer gefährdeten Bevölkerungsgruppe würden, begännen sich auch als solche zu fühlen und wahrzunehmen. Da Rechtsterrorist*innen als »wahnsinnig«, als »irrational« gälten, würden an ihrer statt Sicherheitsbehörden, Politiker*innen und die nicht direkt gefährdeten Bevölkerungsteile zur Verantwortung gezogen, gleich Eltern, deren Kind etwas kaputt gemacht hat. Wer wen (nicht) verantwortlich macht – auch das bleibt sehr holzschnittartig: die »Betroffenen«, die »Gesellschaft«. Das Ergebnis sei eine gesellschaftliche Spaltung, von der Rechte sich eines Tages eine gesellschaftliche Neuordnung erhofften. Bender gesteht zu, dass diesen Mechanismen nicht einfach zu entkommen ist: Die Berichterstattung kann rechte Morde nicht ignorieren, die Betroffenen der Gewalt können Angst und Misstrauen nicht einfach abschütteln. Aus der Lektüre der Plä-

65 *Justus Bender*, Der Plan. Strategie und Kalkül des Rechtsterrorismus, Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2021, 80 S., brosch., 10,00 €.

ne ergebe sich aber ein anderer Gegenplan: Indem die Gesellschaft anerkenne, dass hinter den rechten Morden eine Strategie steckt, sie also nicht das Produkt von Wahnsinn gepaart mit Wahllosigkeit sind, könnten die Täter*innen selbst zur Verantwortung gezogen und mit Wut und Empörung adressiert werden. Das solle nicht bedeuten, dass nicht Ermittler*innen und Behörden für Unzulänglichkeiten kritisiert werden dürften, würde aber einer Entfremdung von potenziellen Opfern und Sicherheitsbehörden entgegenwirken – eine Bemerkung, die vermutlich auf die groben Unzulänglichkeiten und Verstrickungen von Polizei und Verfassungsschutz in die Morde des NSU gemünzt ist. Bender übersieht dabei, dass nicht erst die Taten von Rechtsterrorist*innen die Gruppe der Opfer markieren. Vielmehr fallen ihre Taten und die sprachliche Reproduktion des »Otherings« über die Berichterstattung nur deshalb auf fruchtbaren Boden, weil es bereits reale Unterschiede gibt – Personen, die zu Opfern rechter Terrorist*innen werden, sind in der Regel Teil von Bevölkerungsgruppen, die ungleich behandelt werden, mit Vorurteilen behaftet sind oder gar weniger Rechte haben, sei es aus rassistischen Gründen oder aus der Menschenfeindlichkeit, die auch etwa Obdachlose, Menschen mit Behinderung oder Suchtkranke trifft. Bender pathologisiert rechte Täter*innen durchgängig als geistig Kranke und stellt sie einer Gesellschaft gegenüber, die in der Ablehnung der Taten eigentlich geeint sei. Er verdeckt damit sowohl die integrierten Rechten, insbesondere in den Sicherheitsbehörden, als auch rassistische Wissensbestände, die weite Teile der Gesellschaft durchziehen. So mag die Beurteilung der Taten weitgehend negativ ausfallen, diese sind jedoch Produkt einer Stimmung gegen die Opfergruppen, an der sich auch eine Reihe an Akteur*innen aus der sogenannten Mitte der Gesellschaft mitschuldig gemacht haben, wie Asal Dardan es anlässlich des dritten Jahrestages des rassistischen Attentats von Hanau treffend beschrieben hat.[66] Die Lektüre regt dennoch zum Nachdenken über mediale Aufmerksamkeitsstrukturen und gesellschaftliche Abwehrmechanismen an. Am Ende ist es für die Erforschung der Wirkmacht auch gar nicht ausschlaggebend, ob Rechtsterrorist*innen nun die Pläne kennen und befolgen: Gewinnbringend ist der Vorschlag, den Fokus auf den gesellschaftlichen Umgang mit den Taten zu richten sowie auf die Faktoren, die dazu führen, dass aus dem Rechtsdruck der Täter*innen ein gesellschaftlicher Rechtsruck wird, der Opfergruppen weiter marginalisiert.

In Bezug auf rechte Parteien sind zu dieser Frage am Schnittpunkt von Nationalismus- und Demokratiegeschichte zuletzt einige lesenswerte Studien erschienen. Unter den historischen Arbeiten hervorzuheben ist die kleine, aus einer Magisterarbeit hervorgegangene Studie »Erfolgreich gegen rechts« von Angelina Flaig über die Freiburger »Bürgeraktion zum Schutz der Demokratie«, die auf unveröffentlichten Quellen und Zeitzeug*inneninterviews basiert. Der durchaus plausiblen, wenn auch nicht belegbaren These der Autorin zufolge hat diese Gruppe durch ihre auf inhaltliche Debatte setzenden Interventionen im Bundestagswahlkampf 1969 mit

66 *Asal Dardan*, Say Their Names. Drei Jahre Erinnerung an Hanau, in: Geschichte der Gegenwart, URL: <https://geschichtedergegenwart.ch/say-their-names-drei-jahre-erinnerung-an-hanau/> [19.2.2023].

dazu beigetragen, dass die NPD an der Fünfprozenthürde scheiterte.[67] Auch die auf umfangreichen Presserecherchen basierende Dissertation von Clemens Gussone bietet einen guten Einblick in die Logiken, nach denen das »Reden über Rechtsradikalismus« in der alten Bundesrepublik funktionierte.[68] Allerdings hätte dem Buch, das erst 1951 mit der Debatte um ein Verbot der SRP einsetzt, ein Kapitel über die 1945er-Jahre gutgetan, in denen es sowohl Erfolge rechter Parteien als auch rechte Gewalttaten gab und in denen sich der gesellschaftliche Umgang mit beiden herausbildete.[69] Weniger überzeugend ist die Doktorarbeit von Ralf Grünke zum »Umgang von CDU/CSU und SPD mit den Republikanern«, denn der Politikwissenschaftler berücksichtigt nur, was andere Parteien über die REPs *gesagt* und nicht auch, was sie (mehr oder weniger stillschweigend) *getan* haben, etwa um nationalistische Wähler*innen zurückzugewinnen.[70] Wie die Beiträge von Ulrike Löffler, Janosch Steuwer, Maik Tändler und Moritz Fischer in diesem Band zeigen, wird die Bandbreite der Interaktion mit Rechten weiterhin besonders intensiv beforscht.

Schon vor knapp zehn Jahren hat Christoph Wowtscherk in einer zeithistorischen Dissertationsschrift nach den »langfristigen Ursachen« und den »kurzfristigen Bedingungen« der »fremdenfeindlichen Gewalt« in Hoyerswerda 1991 gefragt.[71] Die Angriffe gegen die Bewohner*innen eines Vertragsarbeiterwohnheims und einer Geflüchtetenunterkunft, an denen Hunderte sich mit aktiver Gewalt, aber auch mit zustimmendem Applaudieren beteiligten, könnten nur in der »sozialgeschichtlichen Betrachtung Hoyerswerdas seit 1955« verstanden werden (S. 14). Wowtscherks grundlegendes Narrativ ist, dass sich durch den schnellen Ausbau der Musterstadt Hoyerswerda seit den 1950er-Jahren und dem damit verbundenen Zuzug keine »verwurzelt[e]« (S. 56) Gemeinschaft habe bilden können, die stark genug gewesen wäre, um im Angesicht der krisenhaften Transformationszeit Schwache nicht zu Sündenböcken zu machen. Zusammen mit den »tradierten Beziehungen der Einwohner zu Ausländern« (S. 185), womit Wowtscherk die institutionalisierte Schlechterstellung von Vertragsarbeiter*innen und rassistische Ressentiments der Bürger*innen meint, habe diese Gemengelage im Vakuum einer geschwächten Polizei zum Pogrom – oder wie er es nennt: Protest – geführt. Die These löst aus drei Gründen Unbehagen aus. Erstens überzeugt die Betonung der unsicheren Transformationszeit nicht, da Hoyerswerda etwa im Vergleich zu benachbarten Städten von relativ geringer Arbeitslosigkeit betroffen war, wie Wowtscherk selbst einräumt. Auch die primäre soziale Bindung über den Arbeitsplatz, die der Autor als Argument für die Fragilität der Gemeinschaft nach der Erosion des Arbeitsmarkts

67 *Angelina Flaig*, Erfolgreich gegen Rechts. Wie die Freiburger »Bürgeraktion zum Schutz der Demokratie« 1969 dazu beitrug, den Einzug der NPD in den Deutschen Bundestag zu verhindern, Gerstetten 2019.

68 *Clemens Gussone*, Reden über Rechtsradikalismus. Nicht-staatliche Perspektiven zwischen Sicherheit und Freiheit (1951–1989), Göttingen 2020.

69 *Rigoll/Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus.

70 *Ralf Grünke*, Geheiligte Mittel? Der Umgang von CDU/CSU und SPD mit den Republikanern, Baden-Baden 2006.

71 *Christoph Wowtscherk*, Was wird, wenn die Zeitbombe hochgeht? Eine sozialgeschichtliche Analyse der fremdenfeindlichen Ausschreitungen in Hoyerswerda im September 1991 (Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung: Berichte und Studien, Bd. 66), V&R unipress, Göttingen 2014, 259 S., kart., 40,00 €.

einführt, ist keineswegs spezifisch für Hoyerswerda, sondern vielmehr ein Charakteristikum der (Ex-)DDR. Zweitens erinnert die Rede von einer verwurzelten Stadtgemeinschaft, die durch äußere Elemente – erst den Zuzug anderer DDR-Bürger*innen, dann durch Vertragsarbeiter*innen und Asylsuchende – geschwächt worden sei, stark an nationalkonservative Narrative. Zuletzt nutzt Wowtscherk die Begründung der Ausschreitungen über diese – als alleinige Ursache wie gesagt nicht überzeugenden – sozialen Kausalitäten, um rassistische Motive kleinzureden. So schreibt er etwa: »Zwar gab es eine manifeste Fremdenfeindlichkeit in Hoyerswerda. Das eigentliche Motiv für die Gewalt lag jedoch in der zunehmenden Unsicherheit der Einwohner aufgrund des radikalen Wandels des Soziallebens nach 1990.« (S. 215) Die Verantwortung für die Gewalt gibt er nicht den Täter*innen, sondern den Politikern, die Asylsuchende in das »Pulverfass« des transformationsgezeichneten Hoyerswerda aufgenommen hätten, ohne Aufklärungs- und Informationspolitik zu leisten; die Bewohner*innen hätten so kein »Einfühlungsvermögen« oder »Verständnis für die Hilfesuchenden« entwickeln können (S. 116). Klare Verantwortlichkeiten benennt Wowtscherk selten, sondern schreibt häufig von ›Überforderung‹. Geradezu wunderlich wird dieses Unterlassen einer Positionierung, wenn im Kontext einer Gaststätten-Schlägerei, ausgelöst durch rassistische Beleidigungen gegen eine Gruppe Vietnamesen, von denen einer schließlich schwer verletzt und tot geglaubt von seinen flüchtenden Freunden zurückgelassen werden muss, von »[tiefen] Gräben zwischen deutschen und ausländischen Jugendlichen« die Rede ist (S. 141).

Wowtscherks Studie erzählt einiges über die Wirkmacht derer, die an dem Pogrom beteiligt waren, aber wenig Neues über rechte Handlungen. Das liegt vor allem daran, dass er sich sowohl für die Entstehung der Skinheadszene und Fälle rechter Gewalt in der DDR als auch für die Ausschreitungen 1991 ausschließlich auf Behördenakten stützt, die, selbst gegen den Strich gelesen, vor allem Aufschluss über die (zur Genüge bekannten) Deutungsmuster des Geheimdiensts geben.[72] Zwar problematisiert er die Nutzung von MfS-Akten in einem eigenen Unterkapitel, übernimmt im Folgenden aber dennoch weitgehend ihre Inhalte, gar ihre Zahlen und erzählt die von der Staatssicherheit dokumentierten Vorfälle teils in deren Sprache nach. Erschwerend kommt hinzu, dass Wowtscherk sich zum ganz überwiegenden Teil auf Literatur aus den 1990er-Jahren stützt und deren Ergebnisse unkritisch als Stand der Forschung präsentiert. Aussagekräftig ist die Studie hingegen in Bezug auf die Wirkungsmacht Rechter. Während die Täter*innen selbst mit Bewährungsstrafen davonkamen oder gar straffrei ausgingen, verfingen die rechten Narrative und zogen politische Konsequenzen nach sich. Wolfgang Schäuble mahnte als Bundesinnenminister, die »›Sorgen in der Bevölkerung über den Missbrauch des Asylrechts ernst‹« (S. 220) zu nehmen. Auf Landesebene wurde die Forderung nach einer neuen Quotierung der Asylaufnahme starkgemacht. Eine weitere Folge war der Ausbau der Jugendarbeit, von der auch rechte Jugendliche profitierten: Sie erhielten einen eigenen Jugendklub, der bald als Treffort der »Deutschen Alternative« fungierte und Ausgangspunkt gewaltsamer Übergriffe wurde. Als Beleg für die

72 Zu den Leerstellen von Quellen der Staatssicherheit zu rassistischer Gewalt vgl. *Johannes Schütz*, Violence against Migrants in the GDR and the Lack of Epistemic Impact, in: Migrant Knowledge, URL: <https://migrantknowledge.org/2022/08/05/violence-against-migrants-in-the-gdr/> [5.8.2023].

Wirkmacht rechter Narrative darf schließlich auch Wowtscherks Buch selbst gelten. Neben dem bereits erwähnten Hauptnarrativ greift der Historiker noch andere rechte Erzählungen auf. So beschreibt er etwa die Bürgerwehr »Neue Deutsche Ordnung«, die 1990 ins Vakuum der geschwächten Polizei drängte, als Zeichen für die Verunsicherung der Bürger und schreibt damit das rechte Narrativ des ›besorgten Bürgers‹ fort. An keiner Stelle wird die Gruppierung selbst kritisch eingeordnet, die Kontakte zur militanten »Deutschen Alternative« unterhielt und, wie etwa in der Fernsehsendung »Klartext« zu sehen, mit Springerstiefeln und Aufnähern von schwarz-weiß-roter Reichsflagge und eisernem Kreuz auf ihren Jacken auftraten.[73]

Abbildung 1: Nationalistische Handlung: Der künftige Kern des »Nationalsozialistischen Untergrunds« demonstriert 1998 in Dresden gegen die Wehrmachtsausstellung und wirbt um Unterstützer (apabiz).

73 Vgl. *Lars Maibaum*, »Hoyerswerda und kein Ende«, in: *Dostluk Sineması* (Hrsg.), Von Mauerfall bis Nagelbombe. Der NSU-Anschlag auf die Kölner Keupstraße im Kontext der Pogrome und Anschläge der neunziger Jahre, Berlin 2014, S. 56–61; *Jörg Teuscher*, Jugendliche in Hoyerswerda gingen unter dem Namen »Neue deutsche Ordnung« auf Verbrecherfang, in: Klartext-Magazin [ORB], 10.6.1991 – mit Dank an Nikolai Okunew für den Hinweis.

Abbildung 2: Wirkung des Nationalismus und zugleich antinationalistische Gegenhandlung: Rund 2.000 Menschen demonstrieren am 6. Mai 2006 unter dem Motto »Kein 10. Opfer!« in Kassel (Screenshot von NSU-Watch aus der ARD-Dokumentation »Acht Türken, ein Grieche, eine Polizistin«).

Absolut zuzustimmen ist dagegen Wowtscherks forschungsleitender Hypothese, wonach Pogrome wie die in Hoyerswerda durch eine historische, mitunter viele Jahrzehnte zurückreichende Perspektivierung besser verstanden werden können.[74] Es ist gewiss kein Zufall, sondern ein geschichtswissenschaftlich zu erklärendes Phänomen, dass es in bestimmten Momenten der deutschen Geschichte zu einer Häufung rechter Gewalttaten kam. So fällt ins Auge, dass es in der Bundesrepublik um das Jahr 1980 herum nach 35 in dieser Hinsicht relativ »ruhigen« Jahren einen rapiden Anstieg rechter Mordtaten gab, von denen das Oktoberfestattentat mit seinen 13 Toten und 221 Verletzten nur die bekannteste ist.[75] Die beiden bislang erschienenen Arbeiten zur Thematik, die Pionierrecherchen des Journalisten Ulrich Chaussy zum Oktoberfestattentat und die Studie von Uffa Jensen zum Mord an Shlomo Lewin und Frida Poeschke in Erlangen[76], konzentrieren sich auf die Rekonstruktion der Tat und ihres Kontextes sowie auf die Perspektive der Opfer. Jensen skizziert darüber hinaus zwar die Nachkriegsentwicklung des deutschen »Antisemitismus« und »Rechtsextremismus« (Kap. 3 und 5), geht aber nicht der Frage nach, warum Anfang der 1980er-Jahre neben Lewin und Poeschke noch

74 Vgl. auch *Janosch Steuwer/Till Kössler*, Deutscher Herbst 1991. Rechte Gewalt und nationale Selbstbetrachtung, in: APuZ 72, 2022, H. 49–50, S. 15–20, die den gesellschaftlichen Umgang mit dem Pogrom von Hoyerswerda 1991 in Beziehung zum »Deutschen Herbst« von 1977 setzten, also zur Interaktion der westdeutschen Gesellschaft mit dem Terror der RAF. Näherliegender wäre es vielleicht gewesen, eine Linie zur »Hakenkreuzschmierwelle« von 1959/60 zu ziehen, die ihren Schwerpunkt zwar ebenfalls im Westen hatte, aber auch im Osten Nachahmer fand.

75 Vgl. *Röpke/Speit*, Blut und Ehre, S. 40–58.

76 *Ulrich Chaussy*, Das Oktoberfest-Attentat und der Doppelmord von Erlangen. Wie Rechtsterrorismus und Antisemitismus seit 1980 verdrängt werden, Berlin 2020; *Uffa Jensen*, Ein antisemitischer Doppelmord. Die vergessene Geschichte des Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik, Suhrkamp, Berlin 2022, 316 S., geb., 24,00 €.

viele andere Opfer rechten Terrors wurden. Erklärt sich der Anstieg der rechten Militanz aus einer Entwicklung innerhalb des »nationalen« Lagers? Spielte eine Rolle, dass der Staat seit 1980 offensiver gegen »Wehrsportgruppen« vorging, also das innere Sicherheitsdispositiv zumindest eine Zeit lang zuungunsten der Rechten neu justiert wurde?[77] Im Fall der »Wendegewalt« nach 1990 liegen die Dinge einfacher. Hier zeigt der historische Rückblick, dass es Gewalttaten von rechts nicht nur bei der Vereinigung der beiden deutschen Teilstaaten gab, sondern auch in anderen Perioden, in denen der Nationalstaat neu konfiguriert wurde. Nach der Reichsgründung 1871 wurden Braunschweiger Sozialdemokraten, die gegen die Annexion von Elsass-Lothringen protestiert hatten, nach Lötzen an der russischen Grenze deportiert, im Umfeld der »zweiten Reichsgründung« nach 1879 brannten in Preußen die Synagogen, beim Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik bildeten sich nationalistische Freikorps, nach der Gründung des ›Dritten Reiches‹ wüteten SA und SS, gegen die Niederlage des Naziregimes versuchten »Werwölfe« anzukämpfen und die »Wiedervereinigung« wurde auch durch Naziskins vollzogen. Ein Desiderat besteht in einem diachronen Vergleich nationalistischer Gewalt in staatlichen Transformationsprozessen.[78]

## II. Von der Gegenwart zur Geschichte der deutschen Rechten

Die Sozial- und Politikwissenschaften haben auf die Erfolge der deutschen Gegenwartsrechten mit einer Reihe von Publikationen reagiert, die diese in gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklungen der letzten zwei, drei Dekaden verorten. Zu den breit rezipierten Soziolog*innen zählen Wilhelm Heitmeyer, Detlef Pollack, Philip Manow, Matthias Quent und Cornelia Koppetsch, deren Studie »Die Gesellschaft des Zorns« inzwischen wegen Plagiats vom Markt genommen wurde.[79] Außerdem wurde bekannt, dass Koppetsch ihr im Feuilleton hochgelobtes Buch nicht nur mithilfe einer Vielzahl ungekennzeichneter Zitate, sondern auch eines AfD-Politikers verfasst hat, der zugleich ihr Lebensgefährte ist. Diese Entwicklung hat die Analysen derjenigen bestätigt, die in dem Buch schon früh die Übernahme rechter Deutungsmuster unter akademischen Vorzeichen erkannt haben. Denn das Argument der Soziologin, wonach der Rechtspopulismus seine Kraft vor allem aus der Abwehr einer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Globalisierung beziehe, die von (links-)liberalen Eliten vorangetrieben werde und dem die Rechte ein Programm der »Re-Nationalisierung«, der »Re-Souveränisierung« und der

77 Zum Kontext der Neukonfiguration 1979/80 vgl. *Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland, Kap. IV.1 und Schluss.

78 Vgl. auch diese beiden instruktiven Texte aus dem »Wende«-Kontext: *Armin Pfahl-Traughber*, Nationalismus. Eine antidemokratische Integrationsideologie, in: Vorgänge. Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik 29, 1990, S. 89–97; *Hajo Funke*, »Jetzt sind wir dran«. Nationalismus im geeinten Deutschland; Aspekte der Einigungspolitik und nationalistische Potentiale in Deutschland, Berlin 1991.

79 *Cornelia Koppetsch*, Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter, Bielefeld 2019. Zur frühen Rezeption des Buches vgl. *Patrick Bahners*, Die Wiederkehr. Die AfD und der neue deutsche Nationalismus, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2023, 539 S., geb., 28,00 €, S. 29, verweisend auf den Historiker Bodo Mrozek.

»Re-Vergemeinschaftung« entgegensetze, deckt sich weitgehend mit dem, was die AfD sagt, nämlich: Schuld an uns ist die Linke. Heitmeyers Team hat zum einen den Kontext analysiert, der die Erfolge eines »autoritären Radikalnationalismus« möglich gemacht habe, namentlich »das Zusammenwirken von autoritärem Kapitalismus, sozialen Desintegrationsprozessen und politischer Demokratieentleerung als Ursachenmuster für die Realisierung autoritärer Sehnsüchte« und für »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« (I/S. 16 f.); zum anderen hat es »Rechte Bedrohungsallianzen« untersucht, die aus »formellen Handlungs- und informellen ›Gedanken‹-Bündnissen in Form von Einstellungen in der Bevölkerung« bestünden (II/S. 18)[80]; Pollack vertritt in seiner Studie »Das unzufriedene Volk« die These, dass in Ostdeutschland nach 1990 eine »ressentimentgeladene Affektlage« entstanden sei, die sich inzwischen zu einer »kaum noch beeinflussbaren Mentalität« verdichte (S. 212) und von der politisch vor allem die AfD profitiere[81]; Manow hat eine »politische Ökonomie des Populismus« vorgelegt, die für sich beansprucht, erklären zu können, weshalb mancherorts nicht Rechts-, sondern Linkspopulisten erfolgreich sind.[82] Quent schließlich hat mit »Deutschland rechts außen« einen sehr politisch argumentierenden Essay publiziert, der eine Synthese der Gegenwartsdeutungen versucht und im Folgenden ausführlicher besprochen wird.[83] Zunächst sei aber auch darauf hingewiesen, dass eine politikwissenschaftliche Verortung der deutschen Gegenwartsrechten in der jüngeren Geschichte bislang fehlt. Die einschlägigen Studien von Armin Pfahl-Traughber und Gideon Botsch verstehen sich nicht als Vorgeschichte aktueller Problemlagen, sondern als Darstellungen der bundesdeutschen Entwicklung.[84]

Das Gros der zuletzt zur Gegenwart der deutschen Rechten erschienenen Untersuchungen bezeichnet diese zwar häufig als »radikalnationalistisch«, nutzt den Nationalismusbegriff jedoch nicht als Analysekategorie und verortet sich stattdessen in der Forschung zum Rechtsextremismus, Rechtsradikalismus, Rechtspopulismus, Nazismus oder Faschismus. Zuletzt kam als Lehnwort aus dem Englischen noch das Konzept der äußersten Rechten hinzu, so zum Beispiel in dem von Quent verfassten Bestseller »Deutschland rechts außen«. Das essayhafte, fußnotenarme Buch richtet sich an ein breites Publikum, will die Erfolge der deutschen Gegenwartsrechten erklären und ist auch als Handreichung zum sinnvollen Umgang mit der »rechten Gefahr« (S. 11) gedacht. Quent, der seine Dissertation über die Entstehung und gesellschaftliche Verortung des NSU geschrieben hat, nutzt »rechts außen« und »ra-

80 *Wilhelm Heitmeyer*, Autoritäre Versuchungen. Signaturen der Bedrohung I, Berlin 2018; *ders./Manuela Freiheit/Peter Sitzer*, Rechte Bedrohungsallianzen. Signaturen der Bedrohung II, Berlin 2020.

81 *Detlef Pollack*, Das unzufriedene Volk. Protest und Ressentiment in Ostdeutschland von der friedlichen Revolution bis heute, Bielefeld 2020.

82 *Philip Manow*, Die politische Ökonomie des Populismus, Bonn 2019.

83 *Matthias Quent*, Deutschland rechts außen. Wie die Rechten nach der Macht greifen und wie wir sie stoppen können, Piper-Verlag, München 2019, 300 S., brosch., 12,00 €. Vom selben Autor vgl. auch *ders.*, Rassismus, Radikalisierung, Rechtsterrorismus. Wie der NSU entstand und was er über die Gesellschaft verrät, Beltz-Verlag, 2., überarb. u. erw. Aufl., Weinheim 2019, 403 S., brosch., 36,00 €.

84 *Botsch*, Die extreme Rechte; *Armin Pfahl-Traughber*, Rechtsextremismus in Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme, Springer VS, Wiesbaden 2019, XVII + 366 S., brosch., 34,99 €.

dikale Rechte« als »Sammelbegriffe«, die »unterschiedliche politische und ideologische Strömungen« umfassen, wobei alle »Rechtsaußen-Akteure« von der »Ungleichwertigkeit der Menschen« ausgingen (S. 40). Den Rechtsradikalismusbegriff nutzt Quent »trotz seiner Mängel«, um auf die »Radikalisierung gesamtgesellschaftlicher Themen« durch die Rechte hinzuweisen, die »Einstellungen und Mechanismen«, die »sich auch in der ›Mitte‹ unserer Kultur und Gesellschaft finden (beispielsweise Rassismus und Sexismus)« zugleich radikalisiere und politisiere. Den Extremismusbegriff hält er für problematisch, wenn er die Verbreitung »rechtsradikaler Einstellungen« in »allen gesellschaftlichen Milieus und politischen Lagern« ausblende (S. 42). Zugleich spricht Quent (mit Theodor W. Adorno, Eric Hobsbawn und Mark Lilla) von fortschrittsfeindlichen und kulturpessimistischen »Reaktionären« (S. 45), die ihren Konservatismus nur vortäuschten und auf eine »Konterrevolution« (S. 59) hinarbeiteten, um die von den 1968ern verkörperte Liberalisierung rückgängig zu machen. Insgesamt umfasse dieser »Backlash« sieben Dimensionen: Rassismus, Nationalismus, Autoritarismus, Antifeminismus, Sozialchauvinismus, Anti-Gender- und Anti-Aufklärungs-Ideologie.

Die Frage nach der Handlungs- und Wirkungsmacht der Rechten steht auch bei Quent im Zentrum, der einerseits herausarbeitet, inwiefern es rechten Handlungsträgern gelang, zu einem Rechtsruck beizutragen, und andererseits zeigt, wie andere Akteur*innen die Handlungsspielräume begrenzen oder erweitern konnten. Um nur wenige Beispiele zu nennen: Bereits das Vorwort erinnert an das »Klima der Angst«, das Quent als Jugendlicher im thüringischen Arnstadt erlebte und an die gegensätzlichen Reaktionen der von rechter Gewalt betroffenen Menschen – von individueller Abwanderung bis zur organisierten Gegenwehr (S. 9 f). In »Lektionen aus Chemnitz« interpretiert Quent die NPD-nahen »Nein zum Heim«-Initiativen ab 2013 als »Auftakt« der beim Erscheinen des Buches gegenwärtigen »Rechtsaußen-Offensive« und kritisiert die »Gemeinsame Erklärung 2018« gegen die deutsche Einwanderungspolitik als »bürgerlich-intellektuelle Aufwertung rechtsradikaler Demonstranten und Netzwerke« (S. 33 f.). Das Kapitel »Die vielen Facetten von Deutschland rechts außen« handelt nicht nur von »zum Teil jahrzehntealten Strategiepapieren« der sogenannten Neuen Rechten, die mittlerweile die AfD prägten (S. 53), sondern thematisiert auch die »rechte Flanke der Union« (S. 56), die mit Alfred Dregger, Franz Josef Strauß, Alexander Gauland und Martin Hohmann jahrzehntelang ein politisches Spektrum abgedeckt habe, das heute die AfD repräsentiert. In »Dunkle deutsche Tradition« beginnt er die Vorgeschichte der gegenwärtigen Konstellation mit dem Scheitern der NPD bei der Bundestagswahl 1969, nach der sich »die radikale Rechte in einen neonazistisch-militanten und einen neurechten Flügel« gespalten habe, die erst 2018 in Chemnitz den Schulterschluss vollzogen hätten. Er behandelt sowohl die Morde des NSU (»Radikalisierter Rassismus«; S. 114) als auch die gegensätzlichen Reaktionen darauf: Hier antitürkisch-nationalistische Verblendung (»Döner-Morde«), dort migrantisch situiertes Wissen über die rechtsextremen Tatmotive. In »Woher kommt die Unterstützung von rechts außen?« skizziert Quent, wie die AfD »latenten Rechtsradikalismus« erfolgreich mobilisiert (S. 165), verweist aber auch auf eine Langzeitstudie der Universität Leipzig, der zufolge sich der Anteil der »rechtsextrem Eingestellten« seit 2002 »fast halbiert« habe (S. 168). Er widmet zwei Kapitel der »Angstmache« vor dem vermeintlich nahenden »Untergang«

respektive dem mit dem »Untergangswahn« eng zusammenhängenden »rechten Terror«, wird in den Kapiteln »Ostdeutschland: eine Projektionsfläche« und »Die Rechtsradikalen stoppen« aber auch nicht müde, auf die Erfolge der Gegner*innen der »rechtsradikalen Minderheit« (S. 256) hinzuweisen. Das Fazit warnt einerseits vor einem Erstarken der »Kapitalismuskritik von rechts außen« und vor einem »antiökologischen Rückschlag« unter nationalistischen Vorzeichen, rät mit dem Gesundheitswissenschaftler Hans Rosling aber auch dazu, »grundsätzlich mit schlechten Nachrichten zu rechnen, um einzelne Rückschläge in langfristige Verbesserungen einzuordnen, anstatt daraus Krisenerzählungen zu konstruieren« (S. 276).

Quent ist eine allgemeinverständliche Synthese sozial- und politikwissenschaftlicher Forschungen zur deutschen Gegenwartsrechten gelungen, in der zwar vieles nicht oder nur oberflächlich angesprochen wird, die aber ein wichtiges Thema der interessierten Öffentlichkeit zugänglich macht. »Deutschland rechts außen« steht hier als gegenwartswissenschaftliches Pendant zum geschichtswissenschaftlich argumentierenden »Zur rechten Zeit«, und es ist vielleicht kein Zufall, dass beide Bücher in Jena entstanden sind, wo nicht nur die Rechte besonders spürbar ist, sondern auch der organisierte Antinationalismus – ganz gleich, ob er sich eher als antifaschistisch, antirassistisch oder antirechtsextremistisch versteht. So geht auch der von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Thüringen herausgegebene schmale Band »Das faschistische Echo der Vergangenheit« auf eine Tagung zurück, die an der Friedrich-Schiller-Universität Jena stattfand, nachdem 2020 mit dem FDP-Politiker Thomas Kemmerich »ein Kurzzeit-Ministerpräsident von Gnaden der Höcke-AfD gewählt« worden war (S. 7).[85] Beim Vergleich der drei Bücher wird offenbar, was die Rechtsextremismusforschung, für die Quent steht, von nationalismus- und faschismusgeschichtlichen Ansätzen lernen kann: Beide erleichtern nicht nur internationale Vergleiche und Verflechtungsanalysen, weil die Bezeichnungen der Rechten von Land zu Land stark variieren. Sie ermöglichen auch, lange Kontinuitätslinien zu ziehen – bis in die Weimarer Republik und darüber hinaus. Mit dem Wort »Rechtsextremismus«, einem Begriff aus der bundesdeutschen Politik, ist derlei kaum möglich. Der Faschismusbegriff stößt allerdings bei Bezugnahmen auf das 19. Jahrhundert an Grenzen. In einschlägigen Studien ist dann von »Präfaschismus« oder Ähnlichem die Rede. Problematisch sind schließlich auch die von Quent und vielen anderen Rechtsextremismusforscher*innen verwandten Sammeldefinitionen von Rechtsextremismus, in denen »Nationalismus« unvermittelt neben anderen Ideologien steht – Rassismus, Antisemitismus, Antikommunismus und Antifeminismus zum Beispiel. Deshalb wird in der Regel nicht klar, dass diejenigen, die Rassismus, Antisemitismus, Antikommunismus, Antifeminismus systematisch gegen die Demokratie in Stellung bringen, meist Nationalist*innen sind. Der Nationalismus bildet das politische Dach, unter dem die anderen Ismen zu einer gemeinsamen innen- und außenpolitischen Programmatik vereinigt werden können, die sich sowohl gegen äußere als auch gegen innere Feinde »der Nation« oder »des

85 *Ludwig Elm/Manfred Weißbecker* (Hrsg.), Das faschistische Echo der Vergangenheit. Lehren von Weimar für linke Politik heute, VSA-Verlag, Hamburg 2021, 124 S., brosch., 10,00 €. Die beiden Herausgeber haben sich schon zu DDR-Zeiten an der Friedrich-Schiller-Universität Jena mit dem Nazismus und der westdeutschen Rechten befasst.

Volkes« richtet. »Dünn«[86] wirkt diese Programmatik im Vergleich zu ihren sozialistischen, liberalen oder konservativen Pendants womöglich vor allem deshalb, weil sie sich aus dem ohnehin verbreiteten Nationalismus speist.

Neben Arbeiten des »Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung« zum »völkischen Nationalismus«[87] sind die erwähnten Arbeiten von Gideon Botsch zum »radikalen Nationalismus« der »nationalistischen Rechten« (S. 3) die wichtigsten Beispiele für die gelungene Einbindung des Nationalismusparadigmas in die Rechtsextremismusforschung. Neben einer Reihe von Aufsätzen und Sammelbänden hat der historisch arbeitende Politologe eine Doppelstudie über die »Ideologie und Programmatik der NPD und ihres rechtsextremen Umfelds« vorgelegt – mit einem Fokus auf die Topoi »wahre Demokratie« und »Volksgemeinschaft«.[88] Als Ausgangspunkt dient Botsch die Diskussion um ein NPD-Verbot in den 2010er-Jahren beziehungsweise die »massive Radikalisierung« der Partei, die der Verbotsdebatte vorausging und die sich »am deutlichsten« an ihrer »Neupositionierung gegenüber dem Begriff und der Gestalt der Demokratie« und einer »Aufwertung des Volksgemeinschaftsgedankens in ihrem Programm« zeige (S. 3). Botsch historisiert diese Gegenwartsphänomene, indem er nicht nur eine große Bandbreite programmatischer und propagandistischer Dokumente auswertet (zu denen auch Songtexte rechter Bands zählen), sondern auch die Sekundärliteratur der letzten fünf Jahrzehnte. Methodisch knüpft er an den Politologen Ernst Fraenkel an, der 1969 idealtypisch zwischen konservativen, liberalen, faschistischen und pluralistischen Volksbegriffen unterschieden hat. Botsch zufolge bezogen sich sowohl die Demokratiekonzepte der NPD als auch die Volksgemeinschaftsvorstellungen des Rechtsextremismus insgesamt »durchweg« auf den konservativen Typus, von dem Fraenkel schreibt, dass er das Volk als eine »historisch gewachsene, organische Einheit« verstehe und für den »wahre Demokratie nur existiert, wenn das Volk als solches unmittelbar die politischen Entscheidungen« bestimme. Eine solche »plebiszitäre Demokratie« entsprach Fraenkel zufolge dem Wunsch nach einer »homogenen Gesellschaft« – und einer »vulgärdemokratische[n] Irrlehre von der Aufhebung der Entfremdung in der patriotischen Volksgemeinschaft« (S. 6).[89]

---

86 Zum Populismus als »›dünne‹ Ideologie« vgl. *Cas Mudde*, Rechtsaußen. Extreme und radikale Rechte in der heutigen Politik weltweit, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2020 (zuerst engl. 2019), 255 S., brosch., 22,00 €, S. 46; *ders.*, The Populist Zeitgeist, in: Government and Opposition 39, 2004, S. 541–563; *Michael Freeden*, Is Nationalism a Distinct Ideology?, in: Political Studies 46, 1998, S. 748–765. Kritisch hierzu *Ralph Schroeder*, The Dangerous Myth of Populism as a Thin Ideology, in: Populism 3, 2020, S. 13–28.

87 *Heiko Kauffmann/Helmut Kellershohn/Jobst Paul* (Hrsg.), Völkische Bande. Dekadenz und Wiedergeburt. Analysen rechter Ideologie, Münster 2005; *Helmut Kellershohn/Alexander Häusler* (Hrsg.), Das Gesicht des völkischen Populismus. Neue Herausforderungen für eine kritische Rechtsextremismusforschung, Münster 2018.

88 *Gideon Botsch*, Wahre Demokratie und Volksgemeinschaft. Ideologie und Programmatik der NPD und ihres rechtsextremen Umfelds, Springer VS, Wiesbaden 2017, X + 126 S., brosch., 39,99 €. Eine weitere Tiefenbohrung: *ders./Christoph Kopke*, »Umvolkung« und »Volkstod«. Zur Kontinuität einer extrem rechten Paranoia, Ulm 2019.

89 Für den Faschismus war das Volk nach Fraenkel »eine amorphe Masse von Angehörigen eines politischen Verbands, in dem mittels einer manipulierten, die moderne Reklametechnik verwertenden Massenbeeinflussung ein durch den Konformismus der Lebensgewohnheiten und Denkweisen gekennzeichneter consensus omnium hergestellt wird, dessen charakteristische

Die von Botsch rekonstruierten Kontinuitätslinien zeigen eine äußerste Rechte, die nach Möglichkeiten sucht, den deutschen Nationalismus an die Bedingungen einer sich selbst als »wehrhaft« verstehenden und pluralistischer werdenden Demokratie anzupassen – mit dem Ziel, den eigenen Handlungsspielraum und die Wirkungsoptionen zu erhöhen. Der erste Teil der Doppelstudie zeichnet nach, wie sich die NPD den Demokratiebegriff aneignete, um ihn mit ihrem Nationalismus zu fusionieren. Botsch unterscheidet hier zwischen »›vulgärdemokratischer‹ Fundamentalopposition«, die unter Adolf von Thadden und Martin Mußgnug dominierte, und »neo-nationalsozialistischer Mobilisierung« seit Mitte der 1990er-Jahre. In der ersten Phase bekannte sich die NPD einerseits zum Grundgesetz, das sie »um plebiszitäre Elemente in ›entscheidenden Lebensfragen‹« erweitern wollte (S. 39), und betonte andererseits, dass die Verfassung von 1949 nach einer Vereinigung von Bundesrepublik und DDR obsolet sein werde. Formeln wie diese erlaubten der Partei nicht nur, »ein Parteiverbot abzuweisen«, sondern auch »rechtsextreme Demokratiefeindschaft politisch und organisatorisch zu bündeln« (S. 37). In der zweiten Phase versuchte die NPD, das Demokratiekonzept »im Rückgriff auf eine radikalisierte völkische Weltanschauung, auf ihren ethnisch-rassistischen Volksbegriff zurück zu führen und für die eigene Ideologie zu vereinnahmen«, während sie die Verfassungsrealität in der Bundesrepublik mitunter »als ›Demoliberalismus‹ verballhornte« (S. 66). Wie Botsch in einem Exkurs zur AfD ausführt, war auch diese (jedenfalls in den ersten Jahren ihrer Existenz) »deutlich in der ›nationaldemokratischen‹ Tradition eines Vulgärdemokratismus verankert«, der »seinerseits mit zentralen Elementen der repräsentativen, parlamentarischen Demokratie im Sinne des Grundgesetzes in Spannung steht« (S. 71), sich aber deutlich vom ganzheitlich »nationalistischen Vulgärdemokratismus« (S. 76) der NPD unterschied. Der zweite Teil untersucht vor diesem Hintergrund, wie sich der für die nationalistische Rechte in der Bundesrepublik seit jeher zentrale Topos der »Volksgemeinschaft« seit 1949 entwickelte: Vom »Gegenentwurf zum demokratischen Verfassungsstaat und zur pluralistischen Gesellschaft« zum Schutzgut bei der »Abwehr von Zuwanderung« zum »handlungsleitenden Motiv, das sich nicht zuletzt im Versuch darstellte, konkrete Vergemeinschaftungsprozesse in Gang zu setzen, um der bekämpften […] Gesellschaft quasi von unten zu begegnen« (S. 97).

Botsch unternimmt hier eine quellengesättigte Rekonstruktion der Vorgeschichte gegenwärtiger Problemlagen in der Absicht, diese besser interpretieren zu können. Der Umstand, dass er sich eines Nationalismusansatzes bedient und sich auf bestimmte Fragestellungen konzentriert, gibt dem Buch jene Kohärenz, die bei Quent mitunter fehlt, und es wäre zu wünschen, dass historische Tiefenbohrungen wie diese öfter unternommen werden. Die Erfolge der AfD etwa würden dann nicht mehr nur aus den Konstellationen der Gegenwart heraus erklärt, die für das Verständnis der Partei freilich auch von großer Wichtigkeit sind[90], sondern auch aus einer langen deutschen Nationalismusgeschichte, in deren Zuge sich die deutsche

politische Ausdrucksform die acclamatio ist«, also nicht mal mehr ein Plebiszit (*Ernst Fraenkel*, Strukturanalyse der modernen Demokratie [1969], in: Gesammelte Schriften, Bd. 5: Demokratie und Pluralismus, Baden-Baden 2007, S. 314–343, hier: S. 331).

90 Aus der Fülle an Literatur vgl. beispielsweise die frühe Arbeit von *David Bebnowski*, Die Alternative für Deutschland. Aufstieg und gesellschaftliche Repräsentanz einer rechten populisti-

Rechte, die in der alten Bundesrepublik und in der DDR in vielerlei Hinsicht in die liberale und sozialistische Ordnung integriert war, nach 1980 schrittweise reorganisierte. Die »Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes« (PEGIDA) etwa würden dann nicht mehr nur als primär ostdeutsches Phänomen untersucht, zu dem in der Politikwissenschaft entgegengesetzte Deutungen existieren[91], sondern als nationalistischer Orientalismus, der in der langen Tradition rechter »Abendland«-Mobilisierung steht.[92] Die Geschichte der »Reichsbürger« würde nicht mehr um 1980 mit Wolfgang Ebel beginnen, der in dem wichtigen Band von Christoph und Sophie Schönberger als der »erste« (S. 40) seiner Art erscheint, sondern mit den zahlreichen Initiativen zur Restauration des Reiches seit 1945, auf die Sebastian Lotto-Kusche in diesem Band hinweist, ja mit dem reaktionären »Reichsbürgerrat«, der in der Weimarer Republik eine wichtige Rolle spielte.[93] Bei den »Rechtsparteien in Brandenburg« seit 1990, denen Gideon Botsch und Christoph Schulze einen Sammelband gewidmet haben, würde sich zum Beispiel die Frage nach politischen Dis-/Kontinuitäten zum organisierten Nationalismus in der Bundesrepublik sowie zur ostdeutschen NDPD stellen.[94] Als Vorbild dienen kann Botschs Studie aber auch mit Blick auf seine Materialbasis, die nicht nur die erwähnten Primärquellen umfasst, sondern auch politikwissenschaftliche Studien, die faktisch als Sekundärquellen genutzt werden, da er aus ihnen regelmäßig Quellen indirekt zitiert. Eine solche historische Zweitauswertung gegenwartswissenschaftlicher Forschung erscheint hochgradig sinnvoll angesichts der Masse an Studien und Essays, die seit Gründung der Bundesrepublik und der DDR in beiden Staaten über die deutsche Rechte erschienen ist und die nur sehr eingeschränkt als Sekundärliteratur genutzt werden kann, da sie sich in der Regel mit anderen Forschungsfragen beschäftigt und andere Begrifflichkeiten nutzt.[95] Deshalb erscheint es angebracht, das Gros der seit 1945 erschienenen politik- und sozialwissenschaft-

schen Partei, Wiesbaden 2015, und den vergleichsweise aktuellen Stand von *Hajo Funke*, Die Höcke-AfD. Eine rechtsextreme Partei in der Zerreißprobe. Eine Flugschrift, Hamburg 2021.

91 Vgl. etwa *Lars Geiges/Stine Marg/Franz Walter*, Pegida. Die schmutzige Seite der Zivilgesellschaft?, Bielefeld 2015; *Lucius Teidelbaum*, Pegida. Die neue deutschnationale Welle auf der Straße (rechter rand, Bd. 16), Unrast-Verlag, Münster 2016, 91 S., brosch., 7,80 €; *Werner J. Patzelt/Joachim Klose* (Hrsg.), PEGIDA. Warnsignale aus Dresden, Dresden 2016.

92 *Vanessa Conze*, Abendland, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hrsg. v. Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG), 9.3.2012, URL: <http://www.ieg-ego.eu/conzev-2012-de> [19.2.2023]; *Wolfgang Benz*, Auftrumpfendes Unbehagen. Der kurze Erfolg der Bewegung Pegida, in: ZfG 63, 2015, S. 759–776.

93 *Christoph Schönberger/Sophie Schönberger* (Hrsg.), Die Reichsbürger. Verfassungsfeinde zwischen Staatsverweigerung und Verschwörungstheorie, Frankfurt am Main/New York 2020. Zur Historisierung des Phänomens vgl. *Frieder Günther*, »Die Uhr noch einmal zurückdrehen«. Die Reichsbürgerbewegung und die rechtlichen Narrative zum Fortleben des Deutschen Reiches nach 1945, in: ebd., S. 71–91. *Hans-Joachim Bieber*, Bürgertum in der Revolution. Bürgerräte und Bürgerstreiks in Deutschland 1918–1920, Hamburg 1992; *Peter Winzen*, Friedrich Wilhelm von Loebell (1855–1931). Ein Leben gegen den Strom der Zeit, Wien/Köln etc. 2018, S. 317–366.

94 Was den Herausgebern freilich bewusst ist: *Gideon Botsch/Christoph Schulze* (Hrsg.), Rechtsparteien in Brandenburg. Zwischen Wahlalternative und Neonazismus 1990–2020, Berlin 2021, S. 13.

95 *Rüdiger Graf/Kim Christian Priemel*, Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin, in: VfZ 59, 2011, S. 479–508.

lichen Darstellungen zur Rechten wie die Publizistik, die Presse, die Verfassungsschutzberichte und so weiter als (besonders gehaltvolle!) Quellen zu nutzen.

Als Vorbild oder Inspiration für den historischen Zugriff auf die deutsche Rechte der Gegenwart oder der Vergangenheit dienen kann auch das Buch »The Extreme Gone Mainstream. Commercialization and Far Right Youth Culture in Germany«.[96] Die Soziologin Cynthia Miller-Idriss beschäftigt sich darin mit der Rolle von Kleidung als ästhetisierende kulturelle Produkte in der »äußerst rechten« Jugend Deutschlands in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts. Auf Basis von Produktkatalogen, kommerziellen Webseiten und Fotoarchiven sowie Interviews mit 51 Jugendlichen argumentiert sie, dass sich zu Beginn der 2000er-Jahre mit Marken wie Thor Steinar ein neuer Stil entwickelt habe, der es Jugendlichen ermögliche, ihre Individualität auszudrücken und gleichzeitig über ein komplexes Set codierter Symbole klandestin extrem rechte Botschaften zu verbreiten (S. 2). Miller-Idriss schlüsselt einerseits die Bedeutung der Codes unter Rückgriff auf historisches Bildmaterial auf. Andererseits geht sie in den Interviews der Frage nach, wie die Jugendlichen – Schüler*innen zweier Berliner Baufachschulen – die Ikonografie interpretieren und was sie zum Kauf bestimmter Produkte bewegt. Sie weitet mithin den Untersuchungsgegenstand der Rechten über die Ideologie und im engen Sinne politische Aktivitäten auf kulturelle Aspekte aus – ein Ansatz, der als äußerst fruchtbar für die historische Untersuchung der Rechten gelten darf. Denn während die pophistorische Forschung gezeigt hat, wie wichtig und keineswegs unpolitisch ästhetisierende und Konsumpraktiken gesellschaftshistorisch sind, wird in der Geschichtsschreibung der Rechten zumeist noch klassische Politikgeschichte betrieben.[97]

Miller-Idriss begreift den Konsum von und das Schmücken mit kulturellen Produkten als Handlungen mit politischer Implikation und liefert damit historisierbares Material zum Handeln rechter Akteur*innen. Das Tragen spezifischer Kleidung diene der Herstellung von Zugehörigkeit und Gemeinschaft, könne als Ausdruck von ästhetischem Widerstand gelten und ein Gateway zum direkten politischen Engagement bilden. Kulturelle Waren befriedigten demnach emotionale Impulse, die ebenso wie das Streben nach politischer Autonomie den Nationalismus ausmachten beziehungsweise als Motivation fungierten. Miller-Idriss stellt sich explizit gegen eine Trennung von Kultur und Kommodifizierung – also das Zur-Ware-Werden hier der kulturellen Güter und Dienstleistungen –, bei der nur Ersterem eine bedeutungsvolle Funktion zukomme. So einleuchtend das ist, ist dieser angeblich marxistische Blick der Forschung zumindest in Bezug auf die deutsche Geschichtswissenschaft spätestens seit Detlef Siegfrieds Habilitationsschrift von 2006 allerdings auch ein Strohmann.[98] Für die Forschung zur Rechten ist die Einsicht allerdings wie

96 *Cynthia Miller-Idriss, The Extreme Gone Mainstream. Commercialization and Far Right Youth Culture in Germany* (Princeton Studies in Cultural Sociology, Bd. 25), Princeton University Press, Princeton 2018, 312 S., geb., 32,00 $.

97 Vgl. *Bodo Mrozek*, Popgeschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 6.5.2010, URL: <http://docupedia.de/zg/mrozek_popgeschichte_v1_de_2010> [19.2.2023]; *Alexa Geisthövel/Bodo Mrozek* (Hrsg.), Popgeschichte, Bd. 1: Konzepte und Methoden, Bielefeld 2014; *dies./Jürgen Danyel* (Hrsg.), Popgeschichte, Bd. 2: Zeithistorische Fallstudien 1958–1988, Bielefeld 2014.

98 *Detlef Siegfried,* Time is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006.

gesagt aufschlussreich. Anschließen könnten hier Fragen nach den Praktiken der Designer*innen und des Vertriebs sowie der Refinanzierung anderer rechter Aktivitäten über die Einnahmen aus dem Verkauf dieser niedrigschwelligen Angebote. Auch ein vergleichender Blick etwa auf den »ästhetischen Ungehorsam« jugendkultureller Gruppen in der deutschen Diktatur könnte bei aller Vorsicht mit Blick auf die grundsätzlichen Unterschiede zwischen Bundesrepublik und DDR lohnen – schließlich wähn(t)en rechte Jugendliche sich gerne als diktatorisch marginalisierte Minderheit in der Demokratie.[99] Miller-Idriss' Bemerkungen zum Gebrauch von Ché-Shirts und Pali-Tüchern in der Rechten zeigen, was hier durch eine Historisierung noch zu gewinnen ist – denn sie erklärt diese Moden rein gegenwartsbezogen. Dabei trugen Nationalist*innen derlei schon in den 1970er- und 1980er-Jahren – dabei eine Linke imitierend, die sich mit der palästinensischen Nationalbewegung solidarisierte. Durch das Sample zweier Schulen, von denen nur eine das Tragen von Szenekleidung untersagt, kann die Autorin zeigen, dass Verbote – wenn inkonsequent und ohne ausreichende Szenekenntnis durchgesetzt – eher zu Ausdifferenzierung führen, als dass sie Jugendliche vom Konsum abhalten. Die Codes werden komplexer, um die Verbote zu umgehen, was letztlich sogar die Attraktivität des Coding-Spiels erhöhe. Was das für die Wirkmacht der Kulturobjekte bedeutet, beantwortet Miller-Idriss nicht direkt. Die tabellarisch dargestellten Ergebnisse ihrer Interviews mit Jugendlichen zeigen, dass diese viele der Codes gar nicht verstehen oder auch nur der Rechten zuordnen. Das muss ihre Wirkmacht allerdings nicht zwangsläufig begrenzen – es ist vielmehr denkbar, dass die in den Slogans und Motiven transportierten Botschaften von Maskulinität und Aufopferungsbereitschaft für das Heimatland leichter eindringen, wenn sie nicht als rechts identifiziert und daher nicht als Tabu begriffen werden.

Freilich sind Mode und Kleidungskultur nur ein Handlungs- und Wirkungsort von vielen, in denen Rechte zuletzt besonders aktiv waren und wo ihnen eine Expansion des in der alten Bundesrepublik stabilisierten »nationalen« Milieus zu gelingen scheint – beziehungsweise eine Subversion und Erosion liberaler, konservativer und linker Lebenswelten. Beispielhaft verwiesen sei hier etwa auf das Phänomen, das von Andrea Röpke und Andreas Speit als »Völkische Landnahme« beschrieben worden ist, bei der »alte Sippen, junge Siedler, rechte Ökos« wirkten und das aus historischer Perspektive auch deshalb so interessant ist, weil sich hier eine Mischung aus Nationalismus und Ökologismus neu formiert, die im 19. Jahrhundert entstand.[100] Nicht ganz so erfolgreich wie von ihr erhofft war die deutsche Rechte bei dem Versuch, die Proteste gegen die Corona-Politik der Bundesregierung in ihrem Sinne zu prägen, wie die Beiträge von Volker Weiß, Barbara Hentges

99 Vgl. *Nikolai Okunew*, Red Metal. Heavy Metal in der DDR, Berlin 2021.

100 *Andrea Röpke/Andreas Speit*, Völkische Landnahme. Alte Sippen, junge Siedler, rechte Ökos, Berlin 2019. Zum Verhältnis von Nationalismus und Ökologismus vgl. *Richard Stöss*, Vom Nationalismus zum Umweltschutz. Die Deutsche Gemeinschaft/Aktionsgemeinschaft Unabhängiger Deutscher im Parteiensystem der Bundesrepublik, Wiesbaden 1980. Zur Vorgeschichte vgl. *Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht* (Hrsg.), Handbuch zur »Völkischen Bewegung« 1871–1918, Berlin/Boston 1996, sowie jetzt neu *Anna Danilina*, Ethiken der Essenz. Eine Emotions- und Körpergeschichte der Rasse in inneren Kolonien (1890–1933), Göttingen 2023. Zu einer anderen rechtsoffenen Siedlungspolitik: *Andreas Kemper*, Privatstädte. Labore für einen neuen Manchesterkapitalismus, Münster 2022.

und Gerd Wiegel in dem von dem Historiker Wolfgang Benz herausgegebenen Sammelband zum »Querdenker«-Phänomen zeigen.[101] In »Die Misstrauensgemeinschaft der ›Querdenker‹« untersucht der Historiker Sven Reichardt aus kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive, wie genau diese rechten Gruppierungen das Misstrauen unter Slogans wie »Heimatschutz statt Mundschutz« politisch zu schüren versuchten.[102] Erfolgreicher war die Rechte in Teilen der Arbeiterschaft, wo es ihr gelang, das nicht eingelöste Versprechen nach Gerechtigkeit und Wohlstand für Arbeiter*innen zu ethnisieren und eine soziale Frage rassistisch aufzuladen, wie der Soziologe Klaus Dörre gezeigt hat.[103] Historisch könnte man hier auch von einer Nationalisierung sozialer Konflikte sprechen. Offen ist, in welchem Umfang es der deutschen Rechten und ihren internationalen Bündnispartnern gelingen wird, jene Klimapolitik unter nationalistischen Vorzeichen zu propagieren, die von den Soziologen Matthias Quent, Axel Salheiser und Christoph Richter als Klimarassismus beschrieben worden ist.[104] Last, not least stellt sich die Frage, inwiefern es der Rechten gelingt, ihre finanzielle Basis zu erweitern[105], die in der alten Bundesrepublik eher schmal, in der Weimarer Republik dagegen sehr breit war. Ein Desiderat stellt eine Studie über nationalistische Financiers dar, die zum Beispiel von Hugo Stinnes über Fritz Thyssen und Hugo Stinnes Junior bis hin zu Peter Thiel reicht.

Wie mit alldem umgehen? Es gibt wohl keinen Untersuchungsgegenstand, anhand dessen diese Frage in den letzten Jahren ausführlicher behandelt wurde als der sogenannte NSU. Ein Buch, das aus historiografischer Sicht aus der großen Zahl wichtiger Publikationen heraussticht, ist »Wahrheit und Lüge in den polizeilichen Ermittlungen im NSU-Komplex« von Markus Mohr und Daniel Roth.[106] Die Autoren, die sich als Sachbuchautor und Lehrer vorstellen, verstehen ihr Werk als kleinen Beitrag zu der systematischen Auswertung des zum NSU kompilierten Materials, die von den investigativen Journalisten Stefan Aust und Dirk Laabs nach dem Zschäpe-Urteil in der »Welt« eingefordert worden war. Standen bisher die Verfassungsschutzämter im Zentrum der Recherche und Kritik, fokussieren Mohr und Roth die Polizeiarbeit. Die ist deshalb interessant, weil die Polizei – in bisweilen konflikthafter Abstimmung mit dem Inlandsgeheimdienst – nicht nur entschied,

101 *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Querdenken. Protestbewegung zwischen Demokratieverachtung, Hass und Aufruhr, Berlin 2021.

102 *Sven Reichhardt* (Hrsg.), Die Misstrauensgemeinschaft der »Querdenker«. Die Corona-Proteste aus kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive, Frankfurt am Main/New York 2021.

103 *Klaus Dörre*, In der Warteschlange. Arbeiter*innen und die radikale Rechte, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2020, 355 S., brosch., 30,00 €; vgl. auch *Karina Becker/Klaus Dörre/Peter Reif-Spirek* (Hrsg.), Arbeiterbewegung von rechts? Ungleichheit – Verteilungskämpfe – populistische Revolte, Frankfurt am Main/New York 2018.

104 *Matthias Quent/Axel Salheiser/Christoph Richter*, Klimarassismus. Der Kampf der Rechten gegen die ökologische Wende, München 2022.

105 Vgl. etwa *Christian Fuchs/Paul Middelhoff*, Das Netzwerk der Neuen Rechten. Wer sie lenkt, wer sie finanziert und wie sie die Gesellschaft verändern, Reinbek 2019, Kap. 8.

106 *Markus Mohr/Daniel Roth*, Stärkere Strahlkraft. Wahrheit und Lüge in den polizeilichen Ermittlungen im NSU-Komplex 2000–2011, Limitierter Eigendruck, [Leipzig]/[Hamburg] Oktober 2021, 380 S., brosch.; *Anna Lipphard*, Die Erschaffung und Verfolgung des »Phantoms von Heilbronn«, in: ebd., S. 261–274. Vgl. auch *Daniel Köhler*, Right-Wing Terrorism in the 21st Century. The »National Socialist Underground« and the History of Terror from the Far-Right in Germany, Routledge, London 2016, 288 S., geb., 150,00 £.

in welche Richtungen ermittelt wurde, sondern auch, was die Öffentlichkeit über die Mörder und ihre Opfer wissen sollte. So habe die Presse das Wording und Framing der Polizei in der Regel übernommen. Das Buch soll rekonstruieren, was die Ermittler jeweils wissen konnten, was sie taten und nach gängigen Standards hätten tun können – und wie das Wissen der Polizei mit dem der Angehörigen kollidierte. Ein Quellenjuwel, das die beiden im Internet entdeckt und erstmals ausgewertet haben, sind die Online-Pressemitteilungen des Polizeipräsidiums Mittelfranken. Systematisch genutzt haben sie ferner die Untersuchungsausschussberichte, Stellungnahmen von Angehörigen und Anwält*innen, journalistische und antifaschistische Recherchen, online recherchierbare Medien sowie Forschungsliteratur. Eine zentrale These des 376 Din-A4-Seiten und 1.505 Fußnoten umfassenden Werks lautet, dass im NSU-Komplex von jenem »Versagen des Staates« (S. 11), von dem sowohl die Sicherheitsbehörden als auch die meisten Kritiker*innen sprachen, nur eingeschränkt die Rede sein kann. Erstens tragen die beiden Autoren viele bekannte und neue Befunde zusammen, die das Handeln der Polizei oft nicht etwa als fehlerhaft erscheinen lassen, sondern »den Verdacht gezielter Sabotage und bewussten Hintertreibens« von Aufklärung aufkommen lassen, wie sich die Vorsitzende des Thüringer Ausschusses, die SPD-Politikerin Dorothea Marx, ausdrückte (S. 12). Es liegt also nahe, dass ein Teil der involvierten Behördenmitarbeiter keine Aufklärung wollte, sie also zum NSU-Komplex beitrugen, vielleicht sogar Teil eines jener rechten Netzwerke waren, die erst in den letzten Jahren vermehrt identifiziert werden. Zweitens arbeiten die beiden heraus, inwiefern zumindest große Teile der involvierten Behörden an ihren zeitgenössischen Maßstäben gemessen womöglich ebenfalls nicht versagt, sondern durch die Nichtaufklärung höchst erfolgreich jenen Imageschaden von der Bundesrepublik abgewendet hätten, der entstanden wäre, wenn die Mord- und Anschlagsserie im Vorfeld der Herrenfußball-WM 2006 aufgeflogen und eine »Welt zu Gast bei Freunden« erkannt hätte, dass die Täter*innen »von einer Vielzahl staatlich alimentierter Spitzel umstellt« (S. 340) waren.

Diese Argumente sind nachvollziehbar. Wer die Geschichte des Umgangs mit organisierten und integrierten Rechten in der Bundesrepublik kennt, weiß, dass für die Behörden der Schutz des »Ansehens im Ausland« in aller Regel viel wichtiger war als die Interessen jener, die ein Problem mit den Rechten hatten, und dass dies auch dem herrschenden Verständnis von Staats- und Verfassungsschutz entsprach.[107] Und es spricht einiges dafür, dass sich an dieser Grundtendenz in der »streitbaren Demokratie« erst *infolge* der Selbstenttarnung des NSU langsam etwas ändert, wie etwa die Absetzung Hans-Georg Maaßens im Jahr 2018 zeigt, weshalb für viele staatlich Handelnde im NSU-Komplex ganz ähnliche Maßstäbe gegolten haben dürften wie in der alten Bundesrepublik. Im Ergebnis enttarnte sich der NSU ganz ohne Polizeieinwirkung und Zehntausende Ausschussprotokollseiten konnten nie die parteiübergreifenden »Zweifel« daran zerstreuen, »dass der NSU nur aus drei Personen bestehen soll«, wie es Clemens Binninger, Kriminalkom-

107 Vgl. aus der Fülle an Literatur etwa *Norbert Frei*, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996; *Rigoll*, Staatsschutz in Westdeutschland.

missar und für die CDU im Bundestagsausschuss, formulierte: »Und diese Zweifel sind nicht kleiner geworden. Wir glauben, dass es Tatbeteiligte gibt, die wir noch nicht kennen.« Er mochte nicht einmal »ausschließen, dass es weitere Taten gibt, von denen wir nichts wissen« (S. 302). Davon abgesehen ist das Buch für den uns interessierenden Zusammenhang auch deshalb von Bedeutung, weil es zeigt, dass die Sicherheitsbehörden die Wirkmacht des NSU über Jahre hinweg nolens volens nicht etwa einschränkten, sondern erweiterten, weil sie in den angegriffenen Communities das von rechts erwünschte Gefühl verstärkten, von der Polizei keine Hilfe erwarten zu können, ja im Gegenteil vom deutschen Staat ebenfalls bedroht zu sein.[108] Es beginnt mit der Nichtberücksichtigung von Tatzeugen, die an den Tatorten weiße Männer identifizierten, darunter einer, der »wirklich bös« geschaut habe (S. 156), und einmal sogar einen »Junkie oder Nazi« (S. 175), von Tatkontexten wie beispielsweise den Brandanschlägen einer selbsterklärten »Nationalen Bewegung« auf türkische Imbisse im Herbst 2000 und von möglichen weiteren Tatbeteiligten in jenem »Netzwerk von Kameraden«, als das sich der NSU im Selbstenttarnungsvideo bezeichnete. »Wie wurden die Tatorte ausgewählt?«, wird Binninger zitiert: »Gab es Unterstützer vor Ort? Wissen wir nicht. Wer war noch in die Produktion der Bekenner-DVDs eingebunden? All diese Punkte sind noch mehr als offen.« (S. 302) Es setzt sich fort mit den Ermittlungen gegen Angehörige der Ermordeten, gegen einen inexistenten Drogenring, der »Döner-Morde« begeht, und mit dem Ausmachen einer »schwer durchdringbaren Parallelwelt« im Umfeld der Opfer, während die Sicherheitsbehörden die Öffentlichkeit mehrfach hinters Licht führten und Akten schredderten (Kap. 13). Es endet mit dem Topos »Braune Armee Fraktion« (Kap. 14), mit dem Sicherheitsbehörden und Extremismusforscher eingestanden, dass sie die Vorbilder des Naziterrors in der linken Gewalt der 1968er-Jahre suchten – und nicht etwa im deutschen Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts, auf den sich rechte Eigennamen wie »Nationalsozialistischer Untergrund«, »Blood and Honor«, »Thüringer Heimatschutz«, »Freikorps Havelland« und »Werwolf« ja beziehen. Und dies zu einer Zeit, da das Bundeskriminalamt gerade von Historikern seine »Schatten der Vergangenheit« aufarbeiten ließ.[109]

Haben die deutschen Sicherheitsbehörden also nicht nur den NSU »nicht wirklich verstanden« (S. 338), wie der Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz, der Sozialdemokrat Heinz Fromm, nach der Selbstenttarnung des Netzwerks im Herbst 2011 einräumte, sondern auch die lange Geschichte nationalistischer Gewalt vor, während und nach dem Naziregime? In der Tat werden seit 1945 zwar der Nazismus und seine Nachgeschichte intensiv beforscht, nicht jedoch rechte Gewalt als solche und der staatliche Umgang damit. Auch die vielen Behördengeschichten, die zuletzt erschienen sind, thematisieren den Problemkomplex wenn überhaupt nur am Rande. Eine Ausnahme stellt die Geschichte der Bundesanwaltschaft aus der Feder der Historiker Friedrich Kießling und Christoph Safferling dar, die ein

108 Einen ähnlichen Effekt schildert *Barbara Manthe*, Rechtsterroristische Gewalt in den 1970er Jahren. Die Kühnen-Schulte-Wegener-Gruppe und der Bückeburger Prozess 1979, in: VfZ 68, 2020, S. 63–94: Die Nazis konnten den Gerichtssaal für ihre Propaganda nutzen.

109 Bundeskriminalamt (Hrsg.), Schatten der Vergangenheit. Das BKA und seine Gründungsgeneration in der frühen Bundesrepublik, Köln 2011.

Kapitel über »Verfahren gegen rechts« enthält.[110] Ein Desiderat besteht hier nicht nur darin, auch den Umgang anderer sicherheitsrelevanter Stellen mit rechten Gewalttäter*innen zu untersuchen und neben Modi der Bekämpfung auch solche der Umarmung im Blick zu haben.[111] Darüber hinaus ist es an der Zeit, im Anschluss an die Pionierarbeiten von Emil Julius Gumbel zur »Geschichte und Soziologie der nationalistischen Geheimbünde« in der Weimarer Republik neben der rechten Gewalt und ihren Trägergruppen die nationalistischen Netzwerke in Staat, Gesellschaft und anderen Ländern zu rekonstruieren, die letztlich sowohl die Taten als auch deren häufige Nichtahnung ermöglichten.[112] In der Forschung zum Thema, die sich vor allem mit der Weimarer Republik beschäftigt hat, kommt dieser Aspekt zu kurz, sieht man von der Biografie des Filmemachers Klaus Gietinger über Waldemar Pabst ab, der unter anderem die Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts organisiert hat.[113] Wünschenswert wäre zum Beispiel eine ähnliche Studie über den Rechtsterroristen und Multiaktivisten Manfred Roeder und dessen bis in den palästinensischen Nationalismus hineinreichende internationale Kontakte. Geheimdienste haben über Roeder zweifellos einiges gesammelt, das auch Auskunft über den staatlichen Umgang mit ihm geben würde – wenn denn der politische Wille da wäre, es der Forschung zur Verfügung zu stellen.[114] Neben biografischen bieten sich aber auch thematische Sondierungen an, wie etwa das Buch der Anwälte Mehmet Daimagüler und Ernst von Hirschhausen über »Die deutsche Justiz und ihre Auseinandersetzung mit alten und neuen Nazis« seit 1919.[115] Zu den Desiderata zählt etwa eine Geschichte des V-Mann-Wesens, die mit Adolf Hitler beginnen könnte, der seine Karriere als »Verbindungsmann« und nationalistischer Propagandist der Reichswehr begann, oder auch mit Wilhelm Stieber, der ab 1845 im Dienst der preußischen Reaktion stand und auch international gegen »Communisten-Verschwörungen« ermittelte.[116]

---

110 *Friedrich Kießling/Christoph Safferling*, Staatsschutz im Kalten Krieg. Die Bundesanwaltschaft zwischen NS-Vergangenheit, Spiegel-Affäre und RAF, dtv-Verlag, München 2021, 607 S., geb., 34,00 €, Kap. III 3.

111 *Dominik Rigoll*, Wie umgehen mit den rechten Gefährdern? Antinazistische Sicherheitspolitik in Westdeutschland, 1945–1960, in: Zeitgeschichte-online, Oktober 2019, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/wie-umgehen-mit-den-rechten-gefaehrdern> [19.2.2023].

112 *Emil Julius Gumbel*, Verschwörer. Zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde 1918–1924, Heidelberg 1924; vgl. auch *Dominik Rigoll*, Rechte Gewalt in und aus Deutschland. Ein Jahrhundertproblem, in: Zeitschrift LuXemburg, 2020, S. 56–61.

113 *Klaus Gietinger*, Der Konterrevolutionär. Waldemar Pabst – eine deutsche Karriere, Hamburg 2009.

114 Zu Roeder vgl. *Gräfe*, Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik Deutschland, S. 126–142, und jetzt neu *Sebastian Bischoff*, Nation und Perversion. Der »Anti-Porno-Anwalt« Manfred Roeder und sein Übergang in die völkisch-radikalnationalistische Rechte, 1969–1975, in: GG 48, 2023, S. 584–618.

115 *Mehmet Gürcan Daimagüler/Ernst von Münchhausen*, Das rechte Recht. Die deutsche Justiz und ihre Auseinandersetzung mit alten und neuen Nazis, Karl Blessing Verlag, München 2021, 591 S., geb., 26,00 €.

116 Vgl. die lesenswerte Studie von *Othmar Plöckinger*, Unter Soldaten und Agitatoren. Hitlers prägende Jahre im deutschen Militär 1918–1920, Paderborn/München etc. 2013, sowie die Skizze von *Markus Mohr*, »Unter der Leitung eines gewissen Stieber«. Über den Aufstieg eines Spitzels zum preußischen Geheimrat, in: *ders./Klaus Viehmann* (Hrsg.), Spitzel. Eine kleine Sozialgeschichte, Berlin 2004, S. 37–44.

Damit sind wir abschließend bei der Frage angelangt, wie die Geschichte und Gegenwart der deutschen Rechten in ihren internationalen Kontexten zu verorten ist – auch jenseits der nationalistischen Internationale, deren Konturen wir im ersten Abschnitt skizziert haben. Ein Buch, das sich für eine solche Verortung gut eignet und gleichwohl in Deutschland noch kaum rezipiert wurde, ist »Nationalism. A Religion« von Carlton J. H. Hayes, das erstmals 1960 erschien und 2016 neu ediert worden ist. Der an der New Yorker Columbia Universität lehrende Historiker begann unmittelbar nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs damit, sich mit Nationalismus zu beschäftigen, und wurde so zum Begründer einer sowohl geschichts- als auch gegenwartswissenschaftlichen Nationalismusforschung.[117] Hayes Ausgangspunkt ist eine ungewöhnliche, aber simple Nationalismusdefinition (S. 1–9), mit deren Hilfe man nationale Vergemeinschaftungsformen mit lokalen, regionalen, kontinentalen, globalen und digitalen in Beziehung setzen kann. Für ihn ist Nationalismus eine »Fusion« aus »Patriotismus« und dem »Bewusstsein für Nationalität« – also dem Bewusstsein dafür, einer »Nation« oder einem »Volk« anzugehören. *Patriotismus* definiert er als eine »Liebe«, also ein »Gefühl«, das seit Menschengedenken existiere, aber bis ins Mittelalter eher auf Klans, Stämme, Dörfer, Städte, Reiche, Kirchen oder Feudalstaaten bezogen worden sei. *Nationalitäten* (»nationalities«) beziehungsweise Völker sind für ihn Gemeinschaften, die sich durch Sprache, Traditionen und Sitten konstituieren. Abstammung spiele keine große Rolle, auch wenn das lateinische Wort »natio« und diverse Nationalmythen anderes suggerierten. Nationalitätsbezogener Patriotismus – sprich: Nationalismus – sei erst in der Neuzeit mit national gefassten Staaten, Ökonomien, Kirchen und Literaturen entstanden. Sei Nationalismus zunächst ein »kulturelles«, von Intellektuellen getragenes Phänomen gewesen, habe sich seit dem 16. Jahrhundert von England aus überall in Europa ein »politischer Nationalismus« entwickelt, der Nationalbewusstsein und nationalen Patriotismus systematisch organisierte. Innerhalb formierter Nationalstaaten sei ein »wirtschaftlicher Nationalismus« entstanden, der die Konkurrenz zwischen Staaten anstachelte, aber auch konstitutiv für »Wohlfahrtsstaaten« war.

Lange vor Eric Hobsbawm, Benedict Anderson und Ernest Gellner hat Hayes herausgearbeitet, wie Nation(alität)en und Nationalismen *gemacht* werden, also das Produkt menschlicher Handlungen sind, und wie sie auf die Welt um sich herum einwirkten. Er zeigt, dass kulturelle, politische und wirtschaftliche Prozesse der »Nationalisierung« (S. 39 und passim), nicht nur von Nationalist*innen vorangetrieben werden, sondern auch von den Nationalstaaten selbst, die schon aufgrund ihrer Verfasstheit stetige Nationalismusproduzenten sind – allem voran in Schulen und Armeen. Hayes zentrale These lautet, dass Nationalismus als »Substitut« für Religion (S. 43) fungierte, ja selbst zur Religion wurde, und zwar nicht erst beim »integralen Nationalismus« (S. 123) eines Hitler oder Mussolini. Schon die Nationalismen des 19. Jahrhunderts hätten mit dem Nationalstaat eine neue Kirche produziert – mit neuen Heilsversprechen, Aposteln, Heiligen, Kulten, Mythologien, mit Intoleranz gegenüber Ungläubigen und Häretikern sowie nicht zuletzt mit der an

117 *Carlton J. H. Hayes*, Nationalism. A Religion. With a New Introduction by John P. Rossi, Routledge, London/New York 2017 (zuerst 1960), 198 S., brosch., 44.99 £. Vgl. außerdem die frühen, nicht minder interessanten Arbeiten: *ders.*, Essays on Nationalism, New York 1926; *ders.*, The Historical Evolution of Modern Nationalism, New York 1931.

alle Nationsmitglieder gerichteten Forderung nach Opfern. Wirkungen des Nationalismus behandelt Hayes zum einen anhand von dessen weltweiten »Export« (S. 91). Zum anderen – und dies ist hier besonders relevant – interessiert er sich für die Nationalisierung anderer politischer Ideologien, mithin also für etwas, was wir in diesem Beitrag partialen Nationalismus nennen. Der Liberalismus etwa habe durch seine Allianz mit den Nationalbewegungen nicht selten seine Liberalität eingebüßt, die er als universell proklamierte Freiheitsrechte nationalistisch ausbuchstabierte. Wie Hayes am Beispiel Otto von Bismarcks darlegt, führte die Fusion von Konservatismus und Nationalismus zum Erstarken eines Militarismus, mit dem Kriege gewonnen und die Bevölkerung von rechts oben her nationalisiert werden konnte. Hayes kontrastiert den Reichskanzler mit Napoleon III., der zwar ebenfalls ein »nationalistischer Herrscher« gewesen sei (S. 65–72), dabei jedoch nicht nur auf Repression und Propaganda, sondern auch auf Plebiszite setzte.[118] Dass im späten 19. Jahrhundert ein »integraler Nationalismus« entstand, führt Hayes auf die Fusion von Nationalismus und Materialismus zurück: »Nationalistische Propagandisten« hätten im Zuge einer »pseudowissenschaftlichen Generalisierung« die Befunde Charles Darwins zum »Überleben des Stärkeren« im »Kampf ums Dasein« auf Nationalitäten übertragen und einen Nationalismus geschaffen, der das Wohl des eigenen Volks allem überordnete (S. 82). Regimeform habe dieser – im Buch auch »totalitär« genannte – integrale Nationalismus zunächst in jenen Staaten angenommen, die als Verlierer des Ersten Weltkriegs gelten konnten: Deutschland, Italien – und Russland. Tatsächlich zählt Hayes neben Hitler und Mussolini auch Stalin zu den großen »nationalistischen Diktatoren«. Die Bolschewiki seien zwar »bekennende Internationalisten« gewesen, sie hätten »ihren Einfluss auf die Massen« aber letztlich durch »die Verschmelzung nationalistischer mit kommunistischer Politik« gesichert (S. 124 f.).

Obwohl die Entwicklung des deutschen Nationalismus nach 1945 in Hayes' Klassiker nur in einer Randbemerkung vorkommt, wonach es in der postfaschistischen Bundesrepublik »nicht an nationalistischem Geist gemangelt« habe (S. 137), hilft das Buch beim Verständnis der deutschen Rechten. Orientierte sich die Nationalismusforschung in der Bundesrepublik bisher oft an dem Politologen Karl W. Deutsch, der Nationalismus als Produkt von *Kommunikation* untersucht und nach seiner sozialen Funktion gefragt hat[119], lässt sich bei Hayes lernen, wie Nationalismus als das Resultat von *Organisation* durch Nationalist*innen oder Nationalstaaten historisiert werden kann – und welche politische Bedeutung ihm zukam. Hayes' Nationalismusgeschichte ist immer zugleich Kultur, Wirtschafts- und Poli-

118 Womöglich sieht man im historischen Bonapartismus jene Mischung aus Nationalismus und Demokratismus am Werk, die man heute Rechtspopulismus nennt. Vgl. *Martin Beck/Ingo Stützle* (Hrsg.), Die neuen Bonapartisten. Mit Marx den Aufstieg von Trump & Co. verstehen, Berlin 2018.

119 Von dem Klassiker von *Heinrich August Winkler* (Hrsg.), Nationalismus, Königstein im Taunus 1978, bis hin zu *Christian Jansen/Henning Borggräfe*, Nation – Nationalität – Nationalismus, Frankfurt am Main 2007, und *Rolf-Ulrich Kunze*, Nation und Nationalismus, Darmstadt 2005, sowie *ders.*, Nationalismus: Illusionen und Realitäten. Eine kritische Bestandsaufnahme, Stuttgart 2019. Vgl. etwa *Karl W. Deutsch*, Nationalism and Social Communication. An Inquiry into the Foundations of Nationality, New York 1953, sowie *ders.*, Nationalism and Its Alternatives, New York 1969.

tikgeschichte. Seine Definition von Nationalismus besticht dadurch, dass sie – im Gegensatz zu vielen anderen – nicht normativ zwischen einem »gemäßigten Patriotismus« und einem »übertriebenen Nationalismus« unterscheidet, sondern beides zusammendenkt: Nationalismus *ist* für ihn nationsbezogene Vaterlandsliebe, die freilich höchst unterschiedlich ausbuchstabiert werden kann, zum Beispiel je nachdem, ob es sich um liberalen, kommunistischen oder nationalistischen (»integralen«) Nationalismus handelt. Das Augenmerk, das Hayes auf das Verhältnis von Nationalismus und Religion richtet, kann heutigen Forscher*innen beispielsweise dabei helfen, den gegenwärtigen Siegeszug christlicher, islamistischer, hinduistischer und anderer religiöser Nationalismen in einer langen Verflechtungsgeschichte von Nationalität und Religiosität zu verorten, die bis in die Frühe Neuzeit zurückreicht. Der Umstand, dass die Sowjetunion für Hayes nicht nur ein kommunistisches, sondern auch ein nationalistisches Regime war, nimmt nicht nur neuere Forschungen zur Nationalisierung des Kommunismus im Stalinismus vorweg[120], sondern auch aktuelle Debatten über den Zusammenhang zwischen dem russischen Imperialismus unter Stalin und Wladimir Putin.[121] Stalin gemeinsam mit Hitler und Mussolini als integralen Nationalisten zu bezeichnen, erscheint allerdings weniger präzise, als ihn einen nationalistischen Kommunisten zu nennen, schließlich war er Mitglied in einer kommunistischen und nicht in einer nationalistischen Partei. Gut gealtert sind Hayes' Forschungen schließlich auch deshalb, weil man ihnen anmerkt, dass er – im Gegensatz zu anderen Nationalismushistorikern wie Winkler und Hobsbawm – davon ausging, dass sein Untersuchungsgegenstand auch künftig virulent bleiben und sich neu erfinden würde. Seinem hier besprochenen Spätwerk ist daher ebenso eine deutsche Übersetzung zu wünschen wie seinem Erstling »Nationalismus« eine zweite deutsche Auflage. Die erste erschien 1929 bei einem Kleinverlag, wurde 1933 verbrannt und hierzulande ebenfalls kaum rezipiert.[122]

Einen Vorschlag, wie die internationale Entwicklung der organisierten Rechten seit den 1970er-Jahren erzählt werden könnte, also für die Periode, in die in vielen Bereichen der Geschichts-, Sozial- und Politikwissenschaften die Vorgeschichte der Gegenwart fällt, hat Eirikur Bergmann mit »Neo-Nationalism. The Rise of Nativist Populism« vorgelegt.[123] In dem als Einführung konzipierten, auf Sekundärliteratur, Presse und gelegentlichen persönlichen Beobachtungen basierenden Buch führt der Politologe, der zu skandinavischem Nationalismus, nationalistischem Populismus sowie zu Verschwörungspropaganda und Desinformationspolitik publiziert hat, diese drei Forschungsstränge produktiv zusammen. Seine zentrale, unter ande-

120 *Bayerlein*, Deutscher Kommunismus und transnationaler Stalinismus, S. 233 und passim; vgl. außerdem *Jens Gieseke*, Konservatismus und Autoritarismus im Staatssozialismus. Zur Einleitung, in: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung, 2022, S. 1–25, sowie die anderen Beiträge mit Nationalismusbezug.

121 Zum Putinismus als Nationalismus vgl. auch *Charles Clover*, Black Wind, White Snow. Russia's New Nationalism, Yale 2022 (zuerst 2016).

122 *Carlton J. H. Hayes*, Nationalismus, Leipzig 1929. Das Buch wurde von Josua F. Friedlaender übersetzt und von Julius Goldstein eingeleitet, die im Namen der »deutschen Nation« ermordet wurden.

123 *Eirikur Bergmann*, Neo-Nationalism. The Rise of Nativist Populism, Palgrave Macmillan, Cham 2020, 235 S., brosch., 29,95 €. Insofern ist das Buch auch eine lesenswerte Ergänzung zu der inzwischen klassischen und vielfach übersetzten Einführung von *Mudde*, Rechtsaußen.

rem im Anschluss an die Arbeiten der Linguistin Ruth Wodak formulierte These lautet, dass sich in den letzten fünf Jahrzehnten sowohl in West- und Osteuropa als auch in Nord- und Südamerika ein Neonationalismus herausgebildet habe, der Nationalismus mit Populismus zu einem neuartigen Nativismus verschmelze: Die Neonationalist*innen gerierten sich als die Beschützer der einheimischen Bevölkerung sowohl vor gefährlicher Zuwanderung als auch gegen liberale Eliten, die weder willens noch fähig seien, das Wohl der Nation zu sichern. Das Spektrum umfasse neben »fully far right nativist populists« (S. 210), zu denen er etwa die Le Pens und Matteo Salvini zählt, Personen wie Silvio Berlusconi, Donald Trump, Beppe Grillo und Mette Frederiksen, die sich den Nationalismus nur teilweise aneigneten oder mit ihm kooperierten. Als Unterschiede zu dem vom (Post-)Faschismus geprägten Nationalismus der Zwischen- und Nachkriegszeit macht Bergmann zum einen das Bekenntnis der neuen Nationalist*innen zur Demokratie aus. Bekämpft werde vor allem der Sozialliberalismus. Nationalliberale Positionen behielten die Adepten des neuen Nationalismus jedoch oftmals bei, vor allem in einer Wirtschaftspolitik, die Sozialleistungen nur für Angehörige der Nation vorsieht, oder indem sie sich für die Rechte Homosexueller einsetzen und diese gegen die Rechte muslimischer Migranten ausspielen.[124] Zugleich öffne sich dieser Nationalismus für bestimmte Migrantengruppen oder Teile der Schwarzen Community in den USA, nachdem ein kulturalistischer den alten biologistischen Rassismus ersetzt habe. Das Ziel sei kein System-Change mehr, sondern vor allem ein Eliten-Austausch und mitunter ein neuer, nationalistischerer Gesellschaftsvertrag (»contract«, S. 211).[125]

Bergmann zeigt, wie der neue Nationalismus nationalistisches Handeln stetig weiterentwickelt und seine Handlungsmacht sukzessive ausgebaut hat, sodass er in der Gegenwart eine immense Wirkungsmacht entfalten kann. Wie viele Politikwissenschaftler*innen unterscheidet auch er »Wellen«, die er an anderer Stelle treffend als »Wellen der populistischen Renationalisierung« bezeichnet hat.[126] In der ersten Welle, vor dem Hintergrund der Ölkrise, ersetzten nationalistische Parteien wie der FN ihren Antikommunismus durch einen vor allem antimuslimischen Nativismus und ihre wirtschaftsliberale Programmatik durch Forderungen nach einer Reservierung des Sozialstaats für die einheimische Bevölkerung. Sollte vorher der Staat vor »kommunistischer Unterwanderung« geschützt werden, waren nun die Sozialsysteme von »unkontrollierter Einwanderung« bedroht. In den USA entstand ein nationalkonservativer »Neokonservatismus«, der für Ronald Reagan den Slogan »Make America Great Again« entwickelte. In der zweiten Welle, geprägt vom Fall des Kommunismus und der Rückkehr des Nationalismus in den ehemaligen Staaten des Ostblocks, träumte man von der »postnationalen Konstellation« (Jürgen Haber-

124 Zu diesem neuartigen »Homonationalismus« vgl. auch *Gabriele Magni/Andrew Reynolds*, Why Europe's Right Embraces Gay Rights, in: Journal of Democracy 34, 2023, S. 50–64.

125 Zu der Frage, inwiefern momentan ein neuer Herrschaftsvertrag ausgehandelt wird, vgl. *Matthias Middell*, Gesellschaftlicher Zusammenhalt – einige Beobachtungen und offene Fragen, in: Denkströme. Journal der sächsischen Akademie der Wissenschaften 22, 2020, S. 130–136, sowie *Dominik Rigoll* in: Wir-Gefühl? Weg damit!, STUDIO KOMPLEX Podcast, HR info, 4.12.2022.

126 *Eirikur Bergmann*, Nordic Nationalism and Right-Wing Populist Politics. Imperial Relationships and National Sentiments, London 2017, S. 15. Erstmals von rechtsextremen »Wellen« sprach wohl der westdeutsche Politikwissenschaftler *Klaus von Beyme*, Right-Wing Extremism in Post-War Europe, in: West European Politics 11, 1988, S. 1–18.

mas), während in Ex-Jugoslawien und woanders Nationalitätenkriege wüteten. Zugleich gelang es Rechtsparteien häufig, ehemalige Arbeiterklasse-Wähler*innen der Linksparteien zu gewinnen und zu einer relevanten Kraft zu werden, auf deren rechter Flanke sich ein (mitunter nazistischer) Ultranationalismus herausbildete. Mit Berlusconi, Viktor Orbán, Putin und den Kaczyński-Brüdern kamen Nationalisten an die Macht. In der dritten Welle, vor dem Hintergrund der Finanz- und Flüchtlingskrise, verstärkte die Rechte ihre globale Vernetzung, speiste ihre bislang randständigen Verschwörungsmythen und Fake News über die sozialen Medien in den Mainstream ein, dessen Skandalisierungslogik die Reichweite der nationalistischen Propaganda noch erhöhte. Im Digitalen wuchs ein neues rechtes Milieu heran, das auch Terrorismus produzierte. In einigen Ländern wurde die nationalistische Rechte stärkste Kraft, mit der sich Regierungskoalitionen bildeten, etwa in Österreich. In den USA, Großbritannien und Brasilien wurden Populisten an die Spitze der konservativen Partei gewählt, die in der Lage waren, das rechte Lager zu mobilisieren. In der Bundesrepublik wurde mit der AfD erstmals seit 1930 eine nationalistische Sammlungspartei ins nationale Parlament gewählt. In Dänemark gelang es den Sozialdemokraten, durch eine Nationalisierung ihrer Programmatik den Erfolg der Rechten zu mindern. Im Ergebnis zeichne sich ein »Paradigmenwechsel« (S. 133) hin zu einer »neo-nationalistischen Ordnung« ab, in der Rechtsparteien »die politische Agenda des Westens« oftmals »diktieren« (S. 209) und auch in Ländern wie Frankreich und Deutschland, in denen sie die rechte Opposition bilden, zu institutionellen Transformationen beitragen – etwa zum Erfolg von Emmanuel Macrons Mitte-Partei und zur Vervielfältigung »Großer Koalitionen«.

Bergmanns Buch bietet eine plausible transnationale Vorgeschichte des politischen Gegenwartsnationalismus, die sowohl an die zeithistorische Nationalismusforschung anschlussfähig ist als auch an die Rechtsextremismus- und Rechtspopulismusforschung. Allerdings verliert man in dem Werk leicht den Überblick, denn die Abschnitte zu den einzelnen Phasen enthalten viele kleine Kurzkapitel, die recht unvermittelt von Land zu Land springen und dabei zwar beachtlich viele, mitnichten aber alle Neonationalismen behandeln. Um etwas mehr Systematik in seine gleichwohl anregende Darstellung zu bringen, hätte sich Bergmann zum Beispiel an dem Buch »The New Nationalism« des Historikers Louis L. Snyder orientieren können, das erstmals 1968 erschien, im Jahr 2003 eine Neuauflage erfuhr und mit Afrika und Asien auch solche Kontinente im Blick hat, die in »Neo-Nationalism« nur am Rande vorkommen. Aus deutscher Perspektive ist das Werk des Hayes-Schülers unter anderem deshalb von Interesse, weil Snyder den vermeintlichen »Gaullismus« eines Franz Josef Strauß als neuen, mit der liberalen Demokratie kompatiblen politischen Nationalismus untersucht, wie dies in der Bundesrepublik leicht zeitversetzt auch Kurt Sontheimer und Abraham Ashkenasi taten.[127] Sucht man auf dem deutschen Buchmarkt des Jahres 2023 nach Gegenwartsdeutungen, die sich eines Nationalismusansatzes bedienen, wird man interessanterweise zunächst bei Journalisten fündig: Michael Thumann, seit 2021 zum dritten Mal als

127 *Louis L. Snyder*, The New Nationalism, London 2003 (zuerst 1968), S. 85–95. Vgl. auch *ders.*, From Bismarck to Hitler. The Background of Modern German Nationalism, Williamsport 1935. Zu Sontheimer und Ashkenasi vgl. *Rigoll/Haßler*, Forschungen und Quellen zur deutschen Rechten, Teil 1.

Korrespondent der ZEIT in Moskau tätig, hat ein Buch vorgelegt, das vor allem Radovan Karadžić, Wladimir Putin, Recep Tayyip Erdoğan und Donald Trump, aber auch Viktor Orbán und Boris Johnson als »neue Nationalisten« porträtiert, wobei er zum Teil auf Interviews zurückgreift, die er mit den Betreffenden geführt hat. »Rechtspopulismus« sei ein »verharmlosender Begriff, weil er den Populismus in den Vordergrund rückt« (S. 9). Thumann, der zwischen »genuinen Nationalisten« und »Gelegenheitsnationalisten« unterscheidet, will »das Trugbild eines ›guten‹ Nationalismus widerlegen« (S. 14) und wendet sich dabei vor allem gegen liberale Intellektuelle wie Yael Tamir.[128] Ein deutsches Gegenstück zu Thumanns internationalem Panorama hat Patrick Bahners vorgelegt, Journalist bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.[129] Der studierte Historiker will mit seiner dezidiert zeitgeschichtlichen, wenn auch ohne Fußnoten auskommenden Herangehensweise »präzise bestimmen, worin die Gefährdung der Demokratie durch den neuerdings wieder parteiförmig organisierten Nationalismus eigentlich besteht« (S. 23). Er nimmt dafür insbesondere die »Gestalten des neuen Nationalismus« (S. 323) in der AfD in den Blick – allen voran Alexander Gauland, dessen politische Herkunft aus der Kohl-CDU er nachzeichnet. Bei der Lektüre bekommt man eine Ahnung davon, warum die Bundesrepublik in Bergmanns Überblickswerk kaum vorkommt: Bis zur Merkel-Ära war hier der neue Nationalismus auf eine Weise in die demokratischen Parteien integriert, die nationalpopulistischen Konkurrenzparteien das Leben schwer machte und die zu untersuchen sicherlich zu den drängendsten Desiderata der deutschen Nationalismusforschung zählt.

## Schluss: Wie erkennt und historisiert man deutsche Rechte?

Wer zählt zur deutschen Rechten? Zu Beginn dieses Forschungs- und Quellenberichts haben wir vorgeschlagen, diese Frage mithilfe von Konzepten zu beantworten, die in der historischen Nationalismusforschung entwickelt wurden. Denn der Nationalismus verbindet jene Phänomene miteinander, die seit 1945 mithilfe von vielen Fremdbezeichnungen wie Neonazismus, Neofaschismus, Rechtsradikalismus, Rechtsextremismus, Rechtspopulismus, äußerste Rechte, Rechts- und Radikalkonservatismus beschrieben und bekämpft werden. Auch rassistische und christliche Rechte sind in aller Regel nationalistische Rechte und werden deshalb im Englischen auch als »White« und »Christian Nationalists« bezeichnet. Deutsche Rechte sind historisch betrachtet also deutsche Nationalist*innen. Es sind Personen, die sich wünschen und mitunter auch etwas dafür tun, dass ihr Heimatland in Gänze oder bestimmten Bereichen nationalistischer wird. Ihr Nationalismus wendet sich dabei nicht nur gegen äußere, sondern auch gegen innere Gegner*innen, meist aus dem linken und liberalen Spektrum, die sie etwa als »Reichsfeinde« und »Volksverräter« aus der Nation ausschließen wollen. Wenn sich deutsche Rechte

128 *Michael Thumann*, Der neue Nationalismus. Die Wiederkehr einer totgeglaubten Ideologie, Die Andere Bibliothek, Berlin 2020, 285 S., geb., 22,00 €. Vgl. aber auch *Jasper M. Trautsch* (Hrsg.), Civic Nationalisms in Global Perspective (Routledge Studies in Modern History, Bd. 50), Routledge, London 2019, 222 S., geb., 130,00 £.

129 *Bahners*, Die Wiederkehr.

den Schutz »der Nation« oder »des Volkes« auf die Fahnen schreiben, hat dies aber auch eine inklusive Seite, die vor allem »patriotische«, »gesunde« und »anständige« Deutsche unterstützen will. In diesem Sinne arbeiten deutsche Nationalist*innen auf eine Nationalisierung von Deutschland und den Deutschen hin, so wie Liberale Liberalisierungen und Sozialist*innen Sozialisierungen einfordern. Politischer Nationalismus glorifiziert also nicht nur die eigene Nation und setzt andere Nationen herab. Vielmehr handelt es sich um eine komplexe politische Bewegung – ganz wie der Liberalismus, Sozialismus und Konservatismus, die mit ihm konkurrieren.

Verkompliziert wird die Historisierung des Phänomens dadurch, dass sich die wenigsten Rechten als nationalistisch bezeichnen, ja viele ein solches Attribut ebenso ablehnen würden wie völkisch oder nazistisch. Schließlich gilt Nationalismus spätestens seit 1945 bei den meisten Menschen als diskreditiert. Üblicher waren und sind daher Selbstbeschreibungen als »national«, »vaterländisch«, »patriotisch« und »deutsch« (»amerikanisch«, »schwedisch«), ja als »konservativ«. Ein bekanntes Beispiel ist der nationalistische Historiker Armin Mohler, der die deutschen Nationalrevolutionäre und eine ganze Reihe weiterer Intellektueller aus dem »nationalen« Spektrum kurzerhand zu Adepten einer »Konservativen Revolution« erklärte. Diese pseudokonservative Mimikry, die in ähnlicher Weise auch in anderen Ländern existierte, ist aber nur einer der Gründe, weshalb es in den Jahrzehnten seit 1945 nur wenige Forscher*innen gab, die sich der Zeitgeschichte des deutschen Nationalismus widmeten. Eine andere Ursache liegt in dem weitverbreiteten Wunsch, dass der Nationalismus als erfolgreiche politische Bewegung der Vergangenheit angehören würde – und an dem vor allem in der Bundesrepublik Deutschland, aber auch in der DDR unternommenen Versuch, nationalistische Bevölkerungsteile für den Aufbau einer »antitotalitären« respektive »antifaschistischen« Ordnung zu gewinnen. Deshalb dominierte im Westen ein Radikalismusparadigma, das es erlaubte, »radikale« von »gemäßigten« Rechten (und Linken) zu unterscheiden – und letztere zu integrieren. Im Osten war dagegen ein Faschismusparadigma hegemonial, dem zufolge die DDR zwar dem Faschismus jegliche kapitalistische Existenzgrundlage entzogen habe, das Land aber weiterhin durch »Neofaschisten«, »Reaktionäre« und »Imperialisten« bedroht sei, die in der Bundesrepublik und den anderen liberalen Demokratien das Erbe des Faschismus angetreten hätten.

Wie wir im ersten Abschnitt des ersten Berichtsteils anhand ausgewählter Literatur aus den letzten Jahrzehnten (ohne Anspruch auf Vollständigkeit!) ausgeführt haben, hatte die politische Systemkonkurrenz auch zur Folge, dass sich die wissenschaftlichen Ansätze, mit denen Nationalismus untersucht wurde, nicht arbeitsteilig ergänzten, sondern sich ignorierten oder sogar bekämpften. Eine (in erster Linie) nationalismusgeschichtliche Verortung der deutschen Nachkriegsrechten nahmen nur wenige Forscher*innen vor, namentlich Kurt P. Tauber, Kurt Sontheimer, Lutz Niethammer und Abraham Ashkenasi sowie mit internationalem Fokus der amerikanische Hayes-Schüler Louis L. Snyder. Der Mainstream der westdeutschen Nationalismusforschung hat diese verstreuten Nationalismusstudien, die im Fall von Tauber auch den »Nationalneutralismus« in der DDR und grenzüberschreitende Netzwerke einer »Nationalistischen Internationale« miteinbezogen, meist nicht rezipiert und sich stattdessen auf das 19. und frühe 20. Jahrhundert konzentriert – was angesichts der zeitgenössischen Brisanz der Thematik durchaus nachvollzieh-

bar ist. Den Nazismus und seine Nachgeschichte erforschte in der Regel eine spezialisierte NS-Forschung, den organisierten Nationalismus in der Bundesrepublik eine politik- und sozialwissenschaftliche Rechtsextremismusforschung. Letztere hat nationalismusgeschichtliche Ansätze ebenfalls nur selten in ihre Forschungen integriert, so etwa im Fall von Albrecht Langer[130], Richard Stöss, Helmut Kellershohn und Gideon Botsch. Viele andere sprechen zwar von radikalem oder autoritärem Nationalismus, verzichten aber auf eine historische Herleitung des Begriffs.

Im zweiten Abschnitt des ersten Teils haben wir die Literatur darauf hin befragt, welche Akteur*innen es in der deutschen Nachkriegsrechten gab und welchem Wandel nationalistisch handelnde Personen, Organisationen und Netzwerke aus welchen Gründen unterworfen waren. Dabei wurde deutlich, dass die Aggregatzustände (Lutz Niethammer) der Rechten stark von den Aktionsräumen abhingen, die diesen von ihren Gegnern überlassen wurden – angefangen bei den denationalisierenden Maßnahmen der Alliierten (Denazifizierung, Demilitarisierung, Dezentralisierung, Dekartellisierung), die von den Sicherheitsbehörden beider deutscher Staaten mit mal mehr (DDR) und mal weniger Verve (Bundesrepublik Deutschland) fortgesetzt wurden. Darüber hinaus haben wir gezeigt, wie Phänomene, die bislang mit unscharfen und zugleich normativ aufgeladenen Begriffen wie »NS-Belastung« oder »autoritärer Überhang« in den Blick genommen wurden, als integrierter Nationalismus historisiert werden können, und weshalb Personen, die bislang als »ehemalige Nationalsozialisten« und »Belastete« untersucht wurden, nationalismusgeschichtlich als integrierte Rechte analysiert werden sollten. Hieran unmittelbar anknüpfend haben wir herausgearbeitet, weshalb es erkenntnisfördernd, präziser und weniger normativ ist, Akteur*innen, die bislang als rechtsextrem, rechtsradikal oder rechtspopulistisch untersucht wurden, als integral-, plural- und/oder partialnationalistisch zu historisieren. Mithilfe des vorgeschlagenen Begriffsinstrumentariums können nicht nur Nationalismen in beiden deutschen Staaten gemeinsam untersucht werden, sondern auch in verschiedenen Ländern und Perioden. Begriffe wie Rechtsradikalismus behindern eine solche Historisierung eher beziehungsweise sollte ihr sich stetig wandelnder Gebrauch ein Gegenstand der Nationalismusforschung sein. Ihren Platz haben sie vor allem in der politischen Auseinandersetzung und in der an diese anknüpfenden Gegenwartsforschung.

Im zweiten Berichtsteil haben wir zunächst die Beantwortung einer Frage nachgeholt, die wir im ersten Teil noch offengelassen hatten: Wie verhält sich Nationalismus zu Rassismus? Unsere Antwort lautet, dass Nationalismus eine politische Bewegung ist, die mit anderen Bewegungen konkurriert, während es sich beim Rassismus um einen Wissensbestand und eine Vorurteilsstruktur handelt, die als gesellschaftliche Realität weit über die Rechte hinausgeht, in aller Regel aber von Rechten in politische Handlungen überführt wird. Nationalist*innen waren es, die im 19. Jahrhundert den Rassismus systematisch in ihre politischen Programme und (Propaganda-)Praktiken integrierten, während sich die Linke (mit mehr oder weniger großer Glaubhaftigkeit) den Antirassismus auf die Fahnen schrieb. Ganz ähnlich verhält sich der Nationalismus, wie wir ihn verstehen, zu einigen

130 *Albrecht Langer*, Nationalismus in der Bundesrepublik. Gegenwartsaspekte der Demokratie, Köln 1969. Diesen Band haben wir erst nach Erscheinen des ersten Berichtsteils »entdeckt«.

anderen Wissensbeständen und Vorurteilsstrukturen, die in Sammeldefinitionen von Rechtsradikalismus genannt werden, namentlich Antisemitismus, Antiegalitarismus, Antikommunismus, Antiliberalismus, Antirationalismus, Antifeminismus, Antidemokratismus und nicht zuletzt Autoritarismus, dem Adorno und Horkheimer ab 1950 mithilfe von Gruppendiskussionen auf den Grund gehen wollten, »um dem aufkeimenden deutschen Nationalismus zu begegnen«.

Im ersten Abschnitt des zweiten Teils haben wir neun Werke vorgestellt, die sich mit sehr unterschiedlichen Aspekten der Geschichte der deutschen Rechten seit 1945 beschäftigen, haben herausgearbeitet, was man in ihnen über die Handlungs- und Wirkungsmacht organisierter und integrierter Nationalist*innen erfahren kann, um sie zuletzt in der Forschung zu verorten und Verbindungen zum Gegenwartsnationalismus aufzuzeigen. Dabei wurde deutlich, dass selbst Studien, die sich nicht explizit mit den Handlungen und Wirkungen der deutschen Rechten nach 1945 beschäftigen, sehr viele Informationen über beide enthalten. So zum Beispiel, wenn man das Agieren von »NS-Belasteten« in den Institutionen der Bundesrepublik und der DDR als das von integrierten Nationalist*innen historisiert, die sich mehr oder weniger anpassten und mitunter rechte Akzente setzten. An der ostdeutschen NDPD lässt sich ablesen, wie Nationalismus in der DDR mit dem Sozialismus fusionierte, und es wird sichtbar, dass es auch dort Nationalisierungsprozesse gab. Anhand von Politikerinnen der westdeutschen NPD wird evident, wie sich Nationalistinnen Feminismus aneigneten und welche Schwierigkeiten sie hatten, ihre Partei zu prägen. Ausgehend von konservativen Intellektuellen-Zeitschriften haben wir die Nationalisierung des westdeutschen Konservatismus durch die »Neue Rechte« nachvollzogen. Der Fall des Multiaktivisten Helmut Rieger zeigt, dass schon einzelne Nationalisten die Handlungsmacht der westdeutschen Rechten erweitern konnten, wenn sie sich beständig organisierten und vernetzten. Dasselbe gilt für eine Handvoll westdeutsche Negationisten, die sich weltweit verbündeten und so neben der Lüge von der Nichtexistenz von Gaskammern noch viele andere Propagandainhalte verbreiteten. Auch rechtsterroristische Gewalthandlungen werden in aller Regel nicht von unorganisierten »Einzeltätern« begangen, sondern müssen ebenfalls organisiert werden. In der deutschen Zeitgeschichte setzen sie nicht erst in den 1968er-Jahren ein, sondern in den 1945ern.

Im zweiten Abschnitt haben wir neben fünf Arbeiten zur deutschen Gegenwartsrechten zwei Studien vorgestellt, deren Ansätze sich für eine internationale Verortung der deutschen Nationalismusgeschichte vor und nach 1945 besonders eignen. Obwohl sich auch diese Literatur nicht ausdrücklich mit der Handlungs- und Wirkungsmacht der Rechten beschäftigt, lässt auch sie sich zu diesem Aspekt befragen. Dabei standen zunächst rechte Aktionsräume und die Möglichkeiten ihrer Begrenzung im Zentrum des Interesses. Sodann konnten wir am Beispiel der Topoi »wahre Demokratie« und »Volksgemeinschaft« nachvollziehen, wie die NPD seit Jahren versucht, das Demokratische zu nationalisieren und damit möglicherweise dazu beigetragen hat, den Boden für die AfD zu bereiten. Auch auf dem Gebiet der Jugend- und Popkultur entfaltete die organisierte Rechte zwar erst seit einigen Jahren verstärkt Wirkungsmacht, sie beschreitet dabei womöglich aber Pfade, die sie in den 1960er-Jahren einschlug – parallel zu den von Volker Weiß erforschten Entwicklungen in der Ideologieproduktion. Mit Blick auf den staatlichen Umgang mit rechtem

Terrorismus erscheint es ebenfalls lohnend, diesen stärker in historischer Perspektive zu betrachten. Dass es der Polizei und dem Verfassungsschutz zum Beispiel im NSU-Komplex nicht gelang, die Täter und das um sie herum existierende »Netzwerk von Kameraden« zu ermitteln, kann dann als ein staatliches Handeln interpretiert werden, das in der Tradition einer »wehrhaften Demokratie« steht, für die der Schutz des »Ansehens der Bundesrepublik« nolens volens mehr zählte als die Interessen von Opfern rechter Gewalt. Die Beispiele dafür sind in der Geschichte des Landes jedenfalls Legion. In die internationale Nationalismusgeschichte verortet werden kann die deutsche Gegenwartsrechte zum einen in *moyenne durée*, wobei einiges dafür spricht, dass die aktuelle Konjunktur des Nationalismus nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern um 1980 herum einsetzte. In der Bundesrepublik brachte dieses Jahr nicht nur das Oktoberfestattentat, sondern auch die Niederlage von Franz Josef Strauß, also des letzten großen Hoffnungsträgers der deutschen Rechten, bei der Bundestagswahl. Zum anderen sollte der Blick aber auch mit Carlton J. H. Hayes auf die *longue durée* gerichtet und nach den Strukturen des Nationalismus gefragt werden, die sich seit der Frühen Neuzeit herausbildeten. Die feudalistische Rechte sträubte sich zunächst gegen diesen Prozess, weil vor allem Liberale und Linke ihn trugen, eignete sich den Nationalismus dann aber an und brachte im 19. Jahrhundert sowohl den Nationalkonservatismus als auch den integralen, nationalistischen Nationalismus hervor.

Mit Blick auf die Frage schließlich, mit welchen Quellen eine zeithistorische Nationalismusforschung arbeiten kann, schließen wir uns einmal mehr dem Urteil von Gideon Botsch an, denn was er mit Blick auf die Historisierung der extremen Rechten geschrieben hat, gilt auch für andere Facetten des nationalistischen Spektrums. Tatsächlich ist das schriftliche Quellenmaterial für die empirische Untersuchung der gesamten Rechten »überwältigend und Probleme ergeben sich eher aus der Unüberschaubarkeit des Materials«. In besonderem Maße gilt dies nicht nur für partiale Rechte, die von den Behörden in der Regel nicht als »extremistisch« angesehen werden und daher in gleichem Maße zugängliche primäre Quellenbestände (Nachlässe, Partei- und Verbandsschriftgut et cetera) produzieren wie Akteur*innen jenseits der Rechten. Zu integrierten Nationalist*innen sind Primärquellen aus denselben Gründen ebenfalls nicht schwerer zugänglich als die von integrierten Linken oder Liberalen. Doch selbst bei der Historisierung der integralen Rechten, die einen Teil ihrer Primärquellen aufgrund der Repression durch die Sicherheitsbehörden abschottet, steht der Forschung ein »ganzer Kosmos rechtsextremer Buchveröffentlichungen, Periodika, Zirkulare und Ephemera« zur Verfügung, darunter »Flugblätter, Klebezettel, Droh- und Einschüchterungsschreiben«. Es gilt aber freilich, »diese spezifische Überlieferung zu dokumentieren, zu ordnen, zu erschließen und zu heben«, wie dies etwa das erwähnte apabiz und das »Antifaschistische Bildungszentrum und Archiv Göttingen« tun.[131] Als Desiderat erscheint uns vor diesem Hintergrund die systematische Digitalisierung sowohl nationalistischer Medienerzeugnisse als auch solcher Medien, die – im Gegensatz zur Mainstreampresse etwa – ein besonderes Augenmerk auf organisierte und integrierte Rechte haben, die Presse der »Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes« oder des »Zentralrats der Juden

131 *Botsch*, Zeitgeschichtliche Impulse für die Rechtsextremismus-Forschung.

in Deutschland« etwa. Darüber hinaus – und davon hat auch das Gros der von uns gesichteten Arbeiten profitiert — gibt es eine schier unüberschaubare Vielzahl an sekundären Quellen, die seriell oder punktuell Auskunft über die deutsche Rechte im Allgemeinen und die extreme im Besonderen geben: »von Ermittlungsakten und Gerichtsurteilen über Verbotsverfügungen bis zu Beobachtungsprotokollen staatlicher oder gesellschaftlicher Akteure, in denen rechtsextreme schriftliche und verbale Äußerungen oder auch binnenkulturelle Interaktionen dokumentiert worden sind«.[132] Zu ergänzen wäre hier lediglich, dass auch ein Großteil der seit 1945 produzierten wissenschaftlichen Analysen von historisch arbeitenden Forscher*innen als Sekundärquellen genutzt werden können und nicht etwa als Sekundärliteratur gelesen werden sollten, denn in aller Regel nutzen diese Arbeiten eine vollkommen andere Begrifflichkeit und behandeln vollkommen andere Fragestellungen als die, die wir in diesem Forschungs- und Quellenbericht für die Zeitgeschichte des Nationalismus vorgeschlagen haben.

Ein Ziel unserer gemeinsamen Besprechung historischer und zeitdiagnostischer Studien war es schließlich auch, ein Licht auf gegenseitige Anknüpfungspunkte und Impulsmöglichkeiten zu werfen. In der stärkeren interdisziplinären Vernetzung liegt das Potenzial, trotz methodisch-begrifflicher Differenzen die arbeitsteilige Erforschung der Rechten in Deutschland und in der Welt voranzutreiben.

132 Ebd.

WULF D. HUND

# Historizing Race or Racializing History?

Notes on a Problematic Tendency in the Analysis of Racism, Being Simultaneously a Review of a Six-Volume ›Cultural History of Race‹[1]

In May 1943, Aimé Césaire joined other intellectuals in writing a sarcastic letter to a representative of the Vichy regime. In rejecting the latter's accusation of racial prejudice, they characterized their own position as »›Racists‹, yes. Racism like that of Toussaint-Louverture, Claude McKay, and Langston Hughes – against the racism like that of Drumont and Hitler«.[2] A year later, C. L. Robert James argued that »the Negro is ›nationalist‹ to the heart and is perfectly right to be. His racism, his nationalism are necessary means of giving him strength, self-respect, and organization to fight for integration into American society. It is a perfect example of dialectical contradiction.«[3]

This use of the term ›racism‹ by race-critical thinkers was indeed contradictory. The longer, the more the word was used in the contemporary discourse to criticize and discredit the use German Nazis made of the race concept (though it always had other connotations). And the concept of ›race‹, in turn, was defended (by Ruth Benedict and others) against its abuse by Fascists, but it was also rejected as a scientific error and ideological myth (e. g. by Ashley Montagu), and, moreover, used as a black counter-concept against the white supremacist pretension to divide humankind into hierarchically ordered races.[4] In this sense, W. E. Burghardt Du Bois wrote in 1940 that he had been made »a ›race‹ man« by historic circumstances and had had to make »an attempt to rationalize the racial concept« to cope with social and ideological discrimination.[5]

1 *Marius Turda* (general ed.), A Cultural History of Race, 6 vols. [1: A Cultural History of Race in Antiquity, ed. by *Denise Eileen McCoskey*, 227 pp. — 2: A Cultural History of Race in the Middle Ages, ed. by *Thomas Hahn*, 239 pp. — 3: A Cultural History of Race in the Renaissance and Early Modern Age, ed. by *Kimberly Anne Coles/Dorothy Kim*, 230 pp. — 4: A Cultural History of Race in the Reformation and Enlightenment, ed. by *Nicholas Hudson*, 223 pp. — 5: A Cultural History of Race in the Age of Empire and the Nation State, ed. by *Marina B. Mogilner*, 218 pp. — 6: A Cultural History of Race in the Modern and Genomic Age, ed. by *Tanya Maria Golash-Boza*, 216 pp.]; all volumes Bloomsbury Academic, London/New York etc. 2021, hardcover, 440 £. In the following, references to these volumes are put in brackets directly in the text by citing the number of the volume and the respective page numbers. As to quotations: emphases in the originals are not included, all italics are mine. Many thanks to Bärbel Kirchhoff-Hund, Stefanie Affeldt and Joe Paul Kroll for their critical reading of the text.

2 *Aimé Césaire/Suzanne Césaire/Georges Gratiant* et al., Response from Tropiques (May 12, 1943), translation published in: *T. Denean Sharpley-Whiting*, Negritude Women, University of Minnesota Press, Minneapolis/London 2002, pp. 128–129, here: p. 128.

3 *C. L. Robert James*, [Letter to Constance Webb, 1944], quoted from: *C. L. Robert James*, On the Negro Question, ed. by *Scott McLemee*, University Press of Missouri, Jackson 1996, p. xxvi.

4 Cf. the chapter »›Racism‹. The Birth of a Concept« in *Wulf D. Hund*, Marx and Haiti. Towards a Historical Materialist Theory of Racism, Lit, Berlin/Münster 2022, pp. 61–86.

5 *W. E. Burghardt Du Bois*, Dusk of Dawn. An Essay toward an Autobiography of a Race Concept [first published in 1940], with an introduction by K. Anthony Appiah, ed. by *Henry Louis Gates, Jr.*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2007, p. 67.

During the last three quarters of the century, this complex situation underwent several changes. ›Racism‹ was more or less linked to ›race‹ and ›race‹ was redefined as a social category without removing its naturalistic foundations. On top of that, ›race‹ was detached from its conceptual history, and the boundaries of its categorical scope were dissolved. The six volumes on the ›Cultural History of Race‹ from antiquity to modernity are a monument of sorts to this tendency. In addressing the social drama of race over the course of more than two millennia, they even go beyond the dramatic form, which, following the ancient precepts of Aristotle and Horace, consists of five acts.

As the six volumes exceed common standards anyway, I venture a brief ›Vorspiel auf dem Theater‹, which in Germany, where I am writing this essay, is an idea made famous by Goethe's ›Faust‹. In this ›prelude on stage‹, the director of the theatre demands action to please the audience: »They come to look, and then they want to stare.« In this instance case, the director is a publisher, and they did not do as good a job as they might have done. Yes, there is much to look at – the books are illustrated. But the figures are sometimes mere illustrations[6], often oversized[7],

6 An example for both is figure 5.3 in 1:88. In a full-page illustration, it shows Jacobus Elisa Johannes Capitein (reproduced from Wikimedia Commons, by the way). He lived from 1717–1747 and had nothing to do with ›Antiquity‹, the topic of this volume (except that he quoted Aristotle; but, in writing a doctoral thesis, he also mentioned Ammonius, Athenaeus, Euripides, Cicero, Horace, Ovid, Seneca, Terence, and other classical authors). However, his dissertation is neither discussed in this volume (which is understandable), nor does his name appear in the volume discussing the time of his activities. Moreover, neither the translated edition of his work (see The Agony of Asar. A Thesis on Slavery by the Former Slave, *Jacobus Elisa Johannes Capitein*, 1717–1747, translated with commentary by Grant Parker, Markus Wiener, Princeton 2001) nor any of the studies dealing with him (see, with further bibliographical references, *Hendrik L. Bosman*, Jacobus Capitein. Champion for Slavery and Resisting Mimic?, in: Old Testament Essays 34, 2021, no. 2, pp. 628–645) are mentioned.

7 That is not only a method of pretending volume at little cost for the publisher, letting the readers pay dearly for oversized portraits of David Gyasi (1:138) and Brad Pitt (1:155) (in the volume on Antiquity because they played Achilles), Ernest Renan (5:63), Jamal al-Afghani (5:65), Juri Zaydan (5:70), James Prichard (5:79), Franz Pruner (5:82), or for full-page portraits of Franz Boas (6:110), Robert Park (6:111), and Max Weber (6:120) – all of them images without any analytical importance. Beyond that, such a strategy of illustrating has also problematic substantial dimensions, if malicious representations of others, not least in a sexualized context, are displayed in large format like Sarah Baartman in 4:149 or 5:7, a procedure Renée Green has once deconstructed with her installation ›Sa main charmante‹ as part of a pornotropic peep-show (cf. *Sabine Ritter*, Facetten der Sarah Baartman. Repräsentationen und Rekonstruktionen der ›Hottentottenvenus‹, Lit, Berlin/Münster 2010, pp. 125 ff.). The misuse of both images as mere illustrations is highlighted by the fact that the captions only mention the holders of the copyrights but neither the perpetrators (i. e. the artists) nor the propagators of the drawings and that the authors do not apply themselves to an analysis of the pictures. This practice of illustration comes with further surprises. An almost full-page portrait of Frantz Fanon in the volume on Antiquity, for instance, bears the caption »Frantz Omar Fanon« (1:168), with no explanation for the name being given in that form. The associated text refers throughout to »Frantz Fanon« (1:167 ff.). Born as Frantz Marguerite Victor Fanon on 20 July 1925 in Fort-de-France, Martinique, he died, at least according to his passport, as Omar Ibrahim Fanon on 6 December 1961 in Bethesda, Maryland. He used ›Ibrahim‹ when he wrote his address on the last letter to his brother. Of ›Omar‹, he had made use several times as delegate and speaker to international conferences. Both first names were part of his cover name, when, in 1958, as a member of the Algerian ›Front de Libération Nationale‹, he obtained a new false but legal

several times used repeatedly in different volumes or even in the same volume[8], and occasionally so blurred that the relevant parts are not identifiable.[9]

A minor complaint applies to the book's shoddy layout (when thumbed like a flip-book, the bottom margins of the text move like a swell). However, the editing of the footnotes is a symbol of indifference towards the readers combined with profit maximization for the publisher. The footnotes are placed at the end of each volume, and to grasp what is happening there, you have to go back to the table of contents each time to make sure which chapter you are in – because the titles of the chapters are shown in the page headers without their numbers, whereas the footnotes are arranged according to the numbers of the chapters without their titles and without

---

passport from the United Kingdom of Libya, made out to Omar Ibrahim Fanon, born in Tunis. They obviously were *noms de guerre*, for he never changed his *nom de plume*. His major work, ›Les damnés de la terre‹, was published just a few days before his death under the name Frantz Fanon (cf. *Roberto Beneduce*, La potenza del falso. Mimesi e alienatione in Frantz Fanon, in: aut aut, 2012, no. 354, pp. 5–45, p. 5 [birth/death]; *David Macey*, Frantz Fanon. A Biography, 2nd ed., Verso, London/New York 2012, e-book version, chapter 9; *Leo Zeilig*, Frantz Fanon. A Political Biography, 2nd ed., I. B. Tauris, London 2021, e-book version, chapter 4 [›speaker‹]). From time to time, even critical studies like *Lewis R. Gordon*, What Fanon Said. A Philosophical Introduction to his Life and Thought, Fordham University Press, New York 2015, p. 9, contract these names and declare that he was born as »Frantz Omar Fanon« in Martinique (though Gordon quotes his address from Fanon's last letter to his brother: »Dr. Ibrahim Fanon | 13 East-Room 217 | National Institute of Health | Bethesda, Maryland«, ibid., pp. 142 and 176).

8 As the figure of the ›monstrous races‹ on the ›Psalter Map‹ in volume three – first as a mere illustration (occupying nearly the entire page) (3:40); then, exactly the same image is reproduced in another essay (3:172), again at large scale, this time as part of a series showing the same subject, the entire map (with the ›races‹) (3:171), an enlargement of the ›races‹ (3:172), two more enlargements (3:174, 3:177), and the inscriptions (3:173), taking up, together with the already mentioned doublet, some five pages. In addition to these figures, there is another depicting the ›races‹ (from Mandeville) (3:175), though this image is reproduced only some pages earlier in exactly the same version (3:160) as well as early on in the same volume (3:34), and though the same figure is also printed in a full-page version in volume two (2:157). What looks like a melange of sloppiness, waste of space, and making money hand over fist, is, in any case, neglectful on part of the editors and, above all, seems intentional on the part of the publisher. By the way: I learned a new English word in this context, when I enquired whether there was a literal equivalent for the German ›Beutelschneider‹. – I will, however, not use the word ›cut-purse‹, because it is anachronistic, given that we are not in John Gay's ›Lincoln's Inn Fields‹, »the happy hunting ground of the pickpocket, the cut-purse and the foot-pad« (*Charles E. Pearce*, ›Polly Peachum‹. Being the Story of Lavinia Fenton [Duchess of Bolton] and ›The Beggar's Opera‹, Stanley Paul, London 1913, p. 73), but in the blessed fields of scientific publishing.

9 An example is figure 6.3 in 1:110, which shows two rows of throne bearers of different ethnic background on a relief on the tomb of Darius I – or, in fact, it does not show them: the figures are barely identifiable. And yet there exist excellent photographs of this subject, some of them even accompanied by drawings showing hairstyle, clothing, arms, and even physiognomy of the figures. Both are accessible on Wikipedia, URLs: <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/62/Tomb_of_Darius_I_Soldiers_of_the_Empire_with_labels.jpg> and <https://upload.
wikimedia.org/wikipedia/commons/2/2e/Top_side_darius_I_tomb.jpg> – as well as in tandem <https://en.wikipedia.org/wiki/Tomb_of_Darius_the_Great#/media/File:Armies_of_Darius_I.jpg> [5.5.2023]. Not only in this case is the necessary accuracy for picture selection and image editing lacking.

using the possibility to present the corresponding pages of the text in the page header, which instead simply reads ›notes‹. This is almost a deliberate obstruction.

Fortunately, two other actors in Goethe's ›prelude‹ are the author and the comedian. In this case, they are represented by an impressive troupe of well-known specialists in the analysis of race and racism. For this reason alone, the collection presents a bunch of interesting papers – in keeping with Goethe's motto: »Who brings a lot, brings something that will pass.« But there is also a focus that holds together the numerous essays. They are arranged in a manner obviously set down in advance by the general editor. Each volume is divided into the sections *1. Definitions and Representations of Race*, *2. Race, Environment, Culture, 3. Race and Religion*, *4. Race and Science*, *5. Race and Politics*, *6. Race and Ethnicity*, *7. Race and Gender*, *8. Race and Sexuality* and *9. Anti-Race*.

The last section best illustrates the central thrust of the ›Cultural History of Race‹. As Asa Simon Mittman explains in his version of ›Anti-Race‹ (3:165–187), »[a]nti-race sounds so much like anti-racist – the two concepts are separated by only a few letters! – but is, in fact, its opposite, indeed, its active opponent« (3:183). He equates »›anti-race‹ ideology« with »the ableist term ›colour-blindness‹« (3:165), declares that »we can trace racial (and therefore racist) thinking back at least as far as the Middle Ages« (3:169) and approvingly quotes Ibrahim X. Kendi: »if we stop using racial categories, then we will not be able to identify racial inequity. If we cannot identify racial inequity, then we will not be able to identify racist policies« (3:185).[10]

There is an essential but tacit assumption in these deliberations: that racism is consistently tied to race and that anti-racist critique must therefore highlight race. Since contradiction is a condition of insight, I will counterargue that racism is much older than the discourse of race, instead dating back to ancient times (and not only in Europe). Hence, I disagree with the thesis of these collected essays that ›race‹ has a long tradition going back to antiquity – without, however, negating the existence of racism before modernity. This means that I make the case for a decoupling of race and racism and for an analysis of racism that is aware of the different socio-historical forms of its subject: there was racism in ancient and medieval times, but it was not racially based; and hence: there were no races before modernity.[11]

Given the enormous range of the papers at hand, my review will not proceed step by step and not provide summaries of the different volumes (much less of their many chapters). Instead, I focus on chapters that are particularly relevant to the general tendency of the ›Cultural History of Race‹, namely those that illustrate how the concept of race has been expanded and traced back to ancient times on the one hand, and how racism is exclusively tied to such a generalized concept of race on the other. Of course, there are contributions that argue more cautiously and hint at the complexity of the reference points of racism. For example, in his chapter ›Race and Politics‹ (4:87–109) Matthew Bennett explains that »to mark the Other in the sixteenth century, colonists deployed a congeries of difference based on pre-contact European categories, such as barbarian, wild man, Jew, Moor, animal and monster«

10 The quote is from *Ibram X. Kendi*, How to Be an Antiracist, One World, New York 2019, p. 54.

11 Cf. *Wulf D. Hund*, Dehumanization and Social Death as Fundamentals of Racism, in: *Maria Kronfeldner* (ed.), Routledge Handbook of Dehumanization, Routledge, London/New York 2021, pp. 231–244.

(4:87). En passant, I refer to similar arguments. However, these do not determine the tone of the collected essays, as they do not critically engage with their comprehensive historical scope or their narrow focus on race-bound racisms. Additionally, I will note that a chapter on ›Race and Class‹ is missing.

For the first chapter – *Racecraft or Conceptual Histories of Race and Racism* – I borrow an expression that is cited several times in the collection at hand (1:142 ff., 151 ff., and more frequently; 2:32 ff., and more often). The term was coined by Karen Fields at the beginning of this century and became widespread after she used ›racecraft‹ as the title of a book written together with her sister Barbara Fields.[12] Attentive readers have noticed how potentially explosive the category is.[13] In that respect, the book itself is quite outspoken. Karen and Barbara Fields highlight the paradoxical opinion of Kwame Anthony Appiah that »the great antiracist W. E. B. Du Bois was both a lifelong opponent of racism and a lifelong racist« because he did not sufficiently transcend the race concept.[14] For them, ›race‹ is »the doctrine that nature produced humankind in distinct groups«, and »racecraft« deliberately invokes »witchcraft«, which not only rationalizes race but also obscures that »[r]acism and class inequality« are »part of the same phenomenon«. Unfortunately, the use of ›racecraft‹ in the ›Cultural History of race‹ is utterly different, as it does not critically reject but rather perpetuate the concept of race (even with occasional hocus-pocus).

The second chapter – *A Storm is Blowing Towards Paradise* – addresses the omissions, manipulations, and subterfuges that some essays in this collection use to install ›race‹ as an epoch-spanning concept. The title of this chapter alludes to a famous sentence of Walter Benjamin. But while his storm blows from paradise (propelling the angel of history away into the future)[15], the angel of the ›Cultural History of Race‹ has unleashed a storm that blows towards paradise, driving a modern category towards ancient history and attempting to equate the history of racism with that of race. As a result, the differences between racisms are obscured and the complexity of modern racism does not come into view. But what is worse, some analyses even forego accurate reasoning in favour of simplified assertions and ideological misrepresentations.

En passant, Benjamin's metaphor brings to mind a famous photograph of Frederick Douglass (see Figure 1). It depicts him as an ›angel of history‹ whose gaze is directed towards a catastrophic past – one which, however, was also characterized by resistance and the struggle for change. This is represented by the images hanging on the wall in front of him. His own portrait symbolizes the fight against

12 Cf. *Karen E. Fields/Barbara J. Fields*, Racecraft. The Soul of Inequality in American Life, Verso, London/New York 2012.

13 Cf., e. g., *Gargi Bhattacharyya*, Rethinking Racial Capitalism. Questions of Reproduction and Survival, Rowman & Littlefield, London/Lanham etc. 2018, p. 108, who questions her central concept in the light of the argument of the Fieldses: »The very term, ›racial capitalism‹, falls dangerously close to a mode of racecraft.« Nevertheless, she holds on to her catchword and does not take the step to ›racist capitalism‹.

14 *Fields/Fields*, Racecraft, p. 196; for the following quotes see pp. 16 (›nature‹), 19 (›witchcraft‹), 266 (›class inequality‹).

15 Cf. *Walter Benjamin*, Theses on the Philosophy of History, in: *id.*, Illuminations, ed. by *Hannah Arendt*, Schocken, New York 1969, pp. 253–264, here: pp. 257 f.

slavery and against the racism that persisted after abolition.[16] Other images also conveyed this message. They changed over time and included portraits of Toussaint Louverture or Joseph Cinque. In the present context, the photograph also serves as a reminder that Douglass was one of the most photographed individuals of the 19th century and that he engaged with the significance of photography on multiple occasions. In one of his writings, he refers to humans as »picture-making animal[s]«, interprets photography as the democratization of representation, and connects it to the struggle against slavery. And with his »awareness of the possibilities of imagery to shape public opinion«, he fought, as Zoe Trodd has clarified, »one of the first great visual battles in US history; between racist stereotypes and dignified self-possession«.[17] However, in the ›Cultural History of Race‹, none of this seems to have

16 It should be noted in passing that the portrait also illustrates the social position of Douglass, who was not only able to have himself photographed but also possessed an artistic portrait of himself – a charcoal drawing by Eva Webster based on a photograph by Lydia Cadwell. I would like to thank John Stauffer for this information; Webster's drawing is available online, URL: <https://www.nps.gov/museum/exhibits/douglass/exb/visionary/FRDO5219_FRDOportrait.html> [5.5.2023].

17 *Zoe Trodd*, The After-Image. Frederick Douglass in Visual Culture, in: *Celeste-Marie Bernier/Hannah Durkin* (eds.), Visualising Slavery. Art Across the African Diaspora, Liverpool University Press, Liverpool 2016, pp. 129–152, here: p. 130. For Douglass's handling of photography see *John Stauffer/Zoe Trodd/Celeste-Marie Bernier*, Picturing Frederick Douglass. An Illustrated Biography of the Nineteenth Century's Most Photographed American, Liveright, New York 2015 – the image referred to here can be found in: ibid., pp. 60 and 185, and on URL: <https://www.flickr.com/photos/washington_area_spark/46958069551> [5.5.2023] (public domain); the quote is from *Frederick Douglass*, Lecture on Pictures, in: ibid., pp. 126–141, here: p. 131. In addition, cf. *Sarah Blackwood*, Fugitive Obscura. Runaway Slave Portraiture and Early Photographic Technology, in: American Literature 81, 2009, issue 1, pp. 93–125, and *Laura Wexler*, ›A More Perfect Likeness‹. Frederick Douglass and the Image of the Nation, in: *Maurice O. Wallace/Shawn Michelle Smith* (eds.), Pictures and Progress. Early Photography and the Making of African American Identity, Duke University Press, Durham 2012, pp. 18–40. Douglass is only mentioned once in the ›Cultural History of Race‹ (5:167). Surprisingly, this contribution by Lynn M. Hudson on ›Anti-Race‹ (5:165–180) is also the only one to contain the word ›cinema‹ (5:175). Celluloid racisms are not a systematic topic in these volumes. However, from the beginning, the moving images of the cinematograph served as mass media vehicles for the racist stereotypes of modernity. Relevant roles were played not only in ›blackface‹ (cf. *Brian D. Behnken/Gregory D. Smithers*, Racism in American Popular Media. From Aunt Jemima to the Frito Bandito, Praeger, Santa Barbara 2015, pp. 48–54) but also in ›redface‹ (cf. *Jacquelyn Kilpatrick*, Celluloid Indians. Native Americans and Film, University of Nebraska Press, Lincoln 1999), ›yellowface‹ (cf. *Harry M. Benshoff/Sean Griffin*, America on Film. Representing Race, Class, Gender, and Sexuality at the Movies, 2nd ed., Blackwell, Malden 2009 [first published 2003], pp. 123–142), and not least in ›jewface‹ (cf. *Esther Romeyn*, Street Scenes. Staging the Self in Immigrant New York, 1880–1927, University of Minnesota Press, Minneapolis 2008, pp. 187–211). Furthermore, Douglass's gaze at history was obviously mediated by his library. Among other books, he had Martin Delany's ›Principles of Ethnology‹ on his shelf. Delany provided a simple answer to the question of the origins of different skin colours and subsequent races, mixing creationist and environmental elements. The colours were attributed to the various ›complexions‹ of Noah's sons and their descendants and were perceived as ordinary »mark[s] of distinction [...] at that early period, when races were unknown«. Migration to different parts of the world then contributed to the further development of such differences due to varying environmental conditions. These conditions also influenced the development of civilization. Egyptians and Ethiopians, who »occupied the most favourable position in point of geographical location«, advanced »the most rapidly in the progress of civilization« – *Martin R. Delany*,

been enough to warrant the inclusion of any images of Douglass or even references to them – another proof of the superficial handling of illustrations in the present volumes.

Figure 1: An angel of history – Frederick Douglass in his study

The third chapter – *The Missing Link: Race and Class* – draws attention to the astonishing fact that ›class‹ as a central reference point, already present in early sociological approaches to the analysis of racism, is absent from the contents and represents a gap in the deliberations of numerous contributions to the ›Cultural History of Race‹. Yet ›class‹ is often cited as one of the ›Big Three‹ of social discrimination[18] and is a central component of intersectional approaches. Without being suspected of economic reductionism, Margaret Andersen and Patricia Hill Collins state that »[r]ace, class, and gender matter because they remain the foundations for systems of power and inequality«, that they »operate together« as »intersecting

Principia of Ethnology. The Origin of Races and Color, with an Archæological Compendium of Ethiopian and Egyptian Civilization [etc.], 2nd rev. ed., Harper and Brother, Philadelphia 1880, pp. 21 (›complexion‹), 46 (›progress‹).

18 *Jan Nederveen Pieterse*, Other, in: *Ellis Cashmore* (ed.), Encyclopedia of Race and Ethnic Studies, Routledge, London/New York 2004, pp. 306–307, here: p. 307.

categories« and »simultaneously structure […] experiences«, and that they »are linked experiences, no one of which is more important than the others«.[19]

## I. Racecraft or Conceptual Histories of Race and Racism

The general editor has contributed a preface (redundantly reproduced in all six volumes), in which he claims that the »General History of Race documents the long history of the concept of race from antiquity to the present day« (1:ix) and that »various national traditions are examined from a global perspective« (1:ix), thereby »provid[ing] not only academic guidance but […] a nuanced and innovative critique of race and racism as well« (1:x). Since he has not himself contributed a paper to this collection, one must draw on one of his other works, such as ›Historizing Race‹.[20]

Here, he makes a direct connection between ›race‹ and ›racism‹, defining the latter as »the ordering and understanding of the world with reference to race«. To wit, »the modern idea of race« is said to have been developed in Europe; but at the same time, it is understood that »there is an established racial tradition in countries which are neither white nor European such as Japan and China« and that »various ideas of race circulated in the Muslim-ruled Middle East and Africa before the Europeans established their presence in those parts of the world«. Concerning the category's conceptual frame, Turda formulates a demand »to disengage from the outdated strategy that sees race either as biologically defined or as exclusively constructed as a result of social imagining«. In this vein, he writes that »race's primary purpose is to signify and explain differences between human beings and this impulse to divide people into quite distinct groups, though historically contingent, seems ›essential‹ to human society and social organization« because race »contains elements of both nature and culture«.

While this is a rather vague conceptual framework, it merges social and biological elements, transcends the scope of race to times before the beginning of modern colonialism and to parts of the world beyond Europe, and inextricably links racism to race. The first notion is an unavoidable anathema to the use of ›race‹. The second view expresses the increasing disposition of racism analysis to include non-European racisms. And the third attitude is due to the fact that this disposition, though it considers instances that are both regionally and temporally distant, nevertheless employs a category of modern European origin and thus seeks race-like phenomena globally in ancient histories.

Compared to such a wide-ranging perspective, the contributions to the ›Cultural History of Race‹ may seem more modest, but they do not consider their focus on European history a limitation. On the contrary, this point of view results in

19 *Margaret L. Andersen/Patricia Hill Collins*, Why Race, Class, and Gender Still Matter, in: *id.* (eds.), Race, Class, and Gender. An Anthology, 9th ed., Cengage, Boston etc. 2015 (first published 1992), pp. 1–14, pp. 2 (›power‹), 4 (›together‹, ›intersecting‹, ›structure‹), 11 (›linked‹).

20 *Marius Turda/Maria Sophia Quine*, Historicizing Race, Bloomsbury, London/Oxford etc. 2018; for the following quotes see pp. 5 (›reference‹), 6 (›idea of race‹ – ›Africa‹), 9 (›disengage‹), 15 (›primary purpose‹), 14 (›nature and culture‹).

the message that racism was, at least until the expansion of colonialism and the propagation of race thinking, an entirely European phenomenon. Even with regard to the present situation, there is a lack of detailed analytical reflections on racisms in China, Ethiopia, India, Indonesia, Japan, Mauritania, Myanmar, Rwanda, Yemen, and other countries.

And yet, some authors anticipate that their approach might be seen as limited and that their use of the category of ›race‹ considered anachronistic. Regarding their strategy's self-imposed constraints, they concede (from the first paper in volume 1 to the last text in volume 6) that »we should not expect ancient and modern views of race, separated by thousands of years, to coincide seamlessly« – for »they do not« (1:4). They also acknowledge that »there are many forms of oppression that can take in the form of racism« and which »exist and have existed historically among and across so-called non-White populations and subjectivities as well« (6:160). However, they seem to have no idea of how racism can be analyzed without any reference to race. As a result, they blur the boundaries between different forms of racism and allow the expansion of the concept of race to times when ›race‹ did not exist as a category.

A careful reading of the sources could have pointed in a more complex direction. In her introduction to volume 6, Tanya Maria Golash-Boza writes:

> »The modern idea of race is a product of colonization. As European colonizers and settlers arrived in the Americas, they grappled with the differences between themselves, the Indigenous occupants of the land and the people brought in bondage from Africa. European colonization of the Americas was brutal and violent. Europeans developed ideas about enslaved Africans and the Indigenous peoples of the Americas to justify enslavement and genocide. These ideas evolved into the modern view of race […].
> In 1735, the Swedish botanist Carolus Linnaeus […] proposed that all human beings could be divided into four groups. Linnaeus described these four groups, which correspond to four of the continents, in Systemae Naturae in 1758:
> Americanus: reddish, choleric, […] obstinate, […] regulated by customs.
> Asiaticus: sallow, melancholy, […] ruled by opinions.
> Africanus: black, phlegmatic, […] indolent, […] governed by caprice.
> Europaenus: white, sanguine, […] inventive; governed by laws« (6:1).

This is a telling passage in several aspects. It unquestioningly mingles realist and constructivist elements of an understanding of race. Similarly, it tacitly intertwines structural and ideological elements of racism. It addresses the development of modern race thinking in an undifferentiated and summary fashion. And, at the same time, it misses the opportunity to address the nexus of different (both older and newer) fundamentals of racism.

When European colonizers arrived in America, all the passengers on board, including Africans, believed they had reached India (otherwise they would not have set sail in the first place). Contacts with African and Asian people and cultures were not actually new at this time. And the contacts with the indigenous population in the newly discovered continent in the first fifty years were distinctly multifarious, ranging from paradisiacal to imperial dimensions.

Moreover, the use of African slaves by the Iberians began much earlier than their transport to the Americas and increased significantly after the Ottomans closed the Dardanelles and stopped the trade in light-skinned slaves from the Crimea in the mid-15th century.[21] Slavery had been endemic in Europe since antiquity – corresponding legitimisations included. Regarding the enslavement of Africans (which by then already had a long autochthonous history)[22], these legitimisations were initially upheld and, in addition, augmented by new prejudices. In particular, the Portuguese African slave trade substantially contributed to the development of anti-black images, especially those legitimating the enslavement of Africans.[23] These were among the points at which the development of race thinking connected with the expansion of the transatlantic slave trade.

While the institution of slavery was not unknown to the indigenous population of the Americas[24], their enslavement by the Europeans created a different situation. Rather than limited raids for slaves, it was a systematic enslavement of whole populations, coupled with the devastating effects of diseases that led to a genocidal situation. As a consequence, the ›Leyes Nuevas‹ (›New Laws of the Indies for the Good Treatment and Preservation of the Indians‹) were enacted in 1542, prohibiting the enslavement of the indigenous population. Although these laws were circumvented by all available means[25], their codification had at least ideological consequences.

At this point in time, various forms and traditions of *slavery* intersected. Their respective *legitimizations* could not have been upheld without racism. Furthermore, while *race* as a category was already in use, the concept of race had not yet been developed. And when it eventually took shape (in the thought of, among others, *Linné*), it became intertwined with earlier elements of racist discrimination that were not related to race.

In regard to *slavery*, the ›Cultural History of Race‹ ranges from antiquity to modernity but is restricted to slavery in or originating from Europe. It does not address the history of slavery in other parts of the globe. As a result, the question of early non-European legitimizations of slavery remains unanswered. And yet, it would be odd if slavery in Africa, the Americas, and Asia[26] – which undoubtedly

21 Cf. *Hannah Barker*, That Most Precious Merchandise. The Mediterranean Trade in Black Sea Slaves, 1260–1500, University of Pennsylvania Press, Philadelphia 2019.

22 Cf. *Sean Stilwell*, Slavery and Slaving in African History, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2014.

23 Cf. *Debra Bumenthal*, Slavery in Medieval Iberia, in: *Craig Perry/David Eltis/Stanley L. Engerman* et al. (eds.), The Cambridge World History of Slavery, vol. 2: AD 500–AD 1420, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2021, pp. 508–530, here: p. 528.

24 Cf. *Fernando Santos-Granero*, Vital Enemies. Slavery, Predation, and the Amerindian Political Economy of Life, University of Texas Press, Austin 2009; *Camilla Townsend*, Slavery in Precontact America, in: *Perry/Eltis/Engerman* et al., The Cambridge World History of Slavery, vol. 2, pp. 553–570.

25 Cf. *Andrés Reséndez*, The Other Slavery. The Uncovered Story of Indian Enslavement in America, Houghton Mifflin Harcourt, Boston 2016.

26 See e. g. *Sean Stilwell*, Slavery and Slaving in African History, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2014; *Perry/Eltis/Engerman* et al., The Cambridge World History of Slavery, vol. 2, with the contributions *Don J. Wyatt*, Slavery in Medieval China, pp. 271–294, *Seung B. Kye*, Slavery in Medieval Korea, pp. 295–312, *Leslie C. Orr*, Slavery and Dependency in Medieval South India, pp. 313–333, *Matthew S. Gordon*, Slavery in the Islamic Middle East

existed in very different varieties, but at their core as forms of dehumanization – should have existed without racism. However, even a comparative view is no guarantee against the unhistorical distension of the race concept. The late Ian Law, editor of another ample book series addressing race and racism, had no problem affirming the »durability and pervasive nature of elements of race-thinking over millennia« and asserting that »[t]he symbolic, cosmological universes developed before European contact in many societies – for example among Amerindians and in China – contain key discursive elements of racial differentiation«.[27]

With regard to the *legitimization* of slavery, the ›Cultural History of Race‹ refers to the stereotype of the ›barbarian‹, only to suggest that it was ›racialized‹ by the ancient Greeks. This is accompanied by skewed rhetoric. »[T]he ancient Greeks and Romans did not recognize anything like contemporary racial categories«, concedes David Kaufman in his paper on ›Race and Science‹ in antiquity (1:67–82). But then he continues: »Nevertheless, even if the ancient Greeks and Romans would not have recognized our racial distinctions, that does not mean that they did not draw racial distinctions of their own« (1:67). However, the contributors do not culturally unfold the stereotype of the barbarian. Here, too, a comparative approach might have been helpful. ›Barbarians‹ were also known in ancient China and their construction shows similarities as well as differences. Frank Dikötter argues that »[t]he dichotomy between culture and race […] should be abandoned« in this instance, because »[p]hysical composition and cultural disposition were confused in Chinese antiquity«.[28] Yang Huang assumes that the Chinese concept of the Barbarian was more flexible than the Greek and therefore more ›cultural‹, insofar as it covered the idea of the conversion of barbarians to civilisation.[29]

---

(c. 600–1000 CE), pp. 337–361, *Paul J. Lane*, Slavery in Africa c. 500–1500 CE, pp. 531–552, *Townsend*, Slavery in Precontact America, pp. 553–570; *Santos-Granero*, Vital Enemies.

27 Cf. *Ian Law*, Racism and Ethnicity. Global Debates, Dilemmas, Directions, Longman, Harlow 2010, p. 3 (›millennia‹); *Shirley Anne Tate/Ian Law*, Caribbean Racisms. Connections and Complexities in the Racialization of the Caribbean Region, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2015, p. 4 (›universes‹); see also my review essay *Wulf D. Hund*, Rassismusanalyse in der Rassenfalle. Zwischen »raison nègre« und »racialization«, in: AfS 56, 2016, pp. 511–548, here: pp. 511 f.

28 *Frank Dikötter*, The Discourse of Race in Modern China, Hurst, London 1992, p. 3; this view is still expressed in the second ›fully revised‹ edition (Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2015, p. 3).

29 *Yang Huang*, Perceptions of the Barbarian in Early Greece and China, in: CHS Research Bulletin 2, 2013, no. 1, § 15, URL: <https://research-bulletin.chs.harvard.edu/2014/03/14/perceptions-of-the-barbarian-in-early-greece-and-china/> [5.5.2023]. Similar narratives also existed elsewhere. When, at the beginning of the 17th century, El Inca Garcilaso de la Vega drafted his ›Comentarios reales‹, he certainly made use of explanatory models learned in Iberia. But he also referred to information gained by his own experience and from indigenous contact persons. According to these, humans lived »como bestias« before the arriving of the Incas: »las gentes en aquellos tiempos vivían como fieras y animales brutos, sin religión ni policía, sin pueblo ni casa, sin cultivar ni sembrar la tierra«. Only the rule of the Incas made possible that they lived »como hombres racionales y no como bestias« in houses and villages, cultivated the soil and grew plants – *Garcilaso de la Vega, el Inca*, Comentarios reales de los Incas, ed. by *Ángel Rosenblat*, 2 vols., Emecé Editores, Buenos Aires 1943, vol. 1, pp. 40 and 41; cf. *Anna Becker*, ›La traduzion del Indio‹. Die Comentarios reales des Inka Garcilaso de la Vega zwischen europäischer Wissenstradition und peruanischer Selbstbehauptung, in: *Susan Richter/Michael Roth/Sebastian*

The clarification of *race* and the differentiation between race as a category and a concept, in particular, are both lacuna in the ›Cultural History of Race‹ overall. Of course, there are references to the early meaning of race as well as to the emergence of race as a concept. Right in the middle of this collection of texts, Nicholas Hudson in his ›Introduction‹ (4:1–17) clarifies that the »era between the Reformation and the Enlightenment […] developed a concept with far-reaching and damaging consequences […], the idea of ›race‹« (4:1). Yet just a few pages later – in the chapter ›Definition and Representation of Race‹ (4:19–31) – Denis Austin Britton claims: »Early usages show that the word ›race‹ did in fact racialize people« (4:21). This is illustrated by, for instance, a collection of quotes related to religion. One is from Jean de l'Espine and mentions Christians as »the race and lineage of God«. The trouble (not only) with this quote is that it is not about ›racialization‹ but uses ›race‹ in the sense of the French discourse related to class.[30]

Finally, the example of *Linné* – who devised an early classification of humankind according to external appearance (skin colour) and internal qualities (temperament) – might have been a perfect test setup for an examination of the transition from older forms of racism to the new race paradigm and the associated intermingling of earlier racist ascriptions with modern ones. The ›Cultural History of Race‹ misses this opportunity. Linné plays only a small role in the last volume of the collection, and not even a speaking (or writing) one. Yet his performance is no less instructive for it.

In the first edition of his ›Systema Naturæ‹ (1735), the genus »Homo« is divided into »Europæus albesc.«, »Americanus rubesc.«, »Asiaticus fuscus«, and »Africanus nigr.« In the second edition (1740), the Homo Americanus remained »rubescens« and the »Homo Asiaticus« remained »fuscus«, but the »Homo Europæus« was now »albus« and the »Homo Africanus« was »niger«. Therefore, Europeans had transi-

---

*Meurer (eds.)*, Konstruktionen Europas in der Frühen Neuzeit. Geographische und historische Imaginationen, Heidelberg University Publishing, Heidelberg 2017, pp. 253–265.

30 Cf. *Jean de l'Espine*, A Very Excellent and Learned Discourse, Touching the Tranquilitie and Contentation of the Mind, John Legate, Cambridge 1592, p. 9 (recto): »If a King, a Prince, or mean gentleman would in these dayes use the trade of marchandise, and negotiate in matters of small importance, he should be accounted a man of a base minde. So should every man, that not considering he is created after the image of God, and that the better and more excellent part whereof he is made, hath his beginning from heaven, doeth so abase and obscure him selfe. We are of the race and lineage of God, (as S. Paul saith) and therefore it is a great shame for us & a dishonour to God that we live so miserably, and that we have always our heartes in our bagges, or counting houses, or else in some golden mine.« The translation corresponds with the original (I have consulted the edition Excellens Discours, Hierosme Haultain, La Rochelle 1584, pp. 50 f.). In this paragraph, Delespine does not racialize faith or religion but treats the spiritual nature of humans as creatures of God in the contemporary discourse of race in France, which was about class. At the same time, *François de Belle-Forest*, Les grandes Annales, et Histoire générale de France [etc.], vol. 2, Gabriel Bion, Paris 1579, p. 1620 (recto), explained that a marriage across class borders would be a »crime de sang« leading to a »meslange des races« and *François de l'Alouette*, Traité des Nobles et des Vertus dont ils sont formés [etc.], Guillaume de la Nouë, Paris 1577, p. 31 (verso), demanded the preservation of »le lustre d'une race & Noblesse« by prohibiting marriages between aristocrats and commoners (see *Wulf D. Hund*, Stichwort: Rasse. Anmerkungen zur Begriffsgeschichte, in: *Karl Porges* [ed.], Den Begriff »Rasse« überwinden. Die »Jenaer Erklärung« in der [Hoch-]Schulbildung, Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2023, pp. 33–99, esp. pp. 43–52).

tioned from ›becoming white‹ to ›white‹ and Africans from ›becoming black‹ to ›black‹, but Americans were still on their way to being a ›red‹ race, and Asians were not ›yellow‹ at all, but ›dark‹ and ›brownish‹. Mankind persisted in this state until the ninth edition (1756). But between this and the tenth edition (1758) – that quoted by Golash-Boza – something crucial must have happened.[31]

Now, the genus was divided into two subdivisions, »H. diurnus« and »H. nocturnus«. The latter was tagged with an asterisk, and the corresponding footnote clarified that Linné was addressing the discussion about the supposed transition zone between the great apes from Africa and Asia and humans. One of the examples was »Homo sylvestris Orang Outang« with the reference »Bont. Jav.«, that means Jacob de Bondt (Bontius), who, while working in Batavia for the Dutch East India Company as a physician, had remarked on a hairy being from Java, fancifully illustrated in the posthumous publication.[32] This not only indicated scientific tentativeness about the place of apes and humans in nature and the questions regarding the boundaries between them. It also was a manoeuvring space for old and new racisms because »when the human/animal divide narrowed, the divide between ›savage‹ and ›civilized‹ peoples crystallized, becoming wider than in any previous pe riod.«[33]

Beyond that, the rest of the genus multiplied and ›homo diurnus‹ was divided into six groups: »Ferus«, »Americanus«, »Europæus«, »Asiaticus« »Afer«, and »Monstrosus«. The first group listed some of the so-called wild children, while the last group was a reaction to reports of the ›anomalous‹ bodies of ›Patagonian Giants‹ or ›monorchid Hottentots‹. Additionally, each of the four continental groups was eventually assigned a distinct ›racial‹ colour: Homo Americanus was now »rufus« (red), Europæus was still »albus«, Asiaticus was »luridus« (pale yellow), and Africanus was »niger«, as before. Furthermore, all of them had acquired psychological attributes. Americans were choleric and ruled by custom, Europeans were sanguine and ruled by virtue, Asians were melancholic and ruled by opinion, Africans were phlegmatic and ruled by arbitrariness.

---

31 See *Carolus Linnæus*, Systema Naturæ, 1st ed., de Groot, Lugdunum Batavorum 1735, n. p.; 2nd ed., Kiesewetter, Stockholm 1740, p. 34; 9th ed., Haak, Lugdunum Batavorum 1756, p. 3. The following quotes are from the 10th ed., Salvius, Holmium 1758, pp. 20 (diurnus), 24 (nocturnus; Orang, Bont. jav.; Troglodytes), 20–22 (ferus etc.).

32 Cf. The chapter ›Ourang Outung sive Homo silvestris‹ in *Jacob Bontius*, Historiæ Naturalis & Medicæ Indiæ Orientalis Libri Six, pp. 84 f., contained in *Willem Piso*, Gulielmi Pisonis De Indiæ Utrisque Re Naturali et Medica. Elzevirios, Amsterdam 1658. The corresponding illustration is available online, URL: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Engraving_of_a_orangutan_Wellcome_L0032838.jpg> [5.5.2023]; for de Bondt see *Donald F. Lach/Edwin J. van Kley*, Asia in the Making of Europe, vol. 3: A Century of Advance, University of Chicago Press, Chicago/London 1993, pp. 457 f.

33 *Silvia Sebastiani*, A ›Monster with Human Visage‹. The Orangutan, Savagery, and the Borders of Humanity in the Global Enlightenment, in: History of the Human Sciences 32, 2019, issue 4, pp. 80–99, here: p. 80; see also *id.*, Challenging Boundaries. Apes and Savages in Enlightenment, in: *Wulf D. Hund/Charles W. Mills/id.* (eds.), Simianization. Apes, Gender, Class, and Race, Lit, Wien/Zürich 2015, pp. 105–137. For the gendered dimension of this discussion see the chapter ›The Gendered Ape‹ in *Londa Schiebinger*, Nature's Body. Gender in the Making of the Modern Science, with a New Preface, Rutgers University Press, New Brunswick 2004, pp. 75–114 (with two figures of de Bondt's female orangutan on pp. 102 f.).

Hence, the stage was set for the development of race sciences with their bio-cultural amalgamation of physical and mental characteristics – not least by rewriting the appearance of the Asians from a ›brownish‹ to a ›pale yellow‹ skin colour. At the same time, the script integrated older narratives of ›wild men‹ (from the Middle Ages) and legendary ›monsters‹ (from Antiquity) who survived in the nomenclature of ›Homo Ferus‹ and ›Homo Monstrosus‹. The background of this development remains untold in the collection under consideration and, due to this, its central eponymous category remains vague.

The bitter truth is that most authors of the ›Cultural History of Race‹ do not consider it worthwhile to ponder the question of how the category of race emerged, spread across European languages, and eventually evolved into a concept to put the global population in a differencing, valuing, ranking, and discriminatory order by combining observable or supposed physical, mental, and cultural characteristics. Instead, the vast majority of the contributions use ›race‹ in a fluid and vague sense rather than as a modern concept shaped in the 18th century by using a category which, since the 15th century, had been charged with descent and genealogy in conjunction with class, culture, and ethnicity.

This is emphasized by the multiple references to Geraldine Heng and her definition of race. Apart from the fact that she is the only author to be represented with two papers (2:97–112, 3:19–32), her understanding of ›race‹ is a reference point for several other contributors (1:53, 2:12, 2:28, 2:50, 2:97, 2:138, 2:178, 3:16, 3:55, 3:94, 3:166). In her own papers, Heng provides an expanded definition:

> »Race is one of the primary names we have – a name we retain for the epistemological, ethical, and political commitments it recognizes – for a repeating tendency, of the gravest import, to demarcate human beings through differences among humans that are relatively essentialized as absolute and fundamental, so as to distribute positions and powers differentially to human groups.[34] […] The differences selected for essentialism will vary in the longue durée of human history from the pre-modern eras well into the twenty-first century – perhaps fastening on bodies, physiognomy and somatic differences in one instance; perhaps on social practices, religion or culture in another; and perhaps a multiplicity of interlocking discourses elsewhere« (2:97).

This ›interlocking‹ is illustrated by the example of »medieval Jews« who »can be racialized for their putative somatic differences as well as their religio-cultural differences«. Regarding »bodies«, Heng lists »a special stench«, »the foetor Judaicus«, a »peculiar facial physiognomy«, »the facis Judaica«, and »even […] horns and a tail«. Concerning religion, she notes instances such as deicide, host desecration, or conspiracy with »Satan and the Antichrist«. Taken together, this is supposed to demonstrate »how racial formation functioned« by »biologizing, essentializing and defining an entire community as fundamentally and absolutely different« (2:98).

But mere mention of the »badge« reveals that the ›interlocking‹ is a muddle that blurs the several forms of racism. The ›biology‹ at work here does not even have the

34 This part of the definition originates from *Geraldine Heng*, The Invention of Race in the European Middle Ages, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2018, p. 27, and is repeated by the author in her second paper in this collection (3:23).

status of the various manifestations of the Evil One when visiting a witch. Jews had to be stigmatized because their ›racialization‹ was unsuccessful (in fact repeatedly, until the ›Judenstern‹ in Nazi Germany). Nonetheless, Heng resolutely disregards the difference between clothing and skin, asserting that »[t]he tagging of Jewish people with a badge« is »the way state racism signs itself materially on the bodies« (2:100).

This phraseology is as ambiguous as the linguistic racialization of religion by translation. After briefly addressing the issue of ›crusades‹, Heng concludes »that the heterogeneous Christian militia reached across boundaries of country, region, ethnicity, tribe and class to constitute themselves as a people defined by their religion alone: gens Christiana, a Christian race. The racing of the internal alien – Jews – and the external alien – Muslims – thus conduced to a racial self-consciousness and collective self-naming, for the Latin Christians of the West, of their own religio-racial identity in an ethnopolitics of race« (2:105). This is not the end of this line of argument. The naturalizing implications of the category of race also come to light in its critical use, in this case as »Christian-coloured« (3:19) politics.

While this is a sort of inverse vocabulary thimblerig, played not with three shells and a pea but with three peas (religions) and one shell (race), Heng has to resort to imprecise reading and symbolic speculations when it comes to black members of the ›Christian race‹, such as Feirefiz, Saint Maurice of Magdeburg, and Moriaen (2:109–111). With regard to the Middle Dutch Arthurian romance ›Moriaen‹, Heng is so fixated on »epidermal race« (2:111) that she loses sight of the text. In the story, Moriaen is described as black and tall, »sward ende groet« (2415). However, the common people did not fear him because he was African. For them, »moriaen was in scine | Als hi vter hellen ware comen | Si waenden den duuel hebben vernomen« (2418–2420) – the black knight looked as if he had come from hell, like the devil. They were even certain that he was the devil, and no one else – »di duuel ende niemen el« (2428).[35]

Concerning Wolfram von Eschenbach's ›Parzival‹, she even goes one step further and ignores one of the pivotal messages of this popular verse narrative. It is in the first passage of the novel – and after telling it, Wolfram ironically adds that »diz vliegende bîspel | ist tumben liuten gar ze snel«, meaning that his »flying example« might be too fast for ›unwise‹ readers (a word meaning ›inexperienced‹, in German as in English later overlaid by the one-dimensional ›dumm‹/›dumb‹). The preliminary verses read: »Ist zwîvel herzen nâchgebûr, | daz muoz der sêle werden sûr. | gesmæhet unde gezieret | ist, swâ sich parrieret | unverzaget mannes muot, | als agelstern varwe tuot« – the debut of the magpie (agelstern) at the very beginning points to black and white not as skin colours but as a human spiritual condition where doubt (zwîvel) is the neighbour of the heart and troubles the mind's peace. But there is hope, because humans share in hell and heaven, »der mac dennoch wesen geil: | wand an im sint beidiu teil, | des himels und der helle«. This is expressed via a spiritual colour code that can easily be deciphered. Black connotes the realm of darkness (swarz/vinster), whereas a steadfast mindset (stæte

35 *[Anonymous]*, Moriaen, with the lines of verses in brackets quoted from URL: <https://www.dbnl.org/tekst/_mor001mori01_01/_mor001mori01_01_0008.php> [5.5.2023].

gedanken) is combined with brightness and purity (blank): »der unstæte geselle | hât die swarzen varwe gar, | und wirt och nâch der vinster var: | sô habet sich an die blanken | der mit stæten gedanken«.[36]

There is no ›race‹ far and wide in this parable, and its following detailed account is not about race but about virtue, chivalry, and chastity. And lo and behold: Feirefiz, the magpie-like son of an African queen and a European knight, helps his half-brother Parzival, who was too ›tumb‹ to find the Holy Grail on his own – a heathen supports a Christian on the way to salvation. This mission accomplished, Feirefiz converts to Christianity and marries a Christian with whom he migrates to »Indyâ«, where his wife gives birth to »ein sun, der hiez Jôhan«, later known as Prester John. And here it is: religious racism in the epochal fight between good and evil. Wolfram leaves no doubt about this: Christianity is the only saving religion, but it is also multi-coloured. His racism is religious, but not racial.

This leads us to Saint Maurice. For Heng, his »racialization […] indicates how Africa can be made useful« to an »Emperor« or an »Archbishop« (2:110). This superficial functionalist explanation bypasses the core of the problem. Thereby it evades discussing the religious racist front line at the border between Christianity and paganism. Instead, Heng settles for the speculation that »[e]pidermal blackness, laid on a holy figure such as a saint, has prophylactic properties« because it shows that even an »African, whose colour personifies sin itself, can be forgiven« (2:111).

In fact, it shows something else. Firstly, the ›Emperor‹ in question, Frederick II, was born in Sicily and brought up in a multicultural atmosphere shaped by Europeans and Africans, Normans and Arabs, Christians, Muslims and Jews. Nevertheless, he considered himself a Christian emperor and (after a bloodless crusade) crowned himself King of Jerusalem. Since he took slavery for granted, he also acquired black slaves.[37] However, even a former slave like Johannes Morus was able to make a career at Frederick's court, where he was appointed treasurer and made a baron.[38] Perhaps he was even in the entourage when the emperor visited Magdeburg in 1231, accompanied by »many Saracens and dark Ethiopians«.[39] On the one hand, this expressed the multi-ethnic shape of Frederick's dominion – as shown some years later on a fresco in Verona depicting »emperador Federico II, que recibe el homenaje de los pueblos de la tierra«, among whom the black delega-

36 *Wolfram von Eschenbach*, Parzival (Studienausgabe), ed. by *Karl Lachmann*, De Gruyter, Berlin 1965, p. 1. Given the English and American handling of the category race, it is not surprising – but wrong – that different translations (*Jessie L. Weston* [1912], *Helen M. Mustard/Charles E. Passage* [1961], *Arthur T. Hatto* [1980], *Cyril Edwards* [2004], *Anthony S. Kline* [2020]) should transfer the Middle High German ›blank‹ into ›white‹ and, in this way, racialize Wolfram's parable. To be sure, Wolfram has »wîz und swarzer varwe«, the colours white and black, in his vocabulary. However, in this metaphysical context, he does not use ›wîz‹ but ›blank‹; the following quote (›Jôhan‹) is from p. 374.

37 Cf. *David Abulafia*, Frederick II. A Medieval Emperor, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 1988, p. 337.

38 Cf. *Anne Kuhlmann-Smirnov*, Schwarze Europäer im Alten Reich. Handel, Migration, Hof, V&R unipress, Göttingen 2013, p. 118.

39 A temporary chronicler as quoted by *Peter Martin*, Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Bewußtsein und Geschichte der Deutschen, Junius, Hamburg 1993, p. 18.

tion was the most numerous group (see Figure 2).[40] On the other hand, it was also an imperial strategy. Its background was revealed in a hymnal eulogy by Nicholas of Bari who referenced Psalm 72 (in the Septuagint version) when declaring about Frederick: »Coram illo procident Ethiopes, id est pagani« – before him, Ethiopians and heathens will bow their knees.[41]

Figure 2: King of Jerusalem – Cultural pluralism and Christian hegemony

40 *Libero Cecchini*, Recomposición de un espacio arquitectónico para la recuperación de un gran fresco medieval. La abadía de San Zeno en Verona, in: Loggia 10, 2000, pp. 26–37, here: p. 32; for interpretations see *Victor H. Elbern*, Das Fresko Kaiser Friedrich II. an der Torre di S. Zeno zu Verona, in: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 41, 1995, pp. 1–20, and *Gian Paolo Marchi*, Interpretazioni dell'affresco della torre abbaziale di San Zeno a Verona, in: Medioevi. Rivista di letteratura e cultura medievali 2, 2016, pp. 19–30. The fresco is also included in the introduction by *Paul H. D. Kaplan* to the new edition of *David Bindman/Hanry Louis Gates, Jr*. (eds.), The Image of the Black in Western Art, vol. 2/1: From the Early Christian Era to the »Age of Discovery«. From the Demonic Threat to the Incarnation of Sainthood, The Belknap Press of Harvard University Press, Cambridge etc. 2010, pp. 1–30, here: p. 6; for images of Saint Maurice in Magdeburg and in many other places and versions see, in the same volume, *Jean Devisse*, A Sanctified Black: Maurice, in: ibid., pp. 139–194; an image section of the fresco in Verona is online, URL: <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/9/98/Affreschi_torre_San_Zeno_Verona.jpg> [5.5.2023].

41 *Rudolf M. Kloos*, Nikolaus von Bari, eine neue Quelle zur Entwicklung des Kaiseridee unter Friedrich II., in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 11, 1954/55, no. 1, pp. 166–190, here: p. 173.

Furthermore, the ›archbishop‹ stood in the tradition of expansionist politics directed against the Slavic people. When a newly founded monastery in Magdeburg was devoted to Saint Maurice in the second half of the 10th century, it was intended as a base for missionizing the Slavs.[42] Hence, Maurice as a knight and a martyr seemed to be no bad choice. In 1108, the then archbishop was one of the signatories of the ›Epistola pro auxilio adversus paganos (Slavos)‹ which called for a crusade.[43] When the Wendish Crusade against the Polabian Slavs east of the river Elbe finally took place in 1147, the archbishop of Magdeburg was one of the participants.

When Magdeburg Cathedral burned to the ground, the statue of Saint Maurice was destroyed with it. We do not know exactly what motivated the archbishop to replace it with a new statue representing Maurice as a black saint. But instead of postmodern speculations, history suggests a possible explanation. Maurice became ›black‹ in a political and ideological milieu in which African exponents of Christianity were sought as allies against the Muslim empires around the Mediterranean in an atmosphere characterized by crusades, Islamic conquests (in the East), and Christian reconquista (in the West). Wolfram's African knight who eventually fathered Prester John or the Biblical magus or ›wise man‹ commonly depicted as black and worshipped since the 12th century were prominent precedents for another black saint, Saint Maurice. The Africans who accompanied Frederick II to Magdeburg were a symbol of a multi-ethnic vision of a global Christian empire. Undeniably, this was a racist perspective. But its essence was religious and not racial.[44]

## II. A Storm is Blowing towards Paradise

In ›Temptation‹, one of Langston Hughes's stories of Simple, the protagonist is convinced that Adam and Eve were white: »Ever since I been seeing a Sunday school card, they was white. That is why I want to know where was us Negroes when the Lord said, ›Let there be light‹«? The author answers: »Oh, man, you have a color complex so bad you want to trace it back to the Bible.«[45]

Be that as it may, the skin colour of the first couple has long been discussed. After all, Adam was made of dust taken from the earth (ʾădāmâ). As a result, he was red – at least according to Flavius Josephus: »This man was called Adam, which in Hebrew tongue signifies one that is Red, because he was formed out of red earth.«[46] This was still the colour of Gabriel de Foigny's paradisiacal but utopian inhabitants

42 Cf. *Anton Landersdorfer*, Die Gründung des Erzbistums Magdeburg durch Kaiser Otto den Großen, in: Münchener theologische Zeitschrift 46, 1995, no. 1, pp. 3–19, here: p. 5.

43 Cf. document 91 in Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg. Erster Theil, ed. by the Historische Commission der Provinz Sachsen, Otto Hendel, Halle 1899, pp. 75–77.

44 See the chapter ›Black Knights and Black Saints‹ in *Wulf D. Hund*, Wie die Deutschen weiß wurden. Kleine (Heimat)Geschichte des Rassismus, Metzler, Stuttgart 2017, pp. 45–59.

45 *Langston Hughes*, The Best of Simple, Hill and Wang, New York 1961, p. 26.

46 *Flavius Josephus*, The Complete Works, transl. by William Whiston, Scranton, Hartford 1905, p. 40 (Book 1.1).

of a widely ›undiscovered‹ Terra Australis: »their Flesh is more | upon the Red than Vermilian«.[47]

On the ›Psalter Map‹ (designed at the beginning of the 13th century), the situation is even more confusing. It shows a famous gathering of representatives of the »so-called ›monstrous‹ peoples« or »›monstrous races‹« (3:170). Asa Simon Mittman is sure that these are »images of Africans«, because »that is exactly what these inhuman cannibals and animalistic hybrids and headless horrors – naked and therefore apparently cultureless […] – are intended to present« (3:170). However, it is obvious that »all of them are white« (3:171), and, therefore, the author resorts to a highly specious line of argument. He notes that »blackness« is »present in the image«, »used for the anthropomorphic winds that surround the world« (3:172).[48] From this, he concludes that this is a »dislocation« of »blue-black Muslim figures to the map's periphery« (as winds) and that »even supposedly racial difference is constructed in terms of whiteness«. This is taken as evidence that the monsters (because of their whiteness) are framed as »more human […] than the North African and Middle Eastern groups«. This is considered as an »aggressive absence of indicators of any Islamic presence anywhere on the surface of the earth« (3:176). Unfortunately for this breezy reasoning, at that time the monsters did not only roam the south of the globe but also the north. As Adam of Bremen reported, »[i]bi sunt Amazones, ibi Cynocephali, ibi Ciclopes, qui unum in fronte habent oculum; ibi sunt hii, quos Solinus dicit Ymantopodes, uno pede salientes, et illi, qui humanis carnibus delectantur pro cibo«[49] – alongside with Amazons, there are Dogheads, Cyclopes with one eye in the middle of their forehead, Ymantopodes who hop on one foot, and even cannibals who delight in human flesh as food.

After all, in a little town in the south of Germany, ›race‹ reached back to paradise. In Calw, in 1770, a black Eve and a white Adam were painted on a panel in the old pharmacy (see Figure 3).[50] The members of the owner's dynasty were affiliated to European colonialism by their profession. In the apothecary garden grew medicinal plants »aus denen weit entlegenen Gärten Ost⸗ und West⸗Indiens«, from India and the Caribbean. One of the family members was a professor of botany in St. Petersburg before returning to his hometown to devote himself to his botanical studies. But when he heard about the outcome of Josef Banks voyage with James

47 *Gabriel de Foigny*, A New Discovery of Terra Incognita Australis [etc.], John Dunton, London 1693, p. 63.

48 For an image of the map see URL: <https://www.bl.uk/collection-items/psalter-world-map> [5.5.2023].

49 *[Adam von Bremen]*, Magistri Adam Bremensis Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum, ed. by *Bernhard Schmeidler*, 3rd ed., Hahnsche Buchhandlung, Hannover etc. 1917, p. 257; for the background see *Anja Ulrike Augustin*, »Norden, Suden, Osten, Wester«. Länder und Bewohner der Heidenwelt in deutschen Romanen und Epen des 12. bis 14. Jahrhunderts, 2 vols., PhD Thesis, Würzburg 2014, and *Grzegorz Bartusik/Radosław Biskup/Jakub Morawiec* (eds.), Adam of Bremen's Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum. Origins, Reception and Significance, Routledge, Abingdon/New York 2022.

50 Cf. *Werner Sollors*, Neither Black nor White Yet Both. Thematic Explorations of Interracial Literature, Harvard University Press, Cambridge/London 1997, pp. 32 f. I want to thank Helga Satzinger for an interesting discussion of the painting and Ute Lilly Mohnberg from the municipal administration of Calw for letting me use a file of the painting.

Cook, he immediately hurried to London. And he received plants not only as gifts from Banks but also from other naturalists – including specimens from the Pacific Islands, India, Japan, and South Africa.[51]

Figure 3: Diversity in Paradise – Racial community or hybrid ambiguity

The scientific interest of the pharmacists was not limited to plants alone. As the painting of Adam and Eve shows, it also included the discussion of human classification. At the time it was painted, the tenth edition of Carolus Linnaeus's ›Systema Naturæ‹, which classified homo sapiens into four coloured groups, had already been published. Did the painter seek to express an objection to its hierarchical arrangement?[52] But what, then, does the doubling of the Edenic couples signify? The painter of the multiracial paradise established a certain distance between the

51 *Peter Hartwig Graepel*, Carl Friedrich von Gärtner (1772–1850). Familie, Leben, Werk, PhD Thesis, Marburg 1978, pp. 14 (quote on officinal plants), 49 (Banks etc.).

52 *Curt Stern/Gertrud Belar*, Race Crossing in Paradise?, in: Journal of Heredity 44, 1953, no. 4, pp. 154–155, here: p. 154, consider the painting a sign of »tolerance«; *Helga Satzinger*, White Adam and Black Eve. A 1770 Painting at the Old Pharmacy, Calw [etc.], in: politika (online) 2019, URL: <https://www.politika.io/en/notice/white-adam-and-black-eve> [5.5.2023], emphasizes that it represents »a debate, in which black and white people were not yet perceived as belonging to different races but as varieties of humanity with a common origin«; there also the following quote on ›bastardisation‹.

human couple on the right and the pongid couple on the left. However, the pharmacists for whom he pictured the racialized biblical scenery were heavily engaged in hybridizing plants in their herb garden. One of the scientists involved was even »fascinated by the possibility to create new varieties or even new species by artificial fertilisation« and he »compared bastardisation with the efforts of the alchemists to transform lead into gold or gold into lead«.

Hence, the posture of the first couple might not have been innocent. After all, Linné listed the ›Homo sylvestris Orang Outang‹ as part of the genus – and no less a philosopher than Jean-Jacques Rousseau pondered how he could prove the affinity between humans and great apes. Giving a report of rumours about »Monstres« like the »Pongos« in the »Congo«, he also mentions a »Bête« which looks so much humanoid »qu'elle pouvoit être sortie d'une femme et d'un singe«. The truth of such narratives, he concluded, could only be proved by an experiment that could not be conducted »innocemment«.[53]

In fact, the semantic gale of ›race‹ unleashed by these Aeolisses and Aeolusses of the ›Cultural History of Race‹ is not sufficient to blow their key category back into paradise.[54] Had they examined the evidence in the context of its time, they would have found that the discussion is not about paradisiacal races but about retrojecti-

53 *Jean-Jacques Rousseau*, Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes, in: *id.*, Œuvres complètes, vol. 3, ed. by *Bernard Gagnebin/Marcel Raymond*, Gallimard, Paris 1964, pp. 109–236, pp. 209 (›monstres‹ etc.), 211 (›innocemment‹).

54 That is surprising insofar as Adam and Eve invented not only sin but also gendered complexions. In the middle of the first millennium, that flashed up in a miniature of the ›Vienna Genesis‹ which showed »a tawny Adam and pale, white Eve« – *Ori Z. Soltes*, Visual Arts (part of the lemma ›Eden, Garden of‹, in: Encyclopedia of the Bible and Its Reception, vol. 7, De Gruyter, Berlin/Boston 2013, col. 362–391), col. 382–386, here col. 382; cf. *Karl Clausberg*, Die Wiener Genesis. Eine kunstwissenschaftliche Bilderbuchgeschichte, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1984, and, for a visual representation, the website of the Austrian National Library, URL: <https://onb.digital/result/BAG_11470100> [5.5.2023]. This image went on to permeate the visual arts not only of Christianity. The famous miniature of the ›Fall‹ from the ›Book of Divination‹, written at the beginning of the 17th century for the Ottoman Sultan Ahmed I, shows Adam and Eve, naked (except for the leaves covering their genitals) and light-skinned. But Adam is tanned, given the abundant sunbathing during his time in paradise, whereas Eve, though no less scantily clad, is represented with a pure white skin, like an angel also present on the scene (cf. *Begüm Özden Firat*, Encounters with the Ottoman Miniature. Contemporary Readings of an Imperial Art, I. B. Tauris, London 2015, p. 42; a reproduction of the miniature can be found online, URL: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Adam_and_Hawa.png> [5.5.2023]). As the authors of the ›Cultural History of Race‹ are only interested in racial or racialized colourations, they forego the chance to analytically distinguish classist and sexist colour schemes from racist ones in a precise manner – even in the chapters on ›Race and Gender‹ and ›Race and Sexuality‹. When *Sarah Salih* mentions the »trope of the ›Saracen Bride‹« with a »skin whiter than daisies« (2:144), she only argues that her »destiny was always to become a Christian« and therefore »carries that teleology in her body« (2:144). She reckons at least without *William Austin*, Hæc Homo wherein the Excellency of the Creation of Woman is described, by Way of an Essay, Fussell, London 1639, who argued that Eve was »brought forth the last creature in time, as an epitome, conclusion, period, and full perfection both of Heaven and Earth« (p. 13); and that, while Adam was made of »red earth«, she was made of »bone« with some flesh (pp. 29 f.); and that his complexion had a »rude shape« and was »overgrown and rough (like the rude and hairy beasts of the field)« (p. 104), while she was white like »Lillies«, of »pure snowie colour«, »a piece of polisht Ivory« (pp. 102 f.).

ons from a different historical situation into an imagined topography. Exactly the same can happen with regard to real history and its ages. Nonetheless, the authors do their utmost to convince their readers of the existence of racial ideas even in antiquity.

Concerning the beginning of racism, there are, of course, fundamental epistemological and methodological questions to consider. Vanita Seth has highlighted some of these in the context of the expanding use of the category of race with regard to epochs where it was at best »an idea without a name«. However, as ›race‹ was developed as a body-related concept in modernity, its retrospective application to earlier times runs the risk of »projecting contemporary racial associations […] onto a distant past« and of misunderstanding »associations with black and white«.[55]

Such an endeavour is precarious for several reasons. It imposes a modern category (›race‹) onto ancient mentalities and replaces a variety of culturally shaped ancient phrasings with a modern English idiom (›race‹). It also attributes a metaphysical omnipotence to this category, allowing it to absorb other attributes (through ›racialization‹). Moreover, it assumes a one-dimensional and continuous understanding of the attributes in question (›colours‹).

Several authors of the ›Cultural History of Race‹ acknowledge such objections, with one even recognizing that they are negotiating a »terminological minefield« (Grant Parker, 1:85). Furthermore, there are a number of contributions to the collection that do not participate in the racialization of the past without hesitation. In her chapter on ›Race and Science. Black Skin in Medieval Medicine and Natural Philosophy‹ (2:81–96), for example, Maaike van der Lugt meticulously explores the situation, appealing to scholars to »avoid all anachronism«, to keep in sight »that skin colour did not loom as a major concern for medieval thinkers«, to consider that black skin »did not inevitably possess the same connotation or valence as in later times«, to bear in mind that the scholars of the time »concentrate[d] on individual colour and not on colour as a marker of ethnicity«, and to »address the issue of terminology, a matter that reveals the ambiguities inherent in medieval classifications of skin colour« (2:82 f.).

In the same volume, William Chester Jordan and Helmut Reimitz discuss »Anti-Race? The Danger of Binaries« (2:171–179). They demand »methodological discipline to avoid ›foisting the present onto the past unjustly‹« and point to the »deliberate anachronism« used by »[l]iterary scholars« in their examination of »the multiple historical layers of race-thinking and action«, an »approach« which »is problematic for historians«. Hence, »relatively wide definitions of race«, such as that of Geraldine Heng, are »raising the question whether such an inclusive definition of race does not rather obscure the historical peculiarities and specific trajectories of race thinking« (2:177 f.).

By and large, however, the authors of the ›Cultural History of Race‹ do not heed reminders like these, instead following the perspective indicated by the collection's title. What they call a »fluid approach to race in Greco-Roman antiquity« (Sarah Derbew, 1:25) enables them to diffuse the category of race. The associated hints

55 Cf. *Vanita Seth*, The Origins of Racism. A Critique of the History of Ideas, in: History and Theory 59, 2020, issue 3, pp. 343–368, here: pp. 349 (›idea‹), 353 (›distant past‹ etc.).

that »the ancient Greeks and Romans did not recognize anything like contemporary racial categories« do not amount to a problematization but instead are stepping stones to the assertion that the ancient Greeks and Romans had »racial distinctions of their own« (David Kaufman, 1:67) or that they »have their own constructions of race and racism« (Jackie Murray, 1:138).

And soon enough we find Herodotus speaking about »the Aithiopians' race« (1:27) or Titus Livius writing about »the race of Numidians« (1:132).[56] By »taking a broad view of race« (Shalley P. Halley, 1:121), »racialized gender« becomes ubiquitous in antiquity – »[t]he Odyssey offers up […] representations of the intersection of race and gender«; »racialized gender is at the centre of the construction of identity for Hellenic peoples«; »[f]or Sparta, racialized gender comes into stark relief because of the apartheid system which existed there«; »[r]acialized gender was central to the founding of Rome«; etc. (1:122 ff.).

In addition, the authors use an alleged »slippage and overlap between race and religion« (Denise Kimber Buell, 1:53) to expand the meaning of ›race‹ by asserting that »ancient conceptualizations of religion were relevant for claims about collective belonging in ways that resemble or anticipate modern race« (1:60). Inconsistent facts do not lead to a discussion of diverse racisms (determined by different reference points such as ›barbarian‹, ›infidel‹, ›impure‹, or, much later, ›coloured‹ others). Instead, various forms of racism are lumped together and subordinated to the category of race. Where contradictions loom, ›abnormity‹ is invoked, ›intersections‹ are deployed or, in extreme cases, miracles are conjured.

Since skin colour is the most popular marker of modern race thinking, it cannot be silenced – even if it appears in an inverted sense. The »Gauls« were racialized »like the monstrous giants or the barbaric Amazons« but also characterized by

56 In fact, Titus Livius wrote about the »genus Numidarum« – in German simply »die Numider« or »der Numidier«, the Numidian(s), even in translations from the 19th century, when German writers were part of a scientific community that racialized whatever was at hand (*Titus Livius*, Römische Geschichte [30.12.18], ed. by *Konrad Heusinger*, vol. 3, Vieweg, Braunschweig 1821, p. 598; *id.*, Römische Geschichte, ed. by *C. F. Klaiber*, vol. 13, Metzler, Stuttgart 1829, p. 1926). In her introduction to volume 1 (pp. 1–20), *Denise Eileen McCoskey* starts with a short discussion of Aubrey Diller to illustrate that »just as race became a major preoccupation in the emerging fields of natural science, it became central to historiography, and early classical scholars« (1:2). An example from Diller's work may illustrate what this implicated. Discussing the opinion of Greek philosophers that the »mingling of people« of different origin is a threat for the polis, Diller quotes from Aristotle (Politics 1303a 25): »Another cause of revolution is difference of races« (*Aubrey Diller*, Race Mixture among the Greeksbefore Alexander, University of Illinois, Urbana 1937, p. 19). In a newer translation, the same sentence reads: »Ethnic difference also causes faction« (*Aristotle*, Politics, ed. by *C. D. C. Reeve*, Hackett, Indianapolis etc. 1998, p. 140), whereas recent German translations use the word ›Stamm‹, ›tribe‹ (*Aristoteles*, Politik. Teil III, in: *id.*, Werke, ed. by *Hellmut Flashar*, Akademie, Berlin 1996, p. 55, or *Aristoteles*, Politik, ed. by *Wolfgang Kullmann*, Rowohlt, Reinbek 1994, p. 226). To illustrate his statement, Aristotle's first example reads: »The Achaeans co-settled Sybaris with the Troezenians, but later, when Achaeans became more numerous, they expelled the Troezenians« (*Aristotle*, Politics, p. 140). Sybaris was founded as a colony in Calabria by people from Helike and Troezen, two city-states in the Peloponnese. The conflict in question was between these settler groups, not even between the settlers and the colonized. Hence, to use ›race‹ in this context, a word of modern origin with a meaning that has historically evolved from cultural and classist differences to race theories, is a daring anachronism to say the least.

»racial elements« like skin colour. However, while the source describes their skin as white »like snowflakes« or »milky-white«, it is interpreted as »unnaturally pale« (Naoíse Mac Sweeney, 1:114 f.) in defiance of the naturalness of snow and milk. In ›A briefe of the Bible drawne first into English poësy‹ by Henoch Clapham, »the dagters of Men (viz. of Kains lawles race)« are described as »snowt-faire«, and the interpretation reassures that »we might expect the holy and unholy to be marked in terms of white and black«. We are only a few steps from paradise, and Eve's female descendants are tagged by the original sin and the mark of Cain. Their whiteness is just a gendered surface: »The unholy may have white skin, but the unlawful nature of the racial mixing is evidenced in the progeny of ›Gyants and strong Miscreants‹« (Dennis Austin Britton, 4:26). In Thomas of Kent's ›Roman de toute chevalerie‹, a »bele e blanche« African queen commands a whole army of knights who »sunt plus blanc qe neif«, whiter than snow. However, as »[w]hite Ethiopians […] are not just an anomaly but a paradox«, they must be »a wondrous exception« (Suzanne Conklin Akbari, 2:57 f.). Nor does the »diffuse space of ›race-thinking‹ or ›race-making‹« at the time come as any wonder, because »the system – or, in Foucauldian terms, the discourse – is not yet fully operational« (2:61). Accompanied by wondrous phenomena, the telos of ›race‹ already determines the intellectual world of antiquity and the Middle Ages. It is not surprising, therefore, that we find not only »a Christian race« in the ›Cultural History of Race‹ but also a »Christian-coloured« one.

When the facts do not fit the predefined strategy, some authors bluntly advocate for retrospective racialization. To elucidate what is actually happening here, I reproduce the opening passage of the chapter ›Definitions and Representations of Race‹ (2:27–46) by Christine Chism in the volume concerning the Middle Ages:

> »At the gates of fourteenth-century Constantinople, a Muslim traveller found himself detained by the Eastern Christian inhabitants of the city. Even though he was protected by a royal entourage and was visiting a city whose emperor had married his daughter to a Muslim Khan to cement border amicability, Ibn Battuta found the chaos at the gates so terrifying he went and hid among the baggage. Several decades after the event he related the story to Muslim readers back in his Maghribi homeland:
> ›We found there about a hundred men, with an officer on a platform, and I heard them saying *Sarākinū*, *Sarākinū*, which means ›Muslims‹. They would not let us enter, and when those who were with the khātūn said that we belonged to their party, they answered, ›They cannot enter except by permission‹, so we stayed at the gate‹.[57]
> How do we describe this moment? We have an epithet, *Sarakinu*, a Greek word that originally identified a particular Arabian tribe, which had been generalized over centuries of transregional war and commerce to designate (and render fearful) any Muslim. We have

57 Just as a matter of form: I use the same edition as Chism and have corrected her quotation, which omits the diacritics on ›khātūn‹ (i.e. wife of the Khan) as well as on ›Sarākinū‹, which, in the original, has the footnote: »The Arabic transcription correctly renders the Greek sarakenoi, ›Saracens‹« – *Ibn Battuta*, The Travels of Ibn Battuta, A.D. 1325–1354, vol. 2, ed. by *Hamilton A. R. Gibb*, Ashgate, Farnham 2010 (digitalized version of the ed. Cambridge University Press, London/New York 1962), p. 504 (for the following quotes from this edition see the page references with ›IB‹ in the running text). Moreover, the inverted commas around ›Muslims‹ are missing and the last sentence begins after a period instead of a comma in Chism's version.

> a recognition and marking of otherness: Ibn Battuta *looks* like a Muslim to the citizens of Constantinople, whatever that means. Most of all, we have a gate, at which he is caught because he wears whatever threat that Sarakinu entrains in his body, dress and face: the gates slam shut for him while admitting others in the party. We could call this a moment of routine civil surveillance, a clash of ethnocentricities or an encounter of Christian-Muslim interconfessional enmity; and it is all these things. What is added when we recognize racialization at this moment? Are we being inadmissibly presentist if we see a form of racial profiling here? Does Ibn Battuta, by translating *Sarakinu* as ›Muslims‹, propose a racial dimension to religious practice? How can defining pre-modern race help parse this encounter?
>
> For instance: Can present-day associations with racial violence bring this moment to life for modern readers? Can racing this encounter help us attend more to Ibn Battuta's subjective experience of fear, isolation and reduction to a vulnerable body? […] This chapter argues for the tactical utility of seeing medieval race in scenes like this […]. It argues that race is an action whose definition is always in contest. For Ibn Battuta, racing emerges in the translation from *Sarakinu* to *Muslim*. What *Sarakinu* means to the Byzantines is quite different from what *Muslim* or *muslimīn* mean to Ibn Battuta and his audience, and the gap between the dehumanizing epithet and its translation is why definitions of race slip at the moment of racing« (2:27 f., italics in the original).

Unfortunately, this passage is not a solitary slip in the reasoning of this volume. It draws on an arbitrary reading of the sources – and, in this particular case, even manipulates them. And it takes for granted what should have been problematized: the existence of ›race‹ prior to its categorization and even before the development of the modern concept of race.

What does Ibn Battuta report? As a companion of Bayalun, daughter of Byzantine emperor Andronikos III and wife of Uzbek Khan of the Golden Horde, he travelled from the latter's residence of Mukhsha to Constantinople. As for the attitude of the husband, Ibn Battuta does not mention ›amicability‹ but records: »This sultan is mighty in sovereignty, exceedingly powerful, great in dignity, lofty in station, victor over the enemies of God, the people of Constantinople the Great, and diligent in the jihād against them« (IB 482). Regarding the arrival in Constantinople, he describes a reception in five steps. First, the travelling party was met at the border by a Greek official »with a great body of troops and a large hospitality gift« (of which Ibn Battuta got his share) (IB 501). Near Constantinople, one of Bayalun's brothers »arrived with five thousand horsemen« (IB 502). The next day, another brother, »the heir to the throne, arrived in magnificent style with a vast army« (IB 503). After that, the party set up a camp a few miles from Constantinople and was welcomed by the citizens. Even »the sultan and his wife […] came out with the officers of state and the courtiers« (IB 504). This mighty concourse of people caused pushing and shoving, and that was the situation in which Ibn Battuta was frightened by the crush of people.

Later, the travellers entered the city. When they »reached the first of the gates of the king's palace«, they were stopped and had to wait for permission because Ibn Battuta was identified as ›Saracin‹ (IB 504). As a response, the emperor »gave order that we should not be molested wheresoever we might go in the city, and this order was proclaimed in the bazaars« (IB 504). Some days later, Ibn Battuta »had

audience of the sultan« (IB 504). He had to pass »through four gateways«, where he was searched each time and informed that »every person who enters the king's presence, be he noble or commoner, foreigner or native, must be searched« (on which he remarked: »The same practice is observed in the land of India«) (IB 505). During the audience, he received a robe of honour and a horse as a gift as well as being assigned a guide to show him the city: »It is one of the customs among them that anyone who wears the king's robe of honour and rides on his horse is paraded through the city bazaars with trumpets, fifes and drums, so that the people may see him. This is most frequently done with the Turks who come from the territories of the sultan Ūzbak, so that they may not be molested; so they paraded me through the bazaars« (IB 506).

During his exploration of Constantinople, Ibn Battuta met the former king Jirjis who had become a monk. The elderly man asked about him and instructed his escort and interpreter (a Greek »who knew the Arabic tongue«):[58] »Say to this Saracen (meaning Muslim) ›I clasp the hand that has entered Jerusalem and the foot that has walked within the Dome of the Rock and the great Church called Qumama, and Bethlehem‹ and [so saying] he put his hand upon my feet and passed it over his face. I was amazed at their belief in the merits of one who, though not of their religion, had entered these places« (IB 512 f.).

So much for the S-word. Instead of tagging it (like Chism) as a »dehumanizing epithet«, Ibn Battuta mentioned it twice in a descriptive sense as the term used by Christians to name Muslims, while neither addressing nor discussing its supposed disparaging dimensions.[59] In this situation, the term was not used as a »marking of otherness« but rather to describe a well-known difference. Hence, he did not make the »subjective experience of fear, isolation and reduction to a vulnerable body«, but of being politely welcomed and opulently endowed with gifts and even accepted as a devout pilgrim who had visited the holy sites of Christendom (although as

58 By the way: when Ibn Battuta met Bayalun, she was surrounded by »about a hundred slave-girls, Greek, Turkish and Nubian« (IB 488). He himself got slaves as presents and he bought some by himself. His first two slaves were a man and a girl of Greek origin (cf. *Ross E. Dunn*, The Adventures of Ibn Battuta. A Muslim Traveler of the 14th Century, Croom Helm, London etc. 1986, p. 154).

59 For a short categorization see *Daniel G. König*, Isidore of Seville on the Origins of the Term ›Saracens‹, in: *id./Theresa Jäckh/Eric Böhme* (eds.), Transmediterranean History. Commented Anthology of Primary Sources, URL: <https://wiki.uni-konstanz.de/transmed-en/index.php/621:_Isidore_of_Seville_on_the_Origins_of_the_Term_"Saracens"> [5.5.2023], who concludes: »it is possible to conceive geographic, ethnic, and linguistic explanations. The geographical explanations attribute the Greek variant of the term ›Saracens‹ to toponyms that are located on the Sinai or in the northern periphery of the Arabian Peninsula and have already been recorded in parts by ancient authors such as the geographer Ptolemy. The ethnic explanations assume that an Arab tribe carrying the ethnonym ›Saracens‹ existed, and claim that the latter was then increasingly applied to other Arab groups during the repeated emergence and collapse of pre-Islamic tribal confederations. Linguistic explanations link the term ›Saracens‹ with Arabic and Aramaic terms. In this vein, Σαρακηνοί/*Saraceni* is either derived from *sāriq/sāriqīn* (Arabic: ›stealing‹/›thieves‹), from *šarqī/šarqīyyūn* (Arabic: ›Eastern‹/›Orientals‹), from *s$^{e}$rāq* (Aramaic: ›emptiness‹/›wasteland‹), and finally from *šarika(t)* (Arabic: ›association‹, here in the sense of ›confederation‹).«

holy sites of Islam). There was no »racing« in his story – until it was abridged and distorted in the modern re-narration of a critical race scholar.

On top of this, Chism completely abdicates the commitment to discuss thoroughly the conceptual history of disputable categories (above all in a chapter on ›definition and representations‹). Yet ›Saracen‹ would have been a perfect example for such a debate (as well as ›race‹, of course). While there are several chapters in this volume addressing the topic ›Saracens‹, unfortunately (again), that dealing with the history of the category is another bitter pill (at least for my expectations). In her paper ›Race and Politics‹ (2:97–112), Geraldine Heng makes short work of ›Saracens‹: the word, »that, in the late antiquity, referred to pre-Islamic Arabs« became the label »for the international enemy that Latin Christendom fought in its holy wars« by making Islam »into an instrument of essentialism«, that »raced all Muslim believers into a singular, homogenous whole« and »embedded a lie at the heart of the raced identity« with the propagation of a »fake etymology« by insinuating that Arabs (and, later, Muslims) used this name to pretend that they were legitimate descendants of Abraham and his wife Sarah despite being Ishmaelites, descendants of Ishmael, the son of Sarah's slave Hagar, and therefore should be called Hagarenes (2:101 f.).

This truncated derivation ignores essential developments and differences and, to top it all, passes off the associated ideology as an »ingenious lie« (2:102). Such criticism of ideology implicitly imagines powerful control centres for the phrasing of thoughts and beliefs, staffed by devious liars who propagate untruths to denigrate potential or real enemies in the interest of ruling classes – instead of monitoring the history of the category and asking who contributed to the changes of its meaning, when and why, and with what consequences.

As shown in a meticulous study by Jan Retsö, in actual fact the ›Geography‹ of Ptolemy, written in the 2nd century CE, seems to be »the earliest text where we find the Saracens mentioned as a group of people« and during the next centuries »Saracens and Arabs are mentioned side by side by the authors«, that is, as different people. At the beginning of the 4th century, Eusebius of Caesarea wrote in his ›Chronicon‹: »Abraham from the maid Agar gave birth to Ismahel from whom the lineage (genus) of the Ismaelites [came] who later were called Agareni and lately Saraceni«. In the course of that century, »›Saracens‹ becomes the regular term for the desert-dwellers in the Middle-East«[60] and the Saracens became allies of the Roman Empire, even contributing to the defence of Constantinople against the Goths in 378.[61]

But neither the Saracenization of Arabs nor (after the rise of Islam) the Muslimization of the Saracens was the last word in this context. The Saracens were also paganized (so much that the name Saracen could even refer to pagans of antiquity or contemporary pagans like the Irish and Scots in the 13th century or the Lithunians

60 *Jan Retsö*, The Arabs in Antiquity. Their History from the Assyrians to the Umayyads, RoutledgeCurzon, London/New York 2003, pp. 505 f. (›side by side‹), 507 (quote from Eusebius), 514 (›desert-dwellers‹).

61 Cf. *David Woods*, The Saracen Defenders of Constantinople in 378, in: Greek, Roman and Byzantine Studies 37, 1997, no. 3, pp. 359–379.

in the 14th century).[62] Moreover, the »homogeneous whole« of Saracens was subject to a range of modifications, including the praise of Islamic knighthood. In England, an analysis of the various tales of the Auchinleck manuscript, produced around the time Ibn Battuta entered Constantinople, has revealed a »similarity between noble Saracen warriors and their Christian counterparts«. Both are characterized by »knightliness« and, as a consequence, it seems that »class identity […] transcends cultural or religious affiliations«.[63] In Germany, Wolfram von Eschenbach »describes the Muslims as being on par with the Christians in terms of their wealth, splendor, their courtly nobleness, education, and bravery« and even suggests »that religious conviction is irrelevant to […] [k]nighthood and courtly service«.[64]

## III. The Missing Link: Race and Class

Sometime in the second half of the 10th century, an anonymous author in a British monastery wrote the ›Codex Exoniensis‹. It contains several riddles. One of them describes »se wonna þegn | sweart ond saloneb«, a servant who may have worked at the communal baking oven of a village. He is portrayed as shrouded in darkness – »a dark thane, | swarthy and dun-faced«.[65] This description did not stop one of the text's editors from speaking of »the dark thane, | a swarthy blackamoor«.[66] But the servant talked about here was no ›moor‹, he simply belonged to the labouring classes. He was not racialized but classified as a member of the lower orders of society.

Perhaps around the same time (but only passed down orally and put into writing in the 14th century), there existed the stratified social model of the Rígsþula. This Eddic poem relates how a Norse god fathers the different strata of a simple class society. Three women, referred to as the great-grandmother, grandmother, and mother, gave birth to his three sons. The first one »bore a swarthy boy« and »called him Thrall« (»Þræll«, meaning slave), the ancestor of the serfs. The second one had a baby (»Churl«/Karl, the freeman) who was »rosy and ruddy« and became the pro-

62 Cf. Matthieu Boyd, Celts Seen as Muslims and Muslims Seen by Celts in Medieval Literature, in: *Jerold C. Frakes* (ed.), Contextualizing the Muslim Other in Medieval Christian Discourse, Palgrave Macmillan, New York 2011, pp. 21–38, p. 22 (›Irish‹, ›Scots‹); *John V. Tolan*, Saracens. Islam in the Medieval European Imagination, Columbia University Press, New York 2002, p. 127 (›Lithunians‹).

63 *Siobhain Bly Calkin*, Saracens and the Making of English Identity. The Auchinleck Manuscript, Routledge, Abingdon/New York 2005, p. 30.

64 *Heiko Hartmann*, Wolfram's Islam. The Beliefs of the Muslim Pagans in Parzival and Willehalm, in: *Albrecht Classen* (ed.), East Meets West in the Middle Ages and Early Modern Times. Transcultural Experiences in the Premodern World, De Gruyter, Berlin/Boston 2013, pp. 427–440, p. 432 (›on par‹), and *David F. Tinsley*, Mapping the Muslims. Images of Islam in Middle High German Literature of the Thirteenth Century, in: *Frakes*, Contextualizing the Muslim Other in Medieval Christian Discourse, pp. 65–101, p. 84 (›irrelevant‹).

65 *Paull F. Baum* (transl.), Anglo-Saxon Riddles of the Exeter Book, Duke University Press, Durham 1963, p. 32.

66 *William S. Mackie* (ed.), The Exeter Book, part 2: Poems IX–XXXII, Oxford University Press, London etc. 1934, p. 143, on p. 142 (original wording).

genitor of farmers and artisans. The latter bore a son (»Jarl«/Earl), the founder of the nobility whose description reads: »Light were his locks, and fair his cheeks.«[67]

Justification for these differences was found in the book of Genesis (9, 20–27). Noah's curse – directed against his son Ham but imposed on his grandson Canaan – was used to justify social inequality. However, contemporary authors also used the curse in other ways. In Hugo von Trimberg's ›Renner‹, written around 1300, the curse was not restricted to serfs and slaves but also extended to Jews, heretics, heathens, and Christians who sinned against God: »Der vellet niht gemeine | Ûf de gebûr alterseine, | Er vellet ûf manige ander liute, | Als ich iu her nâch beduite: | Juden, ketzer, heiden | Und Kristen, die unbescheiden | Sint und unordentlîchen lebent | Und wider gotes willen strebent, | Ûf die vellet der selbe fluoch: | Als lêrent uns der heiligen buoch«.[68]

While the ›Codex Exoniensis‹ was being written, Abū Jaʿfar Muḥammad ibn Jarīr ibn Yazīd al-Ṭabarī drafted his ›History of the Prophets, Kings and Caliphs‹, in which he linked slavery to skin colour. Regarding the curse of Ham, he pointed to Noah's sons Shem, Ham, and Japheth and to various sources that identified Ham as the father of the »Abyssinians«, the »Blacks«, or the »Sudanese«. Moreover, Ham not only »begat all those who are black and curly-haired« but »wherever his descendents met the children of Shem [that means: the Arabs], the latter would enslave them«.[69]

---

67 The Song of Rig, in: The Elder or Poetic Edda, part 1: The Mythological Poems, ed. and transl. by *Olive Bray*, printed for the Voking Club, London 1908, pp. 202–217, pp. 205 (›swarthy‹), 209 (›rosy‹), 213 (›fair‹). For the Rígsþula and the Exeter Book see e. g. *David Pelteret*, The Image of the Slave in Some Anglo-Saxon and Norse Sources, in: Slavery and Abolition 23, 2002, no. 2, pp. 75–88.

68 *Hugo von Trimberg*, Der Renner, ed. by *Gustav Ehrismann*, vol. 1, Literarischer Verein in Stuttgart, Tübingen 1908, p. 58, vv. 1397–1406; cf. chapter 4, ›The Curse of Noah‹, in: *Paul Freedman*, Images of the Medieval Peasant, Stanford University Press, Stanford 1999, pp. 86–104.

69 *Al-Ṭabarī*, The History of al-Ṭabarī (Ta'rīkh al-rusul wa'l-mulūk), vol. 2, transl. by William M. Brinner, State University of New York Press, Albany 1987, pp. 20 f. As al-Ṭabarī plays no part of the ›Cultural History of Race‹, the collection also misses his detailed discussion of the Zanj Rebellion (869–883), a famous revolt of black slaves against the Abbasid Caliphate. Already al-Jahiz had informed his readers that, according to the view of the Zanj, skin colour had nothing to do with divine punishment; »[b]lackness and whiteness« were »caused by the properties of the region as well as the God-given nature of water and soil and by the proximity or remoteness of the sun and the intensity or mildness of its heat« (*ʿAmr ibn Bahr al-Jahiz*, The Boasts of the Blacks over the Whites, transl. by Tarif Khalidi, in: Islamic Quarterly 25, 1981, pp. 3–51, here: p. 24). At that time, the name Zanj was used as a toponym for a region in East Africa, as an ethnonym for its inhabitants as well as for other African peoples, and as a socionym for black slaves (cf. *Marina Tolmacheva*, Toward a Definition of the Term Zanj, in: Azania 21, 1986, no. 1, pp. 105–130). The Zanj mentioned by al-Jahiz offered a long-lasting resistance against their enslavement (cf. *Ghada Hashem Talhami*, The Zanj Rebellion Reconsidered, in: The International Journal of African Historical Studies 10, 1977, no. 3, pp. 443–461). Along the Euphrates, they had already rebelled many times when, in September 869, a great revolt took place. At that time, al-Jahiz had just perished. The history of the revolt was than written by al-Ṭabarī (cf. *al-Ṭabarī*, The History of al-Ṭabarī [Ta'rīkh al-rusul wa'l-mulūk], vols. 36, transl. by David Waines, and 37, transl. by Philip M. Fields, State University of New York Press, Albany 1992 and 1987). The insurgents stood their ground longer than a decade. During this time, they also kept slaves themselves (cf. *Alexandre Popovic*, La révolte des esclaves en Iraq au III$^{e}$/IX$^{e}$ siècle, Geuthner, Paris 1976, p. 130).

Here, a religious narrative was used to legitimize slavery and, contrary to the wording of Genesis, was associated with the skin colour of Africans. However, this same narrative also found its way into the legitimation of other power relationships. As Paul Freedman has argued, during the Middle Ages the »institution of serfdom was thought to have arisen from Ham's sin and Noah's curse«. Ham therefore appears in several roles, as the ancestor of several peoples, Africans included, and of lower-class serfs. But »[f]or the Christian Middle Ages, […] Ham was not exclusively associated with Africa, Africans were not thought of as exclusively black, and blacks were not thought of primarily as slaves«.[70]

After the word race emerged in European languages, it was used in different contexts. Long before it acquired its modern anthropological meaning as a marker for global population classification, the term was used as an indicator in religious and socio-structural contexts. Initially, there was no categorical border between these uses and a social class could be called ›race‹ without being ›racialized‹ in the eventual sense of racial construction. Even during the formation of modern racism, when Karl Marx, in his ›Economic and Philosophical Manuscripts‹, referred to the working class as the »Sklavenklasse der Arbeiter« and the »Arbeiterrace«[71], this was not a sign of ›racialization‹ but rather an evidence of semantic ambiguity. However, it can also be viewed as an indication of the social challenge of racialization for the ruling classes, which not only involved disparaging outside others but also imposing the idea of equal status (of race) with those who had traditionally been viewed as inferior (due to their class). Here, it was not a question of metaphysical equality (such as that of souls before God), which would only be redeemed in the afterlife. It was a matter of social equality that was even supposed to be based on natural foundations, which simultaneously were the alleged basis of the division of social classes.

The complex and long-lasting melange of class and race is not a systematically analyzed topic in the ›Cultural History of Race‹, although it might have been approached from various perspectives. An auspicious possibility for such an analysis is given away in Peter Kivisto's approach to Max Weber in his chapter on ›Race and Ethnicity. Conceptualizing Difference in the Social Sciences‹ (6:107–124):

> »Weber's […] thinking about race and ethnicity was initially motivated by his critical reaction to biological racial theories, which was evident in a charged debated he had with Alfred Ploetz, a proponent of biologically deterministic race theory«. His »visit to the United States« and »his trip through the Deep South«, where »he visited Booker T. Washington's Tuskegee Institute«, »combined with his extended contacts with W. E. B. Du Bois led him to an appreciation of the sheer complexity and ethnicity in the United States, where a class society existed side by side with a caste system«.
>
> »The key text in question is ›Ethnic Group‹« in »Economy and Society«. »Weber defined ethnic group as ›those human groups that entertain a subjective belief in their common descent because of similarities of physical type or of customs or both, or of memories of

70 *Freedman*, Images of the Medieval Peasant, pp. 86 (›curse‹), 93 (›Africans‹).

71 *Karl Marx*, Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, in: *id./Friedrich Engels*, Werke (MEW), vol. 40, Dietz, Berlin 1968, pp. 465–588, pp. 475 (›Sklavenklasse‹), 471 (›Arbeiterrace‹).

> colonization and migration‹ […]. He goes on to contend that the belief may or may not be grounded in ›an objective blood relationship‹. There are three pertinent features to this definition that are worth highlighting. First, the ethnic group is a social construct […]. Second, racial groups are construed as a subset of ethnic groups […]. Third, the emphasis on those claiming group membership as the sole arbiters of defining the ethnic group fails to appreciate the obvious role of others in imposing group identities on the less powerful and more marginalized sectors of a society (surprisingly given Weber's usual attentiveness to power in social relations)« (6:118 f.).

This reading of Weber is astonishing in several respects: it overlooks Weber's distinction of natural race and social race and his belief that both exist and are of principal importance for the varieties of cultures; it glosses over Weber's evaluation of his trip to the United States; it treats Du Bois merely as a reference and does not highlight the similarities and differences in his and Weber's understanding of race; it ignores the essence of Weber's definition of ›ethnic honour‹; and it disregards his connection between class and race.

To begin with, Weber's ›thinking about race‹ was *not* motivated by a ›critical reaction to biological racial theories‹. On the contrary, he believed in the importance of race. In the introduction to the reprint of his ›Protestant Ethics‹ in the first volume of his collected works on ›Religionssoziologie‹, he stated that »[t]he author admits that he is inclined to think the importance of biological heredity very great«. Weber assumed that the »types of rationalization« developed »only« in the »Occident« were most likely due to »the differences of heredity«. However, he acknowledged that there was currently »no way of exactly […] measuring« these differences, because »comparative racial neurology and psychology« had not yet »progressed beyond their present and in many ways very promising beginnings«.[72]

72 *Max Weber*, Author's Introduction, in: *id.*, The Protestant Ethic and the Spirit of Capitalism, transl. by Talcott Parsons, 3rd imp., Scribner, New York and Allen & Unwin, London 1950, pp. 13–31, pp. 30 f. Weber's attack on Ploetz applied to the blinkered lecture of the latter, not to race science in general. He had made the case for the appointment of Ploetz to the board of the ›Deutsche Gesellschaft für Soziologie‹ and had welcomed that this popular eugenicist presented a paper concerning the race problem to the first German ›Soziologentag‹ (cf. *Friedrich Lenger*, Werner Sombart 1863–1941. Eine Biographie, C. H. Beck, München 1994, pp. 202 f.). Hence, *Paul Weindling*, Health, Race and German Politics Between National Unification and Nazism, 1870–1945, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 1989, p. 141, correctly surmises that »Weber seems to have been criticizing academic imprecision and not the concept of race itself«. Weber's contribution to the discussion is documented in Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.–22. Oktober in Frankfurt a.M., Mohr Siebeck, Tübingen 1911, pp. 151–157. Here, he explicitly put on record his positive expectations concerning the future findings of race analysis for social questions: »Was wir von den Herren Rassenbiologen erwarten und was – wie ich nicht zweifle, gerade auf Grund des Eindrucks, den ich von den Arbeiten des Herrn Dr. Ploetz und seiner Freunde gewonnen habe […] – was wir von ihnen sicherlich irgend wann geleistet erhalten werden, das ist der exakte Nachweis […] der ausschlaggebenden Wichtigkeit ganz konkreter Erbqualitäten für konkrete Einzelerscheinungen des gesellschaftlichen Lebens« (p. 156). At the following Soziologentag, ›race‹ again was a topic and Weber repeated his warnings against using ›race‹ as an analytical concept as long as major theoretical questions remained unresolved – cf. Verhandlungen des Zweiten Deutschen Soziologentages vom 10.–22. Oktober 1912 in Berlin, Mohr Siebeck, Tübingen 1913, pp. 188–191: »Die eigentliche Frage im Rassenproblem […] ist heute auf den meisten Gebieten

Furthermore, Weber was quite outspoken in racial beliefs and statements. This is evident in his vilification of the Poles, who were used as an »example« to »illustrate […] the role played by physical and psychological racial differences between nationalities in the economic struggle for existence«. According to Weber, due to their »lower expectations of the standard of living, […] something which is either natural to the Slav race or has been bred into it in the course of its history«, the migration of agricultural workers from Poland to Germany would result in »German peasants and day-labourers in the east […] coming off worse in a silent and bleak struggle for everyday economic existence in competition with an inferior race«.[73] And this also applies to Weber's comments after his ›trip through the Deep South‹ in the United States. Here, he and his wife visited Tuskegee, for Weber »the only place with a socially free atmosphere, particularly for the numerous half-Negroes, quarter-Negroes, and one-hundredth part Negroes whom no non-American can distinguish from whites«. His wife summarized that »[t]hey sensed above all the tragedy of the pariahdom of that ever-increasing mixed race of all shades from dark brown to ivory, people who by virtue of their descent and talents belonged to the master race [Herrenrasse]«, or, as he would have preferred, »Herrenvolk«. As a comparison, Weber remarked: »The semi-apes one encounters on the plantations and in the Negro huts of the ›Cotton Belt‹ afford a horrible contrast.« Later, near the end of the First World War, Weber would become upset about the »scum of African and Asian savages« in the colonial troops of the Entente Powers.[74]

His attitude toward Du Bois was quite different. As a self-declared »class-conscious bourgeois«, Weber believed that he treated class and race from a sovereign position. Although he did not racially promote Du Bois, he classed him as a »Gentleman« and as »the most eminent sociological scholar in the American southern states«, »with whom no white person can compete«.[75] He collegially corresponded with him and invited him to write a paper for the ›Archiv für Sozialwissenschaft‹.[76]

---

noch nicht einmal exakt zu stellen, geschweige daß schon an eine Lösung zu denken wäre« (p. 188). Ironically, he also referred to the historical dimension of the problem and called it a »scholarly crime« to use uncertain categories like ›race‹ in discussions about antiquity (»Es ist ein wissenschaftliches Verbrechen, heute, mit ganz ungeklärten Begriffen, auf dem Gebiet der Antike durch kritiklosen Gebrauch von Rassenhypothesen die freilich weit schwierigere soziologische Analyse umgehen zu wollen« [pp. 188 f.]).

73 *Max Weber*, The Nation State and Economic Policy (Inaugural Lecture), in*: id.*, Political Writings, ed. by *Peter Lassman/Ronald Speirs*, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 1994, pp. 1–28, pp. 2 (›struggle‹), 8 (›Slav race‹), 14 (›inferior race‹).

74 Max Weber as quoted in *Marianne Weber*, Max Weber. A Biography. With a new Introduction by Guenther Roth, Transaction Books, New Brunswick etc. 1988, p. 296 (›atmosphere‹, ›semi-apes‹); the quote on ›pariahdom‹ is from Marianne Weber (p. 295), using her husband's terminology, with the addendum ›Herrenvolk‹ from *Max Weber*, Suffrage and Democracy in Germany, in: *id.*, Political Writings, pp. 80–129, here: p. 129; and *Max Weber*, Die siebte deutsche Kriegsanleihe, in: Frankfurter Zeitung, 18.9.1917, as quoted in *Hinnerk Bruhns*, Max Weber und der Erste Weltkrieg, Mohr Siebeck, Tübingen 2017, p. 170 (›savages‹).

75 Max Weber in Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages, p. 164.

76 *W. E. Burghardt Du Bois*, Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten, in: *Werner Sombart/Max Weber/Edgar Jaffé* (eds.), Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, vol. 22, Mohr Siebeck, Tübingen 1906, pp. 31–79. For an English version see *id.*, Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten (The Negro Question in the United States), transl. by Joseph G. Fracchia, in: The New Centennial Review 6, 2006, issue 3, pp. 241–290; in this paper, a single sentence contains the

He also agreed with Du Bois that the ›colour line‹ was a central social problem (and was also eager to learn more about the relationship between class and race in the United States).[77] But though their approaches to racism showed some similarities, there also remained a significant difference.

The central element of Weber's treatment of race and racism is ignored by Kivisto. Weber had no doubt that there was something like an »objective racial difference«. But as a sociologist he assumed that »[o]f course, race creates a ›group‹ only when it is subjectively perceived as a common trait«. This, however, requires »some common experiences of members of the same race« which »are linked to some antagonism against members of an obviously different group«. This implies that »[t]he resulting social action is usually merely negative«, resulting in »the belief in a specific ›honor‹ of their members, not shared by the outsiders, that is, the sense of ›ethnic honor‹«. Weber calls it an »honor of the masses« because »it is accessible to anybody who belongs to the subjectively believed community of descent«, not least for the lower classes. Weber considers »[t]he ›poor white trash‹« in the southern slave states as an ideal example to illustrate this. These »very often destitute white inhabitants […] were the actual bearers of racial antipathy, which was quite foreign to the planters. This was so because the social honor of the ›poor whites‹ was dependent upon the social déclassement of the [blacks].«[78]

These deliberations cover the relations of class and race – including the ›negativity‹ of racist socialization. It has an external orientation because it does not change anything about classist inequality. Its manual is as old as the history of class societies, as covered in the ›Cultural History of Race‹. Plato himself had lectured the citizens of Athens that they were unequal because the Gods mixed gold, silver, and iron and bronze into the blood of the different classes. But in relation to barbarians, they could nevertheless be proud of being »purely Greek and unmixed with Barbarian stock«.[79] This recipe was still prescribed by Adam Smith, who recommen-

words ›class‹, ›caste‹, ›nation‹, ›race‹, and ›state‹: »in the heart of the nation that had laughed about social prejudices and that had set itself the goal of erecting a state with the least conceivable class differences, there existed from the very beginning the worst of all caste differences that, unheeded, grew to a threatening girth, namely a slavery based on race and color« (p. 234). But despite also mentioning Robert Parks, Kivisto completely abstains from mentioning ›caste‹ and ›class‹ or even discussing their relation (perhaps because the publisher needed the space for the full-page portraits of Weber and Parks, without however considering Du Bois); for the background see *Aldon D. Morris*, The Scholar Denied. W. E. B. Du Bois and the Birth of Modern Sociology, University of California Press, Oakland 2015, and *Pierre Saint-Arnaud*, African American Pioneers of Sociology. A Critical History, University of Toronto Press, Toronto/Buffalo etc. 2009.

77 Cf. *Lawrence A. Scaff*, Max Weber in America, Princeton University Press, Princeton/Woodstock 2011, pp. 100 (colour line), 104 (class and race).

78 *Max Weber*, Economy and Society. An Outline of Interpretative Sociology, ed. by *Guenther Roth/Claus Wittich*, University of California Press, Berkeley etc. 1978, pp. 385 (›difference‹ – ›negative‹), 390 (›honor‹), 391 (›masses‹ – ›[blacks']‹; Weber uses the wording »Deklassierung der Schwarzen«, whereas the translation applies the N-word); cf. *Wulf D. Hund*, Racism in White Sociology. From Adam Smith to Max Weber, in: *id./Alana Lentin* (eds.), Racism and Sociology, Lit, Wien/Zürich etc. 2014, pp. 23–67, here: pp. 46 ff.

79 *Plato*, Menexenus, in: *id.*, The Dialogues of Plato, ed. by *Reginald E. Allen*, Yale University Press, New Haven etc. 1984, pp. 329–343, p. 339 (245 c/d); for the class legend see *id.*, Republic, ed. by *Charles D. C. Reeve*, Hackett Publishing, Indianapolis etc. 2004, p. 100 (415 a).

ded that lower classes not compare their circumstances with the rich members of their own society (because they would come off badly) but rather use ›savages‹ for comparison, whereupon they would find that their situation was »much superior to that of many an Indian prince, the absolute master of the lives and liberties of a thousand naked savages«.[80]

Weber does not think this correlation through to the end[81], whereas Du Bois focused on the race question and linked it to class. At the ›National Negro Conference‹, he explained that the »hegemony of the white races […] attempts to make the slums of white society in all cases and under all circumstances the superior of any colored group« and to construe »white« as »the right of white men of any kind to club blacks into submission«. Later, he complemented this statement with the reflection »that the white group of laborers, while they received a low wage, were compensated in part by a sort of public and psychological wage. They were given public deference and titles of courtesy because they were white.«[82] And there is more to come. ›Whiteness‹, as colonialism and imperialism demonstrate, is a global relation, comprising the »chance for exploitation on an immense scale for inordinate profit, not simply for the very rich, but also to the middle class and the laborers«. By contrast, the »great majority of mankind« in America, Africa, and Asia »shares a common destiny« and »is despised and rejected by race and color«. For Du Bois, this was the »real modern labor problem«: »The emancipation of man is the emancipation of labor and the emancipation of labor is the freeing of that basic majority of workers who are yellow, brown and black.«

Against this backdrop, Du Bois argued that a »revolt against the domination of the planters over the poor whites« was doomed to fail because calls »for a class struggle to destroy the planters« were »nullified by deep-rooted antagonism to the Negro«: »the poor whites and their leaders could not for a moment contemplate

80 *Adam Smith*, Early Draft of Parts of the Wealth of Nation, in: *id.*, Lectures on Jurisprudence, ed. by *Ronald L. Meek/David D. Raphael/Peter G. Stein*, Clarendon Press, Oxford 1968, pp. 562–581, here: p. 562; here, Smith referred to North America, but later he turned to the circumstances »of many an African king, the absolute master of the lives and liberties of ten thousand naked savages« as a point of reference (*id.*, An Inquiry into the Nature and the Causes of the Wealth of Nations, 2 vols., ed. by *Roy H. Campbell/Andrew S. Skinner/William B. Todd*, Clarendon Press, Oxford 1976, vol. 1, p. 24).

81 Elsewhere, he even negates it: »The mere differentiation of property classes is not ›dynamic‹, that is, it need not result in class struggles and revolutions. The strongly privileged class of slave owners may coexist with the much less privileged peasants or even the declassed, frequently without any-class antagonism and sometimes in solidarity (against the unfree). […] A classic example of the lack of class conflict was the relationship of the ›poor white trash‹ to the plantation owners in the Southern States. The ›poor white trash‹ were far more anti-Negro than the plantation owners, who were often imbued with patriarchal sentiments« (*Weber*, Economy and Society, pp. 303 f.).

82 *W. E. Burghardt Du Bois*, Evolution of the Race Problem, in: Proceedings of the National Negro Conference 1909. New York s.d., pp. 142–158, pp. 153 f. (›slums‹), and *id.*, Black Reconstruction. An Essay Toward a History of the Part which Black Folk Played in the Attempt to Reconstruct Democracy in America, 1860–1880, Harcourt, Brace and Company, New York 1935, p. 700 (›psychological wage‹); for the following quotes see *id.*, The Souls of White Folk, in: *id.*, Darkwater. Voices from within the Veil, Hartcourt, Brace and Howe, New York 1920, p. 43 (›profit‹), and *id.*, Black Reconstruction, pp. 15 f. (›great majority‹, ›emancipation of labor‹), 27 (›poor whites‹), 701 (›Roman Holiday‹).

a fight of united white and black labor against the exploiters«. Instead, »[m]ob violence and lynching were the inevitable result of the attitude of these two classes and for a time were a sort of permissible Roman holiday for the entertainment of vicious whites.« These racist amusements obviously did not take place in antiquity. ›Rome‹ was either a generalized metaphor for the sadistic treatment of black people (as »the ugliest way | To torture Negroes in the fiercest fashion« in Claude McKay's poem ›A Roman Holiday‹) or a particular reminiscence of the lynching of Charley Sheppard in Rome, Mississippi, delineated by William Pickens in a report captioned ›A Roman Holiday‹ in ›The Crisis‹, edited by Du Bois.[83]

Du Bois's deliberations on race and class as well as on race and racism are mostly ignored in the ›Cultural History of Race‹.[84] Concerning the former, he by and large remains the ›scholar denied‹, though he not only discussed the link between race and class but, also, early on »the growing differentiation of classes among Negroes«, including the consequences of its being acknowledged or ignored for the discourse of race.[85] This has been linked with elitist and patriarchal tendencies in Du Bois thinking. But no matter what, it also comprised a painful insight into the functioning of racism, which tries to stabilize the classist stratification of the discriminators by disregarding the social differentiation of the discriminated.

This can be illustrated by a picture which was part of the large compilation of photographs collected in four volumes for the Negro Exhibit shown in 1900 as part of the Exposition Universelle in Paris.[86] It shows David Tobias Howard, a successful undertaker from Atlanta (Georgia) together with his mother Fannie Howard and his wife Ella Branner Howard in a two-horse carriage driven by a coachman (see Figure 4).[87] Obviously, he wanted to present himself and his family as members of the respected black urban upper class. The local newspaper declared him »perhaps the most respected representative of his race by white and black alike« in his town. But it also left no doubt why it celebrated his way »From Slavery to Riches«, described in an article with this header and the subtitle »Pioneer Negro Points Way to Racial Understanding«. Whatever the author of this text may have written or the typesetter interpreted, in its printed version it reads »David Howard was born in 1849 as

83 *Claude McKay*, A Roman Holiday, in: The Liberator 2, 1919, issue 7 (July), p. 21; *William Pickens*, A Roman Holiday, in: The Crisis 36, 1929, issue 3, pp. 79–80 and 96.

84 Cf. *Morris*, The Scholar Denied, who, p. 131, even reckons that »Du Bois's approach to slavery and race generally is best seen as a political sociology stressing power, violence, exploitation, ideological dominance, and class relations«.

85 Cf. *W. E. Burghardt Du Bois*, The Negroes of Farmville, Virginia. A Social Study, in: Bulletin of the Department of Labor 14, 1898 (Washington: Government Printing Office), pp. 1–38, here: p. 38.

86 See in detail *Shawn Michelle Smith*, Photography on the Color Line. W. E. B. Du Bois, Race, and Visual Culture, Duke University Press, Durham etc. 2004.

87 Cf. *Eugene F. Provenzo Jr.*, W. E. B. Du Bois's Exhibit of American Negroes. African Americans at the Beginning of the Twentieth Century, Rowman and Littlefield, Lanham/Boulder etc. 2013, p. 55; for the situation of affluent people of colour see *Loren Schweninger*, Black Property Owners in the South 1790–1915, University of Illinois Press, Urbana etc. 1990; for the photograph see Library of Congress, URL: <http://hdl.loc.gov/loc.pnp/cph.3b17327> [5.5.2023]; on Howard, see David T. Howard. The Man Behind the Name, URL: <https://atlantaspastrevisited.com/2017/04/07/david-t-howard-pt-1-the-man-behind-the-name/> [5.5.2023]; there, the article quoted below is documented as being from ›The Atlanta Constitution‹, 7.10.1920.

the property of Colonel Howard […] upon a plantation in Crawford country«. Later, as a successful businessman, he declared that his »principles of business […] were taught him as a young body servant« by his »master« and remembered that both of them »cried« when he left him after emancipation. He went to Atlanta, where he worked as a »personal servant« of another white benefactor, from whom he, after the employer »died in the arms of his beloved servant«, inherited a substantial sum of money, the starting capital of his own business. And despite his prospering enterprise, »[h]e declared that no sane thinking negro wanted social equality with the white race«. According to him, »most of the trouble arises from the fact that the two races come in closest touch which each other at the bottom of the scale – the worst elements of both races are the more intimate, while the best elements live apart«.

Figure 4: Race and Class – Social dynamics and the colour line

To visualise the racist dimension of the photograph, we need only imagine the Howard family is on its way to the train station some years later. Here, they will be reminded by law, railway officials, police, and white crowds that ›living apart‹ means forcible segregation. It includes the social dimension of race, put into only a few words by Du Bois: »[T]he black man is a person who must ride ›Jim Crow‹ in Georgia.«[88] In this case, class did not help, as Emanuel Love, president of the black Baptist Foreign Mission Convention and minister in the Baptist church of Savannah, Georgia, had to learn in 1889, when he seated himself in the first-class car of a train. He had a first-class ticket, but the train had no first-class section for black passengers. One of the white travellers cabled to a station ahead where, as Love reported later, »a dozen rough looking men boarded the train and ordered us out

88 *W. E. Burghardt Du Bois*, The Superior Race. An Essay, in: The Smart Set 70, 1923, no. 4, pp. 55–60, here: p. 60.

of the car. We didn't go, and we were assaulted. […] I think some of us would have been killed« without the »interference of the conductor.«[89]

As nuanced as Du Bois's approach to the relation of class and race is, it proves to be deficient in his treatment of the connection between race and racism. His discussion is marked by a significant gap – the absence of the category of ›racism‹ in his oeuvre.[90] Forced to engage with ›race‹ as a result of social relations shaped by white supremacy, he tried to transform ›race‹ into an instrument of criticism and resistance. This implied that he also upheld questionable dimensions of the concept of race, which is inextricably linked to an essentialism of difference.

By chance, the same issue of the ›Crisis‹ in which Pickens's ›Roman Holiday‹ was published also contains a short notice concerning Liberia (in the section ›Along the Color Line‹): »The Firestone Company has at present 30 000 acres planted in rubber trees in Liberia.«[91] Du Bois had visited the country in 1923/24 as a personal ambassador of the president of the United States and a member of a delegation investigating the possibilities of rubber cultivation and export. He may have genuinely believed that »white capital« from America could »do a fine and unusual job in imperialism« by helping Liberia establish »a local organization of control without a rigid color line«.[92] However, by 1929, he should have known better. At that time, the League of Nations received accusations that the Liberian government was using and even trading in forced labour. The State Department of the United States viewed this as an opportunity »to undermine the country's sovereignty, turn international public opinion against the republic, and promote Firestone as Liberia's savior«.[93] They chose Charles S. Johnson, then chair of the Department of Sociology at Fisk University, as their delegate for the international commission appointed to investigate the accusations. The final report was blunt: »The Commission finds that forced labor has been made use of in Liberia«, »that none of this labor has been paid«, that »contract laborers […] have been recruited under conditions of criminal compulsion scarcely distinguishable from slave raiding and slave trading« – but also »that the Firestone Plantations Company consciously employs any but voluntary labor on its leased rubber plantation«.[94]

89 Emanuel K. Love, quoted in *Arthur Remillard*, Southern Civil Religions. Imagining the Good Society in the Post-Reconstruction Era, The University of Georgia Press, Athens/London 2011, p. 61; for the background see *Barbara McCaskill*, Georgia, in: *Nikki L. M. Brown/Barry M. Stentiford* (eds.), The Jim Crow Encyclopedia, 2 vols., Greenwood Press, Westport/London 2008, pp. 323–328.

90 On one of the extremely rare occasions he used the word, he did so not voluntarily but in answer to a question referring to it – cf. *W. E. Burghardt Du Bois*, [Letter to Will W. Alexander], 26.11.1943, in: *[id.]*, The Correspondence of W. E. B. Du Bois, ed. by *Herbert Aptheker*, vol. 2, University of Massachusetts Press, Amherst 1976, p. 370.

91 The Crisis 36, 1929, issue 3, p. 92.

92 *W. E. Burghardt Du Bois*, Liberia and Rubber (1925), in: *id.*, International Thought, ed. by *Adom Getachew/Jennifer Pitts*, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2022, pp. 91–99, here: pp. 98 f.

93 Cf. *Gregg Mitman*, Empire of Rubber. Firestone's Scramble for Land and Power in Liberia, The New Press, New York etc. 2021, p. 122.

94 *Cuthbert Christy/Charles Spurgeon Johnson/Arthur Barclay*, Report of the International Commission of Inquiry into the Existence of Slavery and Forced Labor in the Republic of Liberia, United States Government Printing Office, Washington 1931, pp. 133 f.

When asked to comment, Du Bois fully grasped the situation. However, he limited himself to criticizing the pressure exerted by white imperial states and private capital on Liberia, whose »chief crime is to be black and poor in a rich, white world; and in precisely that portion of the world where color is ruthlessly exploited as a foundation for American and European wealth«.[95] By contrast, he did not address the impact of black colonialism[96] on the country's situation and the relationship between its people. Only two short sentences indicate that he was very well aware of its impact. In these brief remarks, he suggests that »labor supply for modern industry in Africa always tends to approximate slavery because it is bound up with the clan organization of the tribes«. Additionally, he mentions that there was »serious trouble […] with the Krus«.

While the first statement is an extenuation, the second disregards anti-colonial resistance. With the arrival of the Americo-Liberians, the country became a settler society. As early as 1886, Thomas Stewart, who held degrees in Laws and Theology and had worked as a professor in both South Carolina and in Liberia, wrote that at the beginning of colonization »the relation between the native and the Negro emigrant from America has been that of master and slave«.[97] Resistance to this situation was widespread. Already in 1825, after the Kru (as well as other tribal people) had been excluded from the first constitution, there were »periodic skirmishes«. After independence, there was even an armed conflict in which the government sent troops to fight against the Kru in 1855. More significant uprisings happened in 1912 and again in 1915, and it was not before 1920 that the Kru revolts were defeated »with the help of the U.S. military«.

One reason Du Bois did not adequately address the conflicts in Liberia is his race-centred analysis, which effectively acknowledged the racist dimension of white America's pressure and interventions in Liberia while disregarding the racist

95 *W. E. Burghardt Du Bois*, Liberia, the League and the United States (1933), in: *id.*, International Thought, pp. 100–116, here: pp. 115 f.; for the following quotes see ibid., pp. 106 (›slavery‹), 109 (›Krus‹).

96 Cf. *M. B. Akpan*, Black Imperialism. Americo-Liberian Rule over the African Peoples of Liberia, 1841–1964, in: Canadian Journal of African Studies 7, 1973, no. 2, pp. 217–236, who writes of the settlers from America »that in spite of their colour, they were, as a rule, as foreign, and lacking in sentimental attachment to Africa as were European colonialists elsewhere in Africa like the British, the French, the Portuguese, and the Spaniards« (p. 219).

97 *Thomas McCants Stewart*, Liberia. The Americo-African Republic, Jenkins' Sons, New York 1886, p. 77; the text continues: »The former American slave treated the African freeman as if he had no rights which were worthy to respect […]. The natives of Liberia have been to the emigrants from America just what these ex-slaves were to the whites of the South. They have been defrauded, beaten with stripes, and made to feel that they were inferior beings«; for the following quotes see *Jeffrey Gunn*, Outsourcing African Labor. Kru Migratory Workers in Global Ports, Estates and Battlefields until the End of the 19th Century, De Gruyter, Berlin/Boston 2021, pp. 185 (›skirmishes‹), 192 f. (›troops‹); *Christine Whyte*, A State of Underdevelopment. Sovereignty, Nation-Building and Labor in Liberia 1898–1961, in: International Labor and Working-Class History 92, 2017, pp. 24–46, pp. 30 f. (1912, 1915); *Alan Huffman*, Mississippi in Africa, Gotham Books, New York 2001, p. 180 (›U.S. military‹). *Cedric Robinson*, DuBois and Black Sovereignty. The Case of Liberia, in: Race and Class 32, 1990, issue 2, pp. 39–50, here: p. 48, has taken for granted that Du Bois's position was shaped by »class arrogance« and »petit-bourgeois nationalism«. However, because of his own point of view, he does not realize that Du Bois's race-centred analysis of racism might comprise analytical problems.

dimension of the conflicts between black American settlers and indigenous peoples. This is highlighted by his argumentation in similar situations before and after his writings on Liberia, such as his views on Ethiopia, Japan, and antisemitism.

In the case of Ethiopia, Du Bois treated it as a shining example of Africa's long-lasting illustrious history (as in his pageant ›The Star of Ethiopia‹) and as a paragon of black sovereignty and resistance (along with Haiti and Liberia).[98] He criticized white imperial attacks on Ethiopia but discussed neither the long history of the institution of slavery in Ethiopia nor Ethiopian imperialism, which almost doubled the territory under its control between 1872 and 1896 alone.[99] When, however, he referred to Japan in one of his comments on the ›Ethiopian question‹, he mentioned the former's imperial policy. Japan had »seized Korea, Formosa and Manchuria«, was »penetrating Mongolia and widening her power in China«. In so doing, »[s]he has used the same methods that white Europe has used«. »And yet«, Du Bois proceeded, there was the »vast difference« that this policy was not »based on race hate for the conquered, since racially these latter are one with the Japanese«.[100]

It is certainly true that Du Bois's understanding of ›race‹ was characterized by a strong social component. But it is also true that he never completely discarded the biological dimension of ›race‹ – just because it is inextricably interwoven with the category. Nevertheless, he did develop the idea of a broader range of racism when he reflected on his visit to the Warsaw Ghetto. This allowed him to connect his understanding of racial discrimination with other forms of racism and to develop »a broader conception of what the fight against race segregation, religious discrimination, and the oppression by wealth had to become«. However, instead of exploring the implications of this broader perspective for the discussion of race and racism and their relation to classism, Du Bois subsumed this complex interrelationship under the category of ›race‹: »[T]he race problem in which I was interested cut across lines of color and physique and belief and status and was a matter of cultural patterns.«[101]

---

98 Cf. *David Krasner*, ›The Pageant Is the Thing‹. Black Nationalism and The Star of Ethiopia, in: *Jeffrey D. Mason/J. Ellen Gainor* (eds.), Performing America. Cultural Nationalism in American Theater, University of Michigan Press, Ann Arbor 1999, pp. 106–122, and *James Quirin*, W. E. B. Du Bois, Ethiopianism and Ethiopia, 1890–1955, in: International Journal of Ethiopian Studies 5, 2010/11, issue 2, pp. 1–26.

99 Cf. *Giulia Bonacci/Alexander Meckelburg*, Revisiting Slavery and the Slave Trade in Ethiopia, in: Northeast African Studies 17, 2017, no. 2, pp. 5–30, and *Saheed A. Adejumobi*, The History of Ethiopia, Greenwood Press, Westport/London 2007, p. 28.

100 *W. E. Burghardt Du Bois*, Inter-Racial Implications of the Ethiopian Crisis. A Negro View, in: Foreign Affairs 14, 1935, no. 1, pp. 82–92, here: pp. 88 f. And indeed, the Japanese racism towards Koreans or Chinese did not actually stem from ›racial hatred‹ (even though it borrowed elements of European racial thinking in this direction – cf. *Rotem Kowner*, Japan and the Rise of the Idea of Race. The Meiji Era Fusion of Foreign and Domestic Constructions, in: *Yoneyuki Sugita* [ed.], Social Commentary on State and Society in Modern Japan, Springer Nature, Singapore 2016, pp. 31–48). And under certain conditions, it functioned as a means of identity formation and self-assertion as well as of distinction even in a foreign racist environment (cf. *Stefanie Affeldt/Wulf D. Hund*, Conflicts in Racism. Broome and White Australia, in: Race and Class 61, 2019, issue 2, pp. 43–61, esp. pp. 52–55).

101 *W. E. Burghardt Du Bois*, The Negro and the Warsaw Ghetto, in: Jewish Life 6, 1952, no. 7, pp. 14–15, here: p. 15.

Here they are: ›biological race‹, ›religious race‹, ›social race‹, and ›cultural race‹, all of them still present in the ›Cultural History of Race‹, where »race is sociocultural and biopolitical« (Asa Simon Mittman, 3:167) and religious racism is incarnated in the »Christian race« (Geraldine Heng, 2:105). »Race separates Christian from Jew« (Dennis Austin Britton, 4:24) and »Jewish women had intersectional identities involving their racialized religion and their gender in medieval thirteenth-century England« (Dorothy Kim and Michelle M. Sauer, 3:134). »Gomes Eanes de Zurara's Chronicle of the Discovery and Conquest of Guinea (composed in the 1460s […])«, »brings us towards the inception of modern racial schemata« (Steven F. Kruger, 2:167) and »[i]t is not quite true that there were no white people in medieval Europe, but their whiteness was not our whiteness« (Sarah Salih, 2:139). In short and looking back, »just because the racial categories we know had not yet been constructed does not mean that the ancient Greeks did not have a concept of ›race‹« (Jackie Murray, 1:142).

To be sure, some authors make caveats. In her discussion of early meanings of ›race‹, Roxann Wheeler points out that »none of these definitions of race functioned in the way that the scientific racial classification of humans deriving from the Enlightenment did« (4:166). In discussing the emergence of ›race‹ in religious conflicts, Robert Bernasconi warns that »one should beware of projecting a biological racism onto this discourse. Fifteenth-century ideas of heredity and race are distant from twentieth-century or even from eighteenth-century natural history« (4:69). Nevertheless, many authors move elements of modern race thinking through the centuries under the guise of an unbound and vague understanding of ›race‹. David Kaufman, in his discussion of ›Race and Science‹ in antiquity (1:67–82), resorts to a dangerous construction. To reveal that »Aristotle's work […] anticipates modern scientific racism, insofar as it […] provides a naturalistic basis for contemporary racial stereotypes« (1:76), he even connects Aristotle's reflections on the »blood of animals« with his descriptions of »the character profiles of […] peoples« (1:74). But he conceals Aristotle's deliberations on the failure of nature to properly embody and thereby visualize the difference of masters and slaves.[102]

Although all authors agree with the statements »that there are no biological races« (Gerald E. Allen and Alan Templeton, 6:86) and that »there are many forms of oppression that can take on the form of racism« (George J. Sefa Dei and Asna Adhami, 6:160), many of them (most notably in the first three volumes) conflate race and racism, de-contextualize and de-historicize race, retroject it to epochs where it did not exist and, as a result, fail to itemize the diversity of racisms as well as their particular connection with other forms of social classifications. And although several authors touch on the topic class and race and, occasionally, even address the ›unifying‹ function of racism (Geraldine Heng, 2:99), they also argue »that class […] cannot be disentangled from race« while simultaneously calling for »a complete understanding of the transhistorical problem of racism« (Asa Simon

102 Cf. *Aristotle*, Politics, p. 9 (1254b, 25 ff.): »Nature tends […] to make the bodies of slaves and free people different too, the former strong enough to be used for necessities, the latter useless for that sort of work, but upright in posture and possessing all the other qualities needed for political life […]. But the opposite often happens as well: some have the bodies of free men; others, the souls.«

Mittman, 3:178). This leads to a categorical inversion so that the development of the broad scope of the word ›race‹ into the anthropological category ›race‹ is passed off as proof of the assertion that »[e]arly usages show that the word ›race‹ did in fact racialize people« (Dennis Austin Britton, 4:21).

This hypertrophy of ›race‹ obscures the emergence of different racisms linked to different class societies. ›Race‹ is substituted for the heterogeneous manifestations of racism. Whether purportedly barbarian or savage, infidel or heretical, impure or polluted – all ›others‹ are ›racialized‹. Thus, the ›transhistorical‹ understanding of race inadvertently reveals the inevitable essentialism of its construction, even in the critical use of the category. This corresponds with the telling (and exclusive) decoupling of race and racism in cases where race is the foundation of resistance. From the close affiliation of race with racism, we should not conclude »that racial thinking inevitably led to racism […]; anti-colonial movements probably show most clearly that racial thinking was not tantamount to acting like a racist« (Roland Cvetkovski, 5:20).[103]

Yet again, such a conclusion is analytically one-dimensional and even politically superficial. Recall the use of ›racism‹ by the Césaires and by James quoted in the first paragraph of this paper.[104] Of course, the authors knew that this use of language was paradoxical. They fought against racism as a form of discrimination that was racialized as a result of colonialism, which led to the social constitution of

103 This sentence ends with the reference »(Mbembe 2013)« = *Achille Mbembe*, Critique de la raison nègre, La Découverte, Paris 2013. That is, to put it mildly, a decidedly nonchalant way of referencing: just read the whole book in its original French version and you will find the evidence for the assumption. But as already shown, references in the ›Cultural History of Race‹ can be quite capricious. Hence, what does Mbembe say about ›race‹? Among other things, that »[p]ar principe de race, il faut par ailleurs entendre une forme spectrale de la division et de la différence humaine susceptible d'être mobilisée aux fins de stigmatisation et d'exclusion, de ségrégation par lesquelles l'on cherche à isoler, à éliminer, voire à détruire physiquement un groupe humain« (p. 88); and that »panafricanisme« as »[d]iscours de l'inversion […] puisera ses catégories fondamentales dans les mythes auxquels il prétend s'opposer et reproduira leurs dichotomies« (pp. 138 f.). The author could of course have quoted from the English translation but refrains from doing so (see *Achille Mbembe*, Critique of Black Reason. Duke University Press, Durham etc. 2017, pp. 55 and 92). Nor does he mention that Mbembe recommends not only to study Aimé Césaire and Frantz Fanon but to »[r]elire« them »aujourd'hui« (p. 234).

104 See footnotes 2 and 3. The characterization of Césaire's position as racism came from different political camps. In a later interview, he communicated that »Communists would reproach me for speaking of the Negro problem – they called it my racism. But I would answer: Marx is all right, but we need to complete Marx« (An Interview with Aimé Césaire. Conducted by *René Depestre* [1967], in: *Aimé Césaire*, Discourse on Colonialism, with a new introduction by Robin D. G. Kelley, Monthly Review Press, New York 2000, pp. 79–94, here: pp. 85 f.). The general background of this controversy lay in unresolved questions with regard to the relations of class and race, debated in black radical circles as well as in the Communist International – cf. *Hakim Adi*, Pan-Africanism and Communism. The Communist International, Africa and the Diaspora, 1919–1939, Africa World Press, Trenton etc. 2013; *Oleksa Drachewych/Ian McKay* (eds.), Left Transnationalism. The Communist International and the National, Colonial, and Racial Questions, McGill-Queen's University Press, Montreal 2019; *Minkah Makalani*, In the Cause of Freedom. Radical Black Internationalism from Harlem to London, 1917–1939, The University of North Carolina Press, Chapel Hill 2011; *Holger Weiss* (ed.), International Communism and Transnational Solidarity. Radical Networks, Mass Movements and Global Politics, 1919–1939, Brill, Leiden 2017.

coloured races.[105] And there were enough participants in this struggle who pointed out the ambivalence of the concept of race used in this context. Nearly two decades later, Frantz Fanon observed that »the Manichaeanism of the colonist produces a Manichaeanism of the colonized«. Aware of the relations of class, race, and racism, he discussed the »[a]ntiracist racism« of the anti-colonial movements and the danger that the actions of the »colonized bourgeoisie« would »become increasingly tinged with racism«. Although initially a matter of »defensive racism«, it might »lay the foundations for a racist philosophy that is terribly prejudicial to the future of Africa« and, as a result, pave the way »from nationalism to ultranationalism, chauvinism, and racism« and end up in »émeutes proprement racistes«.[106] That last phrase is mistranslated as »outright race riots« in the English edition …

105 From this perspective, Césaire explained that »la négritude […] ne comparte ni racisme, […] ni exclusivité, mais au contraire une fraternité avec tous les hommes« (in an interview with Lilyan Kesteloot in June 1959, cited in: *Thomas A. Hale*, Les écrits d'Aimé Césaire. Bibliographie commentée, in: Ètudes françaises 14, 1978, no. 3–4, pp. 221–498, here: pp. 417 f.).

106 *Frantz Fanon*, The Wretched of the Earth. With commentary by Jean-Paul Sartre and Homi K. Bhabha, Grove Press, New York 2004, pp. 50 (›Manichaeanism‹), 89 (›antiracist racism‹), 103 (›bourgeoisie‹), 110 (›defensive racism‹), 108 (›racist philosophy‹), 103 (›racism‹, ›race riots‹); for the French quote see *Frantz Fanon*, Les Damnés de la terre. Préfaces de Jean-Paul Sartre and Alice Cherki, postface de Mohammed Harbi, La Découverte, Paris 2002, p. 151.

ANNA CORSTEN

# Wasserressourcen als umkämpftes Gut

Forschungen zu Wassersicherheit im 19. und 20. Jahrhundert

Unter dem Titel »Der Menschheitskampf ums Wasser« veröffentlichte die Süddeutsche Zeitung am 22. März 2023 einen umfassenden Bericht über knapper werdende Wasserressourcen und weitere Gefahren für die Wassersicherheit, etwa durch Überflutungen.[1] Ob Dürreperioden wie in Europa im Jahr 2022, weltweit knapper werdende Wasserressourcen oder Flutkatastrophen wie im Ahrtal 2021, die Wasserversorgung ist in vielen Regionen zunehmend bedroht. Weltweit schränken die veränderten klimatischen Bedingungen, der Rückgang des Grundwassers und sich häufende Umweltkatastrophen den Zugang zu sauberem Wasser ein. Im Sommer 2022 führte dies in Deutschland dazu, dass in manchen Regionen die Entnahme von Wasser aus öffentlichen Gewässern zeitweise behördlich untersagt wurde. Um Wasser zu sparen, planen verschiedene europäische Länder wie Frankreich, Italien und Spanien für den Sommer 2023, die Wassernutzung für Bürger:innen, Landwirtschaft und Industrie einzuschränken. In Katalonien sollen öffentliche Flächen und private Gärten nicht mehr bewässert werden. In einigen französischen Regionen war es im März 2023 verboten, Autos zu waschen oder den Rasen in Sportstadien zu sprengen.[2] Um sich über die diversen Risiken und Gefahren der aktuellen Wasserknappheit zu beraten, kamen im März 2023 die Vereinten Nationen erstmals seit 46 Jahren zu einer Wasserkonferenz zusammen.[3] Diskussionen über die Sicherstellung der Wasserversorgung sind damit im vollen Gange, insgesamt in der historischen Rückschau auf das 19. und 20. Jahrhundert aber keineswegs neu.

Wasserressourcen, die alle natürlichen Wasserquellen wie Grundwasser oder Wasser aus Flüssen einschließen, gelten grundsätzlich als erneuerbare Ressourcen, nehmen aber durch die Klimakrise immer mehr ab. Sie dienen etwa der Herstellung von Lebensmitteln, der Einhaltung hygienischer Standards oder der Energieversorgung und werden oft in einen Zusammenhang mit ökonomischem Wachstum gestellt. Gleichzeitig können sie in Konfliktfällen als Waffe beziehungsweise als

1 *Thomas Hummel/Mirco Keilberth/Frank Nienhuysen* u. a., Der Menschheitskampf ums Wasser, in: Süddeutsche Zeitung, 22.3.2023, URL: <https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/politik/un-wasserkonferenz-menschheitskampf-e292280/?reduced=true> [22.3.2023].

2 Ich danke Stefanie Middendorf und Clemens Villinger für wertvolle Anregungen zu meinem Forschungsbericht.
Vgl. *Marc Beise/Kathrin Müller-Lancé/Celine Chorus* u. a., Banges Warten auf den Sommer, in: Süddeutsche Zeitung, 14.3.2023, URL: <https://www.sueddeutsche.de/wissen/europa-winterduerre-lage-klimawandel-sommer-1.5767285> [14.3.2023]; *Anke Peterman*, Die alten Fehler wiederholen sich, in: DLF Kultur, 6.1.2023, URL: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/ahrtal-hochwasser-wiederaufbau-kritik-wissenschaft-100.html> [14.3.2023]; *Kerstin Klein*, Amerikas Kampf ums Wasser, in: NDR, 13.8.2022, URL: <https://www.ndr.de/fernsehen/Amerikas-Kampf-ums-Wasser-Der-neue-Goldrausch,sendung1178232.html> [14.3.2023]; Warum das Wasser in Deutschland knapp wird, in: DLF, 9.6.2021, URL: <https://www.deutschlandfunk.de/politikplant-vorsorge-warum-das-wasser-in-deutschland-100.html> [14.3.2023].

3 Vgl. *Hummel/Keilberth/Nienhuysen* u. a., Der Menschheitskampf ums Wasser.

Drohmittel eingesetzt werden. In den verschiedensten Lebensbereichen sind Wasserressourcen damit von eklatanter Bedeutung. Im Jahr 2010 erkannte die Vollversammlung der Vereinten Nationen das Recht auf Zugang zu sauberem Trinkwasser als Menschenrecht an. Verschiedene Problembereiche sind mit dem Thema Wasser verbunden. Sie hängen mit der Wasserart zusammen. Salzwasser in Meeren steigt durch den Klimawandel stetig an, wodurch das Ökosystem Meer aus seinem Gleichgewicht gerät. Dies führt zu Artensterben, einer schnelleren Verbreitung von Krankheitserregern und zu längeren Dürreperioden, die wiederum Ernteausfälle verursachen können.[4] Süßwasser aus Flüssen und Seen nimmt dagegen stetig ab, was die Lebensmittel- und Trinkwasserversorgung bedroht. Wasserressourcen unterscheiden sich gleichzeitig darin, ob sie öffentlich oder privat zugänglich sind. Während es sich bei Meeren um ein Gemeingut handelt, können andere Wasserquellen privatisiert sein, abhängig von den Regularien in den Ländern, in denen sie sich befinden. Das gilt vor allem für Mineral- und Thermalquellen. Die Zugriffsrechte sind in letzterem Fall klar geregelt, was für Flüsse oft nicht gilt. Diese sind zwar öffentlich zugänglich, verschiedene Parteien erhoben jedoch in der Vergangenheit Anspruch auf die alleinige oder vorrangige Nutzung. Besonders in diesem Fall mussten die Zugriffs- und Nutzungsrechte daher verhandelt werden.

Die Forderung nach einem allgemeinen Recht auf sauberes Wasser ist historisch keineswegs neu. Diskurse um Wassersicherheit und Wasserknappheit prägen seit der Industrialisierung politische und mediale Debatten. Die Herstellung von Wassersicherheit galt und gilt als wichtiges Ziel von Wasserpolitik. Wassersicherheit bedeutet die nachhaltige Nutzung von Wasser, die konstante Verfügbarmachung von sauberem Wasser für die Bevölkerung, deren Versorgung und Gesundheit auf diese Weise sichergestellt werden soll.[5] Auch der Schutz vor Umweltkatastrophen fällt unter den Begriff Wassersicherheit. Durch die zunehmende Verschmutzung von Wasserressourcen ist diese jedoch bedroht. Auch wegen der Verknappung von Wasserressourcen aufgrund der menschengemachten Klimakrise wurde das Thema Wassersicherheit in öffentlichen Auseinandersetzungen des vergangenen Jahrzehnts immer präsenter.[6]

Umstritten bleibt dabei, wie die Vorstellung von Wasser als Gemeingut umgesetzt werden kann. In verschiedenen Ländern und Regionen, wie in Chile oder im Westen der USA, befindet sich eine Vielzahl der Wasserressourcen in privatem Besitz. Inwiefern eine Privatisierung oder Kommunalisierung von öffentlich zugänglichen Wasserbeständen den verschiedenen Interessen der Bevölkerung nutzt, wurde und

4 Vgl. *Jill Graw*, Wie warmes Meerwasser Menschen und Tiere gefährdet, in: Die Welt, 6.9.2016, URL: <https://www.welt.de/wissenschaft/article157969416/Wie-warmes-Meerwasser-Menschen-und-Tiere-gefaehrdet.html> [27.6.2023]; *Yasmin Appelhans*, Wenn das Meer CO2 ausstößt, in: tagesschau, 25.12.2022, URL: <https://www.tagesschau.de/wissen/klima/co2-meer-klimawandel-101.html> [27.5.2023].

5 *Bart Schultz/Stefan Uhlenbrook*, Water Security. What Does It Mean, What May It Imply?, in: *Guy J. Alaerts/Nicolas. L. Dickinson* (Hrsg.), Water for a Changing World. Developing Local Knowledge and Capacity. Proceedings of the International Symposium »Water for a Changing World Developing Local Knowledge and Capacity«, Boca Raton 2009, S. 41–56; *Tomislav Delinić/Marcel Schepp*, Wasser für Südasien. Versorgungssicherheit erfordert regionale Kooperation, in: Konrad-Adenauer-Stiftung Auslandsinformationen, 2012, Nr. 11, S. 117–147.

6 Vgl. *Joachim Radkau*, Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte, München 2011, S. 196.

wird heftig diskutiert. Wasser ist damit ein umkämpftes Gut, dessen Eigentums- und Besitzverhältnisse auch deswegen umstritten sind, da es sich um ein natürlich vorkommendes herrenloses Gut handelt. Wer aber darf darüber verfügen, wie Wasser aus öffentlichen Gewässern verwendet wird? Wer hat Anspruch, Wasserressourcen zu nutzen, daraus Wasser zu entnehmen, in den Wasserverlauf einzugreifen, dort Infrastruktur zu errichten? Wie veränderten sich diese Verfügungsrechte im 19. und 20. Jahrhundert? Wie rechtfertigten verschiedene Akteure ihren Anspruch auf Wasser aus öffentlichen Bereichen? Wie verhielten sich staatliche Autoritäten zu diesen Ansprüchen?

Vorstellungen von Wasser als Eigentum stehen damit im Fokus des Forschungsberichts. Analysen der Wassergeschichte fokussierten sich bisher auf eine rechts- und politikgeschichtliche Darstellung der Wassergesetzgebung oder beschäftigten sich im Rahmen umweltgeschichtlicher Studien mit Umweltkatastrophen und Sicherheitsbestrebungen. Diese Forschungsbereiche können durch die aufgeworfenen eigentumsgeschichtlich orientierten Fragen miteinander verbunden werden. Gleichzeitig offeriert der eigentumsgeschichtliche Ansatz neue Einblicke in den öffentlichen Umgang mit der Ressource Wasser, indem er Verteilungsdiskurse und Debatten um die Frage, wer öffentliche Gewässer für sich beanspruchte, in den Fokus stellt. Inwiefern Historiker:innen dies behandelt haben, wird anhand bisheriger Arbeiten zum einen chronologisch seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert hinterfragt und zum anderen über die verschiedenen Zugänge zur Wassergeschichte analysiert. Auf diese Weise zeigt der Forschungsbericht auch, wie sich die genannten Subdisziplinen in diesem Themenfeld ergänzen können. Auch wenn ein eigentumsgeschichtlicher Zugang lange keine explizite Rolle im Bereich der Wassergeschichte spielte, greift der Bericht entsprechende Erkenntnisse in den bisherigen Arbeiten in den einzelnen Kapiteln auf und zeigt, wie diese erweitert werden können.

Eigentumsgeschichtliche Perspektiven kamen in den vergangenen zwei Jahrzehnten verstärkt in der historischen Forschung auf, blieben aber häufig auf den Eigentumstransfer wie etwa beim Erben beschränkt.[7] Eigentum und Eigentumsrechte sind in historischer Perspektive an Herrschaft gebunden, wie Dieter Schwab 2004 feststellte.[8] Aber auch persönliche und politische Freiheitsrechte sind seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eng mit Eigentumsvorstellungen verbunden. Mit dem Schutz der individuellen Freiheit durch den Staat ging der Schutz des Eigentums einher. Durch die Ausweitung des Eigentumsbegriffs, wobei Eigentum für möglichst viele Bürger erreichbar sein sollte, differenzierten sich verschiedene Kategorien des Eigentums aus. Beispielsweise entstand die Vorstellung von Kollektiveigentum, an dem mehrere Personen Miteigentümer sind. Auch wenn die Bedeutung des Begriffs Eigentum als abhängig von dem Gesellschaftsmodell angesehen wird, gibt es innerhalb der Gesellschaften eine gewisse Kontinuität der Konstrukti-

7 Vgl. etwa *Ronny Grundig*, Vermögen vererben. Politiken und Praktiken in der Bundesrepublik und Großbritannien, 1945–1990, Göttingen 2022; *Jürgen Dinkel*, Alles bleibt in der Familie. Erbe und Eigentum in Deutschland, Russland und den USA seit dem 19. Jahrhundert, Köln 2023.

8 Vgl. *Dieter Schwab*, Eigentum, in: *Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck* (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 2: E–G, Stuttgart 2004, S. 65–115, hier: S. 68 f.

on von Eigentum.[9] Moderne Gesellschaften garantierten das Recht des Bürgers auf Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden und Wohlstand und in diesem Kontext auch ihre Eigentumsrechte.[10] Was aber bedeuten die sich verändernden Vorstellungen von Eigentum für öffentlich zugängliche Güter wie Wasser? Wie wurden Verfügungsrechte über diese Ressourcen verhandelt?

Das Ziel des Forschungsberichts ist es, wesentliche Tendenzen der Verfügung über internationale Wasserressourcen ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu analysieren, Forschungslücken deutlich zu machen und so neue Perspektiven für die weitere Forschung zu eröffnen. Ein Fokus liegt dabei aufgrund der Vielfältigkeit der Ansätze und der daraus entstehenden Bandbreite an sich eröffnenden Fragen für den gesellschaftlichen Umgang mit Wasserressourcen auf Flüssen. Verunreinigungen, Trinkwasser- und Lebensmittelversorgung stehen dadurch im Vordergrund. Anhand der Forschungsübersicht wird deutlich, dass sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die Zugriffsrechte auf öffentlich zugängliche Wasserressourcen von Privatpersonen auf die Allgemeinheit verschoben. Staatliche Autoritäten wurden dabei stärker in die Verantwortung für Wassersicherheit gezogen. Bürger:innen, Bäuer:innen, Umweltaktivist:innen und andere Akteure des öffentlichen Lebens forderten mit der zunehmenden Industrialisierung eine Einschränkung der Wassernutzung von einzelnen Industrieunternehmen und einen besseren Zugang für weite Teile der Gesellschaft. Konflikte über die Nutzung von Wasserressourcen zogen sich durch das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert. Inwiefern die geltenden Verfügungsmöglichkeiten über Wasserressourcen soziale Ungleichheiten manifestierten, hat die bisherige Forschung nicht berücksichtigt.

Der Aufsatz behandelt vier Komplexe, die für einen Überblick über Wasserkonflikte relevant sind und den aktuellen Forschungsstand wiedergeben. Er beginnt mit dem Wunsch nach sauberem Wasser im Kontext der Hochindustrialisierung. In dieser Phase traten Privatpersonen (Anrainer:innen), Bäuer:innen, Unternehmen, Politiker:innen und Jurist:innen als Hauptakteure auf. Es folgen Optimierungsbestrebungen in der Wasserversorgung, die anhand von Wasserbauprojekten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dargestellt werden. Wissenschaftler:innen, Ingenieur:innen, Politiker:innen und regionale Umweltaktivist:innen waren wesentliche Akteure. In einem dritten Abschnitt werden die Prozesse zu einer Nationalisierung der Wassergesetzgebung nach 1945 beschrieben. Abschließend stehen die Debatten um Wasser als Allgemeingut seit den 1970er-Jahren im Fokus, die eng mit eigentumsgeschichtlichen Fragen verbunden sind. Internationale Organisationen, Umweltbewegungen und Einzelstaaten strebten zu dieser Zeit nach einheitlichen Regeln für den Wasserzugriff. Der räumliche Fokus verschiebt sich abhängig von Konfliktfeld und zeitlichem Horizont. Ziel ist es, die internationale Relevanz der Konflikte um öffentliche Wasserressourcen aufzuzeigen, auch wenn sich der Aufsatz beispielhaft auf einzelne westliche Regionen konzentriert. Der Beitrag stellt Forschungen zum angloamerikanischen, französischen und deutschen Raum dar.

9 Vgl. ebd., S. 113–115.

10 Vgl. *Hannes Siegrist*, Die Propertisierung von Gesellschaft und Kultur. Konstruktion und Institutionalisierung des Eigentums in der Moderne, in: Comparativ 16, 2006, H. 5–6, S. 9–52; *ders./David Sugarman*, Geschichte als historisch-vergleichende Eigentumswissenschaft, in: *dies.* (Hrsg.), Eigentum im internationalen Vergleich. 18.–20. Jahrhundert, Göttingen 1999, S. 9–30.

In diesen Regionen kam es im Laufe des 19., besonders aber im 20. Jahrhundert zu einer Vernetzung über den Umgang mit öffentlich zugänglichen Wasserressourcen. Für Deutschland und Frankreich war dieser Austausch vor allem im Umgang mit dem Rhein als grenzüberschreitendem Fluss relevant. Durch die Fokussierung auf die ehemaligen Kolonialmächte können gleichzeitig Einblicke in die Wasserpolitik ehemals kolonisierter Länder gegeben werden. Aufgrund des Umfangs liegt der Fokus auf Kolonien in Afrika, in denen es zu Grenzkonflikten unter den Kolonialmächten kam. Auf diese Weise werden regionale Schwerpunktsetzungen und Ansätze aufgezeigt, die die deutschsprachige Forschung zur Perspektiverweiterung applizieren könnte. Auch die Vorzüge einer methodischen Vielfalt bei der historischen Behandlung von Wasserkonflikten werden in den einzelnen Abschnitten herausgearbeitet.

Die Geschichte von Gewässern, insbesondere von Flüssen, wird seit den 1980er-Jahren im Rahmen der Umweltgeschichte untersucht. Die historische Subdisziplin bildete sich im Zuge der Umweltbewegung ab den 1970er-Jahren in den USA heraus[11], in Europa und Deutschland gut ein Jahrzehnt später.[12] Im Fokus der Umweltgeschichte steht die Untersuchung des Wechselverhältnisses zwischen Menschen, Gesellschaft und Umwelt.[13] Wasserressourcen gelten in diesem Kontext als Energiespender, politische Grenzen, Standorte von Gewerbe und Industrie, aber auch als Schauplätze von Katastrophen.[14] Menschen versuchten bereits seit der Antike, vor allem Flüsse zu domestizieren und in ihren Verlauf einzugreifen. Infrastrukturprojekte als staatliche Initiativen zur Wasserbeherrschung häuften sich in westlichen Ländern ab der Zeit der Industrialisierung.[15] Unternehmen waren zur Energiegewinnung und Abfallentsorgung auf die Beherrschung von Wasserressourcen angewiesen.[16] Auch als Verkehrs- und Handelswege haben Flüsse eine lange Geschichte, die bis zu ersten menschlichen Formen des Zusammenlebens zurückreicht. Ab dem späten 19. Jahrhundert kam es zu einer Professionalisierung der Wasserbauprojekte, indem staatliche Institutionen gebildet wurden. Gleichzeitig wurde der Katastrophenschutz zu einem zentralen Anliegen staatlicher Akteure, der den in der Nähe von Flüssen lebenden Menschen ein Gefühl (scheinbarer) Sicherheit verlieh.[17] Neben Flüssen stehen Seen und Meere vermehrt im Fokus geschichtswissenschaftlicher Forschung, allerdings stärker bezogen auf einzelne

11 Vgl. *William H. McNeill*, The Rise of the West. A History of the Human Community, Chicago 1963; *Roderick Nash*, Wilderness and the American Mind, Yale 1967.

12 Vgl. *Melanie Arndt*, Umweltgeschichte. Version 3.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 2015, URL: <https://docupedia.de/zg/Arndt_umweltgeschichte_v3_de_2015> [23.1.2023].

13 Vgl. *Bernd Herrmann*, Umweltgeschichte. Eine Einführung in Grundbegriffe, Berlin/Heidelberg 2016; *Patrick Kupper*, Umweltgeschichte, Göttingen/Stuttgart 2021; *Verena Winiwarter/Martin Knoll*, Umweltgeschichte. Eine Einführung, Köln/Weimar etc. 2007; *Radkau*, Die Ära der Ökologie; *Joachim Radkau*, Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt, München 2012.

14 Vgl. *Norbert Fischer/Ortwin Pelc*, Zur Einführung, in: *dies.* (Hrsg.), Flüsse in Norddeutschland. Zu ihrer Geschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart, Neumünster 2013, S. 9–16, hier: S. 9.

15 Vgl. *Dirk van Laak*, Alles im Fluss. Die Lebensadern unserer Gesellschaft – Geschichte und Zukunft der Infrastruktur, Bonn 2019, S. 19–21.

16 Vgl. *Birte Förster/Martin Bauch* (Hrsg.), Wasserinfrastrukturen und Macht von der Antike bis zur Gegenwart, Berlin/Boston 2015.

17 Vgl. *Fischer/Pelc*, Zur Einführung, S. 11 f.

Aspekte wie die Konsequenzen von Umweltverschmutzung, dadurch ausgelöstes Fischsterben und Ressourcenknappheit.[18] Bisherige umweltgeschichtliche Zugänge konzentrieren sich – wie allgemein in umweltgeschichtlichen Forschungen lange üblich – im westeuropäischen Raum vor allem auf die Rolle des Staats und dessen Verhältnis zur Industrie im Bereich des Wassermanagements, als dessen Hauptinstrument die rechtliche Regulierung des Wasserzugriffs gesehen wurde.[19] Jüngere Arbeiten etwa von Frank Uekötter fordern, den Blickwinkel auf den Umgang mit der Umwelt zu erweitern. Gleichzeitig lassen sich viele Umweltprobleme und -krisen über eine *longue durée* zurückverfolgen.[20] Mithilfe dieses Forschungsberichts sollen in diesem Sinne vielfältige weitere Akteure in den Blick genommen werden: Wirtschaftsunternehmen, landwirtschaftliche, wissenschaftliche und medizinische Akteure, Privatpersonen und Umweltaktivist:innen. Der Zeitraum erstreckt sich dabei auf etwa 150 Jahre. Auf diese Weise kann deutlich gemacht werden, dass nicht allein eine staatliche Elite die Wasserpolitik prägte. Außerdem werden neben der staatlichen Ebene weitere Handlungsfelder des Wassermanagements wie wissenschaftliche Erkenntnisse, wirtschaftliche Kalkulationen oder umweltpolitische Interessen berücksichtigt. Die verschiedenen Interessen in der Wasserpolitik und die dahinterliegenden sozialen Fragen und Ungleichheiten werden dadurch aufgezeigt. Gleichzeitig wird ein Fokus auf den Aushandlungsprozess von Wasserrechten und die zugrunde liegenden Debatten gelegt. Mithilfe dieses Forschungsüberblicks sollen gleichzeitig Leitfragen und -gedanken für eine weitere Studie in diesem Feld skizziert werden.

## I. Der Wunsch nach (sauberem) Wasser – Konflikte während der Industrialisierung

Im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung wurde die Verschmutzung von Flüssen besonders in urbanen Zentren zu einem eklatanten Problem. Unternehmen, vor allem der Textilindustrie, leiteten Abfälle und chemische Substanzen in die angrenzenden Flüsse. Gestank, Seuchenausbrüche, Schäden an Eigentum und Überflutungen waren Folgen der zunehmenden Verschmutzung. In Großbritannien, aber auch in Deutschland mehrte sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts der Unmut über die steigende Verschmutzung unter Anwohner:innen und Bäuer:innen, die ihre Lebensgrundlage in Gefahr sahen. Forderungen nach einer staatlichen Reglementierung wurden lauter.[21]

18 Vgl. beispielsweise *Jens Ruppenthal*, Raubbau und Meerestechnik. Die Rede von der Unerschöpflichkeit der Meere (Historische Mitteilungen – Beihefte, Bd. 100), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018, 293 S., geb., 65,00 €; *Johanna Sackel*, Wem gehört das Meer? Globale Ressourcen und die dritte UN-Seerechtskonferenz (1968–1994) (Studien zur Internationalen Geschichte, Bd. 52), De Gruyter Oldenbourg, Berlin 2022, VIII + 335 S., geb., 54,95 €.

19 Vgl. *Nils Freytag*, Deutsche Umweltgeschichte – Umweltgeschichte in Deutschland. Erträge und Perspektiven, in: HZ Bd. 283, 2006, S. 383–407, hier: S. 398–400.

20 Vgl. *Frank Uekötter*, Im Strudel. Eine Umweltgeschichte der modernen Welt, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2020, 837 S., geb., 49,00 €, S. 14–20; *ders.*, Umweltgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Oldenbourg Verlag, München 2007, X + 134 S., geb., 34,95 €.

21 Vgl. *John Sheail*, The Sustainable Management of Industrial Watercourses. An English Historical Perspective, in: Environmental History 2, 1997, S. 197–215, hier: S. 197–200.

### *Wassergeschichte als staatlich zentrierte Umweltgeschichte – Forschungen zu Großbritannien*

Besonders für England als Pionierland der Industrialisierung sind die Auswirkungen des expansiven wirtschaftlichen Wachstums auf die staatliche Wassermanagementpolitik seit den späten 1970er-Jahren mit einem Schwerpunkt auf die Verschmutzungsproblematik anhand von einzelnen Regionen für das 19. Jahrhundert und die Zeit der Industrialisierung untersucht worden.[22] Diese Forschungen sind überwiegend im Bereich der Umweltgeschichte angesiedelt und fokussieren sich auf die staatliche Umweltpolitik. Der Historiker John Sheail baute in den 1990er-Jahren in verschiedenen Aufsätzen auf diesen Studien auf. Die Entwicklung zunächst provinzieller, ab Mitte des 19. Jahrhunderts aber stark wachsender Städte wie Leeds, Manchester, Yorkshire und Sheffield sowie deren Wasserpolitik bis in das späte 20. Jahrhundert macht er zum Thema seiner Forschung.[23] Dazu analysiert er Gesetzesinitiativen und die Reaktionen aus verschiedenen Bevölkerungskreisen, insbesondere von Handwerker:innen und Wissenschaftler:innen. Wie in vielen anderen Ländern galt in England bis 1876 das *common law right for riparian owners*. Nach diesem konnten alle Eigentümer von an Gewässer angrenzendem Land nach den eigenen Vorstellungen Eingriffe in den Wasserverlauf vornehmen oder Wasser entnehmen. Diese rechtliche Praxis stieß während der beginnenden Industrialisierung zunehmend auf Kritik, da sie dazu führte, dass besonders stromabwärts liegende Ländereien von der Errichtung von Mühlen, dem Entsorgen von Abwasser oder der Entnahme von Wasser betroffen waren. Unter dem *riparian law* entstand daher der Zusatz, dass alle Wassereingriffe im Sinne der Allgemeinheit durchgeführt werden sollten. Die Vorstellung, dass öffentliche Gewässer einem allgemeinen Nutzen dienen sollten, existierte bereits weit vor der schriftlichen Festlegung von Wasserrechten, deren Umsetzung war aber umkämpft. Nach dem *riparian law* galt Wasser als öffentliches Gut ähnlich wie Luft, Sonne oder frei lebende Tiere. Keine Regierung, kein Staat und keine Privatperson besaß das Wasser. Stattdessen wurde es als Teil des Landes gesehen, an das es angrenzte.[24]

In den auf die Verschmutzung von Gewässern sowie die damit zusammenhängenden gesetzgeberischen und politischen Konflikte konzentrierten geschichtswissenschaftlichen Arbeiten werden Vorstellungen von Wasser als Eigentum deutlich. Sheail und andere britische Historiker:innen schreiben die Geschichte von Umweltverschmutzung somit aus einer rechtsgeschichtlichen und auf das Handeln von staatlichen Akteuren fokussierten Perspektive. Sheail skizziert entsprechend vor allem die Ereignisgeschichte der staatlichen Wasserpolitik. Aufgrund der zahlreichen

22 Vgl. *Emma Griffin*, A Short History of the British Industrial Revolution, London 2018; *J. A. Hassan*, The Growth and Impact of the British Water Industry in the Nineteenth Century, in: The Economic History Review 38, 1985, S. 531–547; *Bill Luckin*, Pollution and Control. A Social History of the Thames in the Nineteenth Century, Bristol 1986; *Elizabeth Porter*, Water Management in England and Wales, Cambridge 1978.

23 Vgl. *John Sheail*, ›Never Again‹. Pollution and Management of Watercourses in Postwar Britain, in: Journal of Contemporary History 33, 1998, S. 117–133; *Sheail*, The Sustainable Management of Industrial Watercourses; *John Sheail*, Public Interest and Self-interest. The Disposal of Trade Effluent in Interwar England, in: Twentieth Century British History 4, 1993, S. 149–170.

24 Vgl. *Robert H. Abrahams*, Riparian Right, in: Britannica 2023, URL: <https://www.britannica.com/topic/riparian-right> [24.7.2023].

Beschwerden aus der Bevölkerung richtete die englische Regierung die »Rivers Pollution Commission« ein, die 1867 einen Bericht für West Riding, ein ehemaliges Verwaltungsgebiet der Grafschaft Yorkshire, über die durch Yorkshire verlaufenden Flüsse Aire und Calder verfasste. Sie empfahl die Errichtung einer zentralen Behörde und die Schaffung einer Gesetzgebung, die über das *riparian law* hinausging.[25] Das erste Gesetz zur Vermeidung von Flussverschmutzung war der »Thames Conservancy Act« von 1857. 1876 folgte das erste nationale Gesetz, der »Rivers (Prevention of Pollution) Act«. Das Gesetz verbot die Verschmutzung von Flüssen durch die Entsorgung von Abfällen oder die Entladung von Abwässern, industriellem Müll oder Müll aus Minen. In dem Gesetz waren jedoch zwei Einschränkungen enthalten, in denen von einer Strafverfolgung abgesehen werden musste. Erstens konnten Verstöße nicht verfolgt werden, wenn die Urheber bestimmte Techniken verwendet hatten, die als besonders effektiv galten, um den Abfall ungefährlich zu machen. Diese Regelung sorgte in der Praxis dafür, dass Industrieunternehmen argumentierten, alle nötigen und möglichen Schritte zur Reduzierung von Flussverschmutzung umgesetzt zu haben.[26] Zweitens sollte das Gesetz durch die lokalen Hygienebehörden umgesetzt werden, die selbst für einen großen Teil der Abwasserentsorgung verantwortlich waren und damit einen entscheidenden Teil der Abfälle produzierten.[27] Das Gesetz war darauf ausgelegt, eine Verbesserung der Wasserversorgung der Bevölkerung einzuleiten. Das Parlament musste jedoch von dem »public benefit« überzeugt werden, damit die Rechte für Wassereingriffe vergeben wurden.[28]

Entsprechende Initiativen in der Gesetzgebung waren umständlich und langwierig, argumentiert Sheail. Für die *Standing Order* von 1862 etwa, nach der Mühlen und Handwerker bei dem Entzug von Wasser für Kanäle, Reservoire oder andere Wasserbauten im Umkreis von 20 Meilen stromabwärts benachrichtigt werden mussten, war ein komplexes Zustimmungsverfahren vorgesehen. Um die Gesetzesvorlage durchzubringen, mussten beide Houses of Parliament zustimmen. Es folgten Beratungen in einem Select Committee im House of Lords, dann weitere Beratungen im House of Commons. Gab es einen Widerspruch zu einer Vorlage oder einzelnen Klauseln darin, hörte das Committee Argumente von Gesetzesgebern, Experten wie Ingenieur:innen, Wissenschaftler:innen und Mediziner:innen an.[29] An dieser Praxis wird deutlich, dass nicht jeder einfach in den Flussverlauf eingreifen sollte. Gleichzeitig erschwerte die gängige Rechtsprechung es einzelnen Händler:innen, Wasserressourcen auf ähnliche Weise wie große Unternehmen zu nutzen.

Streitigkeiten unter den Unternehmen und Händlern entstanden dadurch, dass nur einzelne Anrainer:innen ihre industriellen Abfälle in das Abwassersystem leiten konnten. In nur wenigen Verwaltungsbezirken gab es Arrangements, die dafür sorgten, dass alle Hersteller ihre Abfälle in der Kanalisation entsorgen konnten. Trotz der Gesetzgebungsversuche hatten lokale und staatliche Behörden keine

25 Vgl. *Sheail*, The Sustainable Management of Industrial Watercourses, S. 200 f.
26 Vgl. *Sheail*, Public Interest and Self-Interest, S. 149 f.
27 Vgl. *Reginald W. Herschy*, River Pollution Prevention: Historical, in: *ders./Rhodes W. Fairbridge* (Hrsg.), Encyclopedia of Hydrology and Water Resources, Berlin 2006, S. 584.
28 *Sheail*, The Sustainable Management of Industrial Watercourses, S. 201.
29 Vgl. ebd., S. 201–203.

Autorität über die Wasserversorgung und die Abwassersysteme. Dadurch blieben lokale Spannungen bestehen, die aus dem Pluralismus von Eigentumsansprüchen resultierten. Die Fischerei-Interessen waren in dieser Zeit ebenfalls einflussreich. Das Fischsterben sollte durch strengere Maßnahmen verringert werden. Dazu wurde 1927 das »Water Pollution Research Board and Laboratory« innerhalb des »Department of Scientific and Industrial Research« eingerichtet, »to investigate ways of treating and reducing the discharge of wastes into watercourses«.[30] Zuvor war 1923 eine »Salmon and Freshwater Bill« verabschiedet worden, die den Einfluss von *riparian owners* und Fischereibetrieben stärkte.[31] Insgesamt blieben der Gesetzgeber und das Expertenkomitee zurückhaltend, gängige Praktiken der *riperian owners* zu überdenken. Sheail schließt: »Parliament appeared to be more solicitous of individual property rights than the benefits that changes in water management might confer on the social and economic well-being of the wider community.«[32] Gründe dafür haben J. A. Hassan und Bill Luckin bereits in den späten 1980er-Jahren herausgearbeitet, als sie sich mit der Verschmutzungsproblematik am Beispiel der Themse und der britischen Wasserindustrie auseinandersetzten. Sie stellen fest, dass viele Parlamentsmitglieder um die Wende zum 20. Jahrhundert selbst finanziell an der Wasserversorgung und einzelnen Unternehmen beteiligt waren, sodass sie eigene Interessen verfolgten.[33] Viele Industriezweige befürchteten, dass ein Eingriff in die Art, wie sie mit öffentlichen Gewässern umgingen, besonders in dicht besiedelten Städten ihr Geschäft negativ beeinflussen würde.[34] Damit nahmen die industriellen Interessen gerade in Manufakturgegenden wie Lancashire und Yorkshire großen Einfluss auf die Gesetzgebung und deren Umsetzung im 19. Jahrhundert. Ein Anrecht auf Wassernutzung zu haben, bedeutete dabei nicht, es tatsächlich zu erhalten. Die Vorstellung, bei Wasser handele es sich um ein Gemeingut, war vor allem bei Händler:innen, Fischereibetrieben und Anrainer:innen verankert. Die Gesetzgeber setzten diese Vorstellungen allerdings aufgrund des Widerstands der Unternehmen nur bedingt um, wie Sheail zeigt. Die Nutzung der Wasserressourcen blieb damit primär den Unternehmen vorbehalten.

Neben einer staatlich zentrierten Sichtweise sind die umwelt- und rechtsgeschichtlichen Arbeiten britischer Historiker:innen als lineare Modernisierungsgeschichten angelegt. Obwohl sich Forscher:innen wie Sheail durchaus mit Konflikten um Wasserressourcen auseinandersetzen, erzählen sie die Geschichte des Umweltschutzes als einen kontinuierlichen Modernisierungsprozess. Sheail baut dabei auf den Studien zu einzelnen Flüssen und Zeitfenstern auf, um eine langfristige Übersicht über die Wasserpolitik in verschiedenen Industrieregionen und Flüssen zu liefern. Besonders größere Städte bemühten sich darum, die Kontrolle über die Wasserversorgung zu erhalten. Auch der wachsende Bedarf nach Wasser für die industrielle Produktion sorgte dafür, dass sich Unternehmen für den Ausbau der

30 *Sheail*, Public Interest and Self-interest, S. 153.
31 Vgl. *John Sheail*, An Environmental History of Twentieth-Century Britain, Palgrave, Basingstoke/New York 2002, X + 306 S., geb., 72,00 $, S. 50–53.
32 Ebd., S. 206.
33 Vgl. *Hassan*, The Growth and Impact of the British Water Industry in the Nineteenth Century, S. 534.
34 Vgl. *Luckin*, Pollution and Control, S. 166–168.

lokalen Wasserversorgung einsetzten. Nach mehreren Ausbrüchen der Cholera in größeren Städten, die sich nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen über Wasserverschmutzungen verbreitete, gehörte die Verbesserung der Hygienebedingungen zu den obersten Prioritäten des Staats.[35] Insgesamt wurde so verstärkt auf eine Kommunalisierung der Wasserressourcen gesetzt und von einer Privatisierung abgerückt, die teilweise zwischen den 1830er- und 1850er-Jahren betrieben worden war. Die Wasserindustrie gehörte zu den ersten verstaatlichten Zweigen der britischen Ökonomie.[36] Deutlich, wenn auch nicht explizit Teil der Forschungsarbeiten, werden also sich verändernde Vorstellungen darüber, wer Zugriff auf die Wasserressourcen haben sollte.

### *Wassergeschichte als Rechtsgeschichte – Forschungen zum Deutschen Reich*

Ähnliche Entwicklungen vollzogen sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Industrialisierung des Ruhrgebiets in Deutschland. Insgesamt sind diese Kommunalisierungsprozesse und die Diskurse darum für das Deutsche Reich, mit Ausnahme des Ruhrgebiets, weniger erforscht als für England. Die behördlichen Strukturen und die Entscheidungsfindungsprozesse über eine bundesweite Gesetzgebung haben Klaus-Georg Wey in den frühen 1980er-Jahren und Franz-Josef Brüggemeier in den frühen 1990er-Jahren intensiv behandelt.[37] Das Wasserrecht war in Deutschland bis Mitte des 19. Jahrhunderts als Gewohnheitsrecht geregelt, sodass es kaum übergreifende kommunale oder staatliche Gesetze gab, die für verschiedene Gewässer galten. Da Mühlen als zentrale Nutzungsform von Gewässern angesehen wurden, beschränkte sich ein zentraler Teil der Gesetzgebung auf diese. Im »Mühlenregal« erhielten die Landesherren das Recht, die Errichtung von Mühlen zu bewilligen.

Auf Landesebene hatte es bereits ab den 1840er-Jahren einheitliche Regelungen gegeben, wobei besonders die Gesetzgebung in Preußen auf einer langen Tradition beruhte. Verboten waren durch das Fischereigesetz von 1874 etwa Verunreinigungen, die fremde Fischereirechte betrafen. Eine Kabinettsregelung, die auf das Jahr 1816 zurückging, sah zudem ein Verbot von Verunreinigungen vor, die sich negativ auf die Wasserversorgung auswirken konnten. Hierbei handelte es sich jedoch eher um Gebote als um Gesetze. Bayern war mit den Bayerischen Wassergesetzen von 1852 ebenfalls ein Vorreiter in diesem Bereich. Auch andere Staaten wie Hessen, Baden und Württemberg und Sachsen verabschiedeten um die Jahrhundertwende

35 Vgl. ebd., S. 12–15.

36 Vgl. *Hassan*, The Growth and Impact of the British Water Industry in the Nineteenth Century, S. 538–544.

37 Vgl. *Klaus-Georg Wey*, Umweltpolitik in Deutschland. Kurze Geschichte des Umweltschutzes in Deutschland seit 1900, Westdeutscher Verlag, Opladen 1982, 255 S., kart., 19,50 €; *Franz-Josef Brüggemeier*, A Nature Fit for Industry. The Environmental History of the Ruhr Basin, 1840–1990, in: Environmental History Review 18, 1994, S. 35–54; *ders./Thomas Rommelspacher*, Blauer Himmel über der Ruhr. Geschichte der Umwelt im Ruhrgebiet 1840–1990, Essen 1992.

(1887, 1899, 1900 und 1909) Wassergesetze.[38] Die Verantwortung für den Gewässerschutz trugen nachgeordnete Behörden oder Mittelinstanzen, etwa Regierungsbezirke.[39] Problematisch blieben dabei grenzüberschreitende Flüsse, für die verschiedene Wasserreglementierungspraktiken existierten.

Die Frage einer übergreifenden gesetzlichen Regelung kam erst 1871 mit der Gründung des Deutschen Reiches auf. Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) regelte dazu 1900, dass das Wasserrecht der Hoheit der Länder unterstand. Erst 1957 verabschiedete der Bundestag das Wasserhaushaltsgesetz (WHG) nach jahrelangen Diskussionen mit den Ländern und Industriezweigen. Die Notwendigkeit einer zentralen Gesetzgebung zum Schutz der Gewässer vor Verschmutzung war bereits zuvor erkannt worden, konnte aber erst mit einem gestiegenen (internationalen) Bewusstsein für die Konsequenzen der Umweltverschmutzung umgesetzt werden. Einzig die dem Schiffsverkehr dienenden Binnenwasserstraßen waren bereits zuvor in das Eigentum des Deutschen Reiches übertragen und unter dessen Verwaltung gestellt worden. Das nationalsozialistische Regime plante zwar eine Vereinheitlichung der Wassergesetze in einem nationalen Gesetz, setzte dieses aber nicht mehr um, sodass nach 1945 erneut Diskussionen um eine Nationalisierung des Wasserrechts aufkamen.[40]

Die fehlenden einheitlichen gesetzlichen Regelungen hatten mit zunehmender Industrialisierung zu Interessenkonflikten geführt, wie Wey und Brüggemeier aufzeigen. Ein besonderer Konfliktherd lag im Ruhrgebiet zwischen den Minen- und Fischereibetrieben. Letztere litten unter der Verschmutzung der Flüsse und dem Rückgang der Fischbestände, die durch die Abfälle der Minenbetriebe ausgelöst wurden.[41] Daneben gehörten die Montan- und die chemische Industrie sowie Zucker- und Papierfabriken zu den zentralen Verursachern. Die Abwasserreinigung wurde vor allem für Städte zum Problem. Streitfälle zwischen Städten kamen auf, die an die gleichen Flüsse, etwa den Rhein, grenzten und sich gegenseitig vorwarfen, durch ihre Abwasserpolitik zu einer Verschlechterung der Situation beizutragen.[42] Aber auch die Gefahrenabwehr gegenüber Hochwasser und generelle Naturkontrolle spielten eine zentrale Rolle, die zu einem Institutionenwandel in der behördlichen Struktur im frühen 19. Jahrhundert beitrug. Die zunehmende Wasserverschmutzung gefährdete zudem die Trinkwasserversorgung, die landwirtschaftliche Nutzung und die industrielle Wasserversorgung. Auch durch verschmutztes Wasser hervorgerufene Cholera- sowie Typhusepidemien trafen die Bevölkerung

38 Vgl. *Wey*, Umweltpolitik in Deutschland, S. 46–48; *Christoph Bernhardt*, The Contested Industrial City: Governing Pollution in France and Germany, 1810–1930, in: *Clemens Zimmermann* (Hrsg.), Industrial Cities. History and Future, Frankfurt am Main/New York 2013, S. 46–65.

39 Vgl. *Wey*, Umweltpolitik in Deutschland, S. 66.

40 Vgl. ebd.

41 Vgl. *Brüggemeier*, A Nature Fit for Industry; *Brüggemeier/Rommelspacher*, Blauer Himmel über der Ruhr.

42 Vgl. *Wey*, Umweltpolitik in Deutschland, S. 34–36; *Charles E. Closmann*, Holding the Line. Pollution, Power, and Rivers in Yorkshire and the Ruhr, 1850–1990, in: *Christof Mauch/Thomas Zeller* (Hrsg.), Rivers in History. Perspectives on Waterways in Europe and North America, Pittsburgh 2008, S. 89–109; *Mark Cioc*, The Rhine. An Eco-Biography, 1815–2000 (Weyerhaeuser Environmental Books), University of Washington Press, Seattle/London 2006 (zuerst 2002), 280 S., brosch., 30,00 $, S. 132–136.

schwer, wie etwa in Hamburg mit dem letzten großen Cholera-Ausbruch im Deutschen Reich im Jahr 1892 und in Gelsenkirchen mit einer Typhusepidemie 1901.[43]

Aufgrund der sich verschlimmernden Situation verlangten einige Städte, wie Worms und Speyer, die Einrichtung einer Reichskommission vom Reichstag, die gesetzliche Grundlagen für ein nationales Wassergesetz zur Reinhaltung von Gewässern entwickeln sollte. Damit ähnelt das Vorgehen im späten 19. Jahrhundert dem Ablauf in England.[44] Durch Streitigkeiten zwischen den Staaten, ausbleibende Bemühungen der Reichsregierung und den Ausbruch des Ersten Weltkriegs scheiterte eine reichsweite Einigung zunächst. Die föderale Struktur interpretiert Wey als Hindernis für eine Zentralisierung des Wasserrechts. In dieser Zeit blockierten konservative und rechtsliberale Parteien im Reichstag die Bemühungen, da diese der Industrie nahestanden. So waren es letztlich nur einzelne Abgeordnete, die sich in diesem Bereich engagierten, eine geschlossene Beteiligung ihrer Fraktion jedoch nicht erwirken konnten. Das lag auch an dem aus heutiger Sicht verhältnismäßig geringen Wissensstand über die gesundheitlichen, sozialen und volkswirtschaftlichen Konsequenzen der Wasserverschmutzung. Im Jahr 1901 war es lediglich gelungen, einen Reichsgesundheitsrat am Reichsgesundheitsamt zu etablieren. Eine Abteilung des Rats beschäftigte sich mit der Wasserversorgung, die sich aus Verwaltungsbeamten, Chemiker:innen und anderen Expert:innen zusammensetzte. Sie sollten auch bei Konflikten zwischen den einzelnen Bundesstaaten schlichtend tätig werden.[45]

Besonders landwirtschaftliche Betriebe setzten sich für eine Verschärfung der staatlichen Regelungen zur Wasserverschmutzung und Wasserentnahme ein, da sie zunehmend von Missernten und schlechteren agrarischen Produktionsbedingungen betroffen waren.[46] Aufgrund der lauter werdenden Forderungen aus der Landwirtschaft nach einer Reformierung des preußischen Wasserrechts schlossen sich die Industrieverbände, der Wasserwirtschaftliche Verband, der Centralverband Deutscher Industrieller und der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie zusammen, um ihre Forderungen nach der Beibehaltung des Status quo 1907 in einen Gesetzentwurf einfließen zu lassen. Der Regierung gelang es nicht, einen Entwurf vorzulegen, mit dem sich sowohl Industrie als auch Landwirtschaft einverstanden erklären konnten. Erst 1911 legte die Regierung einen neuen Entwurf vor, der prinzipiell vorsah, dass jede Person Flüssigkeiten in Gewässer einleiten dürfe, wenn dabei andere nicht geschädigt würden. Die Einleitung von Abwässern sollte anzeigepflichtig werden. Eine Abwassereinleitung konnte allerdings beantragt werden, wodurch die Prüfung für die zuständige Wasserpolizeibehörde vereinfacht werden sollte. Diese konnte die Einleitung ablehnen, wenn sie dadurch das Gemeinwohl gefährdet sah. Die behördliche Kontrolle über die Abwassereinleitung sollte so gesteigert werden.[47] Gleichzeitig schlug sich in der Gesetzgebung die Vorstellung nieder, dass öffentliche Gewässer zum allgemeinen Nutzen beitragen sollten. Der Begriff »Gemeinwohl« wurde dabei in dem Gesetz nicht genauer defi-

43 Vgl. *Wey*, Umweltpolitik in Deutschland, S. 41 f.
44 Vgl. ebd., S. 39–42.
45 Vgl. ebd., S. 65.
46 Vgl. ebd., S. 51–56.
47 Vgl. ebd., S. 57.

niert. 1913 wurde das Preußische Wassergesetz verabschiedet. Die überregionalen Probleme der Wasserverschmutzung rückten durch den Ersten Weltkrieg und die darauffolgenden innenpolitischen Unruhen in den Hintergrund und wurden erst 1922 auf Antrag der SPD in bundesweiten Verhandlungen wieder aufgegriffen.[48] In den folgenden Jahren wurde die Problematik durch Abwasser von Fabriken und die Konsequenzen für Menschen, Tiere und Pflanzen weiter thematisiert. Oft ließen die Kommunen diese aber nicht an die Öffentlichkeit dringen.[49]

Wie an diesen Beispielen deutlich wurde, beschränkt sich die bisherige Forschung von Wey und Brüggemeier auf rechts- und politikgeschichtliche Betrachtungen der staatlichen Wasserpolitik ab dem späten 19. Jahrhundert. Darüber hinausgehende Ansätze über die Entwicklung der Wassergesetzgebung und der Vorstellungen über das Recht auf Wasser fehlen. Handelnde werden durch die bisherige Fokussierung oft nicht konkret benannt, sondern bleiben unter den beschriebenen Reaktionsweisen des Staats, Parlaments oder der Industrie generalisiert und verdeckt.

### *Wassergeschichte als Eigentumsgeschichte – Forschungen zu den USA*

Die US-amerikanische Forschung nimmt stärker als die deutsche und britische eigentumspolitische Forderungen in ihre Untersuchungen auf. Dabei setzen sich Forscher:innen wie Jouni Paavola und Robert Benjamin Naeser im Rahmen des *riparian law* mit Eigentumskonflikten zwischen Akteuren auseinander, die Verfügungsrechte über Wasserressourcen für sich beanspruchten. In den USA galt im 19. Jahrhundert in weiten Teilen des Landes wie in Großbritannien das *riparian law*. Wasser wurde als Gemeingut gesehen, das niemandem gehörte, über das aber Verfügungsrechte bestanden. Als, wie in Deutschland und Großbritannien, Mitte des 19. Jahrhunderts die Verschmutzungsproblematik anwuchs und Gerichte immer mehr Klagen über die Entsorgungspraktiken der Industrie erhielten, kam es auch in den USA zu einer Diskussion über eine neue Gesetzgebung.[50] Die praktische Umsetzung des *riparian law* geriet mit der Vorstellung von Wasser als Gemeingut in Konflikt. Vergleichbar mit Deutschland und Großbritannien entstand dieser Konflikt zwischen Interessen von Teilen der Bevölkerung, die Gesundheit, Sauberkeit und Umwelt über das Wasser schützen wollten, sowie Privatpersonen und Unternehmen, die Wasser als Wirtschaftsfaktor betrachteten. In Gerichtsentscheidungen des 19. Jahrhunderts etablierte sich die Prämisse, dass Anrainer unter dem *riparian law* zwar Verfügungsrechte über Wasser besaßen, aber damit im Sinne der

48 Vgl. ebd., S. 60–62.

49 Vgl. ebd., S. 62 f.

50 *Jouni Paavola*, Water Quality as Property. Industrial Water Pollution and Riparian Law in Nineteenth-Century USA, in: *Terje Tvedt/Richard Coopey* (Hrsg.), A History of Water, Series I, Bd. 2: The Political Economy of Water, London/New York 2006, S. 443–467; *Stéphane Castonguay/Matthew Evenden* (Hrsg.), Urban Rivers. Remaking Rivers, Cities, and Space in Europe and North America, Pittsburgh 2012; *Robert Benjamin Naeser/Lynne Lewis Bennett*, The Cost of Noncompliance: The Economic Value of Water in the Middle Arkansas Valley, in: Natural Resources Journal 38, 1998, S. 445–463.

Allgemeinheit umgegangen werden müsse.[51] Für die USA existieren ergänzend zu den Arbeiten von Paavola und Naeser Einzelfallstudien, etwa von dem Historiker Christopher Morris zum Mississippi River.[52]

Ähnlich wie in Deutschland entwickelte sich die Minenarbeit zu einer wesentlichen Ursache für die Verschmutzung von Gewässern, vor allem während der Zeit des Goldrausches Mitte des 19. Jahrhunderts. In den einzelnen Bundesstaaten der USA bildeten sich zwei verschiedene gesetzliche Grundlagen heraus. Neben dem *riparian law* setzte sich das Prinzip der *prior appropriation* durch. Letzteres eignete sich für Regionen mit Wasserknappheit, was für den Westen der USA galt. Das Prinzip basierte auf den Regelungen »first come, first served«, Nutzen für die Allgemeinheit und Privateigentum. Personen, die das Wasser als erste nutzten, für sich reklamierten und entsprechende Besitzurkunden erstellen ließen, erhielten daher den Anspruch darauf. Die Rechte der indigenen Bevölkerung wurden dabei in den meisten Fällen ignoriert, worauf neuere Forschungen verstärkt hinweisen.[53] Somit waren Wasserrechte nicht mehr ausschließlich an Landbesitz geknüpft. Falls die Wasserrechte nicht genutzt wurden, konnten sie aberkannt werden. Auch wenn Wasser nach diesem Prinzip offiziell als Privateigentum galt, sollte die Wasserverschmutzung für die Allgemeinheit reduziert werden. Die Eingriffsmöglichkeiten waren im Vergleich zu dem *riparian law* jedoch deutlich begrenzter. Die Grundsätze der *prior appropriation* galten in Colorado, New Mexico, Wyoming, Montana, Idaho, Nevada und Arizona. Küstennahe Staaten wie Kalifornien, Oregon oder Washington State kombinierten Elemente der beiden gesetzlichen Grundlagen.[54] Zwischen 1830 und 1880 kam es besonders in den urbanen Zentren im Nordosten der USA zu einer Kommunalisierung der Wasserwege. Im Süden und Nordwesten blieben die alten Doktrinen erhalten.[55] Zwar konzentriert sich die US-amerikanische Forschung ebenfalls auf staatliche Eingriffe in die Wasserpolitik und blendet weitere Akteure für das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert aus; allerdings sind die Forschungsansätze neben rechts- und politikgeschichtlichen Herangehensweisen stärker eigentumsgeschichtlich geprägt. Mithilfe dieses eigentumsgeschichtlichen Zuschnitts lassen sich Verteilungsfragen, die bisher wenig berücksichtigt worden sind, besser aufgreifen. Inwiefern perpetuierten die rechtlichen Grundlagen der

51 Vgl. *Martin V. Melosi*, Precious Commodity. Providing Water for America's Cities, University of Pittsburgh Press Pittsburgh 2011, 320 S., brosch., 55,00 $, S. 7–10; *Christopher Armstrong*, River Returns. An Environmental History of the Bow, Montreal 2014.

52 Vgl. *Christopher Morris*, The Big Muddy. An Environmental History of the Mississippi and Its Peoples from Hernando de Soto to Hurricane Katrina, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2017 (zuerst 2012), 320 S., brosch., 31,99 £; *Craig E. Colton*, Redirecting Sediment and Rearranging Social Justice, in: Water History 13, 2021, S. 33–43; *Jonathan Schneer*, The Thames. England's River, London 2006.

53 Vgl. *Eric P. Perramond*, The Creation of Scaled Water Citizens in New Mexico, USA, in: *Emma S. Norman/Christina Cook* (Hrsg.), Negotiating Water Governance. Why the Politics of Scale Matter, London/New York 2016, S. 173–188; *Eric P. Perramond*, Unsettled Waters. Rights, Law, and Identity in the American West, University of California Press, Oakland 2019, 248 S., brosch., 34,95 $.

54 Vgl. *R. B. Naeser/M. Griffin Smith*, Water as Property in the American West, in: *Tvedt/Coopey* (Hrsg.), A History of Water, S. 500–505.

55 Vgl. *Melosi*, Precious Commodity, S. 112 f.

Wasserpolitik und die daraus folgenden Maßnahmen im Wassermanagement soziale Ungleichheiten? Welche Akteure profitierten von diesen Maßnahmen?

Eigentumsgeschichtliche Ansätze sind auch in der französischen Forschung deutlicher angelegt als in den Studien zum Deutschen Reich und Großbritannien. Wie in den USA und Großbritannien galten in Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert *riparian rights*. Stärker als in den angloamerikanischen Ländern wurden Wassereingriffe seit den 1790er-Jahren eingeschränkt und die Kommunalisierung von öffentlich zugänglichen Gewässern vorangetrieben. Die Vorstellung, dass es sich bei Wasser um ein Allgemeingut handele, sollte dadurch verstärkt durchgesetzt werden, wie die Historikerin Sara B. Pritchard zeigt.[56] Wie im Deutschen Reich war die Wasserverwaltung in Frankreich lange dezentral geregelt. Zwar hatte sich bereits Napoleon darum bemüht, eine zentrale Institution einzurichten, um die Eingriffe in Flussverläufe zu überwachen, dies war allerdings gescheitert. Erst 1964 kam es zu einer zentralen Lösung. Wie es für das Deutsche Reich und Großbritannien deutlich wurde, gab es aufgrund der fehlenden einheitlichen gesetzlichen Regelung Streitigkeiten zwischen verschiedenen Interessengruppen. In Frankreich handelte es sich dabei insbesondere um Konflikte zwischen Bäuer:innen, die ihre Anbauflächen und deren Wasserversorgung schützen wollten, sowie Händler:innen, die die Schifffahrt ausbauen wollten. Auch die Gefahr von Verschmutzungen betrachteten Behörden, Wissenschaftler:innen und Bürger:innen im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert verstärkt mit Sorge.[57] Eine ähnliche Perspektive nehmen weitere französische Studien ein, etwa einzelne Aufsätze von Isabelle Backouche und Sabine Barles, die eigentumsgeschichtliche Fragen anreißen, sich aber auf die staatliche Entwicklung und Nationalisierung der Wassergesetzgebung fokussieren.

### *Wasser und Nation-Building*

Einen anderen Zugang wählt Donald Worster in seinem Buch »Rivers of Empire« von 1985, in dem er entsprechende Wasserkonflikte und Verteilungsfragen aufgreift und sie mit der Herausbildung eines Empires im Westen der USA in Verbindung bringt.[58] Die Ressource Wasser, so zeigt er, war im 19. Jahrhundert eng an die Verteilung von Wohlstand und Macht geknüpft. Die Gesellschaft des Westens Amerikas sieht er als tief geprägt durch die Technologie des Wassers an. Die Vergabe von Wasserrechten sorgte für die Zerteilung von Wasserquellen, wobei Ingenieur:innen und Wasserbaubehörden einen immensen Einfluss über die Verteilung von Wasser

56 Vgl. *Sara B. Pritchard*, Confluence. The Nature of Technology and the Remaking of the Rhône (Harvard Historical Studies, Bd. 172), Harvard University Press, Cambridge 2011, 392 S., geb., 60,95 €.

57 Vgl. ebd., S. 33–37; *Isabelle Backouche*, From Parisian River to National Waterway: The Social Functions of the Seine, 1750–1850, in: *Mauch/Zeller*, Rivers in History, S. 26–40; *Sabine Barles*, The Seine and Parisian Metabolism. Growth of Capital Dependencies in the Nineteenth and Twentieth Centuries, in: *Castonguay/Evenden*, Urban Rivers, S. 95–112; *R. J. Garcier*, Rivers We Can't Bring Ourselves to Clean – Historical Insights into the Pollution of the Moselle River (France), 1850–2000, in: Hydrology and Earth System Sciences 11, 2007, S. 1731–1745.

58 Vgl. *Donald Worster*, Rivers of Empire. Water, Aridity, and the Growth of the American West, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 1992 (zuerst 1985), 414 S., brosch., 11,99 £.

erhielten. Wie die deutsche und britische Forschung ist die Perspektive von Worster von der Vorstellung geprägt, dass Verfügungsrechte über Wasser von staatlichen Behörden und einflussreichen Unternehmen ausgehandelt wurden. Dass andere Akteure, wie mediale Berichterstatter:innen, einzelne Bürger:innen oder zivilgesellschaftliche Initiativen, diese Rechte beeinflussen könnten, berücksichtigt er nicht. Auch die Konsequenzen der Vergabe von Wasserrechten und daraus erwachsende Ungleichheiten behandelt er nicht.

Die von Worster wesentlich geprägte Forschung, die Flussgeschichten mit *empire-* oder *nation-building* verbindet, wurde in den vergangenen Jahrzehnten weiter vorangetrieben. Besonders im Hinblick auf die Ausprägung einer kulturellen und nationalen Identität analysieren Wissenschaftler:innen ergänzend zu Worster die Bedeutung von Flüssen. Dorothy Zeisler-Vralsted zeigt in ihrem Buch »Rivers, Memory, and Nation-Building« von 2014, wie etwa durch Mythologie und Folklore die Geschichte von Flüssen mit der nationalen Erinnerung verbunden wurde. Über viele Jahrhunderte arbeiteten Künstler:innen, Dichter:innen und Schriftsteller:innen zu Flüssen und ihrer Rolle für eine nationale Identität.[59]

Im Gegensatz dazu veröffentlicht Eric P. Perramond seit 2019 über die spezifischen Konsequenzen des *nation-building* für die Wassernutzungsrechte der Bevölkerung in einzelnen US-Bundesstaaten. Für New Mexico löst er sich von der staatlichen Perspektive Worsters, indem er Konflikte untersucht, die zwischen Städten, Kommunen und alteingesessenen Wasser-Nutzer:innen aufkamen. Letztere bestanden in der Regel auf Besitzrechte, die sie mithilfe alter Dokumente belegen wollten, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichten. Perramond zeigt am Beispiel von Bewohner:innen, Aktivist:innen, Anwält:innen und Ingenieur:innen auf, dass Prozesse der Privatisierung und Kommodifizierung von Wasser oft nebeneinander verliefen und von verschiedenen Interessen geprägt waren. Die Rechte von indigenen Gruppen wurden dabei häufig außer Acht gelassen. Der Zusammenhang zwischen Wasserpolitik und Identitätspolitik sei für die USA deswegen von herausragender Bedeutung.[60] Perramonds Arbeit gehört zu den neueren Forschungen, die sich in den USA auf Prozesse von Wasserkommerzialisierung jenseits von staatlichen Konflikten um Regularien konzentrieren. Für Deutschland und Europa liegen ähnliche Forschungen bisher nicht vor. Perramond arbeitet zwar mit historischen Quellen, sein Fokus liegt allerdings auf Interviews, die er als Ethnograf durchführt.[61] Dadurch betrachtet er primär die Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Für Australien hat Daniel Rothenburg jüngst eine ergänzende Studie über das Murray-Darling-Becken vorgelegt, in der er mithilfe von Interviews einen breiten Kreis von Akteuren für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und deren Rollen

59 *Dorothy Zeisler-Vralsted*, Rivers, Memory, and Nation-Building. A History of the Volga and Mississippi Rivers, Berghahn Books, New York/Oxford 2014, 204 S., geb., 135,00 $; vgl. dazu auch *Thomas Etzemüller*, Landschaft und Nation. Rhein – Dalarna – England, Bielefeld 2022.

60 Vgl. *Perramond*, Unsettled Waters, S. 17–22.

61 Vgl. *Perramond*, The Creation of Scaled Water Citizens in New Mexico; *Eric P. Perramond/K. Maria D. Lane*, Territory to State. Law, Power, and Water in New Mexico, in: *Allan Charles Dawson/Laura Zanotti/Ismael Vaccaro* (Hrsg.), Negotiating Territoriality. Spatial Dialogues between State and Tradition, New York/London 2017, S. 142–159; *Eric P. Perramond*, Water Rights, River Compacts, and Legal-Policy Stationarity in the American West*, in: Environmental Research Letters 15, 2020, Nr. 2, S. 1–7.

in Wasserkonflikten einbezogen hat. Mit seinem Ansatz löst er den Fokus von der staatlichen Kontrolle der Wasserressourcen. Anders als bei Perramond spielen Fragen der Eigentumsverhältnisse bei Rothenburg eine untergeordnete Rolle. Anhand der zunehmenden Versalzung des Murray-Darling-Beckens analysiert er stattdessen Probleme der Wassernutzung anhand einer mikrogeschichtlich orientierten Perspektive.[62] Dieser Zugriff ermöglicht es ihm, die Situation der Anwohner:innen insbesondere im ländlichen Raum einzubeziehen. Seine Studie bietet damit wie die Perramonds eine neue Perspektive auf Verteilungsfragen von Wasserressourcen.

### *Wassergeschichte als Diplomatiegeschichte*

Während sich einzelne Nationen lange schwer damit taten, staatliche Organisationen zum Umgang mit der Ressource Wasser aufzubauen, wurden auf internationaler Ebene bereits im frühen 19. Jahrhundert erste Institutionen geschaffen, die die Verwaltung grenzüberschreitender Flüsse unterstützen sollten.[63] Diese supranationalen Organisationen haben in den vergangenen Jahren vermehrt Aufmerksamkeit aus der historischen Forschung erhalten, die damit im Zuge der Zuwendung zu Globalgeschichte und transnationaler Geschichte über regionale und nationale Schwerpunktsetzungen hinausgeht. Die Politikwissenschaftlerin Joanne Yao analysiert in ihrer 2022 erschienenen Dissertation »The Ideal River« drei zentrale internationale Konferenzen für das Flussmanagement: den Wiener Kongress von 1814/15, den Pariser Frieden von 1856 und die Berliner (Kongo-)Konferenz von 1884/85. Die auf den drei Konferenzen etablierten internationalen Flusskommissionen trugen Yao zufolge wesentlich zu den in Europa vorherrschenden Mächteverhältnissen der jeweiligen Zeit bei. Auf dem Wiener Kongress wurde etwa die »Zentralkommission für die Rheinschifffahrt« ins Leben gerufen. Die 1856 gegründete europäische Donaukommission verfügte als erste internationale Organisation über ausführende Kompetenzen, die durch polizeiliche Sanktionen und Gerichte umgesetzt wurden. Yao schließt: »Rivers should not be analyzed simply as a backdrop for human stories of successful civilizations and technological triumph, but are co-constituted with and co-implicated in the social forces that forge international history.«[64]

Trotz der Zunahme von Untersuchungen über die Bedeutung internationaler Flusskommissionen im 19. Jahrhundert in den vergangenen Jahren bleiben die meisten Arbeiten auf einen diplomatiegeschichtlichen Zugang beschränkt – so auch die Studie Yaos. Diese gehen ähnlich wie die Untersuchungen zur Umweltproble-

62 Vgl. *Daniel Rothenburg*, Irrigation, Salinity, and Rural Communities in Australia's Murray-Darling Basin, 1945–2020 (Palgrave Studies in World Environmental History), Palgrave Macmillan, Cham 2023, 303 S., geb., 117,69 €.

63 Vgl. *Joanne Yao*, Constructing the Ideal River. The 19th Century Origins of the First International Organizations, Diss., London 2016; *dies.*, ›Conquest from Barbarism‹. The Danube Commission, International Order and the Control of Nature as a Standard of Civilization, in: European Journal of International Relations 25, 2019, S. 335–359; *dies.*, The Ideal River. How Control of Nature Shaped the International Order, Manchester University Press, Manchester 2022, 264 S., geb., 85,00 £.

64 *Yao*, Constructing the Ideal River, S. 9.

matik im Zuge der Industrialisierung von einem Primat des Staats aus. Einem ähnlichen Ansatz folgend hat sich im deutschsprachigen Raum etwa Nils Bennemann mit der »Zentralkommission für die Rheinschifffahrt« zwischen 1817 und 1880 beschäftigt. Er zeigt auf, wie sich Kartenstandards für die Flussschifffahrt sowie Vermessungsmethoden etablierten, und wählt anders als Yao damit einen wissensgeschichtlichen Zugang auf die Zentralkommission.[65] Ein dezidiert eigentumsgeschichtlicher Zugriff fehlt in der Studie von Bennemann. Die Frage, wie internationale Organisationen nationale Ansprüche auf Wassereingriffe verhandelten, wird nur am Rande aufgeworfen. Die Betrachtung dieser Eigentumsvorstellungen kann jedoch neue Perspektiven in diesem Forschungsfeld eröffnen. Wie beispielsweise gingen diese Organisationen mit den nationalen Ansprüchen der Anrainerstaaten um? Wie positionierten sich die Regierungen der Nationalstaaten gegenüber internationalen Organisationen? Wie bewerteten Letztere die Vorstellungen von Wasser als Gemeingut beziehungsweise als privates Gut? Inwiefern wirkten sich diese Vorstellungen auf die Wasserpolitik aus?

Nicht nur für grenzüberschreitende Flüsse, sondern auch für die Wasserpolitik der Kolonialmächte ist diese Frage bisher nur unzureichend behandelt worden. Yao betrachtet zwar anhand der Berliner (Kongo-)Konferenz die Kontrollversuche des Flusses Kongo von europäischen Mächten, geht aber weniger auf die Legitimationsdiskurse solcher Anspruchshaltungen ein. Die Berliner Konferenz hatte zwar die Freiheit der Schifffahrt auf dem Kongo festgelegt und eine Internationale Schifffahrtskommission eingesetzt, allerdings wurden diese Prinzipien nicht umgesetzt.[66] Stattdessen hatte der belgische König Leopold II. Verhandlungen mit den in Berlin vertretenen europäischen Großmächten geführt und »gained ownership over the Congo basin«.[67] Wie sich diese Besitzansprüche auszeichneten und wie sie legitimiert wurden, behandelt Yao hingegen nicht. Auch die Rolle nichtstaatlicher Akteure wird von ihr nur peripher verhandelt. Yao verweist darauf, dass europäische Diplomaten »depicted the Congo River basin as a geography characterized by moral and historical emptiness – an emptiness that could and should be filled with civilized European institutions and commerce«.[68] Eine jenseits des Staats initiierte Wasserpolitik existiert in dieser kolonial-imperialen Vorstellung nicht. Die Regelungen der internationalen Kommissionen für Rhein und Donau versuchten die europäischen Großmächte laut Yao auf den Kongo zu übertragen. Damit analysiert Yao einseitig, inwiefern die Vorstellungen der Großmächte die Wasserpolitik in den Kolonien prägten, nicht aber, inwieweit der Umgang mit Wasser vor Ort das

65 Vgl. *Nils Bennemann*, Rheinwissen. Die Zentralkommission für die Rheinschifffahrt als Wissensregime, 1817–1880 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 260), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2021, 314 S., geb., 70,00 €; *ders.*, Kartographische Ordnungsvorstellungen in den badisch-französischen Rheinkarten 1828–1840, in: *Helene Miard-Delacroix/Guido Thiemeyer* (Hrsg.), Der Rhein / Le Rhin. Eine politische Landschaft zwischen Deutschland und Frankreich 1815 bis heute / Un espace partagé entre la France et l'Allemagne de 1815 à nos jours, Stuttgart 2018, S. 49–58.

66 Vgl. *Joanne Yao*, The Power of Geographical Imaginaries in the European International Order. Colonialism, the 1884–85 Berlin Conference, and Model International Organizations, in: International Organization 76, 2022, S. 901–928, hier: S. 911 f.

67 Ebd., S. 911.

68 Ebd., S. 915.

Vorgehen der Großmächte in den Kolonien und den Heimatländern beeinflusste. Die Kontrolle über Flüsse steht bei Yao und Bennemann im Vordergrund der Untersuchungen. Sie erwies sich als wichtige Strategie des *empire-building*, wie sie auch von Worster für die USA beschrieben wird.[69]

Insgesamt wurde die Wasserpolitik der Kolonialmächte bisher kaum systematisch untersucht. Eine entsprechende Studie könnte Aufschlüsse darüber geben, inwiefern sich die Wasserpolitik der Kolonialmächte in den Kolonien von der in den eigenen Nationalstaaten unterschied. Zu prüfen wäre, ob Wasserprojekte in den Kolonien zu Testfeldern für nationale Wasserbauvorhaben wurden und wie Verfügungsansprüche über Wasserressourcen zwischen Kolonien und Kolonialmächten ausgehandelt wurden.

Die Forschungsarbeiten zur Wassergeschichte zeigen, dass im 19. und frühen 20. Jahrhundert neben der Gefahrenabwehr die Kontrolle über das Wasser im Vordergrund öffentlicher Debatten stand. Um die Schifffahrt, insbesondere auf dem Rhein, zu optimieren, wurden verschiedene Infrastrukturprojekte entwickelt. Zentrale Wasserbehörden entstanden, die in der Forschung vermehrt als einflussreiche Akteure dargestellt werden. Da Pläne zu entsprechenden Wasserbauprojekten oft Eingriffe in den Wasserverlauf einschlossen, kam es auch hier zu überregionalen Konflikten.[70] Diplomatiegeschichtliche Ansätze, die sich mit internationalen Konfliktsituationen beschäftigen, kamen verstärkt in den vergangenen Jahren auf. Sie konzentrieren sich jedoch oft auf politische Einigungsversuche verschiedener Staaten im Bereich der Wasserrechte und blenden immanente eigentumsgeschichtliche Vorstellungen aus. Überschneidungen existieren daher besonders bei Forschungen zu eigentums-, umwelt- und rechtsgeschichtlichen Ansätzen. Die rechtlichen Bedingungen für Wassereingriffe sind eng an Eigentumsfragen gebunden, auch wenn diese nicht immer explizit als solche benannt werden. Die Konsequenzen der Wassereingriffe für die Umwelt werden in diesem Kontext ebenfalls betrachtet und schlagen sich wiederum in den Debatten um die Verfügungsrechte über die Wasserressourcen nieder. Gefahrenkalkulationen und wirtschaftliche Interessen spielen darüber hinaus eine wesentliche Rolle in entsprechenden Untersuchungen. Wasserrechtliche Überlegungen gelten zugleich als einflussreich für Prozesse des *nation*- beziehungsweise *empire-building*, vor allem in der US-amerikanischen Forschung. Der Vorstellung, dass die Vergabe von Verfügungsrechten über Wasserressourcen

69 Vgl. *Thomas Basset*, Cartography and Empire Building in Nineteenth-Century West Africa, in: Geographical Review 84, 1994, S. 316–335; *Jordan Branch*, The Cartographic State. Maps, Territory, and the Origins of Sovereignty, Cambridge/New York etc. 2014.

70 Vgl. *Christoph Bernhardt*, Im Spiegel des Wassers. Eine transnationale Umweltgeschichte des Oberrheins (1800–2000) (Umwelthistorische Forschungen, Bd. 5), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2016, 569 S., geb., 39,90 €, S. 514–517; *ders.*, Europäische Wasserbau-Ingenieure im 18. und 19. Jahrhundert. Wanderungen und Wissenszirkulation, in: *Heiderose Kilper* (Hrsg.), Migration und Baukultur. Transformation des Bauens durch individuelle und kollektive Einwanderung, Basel/Berlin etc. 2019, S. 259–270; *Christoph Bernhardt*, Urbanizing a River in a Bicultural Border Region. Strasbourg and the Upper Rhine on the Way to Water Modernity, 1789–1925, in: *Martin Knoll/Uwe Lübken/Dieter Schott* (Hrsg.), Rivers Lost, Rivers Regained. Rethinking City-River Relations, Pittsburgh 2017, S. 140–155; *Christoph Bernhardt*, Ausstellungsrezension zu: Der Rhein. Eine europäische Flussbiografie, in: H-Soz-Kult, 7.1.2017, URL: <https://www.hsoz-kult.de/exhibitionreview/id/rezausstellungen-249> [30.1.2023].

eng an Verteilungsfragen geknüpft war, die die soziale Ordnung während des *nation-building* nachhaltig beeinflusste, sollte in anschließenden Forschungen weitere Aufmerksamkeit zuteilwerden.

Insgesamt sind die Arbeiten zum Umgang mit Wasserressourcen für die Zeit der Industrialisierung stark umwelt-, politik- und rechtsgeschichtlich geprägt. Staatliche Behörden und wirtschaftliche Unternehmen gelten in vielen Darstellungen als zentrale Entscheidungsträger. Eine Erweiterung des Quellenzugriffs auf mediale Darstellungen von Wassernutzung, aber auch deren bildhafte Inszenierung etwa in Karikaturen kann dazu beitragen, die Bedeutung weiterer Akteure mit limitierten staatlichen Handlungsbefugnissen wie Berichterstatter:innen und Anwohner:innen zu rekonstruieren. Für die Zeit der Jahrhundertwende wurden die bisher vorgestellten Ansätze um eine infrastrukturgeschichtliche Perspektive ergänzt.

## II. Wasserbauprojekte – Optimierungsbestrebungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Während im Kontext der historischen Forschungen zur Industrialisierung die Konflikte um die Verschmutzung der Flüsse thematisiert werden, geht es bei der Untersuchung von Infrastrukturprojekten um die Integration der Flüsse in ein Netzwerk zwischen Natur und Gesellschaft.[71] Im frühen 20. Jahrhundert wurden zunehmend Großbauprojekte angestrebt. Dabei entwickelten Politiker:innen und Ingenieur:innen meist Staudammbaupläne, die der Energiegewinnung dienten.

### *Wassergeschichte als Infrastrukturgeschichte*

Benjamin Brendel untersucht in seiner 2019 veröffentlichten Dissertation »Konvergente Konstruktionen« globale Staudammprojekte im 20. Jahrhundert. Darin deutet er, im Anschluss an Birte Förster und andere Wissenschaftler:innen, Dammbauten als Machtspeicher und Symbole von Herrschaft.[72] Die Planung von Staudämmen nahm im 20. Jahrhundert deswegen zu, weil staatliche Akteure hofften, Natur-

71 Vgl. *Paula Schönach*, River Histories: A Thematic Review, in: Water History 9, 2017, S. 233–257, hier: S. 244–247; *Eva Jakobsson*, Industrialization of Rivers: A Water System Approach to Hydropower Development, in: Knowledge, Technology & Policy 14, 2002, S. 41–56; *Elissa Rosenberg*, Water Infrastructure and Community Building: The Case of Marvin Gaye Park, in: Journal of Urban Design 20, 2015, S. 193–211.

72 Vgl. *Benjamin Brendel*, Konvergente Konstruktionen. Eine Globalgeschichte des Staudammbaus, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2019, 519 S., brosch., 49,00 €. Insgesamt floriert das Feld der Infrastrukturgeschichte und spezifisch der Wasserbauten seit gut zwei Jahrzehnten: *Dirk van Laak*, Eine kurze (Alltags-)Geschichte der Infrastruktur, in: APuZ 67, 2017, Nr. 16–17, S. 4–11; *Birte Förster/Martin Bauch*, Einführung: Wasserinfrastrukturen und Macht. Politisch-soziale Dimensionen technischer Systeme, in: *dies.*, Wasserinfrastrukturen und Macht von der Antike bis zur Gegenwart, S. 9–21; *Jens I. Engels/Gerrit J. Schenk*, Infrastrukturen der Macht – Macht der Infrastrukturen. Überlegungen zu einem Forschungsfeld, in: ebd., S. 22–58; *Jens I. Engels*, Machtfragen. Aktuelle Entwicklungen und Perspektiven der Infrastrukturgeschichte, in: Neue Politische Literatur 55, 2010, S. 51–70.

katastrophen wie Dürren und Überflutungen durch die Regulierung des Wasserstroms vorzubeugen und die Schifffahrt abzusichern. Die staatliche Perspektive steht damit bei Brendel ebenfalls im Vordergrund. Auch die Wasserversorgung, die in öffentlichen Debatten im 19. Jahrhundert zunehmend als prekär empfunden wurde, sollte über die Errichtung von Staudämmen sichergestellt werden. Brendel zeigt anhand verschiedener Bauprojekte einzelne »Wasserkriege« auf, in denen sich im ausgehenden 19. Jahrhundert zum Beispiel Bäuer:innen und Anrainer:innen gegen staatliche Bauprojekte auflehnten. Diese fürchteten um ihren Zugang zum Wasser. Gleichzeitig konnten Staudämme auch zu Zielen von Angriffen und Sabotageakten äußerer Feinde werden. Wasserressourcen wurden zunehmend als nationaler, nicht mehr als privater oder kommunaler Besitz angesehen, wie Brendel in seiner Arbeit festhält.[73] Brendels Studie appliziert neben dem infrastrukturgeschichtlichen Ansatz eine wissensgeschichtliche Perspektive. Er betrachtet Staudammbauten als Ausdruck von Macht und Zeichen von Modernisierung in einer globalen Dimension. Damit nimmt er nicht nur verschiedene Räume, von der Grand-Coulee-Talsperre in den USA (1933–1941) über den Damm von Mequinenza in Spanien (1955–1964) bis hin zum Assuan-Staudamm in Ägypten (1960–1971), in den Blick, sondern verbindet umwelt-, infrastruktur-, wissens- und politikgeschichtliche Ansätze miteinander. Fragen darüber, wem die Wasserressourcen gehören, in die eingegriffen wird, thematisiert er zwar, verfolgt sie aber nicht systematisch.

### *Wassergeschichte als Sicherheitsgeschichte*

In der Wasserpolitik sowie der Flussplanung und -regulierung stand – auch als Teil von Infrastrukturprojekten – seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend der Bevölkerungsschutz auf der Agenda der Politiker:innen. Das Argument der Sicherheit ist neben Machtkalkulationen, wie Brendel sie aufzeigt, ebenfalls ein wichtiger Aspekt von Arbeiten, die sich mit Wasserbauprojekten beschäftigen. Die Begradigung von Flüssen galt etwa als Beitrag zur Sicherheit und Möglichkeit, Handelserträge, industriellen Gewinn und landwirtschaftliche Erzeugnisse zu maximieren sowie Land zu gewinnen, wie Nicolai Hannig in seiner Habilitationsschrift »Kalkulierte Gefahren« skizziert.[74] Flussregionen, so schreibt er, wurden zu »ökologisch dimensionierten, beweglichen Grenzen, zu Frontiers, die Expansion und Migration beförderten, neue, meist prekäre Siedlungsräume schufen und der Kontrolle von Ressourcen dienten«.[75] Sowohl Gefahrenprävention als auch wirtschaftliche Gründe waren also bereits im 19. Jahrhundert Leitgedanken der Politik, die

73 Vgl. *Brendel*, Konvergente Konstruktionen, S. 263–265. Vgl. auch *Gertrud Haidvogel*, The Danube and the Urban Spatial Development in Vienna, in: *Castonguay/Evenden*, Urban Rivers, S. 113–129; *Gertrud Haidvogl/Friedrich Hauer/Severin Hohensinner* u. a. (Hrsg.), Wasser Stadt Wien. Eine Umweltgeschichte, Wien 2019.

74 Vgl. *Nicolai Hannig*, Kalkulierte Gefahren. Naturkatastrophen und Vorsorge seit 1800, Wallstein Verlag, Göttingen 2019, 654 S., geb., 39,90 €, S. 124 f.; vgl. auch *David Blackbourn*, »Time is a Violent Torrent«. Constructing and Reconstructing Rivers in Modern German History, in: *Mauch/Zeller*, Rivers in History, S. 11–25; *Uwe Lübken*, Die Natur der Gefahr. Überschwemmungen am Ohio River im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2014.

75 *Hannig*, Kalkulierte Gefahren, S. 123.

dazu führten, dass heute in Deutschland und Europa kaum Flüsse existieren, die ihren natürlichen Verlauf behalten haben. Im frühen 20. Jahrhundert kam es zu einer Professionalisierung technischer Eingriffsmöglichkeiten, was Großprojekte zum Eingriff in die Wasserverläufe begünstigte.[76] Versicherungsunternehmen wurden laut Hannig zu zentralen Akteuren des Schutzes vor Risiken.[77] Da im Laufe des 20. Jahrhunderts die Grenzen des Katastrophenschutzes deutlicher wurden, setzten Politiker:innen auch darauf, Gesellschaften besser auf Katastrophenfälle vorzubereiten, um diese »anpassungsfähiger« zu machen.[78] Katastrophenschutz und Sicherheitsvorstellungen prägten zu einem wesentlichen Teil den Umgang mit Wasserressourcen, wie Hannig durch seine Perspektive überzeugend zeigt. In Ergänzung zu den Studien von Wey und Brüggemeier macht er deutlich, dass sich verschiedene Akteure aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Umweltbewegungen in diesem Bereich einsetzten. Eine umweltgeschichtliche Perspektive verbindet er mit seiner Sicherheitsgeschichte.

### *Die Verschränkung von Wassergeschichte als Infrastruktur-, Sicherheits- und Technikgeschichte*

Aufgrund der Zentralität von technologischen Eingriffsmöglichkeiten in die Umwelt werden entsprechende Ansätze aus Technologie- und Umweltgeschichte in der Forschung verstärkt zusammengedacht und besonders im Bereich von Wasserbauprojekten angewandt.[79] Ergänzend zu Brendel bezeichnet der US-amerikanische Historiker Martin V. Melosi das 20. Jahrhundert aufgrund des urbanen und generellen Wachstums, das mit den technologischen Neuerungen der Wasserelektrizität verbunden war, als »big dam era«.[80] Zwischen 1936 und 1940 wurde der Sardis Dam am Mississippi River errichtet. Initiiert durch eine verheerende Überflutung im Jahr 1927 wurde das Staudammprojekt als Teil des »Mississippi River Basin Flood Control Project« entwickelt. Solche Bauten wurden von den zuständigen staatlichen Behörden, meist den Ministerien für Landwirtschaft und Fischerei, in den USA auch von der Armee sowie von privaten Investoren mit großen Finanzierungshilfen unterstützt. Sie führten aber nicht nur zu mehr Wachstum, sondern auch zu Debatten um die Sicherheit, die durch die Dämme scheinbar zunächst anstieg. In England wurde zwischen 1930 und 1960 insbesondere in Küstenschutzprojekte wie Deiche investiert, die vor Überschwemmungen und Erosion schützen sollten. Katastrophen wie der Einsturz der St.-Francis-Talsperre in den USA im

76 Vgl. *Christof Mauch/Thomas Zeller*, Rivers in History. Perspectives on Waterways in Europe and North America, in: *dies.*, Rivers in History, S. 1–10.

77 Vgl. *Hannig*, Kalkulierte Gefahren, S. 236 f.

78 Ebd., S. 379.

79 Vgl. *Sara B. Pritchard*, Toward an Environmental History of Technology, in: *Andrew C. Isenberg* (Hrsg.), The Oxford Handbook of Environmental History, Oxford/New York etc. 2017, S. 227–258; *Dolly Jørgensen/Finn Anne Jørgensen/Sara B. Pritchard* (Hrsg.), New Natures. Joining Environmental History with Science and Technology Studies, Pittsburgh 2013.

80 Vgl. *Melosi*, Precious Commodity, S. 78–83; vgl. auch *Martin V. Melosi/Joseph A. Pratt* (Hrsg.), Energy Metropolis. An Environmental History of Houston and the Gulf Coast, Pittsburgh 2007; *Martin V. Melosi*, The Sanitary City. Urban Infrastructure in America from Colonial Times to the Present, Baltimore 1999.

Jahr 1928, bei der eine Flutwelle 550 bis 600 Menschen tötete, lösten Debatten über eine mangelnde Sicherheit der Dämme aus.[81] Auch Bedenken über die Konsequenzen für die Fischpopulation und den Fischfang sowie die Umgestaltung umliegender Parks wurden zunehmend diskutiert. Während der Wirtsrise der späten 1920er-Jahre blieb das ökonomische Wachstum jedoch das Hauptinteresse in der Wasserbaupolitik und nicht der Schutz der Natur. Während der vergangenen zwei Jahrzehnte haben die hier genannten Studien die technischen Erneuerungen der Wasserbauprojekte mit Diskussionen um einen besseren Gefahrenschutz der Bevölkerung verbunden.[82] Die Frage, ob es ein dem Staat vorbehaltenes Recht auf Wassereingriffe und damit die Errichtung von Wasserbauprojekten gab, wird in diesen Studien nicht systematisch behandelt. Ob die Eingriffe mediale Debatten auslösten, die weitere Akteure als Politiker:innen, Unternehmen und Landwirtschaftsbetriebe einschlossen, wird in der Forschung ebenfalls nur peripher anhand einzelner Konfliktfälle diskutiert.

Parallel zu den Entwicklungen in den USA kam es auch im Deutschen Reich in den 1920er-Jahren vermehrt zu Wasserbauprojekten, um das industrielle und ökonomische Wachstum zu fördern.[83] Initiativen zur Rheinregulierung und -begradigung sollten gleichzeitig das Hochwasserrisiko vermindern. Wie für die voranschreitende Industrialisierung im 19. Jahrhundert weisen Forscher:innen wie der Historiker Mark Cioc darauf hin, dass die technischen Wassereingriffe verschiedene Nebeneffekte hatten. Während sich Melosi besonders auf Gefahren für die Sicherheit von Menschen fokussiert, betont Cioc die Konsequenzen für die Umwelt. So kam es etwa dazu, dass sich der Fischbestand des Rheins, vor allem der Lachsbestand, zu Beginn des 20. Jahrhunderts wesentlich verringerte. Deutsche Politiker machten dafür die Überfischung in den Niederlanden verantwortlich, obwohl die eigenen Fangraten die der Niederlande weit überstiegen. Zwar erkannten Biolog:innen nach einiger Zeit die Rhenania Raffinerie in Reisholz als einen Hauptverschmutzer, der Schwefelsäure illegalerweise in den Rhein geschleust hatte. Lange nicht berücksichtigt wurde hingegen die Rolle von Wasserbauprojekten wie Dämme und Baggerarbeiten, die die Hauptursache für die Dezimierung des Lachsbestands waren.[84] Neben Ingenieur:innen und Politiker:innen avancierten Biolog:innen zu zentralen Akteuren, die vor den Konsequenzen für die biologische Vielfalt von Flüssen durch die Wasserbauprojekte warnten. Diese sahen auch die Abnahme der Wasserqualität als ein unterschätztes Problem an. Obwohl solche wissenschaftlichen Analysen teilweise politisch beauftragt waren, ergriffen die verantwortlichen Behörden keine Maßnahmen zur Forcierung des Naturschutzes. Ein Umdenken setzte erst nach 1945 ein, als Unternehmen, Politiker:innen und Anwohner:innen erkannten, dass der Rhein nicht mehr in dem Maße genutzt werden konnte wie vorher. Cioc sieht den Hauptgrund dafür darin, dass die Diplomaten auf dem Wiener Kongress den Rhein als einen Handelsweg eingeplant und der biologi-

81 Vgl. *Melosi*, Precious Commodity, S. 86 f.

82 Vgl. ebd., S. 119–121.

83 Auch die Elbe wurde in dieser Zeit reguliert, um Niedrigwasser vorzubeugen. Vgl. neben Studien zum Rhein auch: *Uwe Rada*, Die Elbe. Europas Geschichte im Fluss, München 2013; *ders.*, Die Oder. Lebenslauf eines Flusses, München 2009.

84 Vgl. *Cioc*, The Rhine, S. 163–165.

schen Vielfalt des Flusses keine Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Dass die Schifffahrt bis weit ins 20. Jahrhundert hinein im Fokus der politischen und wirtschaftlichen Kalkulationen stand, ist auch für andere Flüsse belegt worden.[85] Im Kontext des Ersten und des Zweiten Weltkriegs nahm außerdem die militärische Produktion am Rhein zu.[86] Wie die politik- und rechtsgeschichtlich geprägten Arbeiten von Wey und Sheail und die als Infrastruktur- und Sicherheitsgeschichte angelegten Werke von Brendel und Hannig verharrt Cioc auf einer staatlichen Perspektive. Die Geschichte des Rheins betrachtet er zwar auf verschiedenen Ebenen, indem er Entwicklungen im Bereich der Schifffahrt oder Veränderungen des Ökosystems einbezieht, allerdings untersucht er diese primär über das Eingreifen staatlicher Strukturen.

Die Verschränkung einer umwelt- und technikgeschichtlichen Perspektive wird in der Studie von Jennifer S. Schiff deutlich. Sie erweitert den Zugriff durch eine stärkere Fokussierung und Beschreibung der technischen Eingriffe in den Wasserverlauf und deren Konsequenzen für die Umwelt. Ingenieur:innen und Wissenschaftler:innen, aber auch Umweltaktivist:innen rücken als Akteure in den Fokus ihrer Untersuchungen. Schiff zeigt etwa, dass die Anrainerstaaten 1928 verschiedene Wasserkraftstationen parallel zum Rhein errichten ließen, die den Wasserstand im Rheinbett verringerten. Das belastete das Ökosystem am und im Rhein und trug bis Mitte des 20. Jahrhunderts zu einer deutlichen Verschlechterung der Situation bei. Die Verschmutzung stieg weiter an. Es kam zu Flutkatastrophen und ursprünglich am und im Rhein lebende Tiere und Pflanzen verschwanden. Die Anrainerstaaten sahen sich mit verschiedenen Dilemmata konfrontiert: Sie verfolgten gemeinsame wirtschaftliche Interessen, während sie Lösungen für die grenzüberschreitende Verschmutzung, Überflutungen und den Verlust von Flora und Fauna finden mussten.[87] In Reaktion darauf gründeten sie 1950 die »Internationale Kommission zum Schutz des Rheins« (IKSR), die anders als die Rhein-Kommission nicht vorrangig Handelsbedingungen, sondern den Umweltschutz im Auge haben sollte. Schiff bezieht damit ähnlich wie Bennemann und Yao eine internationale Perspektive ein und hinterfragt die Rolle dieser Kommission, allerdings bezogen auf technologische Errungenschaften. Ihr Fokus liegt so nicht mehr allein auf industriellen Unternehmen als Umweltverschmutzer oder den positiven Erwartungen an Infrastrukturprojekte. Vielmehr bilden langfristige Konsequenzen technischer Eingriffe in den Flussverlauf den Mittelpunkt ihrer Forschung. Die symbolische Bedeutung entsprechender Projekte spielt, anders als bei primär infrastrukturgeschichtlich ausgerichteten Arbeiten, kaum eine Rolle. Eine wesentliche Forschungslücke besteht bei diesen Forschungen darin, dass die Auswirkungen der Wasserbauprojekte und -eingriffe auf die Verteilungsgleichheit von Wasserressourcen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Akteuren nicht herausgearbeitet werden.

85 Vgl. *Miriam Rasched*, Die Elbe in Völker- und Gemeinschaftsrecht. Schifffahrt und Gewässerschutz, in: *Andreas Martin/Norbert Fischer* (Hrsg.), Die Elbe. Über den Wandel eines Flusses vom Wiener Kongress (1815) bis zur Gegenwart, Stade/Leipzig 2018, S. 109–122.

86 Vgl. *Cioc*, The Rhine, S. 173 f.; *Jennifer S. Schiff*, The Evolution of Rhine River Governance. Historical Lessons for Modern Transboundary Water Management, in: Water History 9, 2017, S. 279–294.

87 Vgl. ebd., S. 284–286.

Mit verschiedenen Initiativen zu Wasserbauprojekten beschäftigen sich auch Studien für Frankreich. Wie im Deutschen Reich, England und die USA galten die Bereitstellung von Strom- und Wasserressourcen sowie die Prävention von Hochwasser als primäre Ziele dieser Projekte.[88] Wirtschaftliche Interessen und Sicherheitsvorstellungen identifizierten sie auch für Frankreich als wesentliche Motoren der Wasserpolitik. Bereits im 19. Jahrhundert kam es zur Optimierung des Schiffverkehrs im Mittelmeer und zur Unterstützung der wirtschaftlichen Entwicklung in Südfrankreich zum Bau des Canal de Marseille. Eines der ersten großen Staudammprojekte im frühen 20. Jahrhundert war Le Barrage d'Éguzon, ein Damm in der Region Centre-Val de Loire, der 1926 eingeweiht wurde. Er diente der Stromerzeugung, um die angrenzenden Industrieunternehmen zu versorgen. Ein wesentlicher Verfechter dieses Projekts war der Bauingenieur Léon Chagnaud. Während der beiden Weltkriege nahm der Staudamm eine strategische Rolle ein. Im Ersten Weltkrieg sicherte er die Energieversorgung der Region. Im Zweiten Weltkrieg wurde er von der Deutschen Wehrmacht besetzt und zum Ziel von Sabotageakten durch den französischen Widerstand.[89]

Diesen Zugriff erweiternd betrachtet Sara B. Pritchard Umbaupläne der Rhone, wobei sie einen Fokus auf den Einfluss der französischen Behörden legt, gleichzeitig aber lokale Akteure einbezieht. Für die Verwaltung und Weiterentwicklung dieser Vorhaben wurde dort 1921 die »Compagnie Nationale du Rhône« etabliert. Diese arbeitete mit der staatlichen Agrarkulturverwaltung zusammen. Dadurch waren auch staatliche und lokale Akteure an den Wasserbauprojekten beteiligt, wie Pritchard herausarbeitet.[90] Damit gehört sie zu den wenigen Historiker:innen, die sich von einer Fixierung auf staatliche Akteure löst. Wie in den USA und im Deutschen Reich waren an der Rhone in den 1910er- und 1920er-Jahren Staudammprojekte zur Effizienzsteigerung und Energiegewinnung durch Hydrologie geplant. Pritchard betont die Fusion von staatlichen Interessen und wirtschaftlicher Expertise und verdeutlicht dadurch das Primat der Wirtschaftspolitik, das bereits die Studien über Wasserpolitik während der Industrialisierung im Deutschen Reich, England und den USA hervorgehoben hatten.[91] Die Rhone, so die Historikerin, sollte umgeleitet werden, um die Energiegewinnung zu erleichtern und die Schifffahrt zu unterstützen. Wie beim Rhein warnten Wissenschaftler:innen vermehrt vor den Umweltfolgen, insbesondere vor den Konsequenzen für die Fischpopulation. Die Umgestaltung zog sich aufgrund der Weltkriege auch hier bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Bedeutung von Sicherheit, wirtschaftlichem Gewinn und möglichen Umweltbelastungen arbeiten Forscher:innen in technologie- und infrastrukturgeschichtlichen Studien zu Wasserbauprojekten für verschiedene Länder intensiv heraus.

In den Kolonien investierten Frankreich, Großbritannien und das Deutsche Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts ebenfalls in Wasserbauprojekte, um sichere Wasserwege für den Transport von Gütern und Personen zu schaffen, wie verschie-

88 Vgl. *Didier Dubant*, Le barrage d'Éguzon. Évolution d'un environnement, in: Annales historiques de l'électricité 10, 2012, S. 99–114.
89 Vgl. ebd.
90 Vgl. *Pritchard*, Confluence, S. 3–5.
91 Vgl. ebd., S. 50–52.

dene überwiegend sozialwissenschaftlich geprägte Studien zeigen.[92] Die britische Regierung beteiligte sich in den 1920er-Jahren an den Bauarbeiten am Stanley-Pool-Staudamm (heute Pool Malebo), einem Projekt, das den Wasserstand des Flusses Kongo regulieren und die Transportmöglichkeiten verbessern sollte. Der britische Afrikaforscher Henry Morton Stanley, der im Auftrag des belgischen Königs Leopold II. den Kongo erschließen sollte, hatte bereits in den 1880er-Jahren mit dem Bau eines Dammes entlang der Kongo-Fälle begonnen, wie Frank McLynn in einer der wenigen Publikationen zu kolonialen Akteuren der Wasserpolitik gezeigt hat.[93] Großbritannien konzentrierte sich im frühen 20. Jahrhundert zudem auf die Kontrolle und die Förderung des Handels, unter anderem entlang des Kongo. Auch die Energiegewinnung, die Verbesserung der landwirtschaftlichen Versorgung und die Vorbeugung von Dürren waren wesentliche Ziele kolonialer Wasserpolitik und stehen im Fokus entsprechender Untersuchungen im Bereich der Wassergeschichte.[94]

Zahlreiche der geplanten Projekte wurden erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts umgesetzt. Die historische Forschung zu den Ambitionen der Kolonialmächte in der kolonialen Wasserpolitik grenzüberschreitender Flüsse wie des Tschadsees, des Kongos und des Nigers, der durch die Gebiete mehrerer Kolonialländer lief, ist begrenzt, und zwar nicht nur im Bereich der Technikgeschichte, sondern der Wassergeschichte insgesamt. Der Afrikahistoriker Andreas Eckert beurteilt die Konsequenzen der kolonialen Wasserprojekte wie folgt:

> »Viele in der Kolonialzeit und danach errichtete Dämme produzierten […] lediglich einen geringen Teil der erhofften Energie. Dafür zeitigten sie oft verheerende Folgen für Mensch und Umwelt: Zehntausende Menschen, oft ganze Dörfer und Kleinstädte, wurden nicht selten mit Zwang umgesiedelt, lokale Fischindustrien zerstört, durch Wasser übertragene Krankheiten breiteten sich aus, die Uferlinien erodierten, und Überschwemmungen ebenso wie Wassermangel nahmen zu. Gleichwohl ist der Drang zu hydroelektrischen Großprojekten in Afrika ungebrochen.«[95]

Die Themen Sicherheit und Schutz der Bevölkerung bleiben in den Forschungsarbeiten zu Wasserbauprojekten im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert relevant. Den entsprechenden Arbeiten ist die Frage immanent, ob und wie der Zugriff auf die gemeinsame Ressource reglementiert werden sollte. Bürger:innen,

92 Vgl. *Jeroen Warner/Sarunas Jomantas/Eliot Jones* u. a., The Fantasy of the Grand Inga Hydroelectric Project on the River Congo, in: Water 11, 2019, S. 407; *Allen Isaacman/Muchaparara Musemwa*, Water Security in Africa in the Age of Global Climate Change, in: Daedalus 150, 2021, Nr. 4, S. 7–26; *Jennifer L. Derr*, The Dammed Body: Thinking Historically about Water Security & Public Health, in: Daedalus 150, 2021, Nr. 4, S. 143–158.

93 Vgl. *Frank McLynn*, Stanley. The Making of an African Explorer, Chelsea 1990; *Alan Gallop*, Mr Stanley, I Presume? The Life and Explorations of Henry Morton Stanley, London 2013.

94 *Matthew V. Bender*, Water for Bongo: Creative Adaptation, Resilience & Dar es Salaam's Water Supply, in: Daedalus 150, 2021, Nr. 4, S. 48–63; *Kate B. Showers*, Congo River's Grand Inga Hydroelectricity Scheme: Linking Environmental History, Policy and Impact, in: Water History 1, 2009, S. 31–58; *Terje Tvedt/Terje Østigård* (Hrsg.), Water and Food. From Hunter-Gatherers to Global Production in Africa, London/New York 2016.

95 *Andreas Eckert*, Wasserpolitik in Afrika. Wie Kolonialmächte den Weg für »Wasserkriege« bereiteten, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.1.2022, URL: <https://www.faz.net/-ibq-ajgma> [8.2.2023].

Bäuer:innen und Fischereibetriebe forderten dabei von staatlichen Behörden ein stärkeres und zentralisiertes Einschreiten in die Praktiken der Industrie, die wiederum Eingriffe in ihre Produktionsbedingungen fürchtete. Wasserbauprojekte sollten eine Lösung für das entstehende Spannungsfeld zwischen den industriellen Interessen nach ökonomischem Wachstum und den bürgerlichen und landwirtschaftlichen nach sauberem Wasser, besseren hygienischen Bedingungen, Katastrophenschutz und Nahrungssicherheit bieten. Durch Eingriffe in den Wasserverlauf sollten zum einen die Sicherheitsvorstellungen der verschiedenen Akteure erfüllt, zum anderen die ökonomischen Interessen der Industrie befriedigt werden. Staatliche Perspektiven wurden in der bisherigen Forschung zur Wasserpolitik verstärkt in den Blick genommen, da entsprechende Institutionen die Wasserbauprojekte anleiteten und durchführten. Gleichzeitig zeigen die Arbeiten aber auch die zentrale Rolle von wissenschaftlichen Expert:innen auf. Ingenieur:innen sollten die Vorhaben planen, Biolog:innen die Konsequenzen für die Natur prognostizieren. Debatten darüber, ob der Staat oder andere Unternehmen dabei die Hoheit hatten, durch Wasserbauten in die Flussverläufe einzugreifen, und welche Eigentumsvorstellungen damit verbunden waren, wurden in der bisherigen Forschung kaum berücksichtigt. Die Vorstellung von Wasser als Gemeingut spielt in den Diskursen, die die behandelten Studien betrachteten, keine Rolle. Der aktuelle Forschungsstand erweckt deswegen den Eindruck, dass die Frage um Wasser als privates Gut beziehungsweise als Gemeingut im späten 19. Jahrhundert durchaus verhandelt wurde, nach der Jahrhundertwende aber an Bedeutung verlor. Es ist denkbar, dass eine Lösung von der Zentrierung auf staatliche Akteure andere Ergebnisse zutage fördert. Für nichtstaatliche Akteure etwa könnte die Bedeutung einer entsprechenden Diskussion durchaus ein Anliegen geblieben sein, das sich in der medialen Berichterstattung zeigt. Auch aus diesen Gründen ist eine Lösung von der staatlichen Perspektive und eine Erweiterung des untersuchten Quellenbestands, etwa auf mediale Darstellungen, für weitere Forschungsarbeiten nötig.

## III. (Inter-)Nationalisierung der Gesetzgebung – Debatten um den Wasserzugriff nach 1945

Untersuchungen zu Zugriffsrechten auf Wasser nach 1945 bleiben auf politik- und rechtsgeschichtliche Ansätze fokussiert. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts heben sie zwei zentrale Entwicklungen für die Wasserpolitik in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den USA hervor. Erstens verstärkten sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs internationale Kooperationen besonders bei grenzüberschreitenden Flüssen, aber auch bei Meeren. Zweitens nahmen die Warnungen vor den verursachten Schäden für die Umwelt durch die bisherige Wasserpolitik zu, wofür maßgeblich die Internationalisierung und die Professionalisierung der Umweltbewegung der 1970er-Jahre verantwortlich war.[96] Das gesteigerte Bewusstsein

96 Vgl. *Martin Spenger*, Green Beat. Gary Snyder und die moderne amerikanische Umweltbewegung, Göttingen 2020; *Andreas Pettenkofer*, Die Entstehung der grünen Politik. Kultursoziologie der westdeutschen Umweltbewegung, Frankfurt am Main/New York 2014.

für die Konsequenzen von Umweltschäden für den Menschen wiederum führte zu internationaler Zusammenarbeit zwischen Staaten, Nichtregierungsorganisationen und Umweltaktivist:innen.

### *Die Dominanz rechts- und politikgeschichtlicher Ansätze für die Zeit nach 1945*

In Deutschland, wie in anderen europäischen Ländern, kam vor diesem Hintergrund nach 1945 erneut die Diskussion über eine einheitliche Wassergesetzgebung auf. Studien dazu wurden – genauso wie für die Entwicklungen im Zuge der Industrialisierung – oft von den gleichen Personen erarbeitet, hier vor allem von Klaus-Georg Wey. Ein rechts- und politikgeschichtlicher Zugang ist für die Forschungen ab 1945 prominent, was sich auch aus der zunehmenden Verrechtlichung in diesem Bereich ableitet. 1949 waren 119 Gesetze und Verordnungen im Bereich des Wasserrechts gültig, 70 davon allein im Gebiet des Rheins. Darunter litten die Wasserversorgung und -reinhaltung sowie wasserwirtschaftliche Unternehmungen. Der Wasserbedarf konnte immer weniger durch die Grundwasserversorgung gedeckt werden. Im Grundgesetz erhielt der Bund zwar eine Rahmenkompetenz, die Hoheit blieb jedoch bei den Ländern.[97] Industrielle Verbände unterstützten den Bund bei der Durchsetzung einer einheitlichen Gesetzgebung, da sie wirtschaftliche Nachteile aufgrund der Zersplitterung des Wasserrechts befürchteten. Im Sommer 1957 verabschiedete der Bundestag das WHG. Es stellte Normen für die Reinhaltung und Nutzung von Gewässern auf. Allerdings blieb es ein Rahmengesetz, das durch die Gesetzgebung der Länder ausgefüllt werden sollte.[98]

Auch in England sind es die gleichen Wissenschaftler:innen wie für die Zeit der Industrialisierung, die sich mit der Entwicklung nach 1945 auseinandersetzen. John Sheail zeigt in seiner ebenfalls politik- und rechtsgeschichtlich orientierten Studie auf, dass die Diskussionen um eine Verschärfung und eine nationalweit gültige Gesetzgebung nach 1945 wieder aufgenommen wurden. Der »River Boards Act« von 1948 sah dazu zunächst die Einrichtung von Wasserbehörden vor, die für die Regulierung von Wasserverläufen und Fischfang zuständig waren. Dadurch kam es zu Kompetenzstreitigkeiten zwischen den Behörden, deren Zuständigkeitsbereiche nur bedingt festgelegt waren. Als sich in den 1950er-Jahren erneut Berichte über die Verschmutzung durch Mühlen und Gerbereien mehrten, begann eine erneute Debatte über eine »Rivers (Prevention of Pollution) Bill«.[99] Versuche, das Ableiten von Abwasser in Flüsse unter dem »Public Health Act« 1937 zu begrenzen, waren zuvor gescheitert. Auch nun waren es hauptsächlich Vertreter der Industrie, die vor katastrophalen Folgen für die eigenen Produktionsbedingungen und damit vor wirtschaftlichen Einbußen warnten. Gleichzeitig blieben die Ressourcen der Abwasserbehörden für den Kampf gegen die Verschmutzung begrenzt. 1963 konnte die Wasserverwendung unter dem »Water Resources Act« gesetzlich eingeschränkt

97 Vgl. *Wey*, Umweltpolitik in Deutschland, S. 173–175.
98 Vgl. ebd., S. 176–178; *Closmann*, Holding the Line, S. 105 f.
99 Vgl. *Sheail*, ›Never Again‹, S. 123–127.

werden. Das Gesetz etablierte 1964 ein »Water Resources Board«, das sowohl mit den lokalen als auch zentralen Wasserbehörden kommunizieren sollte.[100]

Mit dem »Water Act« von 1973 wurden die Wasserverwendung und die Wasserverschmutzung unter einem Gesetz zusammengefasst und die Behördenstrukturen dezentralisiert. Zehn regionale Behörden wurden eingerichtet, die für das Wassermanagement zuständig waren. Insgesamt sollten so auch Eingriffe in das Grundwasser stärker kontrolliert werden. Der »Control of Pollution Act« 1974 limitierte jegliche Formen der Wasserverschmutzung.[101] Die »National Rivers Authority« wurde als öffentliches Organ gegründet, das über alle Kompetenzen zur Regulierung des Wasserverbrauchs und von Verschmutzung, Katastrophenschutz, Schutz der Fischereibestände, Freizeiteinrichtungen und Schifffahrt verfügte.[102] Die britische Forschung zur Wasserpolitik nach 1945 verfolgt weiterhin eine Modernisierungsgeschichte, die den Staat und Gesetzgeber als Hauptakteure und Entscheidungsträger hervorhebt.

Ähnliche Tendenzen finden sich in der französischen Forschung. Wiederum Sara B. Pritchard zeigt am Beispiel der Rhone auf, dass internationale Diskurse für die Neugestaltung des Flusses nach 1945 eine wichtige Rolle spielten.[103] Wie in Deutschland und Großbritannien wurden die geltenden Gesetze in Frankreich in den frühen 1960er-Jahren, konkret im Jahr 1964 mit dem »Loi 64–1245«, verschärft, um Verschmutzung zu vermeiden und den lokalen Behörden mehr Befugnisse zur Durchsetzung der geltenden Regelungen zu verleihen. Außerdem wurde ein Flusseinzugsgebiet, *le bassin hydrographique*, geschaffen. Auf dem Territorium der französischen Metropole bestanden sechs Flusseinzugsgebiete, die den wichtigsten Flüssen Garonne, Loire, Rhein, Rhône und Seine gleichen.

In den USA existieren nach wie vor verschiedene Rechtspraktiken des *riparian law*, der *prior appropriation* und hybride Formen in den einzelnen Bundesstaaten, mit denen sich vor allem rechtsgeschichtliche Studien etwa von William L. Andreen, Joseph W. Dellapenna oder Joyeeta Gupta beschäftigen.[104] Hinzu kamen ab den 1970er-Jahren bundesweite Gesetze für die Kontrolle der Wasserverschmutzung. Der »Federal Water Pollution Control Act« von 1972 schrieb den Bundes- und Landesbehörden die Überwachung der Wasserqualität vor. Als zuständige Aufsichtsbehörde wurde die »Environmental Protection Agency« gegründet, die ab 1974 auch die Kontrolle für die Umsetzung des »Safe Drinking Water Acts« übernahm. Wie die vorangegangenen Beispiele zeigen, geht die Forschung zu den vorgestellten Ländern von einer Nationalisierung der Wassergesetzgebung seit 1945 aus, die durch die Herausforderungen der Umweltverschmutzung wesentlich begünstigt

100 Vgl. ebd., S. 131–133.
101 Vgl. *Porter*, Water Management in England and Wales, S. 28–32.
102 *Sheail*, ›Never Again‹, S. 117–133.
103 Vgl. *Pritchard*, Confluence, S. 192–195.
104 Vgl. *William L. Andreen*, The Evolution of Water Pollution Control in the United States. State, Local, and Federal Efforts, 1789–1972: Part II, in: Stanford Environmental Law Journal 22, 2003, S. 215–294; *Joseph W. Dellapenna/Joyeeta Gupta* (Hrsg.), The Evolution of the Law and Politics of Water, Springer, Dordrecht 2009, XX + 416 S., geb., 246,09 €; *Joseph W. Dellapenna/Joyeeta Gupta* (Hrsg.), Water Law, Edward Elgar, Cheltenham/Northampton 2021, 544 S., geb., 216,00 £.

wurde. Die Arbeiten fokussieren sich dabei wie schon für die Zeit davor wesentlich auf den Staat als Hauptakteur, der die Gesetzgebung voranbringt.

Im Zuge der nach 1945 in den westeuropäischen Staaten und den USA verstärkt geforderten Restaurierung von Flüssen stieg die internationale Vernetzung und Zusammenarbeit. Nicht nur Bündnisse wie die NATO oder die EG trugen dazu bei, sondern es wurden außerdem weitere Kommissionen gegründet. 1950 entstand die IKSR und 1970 die »Internationale Arbeitsgemeinschaft der Wasserwerke im Rheineinzugsgebiet«.[105] Internationale Zusammenarbeit gewann für die Verwendung von Wasserressourcen an Bedeutung. Die Forschungen zur Entwicklung des Wassermanagements bleiben für Deutschland, Frankreich, Großbritannien und die USA eng auf eine ereignisgeschichtliche Perspektive insbesondere von Gesetzgebungsinitiativen beschränkt, die kaum verschiedene Akteure, deren Interessen und das Engagement von Nichtregierungsorganisationen betrachtet. Gleichzeitig steht die Verschmutzungsproblematik weiterhin im Vordergrund. Die Forderungen von anderen Akteuren wie Bürger:innen, landwirtschaftlichen Betrieben und Fischereibesitzer:innen nach einem Recht auf Wasser werden nur angerissen, eigentumsgeschichtliche Diskurse weitgehend ausgeblendet.

## IV. Verteilungskämpfe um Wasser im späten 20. Jahrhundert – Wassermanagement unter eigentumsgeschichtlicher Perspektive

Besonders in der sozialwissenschaftlichen Forschung zu globalen Gemeingütern wird die Frage nach einer gerechten Verteilung dieser Güter in den vergangenen Jahren vermehrt gestellt. In der Geschichtswissenschaft sind solche Studien bisher selten. Die wenigen existierenden Arbeiten beziehen sich auf die Frage nach Verfügungsrechten über Meeresressourcen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.[106] Die Historikerin Johanna Sackel untersucht in ihrer Dissertation »Wem gehört das Meer?« die 3. UN-Seerechtskonferenz zwischen 1973 und 1982. Ihre Studie geht von ähnlichen Prämissen aus, die bereits anhand der beschriebenen Diskurse zum Wassermanagement von Flüssen im 19. und 20. Jahrhundert deutlich gemacht wurden. Zur Verwaltung der Ressourcen des Meeres, so Sackel, seien Regelungen nötig, die den globalen Interessen entsprechen und gleichzeitig lokale und wirtschaftliche Bedürfnisse einbeziehen. Das Prinzip der staatlichen oder wie im Fall der Flüsse auch lokaler Souveränitäten konkurriere mit dem Prinzip der *global commons*.[107] In der 2. UN-Seerechtskonferenz hatte sich der Grundsatz durchgesetzt, dass die Meeresressourcen »vernünftig« genutzt werden sollten. Dies erinnert an die präsentierten Vorstellungen verschiedener Nationalstaaten im ausgehenden 19. Jahrhundert, dass die Verfügungsrechte über Gewässer im Interesse der Allgemeinheit genutzt werden sollten. Eine entsprechende Umsetzung scheiterte jedoch. Vor diesem Hintergrund fokussiert Sackel sich auf Verteilungsmodelle, die miteinander in Konflikt standen, wobei der Nord-Süd-Konflikt eine zentrale Rolle spielte. Her-

105 Vgl. *Cioc*, The Rhine, S. 178–183; *Schiff*, The Evolution of Rhine River Governance, S. 286–288.
106 Vgl. *Ruppenthal*, Raubbau und Meerestechnik; *Sackel*, Wem gehört das Meer?
107 Vgl. ebd., S. 3.

kömmliche Vorstellungen von Eigentum galt es in den 1970er-Jahren durch das Prinzip der *global commons* zu überwinden, argumentiert Sackel. Um Ressourcengerechtigkeit herzustellen, sollten Nutzungs- anstelle von Eigentumsrechten eingeführt werden.[108] Einen Beitrag leistet Sackels Arbeit zudem im Bereich der neueren internationalen Diplomatiegeschichte. Ihre Arbeit analysiert darüber hinaus als eine der ersten den historischen Umgang mit *global commons* und ist wegweisend für zukünftige Untersuchungen im Bereich der historischen Eigentumsforschung von Gemeingütern.

Ekaterina Pravilova setzt sich in »A Public Empire« am Beispiel von Russland im langen 19. Jahrhundert mit ähnlichen Fragen auseinander, indem sie den Umgang mit Mineralien, Wäldern und Flüssen untersucht.[109] Sie beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern Vorstellungen von öffentlichem Eigentum von sich ändernden politisch-gesellschaftlichen Verhältnissen im 19. Jahrhundert beeinflusst wurden. Im 19. Jahrhundert sei in Russland eine Begrenzung von Privateigentum für das öffentliche Interesse abgelehnt worden. Pravilova knüpft daran die Frage an: »Who was the *subject* of public property, and who was the *owner* of public things?«[110] Katharina die Große hatte Flüsse 1781 zunächst privatisiert. Im 19. Jahrhundert kamen dann erste Debatten um eine »Nationalisierung« von Flüssen und einer Enteignung privater Besitzer auf. Enteignungen galten dabei als Lösung für soziale Unruhen. Daher kam es 1891 zu einer Begrenzung der Macht von Privatbesitzern über Flüsse, um eine Hungersnot zu mildern. Zwischen den 1870er- und 1890er-Jahren gab es vermehrt Initiativen, die Flüsse und Seen als Quellen für die Landwirtschaft und als natürlichen Schatz ansahen. Wie in den westeuropäischen Ländern stieg die öffentliche Aufmerksamkeit für die Frage einer Nationalisierung von Flüssen während der Hochindustrialisierung. Gleichzeitig sperrte sich die Regierung dagegen, Eigentumsrechte von Unternehmern zu beschränken – aus der Angst heraus, die Monarchie könnte dadurch Schaden nehmen. Bauern und Adlige galten als soziale Grundlage des autokratischen Regimes, weswegen die Regierung ihre Loyalität nicht verlieren wollte, indem sie das Privateigentum antastete.[111] Eigentumsordnungen und die Debatte um Zugriffsrechte auf öffentliche Ressourcen sieht Pravilova damit eng verbunden mit politischen und wirtschaftlichen Interessen. Auch die Vorstellung, dass es sich bei öffentlichen Gewässern um ein Gemeingut handelte, war hart umkämpft. Anders als die bisherige Forschung, die wirtschaftliche Überlegungen in den Diskursen um Wasserrechte hervorhebt, untersucht Pravilova den Einfluss weiterer Akteure aus Landwirtschaft und Adel. Zivilgesellschaftliche Akteure oder den Aktionsrahmen anderer Bürger:innen berücksichtigt sie dagegen nicht.

Eigentumsvorstellungen im 19. und 20. Jahrhundert werden bisher aus historischer Perspektive nur selten in Bezug auf Verteilungsfragen von Gemeingütern diskutiert. Welche Eigentumsvorstellungen lagen den Diskursen um Wasserrechte und Wassersicherheit zugrunde? Wie entwickelte sich die Vorstellung, dass es sich bei Flüssen um Gemeingüter und nicht um privates Eigentum handelte? Eine Ver-

108 Vgl. ebd., S. 286.
109 Vgl. *Ekaterina A. Pravilova*, A Public Empire. Property and the Quest for the Common Good in Imperial Russia, Princeton University Press, Princeton 2014, 448 S., geb., 68,00 $.
110 Ebd., S. 112.
111 Vgl. ebd., S. 111–116.

schränkung dieser Fragen trägt zu einem neuen Verständnis von (internationalen) Wasserkonflikten und Ressourcenmanagement bei. Andrea Rehling und Isabella Löhr fragen in diesem Kontext, wie natürliche Ressourcen verteilt und Nutzungsrechte vergeben wurden:

> »Wie wurden das gemeinsame Erbe der Menschheit und die globalen Gemeinguter konstruiert? […] Wer waren die Akteure und welche Rolle spielten wirtschaftliche und politische Ungleichheiten? Welche politischen und sozialen Vorstellungen von Welt waren handlungsleitend? Wie wurden Regulierungsmaßnahmen sowie der Zuschnitt von Eigentums- und Nutzungsrechten legitimiert und implementiert?«[112]

Soziologische und ethnologische Studien untersuchen diese und ähnliche Fragen anhand verschiedener Regionen.[113] Wie in den hier vorgestellten historischen Studien spielen die Diskussionen darüber, ob Wasser als Ware oder als Gemeingut zu sehen ist, eine zentrale Rolle. Politikwissenschaftliche Studien beschäftigen sich zudem mit internationalen Wasserkonflikten und in diesem Zusammenhang mit Möglichkeiten und Zielen der *water governance*.[114] In diesen Debatten liegt ein Fokus auf der Untersuchung von Meeren. Besonders der indische Ozean ist in aktuellen Studien von großer Bedeutung.[115] Flüsse wurden, jenseits von reinen Flussbiografien, im Kontext der Debatte um Wasser als Gemeingut kaum berücksichtigt.[116] Die von Rehling und Löhr angerissene Frage nach der Rolle wirtschaftlicher und politischer Ungleichheit in den Diskursen um Wasserrechte, die wiederum durch die Verteilung von Wasserressourcen entstanden, spielt in der historischen Forschung bisher ebenfalls keine Rolle.

## Fazit: Privatisieren oder verstaatlichen? Das Recht auf sauberes Wasser im 19. und 20. Jahrhundert

In der historischen Forschung wird die Entwicklung einer zentralen Wassergesetzgebung oft aus staatlicher Perspektive beschrieben. Diese Perspektive zeigt für westeuropäische Länder und die USA, dass sich der Diskurs von der Vorstellung,

112 *Andrea Rehling/Isabella Löhr*, »Governing the Commons«. Die *global commons* und das Erbe der Menschheit im 20. Jahrhundert, in: *dies.* (Hrsg.), Global Commons im 20. Jahrhundert. Entwürfe für eine globale Welt, München 2014, S. 3–32, hier: S. 6.

113 Vgl. etwa *Andrea Ballestero*, A Future History of Water, Duke University Press, Durham 2019, 248 S., brosch., 26,95 $.

114 Vgl. etwa *Jennifer S. Schiff*, Implicit Alignment: India's National Water Policy and a Human Rights-Based Approach to Water Management, in: WIREs Water 9, 2022, H. 1; *dies.*, Measuring the Human Right to Water: An Assessment of Compliance Indicators, in: WIREs Water 6, 2019, H. 1; *dies.*, Reconciling Decentralization: The Human Right to Water, India's Yamuna River, and the Challenge of Transboundary Governance, in: Journal of Human Rights Practice 10, 2018, S. 406–422.

115 Vgl. das Projekt »Sealinks«, angeschlossen an der University of Oxford, URL: <https://sealinksproject.com/?page_id=9> [13.2.2023].

116 Vgl. *Rila Mukherjee*, Approaching a History of Water, in: Water History 7, 2015, S. 159–177, hier: S. 161–163.

Wasser sei ein privates oder zumindest von einem eingeschränkten Personenkreis nutzbares Gut, im Laufe des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts verlagert hat. Forderungen, Wasser als Gemeingut zu behandeln, äußerten verschiedene Akteure wie landwirtschaftliche Betriebe, Fischereien oder Mediziner:innen bereits in dieser Zeit. Ihre Interessen setzten sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch und schlugen sich in der Gesetzgebung nieder. Dabei gewannen auch umweltpolitische Kalkulationen an Bedeutung. Die Vorstellung, dass es sich bei Wasser um eine begrenzt verfügbare Ressource handelte, die allen Menschen gleichermaßen zur Verfügung stehen sollte, propagierten verschiedene zivilgesellschaftliche Akteure. Das Ziel, Wassersicherheit herzustellen, war durchgehend mit den Debatten um Wasserrechte und Wasseraneignung verbunden, die vor dem Hintergrund einer zunehmenden Bedrohung der Ressource Wasser geführt wurden.

In neueren US-amerikanischen Forschungen zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird kontrovers diskutiert, ob Wasser als Ware diene, die gekauft werden muss, oder ob Wasser für jeden gleichermaßen zugänglich sein sollte und damit ein Recht auf Wasser für alle bestehe. Ethnolog:innen und Sozialwissenschaftler:innen kritisieren dabei, dass es zu sozialen Ungleichheiten führe, wenn Wasser privatisiert werde.[117] Lebensmittelkonzerne oder Industriebetriebe argumentieren hingegen, dass Wassersicherheit nur durch Kommerzialisierung erreicht werden könne. Forscher wie Melosi sehen bei einer Kommunalisierung das Problem, dass Investitionen in die Wasserinfrastruktur fehlen, was wiederum die Wassersicherheit gefährde.[118] Die Kommodifizierung von Wasser wird auf der einen Seite als Investition in die Zukunft gesehen, gilt auf der anderen Seite aber als ethisch problematisch, da Wasser nicht als Ressource gesehen werden sollte, mit der Profit erzielt wird. Der Forschungsbericht verdeutlicht, dass Fragen nach der gesellschaftlichen und privaten Verantwortung für Wasserressourcen in entsprechenden juristischen, politischen und medialen Debatten im 19. und 20. Jahrhundert international eine zentrale Rolle spielten und spielen, auch wenn diese in bisherigen Studien nur peripher behandelt worden sind.

Aus der Analyse der bisherigen Forschungsergebnisse ergeben sich länderspezifische Unterschiede: Während die deutschsprachige Forschung stark auf Gesetzgebungsprozesse fokussiert ist, konzentrieren sich britische Studien auf die Verschmutzungsproblematik zur Zeit der Industrialisierung. Französische Arbeiten beschäftigen sich hingegen mehr mit wissenschaftlichen und wasserbautechnischen Errungenschaften. Die US-amerikanische Forschung nimmt demgegenüber Praktiken des Wasserrechts in den Blick und bezieht dabei anders als die deutschsprachigen Werke teils zivile Akteure mit ein. Vermehrt erscheinen zudem Arbeiten über die Rolle internationaler Organisationen, die sich mit der Koordination der Nutzung des Wassers von grenzüberschreitenden Flüssen beschäftigen.

In diesen oftmals auf die Gesetzgebung und den Staat fokussierten Arbeiten werden die Diskurse um Wasserrechte als lineare (Fortschritts-)Geschichten dargestellt. Sich verändernde Positionen zu Wassereingriffen werden ausschließlich unter einer legalistischen Perspektive betrachtet, Eigentumsvorstellungen jenseits

117 Vgl. *Perramond*, Unsettled Waters.
118 Vgl. *Melosi*, Precious Commodity, S. 182–186.

von gesetzlichen Eingriffen nicht berücksichtigt. Ziel weiterführender Forschung sollte es daher sein, soziale, politische und wirtschaftliche Perspektiven auf die Verwendung von Wasser und damit verbundene Eigentumsvorstellungen jenseits der reinen Gesetzgebungspraxis zu untersuchen.[119] Wie Rebekka Habermas mit »Doing Recht« propagiert, gilt es, das Primat der Wirtschaft und der Rechtsvorstellungen durch die Untersuchung von verschiedenen Normen, Akteuren und Institutionen und ihrer Rolle für die Veränderung von Eigentums- und Rechtsordnungen zu untersuchen. Erst auf diese Weise lassen sich der Aushandlungscharakter und die Prozesshaftigkeit von Rechtsvorstellungen in den Vordergrund rücken.[120]

Dies kann erreicht werden, wenn die Ressourcen- und Eigentumskonzepte näher untersucht werden, die verschiedene Akteure in Diskurse um die Aneignung von öffentlichen Gewässern einbrachten. Entwickelte und setzte sich die Vorstellung, bei Flüssen handele es sich um Gemeingüter, so linear durch, wie bisher oftmals suggeriert? Wie und wann verlief der bisher rudimentär erforschte Übergang von einem Privat- zu einem Gemeinrecht auf Wasser? Welche Rolle spielten soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten in diesem Prozess? Wie und von wem wurde die Kontrolle über Flüsse in einem grenzüberschreitenden Kontext verhandelt? Unterschiedliche Akteure wie Wissenschaftler:innen, Jurist:innen, Ökonom:innen, Politiker:innen, Technokrat:innen, zivilgesellschaftliche Organisationen und Umweltaktivist:innen in verschiedenen Ländern sollten dabei in den Blick genommen werden und ihre Stellung in Diskursen um Wassersicherheit und um die Verteilung von Wassergütern untersucht werden. Methodisch müssen verschiedene Ansätze miteinander verbunden werden, die bisher oft nur für sich genommen oder peripher in entsprechenden historischen Untersuchungen zu Flüssen angewandt wurden. Einbezogen werden müssen Ansätze der internationalen Politikgeschichte des Rechts, der Umweltgeschichte, Eigentumsgeschichte, Wissens- und Diskursgeschichte von Wassersicherheit und Katastrophen- und Konfliktforschung. Als Primärquellen dienen dabei mediale Debatten über Wassersicherheit, bildliche Inszenierungen, behördliche und wissenschaftliche Diskussionen, aber auch wirtschaftliche Kalkulationen einzelner Unternehmen. Im Fokus einer darauf aufbauenden Studie steht die Auseinandersetzung über das Verfügungsrecht auf Wasser sowie der Weg hin zu einem Menschenrecht auf sauberes Wasser. Zudem werden internationale Debatten über eine möglichst einheitliche Regelung zum Umgang mit Wasserressourcen und das Engagement von supranationalen Organisationen wie der Europäischen Union und anderen internationalen Organisationen wie den Vereinten Nationen oder Nichtregierungsorganisationen dargestellt. Aktuelle und historische Probleme der Wasserversorgung und deren Lösungsansätze müssen mithilfe einer eigentumsgeschichtlich orientierten Fokussierung auf Verteilungsfragen neu betrachtet werden.

119 Vgl. *Rosa Congost*, Property Rights and Historical Analysis: What Rights? What History?, in: Past & Present, 2003, Nr. 181, S. 73–106, hier: S. 77 f. und 94 f.

120 Vgl. *Rebekka Habermas*, Diebe vor Gericht. Die Entstehung der modernen Rechtsordnung im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main/New York 2008, S. 19–22.

# Summaries

## *Janosch Steuwer*, Contested Figures. Activists, Pollsters and the Transformation of »Right-Wing Extremism« around 1980

In spring 1981, the outcome of a research project commissioned by the Federal Chancellery in 1979–1980 to investigate the prevalence of »right-wing extremist attitudes« among West German voters became known. In particular, the result that 13 % of respondents held a »closed right-wing extremist world view« caused a stir, placing the study, which soon became known as the »Sinus Study«, at the centre of a heated political controversy and making it an early classic of right-wing extremism research. This article examines the origins, implementation and consequences of the Sinus Study. It shows how, in the late 1970s, the idea of using demoscopy to study »right-wing extremism« arose, illustrates the methodological challenges involved and traces how the figures finally produced changed public attitudes towards the extreme right. Analysing in depth the approach of the Social Science Institute Nowak and Sörgel, which was commissioned by the Federal Chancellery, the contribution also discusses the significance of the results of the Sinus Study and the role it played in the early 1980s in establishing a new concept of »right-wing extremism« that has since become commonplace.

## *Massimiliano Livi*, The Extreme Right in Italy. From the 1970s until Today

The far right in Italy was considered something »fundamentally different« from Italian republican culture until its entry into the first Berlusconi government in 1994. Yet the »Movimento Sociale Italiano« (MSI) represented the neo-fascist right in parliament throughout the First Republic. Although it was not part of the »Democratic Constitutional Arc«, it was continuously represented with over 5 % and constituted a reference point for the international right in the European Parliament. Nevertheless, the phenomenon of the »extreme right« remained largely unrecognised in Italy, making it difficult to understand in its political reality. This contribution addresses the difficulties of defining the extreme right in Italy by discussing different definitions of the term and differentiating between neo-fascism, extreme right and radical right. In the main part, three case studies illustrate the political and structural continuity as well as the complexity of the extreme right in Italy. The case studies follow a chronological division of the history of the Italian extreme right into three phases. The first phase (1946–1976) is characterised by marginalisation and political restriction. The first case study looks at the development of the neo-fascist party MSI. The second phase (1977–1993) is characterised by the visibility of the anti-systemic right and a violent radicalisation of some splinter groups. Therefore, the second case study deals with the extra-parliamentary currents of the extreme right, especially the »Nuova Destra« and the so-called *destra eversiva*.

The third phase, since 1994, is again characterised by the systemic integration of the extreme right. The structural development of the extreme right in Italy since the 1990s, in particular the emergence of new organisations and networks that distinguish themselves from the traditional parties of the extreme right, forms the third case study.

### *Moritz Fischer*, »No People, No Reich, No Schönhuber«. The Long Echo of Dealing with the Party »The Republicans« in the Federal Republic

Founded in 1983, the party »The Republicans« shook German society with its first electoral successes in West Berlin and in the European elections in 1989. No right-wing party had managed to enter a parliament since the 1960s, which made the reaction all the more intense. This article examines various reactions to the party's rise in the Federal Republic of Germany, starting from the premise that the confrontation with The Republicans continues to shape the way German society deals with right-wing parties today. To this end, it takes a multi-level approach, focusing on politics, academia and civil society, which makes it possible, among other things, to deconstruct social science theories such as that of the »losers of modernisation« and to reveal their impact. Overall, the often conflictual interplay between politics, the state and large sections of society led to the othering of The Republicans. The party was the undemocratic »other« and thus served as a foil to the Federal Republic's own democratic self-image, which was asserted with increasing self-confidence in order to dissociate oneself from The Republicans.

### *Katharina Trittel*, Hans-Michael Fiedler and his »National Education Work«. An Actor-Centred Approach to Cadre Education Processes of the Radical Right

From the perspective of actor-centred research on right-wing extremism, this article focuses on the right-wing extremist multifunctionalist Hans-Michael Fiedler in the 1970s. It examines Fiedler's efforts to establish a »national education work« in the sense of political cadre training and relates them – understood as a meta-politically oriented strategy of action – to the transformation phases of West German right-wing extremism. These serve as hinges for evaluating Fiedler's cadre training on the basis of overarching lines of development. The contribution builds on a partial collection of Fiedler's personal papers, which has now been made available to researchers for the first time. Based on the available primary sources, it discusses the possibilities and limits of an actor-centred approach to strategies of cadre training within the radical right, using the example of Fiedler's »National Education Work« as a fibre of the socio-historical fabric of right-wing extremism after 1945. The article shows that Fiedler's role as a »mentor« beyond the party was the basis of his power in »small communities«, and that the discussion and training format of the »Göttinger Runde«, which he initiated, was decisive in organisational terms.

***Sebastian Lotto-Kusche*, The »Reichstag in Flensburg« on 23 May 1975. A Turning Point for the Extreme Right and the Self-Proclaimed »Reichsbürger« to Delegitimise the Federal Republic of Germany**

This article examines the use of myths about the »Reich« in extreme right-wing parties and groups in the Federal Republic of Germany since 1945. It shows that the last Reich government under Karl Dönitz in Flensburg during May 1945 left behind difficult legal and moral consequences for the establishment of democracy in Germany. In their speeches and party manifestos, right-wing parties such as SRP, DRP and NPD frequently referred to an alleged continuation of the »Third Reich« or fantasised about the creation of a »Fourth Reich«. Manfred Röder and Thies Christophersen convened a »Reichstag in Flensburg« on 23 May 1975 to commemorate the arrest of the Dönitz government and to emphasise the continued existence of the German Reich. Although the event was banned and could only take place in a small circle on a farm in Angeln, it changed the attempts of the extreme right to delegitimise the Federal Republic. By renouncing all the offices of the German Reich to which he was supposedly still entitled, Karl Dönitz paved the way for self-appointed chancellors and presidents of the Reich such as Wolfgang Ebel and Manfred Röder, who henceforth called themselves legitimate heads of state because they did not recognise the Federal Republic as a state. This laid the groundwork for later and present-day »Reichsbürger« (Citizens of the Reich), some of whom pursue a bio-political nationalism and seek to propagate a racist concept of population.

***Johannes Schütz*, Racist Violence in the Late GDR. Chains of Events and Social Contexts Based on an Example from Saxony**

This contribution examines racist violence in the late GDR using an example from Saxony. Starting from the observation that this violence has been extensively documented, but at the same time only rudimentarily researched, it searches for source-critical perspectives and fruitful methodological approaches. With this in mind, it situates the history of violence within the history of migration: violence occurred simultaneously with migration to the GDR, and social contexts and specific situational constellations determined the chains of individual violent events. The article focuses on an example of racist violence process-sociologically described and reconstructed from documents of the Ministry for State Security (MfS) and prosecution and judicial authorities. It shows that social conditions, constructions of masculinity and situational dynamics were essential factors influencing the escalation of violence and constituting the chain of events. Constructions of masculinity as well as alcohol consumption facilitated violent practices and enabled the actors to connect with their social environment. At the same time, it can be shown that state functionaries reacted ambivalently to this violence and also identified the »contract workers« from abroad as a problem. Thus, even before 1990, violent actors succeeded in driving racialised people out of their homes using physical attacks.

***Sebastian Bischoff,* »The Position on Sex Is Increasingly Becoming a Clear Political Dividing Line«. The Struggle of the West German Right against the »Wave of Porn« around 1969**

This article examines right-wing perspectives and reactions to the »sexual revolution« in the Federal Republic of Germany using the example of a central marker of contemporary sexual modernisation processes: the »wave of porn« and the discussion about the (partial) liberalisation of media perceived as obscene, planned by the social-liberal coalition. The focus is on different groups of actors among the German right and their differences and similarities in terms of argumentation and action. The contribution presents the four most popular right-wing stereotypes, examining »right-wing knowledge« about the alleged perpetrators and profiteers of the »wave of porn« in terms of its projective function and significance for the negotiation processes about the modernisation of sexuality and thus fundamentally about the moral-ethical interpretive hegemony of the time.

***Maik Tändler,* Schönhuber's Fan Mail. NS Past, Populist Rage and Antisemitic Resentments before the Emergence of the Party »The Republicans«**

This contribution deals with the thousands of letters that Franz Schönhuber, later co-founder and chairperson of the radical right-wing party »Die Republikaner« (The Republicans), received in the early 1980s. The deluge of correspondence was triggered by the publication of his autobiography »Ich war dabei« (I Was There) in 1981, when Schönhuber was a journalist and prominent presenter for the Bavarian Broadcasting Corporation (Bayerischer Rundfunk, BR). In it, he apologetically described his time in the Waffen-SS, which he had joined as a volunteer in 1942 at the age of 19. The debate over the book led to Schönhuber's dismissal from the BR but also earned him a large number of expressions of sympathy, which are part of his personal papers. The letters reveal a populist right-wing potential for anger that was widespread among parts of the West German population at the time and, I argue, had a formative influence on Schönhuber as a politician. Based on a selection of letters, the article analyses key patterns of perception and emotion of the letter writers: the biographically shaped interpretations of the Nazi period and the creation of a generation of historically defamed people, a populist anger ignited by this and related to the present, and finally the antisemitic resentments associated with it.

***Ulrike Löffler,* »Anti-Fascist Education« in the West. Pedagogical Reactions to the Boom of Right-Wing Extremism in the late 1970s**

The second half of the 1970s saw a wave of right-wing extremist mobilisation in the »old« Federal Republic, combined with an increase in visibility and militancy of the right-wing scene, including terrorism. The West German public perceived this boom primarily as a youth problem that needed to be addressed pedagogically. Left-wing pedagogues and educationalists, in particular, felt challenged by right-

wing ideology and influence and called for »anti-fascist education«, including an intensive study of the Nazi era. In the early 1980s, numerous projects and events took place in schools, in youth work and in extracurricular education under the label of »anti-fascist education«; several publications appeared on the subject. This contribution analyses the aims, methodological considerations and conceptual references of these approaches and explains why extracurricular education, in particular, played a key role – for example at the memorial sites for Nazi victims that were being established. It finally shows the significance of both phenomena for the development of memorial sites and early education work in these places. The article thus shows how the boom in right-wing extremism around 1977 and the efforts to contain it contributed to the educational confrontation with the Nazi past and the development of memorial sites in the 1980s.

***Caner Tekin*, »Grey Wolves« in the Federal Republic of Germany. Joint Responses of Left-Wing Turkish Migrant Organisations and German Trade Unions until 1980**

This contribution examines the mobilisation of associations founded by labour migrants of Turkish origin, often referred to as »Idealist Clubs« or unofficially as »Grey Wolves«, as well as reactions and protest actions of left-wing associations of Turkish origin and German trade unions during the 1970s. Special attention is given to the relations between ultra-nationalist, socialist and social democratic associations that formed the Federation of Turkish Democratic Idealist Associations in Europe, the Federation of Turkish Workers' Associations in the Federal Republic of Germany and the Federation of People's Associations of Turkish Social Democrats, and finally the German Trade Union Federation and the Industrial Union of Metalworkers. I will discuss the steps taken by the »Idealist Clubs« to organise themselves in the Federal Republic of Germany, the extent to which left-wing migrant organisations interacted with German trade unions in their campaigns against the »Grey Wolves«, and how the »Idealist Clubs« got on the agenda of the German trade unions. Against the backdrop of these relations and based on trade union documents from this period, I argue that right-wing extremism among people of Turkish origin was no longer perceived by German labour organisations as a specific problem of migrant workers from Turkey but as a general problem of German society, similar to National Socialism.

***Stefan Zeppenfeld*, Participation, Security – Right-Wing Extremism? Motives, Actors and Controversies of the German Initiatives »Foreigners into the Police Force« (1979–2013)**

At its first meeting after the deadly arson attack in Mölln in November 1992, the Standing Conference of Interior Ministers and Senators of the Länder (IMK) advocated opening up the police force to non-German citizens. Previously, naturalised citizens with a migrant background had found their way into the police force in isolated cases, the first in West Berlin in 1979. However, the IMK did not take this decision because of the right-wing violence of the early 1990. Migrant and especial-

ly Turkish voices and interest groups made the connection all the more emphatically a little later in response to the further arson attack in Solingen in May 1993. Efforts to open up the police force have always been accompanied by controversial debates; contexts and implementation in the Länder differed, sometimes considerably. By tracing the long history of the diversification of police structures up to the present day, this article opens up a perspective on right-wing extremism after 1945 through the lens of those affected by it and those opposed to it: on the one hand, with a view to migrants' demands for participation and security, and on the other, with a view to the reactions of state institutions. This shows the extent to which the dangers of right-wing extremism in Germany, the perspectives and demands of migrants, and the (supposedly compelling) political reactions followed different trajectories. The arduous, sometimes contradictory developments described help us better understand the complex history of Germany as a »country of immigration against its will«.

***Yves Müller*, The Anti-Nazi. Kurt Hirsch, the »Democratic Action«/»Democratic Initiative News Service« and Its Fight against the Extreme Right, 1968–1983**

This contribution is concerned with the Austrian communist and Holocaust survivor Kurt Hirsch (1913–1999), who in 1968 founded the »Demokratische Aktion« (DA, Democratic Action), which in the 1970s, as »Pressedienst Demokratische Initiative« (PDI, Democratic Initiative News Service), became an important instrument in the struggle against both the extreme right and the democratic right in the Federal Republic of Germany. With the DA/PDI, Hirsch set up a network that centred on himself and that functioned neither as an association with rights and duties conferred by membership nor as a non-binding environment. Its members were mainly writers and politicians. The PDI's impact was mainly due to its numerous handouts. A history of anti-Nazism is a research desideratum. As organised and integrated nationalisms made various wave-like attempts to achieve hegemony, their opponents also changed. Based on the formation of anti-Nazism, the article illuminates Hirsch's political biography and the history of his network group. It looks at the confrontation with the NPD in the second half of the 1960s, the fight against extreme right-wing organisations in the 1970s, a campaign against Franz Josef Strauß and the volatile relationship with Social Democracy.

***Vojin Saša Vukadinović*, Racial Knowledge 1978–1983. The Forgotten Contribution of Migrants to Early Research on Right-Wing Extremism**

Even before the institutionalisation of research on racism in the 1980s, academic works had been published in the »old« Federal Republic of Germany analysing a phenomenon that at that time was mostly referred to as »xenophobia« or »hostility towards foreigners« in the political context of the post-1960s-1970s, a period in which many so-called »Gastarbeiter« (migrant workers from South and Southeast Europe) had come to Germany. Between 1978 and 1983, the social scientists Haris

Katsoulis, Badi Panahi and Georgios Tsiakalos independently published studies on the subject, which, like many other publications by migrant authors responding to the reality of life in West Germany, are now largely forgotten. Their books are particularly noteworthy because they can be seen as contributions to the analysis of right-wing extremism that made its main elements, racism and antisemitism, tangible in their German-specific manifestations. In contrast to most of their colleagues of German origin, these scholars also focused on the consequences for those directly affected, in order to identify the political problems described not as a marginal issue but as a primary concern for the centre of West German society. The fact that the findings of these studies were not widely accepted in the 1980s and have been shrouded in a veil of oblivion in contemporary historical research has had repercussions to this day. This is evident, for example in today's understanding of racism, which often lags far behind the findings of these scholars.

### *Frank Schauff,* Santiago Carrillo's First Coup? The Formation of the »Juventudes Socialistas Unificadas« in Spain and Its International Context, 1933–1936

The »Juventudes Socialistas Unificadas« (JSU) were the only case of a socialist youth organisation uniting with a communist youth organisation and arguably the only one that ever took place in Europe without the force of the Red Army behind such a process. This development leading to the unification can only be understood by taking into account a number of national and international processes: 1. the specific long-term historical development in Spain; 2. the extreme fragmentation of the Spanish labour movement and the never-ending conflicts within the socialist part of this movement; 3. the frustration of the socialist left with the results of the first years of the Second Spanish Republic; 4. the economic, social and political impact of the Great Depression on Spain and other European countries; 5. the growing international threat of fascist take-overs since January 1933; 6. the international and Spanish phenomenon of growing politicisation of young people in the interwar period. Internationally and in Spain, these critical developments opened up the space for new political options, favoured by the factor of historical contingency. In the course of a frantic search for solutions to social decline and the fascist threat, the Spanish Socialist Youth Federation decided to opt for unification with the significantly smaller Communist Youth League. This step, taken shortly after the election of the Popular Front government and just before the outbreak of the Civil War, led to a multiplication of membership. With the beginning of the Civil War, the JSU started to play an important role in the defence of the Republic and quickly moved out of the Socialists' orbit to join the Communist Party. This in turn led to further conflicts within the Socialist Party, the main governing party of the Republic during the Civil War. Towards the end of the Civil War, the JSU started to disintegrate and fell apart after its end, with the Socialist Party officially severing ties with the youth organisation.

### *Benjamin Ziemann*, Mass Movements of German Workers in World War One: The April 1917 Strike

On 16 April 1917, about 230,000 workers in Berlin and another 30,000 workers in Leipzig went on strike. The immediate trigger for the strike was a reduction in bread rations that came into effect on 15 April. Yet from the first day of the strike, the workers in Berlin also voiced political demands, such as a change of government and immediate peace talks with Russia. In Leipzig, the strike was dominated from the onset by the political agenda of the Independent Social Democratic Party (USPD). In Berlin, the USPD dominated only after the delegates of the social democratic metalworkers' union DMV had decided on 17 April to call the strike off. This article argues that the strike in Berlin was characterised by three distinctive phases: it displayed characteristics of a communal strike on 16 April, when many female workers joined demonstrations to the city centre and looted bakeries and other grocery stores. On 17 and 18 April, the strike was driven by factory-based discussions and shopfloor meetings. Starting on 18 April, the political agenda and leading representatives of the USPD dominated discussions.

### *Fabian Rausch*, Constitutions as Revolutionary Histories. The Legitimation of Constitutional Rule in France, 1814–1851

This article examines the tension between historical and constitutional concepts in France from 1814 to 1851. The analysis shows that the national-historical legitimation of constitutions played an important role not only in constitutionally stable states, but that political actors also attempted to stabilise constitutions in unstable constellations with historical arguments. The French case draws attention to the opportunities and risks of such legitimation strategies: constitutions are an integrative point of reference for polities when they are not only interpreted as an expression of the historical conceptions of their authors, but when they can also be linked to various historical designs and expectations of the future based on them in a certain political culture and can thus be further developed. The failure of the constitutional monarchies of 1814 and 1830, as well as the Second Republic of 1848, can be traced back to the attempts of French political actors to resist constitutional development in the name of their own conceptions of history. At the same time, these attempts point to the limits of the instrumentalisation of normative-prescriptive representative constitutions, whose polysemy was put to use time and again, above all by the progressive, but also by the conservative opposition.

# Résumés

***Janosch Steuwer*, Des chiffres contestés. Activistes, sondeurs, politiciens et la transformation de « l'extrémisme de droite » vers 1980**

Au printemps 1981 ont été rendues publiques les conclusions d'un projet de recherche mené en 1979/80 pour le compte de la Chancellerie fédérale et portant sur la diffusion des « attitudes d'extrême droite » dans l'électorat de l'Allemagne de l'Ouest. Le constat selon lequel 13 % des électeurs affichaient une « vision du monde d'extrême droite et fermée », en particulier, a fait beaucoup de bruit, propulsant au cœur d'une vive controverse politique l'étude, bientôt plus connue sous le nom « d'étude Sinus » et qui allait devenir l'un des tout premiers classiques de la recherche sur l'extrémisme de droite. Le présent essai examine la genèse, le déroulement et les retombées de l'étude Sinus. Il revient sur la naissance, à la fin des années 1970, de l'idée de s'intéresser à « l'extrémisme de droite » en appliquant les instruments de la démoscopie. Il expose les enjeux méthodologiques soulevés par un tel projet et relate la façon dont les données chiffrées ainsi produites ont transformé le questionnement public sur l'extrême droite. Dans le cadre d'une réflexion minutieuse sur la démarche du « Sozialwissenschaftliches Institut Nowak und Sörgel » , mandaté par la Chancellerie, il s'interroge également sur la pertinence des conclusions des travaux et sur le rôle joué par l'étude Sinus au début des années 1980 dans l'instauration d'une nouvelle conceptualisation de « l'extrémisme de droite », qui s'est depuis imposée comme une évidence.

***Massimiliano Livi*, L'extrême droite en Italie. Des années 1970 à nos jours**

Jusqu'à son apparition dans le premier gouvernement Berlusconi en 1994, l'extrême droite italienne était jugée « fondamentalement étrangère » à la culture républicaine italienne. Or, durant la quasi-totalité de la Première République, le « Movimento Sociale Italiano » (MSI) avait déjà représenté la droite néofasciste au Parlement. Il avait beau être tenu à l'écart de « l'arc constitutionnel démocratique », il n'en était pas moins parvenu à constamment maintenir sa participation à plus de 5 % et faisait figure de point de repère pour la droite internationale au Parlement européen. Malgré, tout le phénomène de « l'extrême droite » est resté globalement méconnu en Italie, rendant plus difficile sa lecture dans sa réalité politique. L'article passe en revue les écueils inhérents à la définition de l'extrême droite en Italie, en revenant sur les différentes acceptions et en faisant le distinguo entre néofascisme, extrême droite et droite radicale. La partie principale consiste en trois études de cas illustrant la continuité politique et structurelle ainsi que la complexité de l'extrême droite en Italie. Ces études de cas suivent un découpage chronologique en trois phrases de l'histoire des droites extrêmes italiennes. La première phase (1946–1976) est marquée par la marginalisation et les restrictions politiques. La première

étude de cas aborde le développement du parti néofasciste MSI. La deuxième phase (1977–1993) se distingue par l'irruption de la droite antisystème et une radicalisation violente de certains groupuscules. C'est pourquoi la deuxième étude de cas est consacrée aux courants extraparlementaires de l'extrême droite, dont la « Nuova Destra » et la fameuse *destra eversiva*. La troisième phase, depuis 1994, est quant à elle caractérisée par l'intégration de l'extrême droite au système. Le troisième cas d'étude a pour objet le développement structurel de l'extrême droite en Italie depuis les années 1990, avec l'émergence de nouveaux réseaux et organisations qui se démarquent des partis traditionnels de la droite radicale.

***Moritz Fischer*, « Pas de peuple, pas de Reich, pas de Schönhuber ! » Le long écho de l'attitude de la RFA à l'égard des Républicains**

Le parti « Les Républicains », fondé en 1983, est venu ébranler la société allemande dans ses fondements avec ses premiers succès électoraux en 1989 à Berlin-Ouest, puis lors des élections européennes. Depuis les années 1960, aucun autre parti d'extrême droite n'était parvenu à entrer au parlement, ce qui en rend l'écho d'autant plus retentissant. L'article met en perspective les multiples réactions à la montée du parti en RFA, en partant de la thèse fondamentale qui veut que l'attitude adoptée à l'égard des Républicains marque aujourd'hui encore les relations avec les partis d'extrême droite. L'étude se place à plusieurs niveaux et se concentre sur la politique, la science et la société civile. Cette approche à perspectives multiples permet entre autres de déconstruire les théories issues notamment des sciences sociales, telles que celle du « perdant de la modernisation » et d'en mettre à nu les retombées. De manière générale, l'interaction bien souvent conflictuelle entre la politique, l'État et de larges pans de la société a conduit à une altérisation des Républicains. Le parti représentait « l'Autre » non démocratique, il servait donc de négatif à la propre image démocratique de la République fédérale, revendiquée avec toujours plus d'assurance en se positionnant à dessein à l'opposé des Républicains.

***Katharina Trittel*, Hans-Michael Fiedler et son « travail d'éducation nationale ». Une approche axée sur les acteurs des mécanismes de formation des cadres de la droite radicale**

Dans la perspective de la recherche sur l'extrémisme de droite axée sur ses acteurs, le présent article propose un regard sur le militant multicartes d'extrême droite Hans-Michael Fiedler dans les années 1970, dont les velléités de mettre en place un « travail d'éducation nationale » ayant pour but la formation de cadres politiques sont analysées et – interprétées comme une stratégie opérationnelle d'orientation métapolitique – replacées dans les phases de la transformation de l'extrémisme de droite en Allemagne fédérale. Celles-ci servent de charnières permettant l'évaluation de la formation des cadres de Fiedler à partir des tendances de développement plus générales. L'étude repose sur les fonds partiels de Fiedler, pour la première fois mis (en partie) à disposition à des fins de recherche. À partir des sources

primaires disponibles, le travail effectué a consisté à discuter des possibilités et des limites d'une approche axées sur les acteurs des stratégies de formation des cadres dans les milieux de la droite radicale, à l'exemple du « travail d'éducation nationale » de Fiedler, en tant que fragment constitutif d'une mosaïque sociohistorique de l'extrémisme de droite après 1945. Dans ce contexte, il est démontré comment Fiedler, par son rôle de « mentor », a forgé sa puissance d'action au sein de « petites communautés », et en quoi le format de discussion et de formation de la « Göttinger Runde » dont il est lui-même l'instigateur, a été déterminant en termes d'organisation.

***Sebastian Lotto-Kusche*, Le « Reichstag zu Flensburg » le 23 mai 1975. Un tournant dans l'extrême droite et les autoproclamés « Reichsbürger » aux fins de délégitimer la République fédérale**

L'article propose un éclairage sur les « mythes du Reich » convoqués par les partis et groupes d'extrême droite depuis 1945 en République fédérale. Il montre que le dernier gouvernement du Reich allemand de Flensburg en mai 1945, sous la conduite de Karl Dönitz, a grevé la construction démocratique d'une hypothèque tant juridique que morale. Dans leurs discours et leurs programmes, les partis d'extrême droite tels le SRP, le DRP et le NP, n'ont eu de cesse de se référer à un « Troisième Reich » qui n'aurait jamais disparu ou de fantasmer un « Quatrième Reich » encore à construire. Le « Reichstag zu Flensburg » (le Reichstag de Flensburg), convoqué le 23 mai 1975 par Manfred Röder et Thies Christophersen, avait vocation à commémorer l'arrestation du gouvernement Dönitz tout en réaffirmant la continuité du Reich. La manifestation a beau avoir été interdite et s'être tenue en petit comité dans une ferme d'Angeln, elle n'en a pas moins bouleversé les tentatives de l'extrême droite de délégitimer la République fédérale. En renonçant publiquement à toutes les fonctions du Reich allemand qu'il estimait encore lui échoir, Karl Dönitz a ouvert la voie à des chanceliers et présidents de Reich autoproclamés, dont Wolfgang Ebel et Manfred Röder, qui se sont dès lors déclarés chefs d'État légitimes, puisque ne reconnaissant pas la République fédérale en tant qu'État. Les fondements étaient ainsi posés pour les « Reichsbürger » ultérieurs et actuels dont certains prônent un nationalisme biopolitique et s'emploient à véhiculer une image raciste de la population.

***Johannes Schütz*, La violence raciste vers la fin de la RDA. Chaînes d'événements et contextes sociaux à partir d'un exemple de la Saxe**

L'article explore la violence raciste au crépuscule de la RDA en prenant un exemple venu de Saxe. Partant du constat que cette violence, largement documentée au demeurant, n'a été que peu étudiée à ce jour, il sonde les sources en quête à la fois de perspectives critiques et d'approches méthodologiques prometteuses. Ce faisant, il resitue l'histoire de la violence par rapport à celle des migrations : les migrations vers la RDA ont engendré des épisodes de violence, dont l'enchaînement procède de

contextes sociaux et de situations spécifiques. L'article s'articule autour d'un exemple de violence à caractère raciste, reconstitué à partir des dossiers du ministère de la Sécurité d'État (MfS) est-allemand, des services de poursuite et de l'appareil judiciaire, et propose une description sociologique des processus à l'œuvre. Il démontre que le cadre social, les constructions de la masculinité et les dynamiques situationnelles ont été des facteurs d'influence essentiels dans l'escalade des actes de violence et constitutifs de l'enchaînement des événements. Les pratiques violentes ont été conditionnées par les constructions de la masculinité et la consommation d'alcool, qui ont permis aux acteurs de s'intégrer à leur environnement social. Dans le même temps, l'ambivalence des dépositaires de l'autorité publique face à cette violence peut elle aussi être mise en évidence, tout comme leur perception des « travailleurs contractuels » étrangers comme un problème. Ainsi, même avant 1990, des acteurs enclins à la violence avaient réussi à chasser de leur lieu de résidence des personnes racisées en s'en prenant physiquement à elles.

***Sebastian Bischoff*, « La position concernant le sexe devient de plus en plus en une ligne de clivage politique claire. » Le combat de la droite allemande contre la « vague pornographique » de 1969**

L'article examine les perspectives et les réactions de droite face à la « révolution sexuelle » en République fédérale d'Allemagne en s'appuyant sur l'un des principaux marqueurs des processus contemporains de modernisation sexuelle : la « vague pornographique » et le débat sur la libéralisation (partielle), prévue par la coalition sociale libérale, des médias jugés indécents. L'article cible en particulier les différents groupes de protagonistes de la droite allemande, avec leurs différences et leurs points communs en termes d'argumentation et de mode d'action. Il expose les quatre formes les plus populaires parmi l'extrême droite de caractérisations des ennemis, tout en examinant les « connaissances de droite » concernant les présumés responsables et profiteurs de la « vague pornographique » dans sa fonction et sa signification projectives pour les processus de négociation autour de la modernisation du sexuel et donc, en substance, autour de la souveraineté d'interprétation morale et éthique de l'époque.

***Maik Tändler*, Le courrier des fans de Schönhuber. Passé national-socialiste, colère populaire et ressentiment antisémite avant les Républicains**

L'article porte sur les milliers de lettres qu'a reçues, au début des années 1980, Franz Schönhuber, futur cofondateur et président du parti d'extrême droite « Les Républicains ». C'est le tollé suscité en 1981 par « Ich war dabei » (j'étais là), l'autobiographie de Schönhuber, alors journaliste et présentateur vedette de la chaîne Bayerische Rundfunk (BR), qui est l'origine de ces tombereaux de lettres. Il y dépeignait sur un ton élogieux son passage au sein de la Waffen-SS, pour laquelle il s'était porté volontaire en 1942, à l'âge de 19 ans. Si la polémique autour de l'ouvrage de Schönhuber lui a coûté sa place chez BR, elle lui a également valu la montagne

de témoignages de sympathie écrits qui apparaissent dans sa succession. Ceux-ci trahissent un potentiel de furie populiste d'extrême droite à l'époque répandue parmi une partie de la population ouest-allemande et ont eu, selon la thèse avancée, une influence déterminante sur la future éclosion politique de Schönhuber. Une sélection d'exemples de lettres sert à analyser les principaux modèles de perception et de sentiment de leurs auteurs : les interprétations, empreintes de considérations biographiques, de l'époque nazie, et la construction, partant de là, d'une génération de diffamés de l'histoire, la colère populiste qu'elle attise en se référant au présent, et enfin les ressentiments antisémites qui la sous-tendent.

***Ulrike Löffler*, « Éducation antifasciste » à l'ouest. Réponses pédagogiques à la conjoncture de l'extrémisme de droite à la fin des années 1970**

Dans la seconde moitié des années 1970, la « vieille » République fédérale a connu une vague de mobilisation d'extrême droite, associée à une visibilité et un militantisme accrus des milieux extrémistes de droite, au point même de sombrer dans le terrorisme. Dans l'opinion publique allemande, cette conjoncture a été perçue avant tout comme un problème inhérent à la jeunesse à traiter par une approche pédagogique. Les éducateurs et chercheurs en sciences de l'éducation, affiliés à la gauche en particulier, se sentant interpellés par l'idéologie et l'ingérence de l'extrême droite, ont plaidé en faveur d'un « travail d'éducation antifasciste » traitement notamment en grande partie de la période nazie. Au début des années 1980, nombre de projets et manifestations ont été organisés dans des écoles, dans le cadre de travaux menés auprès de jeunes et dans les programmes d'éducation non-formelle sous le label « antifaschistische Erziehung » ; les publications sur le sujet ont été nombreuses. L'article propose une analyse des objectifs, des réflexions méthodologiques fondamentales et des références conceptuelles de ces approches tout en expliquant en quoi l'éducation non-formelle en particulier – dans les lieux établis pour commémorer les victimes du nazisme par exemple – avait joué un rôle clé. Il se termine par une mise en évidence de l'importance de ces deux phénomènes dans le développement des lieux de mémoire et du travail éducatif mené très tôt par ces institutions. L'article montre ainsi comment la conjoncture de l'extrémisme de droite vers 1977 et les efforts visant à l'endiguer ont contribué à la réflexion pédagogique sur le passé nazi et au développement des lieux commémoratifs dans les années 1980.

***Caner Tekin*, « Loups gris » en République fédérale d'Allemagne. Réactions communes des organisations d'immigré·es turc·ques de gauche et des syndicats allemands jusqu'en 1980**

L'article étudie la mobilisation des associations fondées par des travailleur·euses immigré·es turc·ques, souvent qualifiées « d'associations idéalistes », voire officieusement de « loups gris », ainsi que les réactions et les actions de contestation menées par les associations turques de gauche et les organisations syndicales allemandes dans les années 1970. Une attention particulière est portée sur les relations

entre les organisations ultranationalistes, socialistes et sociales-démocrates, qui ont formé la « Föderation der Türkisch-Demokratischen Idealistenvereine in Europa e. V. » (Fédération des associations idéalistes démocratiques turques en Europe), la « Föderation der Türkischen Arbeitervereine in der BRD e. V. » (Fédération des associations de travailleurs turcs en RFA) et la « Föderation der Volksvereine türkischer Sozialdemokraten e. V. » (Fédération des associations populaires de sociaux-démocrates turcs), et enfin la Confédération des syndicats allemands et le syndicat industriel Metall. La discussion porte sur les étapes qui ont permis aux associations idéalistes de s'organiser en République fédérale d'Allemagne, sur la mesure dans laquelle les organisations de travailleur·euses immigré·es de gauche ont interagi avec les syndicats allemands dans le cadre de leurs campagnes dirigées contre les « Loups gris » et sur la manière dont les syndicats allemands ont fini par intégrer les associations idéalistes à leur ordre du jour. À la lumière de ces relations et des documents syndicaux de la période, l'article avance que l'extrémisme de droite parmi les personnes d'origine turque n'était plus perçu par les organisations allemandes de travailleur·euses comme un problème propre aux travailleur·euses venu·es de Turquie, mais, à l'instar du nazisme, comme un enjeu global de la société allemande.

***Stefan Zeppenfeld*, Participation, sécurité – Extrémisme de droite ? Motifs, acteurs et controverses des initiatives fédérales « Les étrangers dans la police » (1979–2013)**

Lors de sa première réunion au lendemain de l'incendie criminel meurtrier de Mölln en novembre 1992, la « Conférence permanente des ministres et sénateurs de l'Intérieur des Länder » (IMK) s'est dite favorable à une ouverture de la police aux ressortissants étrangers. Avant cela, seules quelques personnes naturalisées avec un passé d'immigré étaient parvenues, de manière isolée, à intégrer la police, à Berlin-Ouest, pour la première fois en 1979. Pourtant, la décision de l'IKM n'était pas motivée par les violences commises par l'extrême droite au début des années 1990. Les voix et groupes de défense des intérêts des migrants, turcs en tête, ont établi le lien avec d'autant plus d'insistance peu de temps après, en réaction à un nouvel attentat meurtrier perpétré à Solingen en mai 1993. Les tentatives d'ouverture des services de police ont toujours donné lieu à des débats polémiques, les contextes et la mise en œuvre pouvant grandement varier d'un Land à l'autre. En revenant sur la longue histoire de la diversification des structures policières jusqu'à nos jours, cet article propose à la fois une perspective des personnes concernées et une contre-perspective sur l'extrémisme de droite après 1945 : au regard des revendications de participation et de sécurité des migrants d'une part, et au regard des réactions étatiques et institutionnelles d'autre part. Il en ressort clairement à quel point les périls de l'extrémisme de droite en Allemagne, les perspectives et les revendications des migrants ainsi que les réactions politiques (soi-disant contraignantes) se sont mutuellement ignorés. Les développements pénibles, en partie contradictoires, qui y sont retracés affinent la compréhension d'une histoire allemande complexe en tant que « pays d'immigration malgré lui ».

***Yves Müller*, L'anti-nazi. Kurt Hirsch, « Action démocratique » / » Service de presse de l'Initiative démocratique » et son combat contre l'extrême droite, 1968–1983**

L'article se penche sur le communiste autrichien et survivant de l'Holocauste Kurt Hirsch (1913–1999), fondateur en 1968 de la « Demokratische Aktion » (DA) qui, dans les années 1970, est devenue sous le nom de « Presseausschuss Demokratische Initiative » (PDI) un important porte-étendard de la confrontation contre l'extrême droite et la droite démocratique de la République fédérale. Avec la DA/PDI, Hirsch a mis en place un réseau centré sur sa personne et n'opérant ni comme une association avec des droits et des devoirs conférés par l'adhésion, ni comme un cadre libre de toute obligation. Ce sont avant des écrivain·es et des politicien·nes qui s'y sont engagé·es. Le PDI a surtout trouvé une certaine visibilité au travers de la publication de nombreux guides. L'idée visée était celle d'une histoire de l'antinazisme. De même que le nationalisme organisé et le nationalisme intégré, portés par des aspirations hégémoniques, ont lancé plusieurs assauts successifs, le visage de leurs adversaires a lui aussi changé. Partant d'une genèse de l'antinazisme, l'article porte un regard sur la biographie politique de Hirsch et l'histoire de son groupement organisé en réseau. Il s'intéresse à la confrontation avec le NPD dans la seconde partie des années 1960, à la lutte contre les organisations d'extrême droite dans les années 1970, à une campagne menée contre Franz Josef Strauss et aux vicissitudes de la relation avec la social-démocratie.

***Vojin Saša Vukadinović*, Connaissances racistes 1978–1983. La contribution oubliée des migrants aux débuts de la recherche sur l'extrémisme de droite**

Avant même l'institutionnalisation de la recherche sur le racisme dans les années 1980, des travaux scientifiques, qui analysaient le phénomène alors surtout évoqué par les termes « xénophobie » ou « Ausländerfeindlichkeit » dans le contexte politique de l'après période des « Gastarbeiter », avaient été publiés dans l'ancienne République fédérale d'Allemagne. Travaillant chacun de leur côté, les chercheurs en sciences sociales Haris Katsoulis, Badi Panahi et Georgios Tsiakalos ont présenté, entre 1978 et 1983, des études, qui, comme tant d'autres publications d'auteurs immigrés interrogeant la réalité de la vie en Allemagne de l'Ouest, sont aujourd'hui en grande partie tombées dans l'oubli. Ses monographies sont en cela remarquables qu'elles doivent être comprises comme des contributions à l'analyse de l'extrémisme de droite, qui ont permis d'en cerner les piliers fondamentaux, le racisme et l'antisémitisme, dans leurs expressions propres à l'Allemagne. Contrairement à la plupart de leurs collègues d'origine allemande, ces chercheurs ont en outre mis en avant les répercussions pour les personnes directement concernées, afin que les problèmes politiques évoqués ne soient pas présentés comme un enjeu à la marge de la société de la RFA, mais bien comme une préoccupation prioritaire et centrale. Le peu d'écho suscité par ces conclusions au cours des années 1980 et l'amnésie dont la recherche historique contemporaine semble faire preuve à leur égard continuent pourtant d'avoir des incidences jusqu'à nos jours. Cela se vérifie

clairement, entre autres, dans la compréhension actuelle du racisme, souvent bien en retrait par rapport aux conclusions de ces trois scientifiques.

### *Frank Schauff,* Le premier coup d'État de Santiago Carrillo ? La formation des « Juventudes Socialistas Unificadas » en Espagne et son contexte international, 1933–1936

Les « Juventudes Socialistas Unificadas » (JSU) sont un cas unique d'unification d'organisations de jeunesse socialiste et communiste, et selon toute vraisemblance, le seul du genre en Europe derrière lequel ne se cache la main de l'Armée rouge. On ne peut espérer comprendre la démarche ayant mené à cette unification sans prendre en compte un certain nombre de processus à l'œuvre au niveau national et international : 1. Le développement historique à long terme propre à l'Espagne ; 2. L'extrême fragmentation du monde syndical espagnol et les conflits incessants au sein de la branche socialiste de ce mouvement ; 3. La frustration de la gauche socialiste face aux résultats des premières années de la Seconde République espagnole ; 4. Les effets économiques, sociaux et politiques de la Grande Dépression sur l'Espagne et les autres pays européens ; 5. La menace internationale croissante des prises de pouvoir fascistes depuis janvier 1933 ; 6. Le phénomène international et espagnol de politisation croissante de la jeunesse dans l'entre-deux-guerres. À l'échelle internationale comme au niveau de l'Espagne, ces évolutions capitales ont ouvert la voie à de nouvelles possibilités politiques, portées par la conjoncture historique. Lancée dans une quête effrénée de solutions au déclin social et au péril fasciste, la Fédération espagnole de la jeunesse socialiste choisit de s'unir à la Ligue de la jeunesse communiste, pourtant bien plus modeste. Cette mesure, qui intervient peu après l'élection du gouvernement du Front populaire et juste avant le déclenchement de la guerre civile, donne lieu à une multiplication des adhésions. Avec le début de la guerre civile, la JSU commence à jouer un rôle important pour la défense de la République et ne tarde pas à quitter l'orbite des socialistes pour entrer dans le giron du Parti communiste. Cela conduit à de nouveaux conflits au sein du Parti socialiste, principal parti de gouvernement de la République durant la Guerre civile. Vers la fin de la guerre civile, la JSU commence à se déliter pour finalement disparaître après la fin de la Guerre civile, le Parti socialiste ayant officiellement coupé les ponts avec cette organisation de jeunesse.

### *Benjamin Ziemann,* Mouvements de masse des classes ouvrières durant la Première Guerre mondiale. La Grève d'avril 1917

Le 16 avril 1917, environ 230 000 ouvriers à Berlin et 30 000 autres à Leipzig lancent un mouvement social. L'élément déclencheur immédiat de cette grève est la réduction des rations de pain, entrée en vigueur le 15 avril. Toutefois, dès le premier jour de la grève, les ouvriers berlinois font aussi valoir des revendications politiques, telles qu'un changement de gouvernement et l'ouverture immédiate de pourparlers de paix avec la Russie. À Leipzig, le ton de la grève est donné par le programme politique du Parti social-démocrate indépendant (USPD). À Berlin, il

faut attendre que les délégués du DMV, le syndicat social-démocrate des métallurgistes, décide de la fin de la grève le 17 avril pour voir l'USPD prendre les rênes du mouvement. L'article avance la thèse selon laquelle la grève à Berlin se déroule en trois phases distinctes : le 16 avril, elle se présente sous les traits d'une grève communale, avec de nombreuses ouvrières qui se joignent aux manifestations dans le centre-ville et pillent les boulangeries et autres commerces d'alimentation. Les 17 et 18 avril, la grève prend la forme de débats menés au sein des entreprises et des réunions d'entreprises. À partir du 18 avril, l'USPD et ses principales figures finissent par imposer leur agenda politique, y compris à Berlin.

***Fabian Rausch*, Les constitutions comme histoires de révolutions. De la légitimité du pouvoir constitutionnel en France, 1814–1851**

Ce texte étudie les rapports tendus entre les conceptions de l'histoire et de la constitution en France de 1814 à 1851. Il ressort de cette analyse que la légitimation des constitutions dans l'histoire nationale a non seulement joué un grand rôle dans les États dotés d'une constitution stable, mais aussi que les acteurs politiques ont tenté, à l'aide d'arguments historiques, de stabiliser les constitutions dans des conjonctures instables. Le cas français met en lumière les opportunités et les risques inhérents à de telles stratégies de légitimation : les constitutions sont avant tout un point de référence intégratif des communautés politiques lorsqu'elles ne sont pas interprétées uniquement comme l'expression des conceptions de l'histoire propres à leurs auteurs, mais qu'elles peuvent être raccrochées à une culture politique pour différents projets historiques et à de futures attentes fondées sur ceux-ci et qu'elles peuvent ainsi poursuivre leur évolution. Les efforts déployés par les protagonistes de la politique française afin de contrecarrer les avancées constitutionnelles au nom de leurs visions de l'histoire ont conduit à l'échec des monarchies constitutionnelles de 1814 et de 1830 et de la Seconde République de 1848. Dans le même temps, ces tentatives pointent les limites de l'instrumentalisation des constitutions représentatives normatives et prescriptives, dont la polysémie a été régulièrement mobilisée de manière productive, par les opposants avant tout progressistes, mais également conservateurs.

## Rezensierte Bücher

Besprechungen im Rahmen von Forschungsberichten dieser Ausgabe und Online-Rezensionen des Zeitraums Oktober 2022 bis September 2023, die unter URL: <https://www.fes.de/afs/rezensionen> abgerufen werden können.

*Alexopoulou, Maria*, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen
*Bahners, Patrick*, Die Wiederkehr. Die AfD und der neue deutsche Nationalismus
*Ballestero, Andrea*, A Future History of Water
*Baumann, Imanuel*, Memorium Nürnberger Prozesse (Hrsg.), Rechtsterrorismus. Verschwörung und Selbstermächtigung – 1945 bis heute
*Bender, Justus*, Der Plan. Strategie und Kalkül des Rechtsterrorismus
*Bennemann, Nils*, Rheinwissen. Die Zentralkommission für die Rheinschifffahrt als Wissensregime, 1817–1880
*Bergmann, Eirikur*, Neo-Nationalism. The Rise of Nativist Populism
*Bernhardt, Christoph*, Im Spiegel des Wassers. Eine transnationale Umweltgeschichte des Oberrheins (1800–2000)
*Botsch, Gideon*, Wahre Demokratie und Volksgemeinschaft. Ideologie und Programmatik der NPD und ihres rechtsextremen Umfelds
*Bräuninger, Werner*, Kühnen. Portrait einer deutschen Karriere. Die Biographie
*Brendel, Benjamin*, Konvergente Konstruktionen. Eine Globalgeschichte des Staudammbaus
*Cioc, Mark*, The Rhine. An Eco-Biography, 1815–2000
*Clemens, Gabriele B.*, Geschichte des Risorgimento. Italiens Weg in die Moderne
*Combe, Sonia*, Loyal um jeden Preis. »Linientreue Dissidenten« im Sozialismus
*Courouble-Share, Stéphanie*, Les idées fausses ne meurent jamais… Le négationnisme, histoire d'un réseau international
*Daimagüler, Mehmet Gürcan/Ernst von Münchhausen*, Das rechte Recht. Die deutsche Justiz und ihre Auseinandersetzung mit alten und neuen Nazis
*Dellapenna, Joseph W./Joyeeta Gupta* (Hrsg.), The Evolution of the Law and Politics of Water
*Dellapenna, Joseph W./Joyeeta Gupta* (Hrsg.), Water Law
*Dörre, Klaus*, In der Warteschlange. Arbeiter*innen und die radikale Rechte
*Dubslaff, Valérie*, »Deutschland ist auch Frauensache«. NPD-Frauen im Kampf für Volk und Familie 1964–2020
*Elm, Ludwig/Manfred Weißbecker* (Hrsg.), Das faschistische Echo der Vergangenheit. Lehren von Weimar für linke Politik heute
*Fücks, Ralf/Christoph Becker* (Hrsg.), Das alte Denken der Neuen Rechten. Die langen Linien der antiliberalen Revolte
*Gräfe, Sebastian*, Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik Deutschland. Zwischen erlebnisorientierten Jugendlichen, »Feierabendterroristen« und klandestinen Untergrundzellen

*Grimm, Dieter*, Die Historiker und die Verfassung. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte des Grundgesetzes

*Hachtmann, Rüdiger*, 1848. Revolution in Berlin

*Hannig, Nicolai,* Kalkulierte Gefahren. Naturkatastrophen und Vorsorge seit 1800

*Hayes, Carlton J. H.*, Nationalism. A Religion

*Jensen, Uffa*, Ein antisemitischer Doppelmord. Die vergessene Geschichte des Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik

*Keßler, Mario*, Sozialisten gegen Antisemitismus. Zur Judenfeindschaft und ihrer Bekämpfung (1844–1939)

*Kießling, Friedrich/Christoph Safferling*, Staatsschutz im Kalten Krieg. Die Bundesanwaltschaft zwischen NS-Vergangenheit, Spiegel-Affäre und RAF

*Kotulla, Michael*, Deutsches Verfassungsrecht 1806–1918. Eine Dokumentensammlung nebst Einführungen, Bd. 18: Nassau

*Krause, Hartfrid*, Arthur Crispien. Vom Spartakusanhänger zum sozialdemokratischen Reformsozialisten

*Krause, Hartfrid,* Mein Vaterland ist die Menschheit, die Länder der Erde. Die Broschüren von Arthur Crispien (1914–1933)

*Maier, Martin G.*, Der herausgeforderte Konservatismus. Von 1968 bis zur Berliner Republik

*Mecking, Sabine/Manuela Schwartz/Yvonne Wasserloos,* Rechtsextremismus – Musik und Medien

*Melosi, Martin V.,* Precious Commodity. Providing Water for America's Cities

*Middendorf, Stefanie*, Macht der Ausnahme. Reichsfinanzministerium und Staatlichkeit (1919–1945)

*Miller-Idriss, Cynthia,* The Extreme Gone Mainstream. Commercialization and Far Right Youth Culture in Germany

*Mohr, Markus/Daniel Roth*, Stärkere Strahlkraft. Wahrheit und Lüge in den polizeilichen Ermittlungen im NSU-Komplex 2000–2011

*Morris, Christopher,* The Big Muddy. An Environmental History of the Mississippi and Its Peoples from Hernando de Soto to Hurricane Katrina

*Mudde, Cas,* Rechtsaußen. Extreme und radikale Rechte in der heutigen Politik weltweit

*Perramond, Eric P.,* Unsettled Waters. Rights, Law, and Identity in the American West

*Pfahl-Traughber, Armin*, Rechtsextremismus in Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme

*Pravilova, Ekaterina A.*, A Public Empire. Property and the Quest for the Common Good in Imperial Russia

*Pritchard, Sara B.,* Confluence. The Nature of Technology and the Remaking of the Rhône

*Quent, Matthias*, Deutschland rechts außen. Wie die Rechten nach der Macht greifen und wie wir sie stoppen können

*Quent, Matthias,* Rassismus, Radikalisierung, Rechtsterrorismus. Wie der NSU entstand und was er über die Gesellschaft verrät

*Rothenburg, Daniel,* Irrigation, Salinity, and Rural Communities in Australia's Murray-Darling Basin, 1945–2020

*Rother, Bernd*, Sozialdemokratie global. Willy Brandt und die Sozialistische Internationale in Lateinamerika
*Rother, Bernd*, »Willy Brandt muss Kanzler bleiben!« Die Massenproteste gegen das Misstrauensvotum 1972
*Röpke, Andrea/Andreas Speit* (Hrsg.), Blut und Ehre. Geschichte und Gegenwart rechter Gewalt in Deutschland
*Ruppenthal, Jens,* Raubbau und Meerestechnik. Die Rede von der Unerschöpflichkeit der Meere
*Sackel, Johanna,* Wem gehört das Meer? Globale Ressourcen und die dritte UN-Seerechtskonferenz (1968–1994)
*Schreiber, Christoph*, »Deutsche, auf die wir stolz sind.« Untersuchungen zur NDPD
*Schulze*, *Christoph,* Rassismus in nationalsozialistischer Tradition. Der Neonazi Jürgen Rieger (1946–2009)
*Schulze, Christoph,* Rechtsextremismus. Gestalt und Geschichte
*Sheail, John,* An Evironmental History of Twentieth-Century Britain
*Steinbacher, Sybille* (Hrsg.), Rechte Gewalt in Deutschland. Zum Umgang mit dem Rechtsextremismus in Gesellschaft, Politik und Justiz
*Strobl, Natascha,* Radikalisierter Konservatismus. Eine Analyse
*Sundermeyer*, *Olaf,* Rechter Terror in Deutschland. Eine Geschichte der Gewalt
*Teidelbaum, Lucius,* Die christliche Rechte in Deutschland. Strukturen, Feindbilder, Allianzen
*Teidelbaum, Lucius,* Pegida. Die neue deutschnationale Welle auf der Straße
*Thiele, Alexander*, Der konstituierte Staat. Eine Verfassungsgeschichte der Neuzeit
*Turda, Marius* (Hrsg.), A Cultural History of Race, 6 Bde.
Bd. 1: *McCoskey, Denise Eileen*, A Cultural History of Race in Antiquity
Bd. 2: *Hahn, Thomas*, A Cultural History of Race in the Middle Ages
Bd. 3: *Coles, Kimberly Anne/Dorothy Kim*, A Cultural History of Race in the Renaissance and Early Modern Age
Bd. 4: *Hudson, Nicholas*, A Cultural History of Race in the Reformation and Enlightenment
Bd. 5: *Mogilner, Marina B.,* A Cultural History of Race in the Age of Empire and the Nation State
Bd. 6: *Golash-Boza, Tanya Maria*, A Cultural History of Race in the Modern and Genomic Age
*Uekötter, Frank,* Im Strudel. Eine Umweltgeschichte der modernen Welt
*Virchow, Fabian*, Nicht nur der NSU. Eine kleine Geschichte des Rechtsterrorismus in Deutschland
*Wey, Klaus-Georg,* Umweltpolitik in Deutschland. Kurze Geschichte des Umweltschutzes in Deutschland seit 1900
*White, James D.,* Red Hamlet. The Life and Ideas of Alexander Bogdanov
*Worster, Donald*, Rivers of Empire. Water, Aridity, and the Growth of the American West
*Wowtscherk, Christoph*, Was wird, wenn die Zeitbombe hochgeht? Eine sozialgeschichtliche Analyse der fremdenfeindlichen Ausschreitungen in Hoyerswerda im September 1991
*Yao, Joanne,* The Ideal River. How Control of Nature Shaped the International Order

*Zeisler-Vralsted, Dorothy,* Rivers, Memory, and Nation-Building. A History of the Volga and Mississippi Rivers

## Die Autorinnen und Autoren des Bandes

**Knud Andresen**, geb. 1965; PD Dr.; seit 2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und seit 2015 Privatdozent an der Universität Hamburg. Studium der Geschichte und Politik in Hamburg; 2010 Gastwissenschaftler an der Universität Kopenhagen, 2019 Lehrstuhlvertretung an der Universität Greifswald, 2019/2020 an der Universität Hamburg. Veröffentlichungen u. a.: Triumpherzählungen. Wie Gewerkschafter über ihre Erinnerungen sprechen, Essen 2014; Gebremste Radikalisierung. Die IG Metall und ihre Jugend 1968 bis in die 1980er Jahre, Göttingen 2016; zusammen mit *Bart van der Steen* (Hrsg.), A European Youth Revolt in 1980/81? European Perspectives on Youth Protest and Social Movements in the 1980s, Basingstoke 2016; zusammen mit *Mario Kessler/Axel Schildt* (Hrsg.), Dissidente Kommunisten. Das sowjetische Modell und seine Kritiker, Berlin 2018; zusammen mit *Sebastian Justke/Detlef Siegfried* (Hrsg.), Apartheid and Anti-Apartheid in Western Europe, Basingstoke 2021; Wo ist der Großstädter zuhause? Hamburger Stadtteilgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2021, Hamburg 2022, S. 13–34.

**Sebastian Bischoff**, geb. 1978; Dr.; Studium der Geschichte, Soziologie, Philosophie an der Universität Heidelberg und der HU und FU Berlin. Durchführung des Projekts »Konservative und (extrem) rechte Perspektiven auf die bundesdeutsche ›sexuelle Revolution‹ seit den 1960er Jahren« an der Universität Bielefeld, zuvor 2014–2023 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Paderborn, 2016–2018 Geschäftsführer des Historischen Instituts. Herausgeber der Reihe »Sexualities in History« bei Vandenhoeck & Ruprecht und Redakteur des Schwerpunkts »Zeitgeschichte der Rechten« bei Zeitgeschichte Online. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Frank Oliver Sobich*, Feinde werden. Zur nationalen Konstruktion existenzieller Gegnerschaft: Drei Fallstudien, Berlin 2015; Kriegsziel Belgien. Annexionsdebatten und nationale Feindbilder in der deutschen Öffentlichkeit, 1914–1918, Münster/New York 2018; zusammen mit *Barbara Frey/Andreas Neuwöhner* (Hrsg.), Koloniale Welten in Westfalen, Paderborn 2021; Nation und Perversion. Der »Anti-Porno-Anwalt«. Manfred Roeder und sein Übergang in die völkisch-radikalnationalistische Rechte, 1969–1975, in: GG 48, 2022, H. 4, S. 1–34; zusammen mit *Sina Arnold*, Marginal(ized) Plurality: An Empirical Conceptualization of Michael Rothberg's »Multidirectional Memory« in German Educational Settings, in: Memory Studies 17, OnlineFirst (2023).

**Anna Corsten**, geb. 1991; Dr.; Studium der Geschichte, Soziologie und Neueren Geschichte in Jena und Lausanne; seit 2022 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neueste Geschichte/Zeitgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena; zuvor 2020–2022 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte München-Berlin; 2016–2020 Promotionsstudentin in Leipzig; Promotions-

stipendium Gerda Henkel Stiftung; 2020 Fellow am Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust Studien (VWI); 2019 Fellow am Zentrum für Holocaust-Studien München; 2017 Fellow am GHI Washington D. C. Veröffentlichungen u. a.: Unbequeme Erinnerer. Emigrierte Historiker in der westdeutschen und US-amerikanischen NS- und Holocaust-Forschung, 1945–1998, Stuttgart 2023; Writing about the Holocaust as Scholars and Survivors – Early Holocaust Research and the Practice of Restitution and Reparation, in: JMEH 21, 2023, S. 326–342; »Over and over, she returns like a ghost.« Reflections on the Conflict between Hannah Arendt and Raul Hilberg, in: *Wulf Kansteiner/René Schlott* (Hrsg.), Hilberg and Holocaust Historiography, New York (in Vorbereitung).

**Moritz Fischer**, geb. 1995; Dr. des.; Studium in München; seit 2023 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geschichte der Neuzeit (19.–21. Jh.) mit ihren Wissens- und Technikkulturen am Historischen Institut der RWTH Aachen. Zuvor Promotion am Institut für Zeitgeschichte München-Berlin zur Geschichte der Partei »Die Republikaner« zwischen 1983 und 1994. 2019–2022 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte der WWU Münster im DFG-Projekt »Kritische Online-Edition der Tagebücher Michael Kardinal von Faulhabers (1911–1952)«. Veröffentlichungen u. a.: Zwangssterilisation und »Euthanasie« in Landshut. Das Erbgesundheitsgericht Landshut und die nationalsozialistischen »Euthanasie«-Morde, Landshut 2018; Die »Parteienkrise« und die Identität des Konservativen. Die Gründung der Republikaner 1983–1985, in: *Felix Lieb/Thorsten Holzhauser* (Hrsg.), Parteien in der »Krise«. Wandel der Parteiendemokratie in den 1980er- und 1990er-Jahren, Berlin 2021, S. 70–83; Die Neue Rechte im letzten Jahrzehnt der Bonner Republik. Armin Mohler, Franz Schönhuber, Hellmut Diwald und die Gründung des »Deutschlandrats« 1983, in: VfZ 71, 2023, S. 111–153.

**Thomas Großbölting**, geb. 1969; Prof. Dr.; seit 2020 Professor für Zeitgeschichte an der Universität Hamburg und Direktor der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Nach dem Studium in Köln, Rom und Münster wissenschaftlicher Assistent und Oberassistent in Münster (1998–2004), Vertretungsprofessor in Magdeburg (2005), Leiter der Abteilung Bildung und Forschung der Stasiunterlagenbehörde in Berlin (2005–2007), Professor für Geschichte der Neuzeit in Magdeburg (2007–2009), German Chair und Distinguished Visiting Professor an der Universität von Toronto/Munk Centre for International Studies (2008–2009), Professur für neuere und neueste Geschichte an der Universität Münster (2009–2020). Veröffentlichungen u. a.: Alfred Müller-Armack – die politische Biografie eines Ökonomen, Münster 2023; Die schuldigen Hirten. Geschichte des sexuellen Missbrauchs in der katholischen Kirche, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2022; zusammen mit *Bernhard Frings/Klaus Große Kracht/Natalie Powroznik* u. a., Macht und sexueller Missbrauch in der katholischen Kirche. Betroffene, Beschuldigte und Vertuscher im Bistum Münster seit 1945, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2022; Wiedervereinigungsgesellschaft. Aufbruch und Entgrenzung in Deutschland seit 1990, Bonn 2020; 1968 in Westfalen. Akteure, Formen und Nachwirkungen einer Protestbewegung, Münster 2018; Volksgemeinschaft in der Kleinstadt. Kornwestheim 1920–1950, Stuttgart 2017; Der verlorene Himmel. Glauben in Deutschland seit 1945, Göttingen 2013; »Im Reich

der Arbeit«. Die Repräsentation gesellschaftlicher Ordnung in Industrie- und Gewerbeausstellungen 1790–1913, München 2008; SED-Diktatur und Gesellschaft. Bürgertum, Bürgerlichkeit und Entbürgerlichung in Magdeburg und Halle, Halle an der Saale 2001.

**Laura Haßler**, geb. 1994; M. A.; seit 2020 Doktorandin am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam und Stipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung mit einem Projekt zur Jugendorganisation der NPD, »Junge Nationaldemokraten«. Zuvor Studium der Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Julian Genner*, Bunker gegen die Zukunft, in: Cache 01 (Gegen|Wissen Okt 2020), 5.1.2021; Militarisierung statt Liberalisierung? Rechtes Liedgut der Bundeswehr seit den 1950er Jahren, Potsdam 2019; Junge Deutsche Stimmen. Die Schülerzeitungen der Jungen Nationaldemokraten (JN), in: *Wolfgang Braungart/Gabriele Guerra/Justus H. Ulbricht* (Hrsg.), Jugend ohne Sinn? Eine Spurensuche zu Sinnfragen der jungen Generation 1945–1949, Göttingen 2022, S. 367–371.

**Kirsten Heinsohn**, geb. 1963; Prof. Dr.; seit 2015 stellvertretende Direktorin der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und seit 2020 Professorin für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg; zuvor Habilitation (2006) und Promotion (1995) an der Universität Hamburg, 2002–2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hamburg), 2007–2013 Vertretungsprofessuren u. a. in Bielefeld und Hamburg, 2013–2015 Associate Professor an der Universität Kopenhagen; Mitherausgeberin Archiv für Sozialgeschichte seit 2018. Veröffentlichungen u. a.: Konservative Parteien in Deutschland 1912 bis 1933. Demokratisierung und Partizipation in geschlechterhistorischer Perspektive, Düsseldorf 2010; Gruppenbild ohne Dame. Demokratie in der frühen Bundesrepublik, in: VfZ 69, 2021, S. 679–687; zusammen mit *Rainer Nicolaysen* (Hrsg.), Belastete Beziehungen. Studien zur Wirkung von Exil und Remigration auf die Wissenschaften in Deutschland nach 1945, Göttingen 2021; Universität und Stadt – eine spannungsreiche Beziehung, in: *Rainer Nicolaysen/Eckart Krause/Gunnar B. Zimmermann* (Hrsg.), 100 Jahre Universität Hamburg. Studien zur Hamburger Wissenschaftsgeschichte in vier Bänden, Bd. 1: Allgemeine Aspekte und Entwicklungen, Göttingen 2020, S. 56–86; zusammen mit *Klaus Weinhauer/Anthony McElligott* (Hrsg.), Germany 1916–23. A Revolution in Context, Bielefeld 2015.

**Wulf D. Hund**, geb. 1946; Prof. Dr.; Professor für Soziologie i. R. an der Universität Hamburg. Forschungen und Publikationen zur Kommunikationssoziologie, Kultursoziologie, Politischen Ideengeschichte, Geschichte der Arbeiterbewegung und, seit Anfang der 1990er-Jahre, Rassismusanalyse. Veröffentlichungen u. a.: (Hrsg.), Entfremdete Körper. Rassismus als Leichenschändung, Bielefeld 2009; zusammen mit *Jeremy Krikler/David Roediger* (Hrsg.), Wages of Whiteness & Racist Symbolic Capital, Münster 2010; zusammen mit *Christian Koller/Moshe Zimmermann* (Hrsg.), Racisms Made in Germany, Münster 2011; zusammen mit *Alana Lentin* (Hrsg.), Racism and Sociology, Münster 2014; zusammen mit *Charles W. Mills/Silvia Sebastiani* (Hrsg.), Simianization. Apes, Gender, Class, and Race, Münster 2015; Negative Verge-

sellschaftung. Dimensionen der Rassismusanalyse, Münster 2014 (zuerst 2006); Rassismus, Bielefeld 2007; Wie die Deutschen weiß wurden. Kleine (Heimat)Geschichte des Rassismus, Stuttgart 2017 (Sonderausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung Bonn 2018); Rassismus und Antirassismus, Köln 2022 (zuerst 2018); Marx and Haiti. Towards a Historical Materialist Theory of Racism, Münster 2022; Vor, mit, nach und ohne ›Rassen‹. Reichweiten der Rassismusforschung, in: AfS 52, 2012, S. 725–763; Rassismusanalyse in der Rassenfalle. Zwischen »raison nègre« und »racialization«, in: AfS 56, 2016, S. 511–548.

**Massimiliano Livi**, geb. 1974; PD Dr. Dr.; Studium der Anglistik und Germanistik in Perugia sowie der Soziologie in Münster (Promotion) und der Geschichte in Florenz (Promotion). Seit 2016 Privatdozent für westeuropäische Geschichte an der Universität Trier. Zuvor 2009–2016 Projektleiter im Exzellenzcluster »Religion und Politik« sowie Dozent für westeuropäische und italienische Geschichte des 20. Jahrhunderts, beides an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Autor zahlreicher Publikationen und Forschung zu verschiedenen Themen der Zeitgeschichte, mit einem speziellen Fokus auf Italien, insbesondere aus der Perspektive der kulturellen und sozialen Transformationen, mit dem Ansatz Historische Trendforschung. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Christian Jansen*, Giorgia Meloni und der Rechtsruck in Italien: Eine Analyse fünf Monate nach der Wahl, in: Leviathan 51, 2023, S. 169–185; Das italienische Welfare. Stabilität und Krise eines regulativen und machtpolitischen Instruments, in: *Christoph Lorke/Rüdiger Schmidt* (Hrsg.), Der Zusammenbruch der alten Ordnung? Die Krise der Sozialen Marktwirtschaft und der neue Kapitalismus in Deutschland und Europa, Stuttgart 2020, S. 315–336; Das politische System Italiens seit den 1970er Jahren: Legitimationskrise oder Formwandel der Demokratie?, in: *Stefano Cavazza/Thomas Großbölting/Christian Jansen* (Hrsg.), Massenparteien im 20. Jahrhundert. Christ- und Sozialdemokraten, Kommunisten und Faschisten in Deutschland und Italien, Stuttgart 2018, S. 229–256.

**Ulrike Löffler**, geb. 1990; Studium Geschichte, Anglistik/Amerikanistik und Erziehungswissenschaften in Jena und Berkeley; erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien, 2020–2023 Promotionsstipendiatin beim Evangelischen Studienwerk Villigst mit einer Untersuchung zur Geschichte und Bildungsarbeit bundesdeutscher NS-Gedenkstätten. Zuvor 2014–2020 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena: zunächst am Lehrstuhl für Geschichte in Medien und Öffentlichkeit, später am Europäischen Kolleg »Repräsentationen des 20. Jahrhunderts«. Veröffentlichungen u. a.: »Zeitgeschichte im Lichte des Wortes Gottes prüfen«. Christliche Bezüge in der Gedenkstättenarbeit der alten Bundesrepublik, in: *Insa Eschebach/Gabriele Hammermann/Thomas Rahe* (Hrsg.), Religiöse Praxis in Konzentrationslagern und anderen NS-Haftstätten, Göttingen 2021, S. 150–170; zusammen mit *Jonathan Zisook/Florian Zabransky/Laura Stöbener* u. a. (Hrsg.), From Centre to Periphery and Beyond: The History and Memory of National Socialist Camps and Killing Sites, Berlin 2023 (im Erscheinen).

**Sebastian Lotto-Kusche**, geb. 1987; Dr.; Studium in Kassel; seit 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für regionale Zeitgeschichte und Public

History der Europa-Universität Flensburg. Zuvor 2015–2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Geschichte und Geschichtsdidaktik der Europa-Universität Flensburg; 2015 Promotion an der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Veröffentlichungen u. a.: Der Völkermord an den Sinti und Roma und die Bundesrepublik. Der lange Weg zur Anerkennung 1949–1990, Berlin/Boston 2022; Zur Deportation der Sinti und Roma am 16. Mai 1940 aus Flensburg. Opferschicksale, Kämpfe der Überlebenden um Entschädigung und Strafverfolgung, in: Grenzfriedenshefte 69, 2022, S. 3–38; zusammen mit *Leah Zeidler*, Der ganz normale Sonderfall. NS-Belastungen der Flensburger Kommunalpolitik im demokratischen Neuanfang, in: *Uwe Danker* (Hrsg.), Geteilte Verstrickung: Elitenkontinuitäten in Schleswig-Holstein, Husum 2021, S. 520–565.

**Yves Müller**, geb. 1982; M. A.; Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Gender Studies in Berlin, Promotion an der Universität Hamburg, seit 2023 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Landesgeschichte in Halle (Saale) beim Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt. Dort mit dem BMBF-geförderten Projekt »Institutioneller Rassismus in den Sicherheitsbehörden der DDR«. Zuvor wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Hamburg und Promotionsstipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Dort Promotion zu Organisation und Männlichkeit in der nationalsozialistischen Sturmabteilung (SA) im Zweiten Weltkrieg. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Robert Claus/Esther Lehnert* (Hrsg.), »Was ein rechter Mann ist…«. Männlichkeiten im Rechtsextremismus, Berlin 2010; zusammen mit *Reiner Zilkenat* (Hrsg.), Bürgerkriegsarmee. Forschungen zur nationalsozialistischen Sturmabteilung (SA), Frankfurt am Main 2013; »Faschistische Grundstruktur«. Lutz Niethammers Analyse der extremen Rechten (1969), in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 16, 2019, S. 197–205; zusammen mit *Dominik Rigoll*, Zeitgeschichte des Nationalismus. Für eine Historisierung von Nationalsozialismus und Rechtsradikalismus als politische Nationalismen, in: AfS 60, 2020, S. 323–351; Herbert Böhme (1907–1971). »SA-Lyriker« und Netzwerker der »nationalen Opposition«, in: *Gideon Botsch/Christoph Kopke/Karsten Wilke* (Hrsg.), Rechtsextrem: Biografien nach 1945, Berlin/Boston 2023, S. 75–95.

**Fabian Rausch**, geb. 1985; Dr.; Studium in Freiburg und Paris, seit 2016 Referent bei der Studienstiftung des deutschen Volkes Bonn. Zuvor 2015–2016 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; 2016 Promotion ebd.; Preisträger des Wolf-Erich-Kellner-Preises für Liberalismus-Forschung; Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes, der Fazit-Stiftung, des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte Mainz und Gastwissenschaftler am Deutschen Historischen Institut Paris. Veröffentlichungen u. a.: Konstitution und Revolution. Eine Kulturgeschichte der Verfassung in Frankreich, 1814–1851, Berlin/Boston 2019; (Hrsg.), The Post-Revolutionary Experience of 1814/15, Themenheft JMEH 15, 2017; »Constitutional Fever«? Constitutional Integration in Post-Revolutionary France, Great Britain and Germany, 1814–c.1835, in: ebd., S. 221–242.

**Dominik Rigoll**, geb. 1975; Dr.; seit 2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Zuvor 2009–2010 wissenschaftlicher Projektkoordinator und Forschungsgruppenleiter am Centre Marc Bloch Berlin, 2010–2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Friedrich-Schiller-Universität Jena sowie von Februar bis März 2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte, Abteilung Berlin. Fellowships am History Departement der Princeton University und am Institut d'histoire du temps présent Paris. Veröffentlichungen u. a.: Staatsschutz in Westdeutschland. Von der Entnazifizierung zur Extremistenabwehr, Göttingen 2013; zusammen mit *Yves Müller*, Zeitgeschichte des Nationalismus. Für eine Historisierung von Nationalsozialismus und Rechtsradikalismus als politische Nationalismen, in: AfS 60, 2020, S. 323–351; Public History von links nach rechts. Zur De:Nationalisierung des Zeithistorischen in Besatzungszeit und Bundesrepublik, in: *Frank Bösch/Stefanie Eisenhuth/Hanno Hochmuth* (Hrsg.), Public Historians. Zeithistorische Interventionen seit 1945, Göttingen 2021, S. 87–105; Internationalismus von rechts. Deutsch-französische Annäherung unter nationalistischen Vorzeichen am Beispiel von Friedrich Grimm (1888–1959), in: *Anne Couderc/Corine Defrance/Ulrich Pfeil* (Hrsg.), Versöhnung. Geschichte eines Begriffs zwischen Vergessen und Erinnern, Brüssel 2022, S. 241–264.

**Frank Schauff**, geb. 1967; Dr.; Studium der Geschichte, Politikwissenschaften und Slavistik an der Universität zu Köln, der Staatlichen Universität Volgograd (UdSSR) und Abschluss an der London School of Economics and Political Science (LSE) sowie Studium der Betriebswissenschaft an der Privaten Hochschule Göttingen. Unternehmensberater in Berlin. Zuvor Promotion in osteuropäischer Geschichte an der Universität zu Köln; Internationaler Sekretär der Jusos, außenpolitischer Berater des SPD-Parteivorstands, Hauptgeschäftsführer der Association of European Businesses (AEB) in Russland. Lehrbeauftragter am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin (2001–2005), Gastprofessor an der Akademie für Volkswirtschaft und öffentliche Verwaltung beim Präsidenten der Russischen Föderation (2016–2017). Veröffentlichungen u. a.: The Company Choir of Terror: The Military Council of the 1930s – The Red Army between the XVIIth and the XVIIIth Party Congress, in: *Geoffrey Jensen* (Hrsg.), Warfare in Europe 1919–1938, London/New York 2016, S. 498–529; La diplomacia de Stalin en el ruedo español (1936–1939), in: Fundación Pablo Iglesias (Hrsg.), Los rusos en la guerra de España, Madrid 2009, S. 82–92; Der Spanische Bürgerkrieg, Göttingen 2006; Einheitsfront gescheitert. Erich Ollenhauer, Santiago Carrillo und der Spanische Bürgerkrieg, in: *Florian Legner* (Hrsg.), ¡Solidaridad! Deutsche im Spanischen Bürgerkrieg, Berlin 2006, S. 133–163; Der verspielte Sieg – Sowjetunion, Kommunistische Internationale und Spanischer Bürgerkrieg 1936–1939, Frankfurt am Main/New York 2005 (zuerst 2004, span. Ausgabe 2008, russ. Ausgabe 2017).

**Johannes Schütz**, geb. 1984; Dr.; Studium Geschichte und Philosophie in Dresden. Seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Technischen Universität Dresden, seit April 2020 dort Leiter des DFG-Projekts »Polyphonie der Heimat. Konstruktionen von Gemeinschaft durch Imaginationen, Praktiken und Gefühlen in Sachsen, 1969–2000«. Zuvor Mitglied im

Graduiertenkolleg »Expertenkulturen des 12. bis 18. Jahrhunderts« an der Georg-August-Universität Göttingen, dort 2013 Promotion mit einer wissenshistorischen Arbeit zur Rolle von Experten im Zusammenspiel von Kirche und Gesellschaft des mittelalterlichen Skandinaviens. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Raj Kollmorgen/Steven Schäller* (Hrsg.), Die neue Mitte? Ideologie und Praxis der populistischen und extremen Rechten, Köln/Wien 2021; »Heimat-Liebe« in der DDR. Beobachtungen zu Diskursformationen, Gefühlsregimen und Emotionspraktiken, in: Volkskunde in Sachsen. Jahrbuch für Kulturanthropologie 33, 2021, S. 179–201; Wenn Heimat Angst macht. »Gewalt der Vereinigung« in biografischen Erzählungen, in: Zeitgeschichte-online, 21.5.2021, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/wenn-heimat-angst-macht>.

**Janosch Steuwer**, geb. 1983; Dr.; Studium in Bochum und Bielefeld; seit 2023 wissenschaftlicher Mitarbeiter am NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln und der Universität zu Köln, wo er an einer Habilitation zur Auseinandersetzung mit der extremen Rechten in Deutschland und Europa seit den späten 1970er-Jahren arbeitet. Zuvor wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Halle an der Saale, Zürich und Bochum, wo er 2015 mit einer Arbeit zur Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus promoviert wurde. Mitherausgeber des Online-Magazins »Geschichte der Gegenwart«. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Till Kössler* (Hrsg.), Brandspuren. Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er Jahre, Bonn 2023; zusammen mit *Till Kössler*, Gewalttaten, Gewaltdeutungen. Historische Perspektiven auf die rechte Gewalt der frühen 1990er Jahre, in: ebd., S. 24–48; Die Zeit der Brandanschläge und wir. Erinnerungspolitische Fragen im Abstand von drei Jahrzehnten, in: ebd., S. 292–309; Öffentliche Meinung. Elisabeth Noelle-Neumann: Die Schweigespirale (1974), in: *Monika Wulz/Max Stadler/Nils Güttler* u. a. (Hrsg.), Deregulation und Restauration. Eine politische Wissensgeschichte, Berlin 2021, S. 104–125; zusammen mit *Max Stadler/Monika Wulz* (Hrsg.), Rechtes Wissen. Konstellationen zwischen Universität und Politik, Zürich 2021; Die Chance der Rechten, in: Mittelweg 36 30, 2021, H. 5–6 (Sonderheft zu »Verbrechen der Wehrmacht«. Anmerkungen zu einer Ausstellung), S. 71–105; »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«. Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933–1939, Göttingen 2017.

**Maik Tändler**, geb. 1979; Dr.; Studium und Promotion in Göttingen; seit 2023 Researcher am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin, Forschungsbereich Geschichte der Gefühle; zuvor 2015–2022 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Jena, 2021 Forschungsstipendiat des Fritz Bauer Instituts, Frankfurt am Main. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Norbert Frei/Franka Maubach/Christina Morina* (Hrsg.), Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Berlin 2019; zusammen mit *Tobias Freimüller*, Das Schweigen der Elite. Der Fall Hofstätter und die »Bewältigung« der NS-Vergangenheit 1963, in: *Tim Schanetzky/Tobias Freimüller/Kristina Meyer* u. a. (Hrsg.), Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projekts, Göttingen 2020, S. 131–146; Against Universalism. Right-Wing Human Rights Criticism in the Weimar Republic, in: *Dieter Gosewinkel/Annette Wein-*

*ke* (Hrsg.), Menschenrechte und ihre Kritiker. Ideologien, Argumente, Wirkungen, Göttingen 2019, S. 52–66; Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den siebziger Jahren, Göttingen 2016.

**Caner Tekin**, geb. 1983; Dr.; Studium in Bochum, Brüssel und Izmir, seit 2021 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziale Bewegungen der Ruhr-Universität Bochum; seit 2021 Postdoc-Stipendiat der Fritz Thyssen Stiftung, zuvor 2017–2019 Lehrbeauftragter an der Ruhr-Universität Bochum sowie 2017 Postdoc-Stipendiat des Leibniz-Forschungsverbunds »Historische Authentizität«/»Wert der Vergangenheit«. Veröffentlichungen u. a.: Debating Turkey in Europe. Identities and Concepts, Berlin 2020; (Hrsg.), Migration Letters, 2023, Nr. 1; (Hrsg.), Moving the Social, 2021, Nr. 65; zusammen mit *Nuria Cafaro/Bernd Hüttner* (Hrsg.), Gelingende und misslingende Solidarisierungen. Spontane Streiks in Westdeutschland um 1973, Berlin 2023; zusammen mit *Stefan Berger* (Hrsg.), History and Belonging. Representations of the Past in Contemporary European Politics, New York 2018.

**Katharina Trittel**, geb. 1984; Dr.; Studium der Deutschen Philologie, Mittleren und Neueren Geschichte und Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie in Göttingen. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen in der »Forschungs- und Dokumentationsstelle zur Analyse politischer und religiöser Extremismen in Niedersachsen« (FoDEx), leitende Redakteurin des Public-History-Magazins »Lernen aus der Geschichte« und Postdoc-Fellow am Literaturarchiv Marbach. Bis 2022 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Rechtsradikalismus bei FoDEx am Institut für Demokratieforschung an der Georg-August-Universität Göttingen. Seit 2011 in Forschung und Lehre am Institut für Demokratieforschung in Göttingen. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit *Florian Finkbeiner/Lars Geiges*, Rechtsradikalismus in Niedersachsen. Akteure, Entwicklungen und lokaler Umgang, Bielefeld 2019; Hermann Rein und die Flugmedizin. Erkenntnisstreben und Entgrenzung, Paderborn 2018; zusammen mit *Sören Isele/Florian Finkbeiner*, Vom »Wächter am Tor« zum »einsamen Wolf«. Der Multifunktionär Hans-Michael Fiedler und die Transformation der radikalen Rechten in Südniedersachsen, FoDEx-Studie, Göttingen 2021; zusammen mit *Florian Finkbeiner*, Traditionslinien des Rechtsradikalismus in der politischen Kultur Niedersachsens. Ein historischer Problemaufriss, FoDEx-Studie Rechtsradikalismus, Göttingen 2019; Zwischen Erkenntnisstreben und Entgrenzung. Das Selbstverständnis der Flugmediziner im Dienst der Wehrmacht als Grundlage ihrer Elitenkontinuität, in: *Philipp Rauh/Marion Voggenreiter/Susanne Ude-Koeller* u. a. (Hrsg.), Medizintäter. Ärzte und Ärztinnen im Spiegel der NS-Täterforschung, Köln/Wien 2022, S. 397–419; zusammen mit *Florian Finkbeiner*, Die radikale Rechte an der Georgia Augusta. Hans-Michael Fiedler und das Netzwerk des Ostpolitischen Deutschen Studentenverbandes (1965–1974), in: Göttinger Jahrbuch 69, 2021, S. 194–231.

**Vojin Saša Vukadinović**, geb. 1979; Studium in Freiburg im Breisgau und Basel, Promotion zur Geschlechtergeschichte des deutschen Linksterrorismus in Berlin. Forschung zu politischer Gewalt und den Emanzipationsbewegungen des 20. Jahrhunderts, zur Kulturgeschichte des Kapitalismus, zu Sexualität, zu exilierten Au-

torinnen der 1930er- und 1940er-Jahre und zum Nachleben der Shoa. Veröffentlichungen u. a.: Rassismus für Einsteiger. Der neue Kollektivismus, Deutschland und der akzeptierte Antisemitismus, Berlin 2023; (Hrsg.), Rassismus. Von der frühen Bundesrepublik bis zur Gegenwart, Berlin/Boston 2023; (Hrsg.), Randgänge der Neuen Rechten. Philosophie, Minderheiten, Transnationalität, Bielefeld 2022; (Hrsg.), Zugzwänge. Flucht und Verlangen, Berlin 2020; (Hrsg.), Freiheit ist keine Metapher. Antisemitismus, Migration, Rassismus, Religionskritik, Berlin 2018.

**Stefan Zeppenfeld**, geb. 1990; Dr.; Studium in Münster, Istanbul und Berlin; seit 2022 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Ruhr-Universität Bochum im Verbundprojekt »Kulturen des Kompromisses«. Postdoc-Projekt zur Geschichte der Freizeitgestaltung im 20. Jahrhundert. Zuvor 2016–2020 Doktorand am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF), 2020 Promotion an der Universität Potsdam. 2020–2022 wissenschaftlicher Referent im Referat Public History im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn. Veröffentlichungen u. a.: Vom Gast zum Gastwirt? Türkische Arbeitswelten in West-Berlin, Göttingen 2021; Feuerlöscher, Revolver und der Kampf um Anerkennung. Migrantische Reaktionen auf rassistische Gewalt in Westdeutschland, in: *Till Kössler/Janosch Steuwer* (Hrsg.), Brandspuren. Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er-Jahre, Bonn 2023, S. 204–224.

**Benjamin Ziemann**, geb. 1964; Prof. Dr.; Studium in Berlin, Promotion in Bielefeld 1996; seit 2011 Professor of Modern German History an der University of Sheffield; Aufenthalte als Gastwissenschaftler u. a. an der University of York, Humboldt-Universität zu Berlin und an der Kyoritsu Women's University in Tokio. Veröffentlichungen u. a.: Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern, Essen 2013 (engl. 2017); Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918–1933, Bonn 2014; Martin Niemöller. Ein Leben in Opposition, München 2019; zusammen mit *Nadine Rossol* (Hrsg.), Aufbruch und Abgründe. Das Handbuch der Weimarer Republik, Darmstadt 2021.

In aktuellen Diskussionen wird Rechtsextremismus häufig als etwas außerhalb der Gesellschaft Stehendes verstanden. Dagegen zeigen Stimmgewinne rechtsextremer, nationalistischer Parteien in Deutschland und Europa ein anderes Bild. Diese Bewegungen lediglich als »Betriebsunfälle« zu interpretieren, verkennt die historischen Kontinuitäten in rechtsextremen Milieus ebenso wie soziale Brüche und ideologische Neuausrichtungen.
Die Beiträge des Bandes liefern Ansätze zu einer Gesellschaftsgeschichte des Rechtsextremismus. Zu fragen ist insbesondere, was gestern und was heute Rechtsextremismus ausmachte. Lassen sich soziale und politische Veränderungen im rechtsextremen Milieu seit 1945 feststellen, und welche Ursachen können dafür genannt werden? Welche Akteur*innen prägten und förderten rechtsextreme Bewegungen? Wie reagierten Institutionen und Gruppen, die durch Rechtsextreme bedroht wurden oder diese bekämpften? Der Band erkundet die historische Genese, die Bedeutungen und die gesellschaftlichen Funktionen von Rechtsextremismus nach 1945 bis hinein ins 21. Jahrhundert.

978-3-8012-4295-4
www.dietz-verlag.de